32101 064469263

0902
.407

ANNEX LIB.

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Library of

Princeton University.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

9. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1850.

(RECAP)

0902
.407
Jahrs 9, pt. 1
1850

Inhalt.

Nr. 1. Zum ersten Januar 1850. Seite 1. — Die Märzpoeten. S. 5. — Reisetagebuch aus dem östreich. Oberland: 1) Die unschuldige Syrene. S. 13. — Der k. k. Unterrichtsminister Graf Leo Thun. S. 25. — Neue Schriften über Ungarn. S. 31. — Wir Kleindeutschen. S. 37. — Ein Brief von Kaiser Faustin I. S. 39.

Nr. 2. Französische Romantik. Charaktermasken. S. 41. — J. Grimm's Geschichte der deutschen Sprache. S. 48. — Die deutsche Kriegsflotte. S. 56. — Politische Weihnachtsbilder aus Sachsen. I. S. 61. — Die letzte Serenade. Episode aus der ungarischen Revolution. S. 67. — Tagebuch aus dem östreich. Oberland: 2) Der Schafbock. S. 73. 3) In Salzburg. S. 76. — Neuöstreichische Ritterschaft. Aus Wien. S. 78.

Nr. 3. Die Gleichberechtigung der Nationalitäten. Sendschreiben an Palacky. S. 81. — Politische Weihnachtsbilder aus Sachsen. II. (Beschluß.) S. 89. — Beiträge zur Geschichte der ungarischen Revolution. I. S. 95. — Tagebuch aus dem östreich. Oberland: 4) Die Emigranten. S. 104. 5) Der Erzherzog. S. 106. 6) Der rothe Fuhrmann. S. 109. — Mémoires d'outre tombe, von Chateaubriand. S. 111. — Neuer Roman von Ainsworth. S. 114. — Pendennis, von Thackeray. S. 116. — Gottfried Kinkel. (Eingesandt.) S. 118.

Nr. 4. Das deutsche Publikum und die fremde Belletristik. S. 121. — Zur antiromantischen Literatur. S. 127. — Neue dramatische Dichter. S. 132. — Von der Hannöverschen Nordseeküste. S. 137. — Beiträge zur Geschichte der ungarischen Revolution. II. S. 141. — Bilder aus Galizien: 1) Edelleute und Bauern. S. 148. — Wiener Zeitungen und Zeitungshelden: 1) Der Lloyd und Mr. Warrens. S. 154. 2) Der östreich. Correspondent. S. 159.

Nr. 5. Christliche Reminiscenzen in der modernen Kunst. S. 161. — Montalembert und die Jesuiten. S. 170. — Wiener Zeitungen und Zeitungshelden: 3) Herr Kuranda und die Ostdeutsche Post. S. 173. — Ein galizisches Dorf im Frühjahr 1848. S. 177. — Der Ausgang der ungar. Revolution: Die Katastrophe bei Facset. S. 186. — Neue Dramatiker: Der Erbförster, Tragödie von Otto Ludwig. S. 195. — Eingesendetes aus Gratz. S. 200.

Nr. 6. Der Schluß der parlamentarischen Komödie in Preußen. S. 201. — Aus Ungarn. S. 209. — Die Wahlbrüderschaft der Serben. S. 212. — Eine Bauernhochzeit in Galizien. S. 219. — Ein Urtheil über Görgey. Aus Pesth. S. 226. — Anfragen eines Laien in Betreff der modernen Musik. S. 229. — 1) Aus Berlin. Die Königsbotschaft in der zweiten Kammer. S. 234. — 2) Aus Berlin. S. 238. — Aus Brünn. S. 239. — Tadelnswerthe Concurrenz bei Macaulay's Geschichtswerk. S. 240. — Ein neues deutsches Kunstblatt. S. 240.

65872

ANNEKA

Nr. 7. Herr von Manteuffel und ein verkappter Demokrat. S. 241. — Erfurt und die Bauten zum Reichstag. S. 249. — F. Bodenstedt, Tausend und ein Tag im Orient. S. 251. — Wiener Zeitungen und Zeitungshelden: 4) Der Wanderer. — Neue Schriften über Ungarn. S. 262. — Rettung eines Wiener Legionärs. S. 269. — Neapel und Sicilien am Ende des Jahres 1849. I. S. 271. — Notturne aus Prag. S. 276. — Aus Wien. S. 279.

Nr. 8. Französische Romantik: Die Poesie des Contrastes. S. 281. — Neue Dramen. Der Genius und die Gesellschaft. S. 293. — Die gerichtlichen Verfolgungen gegen die Demokraten. S. 297. — Das schwarze Buch in Warschau. S. 303. — Mr. Pridham. Aus Wien. S. 309. — Herr von Feuchtersleben. S. 312. — Aus Prag. S. 319.

Nr. 9. Christus, Mahomed und Dammer. S. 321. — Geheime Polizei in Polen. S. 334. — Schriften über Ungarn. S. 344. — Ludwig Löhner. S. 350. — Fürst Windischgrätz. Aus Prag; dazu Anm. der Red. S. 355. — Aus dem Großherzogthum Posen. S. 359. — L. Blanc, Geschichte der Februarrevolution. S. 360.

Nr. 10. Die deutschen Kunstvereine. S. 361. — Französische Romantik: Neuchristliche Poesie. S. 368. — Die flämische Sprachbewegung und Hendrik Conscience. S. 382. — Macaulay und die englische Geschichtschreibung. S. 388. — Ein Tag in Homburg. S. 391. — Aus Wien. S. 396. — Frau Therese v. Pulszky. S. 398.

Nr. 11. Deutsche Staatsmänner. 1) Radowitz. S. 401. — 1) Kleine Bilder aus England. S. 413. — Hans Jörgel-Weis. S. 417. — Der Czar und die türkischen Südslaven. Von der Save. S. 421. — Ein demokratisches Manifest. S. 426. — Plaudereien aus Paris. S. 429. — Das Landesökonomiecollegium und die Ernte von 1849 im preuß. Staat. S. 433. — Aus Wien. S. 435. — Die Soiree des General Leyschin zu Belgrad. S. 436. — Otto Wigand für Schwarzenbergs Oestreich und Müller über Preußen. — Die 85. Sitzung des Verwaltungsrathes am 1. März 1850. S. 437. — Französische Literaturgeschichte von Nisard. S. 439.

Nr. 12. Französische Romantik: Lamartine. S. 441. — Deutsche Staatsmänner. 2) Manteuffel. S. 453. — 1) Oestreichische Finanzen. S. 459. — Austria felix. Aus Ollmütz. S. 465. — Der Erlaß des commandirenden Generals in Ungarn. S. 470. — Aus Wien. S. 473. — Die deutsche Sprache in Galizien. S. 474. — Zur Geschichte des englischen Postwesens. S. 475. — Literarische Novitäten in England. S. 477. — Haynau zum dritten Mal. — Politische Plaudereien. S. 478.

Nr. 13. Französische Romantik: Lamartine. II. S. 481. — 2) Kleine Bilder aus England. S. 495. — Preußen und der Bundesstaat. S. 499. — K. v. Schlözer, Livland. S. 504. — Die Hinrichtungen durch die Ungarn. S. 507. — Ein deutscher Bart in Rußland. (Eingesandt.) S. 513. — Aus Wien. S. 516. — Nachträgliches zur Charakteristik des Herrn von Radowitz. S. 519.

Zum ersten Januar 1850.

Die Tage des Jahres 1849 sind über unsere Häupter dahingezogen wie das wilde Heer, finster und schreckenvoll. Aus dem Schlachtenlärm aber, den Täuschungen und der Abspannung, welche die schwere Zeit über Einzelne, wie über die Staaten brachte, vermögen wir schon jetzt zu erkennen, daß die Deutschen grade in diesem Jahre einen großen Fortschritt gemacht haben in den höchsten Gestaltungen des menschlichen Geistes, in der Bildung ihres Staats.

Während am Ende des Jahres 48 das, was man damals Deutschland nannte, nichts als ein Chaos war, in welchem die feindlichen Gegensätze noch ungeschieden zusammenlagen und die bildende Kraft der Völker noch gestört wurde durch die fliegende Hitze eines plötzlichen Enthusiasmus, hat sich in dem Jahre der Reaction das Nichtzusammengehörige gesondert und der leidenschaftliche Drang nach Einheit ist in ein verständiges Erkennen der Grenzen, innerhalb derer die Vereinigung hervorzubringen ist, und der Mittel, durch welche sie erreicht werden kann, umgewandelt worden. Und der Boden des alten Germaniens mit den fremden Landschaften, welche an ihn gebunden sind, bietet gegenwärtig einen Anblick dar, der bis jetzt in der Geschichte noch nicht dagewesen ist, daß sich nämlich auf einem Terrain, welches durch historische Ueberlieferung als eine Einheit betrachtet wurde, zwei Staatsgebilde entwickeln, welche grade die entgegengesetzten Formen und Bedingungen für ihre Existenz zeigen, der neue Bundesstaat und das Kaiserthum Oestreich. Im Gebiet des Bundesstaates, zu dem wir für diese Betrachtung Sachsen, Hannover und Würtemberg vorläufig zurechnen dürfen, sehn wir eine Menge von größern und kleinen Einheiten mit souveränen, zum Theil alten Regentenhäusern, an Selbstständigkeit gewöhnt, bis jetzt durch sehr verschiedenartige Staatseinrichtungen von einander getrennt und über diesem Bewußtsein der Besonderheit überall den lebhaften Wunsch nach einer höhern Einheit, ein sehr energisches Streben, das Eigene und Eigenthümliche dem Gemeinschaftlichen, Allgemeinen nachzusetzen. Denn trotz dem Partikularismus, welchen wir hier und da tadeln, lebt diese ideale Sehnsucht im Grunde doch bei allen Parteien, und nur über den Weg, auf welchem die Einheit zu erreichen, sind die Meinungen verschieden. Dagegen der

Kaiserstaat erscheint als ein altes festgeschlossenes Ganze, als ein großes Dach, welches durch Jahrhunderte seine vielen Völker vereinigt hat. Und grade bei diesen Völkern ist umgekehrt die leidenschaftliche Sehnsucht sich abzulösen von dem Ganzen, die partikularen Interessen und ihre lokalen Eigenthümlichkeiten über den ganzen großen Bau zu erheben und sich feindlich eines von dem andern zu isoliren. Im Bundesstaat ist es der Drang der Völker, welcher gegen die Interessen der Souveräne zur Einheit zwingt, in Oestreich der Souverän, welcher die feindlichen Völker mit gepanzerter Faust zusammenhält; im Bundesstaat steht kein Thronsessel, von dem Farbe und Namen ausgeht für die neue Vereinigung; in Oestreich ist es der Adler der Habsburgischen Familie, welcher die Wappenzeichen der einzelnen Stämme mit seinen Fängen zerbrochen hat. Im Bundesstaat lebt die Einheit der Sprache und Nationalität, welche jetzt einen demokratischen Staat durch das Band einer freien Genossenschaft zusammenfügt, im Kaiserstaat existiren wenigstens acht verschiedene Sprachen, deren Völker einander nicht verstehen und durch ein achtzüngiges Gesetzbuch zu einer absoluten Monarchie verbunden werden; im Bundesstaat sind vier verschiedene Stromgebiete und zwei Meere und viele Eisenbahnsysteme mit sehr verschiedenen Knotenpunkten für die materiellen Interessen; in Oestreich nur ein weites Stromgebiet, das der Donau, ein Meerbusen, der des mittelländischen Meeres, und ein Eisenbahnsystem, das von dem Knotenpunkt Wien aus in drei Linien auseinanderläuft, von denen wieder zwei, die italienische und die ungarische Bahn, die Grenzen des Staates nicht erreichen. Im Bundesstaat überall offene Grenzen, nach allen Seiten Verbindung mit der Ferne und ein Streben ins Weite hinaus, im Kaiserstaat außer zwei stiefmütterlich behandelten Vorländern, Galizien und Italien, das Uebrige fest in sich zusammengeballt und durch Gebirge oder militärisch besetzte Ströme von den Nachbarn geschieden. Der Bundesstaat endlich seiner Bildung nach entschieden protestantisch, der Kaiserstaat eben so streng katholisch, im ersteren freie Verwerthung des vielgetheilten Grund und Bodens, im letzteren ein starkes Vorwiegen des befestigten großen Grundbesitzes. So groß ist der Gegensatz zwischen den beiden staatlichen Kristallisationen, welche dem Jahr 1849 entweder ihren Ursprung, oder doch ihre Erneuerung verdanken, daß sich ein größerer Unterschied kaum denken läßt.

Und doch sind beide Staaten durch Geschichte, alte Rechte, ihre Lage, vor Allem durch das deutsche Element, welches auch im Kaiserstaat den historischen Mittelpunkt bildet, wieder so sehr auf einander gewiesen, daß ihre beiderseitige Individualität, ihre Verfassung, Gesetzgebung, ja auch ihre Politik nach Außen durch den Nachbar vielfach bestimmt wird, nur mit dem Unterschied, daß die Abhängigkeit Oestreichs von den deutschen Staaten bei weitem die größere ist. Wäre Oestreich auf seiner Nordwestgrenze von einem Volk umgeben, welches nicht deutsch spräche, so würde es eine starre Despotie werden müssen, in welcher constitutionelle Formen vorläufig unnöthig würden. Aber alle politischen Forderungen und

Ideale fluthen aus dem Bundesstaat in das deutsche Oestreich, und wenn auch die unaufhörlichen Wellenschläge norddeutscher Geistesrichtung in den hohen Alpengebirgen und unter den fremden Völkermassen, welche zwischen den Deutschen des Kaiserstaats sitzen, Einiges von ihrer Kraft verlieren, so ist die Strömung der Gedanken vom Norden nach dem Süden doch durch keine Kunst aufzuhalten und ebensowenig die alte Gegenströmung von Oestreich nach Norddeutschland, durch welche die lebhaften Anschauungen und Beobachtungen des wärmern südlichen Naturells der ernsten norddeutschen Reflexion zugeführt werden. Gegenwärtig ist in der Sphäre des theoretischen Geistes Oestreich in entschiedener Abhängigkeit von dem Terrain des neuen Bundesstaats, und dies Verhältniß wird sich sobald nicht ändern, wie eifrig auch unsere Freunde, die Czechen bemüht sein mögen, eine nationale Behandlung der Geschichte, der Poesie u. s. w. der vulgären deutschen gegenüber zu stellen.

Da nun auch das materielle Gedeihen eines Volkes von der Höhe und Freiheit seiner wissenschaftlichen Bildung abhängt, da die gesammte Production des Ackerbaus und der Industrie auch in Oestreich an deutsche Intelligenz gebunden ist, und der Mittelpunkt dieser Intelligenz zwar weder in Berlin, noch in Sachsen noch in Schwaben allein liegt, jedenfalls aber im Terrain des neuen Bundesstaats, so ist der Kaiserstaat in der seltsamen Lage, daß er die stille treibende Kraft seines Lebens nicht in seinem eigenen Gebiet einschließt, sondern daß die erste Quelle für sein Gedeihen in den Grenzen eines anderen Staates entspringt. Um das zu verstehen, wird man aber freilich zugeben müssen, daß der Staat der Habsburger unter allen Umständen, trotz aller Gleichberechtigung der Nationalitäten auf der Herrschaft des deutschen Elements in Oestreich beruht und, wenn diese aufhört, in Trümmer fallen muß.

Schwer und unbehilflich mit verworrenem Tauwerk stampft noch immer das große Schiff Oestreich auf den rollenden Wogen; auf dem Verdeck arbeiten sie unermüdlich, durch neue Gesetze und Institutionen die Herrschaft über den beschädigten Bau wieder in die Hand zu bekommen, tief unten aber gurgelt und stöhnt es in den Planken, es ist ein Leck in der Schatzkammer, gegen den noch keine Hilfe gefunden ist; und durch ihn dringt Tod und Vernichtung in die alte Kaisergaleere. Die Finanzen furchtbar zerrüttet, Ungarn, Galizien, Italien, die Hälfte seines Flächenraums verwüstet, oder unproductiv gemacht, die andere Hälfte in mürrische Abspannung und Schwäche versunken, so begrüßt der Kaiserstaat das neue Jahr. Schwer ist es, zu finden, woher ihm Rettung kommen kann, unmöglich vielleicht sie jetzt noch durchzusetzen, denn sehr groß ist die Gewalt alter Sünden dieses Staats, welche über seiner Gegenwart schattenhaft schweben. Von allen Seiten mögt ihr sie aufsteigen sehn, die Gespenster der Rache und des Hasses; aus dem weißen Todeslaken schweben sie empor, welches der Winter mitleidig verhüllend über Ungarn gelegt, aus den Sümpfen Venedigs, den

Vorstädten Wiens, den Edelhöfen Galiziens, ja noch aus den alten Hussitengräbern winden sie sich heraus und flattern um die väterliche Burg des jungen Kaisers und streuen ihren Zauber gegen die Arbeit seiner Räthe, Gutgemeintes in Unheil und Klugheit in Thorheit verkehrend. Trübe und verhängnißvoll ist der Winterhimmel über Oestreich, unwillkommen tönt die Klage und Warnung dessen, der Augen hat für ein solches Schicksal, in das Ohr der Sorglosen und Schlafenden. Es ist keine angenehme Pflicht der Presse, schwarz zu sehen und Finsteres zu berichten, aber es ist doch eine Pflicht und die Grenzboten werden sie auch im nächsten Jahre getreulich erfüllen.

Heiterer wird das Auge, wenn es auf den andern Theil des idealen Deutschlands fällt, den wir hier mit frischem Vertrauen das Terrain des neuen Bundesstaates genannt haben. Freilich wenn Oestreich, der eine von den beiden Doppelsternen des alten Germaniens, in düsterm Kometenlicht glänzt, so steckt der zweite, unser Bundesstaat, noch in einem umhüllenden Nebel; aber doch regt sich in ihm die Masse auf allen Seiten und folgt, wenn auch widerwillig dem geheimen Zuge der Kristallisation. Auch in den deutschen Staaten ist Bürgerblut geflossen, die Existenz einzelner Staaten in Frage gestellt, auch hier drohen finstere Gewalten dem jungen Leben, welches aus dem Chaos herauswächst. Aber über allem Haß und dem Leiden des Einzelnen ist doch eine frische Kraft und ein bewußter männlicher Wille herauszuerkennen, und es ist Hoffnung da, daß das Höchste gelingen wird, was die Menschheit in ihren Bildungen durchsetzen kann: ein Verschmelzen organisirter Staatseinheiten zu einem Ganzen *auf friedlichem Wege* durch ein ruhiges Prüfen und verständiges Abwägen der verschiedenartigen Interessen. Mag man an den Dreikönigsbund und das Parlament in Erfurt glauben oder nicht, allen Parteien in Deutschland muß jetzt klar geworden sein, daß eine Vereinigung *neben* Oestreich für die kleineren Staaten unvermeidlich geworden ist, und daß diese Vereinigung die Bürgschaften eines festen Zusammenwachsens in einer Volksvertretung der deutschen Stämme enthalten muß. Möglich, daß nicht ohne neue Täuschungen und Differenzen diese Einheit durchgesetzt wird, beim Beginn des neuen Jahres soll diese Sorge unsre Freude nicht stören. In der Hauptsache sind wir sicher, wir haben ein Ziel, auf das wir losgehn und wir haben den Muth, dafür zu kämpfen. — Allerdings nehmen wir in das neue Jahr eine Menge von Verwirrungen und unhaltbaren Verbindungen mit herüber.

Der selige alte Bund und noch das Jahr 1848 haben uns allerlei an die Seele gebunden, was aller Logik Trotz bietet. Wir haben z. B. im Gebiet der deutschen Union noch Festungen, in denen eine östreichische Besatzung liegt, wir haben eine deutsche Flotte, welche an den Meeren des Bundesstaates ankert und durch die Beiträge sämmtlicher deutscher Staaten mit Ausnahme von Oestreich gebaut ist und welche durch einen östreichischen Prinzen dirigirt wurde, in einer mehr als zweideutigen Stellung zu der neuen Union schwebt und an welche Oest-

reich von seinem Standpunkt aus einen rechtlichen Antheil sicher beanspruchen wird. Wir haben deutsche Staaten, welche sich weder an Oestreich, noch an die Union anschließen wollen und das Ideal einer Einheit auf der Zunge tragen, welche romantischer ist, als irgend Etwas, das dem Gehirn eines kranken Poeten entsprang. Aber Alles das ist gering gegen die Macht, welche die Völker und Regierungen zu einem und demselben Ziele forttreibt, die Macht der materiellen Interessen, welche in den Staaten Deutschlands gesund und kräftig wirken und grade in diesem Winter ihren segensreichen Einfluß auf Wohlstand und Sittlichkeit glänzend beweisen, und die Macht der deutschen Bildung, welche stärker geworden ist als Kriegsheere und die Leidenschaften der Herrschenden. In diesen beiden Kräften liegt die Bürgschaft für unser Gedeihn und dafür, daß das neue Jahr nicht ohne Segen durch unsre Herzen ziehn wird. — Wir aber wollen getreulich die Waffen tragen dem engern Bundesstaat und dem Parlament des Frühlings von 1850, und mit frohem Vertrauen grüßen wir beim Aufgang des neuen Jahres unsere Freunde und Kampfgenossen.

Die Märzpoeten.

Zu den heiligsten Errungenschaften unserer glorreichen Revolution rechnet das junge Geschlecht die neue Poesie, welche sich lediglich mit den Ideen und den Thaten der Freiheit beschäftigt, welche keiner andern psychischen Begründung bedarf und befähigt ist, als der Versicherung, daß sie da sei; welche siegt, indem sie erscheint, die zu lästern, nicht mehr einen Mangel an Geschmack, sondern eine Verderbniß der Gesinnung verräth. Und zu den gefährlichsten Werkzeugen des Absolutismus und der Reaction wirft sie die vormärzliche Kritik, jene Kritik, welche den Maßstab des Schönen an die Schöpfungen der Phantasie legte, in die dunkle Kammer, wo man die Folterwerkzeuge der willkürlichen Gewalt aufbewahrt, zum Schrecken der Nachwelt und zu Frommen eines bessern Geschlechts.

Die Märzpoesie ist älter als der März, sie ist eigentlich eine Tochter der vormärzlichen Kritik. Als Gervinus vor zehn Jahren von seinen Studien über die Entwicklung der deutschen Dichtkunst das Facit zog, fand es sich, daß unsere Nation gerade so viel Kraft darauf ausgegeben habe, als zu ihrer Verwendung stehe, und daß sie damit aufhören müsse, falls nicht alle übrigen Lebensfunctionen versiegen sollten. Handeln wäre die Losung des Tages, und wenn die Kunst noch einen Platz in der neuen Bewegung behaupten wolle, so müsse sie sich nützlich erweisen: sie müsse, da sie selbst keine That sei, zur That wenigstens auf-

muntern. Die politische Satyre sei die einzige zweckmäßige Form der neuen Dichtung.

War es nun dieser Rath, oder lag es in der Natur der Sache, in dem stillen Zauberschloß der Poesie wurde es auf einmal laut wie in einem Feldlager. Die Flöte wich der Trommel und der Querpfeife, und selbst wenn man die alten Ländlermelodien nicht lassen konnte, so wurde ein neuer, heroischer Text eingeschwärzt. Das Lied ermunterte sich selber, nicht mehr Lied zu bleiben.

Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Amboß legt das Eisen,
Eisen soll der Heiland sein.

Die Poesie wird immer nur der heimlichen Welt des Gemüths einen Ausdruck geben. Es war auch mit der neuen Janitscharenmusik nicht anders. Wer sich von dem Lärm der Pauken und Trompeten nicht übertäuben ließ, konnte recht wohl die Melodie des alten Sehnsuchtswalzers wieder herauserkennen. Sonst hatte sich das junge Herz darüber gequält, ob es denn auch dem lieben Schatz mit den kastanienbraunen Locken gefallen, ob es denn hoffen dürfe, eines schönen Morgens an der Seite, oder wenn es bescheidener war, zu den Füßen der Angebeteten in dem Entzücken befriedigter Liebe schlagen zu dürfen; jetzt fragte es sich zwischen Hoffen und Bangen, ob es denn auch wohl groß genug sei, in den lebhafteren Regungen des Tages vernehmlich zu bleiben. Dem alten Bild der „ersehnten" Geliebten wurde ein neues Costüm angepaßt; man drückte ihr einen Lorbeerkranz in die dunkeln Locken, warf ihr einen blutrothen Shawl über die weißen Schultern, gab ihr ein Theaterschwert in die Hand, und taufte sie: die Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild.

Die jungen Liebhaber glaubten ihren Beruf vorzüglich dadurch bethätigen zu müssen, daß sie gegen die alten Poeten der Nacht, der heimlichen Liebe und des Mondscheins eine gründliche Verachtung an den Tag legten. Sie übersahen dabei, daß der Gegenstand, auf welchen sich Empfindungen beziehn, den Werth derselben nicht bedingt; daß Bilder vom „Völkerfrühling," von dem „brechenden Sonnenauge der Freiheit," von dem „blutigen Morgenroth der Zukunft," durch die angedeutete Beziehung auf große Begebenheiten, die man zu erwarten habe, noch keine innere Kraft, Fülle und Lebendigkeit gewinnen; daß ein Lied nicht durch seinen Hintergrund, durch die Anspielungen auf etwas außer ihm Liegendes, sondern durch die Macht und Intensivität der Empfindung getragen wird, und daß diese Kraft sich in subjectiven Beziehungen eben so mächtig entwickelt, als in dem Hinblick auf allgemeine Angelegenheiten, ja daß die letzteren erst dann einen lyrischen Ausdruck verstatten, wenn sie sich in einer subjectiven Beziehung dar-

stellen; sie vergaßen eben so — denn ihre Tendenzen gingen über das bloße Gedicht hinaus — daß man im Drama eine Person noch nicht dadurch zum Helden macht, daß man ihr lyrische Reflexionen über die Vortrefflichkeit des werdenden Jahrhunderts in den Mund legt, oder daß man sie kurzweg den Heldentod für die Freiheit sterben läßt, daß die dramatische Größe vielmehr nur in der entwickelten, vollständig zur Erscheinung gekommenen Kraft liegt, welche der Geist in dem Conflict mit seinen sittlichen Voraussetzungen aufwendet. Sie vergaßen vor allen Dingen, daß es ein seltsamer Widerspruch ist, wenn man unaufhörlich, mit dem Aufwand alles historischen Pathos, dessen man fähig ist, deklamirt: es sei nicht Zeit zum Deklamiren, sondern zum Handeln.

Es kam der große Tag, an welchem die Sehnsucht zur That wurde. Der Schwung der Märzrevolution zerriß in der ersten heftigen Bewegung das Gewebe nicht nur der Restaurationspoesie, welches schon von der jungen Dichtergeneration als unhaltbar bezeichnet und verspottet war, sondern der Poesie überhaupt. In Zeiten politischer Aufregung ist es nirgend anders gewesen. Die deutsche Revolution hatte aber das Eigenthümliche, daß sie an lyrischem Pathos, träumerischem Wesen, trüber und unklarer Sehnsucht mit den Gedichten ihrer Propheten wetteifern konnte. Sie ist jetzt vorüber; die Abdankung ihres Geschöpfes, des Reichsverwesers ohne Reich, war ihr letzter Act; die somnambulen Visionen haben, wie es sich geziemt, in der Burleske ihr Ende gefunden. Die politischen Bestrebungen, die scheinbar aus den Märztagen entsprangen, sind nichts anders, als die natürliche Fortsetzung der vormärzlichen Entwicklung; namentlich das von Preußen angestrebte engere Bündniß, das mit den Ideen der märzlichen Volkssouveränität in keiner Verbindung steht. Aber wenn die Illusionen jener Tage aufgegeben sind, so ist ihre Geschichte nicht an uns verloren gegangen, und was wir in ihr gelernt haben, wird in der neuen Poesie zur Geltung kommen.

Denn eine neue Kunst ist es allerdings, in der wir die alte Zeit begraben wollen, aber der Gegensatz ist nicht jener äußerliche, wie ihn die jungen Enthusiasten in wohlfeiler Abstraction begreifen. Nicht die Ersetzung der Liebesempfindungen durch Freiheitsempfindungen in der Lyrik, der Anekdoten aus dem Privatleben durch Anekdoten aus Revolutionszeiten im Drama, macht die Wiedergeburt der Poesie. Der Götzendienst wird darum nicht besser, wenn man einen neu aufgeputzten Fetisch auf den Altar stellt. Vielmehr muß die Regeneration eine innerliche sein.

Als das wesentliche Kennzeichen der Restaurationspoesie, in deren Verwerfung wir mit den Märzpoeten vollkommen einig sind, nur daß wir ihre eignen Schöpfungen mit in den Kreis ziehn, bezeichnen wir: Mangel an Inhalt, den sie durch Ueberspannung, Mangel an künstlerischer Form, den sie durch ein spielendes Virtuosenthum zu verdecken sucht. Diese Schwächen erscheinen uns nicht als die Unvollkommenheit eines werdenden Geistes; aber auch nicht als das Zeichen

wirklicher Blasirtheit. Daß sie das Letztere nicht sind, zeigt der große Schwung, den die deutsche Wissenschaft — und nicht blos die alexandrinische des Sammelns — in unserm Jahrhundert genommen hat; zeigt die große Liebe, die wir in den wechselnden Schicksalen unserer Revolution ausgegeben haben; zeigen endlich einzelne Erscheinungen der Kunst, auf die wir noch zurückkommen.

Der Grundfehler liegt vielmehr darin, daß die deutsche Kunst sich in den Reichthum der gegenständlichen Welt nicht zu finden wußte, und im Dilettantismus stecken blieb. Weil es mit der deutschen Politik derselbe Fall war, kamen wir darin auch nicht weiter, und die Wissenschaft, die es ernst nahm mit ihren Studien wie mit ihren Principien, war der einzige Boden der geistigen Entwickelung.

Die Kunst der Restauration war einmal inhaltlos. Ihre Quelle war die Romantik, welche mit der oberflächlichen Universalität einer halben Bildung die Pagoden von Japan, die Vasen von Pompeji, die Heiligenbilder der rheinisch-byzantinischen Schule und die neumodischen Abstractionen in einem großen Raritätenkram aufspeicherte, und sich in kindischem Behagen an diesen bunten Bildern ergötzte, ohne für irgend eines derselben die Liebe mitzubringen, ohne welche kein Studium und keine Kunst gedeiht. Wo das Auge von Masken aus aller Herren Ländern übersättigt ist, kann nur noch die vollendete Unnatur es reizen und die echten Virtuosen der neuen Schule, Hoffmann u. s. w. beschworen alle Teufel, Hexen, Gespenster — alle die zwecklosen Combinationen von Thier- und Menschenleibern aus der Unterwelt herauf, welche der phantastische Pinsel eines Breughel, Hieronimus Bosch, Jakob Callot einem auf ähnliche Weise verwilderten Zeitalter dargestellt hatte. Der Mangel an Gestaltungskraft — der übrigens bei der Nothwendigkeit, die irrationelle Fülle überlieferter Vorstellungen durch Analyse, durch Kritik zu überwinden, wohl zu begreifen und zu rechtfertigen ist — führte, wenn man dennoch gestalten wollte, zur Lüge und zur Unnatur. Man stellte sich, weil man zu faul war, die Wirklichkeit mühsam zu erforschen, eingebildete, unmögliche Aufgaben, die aber zu ihrer Lösung einen Virtuosen verlangten, wie z. B. Arnim die Gestalt jenes Bärenhäuters, der halb todt halb lebendig ist, und in welchem das lebendige Fleisch in das todte einwächst. Oder man heftete sich wie eine Schlingpflanze, in einfach ironischem Gegensatz an das Bestehende, und verfolgte seine einzelnen Bewegungen mit trägem Spott, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie als Totalität zu begreifen. So Immermann in seinem Münchhausen, Epigonen, Gutzkow in seinen Romanen. Das Höchste glaubte man erreicht zu haben, wenn man beides — die phantastische, außerweltliche, gespreizte Poesie und die Prosa der Ironisirung alles Wirklichen in einander verflocht. Heine ist darin Vorbild geblieben; kein späterer hat ihn erreicht. Oder man hielt sich an das einfache Virtuosenthum; man construirte sich aus gelehrten Reminiscenzen und eignen Phantasien eine eigne, der Wirklichkeit so fern als möglich stehende

Welt, ein Ideal des Herzens — am liebsten den Orient, wie Freiligrath und viele Andere. Oder endlich man begnügte sich mit der Deklamation gegen dieses ganze Unwesen, das man durch den einfachen Ausdruck des Mißvergnügens zu überwältigen glaubte. Das letztere war der Fall der Märzpoeten; sie concentrirten ihre Empfindungen gegen die Zerstreutheit des Zeitalters, und das war ihre Berechtigung; aber ihre Concentration hatte keinen Inhalt als eben jene Unzufriedenheit, und darin standen sie mit dem Zeitalter auf gleichem Boden.

Die Kunst der Restauration war ferner *principlos*. Die Romantik hatte sich an so vielerlei einen Glauben aufzuschwatzen gesucht, daß sie zuletzt an gar nichts glaubte. Heine gefiel sich darin, alles zu lästern, was den Menschen heilig ist; jetzt soll er sich mit dem lieben Gott wieder ausgesöhnt haben. Kein Wunder, denn sein Atheismus war ja immer nur die Caprice eines eiteln Dilettanten. Den Mangel einer festen Haltung, ohne die keine Kraft besteht, suchte man durch eine gewaltsame Ueberspannung, durch einen künstlichen Opiumrausch zu ersetzen; weil man herzlos war, erfand man raffinirte Herzensgeschichten; weil man die Sprache der Natur verloren hatte, stammelte man in wunderlichen Interjectionen der Empfindung, deren vermeintliche Tiefe nur in der vollkommenen Unklarheit lag, und wenn man aus der abstracten Innerlichkeit Stimmungen heraufbeschwor, die Niemand verstehen konnte, weil sie außer allem vernünftigen Zusammenhang lagen, so schielte man doch in jedem Augenblick nach den Mienen eines verehrungswürdigen Publikums, dessen Geschmack für das Originelle, d. h. Sinnlose man eigentlich zu kitzeln bemüht war. An dieser schlechten Coquetterie ist z. B. Gutzkow zu Grunde gegangen. Die Märzpoeten machten es mit dem Princip wie mit dem Inhalt; sie sangen sich vor: mit Empfindsamkeit ist es nichts, das frivole Spiel des sentimentalen Atheismus kann das Herz nicht erwärmen, der Mensch muß einen Glauben, eine Ueberzeugung, ein sittliches Princip, eine Religion haben, die alten sind todt, also ein neues Evangelium, Hurrah der Freiheit und es lebe die Revolution! Und wer diese Religion nicht anerkennt, ist ein Verräther oder ein Dummkopf. Berechtigt in ihrer Empfindung, waren sie in der Ausbildung derselben ebenso principlos als ihre Gegner; denn der willkürlichen Versicherung, daß man eine Religion haben müsse, läßt sich eben so gut eine andere entgegenstellen. Statt zu beweisen, d. h. in lebendiger Anschaulichkeit darzustellen, was sie glauben, lästerten sie auf die Ungläubigen, und es fehlte ihnen zum zweiten Mahomet nur eine Kleinigkeit: das Feuer und der Beruf dieses Propheten.

Wenn die Kunst ohne Inhalt und ohne sittliches Princip in der Irre umherwankte, so war es eine unabweisbare Folge, daß sie auch keinen entsprechenden Ausdruck fand. Sie war *formlos*. Die Sophistik, mit welcher man alle sittlichen Bestimmungen so lange hin- und hergewendet hatte, bis nicht nur das natürliche Gefühl für Recht und Unrecht, sondern auch die Empfindung für das

Schickliche bis auf den Grund verkehrt war, brach auch jene geistige Energie, die allein im Stande ist, einen Gedanken, einen Plan, einen Zweck festzuhalten und in künstlerischer Fülle auszubreiten. Der liederliche Charakter der Faustliteratur verräth nicht weniger Barbarei des Geschmacks als sittliche Impotenz. Jener geistreiche Dilettantismus, der nur so lange sich in seiner Höhe fühlte, als er unzugänglich war, der das Volk verachtete, weil er auf es einzuwirken nicht verstand, machte aus der Wissenschaft ein Gewebe poetischer Einfälle, aus der Kunst eine Mosaik philosophischer Reminiscenzen. Durch diese Verwirrung der Grenzen wird der Zweck der Kunst, zu gestalten, ebenso vereitelt als der Zweck der Wissenschaft, zu denken. In der ewigen Unruhe des Zweifelns, des Suchens, der Begierde und der Furcht, verschwammen die Charaktere in's Unbestimmte, und die Bewegung des sittlichen Gedankens verlor ihren gemessenen Lauf. — Von dieser Seite eröffnete sich den Märzdichtern der erfolgreichste Wirkungskreis, allein sie verstanden ihn nicht zu benutzen, denn der neue Geist verlangt eine neue Form, und sie hatten nur die Reminiscenzen der alten Schillerschen Schule. In der Kunst so wenig als in dem öffentlichen Leben führt ein Weg in eine bereits überwundene Weltanschauung zurück.

Wenn ich also das Facit aus dieser Rechnung ziehe, so heißt die Formel, durch welche eine Wiedergeburt der deutschen Poesie allein bewirkt werden kann: Aufheben des Dilettantismus; freilich nicht allein in der Kunst, sondern auch im Leben und im Denken. Ich bemerke gleich bei dieser Gelegenheit, daß die erste Phase unserer Revolution auf den Ernst der Kunst keineswegs günstig einwirken konnte, denn sie war nichts anderes, als ein in's Große getriebener politischer Dilettantismus, eine Herrschaft der Phrase, wie sie in dem Maß noch selten in der Geschichte aufgetreten ist. Daher ist die eigentliche Märzpoesie, die mit der politischen Bewegung Hand in Hand ging, noch viel haltloser, trüber, unsittlicher, als selbst jene Kunst, über welche sie sich durch den Schwung einer neuen Begeisterung zu erheben glaubte. Seit der Zeit hat sich die bittre Nothwendigkeit in das Reich der politischen Träume eingeführt, und nun es Ernst wird, ziehn sich die Dilettanten allmälig von einem Felde zurück, dessen sie nicht mehr mächtig sind. Wer jetzt das Wort führen will, von dem erwartet man, daß er von der Sache etwas verstehe.

Diese Sammlung, die im Gegensatz zu der Zerstreutheit der vorigen Jahre deutlich genug hervortritt, war nothwendig, wenn die Kunst einen Inhalt gewinnen sollte. Denn an Gegenständen hat es nie gefehlt, es kam nur darauf an, daß der Dichter sich auf einen bestimmten concentrirte, und ihm Liebe genug zu Theil werden ließ, um ihn eines ernsthaften Studiums zu würdigen. Ein erfreuliches Zeichen der Sehnsucht nach Realität, nach ursprünglichem, festem Leben war der Erfolg unserer jungen idyllischen Poesie. Bei den Dorfgeschichten von

Berthold Auerbach, Jeremias Gotthelf u. s. w. gewöhnte man sich wenigstens daran, mit Menschen umzugehen, die noch eine andere Beschäftigung hatten, als die Lectüre der Modejournale und die Fabrik von Sonetten an Blaustrümpfe; eine festere, concretere Bestimmtheit, als die vorübergehende Tendenz einer poetischen Doctrin. Man gewöhnte sich daran, die Charaktere, die man bisher nur in liederlich genialer Skizze entworfen, in breiter äußerlicher Explication zu verfolgen. Daß in dieser, mit harter Arbeit wiedererkämpften Naivität viel bewußtes lag, war nicht zu vermeiden, da man den häßlichen Gegensatz beständig vor Augen hatte. — Nicht minder charakteristisch, obgleich der Poesie ferner liegend, war die neue Wendung der kritischen Wissenschaft. Von den leeren Hirngespinnsten des subjectiven Idealismus hatte schon Hegel die Philosophie entfernt, er hatte große Aussichten nach allen Seiten hin eröffnet, und den analytischen Verstand vor dem Irrthum gewarnt, die Geheimnisse des Lebens bei den Todten, in den zerrissenen Gliedern des Lebendigen zu suchen. Aber seine Schule hatte eben durch ihre Universalität das dilettantische Wesen, die Halbbildung und die Oberflächlichkeit im Produciren wie im Denken befördert, sie bot das Buch der Weisheit in ein paar Paragraphen für einen wohlfeilen Preis feil, und bescheerte die frühreifen Früchte, ohne den Schweiß des Angesichts, der ihnen allein Gedeihen gibt. Sie war durch einzelne Erfolge so angeschwollen in ihrem Dünkel, daß sie sich mit Gott und der Welt vollkommen im Reinen glaubte. Hier nun gebührt der jüngern Schule eine bleibende Anerkennung. Man pflegt bei Strauß, Feuerbach, Vischer u. s. w. nur auf das Resultat zu achten, das in seiner abstracten Form als bequeme Scheidemünze von jungen Studenten mit großem Leichtsinn ausgegeben wird, das ist aber ihr geringstes Verdienst, die Hauptsache ist, daß sie gezeigt haben, wie man sich mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit in das Detail vertiefen kann, ohne das große Princip aus den Augen zu verlieren. Diese Analyse des Gedankens hat der Geschichte eine neue Welt erobert. Mehr oder minder im Zusammenhang mit dieser kritischen Tendenz hat man dann nach allen Seiten hin in den Schacht der Vergangenheit gegraben; man hat den Naturwuchs der sittlichen Ideen belauscht, und den Geist, der seinen Ursprung vergessen hatte, durch die Vermittelung seiner Vergangenheit zu sich selbst geführt. — Diese Schätze sind aber dann erst fruchtbar geworden, als man sich in der Gegenwart zu Hause fand. Die Revolution hat das Recht, das Staatswesen und selbst das Privatleben aus den verschlossenen Aktenstuben wieder auf den Markt geführt; Gesetz, Verfassung, Moralität erschöpft sich nicht mehr in allgemeinen Formeln, die man nach dem sogenannten gesunden Menschenverstand in seinen Mußestunden ex aequo et bono sich zurechtlegt, sondern es explicirt sich in bestimmten, concreten Vorstellungen, es wächst in das unmittelbar gegenwärtige Leben hinein, und man fühlt lebendig, was man sonst mit unreifem Räsonnement sich ausgeklügelt hat. Diese Ausbreitung und Vertiefung der sittlichen Ideen in

das Detail des wirklichen Lebens ist die nothwendige, die einzige Grundlage einer echten und großen Poesie.

Denn sie gibt ihr nicht allein den Inhalt, sie verleiht ihr auch den Charakter. Wenn sonst eine bessere Natur über die mollusken-artigen Figuren der jungdeutschen Poesie sich erheben wollte, so ersetzte er die fehlende Energie durch Härte und Eigensinn, und schuf Petrefacten an Stelle lebendiger Wesen. So ist es bei Hebbel, dessen löbliche Intentionen durch diesen noch in seinem Gegensatz befangenen Trotz zu den wunderlichsten Abwegen verleitet sind. Die furchtbare Erschütterung des vorigen Jahres — furchtbar, weil sie mit unerbittlichem Ernst die schönsten Illusionen zerschlagen hat — wird heilsam auf die Nerven unserer Dichter wirken. Die Phrase hat sich selber widerlegt; sie kann das zaghafte Gewissen nicht mehr beruhigen. Auch nicht jene Form der Festigkeit, die heute sagt, was sie gestern sagte, weil sie es gestern gesagt hat. Man fordert von seinen Helden eine lebendige Gesinnung, die in dem Wechsel der Verhältnisse sich nicht verliert; sie dürfen sich nicht mehr an die sogenannte Idee anlehnen, weil diese sich wankend gezeigt hat, ihr eigenes Herz soll der Stamm sein, um welchen die Ideen sich ranken. Solche Heldenbilder wird man nunmehr auch von der Dichtung verlangen. Die Parteien zerschlagen den unfruchtbaren Eigensinn des Einzelnen, sie gewöhnen ihn an die Idee des Opfers, sie halten ihn in der Zweckthätigkeit fest, sie erfüllen ihn mit jenem höhern Begriff der Ehre, der nicht den Einzelnen gegen den Einzelnen, sondern den Einzelnen als Glied eines großen Ganzen geltend macht. Sie bringen endlich in ihrem Kampf, in dem sie einander nicht schonen, jene allgemeine, über alle Sophistik und Caprice erhabene Gesinnung hervor, welche die Substanz des Staats ist, und zugleich die einzige solide sittliche Basis, ohne welche ein wahrhaft tragischer Conflikt, ohne welche aber auch ein objectiver Humor nicht gedacht werden kann, weil die von ihrer Grundlage abgelöste Leidenschaft zur rohen, subjectiven Willkür, zum ohnmächtigen Gelüste, ja geradezu zum Wahnsinn ausartet, denn vollständiges Isoliren des Denkens und Wollens ist Wahnsinn, und weil der von dem Ernst der Wirklichkeit vollkommen losgetrennte Scherz sich zu einer leeren Fratze verzerrt.

Kaum ist es nöthig, noch die Form zu erwähnen. Die Formlosigkeit unserer Kunst hing eng zusammen mit der Scheidung der sogenannten geistreichen Poeten von den populären. Diesen kam es nur darauf an, gelesen und gespielt zu werden, sie schmeichelten der Masse und gebärdeten sich so unverständig als ihr Publikum selbst; jene summten ihre Visionen vor sich hin, wie Zufall und Stimmung es mit sich brachte. Gegen diese willkürliche Absonderung, welche namentlich den Verfall der deutschen Bühne nach sich gezogen hat, ist schon der Ehrgeiz unserer jüngeren Dichter ein sehr gutes Palliativ gewesen; seit Gutzkow und Laube gilt es nicht mehr für gemein, sich den Bedürfnissen des Theaters anzubequemen. Allein das Drama hat in der Regel auch in diesem Fall noch

immer daran gelitten, daß es seinen Ursprung, die Reflexion, nicht verleugnen konnte. Auch die Märzpoesie hat bisher auf die Bedürfnisse des Publikums nur speculirt; sie hat ihm Heldenthaten und Freiheitsgefühle vorgesetzt, weil diese Waare gut ging. Zu einem Gedicht, welches das Volk dauernd mit sich fortreißen soll, gehört mehr als diese Virtuosität in Mosaikarbeiten; nur der innere Schwung der Seele führt im Sturm über die Hindernisse hinweg, welche der klügelnde Verstand vergebens zu umgehen sucht. Wenn von der Flamme unserer Revolution so viel Gluth in der Seele eines oder des anderen unserer Dichter zurückgeblieben ist, um die Conception einer großen Leidenschaft und eines großen Schicksals nicht nur in der Reflexion, sondern in der Phantasie zu zeitigen, einerlei, ob diese Leidenschaft sich auf Staatsangelegenheiten oder auf die innere Welt der Seele bezieht, so wollen wir sie segnen, denn es ist mehr damit gewonnen, als durch jahrelange Reden und Beschlüsse von einigen Dutzend patriotischen Clubs.

J. S.

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland *).

1. Die unschuldige Syrene.

In der Sennhütte auf der Alm des Schafberges saßen wir, unser Sieben, in später Mitternacht, rings um den Heerd. Die Weinflaschen waren verlegt, in unserem Geplauder war eine Pause eingetreten, und die träumerische Stille, deren Genuß noch erhöht wurde durch die vom Heerd ausstrahlende Halbdunkelbeleuchtung, unterbrach Nichts als das leise Regenklopfen auf dem Dach, das laute Athmen des Führers und der Sennerin, die schlummernd in der Ecke kauerten, oder dann und wann, wenn die Kühe sich im Schlaf rührten, ein hastiges, schnell wieder verstummendes Glockengetön aus dem anstoßenden Stalle. Endlich wurde mein Freund, der weitgereiste Don Isidor Amabile, daran erinnert, daß die Reihe des Erzählens an ihm sei: er räusperte sich nicht lange, sondern hub gleich folgendermaßen an:

Im Jahre 184* war ich auf der Heimkehr aus dem südlichen Italien bis nach Florenz zurückgelangt; die geselligen Kreise, in denen ich mich dort früher zu bewegen pflegte, waren zerstoben; Den hatte der Tod, Jenen der Sturm der politischen Ereignisse fortgeweht. Mir wurd' es einsam und unheimlich in der reizenden Stadt; selbst die unsterbliche Schönheit der florentinischen

*) Neun Kapitel dieses Reisetagebuchs erschienen im letzten Viertel des Jahrgangs 1849.

Kunstdenkmale, in deren Anschaun ich so oft Ruh und Seligkeit gefunden, verfehlte diesmal meine Sehnsucht zu wecken; ich wollte spornstreichs weiter. Da rief mein alter Cicerone, Mateo, die Rechte feierlich auf's Herz legend: Signor kennen meine Ergebenheit und werden meinen Rath nicht in den Wind schlagen. Sie werden heute nicht abreisen, Signor, Sie dürfen, Sie können nicht. Es sind schwere Zeiten, Signor, der Freiheitsmorgen Italias führt kein Gold im Munde für uns arme Ciceronen, die Mylords gehen, die Tedeschi laufen fort, wir Urenkel des großen Cicero, können unsere Wissenschaft den Steinen predigen, welche dafür kein Brot geben. Aber das ist es nicht, was mich bestimmt, denn — hier richtete er sich hoch auf, rollte pathetisch die Augen und hob die Rechte heroisch in die Höhe — wir rufen trotzdem den ganzen Tag: eviva la liberta! — Ich weiß, Du bist ein wackerer Patriot, Mateo, ich weiß. Was gibt's nun? — Signor wollen mir also glauben, daß nicht der Eigennutz aus mir spricht, sondern rein die Sorge für Ihrer Excellenz Belehrung und Unterhaltung. — Nach dieser langen Vorrede fuhr er mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene fort: Signor kennen alle Wunderwerke des Pinsels und des Meißels, welche unser schönes Firenze schmücken, den Palast Pitti und die Steinschöpfungen des Meisters Angelo, aber das höchste Wunder von Firenze kennen Sie noch nicht!.. Ist der Ruhm Beatrice's Ihnen schon zu Ohren gekommen? — Nein, Mateo. Wo hängt sie und wer hat sie gemalt? — Sie hängt an keiner Palast- oder Kirchenmauer und sie ist nicht gemalt, sondern geboren von Engeln im Himmel, aufgesäugt mit Blumendüften und unterrichtet von Nachtigallen. Ein Wunder ist's, wie ein solches Geschöpf lebendig auf Erden wandeln kann, ohne daß die Erde längst in ein Paradies verwandelt ist! — Hier führte der enthusiastische Graukopf seine Fingerspitzen an den Mund und warf mit andachtsvollen Blicken Kußhändchen zum Himmel.

Signora Beatrice weilte erst seit zwei Monaten in Florenz, wurde aber von Vielen angebetet, welche nie das Glück gehabt, ihr Antlitz oder ihr Bildniß mit Augen zu sehen. In der schattigen Arnostraße pflegten Nachts dichte Menschengruppen festgebannt zu stehen und dem Gesang einer nicht sehr starken, aber unsagbar süßen Stimme zu lauschen, die aus einem Fenster im zweiten Stock herniederquoll. Feierliche Stille herrschte dann unter den Horchern, zufällig Vorübergehende wurden flüsternd ersucht, leise aufzutreten, und sie bemühten sich, die Ausbrüche ihres Enthusiasmus zurückzuhalten, weil ein Bravorus oder ein Klatschen die Sängerin auf lange Zeit zum Schweigen brachte. In jenem melodischen Zimmer in der Arnostraße versammelte sich die Blüthe der einheimischen und der Fremdenwelt zu traulichen Zirkeln, das Haus stand vorzugsweise Künstlern und Patrioten offen. Signor T******, Beatricens Gemahl, ein gelehrter und wohlhabender Dottore aus Venedig, machte auf angenehmste Weise die Honneurs. Er war ein edler Italiener, obwohl das Gerücht ging, er stamme ursprünglich aus einer der nördlichen Pro-

vinzen Oestreichs; allein wäre dies auch wahr, die Liebe einer Beatrice hätte ja den verstocktesten Barbaren in kurzer Frist in einen Menschen und Italiener verwandeln müssen! T******? fragte ich mich. Der Name erinnerte mich an eine alte flüchtige Bekanntschaft. War der Dottore derselbe, den ich in ihm vermuthete, so hatte er im Jahre 183* mit mir zugleich die Prager Hochschule besucht. Später hatte ich vernommen, daß er nach Venedig ging, um durch die milde Lagunenluft sein Brustleiden zu heilen, daß er dort blieb, heirathete und seinen Namen in's Italienische übersetzte. T****** klang ungefähr wie eine solche Uebertragung. Meine Neugierde war doppelt rege geworden und Mateo konnte auf ein Dutzend Paoli rechnen, denn ich beschloß nun, einige Tage zu bleiben.

Es ward mir nicht schwer, bei Signor T's. eingeführt zu werden. Ich erkannte in dem Dottore augenblicklich meinen Mann; er hatte eine jener Physiognomien, über welche ein Jahrzehend weggleitet, ohne die leiseste Aenderung darauf hervorzubringen; noch immer dieselbe kühle Vornehmheit und Geheimnißthuerei in den regelmäßigen Zügen des blassen pockennarbigen Gesichts wie einst; ein schwacher röthlicher Backenbart war die einzige Neuerung an ihm, denn die Glatze, welche ihn jetzt angemessen kleidete, hatte ihm vor zehn Jahren schon ein altkluges Ansehen gegeben. Er schien sich nicht gleich auf meine Person besinnen zu können, empfing mich jedoch überaus freundlich, nöthigte mich in den Lehnstuhl und ließ türkische Pfeifen bringen. Allmälig zeigte er ein sehr treues Gedächtniß für die kleinsten Prager Begebenheiten aus dem Jahre 183*; am liebsten aber sprach der Dottore von seinem Adoptiv-Vaterlande und der behaglichen Existenz, die ihm da geworden. Einige Jahre glücklicher Praxis in den ersten Häusern Venedigs hatten ihn in Stand gesetzt, fortan seiner Muse und den Wissenschaften zu leben. Beatrice war arm und stammte aus einer altehrbaren, aber so herabgekommenen Familie, daß ihre Eltern selbst die erbliche Loge in der „Fenice" (Phönixtheater) aufzugeben gezwungen waren; und wer Venedig kennt, weiß, welche Entbehrungen der Venetianer sich auferlegt, nur um in der Fenice, dem einzigen und geliebten Nationalinstitut aus der Dogenzeit, mit ein paar großväterlichen Juwelen zu prangen. Der Dottore verschaffte ihnen die Loge zurück, er erzog sich ihr einziges Kind Beatrice und führte sie an den Altar, ehe ihr Herz ein anderes Gefühl als die Dankbarkeit kennen lernte. Beatricens Eltern waren vor dem Ausbruch der sizilischen Revolution gestorben, und die Venetianerin hatte nun keinen andern Beschützer als ihren Abälard. Er hielt es für nothwendig, unmittelbar vor der venetianischen Erhebung, die er voraussah, die Lagunenstadt zu verlassen, um die zartbesaitete Beatrice vor den stürmischen Aufregungen, deren Schauplatz ihre Heimath werden mußte, zu bewahren; sie sollte das zweifelhafte Schicksal ihrer Vaterstadt aus einer friedlichen Ferne mit ansehen, wo er Hiobsbotschaften ihr leichter verhehlen und ihr Herz in hoffnungsvolle Träume wiegen konnte; denn sie war ein rechtes „kleines Freiheitswesen" und aufgelegt zu den gefährlichsten

Schwärmereien. Es war natürlich, daß er wenig Lust hatte, sie eine Heroine werden zu lassen; allein auch andere persönliche Gründe bewogen ihn, während des politischen Erdbebens ein Wanderleben zu führen. Der freundschaftliche Fuß, auf dem er durch seine frühere Stellung als Arzt zu den angesehensten Patrioten Venedig's und zu den östreichischen Notabilitäten daselbst gestanden, zwang ihn neutral zu bleiben, wenn er die peinlichsten Conflicte vermeiden wollte; außerdem besaß er wenig oder gar keinen Sinn für's politische Treiben, und so tiefe Theilnahme ihm das Schicksal der Italiener einflößte, glaubte er doch nicht an den Erfolg ihrer Waffen und wünschte, ihre Erlösung auf friedlichem Wege gesichert zu sehen. So habe er nun, vergeblich Ruhe suchend, bald in Neapel, bald in Rom und Bologna sein Zelt aufgeschlagen; Beatrice's Heimweh treibe ihn, der geliebten Venetia so nah als möglich zu ziehen und, schloß er, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, er fürchte nächstens sogar, wenn die Stellung der feindlichen Armeen es erlaube, nach Oberitalien zurückkehren zu müssen.

Am nächsten Tage wiederholte ich, auf des Dottore Einladung, meinen Besuch und war so glücklich, Beatrice kennen zu lernen. Die Dienerin wies mich in ein anderes Gemach, als gestern, und wie ich eintrat, überraschte mich der Luxus in der kleinen, niedlichen Wohnung des Dottore. Eine große, mit prachtvollen Skulpturen geschmückte Bronzelampe warf ein mildes Licht auf die buntfarbigen Marmordielen; die breiten Fenstersimse bedeckte ein Paar der kostbarsten rothen Teppiche mit langen tricoloren Fransen. Als mir die Thür geöffnet ward, bemerkte ich, daß ein schwarzlockiger junger Mann einige Briefe in die Brusttasche schob, aus denen er vorzulesen schien, und T. erhob sich aus seinem, im Schatten stehenden Lehnsessel. Mit größerer Wärme, als ich je an ihm gewahr worden, rief er: Ah, Sig^nor Isidor A.! Er stellte mich als einen Jugendfreund und einen von jeher begeisterten Fürsprecher italienischer Freiheit vor. Bei diesen Worten sah mich Beatrice, die an dem Armsessel des Dottore gelehnt stand, mit einem Blick von so vertrauender Innigkeit an, daß er einen Barbarossa im Nu verwälschen konnte. Mateo hatte nicht gelogen. Keine Spur von regelmäßiger Schönheit in ihrem Antlitz, aber auch kein Zug von dem kleinen, weich schwellenden Kinn und der halbhohen, aber harmonisch geformten Stirn bis auf das zarte, weißmarmorne Ohr, der nicht Seele und Anmuth athmete; das dunkle Auge, welches mit dem sanftblonden Seidenhaar reizend kontrastirte, durfte ein wenig größer sein, aber den Strahl seines Blicks konnte man nicht lang ohne Rührung ertragen; der Mund ließ, auch wenn er geschlossen blieb, den Zauber ahnen, der in ihrer Stimme leben mußte. Und dieses wunderbare halb Kindes halb Heroinenhaupt denkt Euch gewiegt auf einer zierlich schlanken Gestalt, deren Trauertracht die weißblüthenartige Bläße ihres Teints hervorhob und deren Bewegungen Musik waren! Ich habe die liebliche Erscheinung nie wieder gesehen, aber so oft ich ihres Schicksals gedenke, kehrt mir

der erste Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, mit verdoppelter Gewalt zurück und ich staune fast, wie es mir möglich ward, an jenem Abend die Miene kühler Höflichkeit gegen Beatrice und den Dottore zu behaupten. T. war mir bisher nur ein Gegenstand der Neugierde gewesen; wenn ich ihn jetzt ansah, fiel mir ein unangenehmer Zug nach dem andern aus seinem frühern Leben ein, und mit argwöhnischem Groll fragte ich mich: Wie kam der froschblütige Weltling, der berechnende Glücksjäger in den Besitz eines Wesens, das er unmöglich würdigen kann, das ihm weder Reichthum in's Haus brachte noch Ehrenstellen verschaffte? Wenn er sie aber liebt, wie vermag er, ohne vor Eifersucht zu sterben, Beatrice den anbetenden Blicken der italienischen Jugend fortwährend auszusetzen? Ich ersah aus dem Gespräch wie früher aus dem Bericht Mateo's, daß sein Haus in Neapel, Rom und Florenz sämmtlichen Patrioten und Künstlern von Rang und Namen ein Wallfahrtsort war; und daß unter den Pilgern Niemand ungerührt bleiben konnte, war so klar wie der Mondschein, der aus der duftigen Abendluft in das matt erleuchtete Zimmer fiel. Ein solcher Pilger stand am Fenster und während ich ein Gespräch mit Beatrice anknüpfte, hing sein Aug' und jede seiner Mienen mit unverstellter Gluth an ihren Lippen, und wenn er zuweilen ein Wort dazwischen warf, galt es ihr und ihr allein. Es war ein noch bartloser junger Mann von feiner Haltung und ausdrucksvollen Zügen, den eine Wunde, die ihn den Arm in der Binde zu tragen zwang, doppelt interessant machte. Er wurde mir als Marchese M. vorgestellt und gehörte, nach seinen Aeußerungen, zu den Exaltados. Daß er, trotz seiner Jugend, bereits eine politische Rolle spielte und nebenbei Verse machte, konnte ihm in Beatrice's Augen gewiß nicht schaden.

Ich sehe, Ihr haltet meine Schilderung Beatrice's für eine jener Uebertreibungen, die man Märchenerzählern mit einem Lächeln zu verzeihen pflegt; und doch ist das Bild, welches ich von ihr zu entwerfen suchte, so farblos und bescheiden! Ihr würdet mir glauben, hättet Ihr sie eine Viertelstunde plaudern gehört. Mein Mann sagte mir, Sie haben die ganze Welt gesehen, Signor? begann sie mit jener kindlichen Unwissenheit, die den Töchtern des Südens oft so wohl steht. — Das nicht, Signora, aber ein gutes Stück davon. — O ich hätte nie gedacht, daß die Welt so schön ist, denn was ich früher, ehe wir Venedig verließen, von Improvisatoren und Büchern lernte, schien mir eine Fabel. Venedig ist schöner als die Welt, allein wir haben Vieles nicht, was ich gerne hinverpflanzen möchte. Wir haben erstens, — sagte sie an den niedlichen Fingern zählend — keine lebendigen Rosse, die so stolze Echos in den Straßen wecken und so muthig schön aufbäumen, wenn junge Helden darauf in Gefahr und Ruhm hineinreiten, — hier warf sie in aller Unschuld einen freudigen Blick auf den Marchese — zweitens keine Berge. Heilige Jungfrau, wie habe ich die Menschen glücklich gepriesen, die am Fuß der Appeninen wohnen und jeden Augenblick da hinaufsteigen

können, wo man das Meer im Aufgang und im Abend sieht und die goldenen Schlösser in den Wolken so nahe hat und der blaue Himmel Kühlung fächelt gegen die Sonnenhitze! Und drittens, die herrlichen kleinen Wälder aus Pinien und Lorbeerbäumen! Das sind ja lauter grüne Harfen, die aus der stummen Erde wachsen, um ihr Stimme zu geben; die Blätter, Zweige und Kronen flüstern fortwährend und wenn gar der helle Wind darein fährt und auf den lebendigen Saiten spielt, klingt es wie auf dem Meer oder in der Kirche. Nicht wahr, in Ihrer Heimath gibt es auch solche Wälder? Signor T. hat es mir oft gesagt. — O, noch schönere, erwiderte ich und ließ mich hinreißen, die Pracht und Majestät des deutschen Waldes ihr auszumalen. — Und fürchtet Ihr nicht, Ihr herzlosen Tedeschi, rief sie, daß Euch die Heiligen wieder nehmen, was Ihr habt, weil Ihr damit nicht zufrieden seid, sondern herkommt, um armen Christen die Städte anzuzünden und die Gärten zu verwüsten? — Sie hob das reizende kleine Haupt so vorwurfsvoll und ihre Stimme zitterte von einem so kindlichen Anflug heroischen Zornes, daß ich im Augenblick keine Antwort fand. — Engel des Himmels, flüsterte der Marchese, ihre Hand küssend; klänge das Schwert Italiens immer so rein und siegreich wie Deine Worte! — Hab ich Euch nicht gesagt, Ihr vergeßlichen Kinder, rief der Dottore, daß unsere Feinde nicht die Tedeschi, sondern die Oestreicher sind? — Ja, aber die Oestreicher sind mit den Tedeschi Geschwisterkind, darum schweigen diese zu allen Unthaten unserer Feinde und klatschen ihnen Beifall, erwiederte der junge Nobile. Wissen wir nicht, daß die Oestreicher den unersättlichen Durst nach italienischem Blut und Gold von den Imperatoren und Landsknechten der Tedeschi erbten? Wo ist gerade jetzt die Berserkerwuth gegen die Freiheit Italiens heftiger entbrannt als unter den freiwilligen Gladiatoren aus der deutschen Vienna? Wer hat uns von jeher als Banditen und Verräther in Europa ausgeschrien als jene Tedeschi, deren trunkener Uebermuth und plumpe Uebermacht uns seit Jahrhunderten zwang, zum Stachel der List zu greifen? O Italia, Italia! rief er, ein Sonnet Filicaja's citirend; wärst Du in Deiner Nacktheit minder schön oder gewaltiger, daß Du nicht jedem fremden Wollüstling zur Beute fielest! Der junge Redner erglühte und seine Geberde ward immer ergreifender, während er bald Dante, bald Alfieri anrief, um mit Beschwörungsformeln und Prophezeihungen die fremden Eroberer zu bannen. Beatrice's Blick, der wehmuthstrahlend auf sein Antlitz geheftet war, schien den Marchese bis zum Wahnsinn zu entzünden, während Signor T. ruhig lächelnd die ihm längst bekannten Ergüsse anhörte. Die Scene wurde mir peinlich, und ich war im Begriff, ein versöhnendes Wort zu sprechen, als neue Gäste sich anmeldeten. Unter den Eintretenden war ein löwenmähniger Crociato mit einem riesigen Türkensäbel an der Seite. Die Gesellschaft war in solchem Freudenrausch, daß sie mich kaum bemerkte. Triumph! Sieg! Freudige Botschaft! Einen Becher Orvieto! riefen sie durch einander. Rosenfarbene Flugschriften, Briefe, Land-

karten wurden auf dem Tisch ausgebreitet. Der Crociato ließ sich's nicht nehmen, auf seinen jungfräulichen Säbel gestützt und mit theatralischer Pantomimik die Wundermähr zu verkünden. Die Romanzen vom Cid klingen nicht außerordentlicher als die damaligen Dichtungen Famas in den italienischen Städten. Das östreichische Heer in einer Riesenschlacht am Gardasee aufgerieben, die eine Hälfte in die Fluth gesprengt, die andere in wilder Flucht zerstreut, erschlagen oder übergegangen, der greise Marschall mit zerspaltenem Haupt auf der Walstatt hingestreckt. Auf den Thürmen Mantua's die Trikolore, ganz Oberitalien frei! Ich entfernte mich während des allgemeinen Jubels und bemerkte nur noch, daß Signor T. seine Gäste der Reihe umarmte und Beatrice auf die Stirn küßte. Im Nachhausegehen begegnete ich schon bachantischen Fackelzügen. Eviva, eviva la morte di Radexky! — eviva la liberta! scholl es aus tausend Kehlen, dann rauschten Musik und Gesang in das Jauchzen des Volkes! — —

Zahllose Florentiner verwachten diese Nacht in seligen Träumen, mich dagegen überkam auf meinem Lager ein Traum seltsamer Art. Ich ging nach Signor T's Wohnung und stieg mit pochendem Herzen die breite, kühle Treppe hinan, denn ein Gesang, unheimlich süß wie der Klang gläserner Harmonikaglocken, nöthigte meinen zögernden Schritt unwiderstehlich weiter. Schauer rieselte mir durch's Herz bei jedem Ton, aber ich dachte, du hast Beatrice noch nicht singen gehört, und trat in's Gemach. Am offenen Fenster saß sie, der Sonnenschein vergoldete das üppige blonde Haar, welches, aufgelöst niederfallend, mit langen Fluthen den untern Theil der Gestalt verhüllte. Ihr Antlitz war schöner als gewöhnlich, aber Mitleid und unbeschreibliche Trauer malte sich in ihren Zügen, ihre Arme waren mit einer Perlenschnur auf den Rücken gebunden, helle Thränen quollen aus ihren dunklen Augen und sie schien, indem sie sang, von einer unerklärlichen Angst getrieben. Geblendet blieb ich eine halbe Sekunde auf der Schwelle stehn. Da gewahrte ich in der Mitte des Gemachs eine Gruppe junger Männer rund um einen Marmortisch sitzend, im magnetischen Schlummer, mit halbgeschlossenen Augen und verklärten Gesichtern, alle sehnsüchtig der Sängerin zugewandt. Allmälig verlor sich das selig verklärte Lächeln in ihren Zügen und wich bei einem nach dem andern einer todtenähnlichen Blässe. Noch einen Schritt näher und ich erkannte mit Schrecken einige meiner besten Freunde; ich suchte sie wach zu rufen und konnte nicht. Endlich streckte ich mit krampfhafter Anstrengung meine Hand aus, um dem nächsten auf die Schulter zu klopfen, da traf mich ein stechender Blick aus dem Dunkel, fühlbar wie ein Bienenstachel; der Blick des Signor T., der im Schatten des Gemachs sich ruhig in seinem Lehnstuhl schaukelte und mich so höhnisch anstarrte, daß ich mit einem gebrochenen Schrei aus dem Schlaf fuhr. — —

Am Morgen flatterten festliche Trikoloren aus den Fenstern und von den Giebeln des schönen Florenz, die Balkone waren mit Feiertagsteppichen und blumenge-

füllten Urnen geschmückt und dreißig neu angeworbene Crociati paradirten mit Musik unter dem Zuruf der Menge durch die Straßen, um in den heiligen Krieg zu ziehen und den geschlagenen Erbfeind vollends aufzureiben. Der kindische Volksenthusiasmus stimmte mich sehr melancholisch, von T's Wohnung hielt mich eine abergläubische Scheu zurück; als jedoch der Abend herankam, fand ich mich unwillkürlich nach der Arnostraße hingezogen. Ich stieg mit Herzklopfen die breite, kühle Treppe hinan, aber kein Gesang tönte mir entgegen. Signor T. und Beatrice waren im Lauf des Tages nach dem Norden abgereist. Ich sollte sie nicht wiedersehen, aber ein entsetzlicher Verdacht erhob sich in meiner Seele gegen Signor T.; ein Verdacht, der nicht aus jenem bösen Traum entsprang, sondern der mir vielmehr den Traum eingegeben hatte.

* * *

Den weiteren Verlauf dieser Geschichte, fuhr Don Isidor fort, indem er die erlöschende Gluth noch einmal schürte, kenne ich nicht aus eigener Anschauung, sondern theils durch briefliche Mittheilungen meiner Freunde in Italien, theils aus dem Munde ehrenwerther östreichischer Offiziere.

Kurze Zeit nach Signor T's Abreise boten mehrere Städte Oberitaliens ein schauerliches Gegenbild zu der florentinischen Jubelnacht, von der ich oben gesprochen. Getäuscht durch falsche Siegesbotschaften hatte in einer dieser Städte das Volk sich gegen die Fremdherrschaft erhoben und wurde nach einem verzweifelten Widerstande niedergeworfen. Das Andenken an jene blutigen Tage wird nicht so bald erlöschen. Die Stadt wehrte sich wie ein kleines Saragossa; und die Wälschen zeigten, daß die Oestreicher nur die Fechtmeister Italiens machen. Sie lassen sich schweren Lohn für ihre Lectionen zahlen, aber zum Ersatz wird im Lauf der Zeit selbst der Italiener muthig zu sterben lernen . . . Ein Unterfeldherr Radetzky's hielt Gericht über die rebellische Stadt und verwandelte sie in ein Grab. Auf dem Marktplatze wurden einige hundert Gefangene, Greise, Knaben und Priester in ihrem Ornat, von der wüthenden Soldateska niedergemetzelt. Ein schwaches Gestöhn stieg zum Himmel auf, den die Opferflamme brennender Paläste mit röthlichen Rauchwolken verdüsterte. Eine Stunde nach dieser Szene ritt der grimme Feldherr allein durch die Straßen der Stadt und sah, daß Alles still und zur Ruhe war; Hausthore und Fensterladen überall geschlossen, kein Athemzug zu hören; mit voller Sicherheit konnte er seinen Triumphritt halten. Er begegnete nur hie und da den Raubvögeln des Heeres, den Seresanern, die in Schwärmen durch die entlegensten Stadtviertel streiften, dann und wann eine Thüre einschlugen, um Beute zu suchen, oder auf ein halbgeöffnetes Fenster feuerten. Der Feldherr ließ an die Straßenecken ein Plakat ankleben, jedem Einwohner den Tod androhend, der nicht binnen drei Stunden seine Waffen bis auf die letzte Dolchklinge abgeliefert haben würde; Niemand hatte Gelegenheit, die Warnung zu

leſen. Tagelang folgten einander vereinzelte militäriſche Hinrichtungen; kein Licht des Abends zu ſehen, als das der Wachtfeuer, kein Laut zu hören als Wer-da-Ruf, Waffengeklirr und der Fußtritt von Schildwachen und Patrouillen; nach einer Woche noch blieben die Glocken ſtumm und die Kirchen — unerhört in katholiſchen Landen — geſchloſſen. Das Heer gähnte, und man preßte aus Mailand Gaukler, Ballettänzerinnen und Sängerinnen, welche gezwungen wurden, die Sieger zu erheitern; Logen und Galerien füllten die Offiziere, das Parterre die gemeine Soldateska. Noch jetzt herrſcht in den meiſten der großen Städte Oberitaliens ſolch ein gräberliches Schweigen; und ſo lange dies andauert, kann man ſich des Gedankens kaum erwehren, daß der hohe und ſtolze Lorbeer Radetzky's, der in dieſen Einſamkeiten aufſprießt, eine höchſt unfruchtbare Pflanze bleiben wird.

Wie es kam, daß vierzehn Tage nach dem Beginn der Schreckenszeit Signor T. und Beatrice in der Unglücksſtadt ankamen? Ich glaube, die Venetianerin wollte trotz aller Hinderniſſe in ihre Heimath, T. gab ihr zum Scheine nach. Nun hatte die Kriegswoge ſie daher verſchlagen. In dem gewölbartigen Gemach eines früheren Kloſters ſaß Signor T. einem alten Oberſt gegenüber, einem Landsmann und weitläuftigen Verwandten, den er hier zufällig getroffen und faſt mit Gewalt in ſeine Wohnung geſchleppt hatte. Es drängte ihn, nach Jahren der Verſchloſſenheit vor einem menſchlichen Weſen ſein Herz auszuſchütten. Zwei große Becher dunklen Weins ſtanden auf dem Tiſch, der alte Oberſt nippte nur aus Höflichkeit, aber T. ſchenkte ſich mit zitternder Hand immer friſch ein. — Sie haben der guten Sache, hub der alte Oberſt an — Um Gottes Willen, ſprechen Sie leiſe und deutſch, bat T. mit gedämpfter Stimme; meine Frau ſchlummert im anſtoßenden Zimmer. — Sie haben der Regierung ſeit Jahren ſo gute Dienſte geleiſtet, daß Sie auf — einen guten Poſten und . . . Sprechen Sie's nur aus, unterbrach ihn T.; und auf die Verachtung der Welt rechnen können. Sie verachten mich auch, geſtehen Sie es, ich ſeh's an ihrer gezwungenen Miene, Sie verabſcheuen mich und ſind doch kein Italiener, o Gott! Er verbarg ſein Geſicht in beide Hände. — Sie ſind ein wunderlicher Menſch, Doctor, ſagte der Andere. Wenn Sie aus Ueberzeugung gehandelt haben, aus Anhänglichkeit an die öſtreichiſche Sache... — Ja, ja, ich bin gut öſtreichiſch geſinnt! rief T. — Nun, dann können Sie die Meinung der Welt ertragen. Wenn Sie aber im Stande waren, aus andern Motiven Jahre lang das — das Metier zu treiben, warum kommt Ihnen plötzlich dieſe Empfindlichkeit? — Es war etwas ganz Anderes in der alten patriarchaliſchen Zeit. Viele meines Gleichen thaten, wie ich, und blieben ziemlich reſpectirt; es war etwas Gewöhnliches. Mir lag nur daran, die Regierung zu warnen, den friedlichen Theil der Geſellſchaft vor Schaden zu behüten, die Schwärmer zu entwaffnen, nicht zu verderben. Wenn ich dafür Gold nahm, ſo ließ ich mir nicht meine Ehre, ſondern meine Zeit und Mühe bezahlen. Und glauben

Sie mir, — fuhr der Sophist geläufig fort — ich bin nicht grausam, ich kann kein Blut sehen. Jetzt schwimmen Luft und Wasser, Himmel und Erde roth vor meinen schwindelnden Blicken. Jeder Strauch, jeder Baum rauscht mir zu: Henkershelfer! Früher war man doch sicher, Niemand auf's Schaffott zu liefern! — Na, auf den Spielberg! warf der alte Oberst dazwischen. — Und meine persönliche Sicherheit! Tausend Dolche wird die Rache für mich schleifen. Den Verräther wird mir jeder Fachino von der Stirn herablesen, da ich frei ausgehe, während meine vertrautesten Freunde dem Gericht verfallen. Und Beatrice! — Weiß denn Ihre Frau von Nichts? fragte der Alte mit Erstaunen. — Herr und Heiland! Beatrice! Sie ist ein Seraph, den ich als Dämon gebrauchte, ohne daß sie es ahnte. Die Liebe zu ihr hat mich auf diese Bahn geführt. — Also aus Liebe wurden Sie . . ? — Wurde ich Agent. — Seltsam! — Aber doch natürlich. Hören Sie und urtheilen Sie dann über meinen Charakter. Beatrice war meine Braut und ich arbeitete Tag und Nacht wie ein Galeerensträfling, denn ich wollte meine Frau in Gold fassen; sie war ja ein Juwel, um das alle Welt mich beneidete. Einer der ersten Beamten des Königreichs, Herr von W**** mein besonderer Gönner, hatte sie in der Kirche gesehen. Schmunzelnd schob mir der alte Sünder eines Tags einen dicken Beutel mit Zechinen zu. Ein kleines Hochzeitsgeschenk, sagte er; für den ersten Kuß Ihrer Frau, nach den Flitterwochen, werde ich eben so dankbar sein. — Mit Entrüstung stieß ich das Geschenk zurück. Halten Sie mich für einen Sklavenhändler? — Sie Sprudelkopf, ich fürchte für Ihre Carriere, wenn Sie Venedig so schlecht kennen, sagte er, unbeleidigt. Die ersten Nobili leben von den Reizen ihrer Frauen. Halten Sie Ihre Praxis für eine Goldgrube? — Ich versicherte ihn, wenn Venedig wirklich ein Pfuhl der Verworfenheit wäre, wie er denke, so mache Beatrice's Familie eine Ausnahme. — Apropos, bemerkte er hierauf, Sie heirathen da in eine sogenannte Patriotenfamilie; die Nitornis sind notirt; einer hat in Kufstein gesessen. Wissen Sie, daß man ein scharfes Aug auf Sie haben wird? Das Venetianische ist Ihnen sehr geläufig, — man wird Sie in Manches einweihen, — in allerhand Gesellschaften ziehen — wir werden sehen, ob Sie nicht aufhören, ein guter Oestreicher zu sein und ob Sie klug sind . . . Diese Worte wirkten langsam nach wie Aqua Tofana. Ich that anfangs nur so viel als nöthig, um jeden Verdacht der Behörden von meiner Person abzulenken, dann — wurd ich immer, immer — klüger! . . . T. ließ das Haupt auf die Brust sinken. Mit gerunzelter Stirn stand der Oberst auf. — Rathen Sie mir, was ist zu thun? flüsterte T. mit heiserer Stimme, die Hand des Offiziers fassend. — Dieser zuckte die Achsel. Soll ich Ihrem Gewissen rathen? fragte er grausam. Es wird sich von selbst beruhigen, sobald die Furcht für Ihr Leben aufgehört hat; ich kenne das. Von der Rache der Italiener haben Sie freilich das Schlimmste zu besorgen. Gehen Sie nach Wien und leben Sie wohl!

Der klirrende Säbel des Fortgehenden hatte Beatrice geweckt. Sie flog auf die Schwelle des anstoßenden Gemachs und fragte hastig: Wer war der Soldat? — Ein Offizier, ein alter Bekannter, er hat mich gewarnt, antwortete T. stotternd. — So?! rief sie gedehnt. In den letzten verhängnißvollen Wochen war Beatrice vom Kinde zur Frau gereift; tiefer Ernst lag auf ihren sinnenden Brauen. Gegen T. zeigte sie offener ihre Gleichgiltigkeit. Carissima! hub dieser an; wir müssen fort aus diesem unglückseligen Lande, helfen können wir ihm nicht, und der schmerzliche Anblick seiner Leiden zehrt Dich auf. Komm, nach Deutschland, wenn sich das Schicksal wendet, kehren wir zurück. — Habe ich Dich je so geliebt, fragte sie mit bebender Stimme, daß ich um Deinetwillen die Heimath verlassen sollte? Wärst Du ein Mann, so brauchtest Du nicht zu fliehen, Du wärst gefallen. Und sie wandte ihr Haupt von ihm ab. In diesem Augenblick pochte es an der Thüre und eintrat ein blutjunger Lieutenant mit blauen Augen und blondem Haar, der eine theilnehmende Bewegung in seinem Antlitz nicht verbergen konnte, als er Beatrice mit ehrfurchtsvoller Verbeugung ein Billet überreichte. Vom Marchese M. sagte er mit leiser Stimme und entfernte sich. Mit zitternder Hand brach sie es auf. T. wurde blaß wie die Kalkwand hinter ihm, als er den Namen hörte. Das Briefchen enthielt nur einige Zeilen:

„Syrene,

Durch die Gitterstäbe meiner Zelle sah ich Dich heute über die Piazza wandeln, nur so erfuhr ich Deine Anwesenheit. Ich sage Dir Lebewohl. Die geheimsten Schritte unserer Genossen wurden verrathen, — verrathen durch Dich und Deinen Mann. Ihn treffe der Fluch, der Kain traf. Ich verzeihe Dir um Deiner süßen Augen willen, an die ich noch im Tode denken werde. Möge Dir auch das Vaterland verzeihen können! Mache keinen Versuch, mich zu sprechen, es wird zu spät sein. Der Beichtvater kommt, adio! — —

Das Papier zitterte in ihrer Hand wie ein Espenblatt im Winde; wie ihr Auge bis zu den letzten Worten geflogen war, sank sie mit einem Schrei bewußtlos zusammen. Als sie erwachte, war das Gemach leer, Kain entflohen. Sie glaubte ein Jahrhundert verschlummert zu haben, nur wie eine dunkle Erinnerung eines bösen Traumes schwebte ihr vor. Da gewahrte sie am Boden das Blatt mit den theuern Schriftzügen und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Plötzlich aber trocknete sie ihre Thränen; sie hatte in ihrem Herzen einen Entschluß gefaßt, nahm Hut und Schleier, trat hinaus, ging über die Piazza, ohne nach dem Kerkergitter zu suchen, bis sie in einer dunklen Gasse vor einem mit Soldaten besetzten Palaste hielt, und fragte den diensthabenden Offizier nach dem Commandanten und Feldherrn. Derselbe junge Lieutnant, der ihr die letzten Worte des Sterbenden gebracht, geleitete sie in den ersten Stock hinauf und meldete sie an. Im Vorzimmer durchsuchte man sie nach verborgenen Waffen, sie ließ es ruhig geschehen. Becherklang und fröhliche Ausrufungen tönten heraus, und als sich ihr die Flügelthüre

öffnete, fiel ihr zuerst eine hohe Gestalt mit langem Halse, stark geröthetem Antlitz, stechenden Augen und einem ungeheuern, wie Widdergehörn gewundenem Schnurrbart auf. Sie errieth den Feldherrn und ging grade auf ihn zu. Neugieriges Flüstern lief durch den Saal, als sie eintrat, aber Todtenstille entstand, als sie, den Schleier zurückschlagend, sich mit der Linken am Tische festhielt und, zum Feldherrn aufblickend, mit langsamer und bebender Stimme sagte: Ich — will — sterben! — Die Krieger sahen einander verwundert an. — Ich will sterben! wiederholte sie; heute habt Ihr meinen Geliebten getödtet. Er hielt mich für seine Verrätherin. Seht Ihr nicht ein, daß ich ihm in den Himmel folgen muß, um ihm zu sagen, daß ich unschuldig bin? — Sie redet irre, sagte Einer halblaut. — Ich bin nicht irrsinnig, antwortete sie. Ihr müßt mich hinrichten lassen, denn ich bin Euch todfeind und werde noch im Himmel mit meinen Gebeten gegen Euch rebelliren. — Wir führen keinen Krieg mit Weibern, sagte der Commandant. — Aber mit Kindern und gebrechlichen Greisen, fuhr sie mit gehobener Stimme fort. War mein Giuseppe nicht ein Knabe, mit jungem Flaum auf den Lippen? Könnt' ich nicht eben so gut fechten wie er? Und wenn ich lebe, so schwöre ich bei der heiligen Jungfrau, daß ich Gift gegen Euch mischen werde. Müßt Ihr mich nun nicht erschießen lassen? — Führt sie aus dem Hause, sagte der Feldherr mürrisch. — Nicht so, Ihr Seelen von Holz! rief sie und eilte nach dem offenen Balkonfenster, um sich hinabzustürzen. Zwei Offiziere sprangen ihr nach und hielten sie bei beiden Händen fest. Eine Komödiantin! spottete einer der jüngern Offiziere. Ich ließe die Hexe wenigstens „karbatschen“ *). Da trat der alte Oberst vor, den wir heute bei Signor T. sahen, und schlug dem rohen Söldner mit der stählernen Säbelscheide ins Gesicht, daß er blutend an die Wand taumelte; Genugthuung morgen! hinzusetzend. Dann nahm er die Unglückliche in seine Arme, mit den Worten: Diese Verlassene wollet meiner Obhut anvertrauen. Wie ein Kind trug er sie die Treppe hinab und nach seinem Quartier. Helle Thränen flossen dabei dem grauen Tapfern über sein strenges Gesicht herab. Beatrice schlug erstaunt die Augen zu ihm auf und lispelte: Du hast ein Menschengesicht! und verbarg ihr Haupt an seinem Busen. —

Das Versprechen, sie nach Venedig zu bringen, beruhigte sie und schien ihr neue Lebenslust einzuflößen; aber sie schlug vor keinem Menschen das Auge auf und regte vor keinem die Lippen als vor dem Oberst, in dessen Anordnungen sie sich gehorsam fügte. Als ging es zur Befreiung der Lagunenstadt, folgte sie, unter der Obhut der Marketenderinnen, dem belagernden Heere, bei welchem ihr Beschützer war, vor Venedig. Manchen Abend, wenn das blutige Feuerwerk des Krieges Land und Meer feenhaft erleuchtete, entfloh sie der Wachsamkeit ihrer Hüterinnen und setzte sich an den Strand, mitten in den Sprühregen der venetiani-

*) peitschen.

ſchen Geſchoſſe; Schildwachen und verlorne Poſten pflegten dann, in den Pauſen des Geſchützdonners, einem wunderbaren Geſange zu lauſchen, der ſie die Nähe der Gefahr vergeſſen machte. Unter den Kroaten verbreitete ſich die Sage von einer Wila, welche Krankheiten ins Lager herabſinge. Am Abend nach dem Einzug der Oeſtreicher führte ſie den greiſen Oberſt in ihre frühere Wohnung, die noch leer ſtand; Dach und Balkon waren zerſchoſſen. Sie zeigte ihm die Säle und Familienporträts; das ihres Mannes kehrte ſie um, mit dem Geſichte gegen die Mauer. Als jedoch der Halbmond über San Marko hinſchwamm, ſchlich ſie auf den Zehen durch das Zimmer, wo der Oberſt ſchlief, küßte ſeine Hand und trat, ſich bekreuzend, auf den Balkon. Die Fluth rauſchte auf — die unſchuldige Syrene hatte ihr unterjochtes Vaterland und die Welt in aller Stille verlaſſen. — T. ſchloß ſich einem Gefangenentransport an, der nach Wien ging. Dort erſt erholte er ſich von ſeiner Todesangſt und gewann ſeine vornehme Haltung wieder. Er hat neulich eine zweideutige Miſſion nach dem Ausland erhalten.

Der k. k. Unterrichtsminiſter Leo Graf Thun.

Die neue Zeit in Oeſtreich hat ſich als ſehr gefräßig bewieſen, ſie hat alte Celebritäten verſchlungen und vernichtet, ſie hat bei einigen bewieſen, daß es oft viel leichter ſei, die Freiheit in der Theorie zu vertreten, als mit feſtem Arm in geregelte Bahnen zu leiten. Wohin Freiheitsliebe mit Nachgiebigkeit gegen Ueberſchwengliches führt, haben wir in Wien geſehn, es führt zum Kanonen- und Bajonnettregiment, zu einer Martialverfaſſung.

Auch Böhmen zählt eine Notabilität, welche in jenem verhängnißvollen Jahre 1848 unterging, um jedoch im Jahre 49 wieder aufzutauchen, während andere Untergegangene wenig Chancen haben, jemals wieder emporzukommen aus den Fluthen des Mißkredits; dies iſt Graf Leo Thun, derzeit Miniſter des Unterrichts und Cultus.

Ihm war das eigenthümliche Loos beſchieden, eine Zeit lang gar keine Partei für ſich zu haben, von zwei ſich gegenüberſtehenden Parteien gleichzeitig für einen Verräther erklärt, von der Regierung in Wien desavouirt und des Amtes entſetzt zu werden, alſo nicht zwiſchen zwei, ſondern ſogar zwiſchen drei Stühlen zu ſitzen und dennoch von keiner Partei richtig, von keiner gerecht beurtheilt zu ſein.

Wir wollen es verſuchen, gegen dieſen Mann gerecht zu ſein, ſeine Schwächen, doch nein, Schwächen hat er nicht, wohl aber Fehler, wie ſeine Tugenden gleich parteilos zu beurtheilen; er iſt jedenfalls eine intereſſante Erſcheinung und ſeine Schilderung aller Sorgfalt werth. Wir zweifeln mit Grund, ob Oeſtreichs

Bureaukratie einen zweiten Mann aufzuweisen hat, der in gründlich wissenschaftlicher Vorbildung jeder Branche dem Grafen Leo Thun gleich kommt, wenige haben, wie er, unter der frühern Regierung sich bemüht, sich in allen Zweigen des öffentlichen Geschäftslebens, im Richteramt, in der Verwaltung wie in kameralistischer Branche praktisch auszubilden, nur eines hat Leo Graf Thun nicht praktisch, sondern nur theoretisch kennen lernen: das Leben! Theorie ist vom Leben abstrahirt, sie ist nichts ohne Leben.

Leo Graf Thun ist ein ehrlicher, edler, ja ein humaner Charakter, er paart Edelmuth und Humanität mit einer Festigkeit des Willens, die vielleicht eben so fest ist bis zum Fehler. Er hat seine Ansicht über das Wesen und die Pflichten des Menschen gebildet nach seinem innersten Selbst, er hat das Leben nur in der Erhabenheit großer Individualitäten studirt, nicht aber auf der vielbegangenen Heerstraße, nicht in dem Gewühle des Verkehrs, in welchem jene Menschenklasse ohne große Tugend wie ohne eigentliche Laster, mit guten und schlechten Eigenschaften gleichmäßig begabt, die ungeheuere Mehrheit bildet, und diese Mehrheit ist es doch, welche eigentlich geleitet und regiert werden muß im Staate, auf sie ist das Gesetz zunächst berechnet. Der Tugendheld lebt dem innern Sittengesetze nach, den Verbrecher sperrt man ein, aber der Masse dient Gesetz und Regierung als Stab und Geländer auf ihrem Weg, diese Masse aber muß man kennen in ihren Nuancen, um sie regieren zu helfen. Leo Graf Thun ist, wie seine, einem Broncegusse ähnelnde Außenseite, stets ernst und düster, stets in sein Inneres gekehrt, und in hohen Idealen lebend; wir zweifeln, ob er jemals, selbst als Kind, gelächelt, oder gar gelacht hat. Stets mit ernsten Studien beschäftigt, echt ritterlich, mit dem Unterdrückten sympathisirend, für das Ideal der Gerechtigkeit schwärmend, hat Leo Graf Thun, obwohl deutsch von Geburt, in deutscher Gegend Böhmens durch seine Familie ansässig, dem seit Jahren sich vorbereitenden Aufschwung des böhmisch-slavischen Nationalbewußtseins, das mit der Weißenberger Schlacht ertödtet, unter Kaiser Josephs obwohl liberaler Germanisirungstendenz neuerlich niedergedrückt gewesen, seine Sympathien nicht versagen können. Er hat sich die böhmische Sprache mit viel Beharrlichkeit eigen zu machen gesucht, was ihm mehr für die Schrift gelang als für das Leben, er stand mit nationalen Literaten in freundlichem Verkehr, und brachte pekuniäre Opfer, um eine böhmische Unterrichtsanstalt durch Ankauf eines eigens diesem Zwecke gewidmeten Hauses zu gründen.

Lange vor dem März galt er für einen warmen Anhänger der nationalen Richtung, während er in verschiedenen Amtszweigen sich verwendete und die Regierung auf dieses Talent um so aufmerksamer wurde, da der hohe Adel Böhmens zwar sehr viele Bewerber um einträgliche Aemter, aber beinahe gar keine Talente und noch weniger unterrichtete Capacitäten lieferte; die Regierung, welche in der nationalen Regung einige Gefahr für das alte System gewittert haben mochte, weil in den Nationalen das Demokratenthum aufzutauchen schien, entfernte Grafen

Thun von Prag, und wies ihm einen Dienstposten in Wien, früher bei der Landesregierung, später bei der obersten Verwaltungsbehörde zu und attachirte ihn später nach den galizischen Wirren dem Grafen Rudolph Stadion, welcher in seiner kurzen Wirksamkeit in Galizien wenig entsprach, im Jahre 48 aber in Prag seine entschiedene Unfähigkeit bedauerlich bethätigte.

Nicht ohne Einwirkung der im April 48 nach Wien abgegangenen, gleichsam revolutionären zweiten Deputation Prags, wurde der noch immer in Galizien weilende Leo Graf Thun an die Stelle des durchaus abgenutzten indolenten Grafen Rudolph Stadion zum Landespräsidenten Böhmens ernannt. Jene Deputation hatte sich ihn als eifrigen Unterstützer der Nationalsache gedacht, und erwartete in ihm als Landespräsidenten eine kräftige Stütze zu finden, obwohl kurz zuvor Graf Thun in Galizien wegen zu starren und terroristischen Auftretens gezwungen gewesen war, sich durch einen kühnen Sprung durch ein Fenster vor thätlichen Insulten zu bewahren.

Graf Thun trat sein Amt in Prag zu einer Zeit an, als durch die unbegreiflichste Feigheit und Lethargie des Grafen Rudolph Stadion und seines Sekretärs, welcher nächstens Kreispräsident werden soll, weil er Graf ist, der Boden tief aufgewühlt, die Massen erregt und anarchischen Zustände angebrochen, die Gemüther besonders dadurch tief ergrimmt waren, daß man den verhaßten Fürsten Windischgrätz, gegen welchen die Wiener Protest eingelegt hatten, den Böhmen dennoch wieder als Militärchef zugesendet hatte, gegen welchen ausschließend allein die Prager Junibewegung gerichtet gewesen.

Der halbrevolutionäre, obwohl von der Wiener Regierung halb anerkannte Nationalausschuß war unter dem Scheinpräsidium Stadions zwar zur Macht gelangt, stand jedoch unter dem Einflusse der Straße und der ganz indisciplinirten Galerie, welche ungezügelt durch Beifalls- und Mißfallensäußerung den Beschlüssen die Richtung gab, welche ihr zusagte.

Die Straße war erregt, die Ementen drängten sich, von der Nationalgarde von Tag zu Tag mühsamer unterdrückt und im Zaume gehalten, den Juden war der Krieg erklärt, alle Behörden waren lahm, — in diesem Zustande übernahm Graf Thun aus den behandschuhten, parfümirten Händen Stadions die Zügel der Regierung. Das Volk erhielt Kenntniß von dem Amtsantritte des Grafen Thun durch einen von diesem unterzeichneten öffentlichen Anschlag, welcher die Standrechtsverhängung in unmittelbare Aussicht stellte; natürlich konnte dieser erste Regierungsakt die Gemüther nur feindlich stimmen.

Bei der Uebernahme des Präsidiums im Nationalausschusse unterließ es Graf Thun, dem leider die Gabe fließender Rede auch in deutscher Sprache nicht eigen ist, die Gemüther durch eine passende Eingangsrede zu gewinnen; in jenen Tagen war die Macht der Rede die allein wirksame.

Graf Thun präsidirte mit einer gewissen Barschheit und Einsylbigkeit, die

man als absichtlich manifestirten Widerwillen gegen den Ausschuß aufnahm. Gerüchte von beabsichtigten Demonstrationen, ja von beabsichtigter altböhmischer Gewaltthätigkeit gegen Graf Thun tauchten auf, die Nationalgarde wurde entboten, um durch ihre Anwesenheit Exzessen im Ausschusse vorzubeugen. Graf Thun aber trotzte der Gefahr, betrat den Saal festen Schrittes und beorderte persönlich die massenhaft ausgerückte Garde zum Abzug. Sein Muth imponirte der allerdings Böses im Schilde führenden Galerie, keine Sitzung verlief ruhiger als eben diese.

Die Flucht des Kaisers von Wien am 18. Mai wurde in Prag bekannt, und erregte die Stadt in merkwürdiger, doch für die Dynastie höchst tröstlicher Weise, alle Stände, alle Parteien sagten sich von Wien, von der brutalen Gewaltthat los, und verdammten die Schwäche Pillersdorfs, man wollte sich in Böhmen das Gesetz nicht diktiren lassen von einem durch die Wiener Barrikaden beherrschten Ministerium.

Graf Thun, nicht in revolutionärer, nicht, — wie ihm sehr irrsam von der allgemeinen Augsburger Zeitung vorgeworfen wurde, in czechisch separatistischer Tendenz, beschloß im Einverständnisse mit Erzherzog Karl Ferdinand sich mit einer Consulta aus Männern des Volksvertrauens zu umgeben, und mit dem Beirathe dieser, für die dauernde Barrikadenblokade des Ministeriums Pillersdorf, die böhmischen Angelegenheiten selbstständig, jedoch mit Vorbehalt kaiserlicher Sanction zu leiten; er sandte eine Deputation an den Kaiser nach Innsbruck, Graf Albert Nostitz und Dr. Rieger waren die Deputirten, um die Sanction dieses Antrages zu erwirken; doch traten die Männer jenes Beiraths nicht in Function, der kaiserliche Entschluß sollte abgewartet werden, er fiel verneinend aus.

Dies ist die einfache Geschichte der angeblichen provisorischen Revolutionsregierung Böhmens, die eigentlich nur eine, vielleicht überloyale Negation des 15. Mai Wiens gewesen war, welchen Graf Thun als Beamter seines Kaisers entschieden mißbilligte.

Daß im Nationalausschusse von einzelnen, vielleicht von vielen, die Idee sich ebenfalls mag geltend gemacht haben, den 15. Mai zu benützen, und eine provisorische Regierung im anderen Sinne, zu errichten, ist nicht unmöglich, jedoch durch nichts, insbesondere durch keinen gestellten Antrag bewiesen, vielleicht hat Graf Thun einem solchen Schritte eben durch seine Maßnahmen zuvorkommen wollen.

Die Verhältnisse wurden täglich krauser, das Soldatenthum durch den angestrengten Dienst, zu welchem Fürst Windischgrätz dasselbe beinahe absichtlich anhielt, täglich erbitterter, Fürst Windischgrätz täglich verhaßter, besonders, seit er eine große Revue veranlaßt, sich gegen die Dienstvorschrift von der Mannschaft auf gut russisch mit Hurrah's hatte begrüßen lassen, und eine aufregende Ansprache an die Soldaten in sehr doppelsinnigem Corporalstyl gehalten hatte. In Folge dieser

Revue wurden die Kanonen in alle Stadtviertel vertheilt, und die Bevölkerung auf feindliche Absichten aufmerksam gemacht, die Studentenschaft von Agitatoren Wiens zu dem trotzigen Verlangen nach Kanonen aufgestachelt. Ueberall lag der Zündstoff des Hasses, der Erbitterung, der infamen Verdächtigung des Volkes in Massen angehäuft, ein Funke nur, und auflohderte die Flamme. Man verstand es, für diesen Funken zu sorgen, und der Innibrand war los, die Leidenschaften waren entfesselt, das Soldatenthum im Momente zur wilden Bestie umgestaltet. Wir unterlassen es, die Schauerscenen zu erzählen, sie sind durch die Mordscenen Wiens und so vieler anderen unglücklichen Städte Oestreichs überboten; doch in Mailand und Prag begann der Bürgerkrieg, der in seinen Nachwehen Oestreich zu Grunde zu richten droht, läßt man nicht ab von dem System der Gewalt. Graf Thun war all den Vorgängen fremd, in seiner inkarnirten Loyalität, in seiner Nachsichtslosigkeit für menschliche Leidenschaft und Schwäche, war das Ereigniß ihm ein Greuel, ein Volksverbrechen; Graf Thun dachte wohl nicht an die Möglichkeit der Provocation, er ahnte nicht, *was wir heute zu wissen glauben*, daß in der Armee der Plan gewaltsamer Unterdrückung, selbst gegen kaiserlichen Willen, seit lange gehegt, und zur Reife gekommen war. Graf Thun eilte muthig, allein, ohne Begleitung nach dem Platze, wo der Kampf eben begonnen; von Proletariern erkannt und insultirt, wurde er durch einen Studenten geschützt und in das Clementinum geführt, wo die Studentenschaft sich verbarrikadirend, den Grafen zum Gefangenen machte, um in seinem Besitze Garantie für die eigene Sicherheit und den gütlichen Ausgang des Kampfes zu finden. Fürst Windischgrätz aber ließ munter gegen die Barrikaden kanoniren. Man brachte dem Grafen schußwarme Kanonenkugeln, und drang in ihn, aus der Gefangenschaft Sistirung des Kampfes zu diktiren; Graf Thun verweigerte jedes Zugeständniß mit eiserner Standhaftigkeit auch dann, als das Clementinum sich mit bewaffneten Arbeitern füllte; er betheuerte fest, so lange er Gefangener sei, nehme er keinen Einfluß auf die Sache, man möge ihn morden, er werde seiner Pflicht willig zum Opfer fallen. Thun's Festigkeit *imponirte* den jungen Leuten, die ihn bewachten und zugleich beschützten. Franz Palacky, der stille Gelehrte, hatte den Muth, unter die erregte Masse zu treten, er bewies den Studenten die Fruchtlosigkeit fernerer Gefangenhaltung, das Herannahen der auf sich selbst gewiesenen Militärübermacht, seine Rede hatte Erfolg; an Palacky's Arm verließ Graf Thun seine Haft, und rief starr und düster den Studenten zu: „ich gehe, doch ohne Bedingung, ohne irgend eine Verpflichtung, ich mache durchaus kein Zugeständniß;" — Palacky rief ihm erbittert zu: „die jungen Leute haben auch nichts von Ihnen verlangt, ich aber erwarte von Ihnen, daß Sie sich nicht rächen werden." — „Ich räche mich niemals," war Thun's kalte Antwort. Doch er hat Wort gehalten, und das rühmen wir ihm ehrlich nach.

Mitten durch das erbitterte Volk, von bewaffneten Proletariern geleitet, ging

Graf Thun unangefochten über die Barrikaden nach dem Regierungsgebäude der Kleinseite, dessen Treppe dicht besetzt war von bewaffneten Proletariern. Es war ein wilder, an die Pariser Revolutionsscenen mahnender Anblick. Die Bursche aus dem Volke waren mit Eisenstangen bewaffnet, welche sie mit weißrothen Bändchen verziert hatten, die Montur ließ viel, die Fußbekleidung alles zu wünschen übrig. Vor der Heimkehr hatte Thun mit dem Fürsten und den Stadträthen gesprochen, und eine friedliche Ausgleichung angebahnt, welche jedoch Fürst Windischgrätz, von seinen ihn beherrschenden Offizieren genöthigt, selber vereitelte. Die Nacht über von nur 11 Nationalgarden zum Schutz gegen Volksangriff umgeben, verließ Graf Thun heimlich sein Regierungsgebäude, und vereinigte sich mit dem Fürsten Windischgrätz auf dem Hradschin, und dort ging Thun's guter Stern unter, dort war er *verloren für das Volk*, für die *gute Sache*, für alle Zukunft vielleicht.

Auf dem Hradschin entwickelte Fürst Windischgrätz entsetzlichen Muth mit Kanonen und Mörsern. In der That, jeder Tambour erobert Prag, besitzt er den Hradschin. Seit Thun's Gefangennehmung hatte der Fürst ganz eigenmächtig die Zügel der Regierung in die Hand genommen, deren Plumpheit sich in Budapesth so glänzend bewährte. Thun selbst war dem Militär als Slavophil verdächtig und in den engen Rahmen der Soldatenpolitik paßte die Idee, Thun habe eine provisorische revolutionäre Regierung einführen wollen, vortrefflich; sie hatten von provisorischen Regierungen anderwärts gelesen, für sie war *provisorisch* und *republikanisch* gleichbedeutend. Schon hatte die Sage von einer tief verzweigten Verschwörung, vom beabsichtigten Mord aller Deutschen und anderem Unsinn Wurzel gefaßt in den racheschnaubenden Soldatengemüthern, Graf Thun war ohnmächtig, ohne Einfluß. Ihn sprechen wir frei von aller Schuld an den Greueln, die nachfolgten, aber ihn trifft der Vorwurf, daß er überhaupt sich herabwürdigte, *unter* Fürst Windischgrätz zu fungiren, daß er dieses rauhen Kasernenmannes Edicte und Plakate unterschrieb, und sich ohne Noth zum Complicen machen ließ; ihm machen wir es zum Vorwurfe, daß er an Böhmens Volk verzweifelte, das er seit Jahren kannte oder kennen sollte, daß er sich von den Soldaten bethören, und all die Gewaltthat vor seinen Augen begehen ließ, daß er noch heute nicht zur besseren Ansicht gelangt ist und nicht natürlich findet, daß sich der nationale Drang nach Anerkennung, seit dem Februar 1848 unmöglich auf die slavische Fibel und Grammatik beschränken konnte, daß der Erregung der Zeit eben vom Regierenden Rechnung zu tragen war, daß die Zeit alles heilt, regelt und ausgleicht. Nirgend wurde wohl ein Straßenkampf muthwilliger hervorgerufen, nirgend wurde des Kampfes friedliche Beilegung absichtlicher und brutaler hintertrieben, als damals in Prag durch den Fürsten Windischgrätz und seine Helfershelfer, die eben heute dem Helden von Kapolna einen Silberlorbeerkranz ganz im Geheimen verehren wollen, um einem auf die Brüche gekommenen Genossen aufzuhelfen, der den Kranz verfertigte. Wir müssen bekennen, oben auf dem omi-

nösen Hradschin, umgeben von den Soldaten, von dem vor seinem eigenen Gewissen geflüchteten Hochadel fiel Graf Thun aus seinem Charakter; der eisenfeste Mann war geknickt und gebrochen, er betheuerte, sein Vaterland verlassen, nie mehr ein Amt annehmen zu wollen, er hat sich selber nicht Wort gehalten, und ist heute Minister des Unterrichts und Cultus.

Aber Graf Thun hat sich nicht gerächt, hat Niemand denunzirt, wir kennen Persönlichkeiten, welchen er hätte schaden, die er dem Fürsten hätte an's Messer liefern können, er hat es nicht gethan, denn edel blieb er. Als Minister ist er in seinem engen Wirkungskreise thätig und wirksam, wenn auch nicht immer praktisch, so doch gerecht und verfassungstreu, im Ministerrathe aber ohne Gewicht und Geltung in Fragen der Gesammtpolitik, ja selbst in Fragen seines speziellen Portefeuille. Im Ministerrathe hat Graf Thun das den Studenten früher durch kaiserliches Wort verheißene Recht, Vereine zu bilden, warm bevorwortet, er, den die Studenten gefangen hielten; sein Antrag wurde abgelehnt. Thun will die freie Lehre, er will Förderung der Wissenschaft, er ist, wir verbürgen es, ein ehrlicher Minister, er wird vergleichsweise selbst ein nützlicher Minister sein, bis zu dem Zeitpunkte, wo ein Reichstag in's Leben tritt. Wird er's in Oestreich? Einem Parlamente gegenüber jedoch kann Minister Thun nicht fungiren, denn es fehlt ihm die Gewandtheit, die Schnelle des Gedankens, wie die Gabe der Rede, und zudem ist er schwerhörig, im Parlamente aber gilt das lebendige Wort.

Wir achten Graf Leo Thun hoch als gelehrten, als redlichen, als edelmüthig humanen Privatmann, als treuen aufopfernden Freund. Staatsmann aber ist er nicht und wird es niemals sein. Als Präsident eines obersten Justizhofes allein wäre er an seinem Platze. M.

Neue Schriften über Ungarn.

Die Geschichte Ungarns in den letzten zwei Jahren, die Vernichtung der magyarischen Krone und Nation, ist eine Periode voll der interessantesten und belehrendsten Momente; die Güte eines Königs, durch welche ein Reich zertrümmert und eine tausendjährige Verfassung verwischt wird, liefert Stoff zum Nachdenken für Fürsten und Völker; die Gewalt eines beredten Agitators, der mit Worten 200,000 Streiter ins Feld bringt, ist eine enthusiasmirende Erscheinung; die Kämpfe der Nation und der Edelsten darunter für ihre Rechte und Selbstständigkeit gegen Wort- und Treubruch, gegen Willkür und Soldatenthum, sind durch den Ausgang zu Märtyrergeschichten und nationalen Legenden geworden; dieses Aufflackern und Verlöschen eines ritterlichen Stammes mahnt an die erhabensten Thaten des Alterthums.

Aber eben dieses Stoffes wegen muß man wünschen, daß ein kundiger Griffel ihn beherrsche und bewältige. Bis jetzt haben kaum die Karrenschieber beim Bau der Geschichte und der Literatur Sand und Steine zugetragen. Nicht als Compliment für diese Blätter, sondern der Wahrheit gemäß muß man sagen, daß die Schilderungen aus Ungarn, welche von einem Ungar in den Grenzboten erschienen, ungeachtet des romantischen Ausschmuckes, das Beste sind, was bisher gedruckt wurde; sie tragen die Farbe und den Schmuck des magyarischen Bodens, sie sind wahr. Anderseits begegnet man jedoch so vielen falschen Kossuthnoten, deren Nachahmung allzuleicht erkannt wird, und für die auch weniger eine Vergütung der Kritik gestattet werden kann, als für die echten vom öster. Finanzministerio.

Mehrere der über Ungarn erschienenen Schriften liegen vor.

Ludwig Kossuth und Ungarns neueste Geschichte. Unter Mitwirkung ungar. und österr. Schriftsteller, herausgegeben von Arthur Frey, 2 Bde. Mannheim 1849.

Eine Compilation journalistischer Blätter ohne Kenntniß, ohne Geschmack, ohne Bildung. Weder die mitwirkenden ungarischen, noch die östreichischen Schriftsteller kennen das Land Ungarn und seine Leute; aber sie haben die überschwenglichen Phrasen der Straßenpolitik dafür desto geläufiger im Munde. Der erste Satz lautet: „Seit der ersten französischen Revolution war ganz Europa im tiefen Schlummer versunken; Blödsinn und Thorheit führten das Scepter, wurden selbst wieder von schlechter Mittelmäßigkeit geleitet und der starre Absolutismus legte seine Ketten auf den Nacken der gebeugten Völker." — In diesem Leiertone ist das ganze Werkchen (550 Seiten) gehalten bis auf die zahlreich eingeflochtenen Actenstücke, deren Anführung das Nützlichste wäre, wenn irgend eine Ordnung im Citiren herrschen würde. Die Verfasser fügten diese Blätter ein, wie sie ihnen gerade in die Hand fielen; bald der Bericht über eine Sitzung des Reichstags in Pesth, bald ein kaiserliches Rescript. Die Wiener Journale standen jedoch den Compilatoren sichtlich leichter zu Gebote als die Pesther, und die magyarischen Zeitungen waren ihnen schon dem Idiom nach fremd. In einem Buche, das den Namen Kossuth's auf dem Titel führt, sollte man doch mindestens eine biographische Auskunft über diesen Mann finden; jedoch der Verfasser und seine Helfer wissen nicht einmal, wo Kossuth geboren ist, und lassen seine Eltern dürftig sein, die sich mit der Hände Arbeit den Lebensunterhalt verschaffen. Kossuth's Vater war Herrschaftsfiscal (Rechtsanwalt) bei Baron Vecsey in Bedray-Szerdahely im Zempliner Comitat. So wenig wie über die Kindheit Kossuth's, weiß Meister Frey über seine Jugend und sein erstes Auftreten im politischen Leben, und deshalb endigt bereits auf der 9. Seite seine Biographie, die auf der 7. begann, und nach einigen Citaten der Reden in Preßburg, ist bereits auf der 50 Seite Kossuth Finanzminister, und Seite 66 ist das Manifest gedruckt, wodurch Jellachich seiner Würde entsetzt wird. In solchem Sturmschritt geht es weiter. Blos mehrere

Excerpte aus Kossuth's Hirlap und aus den Parlamentsreden halten die Geschichtschreiber auf, und füllen kunterbunt den ersten Theil.

Der zweite Theil beginnt schon mit dem Einfall der Croaten; leider verrathen sich die Compilatoren durch ein Citat aus dem Studenten-Courier, ein Wiener Journal, dem Herr Frey die Ehre erzeigt, es radical zu nennen. Der Studentenausschuß in der Aula zu Wien hat diese Zeitung in öffentlichen Blättern desavouirt, damit die Corporation nicht mit diesem burschikosen Unsinn verunglimpft werde. Auf welcher Stufe politischer Erkenntniß stehen die Mitarbeiter des Herrn Frey, wenn sie ein solches Pamphlet als Autorität citiren!!

Vergebens durchblättert man das ganze Buch, um entweder eine Schilderung von Kossuth's Wirken, oder die neueste Geschichte Ungarns zu entdecken. Aus den Zeitungen herausgerissene Spalten oder nachgedruckte Proklamationen, hie und da durch ein paar Phrasen aneinandergelöthet, bilden dieses Machwerk, welches mit Portraits ungarischer Helden geziert ist. Auch Görgey befindet sich darunter, dessen Aehnlichkeit höchstens darin besteht, daß das Original ein Mensch ist und dieses Bild auch einen Menschen darstellt. Gesichtszüge, Haarschnitt, Schnurr- und Knebelbart sind nicht getroffen; dies mag jedoch die Schuld des Zeichners sein. Wie kömmt jedoch der ungarische General zu einer französischen Uniform? Görgey trug nie etwas Anderes als eine Husarenjacke, hier aber hat er sogar Epaulettes und ein Ordenskreuz!! So wie das Bild dem Heerführer gleicht, so gleicht diese Geschichte der wirklichen; wir können nur wiederholen, daß es eine kenntniß- und umsichtlose Compilation ist. Es soll ein dritter Theil dazu erscheinen. Schade um das Papier und die hübsche Ausstattung.

Ein zweites Werk trägt den pretiösen Titel:

Geschichte der ungarischen Revolution. Von Julian Chownitz. Stuttgart 1849.

Chownitz und Geschichte. Die deutsche Schundliteratur kennt diesen Literaten bereits aus mehrern Erzeugnissen, denen sich dieses neueste Produkt nicht unwürdig anreiht. Daß es noch immer Verleger gibt, welche ihr Kapital an solche renommirte Federhelden vergeuden, muß wahrlich in Erstaunen setzen. Chownitz tummelte sich nach seinen journalistischen und jesuitischen Winkelzügen in Deutschland auf dem Pesther Felde herum, und bot der ungarischen Regierung seine Dienste an; der Mann war zu anrüchig, und man konnte ihm nicht einmal eine Notizenfubvention für ein zu gründendes Journal zusagen. Hierauf machte er Opposition in einem den gleichen Titel führenden Blatte. Auf diese Wirksamkeit beruft er sich in der Vorrede des 1. Heftes dieser Geschichte, welchem noch 5 Hefte folgen sollen. Es ist gar zu komisch, Herrn Chownitz von „seiner" Partei sprechen zu hören. Chownitz mußte Pesth verlassen, und bot sich der östreichischen Regierung in Olmütz zu Diensten an; auch hier abgewiesen und vor die Thüre gestellt, rächt er sich, und schmiedet nieder in Deutschland Libelle, und dichtet

eine Geschichte der ungarischen Revolution. Chownitz nennt seine Arbeiten für die Gewalthaber Oestreichs: Nothbehelfe eines in der Gewalt der Militärherrschaft befindlichen Schriftstellers, und setzt dann hinzu: „Eine Reihe von ganz entgegengesetzten Kämpfen und die Schule der Erfahrung in ihrem vollen Umfang ließen mich endlich auf jenen klaren Standpunkt gelangen, von wo aus man die Dinge ohne Leidenschaft und wenigstens ohne grobe Täuschung betrachten kann. Der gewöhnliche Mensch hat eine alltägliche Laufbahn und begreift eben deshalb ein Leben nicht, das durch Widersprüche zur Einheit gelangt. Der gewöhnliche Mensch begreift nicht die Kämpfe und Rückfälle einer strebenden Natur, wodurch sich diese gleichsam selbst läutert, ihre Schlacken und gemeineren Stoffe abwirft. Er nennt das Inconsequenz, was aus einem höhern (?!) Gesichtspunkte die reinste (?) Consequenz ist."

Diese naive Characterisirung genügt wohl für die Gesinnung des Herrn Chownitz, welcher sich früher auch Professor nannte, weil er als Unteroffizier den gemeinen Soldaten Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilte; eben so naiv sagt er in einer Anmerkung, es sei ihm die Concession zur Fortsetzung seines Blattes in Wien nicht ertheilt worden, obwohl er eine gemäßigt freisinnige Richtung (im Belagerungszustande) zu halten versprach. „Man sieht, ruft Chownitz aus, ich konnte es Niemand recht machen"!

In dem ganzen, 10 Capitel enthaltenden Hefte ist nichts von Bedeutung; weder eine Gruppirung der Thatsachen, noch eine Aufklärung über die bewegenden Hände. Aus der ältern und neuesten Geschichte werden einige Blätter herausgeschrieben, und die wenigen Ereignisse im Sommeranfang 1848 in Pesth-Ofen schildert Chownitz als Augenzeuge, meist Schnitzel der Zeitung: die Opposition, wie Arthur Frey den Studentencourier benutzt.

Den vorgenannten demokratischen Darstellungen gegenüber erschien eine schwarzgelbe unter dem Titel:

Die magyarische Revolution. Von einem Augenzeugen. Pesth 1849.

Unter Haynau'scher Belagerung eine Geschichte der magyarischen Revolution zu schreiben, ist ein kühnes Vermessen; der Autor (Szilagyi?) hielt sich zumeist an die Daten der östreichischen Journale, schimpft weidlich auf die Insurgenten, und streicht die Tapferkeit der kaiserlichen Truppen heraus. Der Verfasser will jedoch nur „durch eine kurzgefaßte Schilderung der nackten Thatsachen den Mantel lüften," und als solcher Beitrag ist dieses Büchelchen nicht zu verwerfen.

In Grimma erschien eine Biographie des

Grafen Ludwig Batthyany. — Ein aus Zeitungsnotizen zusammengestoppeltes Heft. — Wir übergehen viele andere Flugschriften, als nicht einmal nennenswerth. Szalay's, Teleky's, Szarvady's, und andere Brochuren sind als die Mittheilungen eingeweihter, wenn auch parteiischer Männer zu würdigen.

Allein nicht mit Stillschweigen kann man die Anzeige eines Werkes über Ungarn übergehen, dem pomphafte Annoncen vorangehen. Herr Schütte läßt eine Geschichte der ungarischen Revolution erscheinen. Wir wollen kein Vor-Urtheil fällen; allein wir sind im guten Recht, wenn wir einige Angaben in der Ankündigung als nicht richtig bezeichnen, als falsa. Herr Schütte kennt Ungarn nicht, er hat nie einen Fuß in dieses Land gesetzt. Das ist aber kein Hinderniß für ein Talent, die Tagesgeschichte aus den Quellen zu studiren. Herr Schütte kann nicht ungarisch. Auch das macht nichts. Allein er beruft sich auf die Mitwirkung ungarischer Notabilitäten oder ausgewanderter Kämpfer, und selbst das erklären wir so lange für eine Unwahrheit, bis die Namen bekannt werden; die in Oestreich blieben, braucht Herr Schütte nicht zu compromittiren, aber die außerhalb Oestreich leben, und ihm Mittheilungen machen, dürften als Gewähr des Erzählten genannt werden, denn Herr Schütte selbst weiß nichts von Ungarns neuer Geschichte, er kennt nicht einen einzigen seiner Wortführer oder Verkämpfer, und niemals stand einer derselben mit ihm in Relation. Herr Schütte nannte den Secretair der ungarischen Gesandtschaft in Paris als seinen Hauptmitarbeiter; er weiß aber nicht einmal den Namen desselben richtig zu schreiben (Sarvady statt Szarvady), und mit Bestimmtheit erklären wir, ohne vorher mit diesem uns verständigt zu haben, daß er keine Beiträge an Herrn Schütte liefern wird, eben so wenig wie Pulszky, den er fälschlich Pulsky nennt. — Vielleicht erhielt jedoch Herr Schütte in Berlin von durchreisenden Magyaren hinlängliches Material, und er schmückt es mit seiner bekannten Phantasie zu einer hübschen Anekdote aus; es sei ein willkommener Beitrag, denn es wird wenigstens richtig deutsch geschrieben sein, was bei den Vorgenannten nicht der Fall ist. — Wichtiger als alle diese Speculationsschriften und von historisch-politischem Interesse ist:

Ungarns gutes Recht. Denkschrift von einem Diplomaten. Erstes Heft. London, 1849. (Watts).

Wenn Pulszky das nicht selbst schrieb, so erschien es doch gewiß nicht ohne seinen Einfluß. Mit der leidenschaftlichen Sprache des Magyaren werden die Leiden Ungarns unter dem Hause Habsburgs von 1527 bis 1809 erzählt. Ferdinand I. beschwor die Bulle Andreas II. und alle Landesfreiheiten; er brachte die Jesuiten in's Land. — Rudolf II. verletzte das Staatsgrundgesetz der Religionsfreiheit und brachte deutsche und böhmische Beamte nach Ungarn und Söldnerschaaren unter dem „reißenden wilden Thier" Basta. Gegen diesen König erhob sich Bocskai für das Recht der Nation, und Rudolf mußte die Integrität des Reiches, vollkommene Religionsfreiheit und Schutz der Verfassung garantiren (1608). Bocskai starb durch Gift. — Mathias beschwor ebenfalls die Rechte, — wollte aber dennoch das Palatinat aufheben und führte die bereits verjagten Jesuiten wieder ein. — Ferdinand II. hatte die Verfassung beschworen, aber der Jesuitenzögling verletzte sie, und erst Bethlens siegende Erhebung zwang ihn zur Beachtung der Na-

tionalrechte. — Ferdinand III. setzte die religiösen Verfolgungen fort, bis Franz Rakoczy (1644) den Linzer Frieden erzwang. Später kamen die schrecklichen Blutgerichte, von denen alle Protestanten als Rebellen erklärt wurden. — Unter Leopold erhob sich Tököly, und das Land wurde von Caraffa mit Leichenhaufen angefüllt (1686). Dieser König ließ die Klausel des berechtigten Widerstandes, welche zum Schutz der Constitution gegen eidbrüchige Könige im Decrete Andreas II. steht, streichen! Der Thron wurde für erblich erklärt 1687. — Ein Enkel Rakoczys erhob sich, bis der Szathmarer Friede 1711 von Josef I. geschlossen wurde. Die Heldengeschlechter Rakoczy, Bathory, Tököli, Bocskai, Kemény, Gawa, Zrinyi, Frangepany, Zapolya u. A. starben meist auf dem Blutgerüst. — Karl VI. beschwor wieder die Constitution, die Untheilbarkeit des Reiches, Religionsfreiheit. Aber wie wurde dies gehalten? Erst um die pragmatische Sanction, ein einfacher Hausvertrag, bewilligt zu erhalten, wurde die Constitution neuerdings bestätigt und darin heißt es ausdrücklich: es soll nie über die Krone Ungarns ohne die Reichsstände verfügt werden, sie ist ein Eigenthum der Nation, Ungarn soll immer eine eigene Verwaltung haben, keine fremden Truppen ꝛc. — Maria Theresia beschwor die Verfassung. „Das kaum von den Mißhandlungen aufathmende Ungarn rettete edelmüthig die Tochter dieses verhängnißvollen Geschlechtes.“ Auch Theresia sann auf Ketten, wußte sie aber mit Rosen zu umwinden. — Josef II. beschwor die Verfassung nicht; aber seinen Reformen standen keine Mordknechte zur Seite. Er widerrief endlich alle Ungesetzlichkeiten. — Leopold II. unterschrieb das Königsdiplom und schwor, unter Anderem: daß der König 6 Monate nach dem Tode des Vorfahren, bei Verlust der Krone diese auf die herkömmliche Weise zu empfangen habe. — Franz beschwor ebenfalls die Constitution, wie sein Sohn Ferdinand; jener war aber der bitterste Feind Ungarns.

Diese kurze Skizze mag den Standpunkt des magyarischen Diplomaten angeben, welcher schreibt: „Die Verfassung Ungarns in ihrer Reinheit, wie sie wirklich war, nicht wie 300jährige Mißverwaltung der Habsburger sie corrumpirt hat, ist die einzige für Menschen mögliche, wenn sie Menschen bleiben und nicht zu Rädern und Stiften einer sinnlosen bureaukratischen Staatsmaschine entwürdigt werden sollen.“ — Das ist patriotische Exaltation; aber vergeben wird man es dem Ungar, der nach so vielfachen überwundenen Drangsalen seiner Nation auch jetzt wieder an ihre Erhebung und ihren endlichen Sieg glaubt. „Die Vorsehung bedient sich ja immer der Bösen zum Schergendienste. Wir werden desto muthiger, desto besonnener unsere Maßregel nehmen. Wir sind nur stärker geworden.“ — „Wir vertheidigen ein heiliges, gutes, theures Recht! Wir sind im vollen Bewußtsein desselben. Wir sind unglücklich, aber wir verzagen nicht. Harte Zeiten gebären edle, gestählte Herzen. Im Sturme bewurzelt sich die Eiche, ihr in die Wolken strebender Stamm trägt die Kränze der Freiheit und des Sieges! Gott und unser Recht! Freiheit und Vaterland für immer!“

Der Ungar schreibt besser als die deutschen Geschichtsschreiber Ungarns. Ein zweites Heft bringt gewiß authentische Aufschlüsse über die jüngste Vergangenheit. Das unter Kossuth's Namen aus Widdin datirte Schriftstück ist mathematisch ein eben solches Falsum wie seine Ansprache dort. Erst wenn er in London eintreffen kann, ist aus seiner Feder eine Besprechung der Revolution zu erwarten. — Auch Szemere (in Paris, unter Kossuth Minister) arbeitet an einer Geschichte der Jahre 1848 u. 1849, und diese Bücher werden den Herren Frey, Schütte, Chowitz und Consorten manch unliebsames Dementi geben.

Wir Kleindeutschen.

Mit Roß und Mann ist die Interimscommission in der Mainstadt eingezogen und hat sich auf den Aktenstößen des verstorbenen Reichsministeriums gelagert. Kurz und kühl war der Abschied des Erzherzogs von seiner undankbaren Stellung, sehr hölzern die offiziellen Phrasen, welche die scheidende und die neue Autorität mit einander tauschten. Das deutsche Volk aber sieht den kaiserlichen Prinzen ungefähr mit derselben Empfindung scheiden, mit welcher man im Privatleben ein zartes Verhältniß auflöst, welches sich beiden Theilen als unpassend, lästig und drückend schon lange fühlbar gemacht hat. Ein wenig Beschämung, ein wenig Reue und eine große Erleichterung der Seele! Die neue Centralgewalt dagegen genießt das zweifelhafte Glück, der Neigung des Volkes keine Täuschungen bereiten zu können, denn kein gemüthliches Verhältniß besteht zwischen ihr und der Nation; im Gegentheil, ihre Thätigkeit wird zwar mit Spannung, aber mit allgemeinem Mißtrauen beobachtet. Sie ist dem Herzen des Volkes so fremd, wie eine Zusammenkunft indianischer Häuptlinge. Und in Vielem ist sie einer solchen ähnlich. Es ist ein alter Streit um das Jagdgebiet zweier Stämme, und die erwählten Gesandten beider Parteien rauchen jetzt den Calumet des Friedens und begrüßen einander höflich und ritterlich mit den häufigen Worten: „mein Bruder spricht weise," im Innern aber tragen sie das Gefühl des alten Gegensatzes und ihr Auge fliegt verstohlen vom Antlitz des Gegners abwärts nach dem Schwert an seiner Seite.

Aber freilich, freilich, es ist kein fremder Jagdgrund, um den die Krieger verhandeln, es ist unser Heil und unser Geschick, das in ihrem Streit entschieden werden soll. Schon ist eine große deutsche Angelegenheit vor ihren Rath geschleppt worden. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hatte eine Constituante zusammengerufen und mit ihr eine freisinnige Verfassung für sein Land berathen, welche im letzten Jahr an die Stelle der alten unbehilflichen Feudalinstitute getreten war. Die Ritterschaft von Mecklenburg hat dagegen protestirt, weil ihr dadurch alte Rechte genommen werden, der Großherzog aber hat auf ihren Protest keine Rücksicht genommen; da hat die Ritterschaft ihre Klage über den Verwaltungsrath und das Schiedsgericht des engern Bundesstaats hinweg nach Frankfurt vor das Interim getragen, weil die Entscheidung über den Rechtsfall in die Kompetenz desselben falle. Preußen hat es für zweckmäßig gehalten, dagegen keinen Einwand zu erheben und hat den Großherzog ersucht, vorläufig, während der Rechtsstreit schwebe, mit der Durchführung der neuen Verfassung einzuhalten; Oestreich, welches eifrig jede Gelegenheit benutzt, im Terrain des Bundesstaats seine Stimme zu erheben, hat, wie berichtet wird, dasselbe gethan. Vom Standpunkt des formalen Rechts war die Erinnerung Preußens, welches jetzt einer der

Schiedsrichter über die Differenz werden soll, in der Ordnung, eben so sehr aber die männliche Antwort des Großherzogs, daß eine Verzögerung in der Auflösung der alten ritterschaftlichen Administration unmöglich sei, weil sein Land zu sehr darunter leiden werde. Uebrigens hat die mecklenburgische Regierung dem Verwaltungsrath des Bundesstaats dies angezeigt und derselbe billigend erklärt, er halte den Augenblick nicht für vortheilhaft, den Competenzconflikt mit Frankfurt anzuregen, vertraue aber, daß die preußische Regierung fest auf dem Bündniß vom 26. Mai stehen und die Rechte der neuen Verfassung wahren werde. —

Es ist kein Grund anzunehmen, daß die preußische Regierung das nicht thun werde. Aber leicht mag schon jetzt, bei diesem ersten Geschäft der Interimscommission sich herausstellen, daß der Gegensatz der staatlichen Interessen in Deutschland so stark geworden ist, daß die Bestimmungen des alten Bundes nicht ausreichen, sie zu bändigen; jedenfalls wird dies das Endresultat der Commission sein. Die Unmöglichkeit einer Restauration des alten Bundes und für Oestreich die Unmöglichkeit in einen engern Bund einzutreten, werden auch dem Ungläubigsten klar werden und das Interim, welches uns höchst wahrscheinlich in dem, was es abmacht, nicht viel Gutes bringen wird, soll uns durch das Wichtigere, das es *nicht* abmachen kann, den größten Dienst leisten, uns von alten Pflichten zu befreien, in denen kein Sinn mehr ist, und uns neue Pflichten klar zu machen, gegen welche sich das Vorurtheil hier und da noch sträubt. Die Interimscommission wird trotz ihrer Macht und Vollmacht durch ihre Thätigkeit sehr unvortheilhaft abstechen gegen das frische, kräftige Leben in Erfurt, und Erfurt soll der Nation zuerst werth werden im Gegensatz gegen Frankfurt, dann ein Nebenbuhler, zuletzt sein Nachfolger. Wer die östreichische Politik und die Lage des Kaiserstaats prüfend mustert, dem kann die Hoffnung auf solchen Sieg nicht befremdlich klingen; man kann nur über die Zeit, in welcher das Ziel erreicht werden wird, verschiedener Ansicht sein, und ob die Zahl der Täuschungen und Maßregeln, welche wir vorher zu bedauern haben, größer oder kleiner sein wird. Vorläufig haben wir uns nur um den nächsten Schritt zu kümmern: wir werden in diesem Frühling zu Erfurt ein deutsches Parlament durchsetzen!

In den alten Kirchen zu Erfurt fängt ein unheimliches Werk an. Herren mit Brillen klopfen prüfend mit dem Zeigefinger an die Pfeiler, Zimmerleute mit Zollmaaßen schreiten messend durch die Schiffe und Chöre; ein Parlamentshaus wird improvisirt in den frommen Steinbauten und die Geister der bärtigen Mönche kann man jetzt jede Nacht händeringend auf ihren Leichensteinen sitzen sehen, wie sie bitterlich klagen über die drohende Störung ihrer hundertjährigen Ruhe. Auch in den Staaten regt sich's zu den Wahlen am 31. Januar, Wahlcomités sind gebildet, die Versammlungen der Parteien beginnen und gute Namen klingen in die Ohren der Wähler. Die Demokratenpartei von 48 hat fast überall den Entschluß gefaßt, *nicht* zu wählen. Es ist dagegen nichts zu sagen. Wenn eine politische Partei sich in Masse von der Theilnahme an der höchsten und edelsten Thätigkeit im Staatsleben zurückzieht, weil sie dem Staat die Berechtigung zu leben abspricht, so gleicht sie jenem armen Verrückten, welcher seinen Wächter dadurch zu beseitigen glaubte, daß er ihm einen Todtenschein nach dem andern ausstellte. In der That schreibt sie durch ein solches Verhalten ihrem eigenen Witz und ihrer Kraft das Todeszeugniß. Wir aber freuen uns im Interesse unserer Partei und unseres deutschen Vaterlandes über diesen großen politischen Fehler. Wir werden jetzt viel weniger Thorheit und Beschränktheit der Einzelnen zu überwinden haben, und wenn wir eine Anzahl von braven und tüchtigen Männern, welche durch das Jahr 48 an die alte demokratische Partei gebunden sind, ungern in dem neuen Parlament vermissen werden, so ist die Zahl derer doch viel größer, zu deren Abwesenheit wir uns Glück wünschen.

Ein Blick auf unsere Partei aber, die den Namen der Kleindeutschen sich gern gefallen läßt, weil sie die Kraft fühlt, aus dem kleinen Territorium unseres Bundesstaats ein großes Reich zu machen, erfüllt schon jetzt mit Freude und Stolz. So viele tüchtige Menschen, so viel Wärme, Ehrlichkeit und Klarheit, so festes Zusammenhalten und so brüderliche Herzlichkeit! Unsere Parlamentsmänner sind die größten Talente des Vaterlandes und unsere Zeitungen die besten und am meisten gelesenen. Ueber die Grenzen des jetzigen Bundesstaats hinaus, überall wo sich Intelligenz und ein verständiges Erfassen des eigenen Vortheils zeigt, entstehen uns Freunde und Verbündete. Im „treulosen" Sachsen, in Hannover, in Würtemberg, ja auch in Baiern und sogar in Oestreich leben eifrige Bundesgenossen, und überall zählen sie zu den Männern, auf welche ihr engeres Vaterland stolz ist. Seit vorigem Sommer, seit der Zusammenkunft in Gotha hat unsere Partei sich fast täglich vermehrt, am Thermometer der deutschen Presse ließ sich die steigende Wärme deutlich wahrnehmen. Und unsere Gegner im Anfang so einig, uns unpraktische Verkehrtheit vorzuwerfen, stehen jetzt rathlos und wissen sich nur dadurch zu verschanzen, daß sie alle engherzigen Vorurtheile, welche sie in ihrem Kreise finden, gegen uns in Harnisch rufen. Die kleindeutsche Partei bildet jetzt eine Verbindung, so groß in ihrer Ausdehnung, so sicher auf ihrem Wege, wie wir in Deutschland noch gar keine gehabt haben. Denn wohlverstanden, sie hat das charakteristische Kennzeichen einer gesunden politischen Agitation, sie ist eine Vereinigung für Durchführung nur *eines* großen Zwecks und zwar eines sehr genau formulirten. Hat sie ihren Willen durchgesetzt, so hört sie von selbst auf zu leben, und neue Parteiverbindungen werden ihr folgen. Schon jetzt ist klar, daß in der kleindeutschen Partei die beiden politischen Gegensätze unseres künftigen Staatslebens, die Conservativen und Liberalen, verbunden bei einander liegen, wie in der geschlossenen Knospe die gegenüberstehenden Blätter der Blüthe. Jetzt aber kommt es für unsere Nation viel weniger darauf an, die Zukunft mit scharfsinnigen Vermuthungen abzuwägen, sondern vielmehr mit festem Willen und ohne Wanken auf die nächsten Schritte zu sehn, welche sie thun soll. Und in diesen Wochen ist, wir wiederholen es, die erste Pflicht zu erfüllen, für Erfurt gute Wahlen zu treffen.

Ein Brief von Kaiser Faustin I.

Großes Aufsehen erregt in Paris ein Schreiben aus Haiti. An den kaiserlich haitischen Abgesandten und Meubeleinkäufer, Herzog von Trou-Bonbon, der sich in Pariser Magazinen und Modehandlungen einer hohen Popularität erfreut, ist nämlich eine Note des Kaisers Faustin angelangt. Zwar sagen Viele, die in diplomatischen Angelegenheiten scharf unterscheiden, das Aktenstück habe nicht die Bedeutung einer Note, sondern sei lediglich eine Depesche, nicht zur schriftlichen Uebergabe, nur zur mündlichen Communication an Odilon-Barrot bestimmt; wie dem auch sei, das Schreiben, wenn es auch keinen Eindruck auf die Börse gemacht hat, ist insofern merkwürdig, als es von Faustin I. selbst dem Herzog de la Marmelade in die Feder diktirt ist und den Beweis liefert, daß Se. Majestät mehr als eine schwarze Karrikatur seiner europäischen Vorbilder und Ideale ist. Die Cultur mag am Staate Haiti noch mancherlei Ecken und Rauheiten abzulecken haben, gewiß bleibt, daß der neue Hof dieser ehemaligen Republik mit allen Feinheiten des diplomatischen Sprachgebrauchs vollkommen vertraut ist; und diese schätzenswerthe Errungenschaft dürfte zur Consolidirung der Faustinischen Macht nicht wenig beitragen. Das Schreiben lautet, aus dem hergebrachten Diplomatenfranzösisch getreu übersetzt, wie folgt:

Mein lieber Herzog, Mit tiefem Mißfallen vernehmen Wir, daß die Regierung des französischen Präsidenten Louis Napoleon sich angelegen sein läßt, in einem Pariser Schandblatte, genannt Charivari, welches zu den Erzeugnissen der schlechten Presse gerechnet werden muß, die grundlosesten Angriffe gegen die Trachten und Institutionen Unseres Staates zu verbreiten, selbst Unsere unverletzliche Person mit dem Gift der Umsturzliteratur zu bespritzen und als einen Nachahmer Louis Napoleon's darzustellen. Wir halten es unter Unserer Würde, Repressalien zu ergreifen, da theils die kaiserliche Hofdruckerei noch nicht vollständig eingerichtet, theils ihre Thätigkeit aus Rücksichten der Ruhe und Ordnung vorläufig aufgeschoben ist; eben so wenig wollen Wir jetzt die delikate Frage aufwerfen, auf welcher Seite, wenn von einer Nachahmung die Rede sein soll, dieselbe sich befinden mag. Erinnern müssen Wir nur daran, von welchen zerstörenden Folgen für die Sache der Familie und Gesellschaft es ist, wenn eine von der Stimme der Nation unter dem Beistande der Vorsehung eingesetzte Autorität ungestraft geschmäht wird; gleichviel ob dies in Frankreich, Haiti oder Modena geschehe.

Louis Napoleon thut nicht wohl daran, seiner vielleicht gegründeten Eifersucht die Zügel schießen zu lassen. Uns ist es gelungen, den Staat aus dem Chaos der Republik auf den gesicherten Boden eines legitimen kaiserlichen Princips zu retten, die Uebelgesinnten, nach dem Beispiel Peter's des Großen, eigenhändig zu züchtigen, und ohne Unterschied der Person oder Farbe, hinzurichten. Wir sind damit in die Reihe der geordneten Staaten beider Hemisphären getreten und sind vor der Nothwendigkeit bewahrt, auf die halblauten Proteste und freundschaftlichen Warnungen der europäischen Großmächte geschraubte Antworten zu ersinnen. Wir betrachten die Könige im Osten als unseres Gleichen, in deren Gegenwart wir den Hut aufbehalten, und denen wir als Zeichen unseres Wohlwollens zum neuen Jahr eine beträchtliche Anzahl von Orden zuzusenden gedenken, deren Anfertigung in den nächsten Tagen vollendet sein wird.

Wenn das Charivari sich freche Ausfälle gegen die Wahrheit der haitischen Charte zu machen erfrecht, so werden Sie darauf Zweierlei bemerken. Haiti hat seit dem vorigen Jahrhundert wenigstens eben so viele Charten besessen wie Frankreich, es fehlt ihm daher nicht an jener Virtuosität in ihrer Anwendung, welche durch mannigfache Erfahrungen erworben wird. Böswillige behaupten, die jetzige Verfassung stehe nur auf dem Papiere, allein sie bedenken nicht, daß die konstitutionelle Gleichberechtigung der vielen Racen Haiti's, der aristokratischen Weißen, der demokratischen Neger und der Mulatten, welche die Bourgeoisie repräsentiren, ihre Schwierigkeiten hat. Endlich besitzt die jetzige Charte den Vorzug, nicht von einer lärmenden Versammlung intriganter Doctrinäre, sondern von Uns selbst verfaßt zu sein. Sie ist Unser Werk, und Wir berufen Uns auf das Recht des Autors, der seine Schriften revidiren, neu auflegen oder in's Feuer werfen, überhaupt damit machen kann was er will, da kein Leser sie besser verstehen kann als der Verfasser.

Schließlich erhalten Sie den Auftrag, 2000 Handschuhe, Kravaten und Fracks für Unsere Person einzukaufen und diese Artikel vor Ihrer Abreise dem Präsidenten oder Herrn Odilon-Barrot vorzuzählen, damit es nicht heiße, daß wir auf Haiti nackigehende Barbaren sind.

Ihr wohlaffectionirter

Alexander Cäsar Napoleon Soulouque Faustin I.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Studien zur Geſchichte der franzöſiſchen Romantik *).

Charaktermasken.

Daß die Schilderung einer beſtimmten Zeit nicht der eigentliche Gegenſtand des neufranzöſiſchen hiſtoriſchen Theaters iſt, zeigt ſich am deutlichſten an der Wiederkehr gewiſſer Masken in Victor Hugo's Werken, mag die Scene im Mittelalter, in der Renaiſſance oder im modernen Salon ſpielen, während derartige Charakterbilder immer nur einer beſtimmten Zeit angehören können.

Abgeſehen von den Ungeheuern, über die ich ſchon geſprochen habe, den Han, Habibrah, Quaſimodo, Triboulet, treten am auffallendſten vier Masken in den Vordergrund: der finſtre Wanderer mit dem Kainszeichen auf der Stirn und einem Ocean von Liebe im Herzen, das Conterfei des Giaur, Childe Harold, Lara u. ſ. w.; der feudale Baron vom alten Schlage; der abſtracte Diplomat aus Talleyrand's, Scribe's und Balzac's Schule, und der galante, ritterliche Bonvivant, wie er ſich in den Garniſonsabenteuern von A. Dumas bewegt. Alle vier tragen das Gepräge eines vorwiegend lyriſchen Charakters, und ſind in ihrer Unbeweglichkeit, ſehr bezeichnend für die Conception unſers Dichters, nur als die fertigen Reſultate einer frühern dialektiſchen Bildung zu begreifen.

Die erſte Figur hat ihre tiefere Begründung erſt bei G. Sand gefunden (die Benedict, Simon, Jacques, Trenmor, Pierre Huguenin, Albert v. Rudolſtadt, Henri Lemor, Jacques Laurent u. ſ. w.), und ich werde bei der Kritik dieſes Dichters darauf zurückkommen. Die Maske ſteht übrigens auf ſämmtlichen Bilderbogen unſeres Leſepublikums; wer hat nicht einmal einen Byron'ſchen Reiter auf ſchwarzem Roß vorüberbrauſen ſehn, mit blaſſem Geſicht, hoher Stirn, ſchwarzen Augen und Haaren, der mit dem Leben gebrochen hat, weil ihm irgend einmal irgend etwas begegnet iſt, was man nicht erfährt, was aber ſehr ſchlimm ſein muß, und der nur Ein lebendiges Gefühl im Herzen trägt, die Sehnſucht nach einer recht außerordentlichen Liebe. Eine Sentimentalität, die nur in einer Zeit zu er-

*) Die erſten Nummern erſchienen im vorigen Jahrgang.

klären ist, in welcher man Ossian und Werther mit der Muttermilch einsaugt, die aber unser Dichter in Marion de Lorme (1829) in das Zeitalter Richelieu's verlegt. Ein junger Mann von kaum 20 Jahren, Namens Didier — beiläufig ein Findling, was bei den Ansichten des damaligen Zeitalters der noblen Passion der Blasirtheit einen um so grelleren Anstrich gibt — sieht ein schönes Frauenzimmer und knüpft ein Liebesverhältniß mit ihr an, obgleich er lebhafte Gewissensbisse darüber empfindet, denn, sagte er einmal zu ihr: „wie soll ich, der Schicksalbeladene und Verfluchte, ich, der in der Menge herumkriecht, dieses Wasser stören, das so schön dahinfließt, diese Lilie pflücken? mit meinem unreinen Athem den Azur dieser heitern Seele anhauchen? habe ich das Recht, meinen Frost und meine Nacht mit ihrem Tage zu vermählen?“ Leider sind diese Deklamationen an eine berühmte Courtisane gerichtet. Sie hört ihm verwundert zu. „Ich glaube wahrhaftig, er predigt. Sollte es ein Huguenot sein?“ — Nun trägt er seinen Weltschmerz ausführlich vor. „Ich sah die Menschen und habe gelernt Einige zu hassen, die Andern zu verachten, denn ich sah nur Hochmuth, Elend und Qual auf diesem Spiegel, den man Menschenantlitz nennt. So fühle ich mich alt, so jung ich auch noch bin, und müde der Welt, wie man es ist, wenn man aus ihr entflieht.“ Aber diese Liebe gibt ihm neue Schwingen. „Wünschen Sie irgend etwas? und ist es dazu nöthig, daß ich Jemand umbringe? ihn umbringe, ehe er Zeit hat ein Wort zu sagen? befehlen Sie nur, me voici! Ein Lächeln aus Ihrem schönen Munde wird mich für sein Blut hinlänglich bezahlen.“ — „Sie sind ein sonderbarer Mensch, aber ich habe sie gern so (je vous aime ainsi).“ — Auf dieses Stichwort folgt das unvermeidliche: „Wissen Sie denn was Liebe ist?“

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag,

mit der nöthigen Würze des französischen Witzes. — Die Theorie der Liebe ist ihm geläufiger, als die Praxis. Marion de Lorme beklagt sich einmal gegen ihr Kammermädchen, wie wenig anstellig er sich zeigt: „Denke Dir, er hat mir noch nicht einmal die Hand geküßt!“ „Ist es möglich! Aber was machen Sie denn eigentlich mit ihm?“ „Ja,“ sagt sie nach einigem Besinnen, „ich liebe ihn.“ — Man kann sich denken, wie die Enttäuschung über den Werth der Geliebten seinen Weltschmerz steigert. Es kommt ihm ganz gelegen, daß der Cardinal Richelieu den Einfall hat, ihn hinrichten zu lassen; vorher aber versöhnt er sich noch mit Marion, diesem „Engel des Himmels, den die Erde befleckt, und die ihn nur aus einem Uebermaß von Liebe getäuscht hat;“ enfin, er wendet sich an das Publikum mit der Erklärung, daß er sie noch liebt, und so ist nichts weiter darüber zu sagen. — Ich kann übrigens nicht verschweigen, daß Molière's Misanthrop, das erste große Charakterbild dieser Gattung, auf die Conception dieses Stücks einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. — Hernani (1829) ist insofern ein Fortschritt gegen Didier, als er für seine Melancholie eine gewisse historische Be-

rechtigung hat; er iſt eigentlich Herzog von Aragonien, aber König Karl hat ſeinen Vater hinrichten laſſen, ihn ſelbſt geächtet und gezwungen, ſich an die Spitze einer Räuberbande zu ſtellen; außerdem iſt ſeine Geliebte im Begriff, ſich mit einem alten Herrn zu verheirathen, und es geht ihm auch übrigens widerwärtig genug. Freilich muß man hinzuſetzen, daß jenes Schickſal nichts Befremdendes haben kann, da er einer jener unglücklichen Charaktere iſt, welche nicht wiſſen, was ſie wollen. Man höre. Sein Lebenszweck iſt, ſich an dem König zu rächen, er ſpricht ſich darüber in einigen Monologen mit hinlänglicher Energie aus. Nun findet er in ihm noch dazu ſeinen Nebenbuhler. Es gelingt ihm, ſeiner bei einem Attentat auf ſeine Geliebte habhaft zu werden. Er will ihn tödten, aber da Karl es verſchmäht, ſich mit einem gemeinen Kerl zu ſchlagen, ſo weiß er nicht, wie er ſich zu benehmen hat; er läßt ihn gehen und begnügt ſich, ihm flammende Blicke zuzuſchleudern, die der König mit vernichtenden Adlerblicken erwiederk. Der Letztere verſichert ihn, die Verfolgung ſolle nun erſt recht angehen; er werde nächſtens Kaiſer werden und die Reichsacht über ihn ausſprechen. — „Dann bleibt mir noch der Reſt der Welt.“ „Und wenn ich die ganze Welt haben werde?“ „dann bleibt mir das Grab.“ — Es iſt nicht möglich, in kürzeren Worten die Hohlheit dieſes renommirenden Pathos auszudrücken. — Nachher kommt Hernani doch zu der Ueberzeugung, es ſei beſſer, den König zu ermorden. Zu dieſem Zweck reiſt er mit vielen anderen Verſchwornen nach Frankfurt. Sie werden gefangen, die Granden ſollen geköpft werden, das Geſindel will man laufen laſſen. „Ich bin kein Geſindel! ich bin Grande! ich bin Herzog von Aragonien und nehme mein Recht in Anſpruch, hingerichtet zu werden!“ Dazu ſetzt er ſich den Hut auf. Karl iſt mittlerweile Kaiſer geworden, der Geiſt Karl des Großen iſt über ihn gekommen, er verzeiht, gibt ihm ſein Herzogthum wieder und noch dazu die Dame, die er liebt. — Man denkt, jetzt iſt Alles in Ordnung! aber nein. — Das Hochzeitfeſt wird gefeiert, Alles iſt luſtig, nur ein ſchwarzer Domino, der unheimlich in den hell erleuchteten Bogengängen umherſchleicht, macht einen peinlichen Eindruck. Die Gäſte entfernen ſich, Hernani ſetzt ſich mit ſeiner jungen Frau an's Fenſter, die ſchöne Sommernacht zu genießen. Da tönt plötzlich aus dem Gebüſch ein Hornſtoß. Hernani fährt zuſammen. „Mein Gott, was iſt Dir?“ „Nichts! ich muß ſterben!“ Und indem tritt jener ſchwarze Domino aus dem Gebüſch hervor und hält mit einer hohlen Grabesſtimme eine Rede über die Sitten des alten ſpaniſchen Adels. — Die Sache hängt nämlich ſo zuſammen. — Von der Polizei verfolgt, war Hernani in das Schloß des Grafen Ruy Gomez geflüchtet — jenes alten Mannes, dem Hernani's Geliebte verlobt war. Treu dem Gaſtrecht, verheißt er ihm Schutz, muß aber entdecken, daß ſein Gaſt im heimlichen Einverſtändniß mit ſeiner Braut ſteht. — Der König kommt. „Liefere mir den Flüchtling aus!“ „Das darf ich nicht, meine Ahnen verbieten es mir.“ „Ich laſſe Dich köpfen und Dein Schloß in Brand ſtecken.“ „Dazu haſt Du das Recht,

Majestät!" „Ich nehme Dir Deine Braut!" „Nimm sie! ich kann nicht anders." Der König geht ab. „Jetzt komm hervor, Hernani! Ich habe die Pflicht des Gastrechts erfüllt, jetzt muß ich Dich tödten, denn Du hast meine Ehre beleidigt." „Ich werde mich nicht wehren, denn Du bist mein Retter." „Schön." „Beiläufig, was hat denn der König gethan?" „Meine Braut mitgenommen." „Unseliger! er ist Dein Nebenbuhler!" „Was?!! Rache!!" „Laß mich so lange leben, Dir zu helfen; nimm mein Waldhorn, wenn Du willst, daß ich sterben soll, so darfst Du nur darauf blasen." — — Das ist das Geheimniß jenes Horns! Hernani muß den Giftbecher trinken, vor der Brautnacht, die Braut stirbt, der Alte stößt sich den Dolch in's Herz. Das ist Castilianische Ehre, jene Ehre, die der Romancier des Grafen Alarcos, die Calderon und andere Hofpoeten gefeiert, die der einzige große Dichter Spaniens, Cervantes, in einer herrlichen Komödie gerichtet hat. — Ueber die weitern Scenen dieser Charaktermaske kann ich kurz sein. Es genügt, wenn ich anführe, wie Rodolfo im Tyrannen von Padua seine finstere Stimmung durch den Umstand motivirt, daß die Liebe zu den Ezzelinen, welchem Geschlecht er angehört, den Tod bringt; daß Gennaro, der sich nachher als Sohn der Lucrezia Borgia ausweist, schwermüthig ist über seine unbekannte Herkunft; daß Ruy Blas durch eine zu feine Erziehung erst mit seinem Stande (er ist Lakai), und in Folge dessen mit der Welt in Conflict geräth u. s. w. Ich gehe sofort zur zweiten Charaktermaske über.

Der alte Baron der Feudalzeit ist der Typus des romantischen Katechismus: Loyalität, Unabhängigkeit, Ehre, Gastfreundschaft, Stolz u. s. w. Er erscheint bei unserm Dichter als Incarnation der mittelalterlichen Ruinen, auf denen Victor Hugo auf seinen Gebirgsreisen zu träumen pflegte. Die Maske selbst erinnert auf eine verhängnißvolle Weise an den Dottore des italienischen Ballets, der mit der Steifheit eines Nußknackers in seinen Arien sich selber und seine Klugheit anfingt, und von aller Welt gefoppt wird, oder an den Ritter von la Mancha, dessen ideale Welt nirgend anders zu finden ist, als in den Ritterbüchern der Antiquare. Den Burggrafen Hiob, die Chrysalide jenes rheinischen Steingehäuses, welches der Dichter in seinen nächtlichen Träumereien symbolisch zu restauriren unternahm, kennen wir schon; im Vergleich mit diesem würdigen Alten sind alle frühern Cavaliere nur schwache Versuche geblieben. In ihrer Erscheinung bleiben sie sich immer gleich. Mitten in einer wüsten Orgie öffnet sich eine Flügelthür, und in derselben steht ein hoher Greis mit weißem Bart, einem ungeheuern Degen, und wenn es irgend möglich ist, dem goldnen Vließ oder wenigstens einem nicht viel geringeren Orden auf der Brust. Er betrachtet eine Weile mit nachdrücklichem Schweigen das liederliche Treiben der jungen Hofleute, und sagt dann mit einer hohlen Stimme: Zu meinen Zeiten war es ganz anders. Dann beschreibt er jene Zeiten in einem ziemlich langen Vortrag, und entfernt sich ebenso gravitätisch als er gekommen war. So der alte Marquis von Nangis

am Hof Richelieu's; Ruy Gomez unter dem liederlichen Gefolge König Karls; St. Vallier unter den Rone's Franz des Ersten, Ormond den ausschweifenden Cavalieren gegenüber. Nur einmal hat Victor Hugo es versucht, dieser Figur eine Art von humoristischem Anstrich zu geben, Don Guritan im Ruy Blas, einem alten Hofnarrn, der auf sittige Weise seiner Königin die Cour macht, und mit größter Gelassenheit einen Jeden im Duell ersticht, der es wagt, ein Gleiches zu thun. Aber es ist das ein lederner Hanswurst, der nur auf ein paar Grimassen eingerichtet ist. Ein paar Mal hat sich der polternde Alte, oder der Dottore, wie wir es nehmen, gradezu als Tyrann costümirt; aber die Perrücke bleibt. Sollen wir in ein wirkliches Entsetzen gerathen, wenn der Tyrann von Padua nach einigem Räuspern, gravitätisch anhebt: „Ich bin ein fürchterlicher Mensch. Ich kann hinrichten lassen, wen ich will, und thue es auch gern.. Ich gehöre zum Geschlecht der Malipieri, von dem ein Jeder Jemand haben muß, den er haßt. Ich nun hasse meine Frau. Ich will sie daher umbringen" u. s. w. Die Methode ist doch zu curios! Noch dazu wird der gute Alte jedesmal dupirt; umgebracht muß zwar Jemand werden, aber nicht die betreffende Person; in der Regel trinkt eine Liebende den Giftbecher, der ihrer Nebenbuhlerin oder dem treulosen Geliebten bestimmt war; so Tisbe im Angelo, so Blanche im Tribonlet, so wenigstens ähnlich Lucrezia Borgia, denn in den Situationen finden wir dieselbe Einförmigkeit, wie in den Figuren.

Die dritte Charaktermaske ist der abstracte Diplomat, oder besser der Maschinist. Ein kaltes, herzloses Geschöpf, das die verborgenen Fäden der Intrigue in seinen Händen hält, und die Leidenschaften, an denen Andere sich verzehren, zu einem raffinirten Spiel seiner selbstischen Interessen verwendet. Sein Auftreten ist in der Regel dieses. Der erste Liebhaber ist gerade im Begriff, einen Monolog zu halten, worin er sich über seinen Weltschmerz ausläßt, da klopft ihm Jemand auf die Schulter. Er wendet sich um, ein Mann steht hinter ihm, in einen dunkeln Mantel gehüllt, mit einem blassen, trocknen Gesicht, mit Augen, in denen man nichts lesen kann, und Zügen, die sich nicht bewegen. Er fängt an: Sie heißen so und so, sind geboren dann und dann, da und da; dann breitet er sich über die Genealogie seines Helden aus, erzählt ihm und dem Publikum — die Scene spielt stets im ersten Act — auf das Genaueste seine Lebensgeschichte und schließt damit: Jetzt wünschen Sie das und das, ich will es Ihnen verschaffen — es handelt sich darum, in das Schlafgemach der regierenden Herzogin zu kommen, oder den Premierminister zu köpfen, oder die Geliebte zu einer Millionärin, Gräfin und dergl. zu machen — wollen Sie? — Freilich; aber was verlangen Sie dafür? — Nun folgt, je nachdem der Maschinist gereizt ist, die Antwort: einen kleinen Schlüssel, oder 100,000 Scudi, oder den Kopf. Um so allwissend oder allmächtig zu sein, wie diese Charaktermaske es erfordert, muß man entweder zur geheimen Polizei von Venedig gehören (Homodei), oder

angestellter Bandit bei Lucrezia Borgia sein (Gubetta), oder Kreatur Richelieu's (Laffemas), oder sehr reich (der Jude in Marie Tudor, der nur auftritt, um Fabiani's Lebensgeschichte zu erzählen, und dann sofort erdolcht wird), oder ein sehr großer Diplomat (Simon Renard, Sallufte), oder ein einfacher Narr, der von den gewöhnlichen Leidenschaften nicht bewegt wird, und daher sehn kann, was der Verblendete nicht bemerkt (l'Angely). Auf die brauchbarste Figur, den Jesuiten, ist Victor Hugo leider nicht gekommen.

Der Maschinist gehört zu den beliebtesten Figuren der modernen Romantik. Die Freude daran ist wohl ziemlich identisch mit dem kindischen Wohlgefallen an Mährchen, d. h. an unerhörten Geschichten. Die Feen und Kobolde ersetzen sich in unserer Zeit durch die Macht des Geldes, durch die Association und die politische Intrigue. Die Wunder des Geldes sind am einfachsten, die Erfindung à la Münchhausen hat hier keine Grenzen, man darf nur die Idee eines Fortunatusbeutels in siebenziffrigen Zahlen specialisiren, um das Unmögliche möglich zu machen. Wenn man aber einmal lügt, soll man ordentlich lügen. Wenn ein Banquier den Grafen Montechristo fragt, ob er zu seinen jährlichen Bedürfnissen mit dem Credit einer Million genug habe, und dieser ihm lächelnd erwiedert: wie heißt Million! soviel trage ich in der Westentasche mit mir herum, zu meinen Nebenausgaben, so kann man sich des Gefühls einer gewissen Befriedigung nicht erwehren. Montechristo hat nur Einen Nebenbuhler, den Juden Sidonia in d'Israelis Coningsby, denn Lugarto, der Maschinist in Eugen Sue's Mathilde, mit seinen armseligen paar Millionen ist ein Lump gegen diese Riesen. —

Man muß gestehn, daß die Lust an dergleichen Abenteuerlichkeiten eine sehr materielle ist, daß sie eigentlich wenig Erfindungsgabe voraussetzt, denn hinter eine beliebige Ziffer ein Paar Nullen anzuhängen, ist nicht schwer. Die Macht der Association zu schildern, wie es Eugen Sue in seinen Jesuiten (le Juif errant) und Balzac in seiner Histoire des treize gethan hat, erfordert schon mehr Geschicklichkeit, denn da ein solcher Mechanismus sich über eine ziemlich weite Localität ausdehnt, so muß man wenigstens sein Gedächtniß zusammenhalten, um nicht eines mit dem andern zu verwechseln. Am meisten Gewandtheit verlangt die Ausbeutung der bloßen List, denn hier genügt es nicht zu sagen, ich habe unendliche Mittel in Händen und darf nur winken, dann ist es geschehn; hier will man den Einfluß des Verstandes unmittelbar vor sich haben. Figuren, wie Scribe's Bolingbroke und Rantzau werden immer von Interesse sein, so frech auch der Dichter mit der historischen Wahrheit umspringt. Eugen Sue's Machinisten (Rudolph, der ewige Jude) sind zu pedantisch, zu reflectirt, zu sehr mit den Intentionen des Dichters verwachsen, um eine objective Freude erregen zu können. Am meisten verfehlt ist es, einem Dienstboten, der freilich viele subalterne Mittel anwenden darf, die einem Gentleman versagt sind, die Rolle der Vorsehung zu übertragen, weil die

Beschäftigung des Stiefelputzers mit dem langathmigen Pathos einer tugendhaften oder teuflischen Idee nicht recht in Harmonie steht, und weil die Lokalkenntniß eines Domestiken zu sehr ins Detail geht um einen Blick in den Zusammenhang des Universums oder in die Tiefen eines ungewöhnlichen Herzens annehmbar zu machen. Sue's Martin und Soulié's Graf v. Toulouse sind die schlechtesten Muster dieser providentiellen Komödie. Viel besser ist es schon, Meister Lucifer zum Maschinisten zu machen, wie Soulié einmal in vielen Bänden gethan, denn der Teufel hat das meiste Geld, die meisten Connexionen, und wenn alle Stricke reißen, so kann er hexen; für ihn paßt auch jenes Motiv am besten, das diese sentimentale Romantik als letzte Feder anzuwenden liebt, das Motiv einer auf viele Jahre hinausgesponnenen Rache, wie bei Homodei, Montechristo, Graf von Toulouse u. s. w., das leerste und abgeschmackteste Motiv für einen vernünftigen Menschen. —

Die letzte Charaktermaske ist der Bonvivant von Adel und ritterlicher Gesinnung. Hier finden wir uns endlich auf nationalem Boden. Der Geschmack der Celtisch-Romanischen Ritterbücher hat sich nicht verändert. Eben so bereit, in jedem Augenblick mit einem Dutzend Riesen oder Philister die Klinge zu messen, als in verzweiflungsvollen Attitüden zu den Füßen einer spröden Marquise sich zu bewegen, wenn es aber zu lange dauert, mit dem ersten besten Ersatz vorlieb zu nehmen; dem Dienst der Schönen geweiht mit jener Galanterie, die neun Zehntel Esprit mit einem kleinen Zehntel Liebe verbindet; rasch auflodernd in Zorn und bei dem ersten Witz alle Bitterkeit aus dem Herzen werfend; sehr viel Schulden und sehr viel Ahnen; ein Pär dem Monarchen gegenüber und ein guter Gesell in jeder Trinkstube — das sind die Eigenschaften des Edelmanns, wie wir sie in Froissard, in Calderon, in sämmtlichen Memoiren seit den Zeiten Ludwigs XIII., in neuerer Zeit in den Romanen von A. Dumas mit immer gleicher Virtuosität und Sicherheit gezeichnet finden. Die Stichworte sind so genau gegeben, daß eine Verirrung nicht möglich ist; der Kanon der Liederlichkeit ist fest wie die Convenienz des Ritterthums. Es kommt nur darauf an, wer erfinderischer und liebenswürdiger im Lügen ist. Victor Hugo merkt man es an, daß ihm die Jagdgeschichten á la Münchhausen nicht natürlich fließen; er ersetzt die fehlende epische Ader durch epigrammatische Pointen. Wenn z. B. Saverny, um seine Sorglosigkeit auszudrücken, als ihm das Todesurtheil vorgelesen wird, die Feder nimmt, um einige orthographische Fehler heraus zu corrigiren, so springt die Absicht zu sehr in die Augen, als daß man sich befriedigt fühlen könnte. Die einzige originelle Figur unter seinen Chevaliers ist Don Cesar de Bazan in Ruy Blas; ein Edelmann, der sein großes Vermögen verschwendet und dann durch Trunk und Spiel so tief gesunken ist, daß er sich nur in dem gemeinsten Pöbel bewegt, an Diebstählen Theil nimmt u. s. w., der aber doch das Point d'honneur des ritterlichen Katechismus so fest in sich trägt, daß es nur guter Kleider bedarf, um

ihn in jedem Augenblick als vollkommenen Edelmann auftreten zu lassen. Es ist das ein Zug von jener Poesie des Contrastes, auf welche, als auf das letzte Resultat der romantischen Schule, wir im nächsten Kapitel übergehn.

Jacob Grimm's Geschichte der deutschen Sprache.

Im Jahre 1819 erschien der erste Band der deutschen Grammatik von Jacob Grimm, etwa 800 Seiten stark mit fast blinden Lettern, auf schlechteres als das gewöhnliche Reimer'sche Löschpapier gedruckt. Aber auch dies schien dem Verleger noch sehr kostbar gewesen zu sein, denn was man sonst Seitenrand nennt, ist in dem Buche kaum vorhanden. Vom obersten Anfange des Blattes bis knapp eine Linie vor dem Ende wälzt sich die Flut unendlicher Zeilen fort und verdeckt fast ganz das freilich eben so graue Papier. Wo ja noch ein Räumchen leer bleibt, droht dem armen Auge des Lesers noch größere Qual: vielzeilige Anmerkungen, deren Druck sich nur dadurch von dem Texte unterscheidet, daß dort die Lettern halb so klein und die Zeilen halb so eng sind, wie hier.

Aus dem Jahre 1848 dagegen liegen zwei Bände größten Octavs in prachtvollster — wir armen Deutschen pflegen zu sagen — wahrhaft englischer Ausstattung vor mir, mit den größten und schärfsten Lettern auf milchweißes und pergamentstarkes Papier fast mit Raumverschwendung gedruckt, die Geschichte der deutschen Sprache von demselben Verfasser.

Der Bettelrock dort im Jahre 1819, und jetzt nach einem Menschenalter das Prachtgewand, was soll dies anders heißen, als daß auch der Inhalt, dessen Hülle sie bilden, unterdeß zu Ehren und Würden gekommen ist. Und wirklich steht jetzt, hauptsächlich von dem Verfasser beider Bücher geschaffen, eine deutsche Alterthumskunde ihren älteren Schwesterwissenschaften vollkommen ebenbürtig zur Seite. Nach allen Richtungen hin greift sie in den Gang der wissenschaftlichen Entwicklung ein: Jurisprudenz und Theologie werden von ihr in dem Maße mehr berührt, als sie sich selber mehr und mehr aus Disciplinen zu Wissenschaften umformen, und vor allem ist die Geschichtsforschung jetzt gar nicht mehr ohne sie denkbar.

Daß die Hauptresultate dieser neuen Wissenschaft noch wenig oder gar nicht in die allgemeine Bildung der gegenwärtigen Generation übergegangen sind, ist leider wahr. Damit geht es wie es in allen Wissenschaften von jeher gegangen ist. Alle möglichen Vorurtheile, Trägheit und Bequemlichkeit jeder Art verschließen ihre Augen möglichst lange gegen den hellen Tag, und nicht genug, daß sie es

für sich thun, sie suchen auch andere, deren Bildung ihnen anheimgegeben ist, so zu verballhornen, daß auch sie schwarz für weiß und ein X für ein U ansehen. Von den großen astronomischen Entdeckungen des sechzehnten Jahrhunderts an bis zu den nicht minder genialen, wenn auch bescheidener auftretenden über das Lautsystem unserer Sprache ist es immer so gewesen und wird auch immer so bleiben.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß „die Geschichte der deutschen Sprache" in dieser Beziehung einen höchst bemerkenswerthen Wendepunkt bezeichnet. Es liegt in der Gegenwart ein gewisser Naturtrieb zur Beschäftigung mit der Geschichte und den ihr verwandten Fächern, der aus denselben Wurzeln eines wohlberechtigten und leider allzulange verborgenen Realismus hervorgeht, aus denen auch die Vorliebe für Naturwissenschaften und ihre detaillirte Behandlung entspringt. Für die größere Masse der Bildungsbedürftigen muß aber die Geschichte wegen ihres menschlichen Gehaltes immer ein großes Uebergewicht vor jenen behaupten; im Augenblick und für eine geraume Zeit hinaus, wo wir in der Umformung unserer politischen und socialen Zustände begriffen sind, kommen noch eben daraus hervorgehende praktische Gründe hinzu, um dies Interesse zu verstärken. Naturgemäß ist es die Geschichte des eigenen Volkes, die die stärkste Anziehungskraft ausübt.

Nach den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart ist es freilich unendlich überwiegend die Geschichte der nächsten Vergangenheit und zwar wieder nur der politischen und socialen Momente derselben, welche eine solche Anziehungskraft übt. Ein Beweis dafür ist, daß von der „Geschichte der deutschen Sprache," trotz der von Autoren und Verlegern so oft bejammerten bösen Zeiten und ihres in Deutschland unverhältnißmäßig hohen Preises eine ganze starke Auflage bereits vergriffen ist, so daß schon vor einigen Monaten eine zweite Ausgabe nöthig wurde.

Auch der ganzen Haltung des Werkes sieht man es deutlich an, daß der Verfasser nicht blos auf einige Dutzend eben so gelehrte „Mitstrebende" rechnet, wie etwa jene, welchen die verschiedenen Bände der deutschen Grammatik gewidmet sind, sondern auf einen ziemlich weiten Kreis von Gebildeten, freilich nicht in dem Sinn unserer bekannten populären Verpfuschungen gediegener wissenschaftlicher Leistungen. Auch ist diese veränderte Haltung nicht etwa absichtlich gekommen, in Folge bewußter Reflexion, sondern ganz unwillkürlich und auch, wie ich ganz fest davon überzeugt bin, ohne daß der Verfasser sich des großen Unterschiedes, der zwischen diesem letzten Werke und allen seinen früheren vorhanden ist, während der Arbeit bewußt geworden wäre. An einer Stelle in der Vorrede scheint ihm nur eine entfernte Ahnung davon aufgestiegen zu sein. Dort behauptet er nämlich, sein Buch sei durch und durch politisch. In die gewöhnliche Sprache übersetzt, heißt das ungefähr so viel als: Ihr werdet die großen Strömungen des geistigen Lebens der unmittelbaren Gegenwart auch hier wiederfinden, freilich nicht etwa

als politische Formeln über Constitutionalismus oder Erbkaiserthum, sondern in dem Gefühle, was mich bei der ganzen Arbeit geleitet hat, daß ich hiermit etwas schaffe, was vermöge der günstig veränderten Stellung meiner Wissenschaft, viel unmittelbarer in das Blut der Zeit übergehen muß, als meine früheren, nicht weniger gründlichen, nicht weniger tiefsinnigen und fruchtbaren Forschungen. Dies Gefühl hat meine Feder geführt, und so habe ich euch denn zum ersten Mal ein für jeden ernsten, denkenden und mit den nach dem ganzen Bildungsdurchschnitt der Zeit unerläßlichen Vorkenntnissen versehenen Mann lesbares Werk geschaffen, wie, darf man ohne Bedenken beisetzen, in ähnlichen oder verwandten Disciplinen noch keines vorhanden ist.

Als Jacob Grimm zuerst an die deutsche Grammatik ging, fand er keine einzige Vorarbeit, die er als Anhaltepunkt für sein System benutzen konnte, weder innerhalb dieses Faches, noch auch der gesammten Sprachwissenschaft. Es gab wohl genug deutsche Grammatiken, aber die einen enthielten nichts als ein lederes Conterfei des gänzlich unwissenschaftlichen Schematismus der damals landläufigen lateinischen und griechischen Sprachlehrer. Und weil es die Muttersprache war, die ja ohnehin jeder Bauernjunge versteht, so hatte man sich die Arbeit bedeutend leichter gemacht, als es wenigstens die gewissenhafteren jener classischen Grammatiker, z. B. ein Schneider oder Buttmann, thaten. Die Bücher solcher Leute besaßen doch als sorgfältige und fleißige, wenn auch durch und durch unkritische Beispielsammlungen, einigen Werth; die deutschen Sprachlehren nach Adelung hingegen excerpirten nur getrost diesen und damit war ihre Arbeit gethan. Daneben machte sich schon ein anderes Genre breit, was später zu einem höchst gefährlichen Unkraut aufgeschossen ist: die sogenannte philosophische deutsche Sprachlehre. Dem viel geschändeten Namen der Philosophie ist, glaube ich, nirgends schlimmer mitgespielt worden, als in diesen monströsen und lächerlichen Ausgeburten krasser Ignoranz, gewissenloser Seichtigkeit und einer allerdings nur bei Schulmonarchen möglichen gespreizten Selbstgefälligkeit ohne Gleichen. Philosophisch nämlich sollte so viel besagen, als: man nahm irgend ein corruptes System der sogenannten reinen Logik, gewöhnlich irgend eine Verwässerung der Kant'schen Kritik, sammt einigen barbarischen Zuthaten mittelalterlicher Scholastik und danach construirte man sich (oder log vielmehr sich und Anderen vor, daß man es thue) erstens eine sogenannte allgemeine Grammatik sammt Zubehör, zweitens eine besondere deutsche, die gewöhnlich mit der ersten durch eine plumpe Escamotage zusammenfiel. Es ergab sich nämlich immer, daß die deutsche Sprache haarklein mit jenen „Postulaten der reinen Vernunft" zusammenstimmte, unbeschadet einiger kleinen Abweichungen, die nach dem beliebten Satz als Ausnahmen erst recht die Regel bewiesen. Diese Art Grammatiken, wobei man gar nichts zu lernen brauchte und doch so unendlich viel mehr wußte, als der blinde Haufe, der seine Sprache nur so im Naturinstinkt von sich gab, machte naturgemäß großes Glück bei allen

wirklichen oder geborenen Schulmeistern und umnebelt bekanntlich bis heutigen Tags die Köpfe dieser guten Leute noch so sehr, daß sie allein in Masse keine Ahnung von dem Tag haben, der unterdessen aufgegangen ist.

Es war somit kein Muster vorhanden, an welches sich der Versuch einer deutschen Grammatik anlehnen konnte. Alle Wege mußten erst selbst gefunden und selbst gebahnt werden. Bedenkt man nun, daß der Stoff zu der Arbeit aus der umfangreichsten Literatur der Welt von allen Ecken und Enden her zusammengeholt werden mußte, aus einer Literatur, die in ihrem tausendjährigen Bestande von einer ebenfalls nirgends auf ähnliche Weise vorkommenden Veränderung, Umschmelzung, Erneuerung, Versiegung und Wiederbelebung des ganzen Sprachzustandes Zeugniß ablegte, so kann es nur Wunder nehmen, wie es einem menschlichen Fleiß und menschlicher Geisteskraft möglich geworden ist, sich durch alle diese Gebirge von Stoff hindurch zu arbeiten und mit einer verhältnißmäßig so reinlich durchgeführten Kritik das wirklich wissenschaftlich Bedeutungsvolle so zu sondern und zu organisiren, wie es Jacob Grimm auf den ersten Wurf eben in jener löschpapiernen ersten Ausgabe des ersten Theils seiner Grammatik gelungen ist. — Daß an sehr vielen Stellen der Stoff nicht gebändigt und verarbeitet werden konnte, daß manche zum ersten Mal gefundene Principien nur mehr geahnt, als wirklich klar ausgesprochen waren, daß überhaupt die ganze Arbeit mehr wie ein Concept, als wie ein fertiges Buch aussah, entschuldigt sich leicht aus den erwähnten Vorbedingungen, aber entschuldigt es auch einigermaßen, daß Anfangs ihre Früchte nur auf einen kleineren Kreis von wirklich Mitstrebenden beschränkt blieben. Jeder der folgenden drei Bände und der verschiedenen Auflagen des ersten näherte sich immer mehr einer menschlich-lesbaren Form von Innen und Außen, bis dieser Prozeß, Schritt haltend mit der inneren Abklärung des Schöpfers der Wissenschaft und seiner immer zunehmenden Herrschaft über das unermeßliche Gebiet seines Stoffes, endlich in der Sprachgeschichte auf die erfreulichste Weise überwunden erscheint. —

Ich lasse die anderen in ihrer Art nicht minder bahnbrechenden Arbeiten Jacob Grimm's ganz außer Spiel, seine deutsche Mythologie in ihren beiden nur durch wenige Jahre getrennten Auflagen, seine Rechtsalterthümer sammt den dazu gehörigen Stoffsammlungen, den deutschen Weisthümern; die unzähligen kleineren aber in beschränktem Felde ebenfalls lichtbringenden Abhandlungen, Ausgaben und Sammlungen sind eine so bedeutende Reihe, daß man kaum begreift, wie ein Menschenleben zu ihrer bloßen äußeren Abfassung hingereicht hat.

Ueberblickt man den Inhalt des Buchs, so läßt er sich ungefähr so zusammenfassen: Die gegenwärtig gesprochene deutsche Sprache sammt ihren Nebenzweigen im Norden und Nordwesten Europas liegt uns in unmittelbarer Ueberlieferung von ausführlicheren oder kürzeren Sprachdenkmälern (oft nur einzelne Worte und Namen) in einer Geschichte von achtzehn Jahrhunderten vor. Da, wo diese Sprach-

denkmäler beginnen, also etwa um den Anfang unserer Zeitrechnung stehen alle jene gegenwärtig oft zu bedeutender selbstständiger Entwickelung gelangten Sprachzweige einander noch so nahe, daß sie sich auf den ersten Blick als Zweige eines und desselben Baumes zu erkennen geben. Man kann also im Hinblick darauf auch in der Gegenwart von einer deutschen Sprache reden, und noch mehr, wenn man allein jene ältere Zeit im Auge hat.

Aber diese deutsche Sprache bekundet sich auch in einem gewissen Verwandtschaftsverhältniß zu anderen ihr entweder räumlich benachbarten, wie das Lateinische und Slavische, oder weit entlegenen, wie das Griechische und noch mehr das Sanscrit. Seitdem Wilhelm von Humboldt mittelst genialer Apercus und Bopp durch soliden deutschen Fleiß und gründlichen Scharfsinn dies Factum nicht blos behauptet, sondern auch an einzelnen Spracherscheinungen, in Flexionen und Wortvorrath nachgewiesen haben, kann eine wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung des Entwickelungsganges der deutschen Sprache nur damit beginnen, daß zuerst ihre Stellung zu den urverwandten im Einzelnen nachgewiesen wird. Dadurch allein ist die Möglichkeit gegeben, zu einer richtigen Vorstellung über das der deutschen Sprachentwickelung allein angehörige, das individuell-deutsche Element, und das einem größeren Kreise gemeinsame, das allgemeinere kulturhistorische Element darin, zu gelangen.

Davon geht auch die „Geschichte der deutschen Sprache" aus. Mit einer umsichtigen und liebevollen Kenntniß auch der dürftigsten und entlegensten Trümmer aus den ältesten Zeiten unserer Sprache, mögen sie nun schon seit Jahrhunderten ganz zerstört sein oder von einer späteren Vegetation überwuchert, unkenntlich und unerkannt sich oft bis auf den heutigen Tag erhalten haben, die jeden Leser in Staunen setzen muß, wenn er sie auch schon aus den früheren Arbeiten Jacob Grimm's gewöhnt ist, behandelt ein großer Theil des Buches, ungefähr ein Drittel seiner tausend Seiten, diese höchst wichtige Frage. —

In der deutschen Grammatik hatte sich der Autor mit richtigem Instinct davon ferne gehalten. Damals, wo er den ersten Anlauf zu einer Sichtung und Organisation des ganzen Sprachmaterials machte, war eine möglichste Beschränkung der Aufgabe selbst auf Kosten ihrer inneren und äußeren Vollständigkeit, jedenfalls förderlich. Ohnehin gab es zu jener Zeit noch kaum die ersten Anfänge einer vergleichenden Grammatik in dem Sinne, wie sie seitdem von Bopp begründet worden ist, d. h. einer solchen, die sich zu einer in der Zukunft erst möglichen ungefähr so verhält, wie die vergleichende Anatomie zu einer echten Physiologie.

Die andere Hauptaufgabe, welcher die Hauptmasse des Buches zugehört, ist aber, die der deutschen Sprachentwicklung eigenthümlichen Lebensgesetze aufzufinden und systematisch zu entwickeln. Rein zufällig, d. h. nicht aus dem Grundgedanken der ganzen Aufgabe hervorgehend, ist dagegen die Grenzlinie, welche er seiner Forschung innerlich und äußerlich gesteckt hat. Er zieht nämlich nicht das ganze uner-

meßliche Gebiet der deutschen Sprachentwicklung von jenen Urzeiten bis auf den heutigen Tag herein, sondern nur die Periode, innerhalb welcher eine Reihe großer physicalischer Revolutionen in der Sprache vollzogen wurde, die ihr in ihrer sinnlichen Gestaltung das specifisch deutsche Gepräge aufdrückten. Diese Vorgänge, welche nicht blos für das engere Gebiet der Sprachgeschichte, sondern auch für die Culturgeschichte im weitesten Sinne des Worts ein unendliches Interesse haben, sind zwar alle schon in der deutschen Grammatik als die Grundtypen der äußeren Gestalt unserer Sprache aufgefunden und gewürdigt worden, aber die volle Einsicht in ihre Bedeutung in ihren gegenseitigen Zusammenhang und ihre Verbindung mit der gleichzeitigen Entwicklungsgeschichte des Volks geht erst hier auf. Ich erwähne nur das eine, daß derzeit noch ihr Ende auch mit dem Ende der vormittelalterlichen deutschen Geschichte zusammentrifft, mit der Epoche, wo das deutsche Volk die Periode des unruhigen Hin- und Herdrängens und Gedrängtwerdens hinter sich hatte, wo es sich aus dem Heidenthum in das Christenthum und in die Traditionen der antiken Weltcultur in Kirche, Staat, Recht, Kunst und Literatur gefügt hatte. —

Man wird jene Stufe geschichtlicher Entwicklung am Besten mit dem Namen „deutsche Urgeschichte" bezeichnen und dem entsprechend wäre auch der richtige Titel dieses Buchs: „Urgeschichte der deutschen Sprache."

Bekanntlich führt uns unsere historische Kenntniß mitten hinein in jene furchtbaren Revolutionen, womit der antiken Weltcultur von außen her der Untergang gebracht wurde. Wenn unser Volk zuerst in seinem heutigen Lande oder auch nur in Europa erschienen ist, von wo aus die Invasion geschah, wie seine Stellung zu Celten und Slaven und den andern Nachbarvölkern von jenem ersten Augenblick der Berührung bis zu dem Beginn einer freilich sehr lückenhaften historischen Kenntniß sich umgestaltet hat, aus welchen nachhaltigen Ursachen es vorwärts getrieben wurde — das sind Fragen, auf welche keine Antwort gegeben werden kann. Wir begegnen ihm in Mitte seines Laufes und sehen wohl wohin er führt, aber nicht woher oder warum überhaupt? Noch rathloser sind wir in dem Gebiete der sogenannten inneren Geschichte. Wie und seit wenn hat sich diese ganz entschieden ausgeprägte deutsche Volksthümlichkeit in Glauben und Sitte, in Recht und Kunst, im Staats- und Kriegswesen gebildet? Als eine relativ fertige begegnet sie uns am Beginne der historischen Ueberlieferung und damit ist nichts gewonnen für die Kenntniß ihrer Entstehung. Ganz ähnlich ist es auf dem Gebiete der Urgeschichte der Sprache. Auch hier gleich beim ersten erhaltenen Sprachdenkmal, irgend einem von den Römern überlieferten, germanischen Worte und noch mehr in den umfangreichen Resten der gothischen Literatur eine Fülle von selbstständigen Erscheinungen, vor denen die Forschung gerade so stille stehen muß, nach der Natur des vorhandenen Stoffes, wie dort. Sie sieht nun zwar unter ihren Augen eine Weiterentwicklung, die ihr Analogien und Hypothesen auch für

das rückwärts liegende gibt, aber zu einer festeren Basis im Einzelnen kann sie es nicht bringen. Zwar hat sie in fernster Perspective noch die Resultate der vergleichenden Grammatik, und diese reichen, so genial wie von Grimm benutzt, vollkommen aus, um den specifischen Unterschied des gewordenen, relativ fertigen deutschen Sprachstaats beim Beginn seiner Kenntniß von jenen urverwandten Sprachen deutlich an's Licht zu stellen. Aber für den Trennungs- und selbstständigen Entwicklungsproceß des Deutschen bis zu jenem Zeitpunkt geben sie auch keine weiteren Aufschlüsse, als höchstens neue Analogien und Hypothesen.

So ist also durch die Natur des Stoffes eine innere Lückenhaftigkeit dieses Werkes bedingt. Sie wird sich niemals verwischen lassen, denn dazu wären positive Anhaltepunkte in Sprachdenkmälern nöthig, die nirgends aufzutreiben sind.

Man sieht leicht, daß dies gerade das Feld ist, wo einst die Resultate einer wahrhaften Sprachphilosophie der Zukunft — denn was gegenwärtig so geheißen wird, ist nicht viel besser, als die vorhin erwähnten sogenannten philosophischen Grammatiken der deutschen Sprache — ergänzend und verbindend eintreten müssen. Das verloren gegangene Positive können sie natürlich nicht durch philosophische Constructionen ersetzen, sie können und müssen aber die Entwicklungsgesetze angeben, die es beherrscht haben.

Ebenso muß einst jene Lücke in der übrigen Urgeschichte, von der ich gesprochen habe, einigermaßen durch eine verständige nicht blos nachplappernde Anwendung der Resultate der Philosophie, der Culturgeschichte und ihrer einzelnen Zweige sich ausfüllen lassen. —

Die Lücke erscheint hier, ganz abgesehn von dem äußerlich größeren Gebiet, auch innerlich viel störender, als dort in der Urgeschichte der Sprache. Theilweise deshalb, weil gerade die äußere Ueberlieferung des Materials innerhalb der Sprache am allerzähesten und bis auf die spätesten Generationen bemerkbar vor sich geht, während die anderen Ueberlieferungen, aus denen die Culturgeschichte ihren Stoff entnehmen würde, leichter einem gänzlichen Untergang preisgegeben sind. Andrerseits ist aber auch über das Gesammtgebiet der ältesten Culturgeschichte noch keine solche belebende Hand gekommen, wie die des Verfassers der deutschen Sprachgeschichte. Wo es geschehen ist, auf dem Gebiete unserer nationalen Religion und des Rechts; in der Mythologie und den Rechtsalterthümern sind die Resultate ganz eminent gewesen. Wer mit dem äußern wissenschaftlichen Getriebe der Gegenwart bekannt ist, wird sich des ergötzlichen Erstaunens erinnern, das beide Bücher in manchen eigentlich gelehrten Kreisen hervorriefen. Man hatte gar nicht für möglich gehalten, daß auf beiden Gebieten, jedoch besonders in der Mythologie über einige vage Hypothesen und unvermittelte Namen hinauszukommen wäre, und siehe da, plötzlich stand ein in den Hauptzügen deutliches im Einzelnen freilich oft sehr verstümmeltes Bild des deutschen Heidenthums und des ältesten Rechtslebens da. Angegriffen und negirt konnte es nicht werden, dazu

verging jedem die Lust, der einmal einen Blick auf diese eherne Phalanx von positiven historischen Beweisen geworfen hatte. Aber es kam doch gar Vielen wunderlich, Anderen höchst unbequem vor. — Aehnliches könnte freilich nur von derselben Hand auch auf anderen Gebieten der deutschen Urgeschichte geleistet werden, und damit würde manche Lücke ergänzt, aber immer mit dem Vorbehalte, daß noch größere niemals zu ergänzen sind. So z. B. wenn uns Jakob Grimm sein lange versprochenes Buch von den deutschen Alterthümern endlich einmal geben wollte. Haus und Familie jener Urzeit und was sich daran von Lebensgewohnheiten und Sitten schließt, würde uns dann wohl eben so relativ klar vor das Auge treten, wie jetzt der Glaube, das Recht und die Sprache unserer Vorfahren.

Was in dieser Beziehung zu erwarten steht, davon kann man sich aus einigen Stellen der Sprachgeschichte einen Begriff machen, wo jenes als „deutsche Alterthümer" im engsten Sinne des Wortes abgegrenzte Gebiet gelegentlich berührt wird. In den ersten Kapiteln des Buches nämlich werden, gemäß der gestellten Aufgabe, diejenigen Reste der Sprachgemeinsamkeit unseres Volkes an den verwandten sogenannten indogermanischen, besprochen, welche sich an Begriffe und Bezeichnungen des häuslichen und geselligen Lebens anschließen. Sie sind unter die Rubriken: Hirten und Ackerbauer, das Vieh, die Falkenjagd, Ackerbau, Feste und Monate gebracht, und wie gesagt, immer streng von dem Gesichtspunkte der Sprachgeschichte, nicht der sogenannten Alterthumskunde aus betrachtet. Aber ganz unwillkürlich, indem sie benannt und für die Zwecke des Buches benutzt werden, ergibt sich eine lebendige Fülle der allerconcretesten Anschauungen aus jenem Gebiete der Urculturgeschichte, von deren Vorhandensein wohl nur sehr wenige eine Ahnung hatten. —

Ich glaube wenigstens so viel auf das Buch eingegangen zu sein, als nöthig ist, einmal sein Verhältniß zu dem großen Gesammtgebiet der Arbeiten Jakob Grimm's, insbesondere der Grammatik festzustellen. Es ist, kurz ausgedrückt, eine Abtheilung der ungeheuern Masse, die in der Grammatik noch sehr unvollkommen behandelt ist, vollkommen abgeklärt und durchsichtig, gleich unübertrefflich an Fülle und Gelehrsamkeit des Inhalts wie an Beseelung und Durchdringung desselben, die sich schon in der ganzen äußern Gestaltung und Gruppirung des Materials abspiegelt. Dann ergibt sich aus dem bisher gesagten wohl auch seine Bedeutung zunächst für die deutsche Culturgeschichte. Ein sehr wichtiger Zweig derselben ist hier zum ersten Mal so untersucht und dargestellt, wie sie alle es werden müssen, ehe man von Kenntniß der deutschen Entwicklungsgeschichte reden darf. Außerdem haben einige Branchen der Alterthumskunde dadurch positive Aufklärung erhalten, und wenn diese auch nur nebenbei sich ergibt, so ist sie doch viel bedeutender, als in allen sogenannten deutschen Alterthumskunden zusammen, die unsere bisherige Literatur verunzieren. —

Endlich und dies ist nicht das geringste Verdienst des Werks, ist damit ein

Anfang gemacht, die Ergebnisse der bisherigen vergleichenden Grammatik fruchtbar auf ein einzelnes Sprachgebiet anzuwenden. —

Mit einem Worte, es ist der erste und sogleich meisterhaft ausgeführte Versuch einer wahrhaften Geschichte eines räumlich und zeitlich allerdings eng abgegrenzten Sprachgebietes, ein Versuch, der in keiner Literatur noch gewagt worden ist. —

Die deutsche Kriegsflotte.

Die letzte Handlung des nun abgegangenen Reichsverwesers war die Ernennung des Commodore Brommy zum Contreadmiral unserer Marine, und diese Erhebung wenigstens belohnte wahres Verdienst. Dieser Brommy ist trotz seines auf einem Schiffe doppelt auffallend klingenden ächt Leipziger Dialekts ein Seemann durch und durch; man höre z. B. was die ersten, erfahrnen Kapitäne der großen Bremer Schnellsegler, die besten Seeleute, welche wir in Deutschland besitzen, ihm für ein Zeugniß ausstellen, wenn sie des Abends in ihren Mußestunden in Bremerhafen unsere Flotte kritisiren, die sie dort vor ihren Augen entstehen sehen. Als Brommy im Herbste 48 aus griechischem Seedienst in deutschen trat, fand er von einer Flotte nichts vor, außer drei kleinen unvollständig bemannten und schlecht ausgerüsteten Hamburger Dampfern, keine Matrosen, keine Offiziere, kein Geschütz, keine Arsenale und Werften. Dazu eine Centralgewalt ohne Autorität und ohne Geld. Jetzt haben wir 3 große Dampffregatten, 4 Dampfcorvetten, 1 Dampfschoner (in Kiel), 1 Segelfregatte, 1 Segelcorvette und 1 Schoner, dazu noch nahe an 30 Kanonenböte. Außer den Kanonenböten sind alle diese Schiffe vollständig armirt, haben genügende Munitionsvorräthe aller Art und zu zwei Drittheilen die nöthige Bemannung, nebst Ober- und Unteroffizieren an Bord. So etwas in ungefähr 18 Monaten herzustellen, wo nichts vorhanden war, ist keine Kleinigkeit, und wohl gebührt den Männern, die dies vermochten, ein Dank der Presse. Außer dem Admiral Brommy, auf dessen Schultern die Hauptlast ruht, hat sich um unsere deutsche Flotte große Verdienste erworben, der frühere Reichsminister Duckwitz, jetzt wieder Senator in Bremen, unter dessen Ministerium dieselbe gegründet ward, und General Radowitz, der während seiner ganzen Thätigkeit in Frankfurt der Flottenangelegenheit die größte Aufmerksamkeit zuwandte und eine mächtige Stütze derselben war. Auch unter den Befehlshabern der einzelnen Schiffe sind tüchtige Offiziere, denen es gelungen ist, eine Ordnung im Dienst dort einzuführen, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Wenigstens die Offiziere der nordamerikanischen Fregatte „Laurence," die längere Zeit neben

unſern großen Kriegsdampfern an der Weſermündung lag, haben dies anerkannt. In der That war ein Unterſchied in der Disciplin und Handhabung des Schiffes im Hafen zwiſchen der amerikaniſchen Fregatte und dem Flaggenſchiff „Barbaroſſa“ auch für einen Seemann nicht zu ſehn. Dieſer kleine Brommy, mit den blitzenden Augen, der hohen Stirn, den kurzen abgemeſſenen Schritten, weiß ſeine rauhen, Matroſen — und er hat die ungezähmteſten Burſchen, welche in deutſchen Hafenſtädten nur zu finden waren — am Bord gar vortrefflich in Ordnung zu halten! Und doch ſind die Strafen in unſerer jungen Flotte verhältnißmäßig nur wenige, und körperliche Züchtigungen, wie ſie noch auf engliſchen, däniſchen, ja ſelbſt nordamerikaniſchen Kriegsſchiffen vorkommen, ſind ganz abgeſchafft. Dunkles Gefängniß im unterſten Raum des Schiffes, wo es freilich ſehr unbehaglich iſt, pflegt die härteſte Strafe zu ſein.

Von den Schiffen, die gegenwärtig mit der ſchwarz-roth-goldenen Flagge geſchmückt ſind, iſt zuerſt zu nennen, die große Dampffregatte „Hanſa,“ von 800 Pferdekraft, iſt vollſtändig ausgerüſtet in New-York, wo ſie unter dem Namen „United-States“ in Achtung ſtand, für uns angekauft worden. Es iſt ein ſchönes ſtattliches Schiff, das zu den beſten Dampfern Europas gehört. Dann die beiden Dampfer „Barbaroſſa“ und „Erzherzog Johann,“ jedes von 500 Pferdekraft. Unter dem Namen „Britania“ und „Acadia“ fuhren beide Fahrzeuge früher als Packetſchiffe zwei Jahre von Liverpool nach New-York, ſind dann von der Centralgewalt angekauft und vollſtändig für den Kriegsgebrauch ausgerüſtet worden. Die Armirung beſteht in ſehr ſchweren Geſchützen, 64-Pfündern und großen Bombenmörſern; der „Erzherzog Johann,“ der bei der Ueberfahrt auf den Strand kam, bedarf noch einer Reparatur, um wieder ſeefähig zu werden. Man hat ihn zu dieſem Zweck in ein eigens dazu eingerichtetes Dock gebracht. Uebrigens ſtellt ſich der Schaden viel geringer heraus, wie man anfänglich glaubte, ſo daß die Geldſumme, welche die Aſſecuranzkompagnie, bei welcher er verſichert war, dafür zahlte, kaum zur Reparatur verbraucht wird. Der Barbaroſſa iſt das Flaggenſchiff des Admirals Brommy. Im Range folgt die große Dampfcorvette „König Ernſt Auguſt“ von 400 Pferdekraft, ein herrliches neues Schiff, für unſere Flotte auf der beſten Werfte von Briſtol gebaut, mit den bewährteſten neueſten Erfindungen für Dampfſchiffe verſehen. Ein faſt gleiches zweites Fahrzeug iſt für deutſche Rechnung ebenfalls in Briſtol vollendet und wird hoffentlich zum Frühjahr beim Wiederbeginn der Schifffahrt ſchon in unſern Beſitz kommen. Den Beſchluß unſerer Dampfflottille machen die 3 Dampfcorvetten „Lübeck,“ „Hamburg“ und „Bremen“ von je 300 Pferdekraft. Es waren dies früher Packetſchiffe der Hamburg-Huller Linie, die im Frühling 48 ziemlich theuer von den Hamburgern an den deutſchen Bund verkauft ſind. Mit vieler Mühe und nicht geringen Koſten hat man dieſe Schiffe in brauchbare Kriegsdampfer umgewandelt, ſo daß jetzt

jedes 8 schwere Geschütze führen kann und unserer Flotte ein guter Zuwachs wurde. Dies ist unsere Dampfflottille, welche jetzt auf der Weser an verschiedenen geeigneten Stellen im Winterlager liegt. In Kiel liegt das bewaffnete Dampfschiff „General Bonin," das von der thätigen schleswig-holsteinischen Regierung in wenigen Jahren ausgerüstet und von der deutschen Flotte mit übernommen ist. Ein wackeres kleines Fahrzeug, das in diesem Sommer schon mehrere Plänkeleien mit den dänischen Kriegsschiffen bestanden hat. Auch der Barbarossa, Lübeck und Hamburg, die während dieses Sommers schon ausgerüstet waren, haben bei Helgoland einen kleinen Strauß mit dänischen Fregatten gehabt, wobei einige Mann an ihrem Bord getödtet und verwundet sind. Die Anwesenheit dieser Schiffe zwang wenigstens die Dänen, 4 Fregatten zur Blockirung der Elb- und Wesermündungen zu verwenden und schwächte ihre Ostseeflotte, während im Sommer 48, wo wir noch gar keinen Anfang einer Flottille besaßen, oft eine einzige dänische Fregatte in der Nordsee hinreichte, die Elbe und Weser zu sperren. Die Dänen mußten im letzten Jahr alle Fahrzeuge, welche sie besaßen, ausrüsten, während im ersten Feldzug ihre Verachtung gegen uns so groß war, daß sie ihre 2 Linienschiffe und die Fregatte „Freia" nicht einmal in See brachten und die in Westindien stationirte Korvette dort ließen, die das letzte Mal auch schon mit gegen uns verwandt wurde.

Außer diesen Dampfschiffen besitzen wir auf der Weser jetzt noch die Segelcorvette „Deutschland" von 32 Kanonen. Dieselbe war ursprünglich ein amerikanisches Schiff, das, wie in Amerika häufig geschieht, mit Rücksicht auf etwaigen Gebrauch im Kriege gebaut war, ging dann in Hamburger Hände über und wurde von diesen im Frühling 48 an die damals noch bestehende Bundesgewalt verkauft. Mit vielen Kosten ist sie zum Kriegsschiff eingerichtet und ziemlich brauchbar hergestellt worden, obgleich man es freilich für ein Normalschiff nicht ausgeben kann. Zum Uebungsschiff für die Seekadetten und Artilleristen und auch zum Wachtschiff wird es hoffentlich seine Dienste thun.

Im Hafen von Eckernförde liegt ferner unter deutscher Flagge die schöne Fregatte „Eckernförde," die frühere „Gefion." Das schlanke Schiff von 48 Kanonen, das Muster einer Fregatte, ist von den schweren Wunden, die deutsche Kugeln ihm schlugen, wieder hergestellt worden und im Stande auszulaufen. Hoffentlich wird es unter deutscher Flagge noch längere Zeit Dienste thun. In Kiel liegt ferner noch der kleine bewaffnete Schooner „Elbe," ein gut ausgerüstetes leichtes Fahrzeug. Dies sind außer den Kanonenbooten, von denen aber die größte Zahl noch nicht ganz ausgerüstet ist, die größeren Kriegsschiffe, welche die deutsche schwarz-roth-goldene Flagge führen, zusammen 7 große und 1 kleines Dampfschiff, 1 Fregatte, 1 Korvette und 1 Schooner.

Der preußische Staat besitzt, getrennt von dem deutschen Admiralsgeschwader, unter der schwarz und weißen Flagge eine eigene kleine Flottille, bestehend aus

der Segelcorvette „Amazone“ (4 24pfündige Carronaden und 8 18-Pfünder), dem Dampfschiff „der Preußische Adler“ (2 25pfündige Bombenkanonen, 2 32pfündige Kanonen), dem Dampfschiff „Danzig“ (1 24pfündigen und 2 leichten Carronaden) und ferner aus 21 Kanonenschaluppen und 6 Kanonenjollen (zusammen mit 26 25pfündigen Bombenkanonen und mit 22 langen 24-Pfündern), wozu noch 15 Schaluppen mit 30 Geschützen kommen, welche in Ausrüstung begriffen sind. Es besteht also die preußische Flottille zusammen aus 1 Segelcorvette, 2 Dampfern, 36 Kanonenschaluppen und 6 Kanonenjollen.

Der Befehlshaber dieser Schiffe, der mit dem Admiral Brommy in gar keiner Verbindung steht, ist der Commodore Schröder, ein geborener Preuße, der früher in der holländischen Marine diente. Auch die übrigen Offiziere, wie die Matrosen sind größtentheils geborene Preußen. Ein eigenes Marinebataillon und Marineartillerie ist errichtet worden, wozu man Infanterie- und Artillerie-Offiziere des Landheeres verwandt hat. Hoffentlich wird diese kleine preußische Flottille bald mit der deutschen völlig vereint unter gleicher Flagge segeln.

Schwieriger noch, als die Erwerbung der Schiffe, denn diese konnte man am Ende doch vom Auslande für Geld erhalten, war bei unserer jungen deutschen Flotte die Acquisition tüchtiger Offiziere und geübter Matrosen.

Der Oberbefehlshaber unserer Flotte ist ein Deutscher. Admiral Brommy ward in Leipzig geboren, hatte aber von Jugend auf eine so unbezwingliche Neigung für den Seedienst, daß er schon als Knabe auf hamburgischen und später nordamerikanischen Kauffahrern von Unten auf zu dienen anfing. Später trat er in die nordamerikanische Flotte ein, ward Befehlshaber eines kleinen Kriegsschiffes, welches die Nordamerikaner aus freiwilligen Beiträgen den Griechen bei ihrem Unabhängigkeitskriege schenkten, und ging mit diesem in griechische Dienste über. Hier nahm er an den Kämpfen gegen die türkisch-ägyptische Flotte thätigen Antheil, blieb auch nach dem Frieden in griechischen Diensten, und war Seekommandant der Insel Paros, als er den Ruf erhielt, an die Spitze unserer Flotte zu treten. Die übrigen Befehlshaber der Schiffe und die Lieutenants erster Klasse sind größtentheils Engländer, die früher als Offiziere in der englischen Marine waren und jetzt auf Halbsold standen. Sie sollen seefahrne Männer sein, bei deren Auswahl man mit Vorsicht zu Werke gegangen ist. Fehlgriffe waren freilich nicht zu vermeiden. Einen dieser Engländer, den Kapitain Strutt, der längere Zeit die Korvette „Deutschland“ kommandirte, hat man schon wieder entlassen. Ein geborner Hamburger, Reichardt, befindet sich ebenfalls als Kapitain eines Schiffes in unserem Dienst. Sonst noch 1 Rheinländer und 3 Belgier, die als Offiziere in der kleinen belgischen Kriegsflotte, die aber oft zu weiten Expeditionen benutzt wird, gedient haben. Die Lieutenants zweiter Klasse und die Schiffsfähndriche sind lauter Deutsche, Hannoveraner, Oldenburger, Bremer, Hamburger. Es

sind größtentheils gewandte, theoretisch ziemlich gebildete Jungen, früher erste Steuermänner von großen Hamburger und Bremer Packetschiffen. Aus diesen jungen Männern, die jetzt freilich noch Vieles lernen müssen, besonders was das Artillerieweſen und das Militärische auf einem Kriegsschiff anbelangt, wird mit der Zeit gewiß ein tüchtiger Stamm sehr brauchbarer Seeoffiziere für uns erwachsen. Sehr schwierig war es auch, tüchtige Hochbootsleute, die mit der Ordnung auf einem Kriegsschiff vertraut waren, zu bekommen, da wir solche unter unseren Kauffarthei-Matrosen natürlich nicht finden konnten. Hier hat England denn nothgedrungen aushelfen müssen, und man hat sich genöthigt gesehen, an 200 erfahrene und erprobte Matrosen von englischen Kriegsschiffen in Löhnung zu nehmen, um den ersten tüchtigen Stock unserer Flottenmannschaft zu bilden. Wilde, verwegene Burschen mit all' den großen Vorzügen, aber auch den Fehlern, die der echte englische Kriegsschiffmatrose besitzt. Strenge, unnachsichtliche Disciplin ist bei ihnen sehr nothwendig. Bisher ist Alles gut mit diesen Engländern gegangen und unsere deutschen Matrosen haben schon Vieles von denselben gelernt. Der übrige größere Theil der Mannschaft besteht aus oldenburgischen, hannöverschen, bremischen, hamburgischen und mecklenburgischen Matrosen, die als Freiwillige angeworben sind. Es hielt in letztem Sommer ziemlich schwer, gute Seeleute in genügender Zahl zu bekommen, und eine verhältnißmäßig hohe Löhnung mußte ihnen bezahlt werden. Die Furcht vor ungewohnter Disciplin auf einem Kriegsschiff hielt viele erfahrene Matrosen ab, mehr noch der Umstand, daß weder Gesetz, noch irgend eine Sicherheit für Pensionen vorhanden war.

Der provisorische, schwankende Zustand, in dem die ganze Flottenangelegenheit sich leider noch immer befindet, macht sich namentlich auch hiebei sehr ungünstig geltend. So lange wir nicht die allgemein giltige Bestimmung haben, daß der Dienst auf der deutschen Kriegsflotte von dem nachherigen Dienst in dem Contingente des einzelnen deutschen Landestheiles befreit, und der Matrose eben so gut wie der Landsoldat Anspruch auf Pension oder Aufnahme in ein Invalidenhaus erhält, wird es uns sehr schwer werden, eine tüchtige Bemannung für unsere Schiffe zu bekommen. Auch muß eine zwingende Verpflichtung eintreten, und der Matrose eben so gut seine gehörige Zeit auf der deutschen Flotte abdienen, wie der Jüngling auf dem Festland seine Dienstpflicht im Landheer erfüllt. Bis jetzt, wo die einzelnen Behörden in manchen Uferstaaten oft große Nachlässigkeit, ja oft den bösen Willen zeigten, der Flotte zur Bemannung nicht zu verhelfen, hat man sich durch hohe Löhnung geholfen.

Die Schiffe in Schleswig-Holstein sind größtentheils mit schleswig-holsteinschen Matrosen von der Oſt- und Weſtküſte bemannt, echte Kernmannschaft, die es mit jeder in der Welt aufnimmt. Auch die Offiziere und Unteroffiziere hier sind größtentheils geborene Schleswig-Holsteiner, die früher auf der dänischen Flotte Gelegenheit hatten, sich die nöthige Uebung im Marinedienſt zu verschaffen,

der Kapitän Donner, der die schleswig-holsteinsche Flottille anfänglich befehligte, ist ein geborener Altonaer, der früher längere Zeit als Offizier der dänischen Flotte gedient hatte. In dem Seekadetteninstitut in Kiel, wo junge Leute gebildeter Stände theoretisch und praktisch für den Flottendienst ausgebildet werden, befinden sich Kadetten aus allen Theilen Deutschlands, Söhne Preußens, Baierns, Sachsens u. s. w. Der Zudrang hiezu ist so groß, daß kaum die Hälfte der sich Meldenden aufgenommen werden kann. Ueberhaupt wenden sich seit 2 Jahren eine Menge junger Leute oft aus den angesehensten Familien Deutschlands dem Seedienst zu und dienen als Freiwillige auf den Hamburger und Bremer großen Seeschiffen, um so den Dienst praktisch von Unten auf zu erlernen. Eine zwar harte, aber tüchtige Schule.

Hoffentlich wird sich Preußen, das auch zu der deutschen Flotte am Meisten beigetragen hat (Oestreich zahlte gar keinen Beitrag, Baiern kaum die Hälfte von dem was es nach Bestimmung der Nationalversammlung sollte), der Flotte annehmen, was für diese von großer Wichtigkeit wäre. Sollte auch dieser Anfang wieder verloren gehen, die kaum eingeübte Mannschaft wieder entlassen werden, wahrlich die Schmach wäre zu groß für uns. Was helfen uns alle unsere Landheere, wenn wenige feindliche Fregatten hinreichen, den gesammten deutschen Seehandel von Memel bis Emden zu sperren? Die kleinsten Staaten, die nur etwas Seeküste besitzen, Sardinien, Neapel, Holland, Schweden, Dänemark haben eine Flotte, um wenigstens ihrer Flagge Schutz zu verleihen, ihre Küsten zu sichern und die deutschen Bundesstaaten außer Oestreich, mit 50 Millionen Einwohnern, waren bisher so ohnmächtig auf dem Meere, daß selbst der Dei von Tunis oder Tripolis, oder der Kaiser von Haiti, uns ungestraft beleidigen durfte. Und doch haben wir an 50,000 Matrosen, so wacker und seeerfahren, wie nur ein Volk der Welt sie besitzt und eine Handelsflotte, die nach der englischen den ersten Rang in Europa einnimmt. J. v. W.

Politische Weihnachtsbilder aus Sachsen.

I.

Unsere Kammern haben Ferien gemacht; unsere Abgeordneten sind in ihre Heimath, zu ihren Familien und Geschäften zurückgekehrt. Von ihren Thaten können sie daheim noch wenig erzählen, denn der Landtag ist bisher kaum über den Anfang des Anfangs hinausgekommen. Die erste und größte Schuld dieser Verzögerung trägt die Regierung durch die unbegreiflich späte Ausschreibung der Wahlen,

in deren Folge die Kammern erst beinahe vier Wochen nach ihrer Zusammenberufung beschlußfähig wurden; an dem Reste haben die schwerfälligen sächsischen Geschäftsformen, die hergebrachte Umständlichkeit und Langsamkeit der Ausschußarbeiten, das häufige Hin- und Herreisen vieler Abgeordneten zwischen dem Orte ihrer ständischen Wirksamkeit und den gewohnten Kreisen ihrer heimischen Berufsthätigkeit, der sie sich nicht entziehen wollen, so ziemlich gleichen Antheil.

Die Bedeutung des gegenwärtigen sächsischen Landtags beruht weniger auf dem, was er nach innen für die politische und materielle Entwicklung des kleinen Ländchens wirken kann, (obgleich auch nach dieser Seite hin wichtige Aufgaben seiner harren), als vielmehr auf dem Gewicht, das er durch seine Entscheidung in der großen Lebensfrage der politischen Neugestaltung Deutschlands in die eine oder andere der auf- und niederschwankenden Waagschalen zu werfen berufen scheint. Sachsen ist militärisch, politisch, commerciell die wichtigste Position, wie *für*, so *gegen* den Bundesstaat; Sachsens Beitritt arrondirt diesen an seiner wichtigsten und gefährlichsten Stelle, an der Hauptgrenze gegen Oestreich, — drückt zugleich am Unmittelbarsten auf Baiern, indem er dasselbe isolirt. Mit Sachsen zur Rechten, mit Würtemberg zur Linken *könnte* Baiern allenfalls daran denken, eine selbstständige Mittelstellung in Deutschland einzunehmen; ohne Sachsen ist es, selbst mit Würtemberg und Hannover im Bunde, dazu außer Stande und hat, wenn es sich dem Bundesstaate beharrlich entziehen will, keine Wahl, als das nackte Vasallenthum Oestreichs. Sehr begreiflich daher, daß diese wichtigste Position von den Gegnern des Bundesstaates, (welche dieselbe leider zur Zeit innehaben), am Hartnäckigsten und mit allen Mitteln vertheidigt wird, daß alle Fäden der Intrigue hier zusammenlaufen und sich zu einem Knoten verschürzen, von dem nur zu wünschen ist, daß nicht am Ende das Schwert ihn zerhauen müsse.

Die Stellung der sächsischen Volksvertretung zu dieser für Sachsen, wie für ganz Deutschland wichtigsten Frage hängt aber mit der ganzen Haltung der Kammern, mit den Parteigegensätzen innerhalb derselben, mit ihrem Verhältniß zur Regierung und zu deren politischem System überhaupt so eng zusammen, daß es wohl der Mühe verlohnt, sie von diesem weiteren Gesichtspunkte aus ins Auge zu fassen.

Bei den Wahlen zum gegenwärtigen Landtage standen fast überall nur zwei Parteien, eine Rechte und eine Linke, ohne weitere Nüancirung einander gegenüber. Die abschreckende Erinnerung an die letztvorhergegangene, unter dem Namen des „Unverstandlandtags" sprichwörtlich gewordene Versammlung mahnte alle nichtradikalen Elemente der Wählerschaft zum festen Zusammenhalten, mit Beiseitsetzung jeder besondern Meinungsschattirung innerhalb dieses allgemeinen Standpunktes. Nur an einzelnen Orten ließ der zelotische Starrsinn der conservativen Ultras eine solche Einigung nicht zu Stande kommen, wofür denn diese Fraction, freilich aber mit ihr unverschuldeter Weise auch die gemäßigt conservative Partei, durch

Unterliegen gegen die gemeinsamen Gegner, die Radikalen, büßen mußte. Im Lager dieser Letztern war zwar auch eine Spaltung ausgebrochen. Die Aeußersten wollten die Wahlen so viel als möglich auf Solche lenken, die wegen ihrer Betheiligung am Maiaufstande landesflüchtig geworden, in Haft und Untersuchung oder von ihren Aemtern entfernt waren. Entweder hofften sie dadurch diesen zur Rückkehr oder Freiheit und zur Einstellung der gegen sie eingeleiteten Untersuchungen zu verhelfen, oder sie wollten wenigstens das Princip retten. Die klügeren Führer der Linken sahen das Gefährliche eines Beginnens ein, welches die Reihen der Linken für längere Zeit unvollzählig machen mußte, und riethen nach Kräften davon ab, konnten aber doch nicht verhindern, daß über ein Dutzend Wahlen auf Suspendirte fielen, die nach dem Wortlaute des Wahlgesetzes nicht wählbar sind. Davon abgesehen indeß, trat auch die Linke meist als eine einige, geschlossene Partei bei den Wahlen auf.

Die Blätter beider Farben verfehlten nicht, die Gewählten, je nachdem sie der einen oder andern Partei ihre Erwählung verdankten, als „gut" oder „schlecht", als Böcke oder Schafe einzuregistriren, sie mit einem * zu begnadigen oder mit einem † zu brandmarken. So kam denn jeder Gewählte sogleich mit einem fertigen Signalement und Leumundszeugniß in Dresden an; wußte man auch von den Meisten noch wenig oder nichts Zuverlässiges über ihre politische Richtung, weil sie zum ersten Male den Boden der Oeffentlichkeit betraten, so genügte es, daß man sie in den conservativen Blättern mit einem †, in den radicalen mit einem * bezeichnet fand, um sie der Linken einzurangiren und ebenso umgekehrt.

Dieser Umstand war für die Gruppirung der Parteien von größerem Einfluß, als man vielleicht glauben möchte. Die Nothwendigkeit einer festen Parteibildung hatten die Conservativen schon beim letzten Landtag von den Radicalen gelernt. Einige in Dresden wohnhafte Abgeordnete jener Richtung waren daher beeifert, die in Dresden ankommenden Collegen, so weit sie bei denselben die gleiche Gesinnung voraussetzen durften, sofort an sich heran zu ziehen und zu vereinigen. Für die Linke hatte bereits dasselbe Geschäft mit gewohnter Behendigkeit und geübtem Takt der Abgeordnete Dr. Joseph übernommen. Er wußte seine Leute rasch herauszufinden und sie nicht blos „anzuziehen," sondern auch „festzuhalten."

Die auf Gründung einer conservativen Partei Bedachten hatten weder die Praxis, noch die Personalkenntniß des radikalen Führers; sie begnügten sich daher, Diejenigen zum Beitritt aufzufordern, welche von der Presse als der conservativen Partei zugehörig bezeichnet waren. So entstanden von vornherein zwei große Heerlager, ein conservatives (oder besser gesagt, nichtradikales) und ein radikales. Auf bestimmte Programme einigte man sich nicht; die Linke schaarte sich um die Traditionen der alten Vaterlandsvereinspartei und um die bekannten Persönlichkeiten, in denen diese Traditionen sich verkörperten; zur Rechten dagegen hielten alle Die, auf welche gerade jene Traditionen und jene Persönlichkeiten eine

mehr oder weniger abstoßende Wirkung ausübten. Daß es innerhalb dieser Rechten selbst wieder eine äußerste Rechte, ein rechtes und ein linkes Centrum gebe, und daß die beiden Endpole der äußerlich zusammenhaltenden Partei innerlich einander beinahe eben so fern, ja ferner ständen, als z. B. das linke Centrum der gemäßigten Linken, verhehlte man sich nicht; allein die gemeinsame Gefahr, die von der Linken, früheren Erfahrungen nach, zu drohen schien, hielt auch das Widerstrebende zusammen und ließ eine Trennung in gesonderte und dadurch schwache Gruppen bedenklich erscheinen. Auch die Linke stellte offenbar, wenigstens in der zweiten Kammer, wo es an einem überragenden Führer fehlte, bei Weitem nicht eine so compacte und blindlings gehorchende Masse dar, wie beim vorigen Landtag; vielmehr unterschied man bald eine gemäßigte Linke, eine eigentliche Linke und eine äußerste Linke, die bei manchen Fragen sich spalteten. Dennoch bildete auch die Linke im Ganzen eine geschlossene Partei und hielt bei eigentlichen Partei- und Personenfragen in der Regel fest zusammen. Der Einzige, Dieskau, ging seinen Weg einsam für sich, nachdem er gleich in einer der ersten Clubberathungen seine allzu scharf zugespitzten demokratischen Grundsätze von der Partei nicht getheilt und unterstützt sehen mußte.

Noch eine andere Aeußerlichkeit wirkte entscheidend zu der Gestaltung der Parteien mit, wenigstens in der zweiten Kammer. Die Sitzordnung ist hier dergestalt eingerichtet, daß es nur eine Rechte und eine Linke gibt; blos drei Plätze, dem Directorialtische gerade gegenüber, bilden als eine Art von Centrum die Verbindung zwischen den beiden Seiten. In der Mitte dieses Centrums nahm der ehemalige Chef des Märzministeriums, Braun, seinen Platz; von ihm nach links zu Klinger, dessen politischer Richtung diese Stellung ganz entspricht; der Rechten näher dagegen der von Frankfurt her als Mitglied der „Erbkaiserpartei" bekannte Maukisch. Alle Uebrigen waren genöthigt, schlechthin entweder auf der Rechten oder der Linken sich niederzulassen.

So war von vornherein der einfache, scharfe Gegensatz zweier Hauptparteien gegeben, die Bildung eines Centrums aber wesentlich erschwert. Von der Linken, selbst der gemäßigsten wäre Keiner dahin zu bringen gewesen, auf der rechten Seite Platz zu nehmen — was hätten die „gesinnungsmäßigen" Wähler, was die radicalen Blätter dazu gesagt. Eben so wenig war man von der andern Seite geneigt, den Rubicon zu überschreiten und sich auf den Sitzen niederzulassen, die durch ihre Inhaber vom vorigen Landtage her, eine so zweideutige Berühmtheit erlangt hatten. Ein Einziger, Funkhänel, hatte den Muth, obwohl grundsätzlich den Radicalen abgewandt, dennoch zu ihnen auf die Linke sich zu setzen. Eine Mitte, wo die sich nahestehenden Pole beider Seiten hätten zusammenkommen mögen, gab's nicht, und so blieben die Linke und die Rechte, ohne äußerliche Vermittelung, streng von einander getrennt.

Dieser Umstand hatte noch eine weitere, nicht unerhebliche Folge. Der linken

Plätze waren mehr, als der rechten; von denen überdies die auf der äußersten, wieder aus Scheu vor übler Nachrede, zum Theil leer blieben. Bald gab es daher auf der Rechten, namentlich in deren vordersten Reihen, keine leeren Sitze mehr, und die Neuankommenden waren wohl oder übel genöthigt, auf der Linken Platz zu nehmen. Man weiß, welchen Einfluß auf schwache Gemüther solche Aeußerlichkeiten im Bunde mit dem täglichen Umgang und der fortwährenden unmittelbaren Ansprache von der einen Seite, ohne Gegengewicht von der anderen, so leicht üben. Hätten die Conservativliberalen dies bedacht und von vornherein statt nur die für Viele anstößigen Plätze auf der Rechten zu besetzen, auch über die vordersten Reihen links sich ausgebreitet, so wäre vielleicht Mancher, der ihnen jetzt verloren geht, für sie gewonnen worden.

In der ersten Kammer finden diese Uebelstände der Sitzordnung nicht statt; dort treffen beide Parteien äußerlich ungetrennt in der Mitte zusammen. Dennoch ist es auch dort zur Bildung eines selbstständigen Centrums nicht gekommen. Die Linke in der ersten Kammer wird von Joseph in fester Hand gehalten, und wenn bisweilen einzelne Uebergangs- und Vermittlungsmomente von ihr zur Rechten hin hervorzutreten schienen, so wußte der gefürchtete Führer solche immer wieder in seine Botmäßigkeit zurückzuführen und eine selbstständige Parteistellung derselben außerhalb der eigentlichen Linken zu verhindern.

Die ersten, vorbereitenden Sitzungen der Kammern zeigten denn auch nur zwei Parteien, die sich schroff und unversöhnlich gegenüberzustehen schienen. Es galt die Prüfung der Wahlen. In den Abtheilungsberathungen darüber hatte die Rechte den Grundsatz möglichster Liberalität befolgt, theils um die Beschlußfähigkeit der Kammern nicht noch länger zu verzögern, theils aus wirklich versöhnlicher Gesinnung. So kam es, daß in der zweiten Kammer nicht eine einzige Wahl eines Abgeordneten der linken Seite beanstandet ward. Allein die Linke befolgte das von der Rechten gegebene Beispiel nicht, warf sich vielmehr mit einer schlechtverhehlten persönlichen Feindseligkeit auf die bei einzelnen Wahlen der rechten Seite vorgekommenen Unregelmäßigkeiten und suchte diese Wahlen, wiewohl vergeblich zu cassiren. Nichts desto weniger that die Rechte einen zweiten versöhnlichen Schritt, indem sie, die damals in beiden Kammern die Mehrheit besaß, bei der Wahl der Directorien unaufgefordert einigen Mitgliedern der Gegenseite Stellen darin einräumte. Die Linke schien jedoch die dargebotene Hand so wenig ergreifen zu wollen, daß mehrere der Gewählten diese Wahl, gleichsam als eine ihnen aufgedrungene widerwärtige Verpflichtung ablehnten.

Nach diesem Vorspiel war man auf heftige Principienkämpfe mit der Linken beim Beginn der ordentlichen Sitzungen gefaßt. Unerwarteter Weise kam es anders. War es klug berechneter Plan oder wirklich gewonnene Einsicht von den Vortheilen einer gemäßigteren Opposition, war es das Gefühl der moralischen Nie-

verlage, welche die Partei durch ihre Uebertreibungen beim vorigen Landtag erlitten hatte, und das Bedürfniß durch maßvolleres Benehmen sich in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren, oder war es nur das augenblickliche Zurückweichen vor den Schwierigkeiten der Lage und das schlaue Abwarten eines gelegeneren Zeitpunktes für Durchsetzung ihrer Absichten, was die Führer der Linken von jedem schroffen, ja beinahe von jedem entschiedenen Auftreten zurückhielt — genug, die Linke schien geflissentlich einen Principienkampf mit der Rechten und der Regierung zu vermeiden, oder wo er sich nicht vermeiden ließ, ihm wenigstens so viel als möglich von seiner Schärfe und Bitterkeit zu nehmen. So weit ging man, einen öffentlichen Bruch mit der äußersten republikanisch-socialistischen Partei, deren Organ die „Dresdner Zeitung" ist, herbeizuführen. Auf die fortgesetzten Provocationen dieses Blattes an die Linke in den Kammern, worin letzteren Mangel an Entschiedenheit, Verleugnung der demokratischen Principien vorgeworfen ward, erschien in den „Vaterlandsblättern" ein geharnischtes Manifest (aus der Feder des Dr. Joseph), worin die Uebertreibungen der „Dresdner Zeitung", als dem wahren Interesse der demokratischen Partei gefährlich, entschieden zurückgewiesen wurden. Die „Dresdner Zeitung" bestand darauf, daß man sofort bei der Adreßdebatte alle Minen zum Sturz des Ministeriums springen lasse; die Linke in den Kammern einigte sich mit der Rechten, gar keine Adresse zu erlassen. Die „Dresdner Zeitung" wollte, daß die Linke entweder nur eine ganz unbeschränkte Amnestie für alle Maiangeklagte annehme, oder, noch lieber, jede Amnestie zurückweise, und statt deren die Stellung der Maiangeklagten vor Geschworne verlange; die Linke in den Kammern zeigte sich mit der von der Rechten beantragten, beschränkten Amnestie zufrieden, und unterdrückte ihre weitergehenden Wünsche. Bisweilen trieb man diese Geflissentlichkeit des Maßhaltens und Rücksichtnehmens fast bis zur Affectation, so wenn die Linke in der ersten Kammer, Joseph voran, die Erwählung des Prinzen Johann in einen der Ausschüsse betrieb, um dessen Eintritt in die Kammer zu veranlassen. Wie man sagt, ist es ein Bestandtheil der neusten Josephinischen Politik, gegen die höchste Stelle die größte Rücksichtsnahme zu beobachten (früher that er bisweilen das Gegentheil), die ganze Schärfe seiner Opposition aber das Ministerium fühlen zu lassen. Nicht minder auffallend war es, als derselbe Parteiführer hartnäckig auf der Ausschließung eines der bedeutendsten radicalen Parteigänger, des Abgeordneten v. Watzdorf, wegen gewisser, bei seiner Wahl vorgekommenen Unregelmäßigkeiten bestand, so daß Watzdorf nur durch Einsprache seiner entschiedenen politischen Gegner, des Prinzen Johann und des Herrn von Carlowitz, in der Kammer erhalten ward.

Manche wollen wissen, daß die Linke entschlossen sei, ihre ganze Widerstandskraft auf die Finanzfrage zu concentriren und durch eine allgemeine oder partielle Steuerverweigerung, entweder das Ministerium oder den Landtag in die Luft zu sprengen. Die Heftigkeit, mit welcher Joseph in der Amnestiedebatte gegen

das Ministerium auftrat, dasselbe geradezu wegen seines Widerstandes gegen die Frankfurter Reichsverfassung des Hochverraths bezüchtigte, schien anzudeuten, daß, trotz aller äußern Mäßigung, dennoch dieser Hauptanführer der Linken zu einer unversöhnlichen Opposition gegen das Ministerium entschlossen sei, und Herr von Watzdorf, der in der ersten Kammer ebenso auf der Aeußersten sich befindet, wie v. Dieskau in der zweiten, hat bereits diese Opposition von dem Gebiete der Worte auf das der Thaten hinübergetragen, indem er noch in der letzten Sitzung vor den Weihnachtsferien eine förmliche Anklage der Minister theils wegen des Belagerungszustandes, theils wegen gewisser Verordnungen über Forterhebung der Steuern beantragte.

(Beschluß folgt)

Die letzte Serenade.

Episode aus der ungarischen Revolutionsgeschichte.

Mit dem 1. Juli 1849 begann die zweite große Patriotenwanderung von Pesth aus. Der Sieger von Brescia nahete. Man wußte, was der Ungar von ihm zu erwarten habe. Und wer nur irgendwie kompromittirt war, eilte davon, um der Begnadigung zu Pulver und Blei, der Verurtheilung zum Strange oder zur zwanzigjährigen Schanzarbeit in schweren Eisen zu entgehen.

Der Abschied der Einzelnen von den Ihrigen war eben nicht sehr traurig. Man wähnte, es gelte nur eine kurze Trennung. In wenigen Wochen kehren wir wieder, wie damals im Winter von Debreczin, als Sieger zurück.

Kossuth selbst hatte das Signal zum Aufbruch gegeben. Er war der erste, welcher — schon am 1. Juli — Pesth verlassen und sich nach Czegléd begeben hatte, bevor noch das Publikum von der drohenden Gefahr unterrichtet war. Nach der, für uns ungünstig ausgefallenen Schlacht bei Raab (30. Juni), hatte Görgey der Regierung die dringende Weisung zugeschickt: „sie möge keinen Augenblick säumen, ihren Sitz wieder in die Gegend jenseits der Theiß zu verlegen, indem er für ihre Sicherheit in Pesth keine 24 Stunden garantiren könne.“ Kossuth war vom panischen Schrecken ergriffen alsogleich abgereist. Die Minister und der Reichstag sollten ihm auf dem Fuße folgen. Am nächsten Tage zeigte es sich aber, daß Görgey's Drohung doch etwas übertrieben war. Er wollte die Regierung schnell in die Theißgegend schicken, um oben völlig freie Hand zum Operiren und Unterhandeln zu gewinnen. Kossuth blieb in Czegléd, wo damals auch die Perczel-Dembinsky'sche Armee concentrirt war, kam aber mittelst

der Szolnoker Eisenbahn beinahe täglich zurück. Die Regierung blieb einstweilen in der Hauptstadt.

Doch nicht lange. Dessefy und Visoczky hatten nacheinander die Städte Kaschau, Eperies, Miskolz räumen müssen. Die russische Hauptmacht rückte von der Pesther Seite über Gyönyös und Hatvan immer näher heran. Görgey hatte in den ersten Julitagen in den Schanzen bei Altszöny abermals eine Schlappe erlitten. Er mußte das Feld räumen. Die östreichische Hauptmacht drang in Folge dessen auf der Ofener Seite rasch vor. Pesth-Ofen war nicht mehr zu halten. Am 9. Juli verließen es mit dem Abendtrain der Pesth-Szolnoker Bahn die letzten Regierungsmänner: Lad. Csányi, Mészáros und Dembinsky. Am 10. u. 11. Juli zogen auch die letzten Honveds ab und wer sonst flüchten mußte oder wollte.

Szegedin war jetzt das neue Mekka geworden, wohin die erlösungsbegierigen Patrioten wanderten. Denn der frühere Zufluchtsort der revolutionären Partei, Debreczin, war bereits am 8. Juli vom General Tscheodajeff, der am 29. Juni den Theißübergang bei Tokay erzwungen hatte, besetzt worden. Hierdurch war auch Großwardein, sowie dieser ganze südöstliche Theil Ungarns bedroht und zur Zufluchtsstätte durchaus nicht mehr geeignet.

In Szegedin hingegen fühlte man sich so ziemlich sicher. Die bedeutenden Armeekorps unter Perczel, Dembinsky, Visoczky und Dessefy waren, mit einem großen Landsturm verstärkt, bei Czegled, Abony und Szolnok concentrirt, mit dem Auftrage, der unter Paskiewitsch heranrückenden russischen Hauptarmee je nach Umständen den Uebergang über die Theiß streitig zu machen, oder sie auf dem rechten Theißufer anzugreifen. Hiermit war der Regierung der Rücken gedeckt. Marschalllieutnant Vetter operirte damals, im Verein mit Guyon, mit dem glänzendsten Erfolge in der Bácska. Die am 14. Juli bei Hegyes gelieferte Schlacht war von den entscheidendsten Folgen gewesen. Der Ban hatte einen ungemein starken Verlust erlitten, mußte Hegyes verlassen und konnte sich nur mit Mühe nach Verbás über den Kanal zurückziehn. Somit war Szegedin auch in der Flanke vollkommen gedeckt. Das Banat war schon früher durch Perczel und Bem — bis auf die Festung Temesvar — vom Feinde gereinigt worden. Arad hatte nach neunmonatlicher Belagerung endlich Ende Juni kapitulirt. Und im schlimmsten Fall stand also der Regierung der Rückzug ins Banat und in die Festung Arad frei.

Am 11. Juli war endlich der letzte Zug patriotischer Flüchtlinge, wie auch das Gesammtministerium, der „Gouverneurpräsident" an dessen Spitze, in Szegedin angelangt.

Hier herrschte darüber großer und allgemeiner Jubel. Die patriotischen Einwohner betrachteten und empfingen uns durchaus nicht als Flüchtlinge, die bei ihnen Schutz und Sicherheit suchten, denn ihr Vertrauen war so groß, daß sie es der Regierung aufs Wort glaubten, sie hätte Pesth-Ofen sehr leicht behaupten

können, und habe es nur aus „höheren strategischen Rücksichten“ aufgegeben. Sie begrüßten uns als hohe Gäste, die ihnen Glück und Ehre bringen, denn unser Aufenthalt daselbst erhob ihre Stadt zur Hauptstadt, in deren Mauern fürderhin das Schicksal Ungarns und — wie patriotische Sanguiniker hinzufügten — auch das Schicksal der europäischen Freiheit entschieden werden sollte. . . .

Besonders aber freuten sie sich über die Ankunft Kossuth's. Beinahe ein ganzes Jahr war verflossen, seit sie den Liebling der Nation nicht in ihren Mauern begrüßt. Und welches Jahr! Was hatte dieser Mann im Laufe desselben nicht geschaffen und vollbracht! Auf der Rundreise, die er im vorigen Jahre zur Fanatisirung des Volkes und Aufbietung des Landsturmes gemacht, war er am vierten August auch bei ihnen eingekehrt. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals kam er als schlichter Volksmann (seine Stellung als Finanzminister stand mit dieser Rundreise in keiner Beziehung) um Hilfe für das bedrängte Vaterland, bewaffneten Widerstand gegen den kroatisch-serbischen Aufstand zu erflehen. Er forderte von dem an solche Opfer damals noch nicht gewöhnten Volk das Höchste und Theuerste: Gut und Blut. Sie boten es willig dar und kamen ihm mit solcher Liebe und Wärme entgegen, daß er in seiner, vor einer zahlreichen Volksversammlung gehaltenen Rede mit Thränen in den Augen gestand: „Anderswo suche er Begeisterung zu wecken; hier schöpfe er sie selbst.“ . . . . Heute kam er als sieggekrönter Befreier, an der Spitze einer großen Armee, an der Spitze der nationalen Regierung der unabhängigen ungarischen Republik; — die freudetrunkenen Szegediner wußten kaum, wie sie ihn würdig genug empfangen sollten.

Eine großartige Serenade, am ersten Abend nach seiner Ankunft veranstaltet, sollte der schwache Dollmetscher ihrer überströmenden Gefühle der Freude und Verehrung sein.

Serenaden und Fackelzüge sind in unserem Jahrzehnt, besonders während der letzten zwei Jahre, in Menge veranstaltet worden. Wir sahen aber keine einzige, welche von einer so ungeheueren Volksmenge besucht, keine, deren Anblick ergreifender war, als die Serenade der Stadt Szegedin am Mittwoch, den 11. Juli 1849.

Schon seit zwei Tagen war das Landvolk aus der Umgegend in Massen nach Szegedin gepilgert, um den „Befreier“ von Angesicht zu Angesicht zu sehen und aus seinem Munde die zauberkräftigen Worte zu vernehmen, die es bisher durch todte Schriftzüge kennen gelernt hatte. Sie sahen in ihm nicht blos den Befreier Ungarns, sondern das inkarnirte Magyarenthum und die inkarnirte Freiheit. Der gemessene, selbst im ärgsten Begeisterungsrausch noch immer reflektirende Deutsche kann diese Art der Hingebung, deren der heißblütige und schwärmerische Magyare fähig ist, kaum begreifen.

Von Pesthofen und der Umgegend waren Hunderte Beamte, Literaten, Lieferanten, Handwerker u. s. w. der Regierung hierher gefolgt. Unbeschäftigt, wie sie waren, schlossen auch sie sich allesammt willig dem Zuge an; um so mehr, da

die Ehrenbezeugung, welche man Koſſuth erwies, zum Theil auch auf uns, die wir in ſeinem Gefolge hierher gekommen, zurückſtrahlte.

Die Stadt Szegedin hatte ihr Möglichſtes aufgeboten, um den Zug glänzend zu machen. Jung und Alt, Mann und Frau, Alles ſtrömte zu deſſen Verherrlichung herbei, Jeder im feſtlichen Anzuge, wo möglich im nationalen Koſtüm und mit den Nationalfarben geſchmückt. Die Nationalgarde war in großer Parade ausgerückt. Hundert Damen, die jüngſten und ſchönſten Szegedins, waren zu Fackelträgerinnen erſehen worden. Sie waren alle weiß gekleidet, das Haar nach ungariſcher Sitte in zwei lange, mit Nationalbändern durchflochtene, frei nach rückwärts herabhängende Zöpfe abgetheilt, auf der Bruſt eine große Nationalkokarde, in deren Mitte entweder das Bildniß Koſſuth's oder das neue ungariſche Wappen (es war nämlich ſeit dem 14. April an die Stelle der Krone, welche früher die Spitze deſſelben geziert, Schwert und Lorbeerkranz getreten) prangte. Der Anblick dieſer von eleganten, ſchwarzgekleideten Dandy's geleiteten Fackelträgerinnen war lieblich genug. Ihnen ſchloſſen ſich Hunderte freiwilliger Fackelträger an, die den ſchönen Abend zur Tageshelle umſchufen. Auch der Himmel ſchien dem patriotiſchen Feſt ſeine Zuſtimmung zu geben. Dem ſchönen Sommertage folgte einer jener milden, kühlenden Abende, wie ſie nur der Süden kennt.

Koſſuth hatte ſeine Wohnung in dem neugebauten Hauſe des Bürgermeiſters Karáß genommen. Die mit einem Balkon gezierte Fronte war dem großen Marktplatze zugewendet; der Platz alſo geeignet, eine große Menſchenmenge zu faſſen.

Schon um ſechs Uhr Abends wogte eine unzählbare Menſchenmenge auf dem Markt und in den anliegenden Gaſſen. Mit dem einbrechenden Abend ſchwamm der ganze Platz in einem Lichtmeer, denn ohne alle Verabredung hatten die Einwohner Szegedins eine Beleuchtung improviſirt.

Die ungeheuere Menſchenwoge nahte der Wohnung des Präſidenten. Dem allgemeinen Rufen folgend, erſchien er auf dem Balkon. Seine Kleidung war einfach und deutſch. Das Haupt bedeckte der echt ungariſche breiträndrige, niedrige Hut, wie er allgemein von den ungariſchen Bauern ſeit Jahrhunderten getragen wird, in jenen Tagen aber unter dem Namen „Koſſuth-Hut" auch bei den gebildeteren Klaſſen modern war. Sein blaſſes Antlitz war wie gewöhnlich von einem Zuge tiefer Melancholie, der ihm von ſeiner dreijährigen Kerkerhaft eigen geblieben, umſchattet; aber dieſes Geſicht war jetzt verklärt von der Freude, welche ihm dieſer herzliche Empfang verurſachte. Der Mann war an Ovationen gewöhnt, ſie wurden ihm oft läſtig, und er ſuchte ſich ihnen zu entziehen. Aber wo ſie aus dem Herzen kam, da war er empfänglich für ſie, als wäre es die erſte, die ihm in ſeinem Leben gebracht worden. Und Nichts war leichter, als dieſen willensſtarken Mann, der mit dem Zauber ſeiner Zunge Tauſende leitete, zu Thränen zu rühren. Sie glänzten auch jetzt in ſeinen Augen. Um ſeinen Mund ſpielte jenes

süße Lächeln, das unwiderstehlich wirkte und Tausende für ihn freudig in den Tod gejagt hat.

Ihm zur Rechten stand seine etwas ältliche Frau mit zwei holden Knaben an der Hand. Sie war jugendlich verklärt von diesem Schauspiel, wohl freute sie sich desselben noch anders als ihr Gemahl, denn sie war viel ehrgeiziger als er. Auch lebte sie noch in voller Siegeszuversicht, und kannte nicht den giftigen Wurm des Mißtrauens und der Besorgniß, der bereits an Kossuth's Herzen nagte. Zu seiner Linken und hinter ihm bemerkte man die ehrwürdige Gestalt des greisen, aber jugendlichrüstigen Dembinsky, Guyon's chevalereske Gestalt, das edle, vom schwarzen Bart fast ganz umschattete Gesicht des Obristen Asboth, die kräftige und volle Figur des stets ernstblickenden Cultusministers Michael Horvath und anderer Revolutionshelden.

Ein tausendstimmiges, mehrere Minuten anhaltendes „Eljen" erschütterte die Luft, als die Menge ihren Liebling erblickte. Nur mit Mühe gelang es, dieses stürmisch aufgeregte Stimmenmeer zu beschwichtigen, um der, im Namen der Stadt an Kossuth zu richtenden Ansprache Gehör und Aufmerksamkeit zu verschaffen. —

Der junge talentvolle Magistratsrath Dany war zum Sprecher gewählt. Seine Rede war in jenem überschwenglichen, blumen- und phrasenreichen Styl gehalten, der damals in Ungarn allgemein üblich war und Kossuth gegenüber persönlich auf das Nonplusultra der Unverständlichkeit hinaufgeschraubt wurde. Sie konnte nur schwer gehört werden, da sie von dem Gemurmel und lauten Flüstern, wie es unvermeidlich bei einer großen Menschenmenge, die noch dazu vor Ungeduld brannte, diese Rede beendigt und Kossuth antworten zu hören, übertönt wurde. Jedoch, als der Redner mit kräftigerer Stimme schloß: „Die Stadt Szegedin, geehrt durch das Vertrauen, welches ihr die Regierung beweise, sei bereit, Gut und Blut für deren Vertheidigung und zur Rettung des Landes zu opfern", — da riefen Tausende und Tausende wie Ein Mann: „Készek" (wir sind bereit). Und wer dieses aus dem tiefsten Herzen kommende „Készek" vernahm, dem war es wahrhaftig zu verzeihen, wenn er an die Unbesiegbarkeit dieses Volkes glaubte.

Kossuth's kurze, aber kräftige Antwort konnte die Begeisterung und den Jubel nur steigern. „Es könnte leicht — so sprach er unter Anderem — die Zeit kommen, wo ich genöthigt wäre, diese feierlich angelobte Bereitwilligkeit in Anspruch zu nehmen. Ernste, gefahrdrohende Wolken umdüstern den Horizont unseres Vaterlandes. Der Gott der Magyaren hat zwar die Tapferkeit unserer Armee mit den glänzendsten Siegen gekrönt und ihr im Laufe eines Jahres die Achtung und Bewunderung Europas errungen. Wir werden auch fernerhin den Sieg an unsere Fahnen fesseln, denn in unserem Lager ist Gott, ist das Recht. Aber auch unser Feind ist stark, denn er hat sich mit der Hölle verbündet, und diese ist — wenn auch nicht allmächtig — doch überaus mächtig. . . . . Wer-

det ihr es zugeben, daß der alte Heldenruhm der Söhne Arpad's wieder befleckt, unser freie Boden entweiht, unser heiliges Nationalpalladium: Ungarns Freiheit uns abermals entrissen werde? — Wir sind in euere Mitte gekommen, nicht, weil wir Pesth verlassen *mußten*, sondern weil wir es uns zum leitenden Grundgesetz gemacht, unsere eigene Bequemlichkeit, die Sicherheit des Regierungssitzes, zu jeder Zeit den Erfordernissen der Kriegsoperationen zu unterordnen, und so diese es erheischen, jenen unverzüglich zu wechseln. Wir sind auch darum in Euere Mitte gekommen, weil wir wissen, daß wir auch im schlimmsten Fall auf euch zählen können, daß ihr nicht nur des Sieges Früchte in Ehren mitgenießen, im Momente der Gefahr aber die heilige Sache feige verlassen wollet (eine Anspielung auf das Verhalten der Pesth-Ofener Bürger, gegen welche Kossuth damals sehr aufgebracht war, und die er auch in der Pesther Reichstagssitzung vom 2. Juli mit Vorwürfen überhäuft hatte) daß ihr bereit seid, euch sammt Weib und Kind lieber unter den Ruinen der Stadt und in den Wellen der Theiß zu begraben, als eueren Nacken neuerdings in das Joch russisch-habsburgischen Despotismus zu beugen. — So weit soll es jedoch nicht kommen. Noch lebt der alte Gott der Magyaren, noch lebt ihr alter Heldenmuth und ihre unbesiegbare Tapferkeit, welche die kriegerprobten Feindesschaaren schon so oft zu Paaren getrieben. Das Schicksal will uns prüfen. Wir werden die Probe glänzend bestehen. Denn uns ward in der Geschichte der Neuzeit das schönste Loos zugewiesen: Mit uns siegt die Freiheit Europas; unserem Grabe entsprießt in neuer Kraft die Rieseneiche des Despotismus. — Ihr wißt, daß meine Prophezeihungen selten trügen. Nun denn, wie ich es — als unsere Sache dem völligen Untergang nahe schien — prophezeihte, daß von Debreczin aus die *Unabhängigkeit Ungarns* verkündet werden wird, und diese Prophezeihung buchstäblich erfüllt wurde, so prophezeihe ich jetzt, daß von Szegedin aus die *Freiheit Europas* decretirt und errungen wird." . . . . .

Der freundliche Mond war eben aufgegangen und beleuchtete mit seinem Silberglanze des Redners verklärtes Gesicht. Der Glanz der hundert und hundert Fackeln umgab es mit einem blendenden Glorienschein. Die Situation war so hinreißend, seine Sprache so bezaubernd, daß es schwer war, seinen Prophezeihungen nicht Glauben zu schenken.

Jede hervorragende Stelle der Rede wurde von tausendstimmigen Eljen's, Betheuerungen und Versicherungen begleitet. Und es war ein fast schauerlicher, aber ergreifender und erhebender Anblick, wenn in der fackelerhellten Nacht bei manchen Stellen der Rede tausende und tausende Hände in die Höhe fuhren, um im Angesichte des Himmels die patriotischen Versicherungen durch den heiligsten Schwur zu bekräftigen. „Leben und Sterben für das Vaterland und für die Freiheit", erscholl es immer wieder aus allen Kehlen. Und ein tausendstimmiger Chorus

wiederholte — von rauschender Musik begleitet — den kräftigen Vers aus Petöfi's Nationalhymne, der ungarischen Marseillaise:

A Magyarok Istenére esküszünk!"
(Beim Gott der Magyaren sei's geschworen) . . . . . .

Die Aufregung währte in den hellerleuchteten Gassen bis Mitternacht fort, und in der nahen Promenade wurde Kossuth's Name und Ungarns Freiheit noch lange unter Sang und Klang gefeiert. Die Szegediner waren von Freude und Patriotismus berauscht, wie nie. Sie hätten es damals mit einer Welt voll Kosaken aufgenommen.

Es war die letzte Serenade, welche dem „Befreier Ungarns" und der ungarischen Sache in Ungarn gebracht wurde. —

Reisetagebuch aus dem östreichischen Oberland.

2. Der Schafbock.

Baby! rief eine schrille Stimme von draußen. — Was is? schrie die Kellnerin zurück, während sie mir ein Glas Bier brachte. — Der Hansl hat schon wieder an Rausch, antwortete die Stimme; wirst's gleich sehen. Ich glaubte, es sei von einem Hausknecht oder Stammgast die Rede, bis der Zecher, eine zwei Schuh hohe Creatur, zur offenen Thür hereintrat und grad auf mich zuging, die Augen sehnsüchtig zu dem Tisch erhebend, auf dem mein schaumgekröntes Deckelglas stand. Ja, sagte die Kellnerin, als ich mit Erstaunen fragte, ob das der Hansl sei; ein Maßl hat er heut schon trunken, der Lump; er is aus'm Bairischen. Ich bot dem Saufaus zur Probe mein Glas. Ihr müßt aber wissen, daß er vier Füße hatte, ein paar gewaltige, schön gewundene Hörner und die längsten weißen Zotteln, die ich je an einem Widder gesehen; im Gesicht war ein Gemisch von Frömmigkeit und hartnäckiger Raufluft ausgeprägt; der Rücken lang und der Leib stark wie der eines Wolfshundes. Der Schafbock, an dessen Bauch geklammert, Odysseus sich aus der Höhle des menschenfressenden Cyklopen schmuggelte, konnte nicht würdevoller und patriarchalischer einherschreiten als dieses Prachtstück von einem Thiere. Fest packte er mit den Zähnen das Glas in meiner Hand. Lassen's nur aus, sagte Baby; er läßt nix fallen. Ich ließ ihm also die Halbe, die er künstlich genug bis auf den letzten Tropfen leerte. Dann senkte

er den Kopf, ließ das Glas bedächtig auf den Boden gleiten, kratzte sich sehr geschickt mit der Spitze des linken Hornes an den entferntesten Theilen des Hinterleibes, gähnte zwei, drei Mal mit höchst verständiger Miene und taumelte zuletzt unter den Tisch, um sein Mittagsschläfchen zu halten. Du Schwelger, rief Baby, du bairischer Grobian, du liederlichs Tuch, sauft dem Herrn 's ganze Bier weg! Du bist mir 'n sauberer Vogel! Ich brach über die moralische Entrüstung und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Schimpfworten, mit denen Baby dem Bock ins Gewissen zu reden anfing, in ein schallendes Gelächter aus. O, sagte sie, zu mir gewendet, der hat's dick hinter den Ohren! Man glaubt's gar nicht, was so'n Viech für'n Menschenverstand hat. Wann's Bier an' Stich hat oder 's letzte vom Faß ist, geht der Hansl ganz traurig herum, wird stößig und will nix fressen und nix trinken, aber so'n süffiges Bierl wie heut, das kennt er gleich. Er is halt aus'm Bairischen!

Aber nicht blos der altbairische, sondern auch der salzburgische Menschenschlag schien mir unverkennbare Aehnlichkeit mit Hansl zu haben: eben so gesund, fromm, hartköpfig und fast grade so einsilbig wie Hansl. Ich befand mich jetzt eine halbe Stunde von Salzburg und war gestern von St. Gilgen aus hergewandert. Ich konnte die Worte zählen, die ich in diesen anderthalb Tagen gehört hatte, — Baby war aus Linz und machte daher eine Ausnahme. Diese Schweigsamkeit war mir auf meinen Fußreisen nur einmal vorgekommen: als ich durch den katholischen Theil von Kurhessen, in der Umgebung Fuldas, wanderte, wo ein martialisch aussehender schöner Menschenschlag durch Schnaps, Noth und andere gute Geister sich eine gewisse unangenehme Ernsthaftigkeit anzugewöhnen gelernt hat. Hier jedoch machte das stille Wesen von Land und Leuten einen ganz verschiedenen Eindruck; denn man sieht dabei keine sauren Gesichter wie in Kurhessen, und der Wanderer kann sich der Täuschung hingeben, das reizende Land mit seinen Bewohnern verharre nur deshalb so lautlos, weil es in poetisches oder philosophisches Sinnen verloren ist. Grüße kurz, geh lächelnd deiner Wege und wecke die Gegend nicht aus ihren seligen Träumen!

Vom Wolfgangsee aus führt die Straße über St. Gilgen, dann am Fuschelsee vorbei immer aufwärts; auf ihrem Höhepunkt, wo man dem Ischler und Hallstädter Bergpanorama Lebewohl sagt, stehen zwei Einkehrhäuser für Lebende und Todte; links ein Gasthof, rechts ein Friedhof mit Kirch' und Thurm. Der Schatten der zwei Kirchhoflinden, die sich hinter dem Portal erheben, fällt auf die kleine Steintreppe und die Ruhebänke zu beiden Seiten des Wirthshausthores; und aus dem Fenster meines Schlafzimmers zu ebener Erde konnte ich das Lob der gegenüber schlafenden Wanderer lesen. Dieser Ort heißt Hof. Von da neigt sich die Landschaft immer tiefer und der Weg, an die Bergstraße zwischen Darmstadt und Heidelberg erinnernd, führt bis eine Stunde vor Salzburg an lauter ver-

einzelt ſtehenden Gehöften vorüber; meiſt Sägewerkſtätten und Schuppen, wo die Bretter zu Salza- und Donaunachen zugeſchnitten werden. Die Bevölkerung ſchien ausgewandert oder hatte das linde Sommerwetter zu einer fernen Wallfahrt benutzt; mein Verkehr mit der Menſchheit mußte ſich dieſen Tag auf ein paar Worte mit fechtenden Handwerksburſchen, einer alten Bettlerin und Baby beſchränken; aber ich genoß die Einſamkeit in der ſchönen ſabbathſtillen Natur in beſter Laune. Vergelt's Gott tauſendmal! ſagten die Handwerksburſchen, wenn ein paar Kreuzer in ihre Mütze fielen, und ich betrachtete daher jeden gebückten Felleiſenträger, der von Weitem nahte, als eine Art Onkel, aus Kalifornien herbeieilend, um mich glücklich zu machen. Rothſchild, fiel mir ein, brummte einmal zur Antwort auf den ähnlichen Dank eines Bettlers: „Nu, was thu ich mit ſechze Gulde vierzig Kreuzer!“ Der Undankbare! Es lag ja nur an ihm! Konnte er nicht jeden Augenblick Montechriſto überbieten, wenn er den Einſatz von einem Kreuzer auf eine Million erhöhte? In dieſen und andern Betrachtungen ſtörte mich ein Burſche, der mit einem einfachen: Vergelts Gott! weiter marſchirte. Ich war dieſe unbeſtimmte Anweiſung nicht mehr gewöhnt. He da, guter Freund, rief ich ihm nach; wie vielmal? — Wie vielmal? wiederholte er, nicht verſtehend, und glotzte mich mit großen wäſſrigen Augen an. Seine Gedanken waren wohl ſchon längſt wieder hinter dem Ofen in der Herberge oder gingen mit ſeinem Schatz im Wiener Wurſtlprater ſpazieren. — Ich erklärte mich deutlicher. — Bitt' ſchön um Verzeihung, ſagte er darauf demüthig und lüftete die Mütze; ich hab's ganz vergeſſen. Tauſendmal, verſteht ſich, tauſendmal! — Am herzlichſten beluſtigte mich die Verſicherung einer frommen alten Frau, die eine Anleihe von einem Groſchen bei mir erhob: „Ich werd' für Sie betten in Himmel auffi! — und“ rief ſie mir zu wiederholten Malen nach, „Sie können Ihnen auf mich verlaſſen, ganz gewiß, ich werd' für Sie betten!“ Wahrſcheinlich gibt es dort alte Weiber, die ſo eigennützig ſind, ihr Verſprechen nicht zu halten, die wirkſamſten Gebete zu ihrem eignen Beſten verwenden und auf dieſe Art harmloſe Wanderer um die Zinſen ihrer Wohlthätigkeit betrügen.

Am lebendigſten hat ſich jedoch in meiner Erinnerung das ehrwürdige Antlitz des frommen Schafbocks erhalten. Ich kann mir nicht helfen: ſo oft von dem tüchtigen Stamm der Altbaiern die Rede iſt; wie er ſo treu an der Sitte der Väter und dem Ruhm der bayriſchen Kaiſer feſthält, ſehe ich den Hansl vor mir, „der ſchon wieder an' Rauſch hat.“ Er iſt vor den Pforten der glorreichen tauſendjährigen Particulargeſchichte gelagert, die mächtigen Hörner zum Kampf gefällt; bald wiederkäuend, bald träumeriſch gähnend, ſtarrt er in die Nebel der deutſchen Zukunft hinaus.

3. In Salzburg.

Dulcia oblivia vitae! ſteht in goldenen Lettern über dem Portal eines Landhauſes vor Salzburg. Wahrlich, hier muß ſelbſt Oeſtreich und ſeine Miſere ſich vergeſſen laſſen! Je näher man der Stadt kommt, deſto freundlicher heimelt das villen- und gärtenreiche Salzathal an, mit der ſchloßüberragten Stadt auf beiden Flußufern, der die flachen Dächer ein italieniſches Anſehen geben, und dem duftig blauen Hintergrund, den weiße und dunkel violette, maleriſch gezackte Bergwände amphitheatraliſch umzäunen. Auch die Bergumriſſe haben halbitalieniſchen Charakter. Und wie ich, kaum durch's Thor, in der ſchmutzigen Linzer Straße, von einigen Dutzend Jodlern, luſtigen Burſchen mit blumengeſchmückten Hüten, begrüßt ward, gelobte ich mir, volle 24 Stunden keine Politik zu ſprechen oder zu denken, und hielt drei Stunden lang Wort. Jedem Leſer wünſche ich in Salzburg ſo blauen Himmel, wie er mir lächelte, und rathe ihm, in dieſem Falle gleich bei der Ankunft, den Mönchs-, Schloß- oder Kapuzinerberg zu beſteigen oder die Abendbeleuchtung von Eigen oder von dem hügeligen Wallfahrtsort Maria Plain aus zu genießen.

Im „Mohren“ ſaß denſelben Abend eine Geſellſchaft von Offizieren um den Tiſch, und da ihre nicht ſehr erbaulichen politiſchen Geſpräche mir ſtatt der Tafelmuſik dienten, ſo ging mein guter Vorſatz die Hölle pflaſtern, und die halbe Nacht ſah ich in wirren Traumbildern die ungriſch-italieniſchen Gräulſzenen vor Augen, welche ſie beim Eſſen behaglich, als wären es luſtige Waidmannsſtückchen, erzählten. Ein junger Lieutenant, der den Schirm ſeiner Mütze renommiſtiſch in die Höh' geklappt hatte, um ſein braunrothes Raufboldgeſicht voll zu zeigen, ein Slowak, nach ſeiner Mundart zu ſchließen, brachte durch ſeine grotesken Anſichten über gewiſſe kroatiſche Heldenthaten einigen Humor in das Sympoſion. „Da werden's kommen,“ rief er mit weinſchwerer Zunge, „und werden ſie ſchreiben in Geh-ſchichte, daß Kroat hat geplündert. Obber warum hat Kroat geplündert? Die Prämmiſſen ſogen's nit, die Hundsfötter. Nit weil hat wollen ſtehlen, obber hat er denkt, ſoll ich dir noch Hand küſſen, du Reböller, was is kegen mein Kaiſer, und willſt hoben ſchönes Haus! Wart, denkt er, nimmt er Uhr von die Wand und Ring aus die Ohren, — nit weil is von Gold, obber zu Straf.“ — Stankewitſch! Du biſt ein Philoſoph! lachten die Andern. — Die Rede kam auch auf das Verfahren gegen den unbewaffneten Theil der Bevölkerung in übelgeſinnten Ortſchaften. Jemand empfahl die Methode eines ruſſiſchen Generals im polniſchen Inſurrectionskrieg, der Alles, was ausreißen wollte, für ſchuldig hielt und niedermachen ließ, als die kürzeſte und zweckmäßigſte Taktik. Keiner widerſprach dieſer Empfehlung, bis endlich ein Offizier in mittleren Jahren bemerkte: „Mir ſcheint es doch nicht Recht; man hat immer ſo viel Zeit, um zu unterſuchen, ob nicht

Gutgesinnte dabei sind. Die Lumpen soll man ausrangiren und todtschießen, die Andern soll man laufen lassen!" — Der Mann trug eine Brille und galt unter seinen Kameraden für radical. —

Es wird verzweifelte Lustigkeit gewesen sein, was Sie gestern so angenehm berührt hat, sagte am andern Morgen P. zu mir, ein Bekannter aus Wien, der hier seit Monaten die dulcia oblivia vitae suchte, aber noch nicht gefunden hatte. Der Aelpler macht sich in Freud wie in Leid durch Jodeln Luft. Von hundert Burschen, die bei der Assentirung jubeln und zechen, laufen im Durchschnitt einige dreißig in die hohen Berge, von wo kein Regiment sie herunterbrächte. Dort bleiben sie versteckt, bis sie verschollen sind. Voriges Jahr wurden dreihundert vermißt; man hat noch heute keinen einzigen wieder. — Und wie ist die Stimmung in Salzburg? — Im Allgemeinen, was man hier radical nennt, und deutsch, d. h. aus Handelsrücksichten gegen die bairisch-österreichischen Zollschranken. An Ultramontanen fehlt es freilich nicht, doch selbst diese hängen alten Erinnerungen zu sehr nach, um gut östreichisch zu sein; am liebsten stünden sie unter einem souveränen Krummstab. Der jetzige, welcher knotig genug ist, waltet eigentlich wie ein souveränes Zepter. Cardinal Fürst Schwarzenberg zieht durch seine schöne Gestalt die Augen aller Frauen auf sich und könnte einen glücklichern Don Juan spielen als sein Bruder, der Ministerpräsident in Wien; er ist aber zum Sterben in die Kirche verliebt und führt ein streng aszetisches Leben. Das ginge nur ihn an, sein Fanatismus ist jedoch herrsch- und verfolgungssüchtig. Die jungen Geistlichen, unter denen ziemliche Aufklärung herrscht, zittern bei seinem Namen; denn seine Geheimpolizei hat Argusaugen, und mancher junge Priester büßt ein vernünftiges Wort oder die Lectüre eines liberalen Büchleins mit einsamer Haft im Pönitenzkloster. Außerdem zeigt dieser General der ecclesia militans seine Verachtung der Märzverfassung sehr nachdrücklich, durch seine Protection gibt es hier ultramontane Vereine, die sich heimlich versammeln dürfen, während wie Sie wissen, politische Associationen der harmlosesten Art durch die Verfassung so gut wie unmöglich gemacht sind. Dies Treiben steigert die Erbitterung der Salzburger und vervielfältigt die Spaltung der Gesellschaft; ohnedies leben Civil und Militär auf sehr gespanntem Fuße, und vielen Offizieren sieht man die Sehnsucht nach Italien an, wo sie mehr die Herrn spielen können als hier oder selbst im belagerten Wien. — Wirklich überzeugte ich mich bald, daß in Wirths- und Kaféhäusern Fracks und Uniformen nie in demselben Raum zusammenkamen, und als ich einmal in einen Kaféſaal trat, fand ich, daß mir allein in der ganzen Gesellschaft der Säbel fehlte, und daß die Herren mich lange, erstaunt über meine Kühnheit, mit den Augen maßen. Ferner bemerkte ich, daß in den meisten Kafés die Wiener Zeitungspresse spärlich vertreten war; dagegen las man mehrere „ausländische" Blätter; ein allgemeiner Liebling schien die Münchner Constitutionelle Zeitung.

Auch den „Mohren" besuchte kein einheimischer Civilist. Den zweiten Abend

saß ich wieder dem Offiziertisch gegenüber, und diesmal belustigte mich die Gesellschaft. „Wir brauchen keine Genies," sagte Einer, dem man ansah, daß er von der Pike auf gedient hatte, „und darum mag ich das Avancement der vielen Studenten nit. S' sind lauter Lumpen!" — Man wird gleich sehen, was in diesen Kreisen Genie heißt. „Der Dingsda," fuhr er fort, „der in Mantua war; was schrieb der Kerl für 'ne Hand und wie rechnet er aus dem Kopf — iß'n Lump g'worden. Wir brauchen Leut', die nit Alles wie der Blitz fertig haben, denn die sind immer leichtsinnig. Ordentliche, pünktliche Arbeiter, nur keine Genies!" — „Na," sagte lächelnd der radikale Offizier, der die Brille trug; „die Gefahr ist so groß nit. In unserem ganzen Regiment sind, glaub ich, keine drei Genies!" — Der Radikale kennt seine Pappenheimer, dacht ich, und von der Seite ist für den Zopf in Oestreich die Gefahr so groß nicht. Könnte man nur alle Staatsbürger, bevor sie dreizehn Jahr alt sind, unter's Militär stecken. Später ist's zu spät. Die assentirten Studenten werden es zeigen! —

Neuöstreichische Ritterschaft.

Aus Wien.

Die Regierung Oestreichs hat bekanntlich einen Civilverdienstorden gestiftet, den Franz-Joseph's-Orden, durch welchen sie dem jungen Kaiser eine Apotheose bei Lebzeiten angeordnet hat. Vielleicht hätte man den neuen Orden schicklicher Ferdinandsorden genannt, denn der gute Kaiser, welcher in jenem März auf sein Volk in Wien nicht wollte schießen lassen, hätte eine kleine Apotheose immerhin verdient, zumal die jetzige Majestät seiner Courtoisie Einiges zu danken hat, so etwas wie Thronbesteigung und Kaiserkrone.

Der arme alte Kaiser scheint aber in totale Ungnade gefallen zu sein, weil er versuchen wollte, seinen mitunter ungezogenen Kindern dennoch ein guter Vater zu bleiben; dafür werden nun die armen Kinder tüchtig bemuttert, und möchten darüber des Teufels werden. Der alte Kaiser aber lebt still und vergessen in dem czechischen Prag, vielleicht wird er Uhrmacher, wie Carolus Quintus, aber das Herz thut ihm sicherlich weh, erfährt er, wie man seine armen Wiener traktirt, denen er in seiner Gutmüthigkeit wohl längst verziehen hat.

Also der Franz-Joseph's-Orden ist gestiftet, und sehr neugierig sind wir alle hier in Wien auf die erste Fournée der neuen Ordensritter; schade, daß das Ordensstatut nicht vorschreibt, daß der Orden auf dem Rücken zu tragen sei, denn wer sich am Tiefsten vor unserem Ministerium gebückt und sich den Fuß hat auf

den Nacken setzen lassen, hat wahrscheinlich den nächsten Anspruch auf das Großkreuz.

Daß man auch sehr kleine Verdienste mit dem neuen Orden belohnen wird, scheint sich aus einem lächerlichen Falle zu ergeben, welcher hier sowohl, wie besonders in Brünn Sensation und tiefste Indignation zugleich hervorgerufen hat, und dazu gehört jetzt schon vergleichsweise viel, denn man hat seit einem Jahre so viel schon erlebt und ertragen, man ist abgestumpft, man ist so zu sagen moralisch prügelfaul geworden, und eine Art Moxa muß aufgesetzt werden, um das Publikum in halblauten Aerger zu bringen.

Jüngst brachte unsere amtliche Wiener Zeitung die Kunde, Se. Majestät hätte geruht, den Fabrikanten Spörlin zu Wien und den Kaufmann Häring zu Brünn, beide wegen ihrer Verdienste um vaterländische Industrie mit dem Leopoldsorden, merken Sie wohl, nicht mit dem Franz-Josephs-Orden, zu begnaden. Der Leopoldorden bringt nach seinen Statuten die Erhebung in den Ritterstand mit sich, Oestreich hat also zwei Ritter mehr; hätte es nur einen echten Ritter, wir wären besser zufrieden.

Der erste, Spörlin, hat wirklich bedeutendes Verdienst um den Gewerbverein, wie um die Industrie; wenn's schon gerittert sein muß, so haben wir bei Spörlin gar nichts dagegen, aber man hat sein Verdienst bedeutend diskreditirt, indem man ihm jenen Brünner Häring zum Ritterschaftskumpan gab; der Ritterschlag, den Herr Häring erhielt, ist zugleich eine moralische Ohrfeige für Spörlin.

Ganz Wien, und Brünn nicht minder, frug und grübelte nach den Industrieverdiensten dieses Häring, doch da war Niemand, der Kunde gab; ein einziger Mensch zu Wien weiß davon, und das ist Minister Bruck allein, ihm verdankt Oestreich die neue Ritterschaft, man ist auf den Wappenschild des Häringsritters, auf seine Symbole und seinen Wahlspruch gespannt.

Herrn Häring's Verdienst ist ein Knollengewächs, der eigentliche Verdienstknollen ist sein seit Jahren todter und begrabener Oheim, des Neffen Verdienst um die Industrie besteht darin, daß er so industriös war, jenen kinderlosen, sehr reichen Oheim zu beerben. Daß der neue Ritter äußerst scharfsinnig sei, bewies er dadurch, daß er vor Jahren, kurz nach übernommener Erbschaft den Muth hatte, ein Gesuch einzureichen, in welchem er der Regierung anzeigte, er sei der Erbe jenes kinderlos verstorbenen edlen Häring, welchem Kaiser Franz in Rücksicht seiner Verdienste, durch welche er sich ein sehr großes Vermögen verdient, den Leopoldorden und den Ritterstand verliehen hatte, er wünsche demnach den Orden und den Ritterstand ebenfalls zu erben, damit das Verdienst seines Oheims in ihm unverkürzt fortlebe.

Mit diesem Gesuche wurde Herr Häring kurz abgewiesen, doch in ritterlichem Muth ließ der Mann sich nicht abschrecken und wiederholte nach einiger Zeit sein Gesuch in dringlichster Motivirung, wurde aber wieder und zwar mit dem Bei-

satze abgewiesen, man verüble ihm diese wiederholte Behelligung der Behörden und würde sie im Wiederholungsfalle zu ahnden wissen!!

Das geschah aber zur Zeit des östreichischen Despotismus, der wahres Verdienst nicht anerkannte, Oestreich mußte Revolution und blutigen Bürgerkrieg durchmachen, um endlich doch den Ritter Häring zu erschaffen. Der Mann hat freilich auch seither wirklich bewiesen, daß er sich auf Industrie verstehe.

Er hat es nämlich verstanden, sich zu verehelichen; man muß zu wählen verstehen, und das eben hat Herr H. verstanden. Er freite weit von seiner guten Stadt Brünn, zu Triest, eine Dame, die verwandt ist mit einer andern Dame, welche letztere wieder verwandt ist oder verschwägert mit dem ehemaligen Kaufmanne und heutigen Handelsminister! Und da sage noch Einer, Herr Häring verstehe sich nicht auf Industrie! Ich denke, er ist offenbar der talentirteste Industrieritter Oestreichs; er mahnt uns an den Bierverstilberer in Nestroy's Posse, der da sagt, gescheidt muß man sein, erben muß man, in die Lotterie setzen muß man, gewinnen muß man!

Wozu ist Oestreich ein constitutioneller Staat geworden? Um uns Scenen in der Wirklichkeit erleben zu lassen, die wir in Gil Blas als komische Unmöglichkeit belachen. Kaiser Franz, steige heraus aus Deiner stillen Gruft, Du hast uns regiert, streng, rauh, unerbittlich, aber Du hast uns doch regiert, und unter den Häringen hast Du Deine Ritter nicht aufgesucht. —

Wer schluchzt da? — Es waren ein paar ehrliche Leute, die an den März und alte Träume gedacht, in denen die Ordenskreuze keine Rolle spielten.

Den 1. Januar 1850. **Adele.**

Notiz.

Unter der Presse befindet sich die Uebersetzung eines magyarischen Romans. Baron Joseph Eötvös, bekannt als Verfasser des „Karthäusers" und „Dorfnotars," und noch bekannter als Cultusminister unter dem Gouverneur Kossuth, wählte aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts einen Stoff zu romantischer Darstellung des Lebens in Ungarn; der Titel ist: „Der Bauernkrieg in Ungarn." Adolph Dux, Uebersetzer der magyarischen Dichtungen von Petöfi, hat diesen Roman, der so viele Aehnlichkeiten mit den Begebenheiten unserer Tage enthält und zur Aufklärung ungarische Charaktere und Bestrebungen wesentlich beiträgt, ins Deutsche übersetzt. T.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die Gleichberechtigung der Nationalitäten.

Offenes Sendschreiben an Frantisek Palacky.

Als wir zum ersten Mal im Lauf der Revolution Ihre gewichtige Stimme vernahmen, war es für die Integrität Oestreichs gegen die Neuerer, welche den historischen Kaiserstaat durch die Gewalt der nationalen Ideen in seine Elemente zersetzen wollten. Die Einheit der deutschen Nation und die Unabhängigkeit des Königreichs Ungarn schien unverträglich mit dem Fortbestehen des Staatencomplexes, welcher seinen Träger bisher lediglich in der Dynastie gefunden hatte. Heute ist es die umgekehrte Richtung. Sie benutzen das Dogma von der Gleichberechtigung der Nationalitäten, um die rechtliche Unmöglichkeit zu erweisen, aus Oestreich einen wirklichen, einen Einheitsstaat zu machen. Denn die gemeinsame Vertretung der östreichischen Völker auf dem Reichstag würde denselben zwingen, sich Einer bestimmten Sprache zu bedienen und damit alle andern Sprachen des Kaiserstaates beeinträchtigen, die nach dem leitenden Grundsatz der neuen Verfassung gleiche Berechtigung haben sollen. Von diesem Gesichtspunkt aus treiben Sie die Idee der Decentralisation auf eine Spitze, die in der Geschichte unserer politischen Entwicklung noch nicht erhört ist, und gebrauchen die „slavische Nation," die früher den Kitt bilden sollte, die widerstrebenden Bestandtheile Oestreichs zusammen zu halten, als Hebel gegen die engere Zusammenfügung des Staates.

Nach Ihrer Ansicht ist die Idee der Nationalität in unserem Zeitalter dasselbe, was die Kirche und Religion im 16. und 17. Jahrhundert war. Sie möchten die blutigen Früchte, die im vergangenen Jahr im Banat und in Siebenbürgen in eben so grauenvoller Gestalt aus der fixen Idee der Nationalität aufgegangen sind, als damals in den Religionskriegen, dadurch vermeiden, daß Sie mit dem Ende jener Kriege anfingen, mit der allseitigen Toleranz. Ich will Sie nicht daran erinnern, daß ein Princip erst dann tolerant wird, wenn es seine Productivität, seine Expansionskraft verloren hat; daß es der religiösen Begeisterung gar nicht darauf ankommt, ihre Psalmen an den gewaltigen Gott, dessen Stimme sie vernimmt, im einsamen Kämmerlein zu singen, daß sie vielmehr kriegerische Weisen dafür findet, Schlachtlieder gegen die Ungläubigen, die Feinde

ihres Gottes. Das Princip der Nationalität erweist sich schon darum als unproductiv, weil es beschränkt, an lokale Beziehungen gebunden ist. Es ist darum nicht weniger boshaft, wie Ihr Schuselka nam pice, wie es die serbisch-rumainischen Schlächtereien bezeugen; aber es hat nichts Erhebendes, es ist nur abwehrend. Aus jenem czechischen Nationallied werden Sie im Leben keine Marseillaise von welthistorischer Bedeutung machen.

Ich will mich darauf beschränken, Sie auf den Unterschied aufmerksam zu machen zwischen dem, was man Religionsfreiheit nennt, und dem, was Sie unter Gleichberechtigung der Nationalitäten verstehen. Die Religionsfreiheit bezieht sich auf die Individuen: sie verstattet jedem Einzelnen, Gott anzubeten, katholisch oder protestantisch, wie er Lust hat. Ihre Gleichberechtigung dagegen geht darauf aus, künstliche Individualitäten zu schaffen. Sie begreifen nämlich die Gemeinschaft sämmtlicher Individuen, welche Eine Sprache reden, unter dem Collectivnamen Volk, und verlangen für dies sogenannte Volk politische Autonomie. Sie finden sieben solcher Völker in Oestreich, sind aber nicht abgeneigt, deren auch mehr anzuerkennen. Unter diesen Völkernamen figurirt auch der deutsche. Sie werden aber zugestehen, daß es schwer fallen dürfte, für die im Kaiserstaat verstreuten deutschen Individuen und Gemeinden, von Wien an bis zu den Sachsen, eine gemeinschaftliche Verwaltung und Vertretung einzurichten, die Beamten müßten denn, wie in den Zeiten Karl des Großen, unausgesetzt von einem Gau zum andern pilgern. Am bedenklichsten dürfte es in Gegenden sein, wie das Banat, wo jedes einzelne Dorf wenigstens zu drei verschiedenen Staaten gehören müßte. Im Eifer ihres abstracten Dogmas haben Sie ganz vergessen, Sich die Frage vorzulegen, ob denn Ihre Völker sich auch nur geographisch construiren, geschweige denn autonom verwalten lassen.

In dem früheren nationalen Widerstreben gegen die Eingriffe einer gewaltthätigen Regierung muß man zwei ganz verschiedene Fälle unterscheiden.

Entweder bekümmerte sich die Regierung in dem Dünkel, Alles besser zu wissen, um Dinge, die nur die Gemeinde angingen; sie setzte fremde Gerichte und Verwaltungen ein, von denen das Volk nichts verstand, und störte zu Gunsten der Uniformität die natürliche Entwickelung des Lebens. Uniformität und Centralisation sind aber zwei ganz verschiedene Begriffe. Es läßt sich z. B. sehr wohl denken, daß eine Centralregierung und Centralstände das Fortbestehen verschiedener Gesetzbücher in verschiedenen Provinzen sanktioniren. In jenem Widerstreben hat sich die Trägheit und die Barbarei ebenso geltend gemacht, als der gesunde conservative Sinn; Sie werden das von Ihrem Standpunkte aus von der magyarischen Reaktion gegen die Reformen des Josephinischen liberalen Absolutismus selber zugeben. So wohnt unter andern bei uns in Westpreußen ein Ihnen stammverwandtes Volk — ich weiß nicht, ob Sie seinen Namen gehört haben — die Kaschuben. Ihre sogenannte Sprache ist ein organischer Ausdruck

ihrer verkümmerten Existenz; Sie machen aus der Putzscheere eine paczerka und aus dem Spiegel einen spigielski. Dieses Volk, welches in den Paar Dörfern, die es bewohnt, fast ganz aus Edelleuten besteht, wurde durch das preußische Gesetz, welches jeder Familie die Verpflichtung auferlegt, die Kinder in die Schule zu schicken, und jeder Gemeinde, eine Schule zu unterhalten, beständig in der süßen Gewohnheit ihres Daseins gestört. Ihre Väter hatten nie einen Buchstaben gesehen und nie das Einmaleins gelernt, sie sahen nicht ein, warum ihre Kinder in solchen Neuerungen aufwachsen sollten. Jeder neue Schulmeister erregte eine bewaffnete Insurrektion, und wenn er dann durch einen Gensd'armen glücklich installirt war, so schüttelten die Edelleute bedenklich ihre Köpfe und sammelten sich auf den Gräbern ihrer Ahnen, um über den bösen Zeitgeistski zu klagen, der das Einmaleins erfunden habe und die Schiefertafeln.

Aber es ist den Kaschuben doch nicht eingefallen, sich als autonomes Volk constituiren zu wollen; so wenig, als den Wasserpolaken in Oberschlesien. Dergleichen Einfälle entspringen niemals aus der Gemeinsamkeit der Zunge, sondern aus der geschichtlichen Reminiscenz und aus der geographisch-politischen Basis. Nur geschichtliche Völker, wie die Polen und Ungarn haben an Unabhängigkeit gedacht. Wiederherstellung der polnischen Republik, der Krone Arpad's — so legitimirte sich die Idee der Nationalität. Und es gehörte vollkommen zur Sache, wenn die Polen bei jeder neuen Schilderhebung an den Wiedergewinn der Weichselmündungen, wenn die Magyaren an die Unterwerfung der dreieinigen Königreiche dachten, wenn auch diese Küstenstriche einer fremden Zunge angehörten. Denn ein Staat, der nicht mit dem Meere communicirt, hat in unseren Tagen keinen Sinn.

In Ihrem System aber gehen beide Vorstellungen bunt durch einander. Im Stillen liegt Ihnen das Reich der Libussa am Herzen; ich glaube nicht, daß Sie „Ihren" legitimen Anspruch auf den Leitmeritzer Kreis werden fahren lassen. Nur um einen Rechtstitel aus dem neumodischen Nationalitäts-Katechismus zu haben, berufen Sie Sich auf die Grammatik.

Hochgeehrter Herr! Ich würde auf Ihr Sendschreiben nicht eingegangen sein, wenn mit dem, was ich bis jetzt analysirt habe, der Inhalt desselben abgethan wäre. Die Widersprüche liegen zu sehr auf der Hand, als daß man an die Ausführbarkeit Ihres Systems denken könnte. Aber es hat auch eine sehr praktische und sehr schlimme Seite.

Daß nämlich in einem aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Staat, wie es Oestreich ist, neben der Centralverwaltung eine sehr thätige Provincialverwaltung stattfinden müsse, diese Nothwendigkeit wird kein Staatsmann verkennen. Der Grundzug Ihres Systems ist nun dieser, beide Verwaltungen nicht organisch auseinander zu entwickeln, sondern sie gradezu entgegenzusetzen, und alles productive, organische Staatsleben den Provinzen und den Landtagen, alles

blos äußerliche der Centralregierung zu vindiciren. Die Centralregierung macht sich den Provinzen gegenüber nur dadurch geltend, daß sie Steuern einfordert und Soldaten aushebt.

Sie müssen mir aber erlauben, Ihr System in Ihrem Geiste noch etwas zu amendiren. Sie sind nicht ganz consequent gewesen. Die Reichsministerien des Innern, der Justiz und des Unterrichts heben Sie auf und übertragen deren Thätigkeit an die Provinzen. Thienfeld lassen Sie dem Staat, vermuthlich weil er ohnehin nichts thut. Aber Sie lassen dem Staat auch die commerzielle Gesetzgebung. Nun fällt der Staat nach Ihrem Systeme mit dem kaiserlichen Hause zusammen; es ist ihm zwar ein Reichsrath zur Seite gestellt, aber Sie sprechen der Regierung ausdrücklich das Recht zu, diesen Rath nach Belieben zu hören oder nicht zu hören. Soll nun eine derartige Regierung das Recht haben, nach Gutdünken Einfuhrzölle u. s. w. einzuführen und aufzuheben? Z. B. die Tabaksteuer in Ungarn in Kraft zu setzen? Wird nicht in diesem Fall in der Provinz eine Opposition entstehen, für welche Sie in Ihrem System keine gesetzliche Ausgleichung in Bereitschaft haben? Sie wollen ferner der Regierung die indirecten Steuern ganz überlassen, die Erhebung der directen zwar an die Provinzen abgeben, aber die Bestimmung der an den Staat abzuliefernden Quote wieder von der Regierung abhängig machen.

Durch dieses System würden Sie die Regierung in die Lage versetzen, Waffen und Geldmittel mit vollkommener Willkür zur Verfügung zu haben, dagegen von allem Einfluß auf den wirklichen Fortschritt des Landes, also von dem, was allein dem Staat Segen bringt, entblößt zu sein; mit andern Worten, Sie würden als Unterbau des Staats die unbedingteste Freiheit der einzelnen Theile aufrichten — eine Freiheit, die in zwei Dritteln des Reichs zu einer Wirthschaft führen würde, gegen welche der alte polnische Reichstag ein Bild himmlischen Friedens abgeben sollte — und als Dach würden Sie den abstractesten Militärdespotismus setzen. — Ein Staatswesen, welches ich mit dem Altpersischen vergleichen würde, wenn nicht ein anderes Beispiel näher läge.

Ihr System ist nämlich, abgesehen von dem romantischen, unpraktischen Beiwerk, nichts als die Erneuerung des Metternichschen Systems. So wie Sie ihn neu construiren wollen, ist der östreichische Staat von jeher gewesen, und daran ist die Kraft eines edlen Volkes zu Grunde gegangen. Täuschen Sie sich nämlich nicht über die Wirksamkeit Ihrer neuen Landtage im Vergleich mit den alten. Die Centralregierung, wie Sie sie construiren, wird sich freilich in die Justiz, den Cultus, den Unterricht, den Handel u. s. w. der Provinzen so lange nicht einmischen, als diese ihr das nöthige Geld und die nöthigen Soldaten zur Verfügung stellen. Aber die Landtage werden nicht innerhalb ihrer Schranken bleiben können, sie werden nachrechnen, und räsonniren, wenn die Rechnung nicht stimmt, und der Regierung wird dieses Räsonniren beschwerlich fallen, sie wird,

da ſie die Mittel hat, den Landtag auseinanderjagen und einen Paſcha in die Provinz ſchicken. An einem Rechtstitel wird es ihr nie fehlen, denn in Böhmen werden ſich die Deutſchen über die czechiſchen Uebergriffe beſchweren, im Banat die verſchiedenen neben einander liegenden Nationen, da ſie ſich mit Worten nicht verſtändigen können, handgemein werden, und ſo wird die Regierung dem unterdrückten Element ihre mächtige Hilfe nicht verſagen können, nach dem Dogma:

Gleichberechtigung der Nationen.

Erlauben Sie mir, daß ich meine abweichende Anſicht über das Verhältniß der Centraliſation zur Selbſtregierung in Oeſtreich der Ihrigen entgegenſtelle. Ich muß aber eine allgemeine Bemerkung vorausſchicken.

Es geſchieht häufig, daß man von einer Lieblingsidee, der man früher unbedingte Geltung beimaß, ſobald man einmal im Glauben erſchüttert iſt, in's entgegengeſetzte Extrem überſpringt. Es iſt noch nicht lange her, daß man die Kraft eines Staats nach der Leichtigkeit abmaß, mit der er über ſeine Mittel disponirte, nach der Energie, mit welcher er ſeine leitende Tendenz bis in die kleinſten Kreiſe der politiſchen Exiſtenz verbreitete, mit Einem Wort, nach dem Grad ſeiner Centraliſation. Seitdem man nun aus der neueſten Geſchichte Frankreichs gelernt hat, daß es auch darin eine Grenze gibt, daß mit dem Ueberſchreiten derſelben der ſtaatliche Organismus durch Anſammlung aller Säfte an einem einzelnen Punkt erkrankt, hat man die Idee der Centraliſation überhaupt als eine politiſche Verirrung betrachten lernen, und diejenige Form der Staatsbildung, die man ſonſt als die rohſte, die primitive geringſchätzte, die Föderation, nicht nur als eine Uebergangsform, ſondern geradezu als das Ideal eines freien Staates verehrt. Man hat dabei immer Nordamerika im Auge gehabt, und dabei nur überſehen, daß die Lage jener weitläufigen Strecken von der Art iſt, daß ſie eine ſtarke Concentration der Kräfte weder möglich, noch nöthig macht; daß jene Staaten eine ſehr feſte ſittlich-politiſche Grundlage haben, eine gemeinſame Geſinnung und ein gemeinſames Intereſſe, und daß die einzelnen Staaten, weit entfernt, einen qualitativen Unterſchied oder gar einen Gegenſatz auszudrücken, nichts anderes vorſtellen, als lokal abgegrenzte Diſtricte, von Einem Volk, von Einer Bildung bewohnt, das auf den Unterſchied der Zunge eben ſo wenig Gewicht legt, als auf den des Glaubens. Die Centralregierung iſt nichts anderes, als der Geſammtwille der vereinigten Staaten, und dieſe Staaten nichts anderes, als Kryſtalliſationen von einem und demſelben Stoff.

Ganz das umgekehrte Verhältniß ergibt ſich für den Kaiſerſtaat. Er iſt aus verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzt, die nicht nur nach ihrer Sprache und Geſchichte, ſondern auch nach ihrer Bildungsſtufe unendlich auseinandergehen. Aus dieſem Conglomerat einen Staat zu bilden in der Weiſe, daß die Regierung nichts anderes wäre, als der Geſammtausdruck der einzelnen Willen, iſt eine

Absurdität; die Regierung dagegen als eine fremde Macht außerhalb und über diesen politischen Organismen stehen zu lassen, eine Verruchtheit.

Noch vor einem Jahre wäre es unendlich schwer gewesen, Oestreich einen Weg anzugeben, auf dem es sich nach dem Begriff eines Culturstaats hätte entwickeln können. Die Geschichte hat diesen Weg — einen schrecklichen! — gebahnt; jetzt zurück zu gehen, wäre nicht nur ein Leichtsinn, sondern eine Barbarei. Das Blut auf den ungarischen Schlachtfeldern, das Blut auf den Straßen in Wien darf nicht vergebens geflossen sein. Was in Frankreich die Revolution, hat in Oestreich die militärische Contrerevolution gethan; die alten geschichtlichen Grenzpfähle sind umgestoßen, die spröden Nationalitäten beugen sich gemeinsam unter das Joch des Hauses Lothringen. Sie dürfen sich nicht wieder in dem alten ungebändigten Starrsinn, in der wüsten Naturwüchsigkeit ihres früheren Lebens erheben, wenn Oestreich seinen Platz in der Weltgeschichte ausfüllen soll. Dem barbarischen Naturzustand der Serben, Rumänen, Szekler gegenüber ist der östreichische Militärdespotismus in seinem Recht, wenn auch nicht das gegenwärtige Büttelregiment. Oestreicher zu werden, ist für diese Naturkinder noch ein Avancement.

Der Kaiserstaat ist in der Lage, daß die kleinen politischen Organisationen, in denen das Volk sich selbst regieren soll, *von dem Staat erst geschaffen werden müssen*. Darüber enthält das schlecht stylisirte Schul-Exercitium, mit welchem der allerunterthänigste Ministerrath am 29. December seinen Kaiser regalirt hat, und in dem übrigens weiter nichts zu finden ist, als eine lose Aneinanderreihung leerer, abgedroschener Phrasen, einen seiner Naivetät wegen sehr bemerkenswerthen Passus. Nachdem Herr Bach vorher auf die schickliche Weise deklamirt hat: „Die Grundlage des Staats ist die freie Gemeinde, und die freie Gemeinde soll vollständig autonom sein," fährt er fort: „Eine befriedigende Lösung dieser Aufgaben *setzt aber das Bestehen* derjenigen öffentlichen Organe *voraus*, welche berufen sind, mit und in der Gemeinde zu leben und zu wirken, und von denen allein die wahrhaft lebensfähige Begründung der Gemeinde-Institutionen zu erwarten ist. Sobald daher die der Gliederung der Communen angepaßten Verwaltungsbehörden in Wirksamkeit treten, wird es eine ihrer ersten Aufgaben sein, die Constituirung der Gemeinden zu vollenden" (d. h. sie anzufangen). Also nicht die Gemeinden sollen ihre Verwaltung organisiren, sondern die Verwaltung soll die Gemeinden organisiren.

Ein Satz, der so richtig ist, daß man sich wundert, ihm in einem östreichischen Vortrage zu begegnen.

Bei den primitiven Zuständen in dem größeren Theile des Staates ist allerdings die erste Aufgabe der Regierung, durch Beamte, welche mit den lokalen Verhältnissen vertraut und doch energisch genug sind, das Barbarische in denselben auszurotten, ein wirkliches Gemeindeleben zu organisiren. Erst dann wird sie dieselben zu größeren Distrikten, denen eine relative Selbstständigkeit zugestanden

werden mag, mit einander verbinden. Dabei muß aber stets der Grundsatz festgehalten werden, daß die Distrikts-Verwaltung nicht der allgemeinen gegenüberstehen, sondern sie ergänzen soll.

Die Provinzen aber sollen als historische, nationale Staatengebilde nicht weiter fortbestehn, denn eigne Staaten können sie nicht werden, und als Theile des Staats lähmen sie die Wirksamkeit desselben. Sie dürfen deshalb nicht fürchten, daß man Ihr Böhmen zerschlagen wird, denn es ist ein natürliches Ganze; es wird fortbestehn, aber nicht als czechisches Königreich, sondern als östreichische Provinz.

Diejenigen Volksthümlichkeiten, welche sich einer wirklichen Individualität und einer bildungsfähigen Sprache erfreuen, werden durch diese neue Gliederung nicht beeinträchtigt werden; die aber dabei von einem mächtigeren Organismus absorbirt werden, nun die verdienen es, und können die Vorsehung preisen, einer höhern Bestimmung entgegengeführt zu werden. Die Freiheit und das Glück der Einzelnen soll nicht dem Schemen einer aus verschrobener Gelehrsamkeit hervorgegangenen Abstraction, dem sogenannten Volk geopfert werden.

Schon nach dem bisherigen Gesichtspunkt stellt sich der Regierung eine Aufgabe, der sie allein nicht gewachsen ist, und zu deren Vollendung sie, sobald die nöthige Reihe der Schulexercitien verfertigt sein wird, eine Ergänzung suchen muß. Die Nothwendigkeit, in die sie sich versetzt sieht, über die abstracte Thätigkeit des Steuerempfangens und Rekrutenaushebens hinauszugehn, wenn sie überhaupt auf die Dauer auch nur dieser Lieblingsbeschäftigungen mächtig bleiben will, ist zugleich die Basis für die Hoffnungen Oestreichs.

Diese Hoffnungen basiren, was auch meine politischen Freunde in Oestreich über die Unmöglichkeit behaupten mögen, Völker verschiedener Zungen und entgegengesetzter historischer Erinnerungen in einem Reichstag zu vereinigen, auf der constitutionellen Centralisation des Staats. Ich bin darin nicht im geringsten sanguinisch; ich bin überzeugt, daß, was man auch für ein Wahlgesetz geben möge, für den ersten Anfang häufig und vielleicht der Mehrzahl nach ungeschickte Wahlen herauskommen; daß die Stände trotz aller guten Absichten von beiden Seiten, dennoch mit der Regierung in Conflict kommen, daß sie ein, zwei, dreimal nach Hause geschickt werden. Aber sie müssen dennoch wieder einberufen werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Regierung in sich selber nicht die Kräfte finden wird, wirklich zu regieren, und weil sie sich diejenigen Männer, die es verstehn, erst muß bezeichnen lassen.

Sie würden das constitutionelle Prinzip nur zur Hälfte würdigen, wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit nur auf seine unmittelbaren Erfolge, nur auf die Beschlüsse richten wollten, die vom Reichstag ausgehn, auf die Gesetze, denen er seine Bestätigung gibt. Die Hauptsache, und das namentlich für einen Staat, der sich selber so eine terra incognita ist, wie Oestreich, liegt in der Gelegenheit, der eignen Kräfte bewußt zu werden. Dazu ist freilich nöthig, daß der Reichstag nicht auf

die Function des Berathens eingeschränkt ist, wie Sie es wollen, denn zu einem zwecklosen Redeübungsverein werden sich die besten Männer nicht hergeben. Aber der Reichstag selber erzeugt, was vorher nicht da war, Gemeinsamkeit der Interessen, Gliederung der Parteien, bestimmte Stellung der gegenseitigen Ansprüche. Der Reichstag ist, wie in anderer, untergeordneter Beziehung ein siegreiches Heer, die erste Grundlage einer wirklichen Nationalität. Ich finde nicht, daß die Gorallen und Schokatzen viel dabei verlieren, wenn sie, um diesen Zweck zu erreichen, Deutsch lernen müssen; wird es doch auch Ihnen, hochgeehrter Herr, bei Ihren wissenschaftlichen Arbeiten zuweilen noth thun, trotz der Gleichberechtigung der Sprachen, da leider nicht alle Dichter und Denker in der Zunge Libussa's geredet haben. Trösten Sie sich mit Nordamerika, der Creole wird in seiner Ehre nicht gekränkt, wenn er auf dem Congreß Englisch reden muß, der Deutsche bequemt sich ohnehin. Es wird noch Interessen genug geben, über die Sie sich mit Ihren Landsleuten, Uffo Horn u. s. w., in Ihrer Muttersprache unterhalten. Die Aufmerksamkeit Europas werden diese Unterhaltungen freilich nicht auf sich ziehn, da eben der Umfang des Königreichs nach modernem Zuschnitt nicht groß genug ist. Sollte es denn aber ein so großes Unglück sein, wenn Sie der Welt auf Deutsch imponiren? Ich dächte, den Feind in seiner eigenen Sprache zu schlagen, müßte der schönste Triumph eines edlen Gemüthes sein.

Hochgeehrter Herr! Sie haben den Kampfplatz verlassen. Sie verschmähen es, das Princip, das Sie in dogmatischer Kürze, gleichsam im Lapidarstyl, hingestellt, dialektisch zu entwickeln und es gegen die Böswilligen zu vertheidigen. Rechnen Sie mich nicht dazu! So verschieden unsere Standpunkte sind, geht unser Streben doch im Wesentlichen nach derselben Richtung. Als Deutscher strebe ich danach, das unnatürliche Band, das uns an Oestreich knüpft, zu lösen; als Czeche protestiren Sie gegen das Aufgehen Oestreichs in Deutschland. Ihnen gebührt der Ruhm, zuerst ausgesprochen zu haben, was nöthig war. Daß Sie es nicht aus Liebe zu Deutschland thaten, verdenke ich Ihnen nicht. Aber halten Sie nun auch am Gesammtstaat! Wenn Ihr Plan durchginge, so würde Schmerling Ihnen mit Vergnügen das gesammte Unterrichtswesen in czechischer Sprache überlassen, dafür müßten Sie ihm Geld und Soldaten bewilligen, so viel er haben wollte, und Gaj und wie die übrigen Slavenapostel heißen, müßten dasselbe thun; mit diesem Geld und diesen Soldaten würde er Deutschland mit Krieg überziehn, und wenn er es erobert, was freilich nicht wahrscheinlich ist, so würde er mit den neuerworbenen Deutsch-Oestreichern dem Traum der Mutter Slava ein Ende mit Schrecken machen, und die übernächtigen Träumer würde er auf den Spielberg schicken oder Freund Haynau in den Rachen werfen, so sehr er Ihre Gelehrsamkeit schätzen mag. Daß er das thut, hindern Sie mit Ihrer Partei auf dem östreichischen Reichstage. Ganz der Ihrige.

J. S.

Politische Weihnachtsbilder aus Sachsen.

I.

(Beschluß.)

Welche Politik hat nun die andere Seite der Kammern, die Rechte, bisher eingeschlagen? Man kann wohl behaupten, daß von dieser der größte Theil mit der festen Absicht und in der bestimmten Erwartung nach Dresden kam: die Aufgabe der conservativen Partei werde darin bestehen, die Principien staatlicher Ordnung und einer starken Regierung gegen die muthwilligen Angriffe der Linken zu vertheidigen und Hand in Hand mit dem Ministerium durch große organisatorische Maßregeln in der Gesetzgebung und Verwaltung die Gemüther des Volkes zu beruhigen, den anarchischen Wühlereien ihren Hauptstoff zu entziehen und die wahren Grundsätze einer zugleich erhaltenden und fortschreitenden Politik in's Leben zu führen. Zu ihrer großen Ueberraschung, ja man kann sagen Bestürzung, fand nun aber diese Partei die parlamentarische Position, in die sie eintreten sollte, ganz anders gewendet, als sie erwartet hatte. Statt an dem Ministerium eine starke Bundesgenossenschaft und kräftige Unterstützung bei der Durchführung ihrer conservativ-liberalen Grundsätze zu haben, sah sie dasselbe fast nach allen Seiten hin eine Bahn einschlagen, auf welcher sie ihm nicht folgen konnte, ohne mit ihren tiefsten Ueberzeugungen und was die schon länger in der Oeffentlichkeit sich bewegenden Mitglieder der Partei betraf, mit ihrer politischen Vergangenheit zu brechen, ohne ihren ganzen Halt in der öffentlichen Meinung einzubüßen und damit nicht blos sich selbst, sondern auch das Princip, als dessen Ausdruck sie galt, völlig zu ruiniren. Schon die Thronrede rief in dieser, der Ordnung und einer starken Regierungsgewalt aufrichtig ergebenen Partei lebhafte Besorgnisse und schmerzliche Empfindungen hervor. Da waren viele Worte der Strenge und der gerechten Entrüstung (welche von dieser Seite vollkommen getheilt ward) gegen die hochverrätherischen, anarchischen Pläne der Umsturzpartei, — aber daneben kein Wort der Milde und Versöhnlichkeit (wie man doch gehofft hatte) für Die, welche nur verführt oder aus einer leicht erklärbaren Verwirrung der Begriffe als Werkzeuge zur Durchführung jener Pläne gedient hatten. Von einer Wiederaufhebung der militärischen Ausnahmsmaßregeln, von einer Rückkehr zur Handhabung der Gesetze mit den gewöhnlichen Mitteln war eben so wenig die Rede. Der Erwähnung der deutschen Frage war der am Wenigsten auf Nachgiebigkeit hindeutende Ausdruck gegeben. Kurz, die königliche Rede machte den Eindruck, als ob die Regierung ihre Stärke mehr in sich selbst und nöthigenfalls in der Kampfbereitheit eines auf

die höchste Ziffer gebrachten Heeres, als in der moralischen Unterstützung der Kammern und der öffentlichen Stimme des Landes suche und zu finden hoffe. Dieser Eindruck war namentlich bei den Mitgliedern der rechten Seite augenscheinlich der überwiegende. Man sah hier fast nur bestürzte Mienen, hörte nur Ausdrücke des Bedauerns und der getäuschten Hoffnung, dazwischen auch wohl die unverholen ausgesprochene Ueberzeugung, daß mit dieser Regierung selbst eine in ihrer Mehrheit conservative Versammlung nicht lange sich vertragen werde, daß ein Bruch unvermeidlich sei. Die Linke schien sich an dieser Bestürzung der Rechten zu weiden; sie wußte wohl, daß, wenn die Regierung zu weit nach rechts gehe, die Rechte nothwendig mehr nach links gedrängt werde. Gerüchte von einer nahe bevorstehenden abermaligen Kammerauflösung flogen durch die Reihen der Abgeordneten und durch die Kreise der Residenz und fanden willigen Glauben. In solchen Momenten hängt die politische Divination sich vielleicht zu voreilig auch an Aeußerlichkeiten, und so wollte man in dem Wiedererscheinen der ministeriellen Uniformen bei der feierlichen Kammereröffnung (die Ministerien Braun und Held hatten niemals die Hofuniform, sondern stets den bürgerlichen Frack getragen), vollends in der neuerfundenen Ausschmückung derselben mit dicken Generalsepaulettes, ein Anzeichen der veränderten, sich vom Zusammenhang mit dem Bürgerthume wieder ab- und dem höfischen und soldatischen Elemente zuwendenden Stimmung der Regierung erblicken. Die weiteren Vorgänge dienten mehr zur Verstärkung, als zur Milderung dieser Eindrücke. Von den größeren Organisationsarbeiten, welche die Propositionsschrift in Aussicht stellte, war keine zur Vorlage an die Kammern fertig, das einzige Berggesetz ausgenommen. Selbst die Vorlagen in der deutschen Frage, deren Mittheilung an die Kammern doch, wie die Leipziger Zeitung berichtet hatte, das Ministerium längst „mit Sehnsucht" herbeiwünschte, blieben aus, blieben auch dann noch aus, nachdem Herr v. Carlowitz das Ministerium deshalb interpellirt und Letzteres deren Erscheinen „im Laufe der nächsten Woche" zugesagt hatte. Sie sind, so viel mir bekannt, noch bis heute nicht an die Kammern gelangt. Dahingegen kamen alsbald umfängliche Vorlagen zu Geldbewilligungen, zu Steuererhöhungen aller Art, es kam auch der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes. Bewilligungen, das wußte man wohl, waren nothwendig, auch Mehrbewilligungen wegen der außerordentlichen Verhältnisse; allein immerhin war es schlimm, daß das Volk von der Thätigkeit seiner Vertreter in der nächsten Zeit und vielleicht auf lange hin beinahe nichts Anderes zu sehen bekommen sollte, als Anweisungen auf seinen Geldbeutel, daß das Ministerium sich die Mittel seiner Fortexistenz so rasch sichern zu wollen schien, um — so argumentirte der Argwohn — nöthigenfalls der Kammern bald wieder entrathen zu können. Wozu ferner diese Eile beim Wahlgesetze? Wäre es nicht natürlicher gewesen, diese Arbeit zur letzten des Landtages zu machen, sie wenigstens bis dahin zu verschieben, wo die allgemeineren Reformen, mit denen der neue Entwurf

in vielfacher und enger Wechselwirkung stand, den Kammern zur Prüfung vorlägen?

Eben so wenig befriedigte der Inhalt dieses Wahlgesetzes selber die conservative Partei. Ein Zurückgehen von dem schrankenlosen allgemeinen Wahlrecht hatten die Meisten erwartet, auch wohl gewünscht; ein höheres Alter der Stimmfähigkeit für alle Wahlen, ein mäßiger Census für die zur ersten Kammer, und bei der zweiten Kammer eine Zurückführung des activen Wahlrechtes auf das Gemeindebürgerrecht -- damit wäre gewiß die ganze Rechte einverstanden gewesen, dafür konnten selbst Die stimmen, welche bei dem provisorischen Wahlgesetze, von dessen „breitester Grundlage" man dadurch allerdings einen Schritt zurückging, als Mitglieder der damaligen Kammern, wie des damaligen Kabinets näher betheiligt waren. Sind doch alle Wahlgesetze, die nicht principiell auf einer aristokratischen Grundlage ruhen, eigentlich bloße Experimente, deren Vorzüge oder Nachtheile nur die Erfahrung herausstellen kann, und hat doch die Erfahrung dieser letzten zwei Jahre laut genug gegen das ganz unbeschränkte Stimmrecht gesprochen; wie sollten nicht auch jene Männer, als umsichtige Politiker, denen das wahre Wohl des Vaterlandes höher steht, als eine flüchtige Popularität, dieser Stimme der Erfahrung Gehör schenken? Gerüchte, zum Theil auf angebliche vertrauliche Mittheilungen „aus bester Quelle" gestützt, hatten zum Voraus das neue Wahlgesetz als innerhalb der soeben bezeichneten Schranken sich bewegend angekündigt, und allgemein freute man sich, daß die conservative Partei in dieser wichtigen Frage unbedenklich mit der Regierung werde gehen können. Welche unerquickliche Ueberraschung war es daher, als das wirkliche Erscheinen des Gesetzentwurfs jene Hoffnung gründlich zerstörte und wesentliche Differenzen zwischen den politischen Grundsätzen der Mehrheit dieser Partei und der Regierungsvorlage hervortreten ließ. Kaum zwei, drei Mitglieder der äußersten Rechten in beiden Kammern waren damit zufrieden, daß für die erste Kammer 25 Thaler directer Steuer als activer und passiver Wahlcensus aufgestellt, daß für die Wahlen zur Volkskammer das indirecte Wahlverfahren statt des nun schon zweimal in Anwendung gebrachten directen wieder eingeführt werden sollte.

Unter solchen Eindrücken begannen die wirklichen Berathungen der Kammern. Zwei brennende Fragen traten sogleich in den Vordergrund: die Amnestie und der Belagerungszustand. Die Rechte erblickte in einer Amnestie — nicht für alle, aber doch für einen großen Theil der in die Maiuntersuchungen Verflochtenen — eine politische und sittliche Nothwendigkeit, ein Gebot nicht der Humanität allein, sondern auch der höhern Gerechtigkeit; sie hielt es daher für ihre Pflicht und gerade ihrer Stellung als conservative Partei für angemessen, diese Maßregel selbst zu beantragen, sie von ihrem Standpunkte aus und in ihrem Sinne zu beantragen, nicht der Linken die Initiative eines solchen Antrags und die Bestimmung seiner Grenzen zu überlassen. So ward denn der Antrag auf eine

Amnestie „in möglichst ausgedehntem Maße," jedoch nur „so weit die nothwendige Aufrechthaltung der Gesetze es zulasse," in beiden Kammern von Mitgliedern der Rechten eingebracht.

Die Aufhebung des Belagerungszustandes ward von der Linken zuerst in der zweiten Kammer angeregt. Die Rechte in ihrer großen Mehrheit war auch diesem Antrage geneigt, jedoch entschlossen, stichhaltigen Gründen dagegen, wenn solche von der Regierung vorgebracht würden, ihre Ansichten und Wünsche unterzuordnen. Als daher der Antrag eingebracht ward, verlangte sie die Vorberathung desselben durch einen Ausschuß. Am Ministertische war Niemand zugegen, um die Ansichten der Regierung über diese Vorfrage kundzugeben; man mußte annehmen, die Regierung habe nichts gegen die dringliche Behandlung des Antrages, wenn man nicht voraussetzen sollte: das Ministerium halte es nicht der Mühe werth, in der Kammer zu erscheinen und seinen Standpunkt zu vertreten. Später ist man der wahrscheinlichen Ursache dieser auffallenden Nachlässigkeit auf die Spur gekommen. Ein Mitglied der Rechten, dessen intime Beziehungen zu Personen des Ministeriums je länger je mehr an's Licht traten, hatte allem Vermuthen nach damals diesen hinterbracht, wie die Rechte in ihren Clubberathungen sich dahin geeinigt habe, die Dringlichkeit des Antrags abzulehnen. Darauf hin mochte man die Sache für abgethan und die Antheilnahme der Regierung nicht für nöthig erachtet haben. Indeß hatte man sich diesmal verrechnet. Einige Mitglieder der Rechten (darunter Präsident Cuno) ließen sich durch die Gründe der Gegner, vielleicht auch durch eben jenes Schweigen des Ministeriums verleiten, von ihrer Partei abzufallen und für die Berathung des Antrags ohne Verweisung an einen Ausschuß zu stimmen.

Bei dieser Berathung selbst war es nun ein eigenthümliches Schauspiel, zu sehen, wie die meisten und schärfsten der Redner, welche gegen das Ministerium auftraten, der rechten Seite angehörten. Selbst die Dresdner Zeitung bekannte, daß die „vollste Ladung" nicht von der Linken, sondern von der Rechten gekommen sei. Ein einziger Redner von dieser Seite, Harkort, nahm sich der Regierung an, und nur sieben Stimmen unter 55 erklärten sich bei der Abstimmung gegen den Antrag. Darunter waren drei Staatsdiener und ein Kammerherr.

Gar zu trostlos war es aber auch, wie das Ministerium seine Politik der Ausnahmemaßregeln vertheidigte. Selbst der durch und durch loyale und conservative Hähnel von Radeburg, welcher gern den früheren Fehler des Ministeriums gut gemacht und die Sache noch jetzt auf den Deputationsweg gebracht hätte, mußte von diesem wohlmeinenden Vorhaben abstehen, weil vom Ministertische aus wirklich auch so gar nichts vorgebracht wurde, was eine Aufschiebung des Beschlusses und eine Zurückgabe der Angelegenheit an eine Deputation rechtfertigen konnte, und Biedermann sagte: „er bedaure jetzt weniger als zuvor, daß der Antrag nicht an einen Ausschuß verwiesen worden sei, denn wenn die Regierung

keine andern Gründe habe, als die hier vorgebrachten, so hätte es wahrlich einer Prüfung derselben durch einen Ausschuß nicht bedurft." Allgemein war unter den Abgeordneten, wie im Publikum der Eindruck, daß die moralische Niederlage des Ministeriums bei der Verhandlung noch weit zweifelloser sei, als die numerische bei der Abstimmung. Höchstens den Beweis konnte man für thatsächlich geführt ansehen, daß ein Ministerium, dem so wenig geistige Waffen zu Gebote stehen, allerdings guten Grund habe, sich mit desto mehr physischen zu umgeben.

Das Ministerium mochte wohl fühlen, welch' klägliche Rolle es bei diesen Verhandlungen gespielt habe. Es nahm sich vor, sein Ansehen vor der Kammer und dem Publikum wieder herzustellen, der Kammer zu imponiren, zu zeigen, daß man sich vor ihr nicht fürchte, o nein! daß man stark, sehr stark sei, Muth, sehr viel Muth habe. Man machte es wie gewisse politische Klopffechter, die um so lauter schreien, je weniger sie stichhaltige Gründe haben, weil sie meinen, damit den Gegner so zu betäuben, daß er die Schwäche ihrer Gründe nicht merke. Ganz diesen Eindruck machte die Rede des Ministerpräsidenten Zschinsky bei den Verhandlungen der zweiten Kammer über die Amnestie. Die Antwort, welche die Kammer darauf durch Schweigen gab, war bedeutsam und schlagender, als es die stärkste Widerlegung hätte sein können. Schon vorher hatte die Rechte sich in dem Wunsche geeinigt, die Amnestiefrage wo möglich ohne Debatte zu erledigen.

Es ließ sich nicht wohl über die Maiereignisse sprechen, ohne der Regierung und besonders einzelnen Ministern manchen schweren Vorwurf zu machen. Man wollte nicht gern noch einmal diese schmutzige Wäsche waschen, nachdem dies bereits in der ersten Kammer hinlänglich geschehen war. Man fand es angemessen, daß, wie der Antrag selbst, so auch die Behandlung desselben von dem Grundsatze ausgehe: „Vergebet, damit Euch vergeben werde!" Das war aber kaum anders möglich, als wenn man jede öffentliche Erörterung der unseligen Vorgänge des Mai gänzlich vermied. Die Linke hatte ebenfalls Gründe, eine tiefer eingehende Debatte über diesen delicaten Punkt nicht zu wünschen. Nun forderte der Ministerpräsident selbst eine solche und zwar in ihrer ganzen Schärfe, durch seinen Selbstpanegyricus heraus. Zu verwundern war wirklich, daß die Linke dennoch ihre Zurückhaltung bewahrte. Einer ihrer Führer, Müller von Niederlößnitz, hatte die Gewandtheit, mit zutreffender Wendung die Verzichtleistung der Kammer auf jede Widerlegung der ministeriellen Kraftrede zu rechtfertigen: „Es sei nicht zu vermeiden," sagte er, „daß nach dieser Rede die Debatte, die doch ihrem Gegenstande und Zwecke nach eine versöhnliche sein müßte, eine vergiftete werde. Darum unterbleibe sie besser ganz."

Die ministerielle Minorität, welche bei der Frage des Belagerungszustandes doch noch 7 Stimmen betragen hatte, war nun schon auf 3 herabgesunken. Selbst die drei Staatsdiener, die damals für das Ministerium stimmten, standen jetzt

auf der Gegenseite. Im Ganzen zählt die zweite Kammer 10 Staatsdiener, außerdem noch ohngefähr eben so viel Kirchen- und Schuldiener, welche ziemlich in der gleichen Abhängigkeit von der Regierung leben. Von allen diesen ging nicht Einer mit dem Ministerium. In der ersten Kammer zählte dasselbe 5 Stimmen, also in beiden Kammern zusammen 8. Aber dennoch ist das Ministerium „stark" und „wird dies vorkommenden Falls beweisen." Ist das wohl deutlich? Das Ministerium ist stark, folglich braucht es nicht zu weichen, auch wenn es die Majorität gegen sich hat: es wird das beweisen, d. h. es wird die Kammern, wenn sie nicht Vernunft annehmen, auflösen. Was Kammern? Was Stimme des Landes? Was parlamentarische Regierung? Dummes Zeug! Wozu hätte es denn 25,000 Mann auf den Beinen, den schützenden Belagerungszustand über seinen Häuptern und für den äußersten Fall — die Oestreicher an der Grenze?

So stehen am Schlusse des Jahres 1849 Kammern und Regierung Sachsens einander gegenüber! In den Kammern Rechte und Linke fast zu einer einmüthigen Opposition gegen das Ministerium, verschmolzen durch des Letztern einseitige, jedes höhern Prinzips entbehrende Politik; das Ministerium, wie es scheint, zum Aeußersten entschlossen, auf physische Gewaltmittel vertrauend, weil der moralische Halt, die Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung des Landes und ihrem legalen Organ, den Kammern, ihm versagt ist; mit einem nur auf den Widerstand und die Ausflickung der morsch gewordenen Zustände im Einzelnen gerichteten Systeme, ohne große, schöpferische Gedanken zeitgemäßer Neugestaltung, von Tag zu Tag sich fristend, durch die vis inertiae und wegen der Zukunft getröstet durch den alten Rococospruch après nous le déluge. Oder sollten sie wirklich, die Männer des Ministeriums, in der Täuschung befangen leben, das Land sei mit ihnen und stehe auf ihrer Seite gegen die Kammern, weil die Herren Eckert und Häpe in der „Freimüthigen Sachsenzeitung" und der „Fackel" auf die letzteren schimpfen, oder weil die Herren Marbach und Schellwitz in der Leipziger Zeitung ihre Allerweltsfedern zum Lob ihrer Herren und Meister stumpf schreiben?

Es ist fast ein Jahr, da trat der sogenannte „Unverstandslandtag," traurigen Andenkens zusammen, derselbe begann mit einer systematischen Unterwühlung des Ministeriums und der ganzen Regierungsgewalt, er mißbilligte die Gründe der Regierung noch ehe er sie kannte, er erklärte die Weisheit und die Wissenschaft für einen unnöthigen Luxus und machte sich so gar bald zum Gespött aller Vernünftigen im Lande. Dennoch trat das Ministerium Braun vor diesem Landtage zurück — so sehr achtete es den Grundsatz der parlamentarischen Majoritäten, selbst da, wo derselbe durch die Schuld des andern Theils ein Hohn geworden war. Die gegenwärtige Ständeversammlung steht, nach dem Urtheil aller Unbefangenen, ihrer Zusammensetzung und Haltung nach ebenso hoch über jener letzten, wie das Ministerium Beust unter dem Ministerium Braun — trotz aller Mängel dieses letztern. Aber das Ministerium Beust weiß nichts, will nichts wissen, von dem

Prinzip der parlamentarischen Regierung, dieser Lebensbedingung jedes wahren Constitutionalismus. Es setzt lieber die Zukunft der Dynastie auf's Spiel und gibt den ohnehin täglich im Volke weiter um sich greifenden Mediatisirungsgedanken immer frische Nahrung, als daß es von seiner eigenen Existenz auch nur einen Tag opferte. Es macht alle Anstalt, die einst so nachhaltige Popularität des königlichen Namens allmälig bis auf den letzten Kern aufzuzehren, ohne doch damit der gallopirenden Schwindsucht seiner eigenen Unpopularität aufhelfen zu können. Es gleicht einem schlechten Banquerouttteur, der noch in dem Momente, wo er sich schon insolvent weiß, seine besten Freunde mit in sein Verderben hineinreißt.

Das ist das Ministerium, aus dessen Händen Sachsen die Lösung seiner größten Lebensfrage, der deutschen, die Begründung seiner künftigen Stellung im deutschen Staatensysteme zu erwarten hat. Trotz alles Zauderns und Hinhaltens der Regierung, steht doch der Tag nahe bevor, wo über diese Frage der parlamentarische Kampf zwischen ihr und den Kammern beginnen wird. Die Stellung der Feldlager in diesem Kampfe zu bezeichnen und Sieg oder Niederlage vorauszudeuten, bleibe einer besondern Betrachtung vorbehalten.

Beiträge zur Geschichte der ungarischen Revolution *).

I.

Meine Herren Redakteure! Unter dem vielen Ungewöhnlichen, welches die Entwickelung und der tragische Ausgang der ungarischen Revolution zu Tage gebracht hat, ist das Verhältniß Görgey's zur Kossuth'schen Regierung einerseits, so wie das zwischen Görgey und den feindlichen Heeren andererseits die wichtigste

*) Der Verfasser, ein Ungar, der sich seit drei Jahren ununterbrochen in Pesth aufhielt, theilt vollkommen die in diesen Blättern bereits ausgesprochene Ansicht, daß nur wenige Männer leben, die eine Geschichte der ungarischen Revolution schreiben können, und setzt noch hinzu, daß selbst diese Wenigen noch nicht jetzt, sondern erst nach Jahren im Stande sein werden, sich selbst ein klares Bild dieses großen Dramas zu entwerfen; denn auch Kossuth, von dem wir vor Allen ein gutes Werk hoffen dürfen, wird noch jetzt über viele Handlungen seiner Gefährten, besonders Görgey's, nicht im Klaren sein. — Alle, die wir in dieser großen Zeit in Ungarn lebten, sollen unsere Erfahrungen und Erlebnisse nicht vorenthalten. Dies sind wir unserem Glück, das uns dem Henkerbeil entzogen, der Geschichte und unserem unglücklichen Vaterlande schuldig. Wir können einzelne Steine zu dem großen Bau einer Geschichte dieser Zeit zusammentragen, aber zum Baumeister sollen wir uns nicht aufwerfen, am wenigsten aber jene, die unser Vaterland nie gesehen haben.

Anm. des Einsenders.

und am schwersten zu lösende Frage. — Die wichtigste, weil aus diesen Verhältnissen die jähe und in dieser Art nicht vorher zu sehende totale Niederlage bedingt wurde; am schwersten zu lösen, weil uns hierin nur die geheimsten Schränke der östreichischen und russischen Diplomatie vollkommenen Aufschluß geben könnten, die geöffnet zu sehen vorläufig nicht wohl denkbar ist.

Einsicht in Einzelnes gibt die bei Otto Wigand erschienene Brochüre: „Die Katastrophe in Ungarn von L. Kossuth aus Widdin" und der in den Daily News erschienene Brief eines Adjutanten des in Arad erhenkten General Damjanich an den Generalstäbler des Fürsten Paskiewitsch Namens Severe Bourtouline. — Ich setze von den Lesern Ihrer Zeitschrift voraus, daß sie die in ihrer Ankündigung so viel versprechende Brochüre gelesen haben und füge nur den Brief aus den Daily News bei. Er lautet folgendermaßen:

„Nach der Capitulation Görgey's bei Világos übersandte dieser der Garnison in Arad den Befehl, sich unter den Schutz des russischen Commandanten zu stellen. Ein Kriegsrath, in dieser Angelegenheit zusammenberufen, beschloß, den Kampf gegen die Oestreicher bis zum letzten Augenblick fortzusetzen und inzwischen mit dem russischen General Rüdiger Unterhandlungen anzuknüpfen. Sie, General, wurden hiernach von dem Generalstabe des Fürsten Paskiewitsch nach Arad geschickt, und mit Ihnen trat ich nun Namens General Damjanich und der Garnison in Verhandlung. Sie können weder die Versicherung vergessen haben, die Sie mir gaben, noch Ihre ausdrücklichen und feierlichen Versprechen, die mich bestimmten, Sie in der Festung zu empfangen. Nachdem wir uns von der Sympathie Ihres Kaisers für die ungarische Nation und von seinen Wünschen, uns gegen die Verfolgungen Oestreichs allenthalben zu schützen, vergewissert hatten, garantirten Sie Namens Ihres Kaisers allen jenen, die sich unter russischen Schutz begeben würden, eine vollkommene Amnestie und die Sicherstellung unserer Güter und Waffen. Auf diese feierlich angelobten Versprechungen hin haben wir uns ergeben. Wir vertrauten dem Ehrenworte Ihres Souveräns, für das Sie garantirten; wir glaubten unbedingt Ihrer Soldatenparole. Nun, General! Sie wissen, daß in Folge dieses Vertrauens General Damjanich, der brave Commandant von Arad, den Tod durch Henkershand gestorben ist und daß diejenigen seiner Offiziere, die dem Beile entkamen, von Allem entblößt als Gemeine in die italienische Armee eingereiht werden. Wenn Sie nun von diesen Vorfällen Kunde erhalten, was werden Sie thun, um die Verwünschung zu bannen, die ich auf denjenigen, nach dessen Befehlen, oder auf Ihre Doppelzüngigkeit schlendere, wenn Sie ohne Befehle gehandelt haben? — Gustav Fritz."

Eine Untersuchung über die Aechtheit der obgenannten Brochüre, so wie dieses Briefes und der in beiden enthaltenen Thatsachen würde bei dem gänzlichen Mangel an sichern Nachrichten über die Art des Görgey'schen „Verraths" zu keinem Resultate führen. Aber ich will Ihnen jene Thatsachen mit einigen andern, von

welchen ich theils Theilnehmer war, theils vollkommen glaubwürdige Quellen habe, zusammenstellen und meine Ueberzeugung hinzufügen, die vielleicht bestritten werden, aber darum nicht minder zur Ermittelung einer bessern führen dürfte. Zu diesem Behufe wird es nöthig sein, Ihre Leser mit den Pesther Zuständen unmittelbar vor dem letzten Abzuge der Kossuth'schen Regierung bekannt zu machen.

Schon als Kossuth mit dem Ministerium von Debreczin nach Pesth übersiedelte, also gleich nach der Erstürmung Ofens, waren es hauptsächlich zwei Umstände, welche die Tagespresse und die geängstigten Gemüther in gleichem Maße beunruhigten. Die russische Intervention und die Stellung Görgey's zur Nationalregierung.

Was die erstere betrifft, so wurde sie nur von dem reaktionären Elemente in dem Pesther Bürgerthum als Gespenst zur Entmuthigung der Bevölkerung ausgebeutet. Der treuherzige Sinn der untern Volksschichten wurde nur wenig vom Russenfieber angesteckt, mit dem Steigen und der Verwirklichung der Gefahr stieg auch die Begeisterung und die Bereitwilligkeit des Volkes, sein Alles (und was hat das arme Volk mehr als sein Leben?) dem bedrohten Vaterlande zu opfern. — Die Regierung, die diese strotzenden Kräfte nur zu organisiren brauchte, um sie zu einer mächtigen Schutzmauer des Vaterlandes auszubilden, füllte die Spalten ihres Organs „Közlöny" mit Verordnungen zu Gebeten, Bußtagen und Prozessionen; forderte das Volk im Allgemeinen zum bewaffneten Widerstand auf, ohne im Mindesten die Massen zu regeln, die sich aus allen Theilen des Vaterlandes zur Theilnahme an dem ausgeschriebenen Kreuzzuge herandrängten. Das Allgemeine führt zur Verflachung: was Nutzen bringen soll, muß detaillirt werden. Der Bauer wetzte seine Sense, der Taglöhner seinen Spaten, der Handwerker seinen Spieß oder sein Messer, ohne das Zähnlein zu sehen, unter das er sich reihen, ohne Ort oder Richtung zu wissen, wohin er seine Waffe und sein Leben tragen sollte, ja ohne selbst zu wissen, ob denn wirklich dem Vaterlande Gefahr drohe. Noch nie hat ein Volk solche Begeisterung und solchen Thatenwillen an den Tag gelegt; aber auch noch nie wurden diese so vernachlässigt als vom Ministerium Szemere. Die Presse erhob sich in Masse (mit sehr unbedeutender Ausnahme) gegen die Thatlosigkeit der Regierung, aber sie konnte gegen die Verkehrtheit des Ministeriums nicht durchdringen; einige Journale wurden sogar von diesem mit Suspension bedroht und diese an einem derselben ausgeführt. Das ministerielle Közlöny ließ von seinem Skepticismus über die Intervention der Russen selbst dann nicht nach, als diese schon Kaschau besetzt hatten *). Endlich wurde durch die

*) Wie dieser Skepticismus mit den aufeinanderfolgenden Aufrufen vom Gouverneur, dem Ministerium und der Nationalversammlung zum allgemeinen Kreuzzuge gegen die „Feinde der Civilisation, der Religion und Freiheit" sich vertragen mag, ist uns Herr Szemere noch jetzt zu erklären schuldig. Anm. d. Eins.

Lethargie der Regierung auch die Presse in den Schlaf gelullt, man glaubte, die Regierung könnte bei wirklicher Gefahr unmöglich so unthätig sein, und man combinirte Alliancen mit England, der Pforte u. s. w., um das Verfahren der Regierung zu rechtfertigen. —

Noch mehr wurde die Bevölkerung der Hauptstadt durch Gerüchte beunruhigt, die über die Stellung Görgey's zur Regierung und zu den übrigen Generälen umherflogen. Schon der Umstand, daß Görgey in seiner Person das Obercommando mit dem Kriegsministerium vereinigte, fand unter den Sachkundigen harten Tadel, dazu kam noch die Nachricht, daß einige der beliebtesten Generäle, als Bem, Aulich und andere, von Görgey mehrfach gekränkt, abdanken wollten. Das Volk glaubte sich gegen die Männer seiner Wahl, deren Ehrlichkeit und guten Willen es nicht bezweifeln konnte, keine Aeußerung des Unwillens erlauben zu dürfen, und ich hörte selbst häufig die naive Aeußerung: „Es ist nicht zum Begreifen; aber legen wir dem guten Kossuth und unserem wohlwollenden Ministerium keine Hindernisse in den Weg."

Aber schon die bekannten Vorfälle bei Kapolna zwischen Görgey und Dembinsky hatten manchen Unbefangenen auf die Gefährlichkeit des Görgey'schen Ehrgeizes (wie man das Ding damals nannte) aufmerksam gemacht; hierzu kamen ein zuerst im Közlöny öffentlich geführter, späterhin aber ausgeglichener oder vielmehr unterdrückter Streit zwischen Bem und Vecsei, und die Zurückberufung Perczel's aus der Bacska. Ersterer fiel zur Zeit vor, als Bem den aus Siebenbürgen in die Wallachei vertriebenen Puchner, der im Mai im Banat einbrach, um sich mit Rukawina, dem kaiserlichen Commandanten von Temesvar zu vereinigen, bei Lugos und Karansebes auf's Haupt schlug und sein Heer in die Wallachei und nach Serbien drängte. Vecsei stand damals mit einem Cernirungscorps vor Arad, welches von dem kaiserlichen General Berger tapfer gegen ihn vertheidigt wurde. Bem ließ als Oberkommandant der siebenbürgen-banater Armee ihn entbieten, mit einem Theile seines Corps zu ihm zu stoßen, was dieser nicht nur mit den Worten: „Er erkenne Bem nicht als Oberkommandanten an" verweigerte, sondern auch den unter ihm stehenden wackern Obersten Wiliam, der auf Bem's unmittelbaren Befehl sich mit diesem vereinigte, und der später bei der Cernirung Temesvar's den Heldentod starb, vor ein Kriegsgericht stellen wollte. Bem meldete diesen Ungehorsam an die Regierung nach Debreczin, und sagte rund heraus: Vecsei sei entweder ein Verräther oder ganz und gar zum Feldherrn unfähig: sonst wäre Arad schon längst genommen, und hätte er ihm die verlangte Hilfe geschickt, so wäre von dem Heere Puchner's und Rukawina's kein Mann entkommen. Daß Vecsei kein Verräther war, bezeugt sein Märtyrertod; er ist einer der in Arad Getödteten. Daß aber dieses Auflehnen gegen Bem, welches nur aus blinder Anhänglichkeit dieses Generals an Görgey, und nur auf Veranlassung dieses letztern geschehen sein kann, der ungarischen Sache

großen Schaden brachte, beweist der Umstand, daß später als Bem gegen die von drei Seiten in Siebenbürgen eingedrungenen Russen sich wacker vertheidigte und diesen mehrere Niederlagen beibrachte, die Reste des im Banat geschlagenen Puchner'schen Corps, gegen 8000 Mann, unter Clam-Gallas zu den Russen stießen und die kleine Macht Bem's aufreiben halfen.

Mit Perczel hatte es folgende Bewandtniß. Dieser wackre Freiheitskämpe, der zwar nicht viel strategische Kenntnisse haben soll, war dem ritterlichen Jellachich und dem großen serbischen Helden Knicanin doch so sehr gewachsen, daß er mit seinem Heere von 10—12,000 Mann das ihm an Zahl und Geschützen mehr als zweifach überlegene raitzisch-kroatische Heer unter diesen Feldherren in mehreren Schlachten auf's Haupt schlug, das für unbezwingbar gehaltene St. Tamas erstürmte, den von der Natur zu einer Festung geschaffenen Csajkistenkreis, mit Ausnahme Titels, eroberte, die ganze Backa vom Feinde säuberte und die Theiß überschreitend, Kikinda und Pancsova einnahm, Peterwardein entsetzte und auf die durch Natur und Kunst gleich meisterhaft aufgeführten Schanzen von Kamenicza einen Sturm versuchte. Doch hier endete seine Siegesbahn; der unerschrockene Volksmann mochte Görgey schon längst ein Dorn im Auge gewesen sein, nun kamen noch die Lorbeern hinzu, die sich jener in einer Zeit von drei Wochen in so reichlichem Maße erwarb: dies war für Görgey zu viel, er ließ als Kriegsminister den gepriesenen Sieger an Allem Mangel leiden und hemmte seine Operationen durch Befehle. — Perczel's Heer war durch die vielen Schlachten, die er dem überlegenen Feind liefern mußte, auf 6—8000 Mann geschmolzen; er schickte Kuriere über Kuriere nach Pesth und bat um Verstärkung; die Nothwendigkeit, dem Sieger alle mögliche Hilfe angedeihen zu lassen, konnte jedermann einsehen, und wäre sie ihm geworden, er hätte den in zehn Schlachten geschlagenen und gänzlich entmuthigten Feind wie eine Heerde vor sich hergetrieben, und wäre durch das von Mannschaft entblößte Kroatien nach dem nur schwach besetzten Fiume gekommen. Welche Aussichten!

Aber Görgey schickte keine Truppen, obwohl mehrere seiner Corps ganz unthätig waren, und der Held erstürmte zwar mit seiner kleinen, sieggewohnten Schaar drei der unzugänglichen Schanzen von Kamenicza, aber er hatte keine frischen Truppen, die durch die ungeheuere Anstrengung unbrauchbar gewordenen zu ersetzen und mußte das schwer Errungene wieder aufgeben, selbst die eroberten Kanonen konnte er aus Mangel an Pferden nicht alle wegschaffen, und von 20 eroberten Geschützen blieben nur 7—8 in seinem Besitz. Auch wurde der Feind durch den ersten theuer erkauften Vortheil ermuthigt, und mit einer Verstärkung aus Esseg ergriff er die Offensive und schlug Perczel bei Katy auf's Haupt. —

Auf die Kunde dieser Niederlage wurde Perczel abberufen und sein Commando an General Vetter übertragen. Mit diesem erfahrenen und kenntnißreichen Feldherrn hatte sich Görgey schon im Winter überworfen: es war also auch für

diesen in der Bacska nichts Glänzendes zu hoffen, und die dortige Armee konnte sich nie mehr auf die Höhe heben, die sie unter Perczel erreicht hatte.

Perczel ging in den letzten Tagen des Juni nach Pesth, mit dem Vorsatz, in der am 2. Juli zu eröffnenden Nationalversammlung als Kläger gegen Görgey aufzutreten und mit seinen Freunden darauf zu dringen, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werde. Die Hauptpunkte der Anklageacte sollten sein: 1) die Vernachlässigung der Bacs-banater Armee, wodurch diese paralysirt und in ihrem Siegeslauf gehemmt wurde. 2) Die Intriguen Görgey's gegen Bem und andere Generäle, wodurch die gänzliche Vernichtung des Puchner-Rukawinaischen Heeres unmöglich gemacht wurde. 3) und hauptsächlich die Unthätigkeit Görgey's nach der Entsetzung Komorn's am 26. April, wodurch den Feinden Zeit gegönnt wurde, sich zu sammeln und die Russen zu Hilfe zu rufen. Allein die Nationalversammlung kam in Pesth nie wieder zu Stande, und so konnte Perczel auf constitutionellem Wege gegen Görgey nichts unternehmen.

Noch vor Perczel's Ankunft in Pesth wagte es Schreiber dieser Zeilen, der zwar nie den Verrath, aber stets die Soldatenherrschsucht Görgey's fürchtete, zuerst gegen diesen aufzutreten, in einer Zeit, wo sein Ruhm den höchsten Gipfel erreicht hatte, nämlich nach der Erstürmung Ofens. Er deutete in mäßig gehaltenen, aber ungeschminkten Worten auf die Gefahr der durch Görgey überhandnehmenden Soldatendespotie und auf das Verhalten des Generals gegenüber der Regierung hin, und rief dieser das „videant consules" zu: allein dies Beginnen brachte einen fürchterlichen Sturm hervor. Die Zeitungen glühten von tugendhafter Entrüstung. Die „Pesther Zeitung," die unter ihrem letzten Redacteur Maukſch eine liberale Färbung annahm; Zerſi, der Redacteur des „Ungar" und Albert Palfi, Redacteur des „Tizenötödik Marczius", der schon in Debreczin zu Gunsten Görgey's gegen die polnischen Eindringlinge agitirte, traten gegen den Feind des größten Patrioten in die Schranken, und es fehlte wenig, daß gegen diese Handlung eine Anklage auf Hochverrath eingeleitet wurde.

Der geneigte Leſer wird ſich daraus ein Bild von dem unbegrenzten Vertrauen ſelbſt der Gebildeten zu Görgey machen können.

So ſtanden die Dinge, als plötzlich mehrere bedenkliche Nachrichten aus dem obern Lager eintrafen. Das Heer an der Waag hatte mehrere Schlappen erlitten; aus Raab wurden die Ungarn nach einem hartnäckigen Kampf von einer mehr als vierfach überlegenen feindlichen Macht verdrängt, die Ruſſen beſetzten Kaſchau und drängten 60,000 Mann ſtark, den wackern Viſoczki, der mit ſeinen 12,000 Mann nur ſchwachen Widerſtand leiſten konnte, in der Richtung gegen Peſth. Nun entſtand eine große Verwirrung in der Hauptſtadt. Mehrere Eiſenbahnzüge führten Monturmagazine und andere Staatsgüter nach Szolnok, mehrere Departements der Miniſterien wurden aus der Stadt entfernt, ohne daß man wußte, wohin ſie beordert ſeien, einige Journale hörten auf zu erſcheinen, denn das Perſonal folgte wie

viele andere Privatleute den ununterbrochenen Eisenbahnzügen, ohne recht zu wissen, wohin: und, was die Verwirrung auf's Höchste steigerte, das ungarische Papiergeld verlor in der Hauptstadt an seinem Werth, und wurde selbst im Verkehr nur von wenigen Kaufleuten und in kleineren Summen angenommen. Die Revolution gerieth mit dem Seckel in Conflict. — In der Hauptstadt verbreitete sich noch dazu das Gerücht, Görgey habe der Regierung gänzlich den Gehorsam gekündigt, und das ministerielle Közlöny ließ über diesen höchst wichtigen Punkt kein Sterbenswörtchen verlauten. —

In dieser allgemeinen Bestürzung konnte die offizielle Nachricht von der endlichen Uebergabe Arads, und der jetzt baldigst zu hoffenden Einnahme Temesvar's nur schwachen Trost gewähren. Zwar sah man darin eine Fügung der gütigen Vorsehung, die in einem Momente, wo der obere Theil des Vaterlandes so hart bedroht war, die Macht nach dem Süden erweiterte, gleichsam um für ungünstige Eventualitäten den geschlagenen Heeren ein neues Terrain zu schaffen: aber diese trostreichen Berechnungen wurden durch ein neues Ereigniß gestört, durch die Eröffnung der Sitzungen der Nationalversammlung am 2. Juli in der Seminarkirche in Pesth. Die Räume dieses Bethauses waren, nachdem das Redoutengebäude von Henzi in Schutt geschossen war, zum Sitzungssaale eingerichtet und mit den Landesfarben geschmückt worden. Sie waren gepfropft von Menschen; die Gemüther auf's Aeußerste gespannt: der Gouverneur erschien, auf Verlangen des Hauses von dem Zustande des Landes zu berichten. Hätte Kossuth hier den Muth gehabt das Verhältniß Görgey's zur Regierung in seiner nackten Wahrheit darzustellen, oder hätte die Versammlung, die schon Alles vermuthen konnte, den Muth gehabt, ihm diese Darstellung abzuzwingen, so war vielleicht noch Alles zu retten: allein der Mann, der nie den Widerstand dieser Versammlung erfahren, konnte oder wollte nicht glauben, daß sie da helfen könne, wo seine Kraft nicht ausreichte. Er sprach wieder nur in's Allgemeine, suchte die Gemüther zu beruhigen, drückte aber gleich darauf die Ueberzeugung aus, er könne, wenn das Volk ihn nicht unterstütze, das Vaterland unmöglich retten. Dagegen machte er seinem Unmuth gegen die Pesther Luft, die auf die Nachricht eines verlornen Gefechts die Banknoten der Regierung nicht mehr annehmen wollten, und vertagte den Landtag bis die Regierung, die selbst vielleicht gezwungen sein könnte, Pesth in einigen Tagen zu verlassen, Ort und Zeit bestimmen würde, wo sich die Volksvertreter versammeln sollten u. s. w.

Welchen Eindruck diese Worte des Gouverneurs auf die gefolterten Gemüther der Zuhörer machen mußten, ist leicht denkbar, auch die Presse, die in einer solchen Zeit Bedeutendes leisten kann, wurde, nachdem das Personal und die Druckmaschine des Közlöny bereits weggeschafft war und also die Regierung gar nichts von sich hören ließ, in die peinlichste Lage versetzt. Jeder Morgen brachte neue Schreckensnachrichten, der Tag war zu kurz, um die Gespenster, die eine Nacht

hervorbrachte, zu verscheuchen. Bald hieß es, Kossuth, Szemere und das ganze Ministerium haben in der Nacht die Hauptstadt verlassen, bald war Görgey von der östreichischen Macht ganz umzingelt, bald standen die Russen drei Stationen von Pesth u. s. w., und obwohl diese Gerüchte meist während des Tages ihr Dementi fanden, so dachte man doch immer, daß es bei dem gänzlichen Stillschweigen der Regierung eines Morgens wirklich so kommen könnte.

Ueber die Stellung Görgey's zur Regierung sollte das Volk durch ein am 3. Juli unter einem neuen, unbekannten Redakteur erschienenes Extrablatt des Közlöny aufgeklärt werden. In diesem Közlöny-Plakat wurde General Dembinsky von dem als Oberkommandanten sämmtlicher Heere unterschriebenen Mészaros, dessen Ernennung zu diesem hohen Posten von der Regierung nie veröffentlicht worden war, zum Oberfeldzeugmeister ernannt, und ihm aufgetragen, über die Organisirung, Verpflegung, Dislocirung und Einquartierung der ganzen Armee zu wachen. Diese unerhörte Halbheit oder vielmehr Verkehrtheit der Regierung mußte die Verwirrung noch vergrößern. Der Ungehorsam Görgey's gegen die Regierung lag nunmehr offen vor Augen, und doch hatte diese nicht den Muth, die Ernennung Meßáros' zum Oberfeldherrn offiziell anzukündigen, weil vor dieser Ernennung die Absetzung Görgey's mitgetheilt werden mußte; um aber ferner den als Feldherrn unpopulären Meßáros mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, wurde er neben Dembinsky als pictus masculus aufgestellt und also — lächerlich gemacht.

Während die Presse sich in lauten Ausbrüchen gegen diese Verkehrtheit Luft machte, erschien ein Regierungsplakat, welches einen glänzenden Sieg Görgey's gegen die östreichische Hauptmacht verkündete. Diese Schlacht wurde am rechten Ufer der Donau bei Szöny, Komorn gegenüber, geschlagen. Görgey hatte dem aus 80,000 Mann bestehenden östreichischen Heere, meist aus Italien herbeigezogene siegreiche Truppen, nicht mehr als 45,000 entgegen zu stellen. Der Kampf war äußerst hartnäckig, und die Oestreicher hatten schon drei der Szönyer Schanzen erstürmt, als Görgey, der wie es scheint, lieber gefangen, als zurückgedrängt werden wollte, mit einer ungeheuern Kraftentwickelung und selbst von den Feinden anerkannten Taktik die verlorenen Schanzen zurückeroberte und den doppelt überlegenen Feind in die Flucht schlug.

Das Unglück fiel so schwer auf das sich selbst aufgebende Ministerium Szemere, daß der glänzendste Sieg seines Heeres sein Verderben nur beschleunigte. — Die zahlreichen Freunde Görgey's in der Hauptstadt schrieen Zeter über eine Regierung, die den größten Feldherrn der Nation verdächtigt und, ihn seiner Würde beraubend, einen „Kloß und ein altes Weib" (Meßáros und Dembinsky) an die Spitze des Heeres stelle: und die Regierung sah sich genöthigt, über das Verhältniß zwischen ihr und Görgey etwas Positives verlauten zu lassen.

Dies geschah in einem halboffiziellen Artikel in der zum Regierungsorgan

gestempelten Respublika, diese erzählte: „Die Regierung hat in einem großen Kriegsrathe, an welchem auch Görgey Theil genommen, einen Gesammtkriegsplan ausarbeiten lassen, der zur Basis aller Kriegsoperationen dienen sollte. Dieser Plan wurde von Görgey angenommen, er versprach seine Operationen danach einzurichten."

Worin dieser Plan bestanden habe, sagte der Artikel nicht, da man noch immer daran fest hing und deshalb das Publikum nicht einweihen konnte; allein mehrere halboffizielle Andeutungen und die Behauptungen von Personen, die dem Ministerium näher standen, ließen schon damals jene Combination entstehen, welche der Verfasser der Wigand'schen Broschüre so detaillirt auseinandersetzt; daß nämlich Görgey seine Stellung bei Komorn aufgeben und sich an die Donau zurückziehen, hier dem Feinde mit einem Theil seines Heeres den Uebergang verwehren, mit dem Kern desselben aber zu Visoczki stoßen und das russische Heer schlagen sollte u. s. w.

„Görgey ging darauf zur oberen Armee nach Komorn, machte aber keine Anstalten, jenen Plan in Ausführung zu bringen, d. h. sich gegen Pesth zurückzuziehen. Die Regierung, darüber beunruhigt, schickte zwei Generäle und einen Minister (die Broschüre nennt die Generäle Aulich und Kiß und den Minister Esányi) zu Görgey in's Lager, auf deren Vorstellungen Görgey Gehorsam versprach. Allein nach Abgang dieser Regierungscommissäre machte der Feldherr nicht nur keine Anstalten zur Beruhigung der Regierung, sondern sendete einen Kurier an dieselbe mit dem Bedeuten, die Regierung und Nationalversammlung möge so bald als möglich die Hauptstadt verlassen, denn er könne die Sicherheit derselben nicht auf 24 Stunden verbürgen. Die Regierung möge übrigens sehen, wie sie mit den übrigen Theilen der Armee fortkomme; er werde mit seiner Abtheilung (etwa 50,000 Mann) seinem eigenen Plane (den Niemand kannte) gemäß operiren. Uebrigens hat Görgey der Regierung und Nationalversammlung einen Platz zum Aufenthalt angewiesen, der von keiner Seite gegen den Feind gedeckt war."

So weit der halboffizielle Artikel in der „Respublika."

Das gefürchtete Gespenst gewann durch diesen Artikel Fleisch und Blut; die Zahl der Abreisenden nahm mit jeder Stunde so massenhaft zu, daß die ununterbrochenen Eisenbahnzüge sie nicht fassen konnten. Die Regierung, die erst am 7. und 8. Juli die Hauptstadt verließ, war gänzlich paralysirt, und da Görgey gar nichts mehr von sich hören ließ, so war die Hauptstadt der immerwährenden Angst ausgesetzt, in der nächsten Stunde den Feind in ihre Mauern einziehen zu sehen.

So standen die Dinge unmittelbar vor dem Abzug der Regierung aus Pesth. In dem nächsten Briefe gestatten Sie mir, meine Ansichten über Görgey und die im Anfang dieses Artikels erwähnten zwei Dokumente hinzuzufügen. V.

Reiſetagebuch aus dem öſtreichiſchen Oberland.

4. Die Emigranten.

Schau! flüſterte im „Neuhaus“ zu Berchtesgaden ein radikaler Student aus Wien, indem er mit dem Ellenbogen ſeinen Reiſegefährten anſtieß; ſchau mal hin, aber gib Acht, daß Du dich nicht blind ſiehſt. Lauter Landsleute!.— Er deutete nach der Wirthstafel, die von einem Schwarm glänzender öſtreichiſcher Gäſte beſetzt war; die Frau Wirthin ſchien ſich ſehr um ſie zu bemühen. Die beiden jungen Leute aber ſtarrten eine Weile den Tiſch an, als ſähen ſie ein Mirakel, eine Auferſtehung der Todten, und eine Miſchung von Erſtaunen, Sehnſucht und patriotiſcher Rührung malte ſich in ihren Blicken. — Freilich, ſagte der Andere; hier in Baiern ſchöpfen ſie friſche Luft. Bei uns würden ſie ſich hüten, ſich ſo öffentlich zu zeigen; denn wo einer erwiſcht wird, rettet ihn kein Gott vor dem ſchauerlichen Kerker unter der Erde. Alle Welt verfolgt ihn mit Spitzlaugen; vor den ſchwarzgelben Bourgeois iſt ſchon gar keiner ſicher. — Und ſie ſind hier in ſo großer Geſellſchaft beiſammen! Hol mich der Haynau, wenn ich geglaubt hätt', daß ihrer noch ſo viele auf der Welt ſind. Haſt Du ſeit dem November 1848 in Wien jemals drei neben einander geſehen? — Nein, entgegnete der Zweite; das verbietet das Aſſociationsgeſetz. Mir iſt im ganzen Jahr ein einziger aufgeſtoßen. Den verſuchte ich zu retten und brachte ihn heimlich auf meine Stube, wo ich ihn eine Zeit lang verborgen hielt, bis mich der T—l einmal durch die abſcheulichſte Geldverlegenheit in Verſuchung führte; da hab ich ihn ausgegeben!

Gewiß hat der Leſer längſt errathen, daß die öſtreichiſchen Emigranten, von denen die beiden Patrioten ſprechen, Silberzwanziger ſind. Auch ich konnte mich einer gelinden Bewegung nicht erwehren, als ich die Gleichgiltigkeit bemerkte, mit der die Wirthin die langen Reihen blanker Oeſtreicher zählte und in die Taſche ſchob. Inſtinktmäßig traten wir alle Drei zugleich näher und baten um die Erlaubniß, das Wiederſehen dieſer edelſten unſerer Landsleute einen Augenblick zu genießen. O Ihr Vormärzlichen, ſagte der eine Student, indem er einen Blick voll Pietät auf die Häupter der frommen Maria Thereſia, des hagern Franz und des guten Ferdinand warf; warum iſt Franz Joſeph nicht unter Euch? Alle Sterne der alten Nacht ſind wieder aufgegangen, die Ruthe und der Stock ſind am öſtreichiſchen Himmelsfenſter ausgehängt, Cenſur, Geheimpolizei, Munkacz und andere liebliche Sternbilder winken wie einſt vom Firmament hernieder, nur kein Zwanziger erhellt das troſtloſe Dunkel. Sie alle ſind begraben oder in die Verbannung gezogen. Gebt uns die alte Zeit zurück, wenn Ihr nicht anders wollt,

Ihr Heuchler, und wenn Ihr nicht anders könnt, Ihr Stümper, aber gebt sie uns ganz, wie sie war, mit ihrer naiven Unwissenheit, ihren gemüthlichen Illusionen und ihren klangvollen Zwanzigern! So lang' Euch das nicht gelungen, mögt Ihr im Herzen an den Sieg Eurer Restauration glauben; wir glauben nicht daran!

Wenn der Reisende in die Berge flieht, um die Noth der schweren Zeit zu vergessen, was frommt es ihm? So oft er ein Glas Milch oder Wein bezahlen will, erinnert ihn die künstliche Rechnerei an die Verwirrung, die in Wien herrscht; er sieht dann im Geiste die langen Gesichter, mit denen die Priester des goldnen Kalbes in der Grünangergasse die Wand im Börsenkaffeehaus anstarren oder die Rückseite des Zeitungsblattes, wo in täglich wechselnden Chiffern die grimme Belsatzar-Schrift: Gold 27¾, Silber 22½ u. s. w. erscheint. Der harmloseste Wanderer in den fernsten Gebirgsthälern fühlt jeden Ruck und Stoß der mühseligen Finanzbewegung Oestreichs nach, und es ist schlimm, daß die allgemeine Klemme den ärmeren Theil der Gesellschaft härter trifft, als den reichern.

In den meisten Gegenden des Oberlandes, an der tyrolischen Grenze so gut, wie an der bairischen, im Weichbilde von Salzburg, wie im Badeort Gastein, ist nur bairisches Geld im Umlauf; stellenweise bekommt man keinen östreichischen Groschen zu sehen und die Leute betrachten die „Zipf"*) mit sehr übelgesinnten Augen. „S' is a Ruh — s' is a Ruh, schreibens, und doch lauter Zipf!" hörte ich Viele murren. So kommt es, daß man in Oestreich selbst am östreichischen Papiergelde gegen die umlaufenden bairischen Kreuzerstücke verliert. Es gibt aber sogar ein östreichisches Baargeld, welches hie und da kaum vom Bettler angenommen wird; große, schwere, blanke Kupfermünzen, mit ehrwürdigen vormärzlichen Jahreszahlen darauf, mit dem vielnamigen Titel des Dei Gratia Kaisers, Königs, Erzherzogs, Markgrafen ꝛc. sämmtlicher Erblande, rund um den Rand geprägt und dem Bildniß des Kaisers Franz auf der Rückseite; — in Böhmen, Mähren, Polen, Ungarn, Oestreich u. s. w. zahlt man oft anständige kleine Summen in diesem Gelde aus, hier in vielen Winkeln des Oberlandes könnt Ihr alle Taschen damit beschwert haben und Ihr kauft keinen Apfel dafür.

Es sind Denkmünzen, an die sich eine traurige historische Erinnerung knüpft. Der Nennwerth ist auf den größeren Stücken mit: 30, auf den kleineren mit: 15 angegeben. Vor dem Erscheinen des Finanzpatents im Jahre 1811 galten jene dreißig, diese fünfzehn Kupferkreuzer; sie waren vom Staate zu diesem Preis ausgegeben worden. Er bezahlte aber seitdem nur sechs und drei dafür. Ueber Nacht wurden a. 1811 Hunderttausende zu Bettlern; wer seine Baarschaft nicht in Gold oder Silber besaß, sondern in Banknoten, behielt nicht mehr als

*) Zipfel, das abgerissene Viertheil eines östreichischen Guldenzettels, 15 Kr. im Werth.

den fünften Theil seines Vermögens; selbst der arme Tagelöhner, der seine paar ersparten Gulden in diesem Kupfer aufbewahrte, mußte sich von seinem Nothpfennig achtzig Procent abziehen lassen!

Und diese Bankrott-Erinnerungsmedaillen courstren bis auf den heutigen Tag noch massenhaft in den meisten Provinzen der Monarchie. Es läßt sich wohl erklären, daß der Staat in der jetzigen Noth nicht daran denken kann, sie aus dem Verkehr zu entfernen, obgleich sie nie ominöser geblinzelt und nie ein garstigeres Wahrsagergesicht geschnitten haben als heutzutage, wo das Wort: Bankrott! täglich auf Millionen Lippen zittert. Aber daß eine Macht wie Oestreich seit 1811 bis 1848 nicht daran dachte, diese groben Zeugen einstiger — Ohnmacht einzuziehen, wie soll man das nennen? Naivität, Verachtung der öffentlichen Meinung oder, wie ein Böswilliger sagen würde, Mangel an Anstand und Ehrgefühl?!

5. Der Erzherzog.

Lange hatte ich nicht so fleißig beten gehört, wie auf dem Wege nach Gastein, der letzten Station meiner diesjährigen Pilgerfahrt; und ich hoffe, daß mir im Himmel die ehrerbietige Geduld, mit der ich zuhörte, als kein geringes Verdienst angerechnet werden wird. Jedes Wirths- oder Bauernhaus bietet vor dem Früh-, Mittags- und Abendbrot dasselbe eigenthümliche Schauspiel. Wenn die kolossale Suppenschüssel oder der Milchnapf auf dem Tische steht, stellt sich die gesammte Familie in einer Sturmkolonne, drei Mann hoch, auf. Vor der Front steht der Hausvater, die abgezogene Mütze zwischen den Händen, das erste Glied bildet die Mutter mit den Töchtern, das zweite bilden die Söhne des Hauses, das dritte endlich die Knechte und Mägde. Kaum hat der Vater durch das erste Wort das Zeichen zum Angriff gegeben, so erhebt der gesammte Chor ein lautes Geschrei, welches man wenigstens zehn Häuser weit hört. Es dauert in der Regel mehrere Minuten, wird jedoch mit so geschäftsmäßig eintöniger und ausdrucksloser Geschwindigkeit ausgeführt, daß es schwer fällt, mehr als das Amen und ähnliche hervorstechende Worte zu unterscheiden. Es mag freilich nicht leicht sein, drei Mal drei hundert sechzig Mal jährlich dieselbe Andacht mit immer frischer Begeisterung zu verrichten, da doch die Kirche auch ihren Antheil fordert, da die vielen Heiligen und die häufigen Bittprocessionen mannigfache Gelegenheit geben, seine Seele bis zur Erschöpfung auszuschütten. Trotz dieses katholischen Luxus im Beten, der oft lebhaft an die geräuschvolle Andacht jüdischer Synagogen gemahnt, halte ich die Frömmigkeit der guten Leute für aufrichtig und ernst gemeint, und ich zweifle nicht, daß sie bei der gottseligen Verrichtung sich irgend etwas denken, wüßten sie auch nicht immer anzugeben, was. Zuweilen, wenn Mann oder Frau allein ist, wird leise gebetet, und dies macht jedenfalls einen minder störenden Eindruck.

Besonders feierlich wissen die Geistlichen sich beim Hausgebet zu benehmen. Im Gasteiner Thal saß ich eines Abends in der dämmrigen Wirthsstube eines kleinen Dorfes und wartete auf mein Diner; es sollte in „Böckenem" (Bockfleisch) bestehen, welches trotz seines zudringlichen Geruchs in diesen Gegenden für einen Sonntagsbraten gilt. Das enge Thal, welches, zwei gute Tagereisen lang, bis über Bad Gastein zu dem Naßfeld, 5000 Fuß über der Meeresfläche, hinaufführt, ist eben so arm wie schön. Die gelbe Aehre erscheint hier nur wie das Mädchen aus der Fremde in kleinen, besonders gesegneten Winkeln, und aus den Aepfeln, die im vorigen Herbst dort gereift sein mögen, könnte man wohl keinen Viertelseimer Aepfelwein pressen; Alpenweide, Holz und Vogelbeeren machen den ganzen Reichthum dieses Paradieses aus. Für das Auge aber schmückt es sich mit diesen geringen Mitteln harmonisch genug. Herrlich prangen die dichten Kronen der rothen Vogelbeerbäume, bald in den blauen Himmel tauchend, bald aus dem düstern Grün der Föhrenwaldung, aus dem heiteren Grün des saftigen Wiesengrundes hervorguckend oder den schneebedeckten Bergkämmen in's frostige Antlitz lachend. Und es ist ein Genuß für Leib und Seele zugleich, früh am Herbstmorgen auswandernd, sich in der reinen Luft zu baden, die vom Heuduft leicht gewürzt ist, wenn von den hohen, einsamen Almen dann und wann einzelne Jodeltöne bis herunter fallen, leise, wie der Klang einer fernen Windharfe oder wie das Zwitschern einer wolkennahen Lerche, und wenn die Ache in ihrem stürmischen Rauschen über die endlosen Wehren ihres Felsenbettes durch keinen andern Laut gestört wird. Wie um Ischl das gelobte Land der Seen, so ist hier das der Wasser- und Schleierfälle. Die unbedeutendsten Bächlein führen die wunderbarsten und waghalsigsten Stücklein aus. So ist's in der ganzen Welt. Niagara und Schaffhausen sind nur einmal vorhanden, denn von erwachsenen Flüssen kann man nicht verlangen, daß sie noch kecke Sprünge machen, während die schlanke Bergquelle ohne Bedenken von schwindelnd hohen Felswänden senkrecht niederschwebt. Die volleren Bäche bei Golling, Lend und Gastein fallen weder so hoch, noch so aus dem Stegreif; sie donnern in mehreren Sprüngen über eine drei- bis vierstufige Felstreppe nieder.

Also ich wartete in der Dämmerung auf mein Böckenes, welches mir später über einer glühenden Kohlenpfanne aufgetischt ward, und hörte zu, wie die Wirthin mit einem schwarzen Mann plauderte, der nach seiner Tracht ein Geistlicher, nach seinen Aeußerungen ein Hirt oder Viehhändler schien, denn er sprach fast nur von dem Preis, zu dem er einige Kühe und Ochsen erhandelt hatte und die er wieder losschlagen wollte. Endlich brachte man Licht. Der Geistliche zog augenblicklich sein Sammtkäppchen vom Scheitel, als neigte er sich wie ein Parse vor dem heiligen Schein der Pfennigkerze, verbarg sein Gesicht in beide Hände und betete lang und leise. Alles rings um den Tisch folgte seinem Beispiel und Niemand wagte aufzublicken, bis er Amen! seufzte und, die Hände vom Antlitz

ziehend, nach rechts und links mit einem salbungsvollen: Guten Abend! grüßte. Jetzt wandte sich das Gespräch, wie überall wo hier ein Reisender einkehrt, auf das Treiben in der Welt draußen, und ich mußte auskramen, was ich wußte. „Nur Geduld," sagte der Geistliche zuletzt; „der liebe Gott wird schon helfen!" Es versteht sich, daß „des Herrn Pfarrer sein Gott" ein entschiedener Reactionär war, und so fuhr er denn fort: „Unlängst bin ich in Gastein oben gewesen, da war unser Erzherzog aus Frankfurt mit andern vornehmen Herren und er hat das Versprechen gegeben — ich hab's selber mit angehört — daß in zwei Monaten mit Gottes Hilfe Alles beim Alten sein soll. Nun, in zwei Monat ist viel gesagt, es wird wohl etwas länger dauern. Man muß es damit so genau nit nehmen, denn wir wissen schon, unser Erzherzog möcht einen Jeden immer ganz glücklich machen und verspricht aus purer Güte gern ein bischen zu rasch. Anno 50 kann's schon sein und da wollen wir unserem Herrgott danken!"

Alles beim Alten! Das hatte Erzherzog Johann gewiß nicht gesagt, aber so allgemein und nebelhaft pflegen die Worte volksfreundlicher Großen zu sein, daß sie in Jedermanns Ohr anders klingen. Und zu den sogenannten Großen der Erde muß Johann gerechnet werden, obwohl er seine bürgerlich geborne Frau bei jeder Gelegenheit „sein Liebstes" nannte und sich gern im schlichten Frack auf den Straßen Frankfurts zeigte. Daß auch Kaiser Franz sich gern zum Volk herabließ, ohne mit seinem leutseligen Händedruck es aufzurichten, bedachte der deutsche Philister nicht; er hielt den Erzherzog für einen einfachen Bürger und dieser ließ sich dafür halten. Ich mag der Aufrichtigkeit Johann's nicht nahe treten und bin überzeugt, daß er Niemand mehr täuschte als sich selbst. Wo der Streit zwischen alter und neuer Zeit ihm ausgesprochen und gerüstet entgegentrat, schrack er bald zurück; so vor der Vermittlerrolle zwischen Ungarn und Oestreich, die er nach einem ohnmächtigen Anlauf fallen ließ. Ob ihn diese Erinnerung nicht störte, als ihn zum zweiten Mal der Frankfurter Jubel empfing? Er wollte Fürsten und Völkern zugleich dienen, aber dazu muß man beiden gleich imponiren können. Das konnte Johann nicht, denn er brachte keinen greifbaren Gedanken nach Deutschland, er wußte keinen Weg aus dem Labyrinth der Revolution zu einem lohnenden Ziele, noch hatte er den Muth, den Ersten der Nation auf ihrem Wege zu folgen; er hatte Nichts als ein freundliches Ja! zu den verschiedenartigsten Illusionen, welche die Flitterwochen der Volkssouveränität erzeugte, Nichts als einige Jodelsprüche altöstreichischer Gemüthlichkeit. Damit löst man keine modernen Dissonanzen. Wie der Jodelton Lust oder Pein, Uebermuth oder Verzweiflung ausdrücken kann, so greiser Fürst, haben Deine Versprechungen Jedem Anderes bedeutet; dem einfältigen Landpfarrer: Alles beim Alten; dem Frankfurter Patrioten: Einheit und Freiheit; den Mitgliedern der Interimscommission, und denen sagtest Du es neulich mit dürren Worten: daß ewig fortbestehen müsse, was von Alters her durch „Recht und Gesetz geheiligt ist!" Keinem Fürstenvorrecht

werde ein Haar gekrümmt, keinem Volkswunsch ein Korb gegeben! Geh heim, Du hast ein Jahr lang an der Wiege des Reichs gesessen und es in Schlummer gewiegt, dieweil es schrie! Auch das war ein Stück Arbeit, wofür Einer oder der Andere Dir danken wird.

6. Ein rother Fuhrmann.

Am nächsten Morgen wanderte ich von Bischofshoffen, — so hieß der Ort, wo mir der Pfarrer den Reichsverweser zu denunziren versucht hatte, — weiter über St. Johann gegen Gastein und rastete zum Frühstück in Schwarzah. Hier wurde ich wieder an die Prophezeihung des Geistlichen erinnert, nämlich durch eine entgegengesetzte. Es ist hier oben nicht Alles über denselben pfäffischen Kamm geschoren wie Viele glauben; das Alpenland hat seine Gegensätze, so gut wie Wien, Prag und Pesth, wenn sie auch seltener zum Vorschein kommen. Genug, es begegnete mir, fast dreitausend Fuß über der Meeresfläche, in einer Gegend, wo jede Hütte eine Kirche sein und die loyalste Frömmigkeit wild wachsen soll, eine Bassermann'sche Gestalt!

Das Wort paßt hier nicht recht, denn die Bassermann'schen Gestalten wachsen nur aus dem faulen Sumpf städtischer Noth und Verdorbenheit; mein Mann dagegen hatte nichts Wüstes in seinem Wesen, sondern frische rothe Wangen und ein heiteres Auge; seine ganze Erscheinung verrieth Wohlstand und Wohlverhalten; dennoch ließ er Worte fallen, darob ihn jedes ordentliche k. k. Kriegsgericht als rothen Republikaner verurtheilen müßte. Aber seine schlimmen Gedanken hatte ihm keine schlechte Presse eingeblasen, er redete nicht die Sprache der Zeitungen und der Bücher, sondern drückte sich sehr schlicht und naturwüchsig aus; der böse Geist steckt in der Luft, der sich nicht belagern läßt, er fliegt auf unsichtbaren Schwingen bis in die weltvergessensten Bergasyle und nistet sich in die harmlosesten Herzen ein, ehe sie sich's versehen.

Wir frühstückten in der offenen Vorhalle des Wirthshauses zu Schwarzah. Ich saß allein auf meiner Bank am viereckigen Tisch, gegenüber die Knechte und einige Bauern, die den Pfeifenstummel im linken Mundwinkel den Erzählungen des Wirthssohnes zuhörten, der vergangene Woche die große Reise bis nach Ischl hinunter und Gmunden gemacht hatte. Gmunden am Traunsee ist nämlich der Wochenmarkt, wo der ganze obere Theil des Salzkammerguts seinen Bedarf an Getreide holt. Während die Bauern manchmal vor Erstaunen über die Wundermähren des Wirthssohnes mit der Faust auf den Tisch schlugen oder mit einem pfiffigen Blick sich hinter den Ohren kratzten, pflegte ein junger Frachtfuhrmann, der hart am Eingang in der Ecke lehnte, ungläubig zu lächeln. Er war hoch und schön gewachsen und hielt die lange Peitsche im Arm, als wäre sie ein Zepter. Dies war der Demokrat. Der Fuhrmann klebt nicht an der Scholle und

rollt er auch nur zehn Meilen weit im Land herum, so steht er an Weltkenntniß höher als seine übrigen Landsleute im Gebirge.

In St. Agathe, sagte der Wirthssohn, wo man über den Petschen nach Außee fährt, hab' ich auch was Neues gesehen. Das ganze Wirthshaus war voll von „Ludrischen" (Lutheranern). Dort 'rum, in Goysern, Lauffen und Steg ist nur die Halbscheid' katholisch, die Andern sein lauter Ketzer. — Sie vertragen sich doch gut mit einander? fragte ich den Erzähler. — Er verzerrte statt der Antwort höhnisch den Mund, als wollt' er sagen: wie Hund und Katze. Gleich darauf jedoch schloß er vermuthlich aus meiner Frage, daß ich am Ende selbst ein Luder sein könnte, und beeilte sich hinzuzusetzen: Aber Kampeln*) sein's, die Ludrischen, das muß man sagen! — Der Fuhrmann erkundigte sich nach dem Leben in Ischl und ob noch viele Fremde dort wären. — Jetzt wird Alles weg sein, antwortete der gesprächige Bursche; aber ich hab' noch viel Equipagen gesehn, obschon sie sagten, das wär' gar nix gegen früher, und sie wüßten nit, wo die hohe Dienerschaft herkommen sollt'. Bei Zauner's war nämlich zum Adjes ein Dienerschaftsball und durch die Marie im „türkischen Kaiser" bin ich mit eingeladen worden. Es war ein Zwanziger Entrée, damit das gemeine Volk nit dazu käm, denn da war der Sandor, der Kinski, der Lichtenstein und wie sie Alle heißen.**) Hui, ist's aber steif hergangen, ich mag mein Lebtag auf kein Dienerschaftsball nit mehr. Besonders die vornehmen Stubenmädl, die haben einen Stolz, man weiß nit, wie man sie beim Tanz anfassen soll. Die ganze Nacht haben sie nix wie Böslauer Champagner getrunken, in der Früh haben sie aber gespielt und gerauft, und der Lichtenstein hat dem Sandor ein blaues Aug' geschlagen. — So recht! lachte der Fuhrmann.

Und von der Politik hat man da auch viel profitiren können. — Na, was denn? Gibt's Krieg mit Preußen? — Das grad nit; der Ruß und der Franzos haben mit'm Kaiser Aljanz geschlossen, der Preuß wollt' auch dabei sein, aber der hat wohl müssen beim Landtag den Spitzbuben gemacht haben, und so haben's ihn außigeschmissen. Der kann sich nit rühren, und derweil wird Alles wieder festgemacht, daß Ruh bleibt und keine Resoluzion mehr auskommen kann. — Umgekehrt ist auch gefahren, sagte der Fuhrmann; Ihr seid hier wie eingeschneit mitten im Sommer und wißt den Guckuck, was es in der Welt draußen geschlagen hat. Nix wird fest, Alles wackelt, wie wenn die Kirmeß zu End geht. Warum rekrutirens denn überall wie verrückt, wenn's so staat draußen ist? He? — Hol der Geier, rief er, sein Glas heftig hinsetzend, die vornehmen Herrschaften mitsammt der vornehmen Dienerschaft. Von denen Lakaien, nit wahr, wird

*) Kampel heißt ein tüchtiger Kerl in irgend einer Beziehung, z. B. ein reicher Kampel, ein gescheidter Kampel.

**) Die Kutscher in Wien nennen sich gewöhnlich kurzweg nach ihren Herrschaften.

keiner assentirt, aber den armen Pfitzinger aus mein'n Ort, der 'ne Hasenschart' hat und der einzige Sohn von 'ner alten Wittib is, den haben's in die weiße Jacken gesteckt. Und gelooſ't is, glaub' ich, auch gar nit worden, wenigsteus hat Keiner den Topf gesehen oder geschaut, ob's richtig dabei zugangen is. Lauter Lug und Falschheit! — Für'n Pfitzinger, bemerkte einer der Bauern, wird's auch kein Unglück sein; besser Soldat, wie den ganzen Tag zu Haus Holz hacken. —

Geht mir aus! rief der Fuhrmann. Ich wär lieber ein Jagdhund oder mein eigenes Pferd als ein Soldat. Wenn's mich träf', ich thät desertiren oder meinem Korporal 'ne Nadstang' um den Kopf schmeißen, daß es aus wär'. Wißt Ihr denn auch, wozu man die Soldaten all's brauchen thut? Ich will Euch nur Eins erzählen. In Wien unten haben sie einen armen Teufel hingericht', weil er einmal im Trunk sein Maul aufgemacht hat. Nun wie der kleine schwächliche Kerl gebunden an der Mauer steht und die Jäger sollen ihn abthun, so denken die: der hat uns nie etwas zu Leid gethan und sieht aus, als könnt' er keiner Fliegen auf den Kopf treten. Es sind am End auch Menschen, die Soldaten, und da haben sie schreckhaft zu zitteru anfangen, der kalte Schweiß ist ihnen über's Gesicht gelaufen, und wie's heißt Feuer!, so fehlen sie, der Gebundene krümmt sich, wie'n Wurm auf der Erde und sie müssen noch einmal, — genug, ich dank' für des Kaisers sein Brod und des Kaisers sein' Rock; denn solche Sünd' und Schand wird sein Lebtag nit vergessen. — Ich will euch was sagen, fuhr er fort. Ihr wißt's nicht, aber die Spatzen auf den Dächern wissen's und die Winde in den Wäldern pfeifen's. Denkt an mich, anno 50 werden die Herrn todtgeschlagen! — Sauber! sagte der Wirthssohn, während die Andern stumm die Köpfe schüttelten; und das sagst du hier gleich 'nem Herrn in's Gesicht, — auf mich deutend. — Ah, entgegnete er lächelnd; das ist was Anderes. Dem seh' ich's an, er ist kein Herr und kein Diener, sondern ein freier Mann! B'hüt' Enk Gott! — Damit erhob er sich und, mit der Peitsche knallend, ging er draußen mit langen Schritten neben seinem fortrasselnden Wagen her.

Ich sah dem naiven Gefühlspolitiker lange nach und dachte: Wehe, wenn das Schicksal einst als rother Fuhrmann die ganze Last von Sünden und Leiden der Gegenwart bis in diese Berge heraufträge, um dieses Volk zum Fanatismus zu entflammen! Denn mit eiserner Treue hält es fest an dem Herrn, dem es glaubt; unerbittlich würde es dem Herrn auf den Nacken treten, dem es zu glauben verlernt hat. Aber die Luft ist hier kühl und das Blut der Menschen entzündet sich langsam. Bis dahin kann Alles gut werden. Der fromme Wunsch des Pfaffen wird so wenig in Erfüllung gehen wie die Voraussagung des Fuhrmanns, und damit Gott befohlen, östreichisches Oberland! —

Literaturblatt der Grenzboten.

Mémoires d'outre-tombe par Chateaubriand. Tome I. — Mangel an Geld nöthigte Chateaubriand, diese Memoiren, die er als Erbtheil für seine Frau bestimmt hatte, schon während seines Lebens zu verkaufen. Er hat sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschrieben, und sie sind im Styl wie in der Darstellung sehr ungleich. Dafür haben sie den doppelten Reiz, daß das Leben

des Verfassers zum zweiten Mal durch seine Erzählung durchscheint; neben dem, was er von seinen frühern Tagen berichtet, geht das unmittelbare Erlebniß des Schriftstellers. Ein zweiter Reiz liegt in der wunderbaren Naivität; seine Figuren sind scharf abgerissen, eher in zu grellen Farben, als in den blassen, verschwimmenden, wie sie Herr v. Lamartine in seinen Confidences anwendet. Er schmeichelt nie, weder andern, noch sich selber. In einzelnen eingestreuten Bemerkungen tritt die milde Melancholie hervor, welche in seinem Génie du Christianisme athmet, aber sie stört seine Schilderung nicht. Es fällt ihm nicht ein, mit seinen Empfindungen zu coquettiren, wie es Rousseau zuweilen auf eine so unerträgliche Weise thut. — Wir holen Einiges aus seiner Jugendgeschichte nach.

Woher es kommt, daß in vielen Biographien Chateaubriand's seine Herkunft eine bürgerliche genannt wird, ist unbegreiflich. Er beweist durch eine Reihe von Documenten, daß er aus einer sehr alten Familie der Bretagne stammt, freilich aus einem verarmten Zweige. Sein Vater, René, Besitzer des Schlosses Cambourg, war ein sehr strenger, adelstolzer Herr, finster und unzugänglich wie der alte Mirabeau; übrigens Freigeist und in der Politik Frondeur, wie es einem bretagnischen Edelmann damals zustand. Er hatte früher im Seedienst gestanden und in den Colonien seine Glücksumstände verbessert. Die Mutter, Apolline de Bedée, war aufgewachsen in der Lectüre Fénélon's, Racine's, der Sévigné und — der Anekdoten vom Hof Ludwigs XIV. Sie war in Allem der Gegensatz ihres Gemahls. Obligée de se taire quand elle eût voulu parler, elle s'en dédommageait par une espèce de tristesse bruyante entrecoupée de soupirs, qui interrompaient seuls la tristesse muette de mon père. Man sieht, daß der Sohn nicht schmeichelt.

Unser Held, François, wurde im September 1768 geboren. Die ersten drei Jahre wuchs er bei seiner Großmutter in Plancouet auf, dann nahm ihn seine Mutter nach St. Malo. Vier Schwestern und ein älterer Bruder ergänzten die Familie. Er wurde zum Seedienst bestimmt und darum sehr rauh erzogen, auch in Aeußerlichkeiten, obgleich er eigentlich von Kindheit auf die Eleganz liebte. Endlich entschloß man sich doch, ihm eine classische Erziehung zu geben; er ward in das Collège zu Dol geschickt. Sein ausgezeichnetes Gedächtniß ließ ihn in den Wissenschaften die glänzendsten Fortschritte machen. Es ist von Interesse, wie das Blut sich regte, wenn ein guter Pater ihm eine bürgerliche Züchtigung angedeihen lassen wollte; Chateaubriand gesteht zu, daß er auch in spätern Jahren dies Blut seiner Familie nicht verleugnen konnte, trotz seines Liberalismus. Dagegen empfing er einen sehr tiefen religiösen Eindruck, weniger durch die kirchlichen Gewohnheiten, als durch ein bestimmtes Ereigniß: die erste Selbstüberwindung, mit der er die tiefsten Geheimnisse seines jugendlichen Herzens dem Beichtvater enthüllte. In Rennes setzte er seine Studien weiter fort. Endlich sollte er in Brest sein Examen als garde-marine machen, aber eine Begegnung, die in ihm die Lust nach unabhängigen Abenteuern erweckte, stößte ihm plötzlich eine Abneigung gegen den Dienst ein, und er kehrte unversehens nach Cambourg zurück, wo er zum Erstaunen seines Vaters erklärte, sich dem geistlichen Stande widmen zu wollen. Vorläufig gab er sich der Muße des Landlebens hin, verfaßte seine ersten Idyllen und malte sich die künftige Geliebte aus.

Zwei Jahre dauerte dies Traumleben, das eine so krankhafte Richtung nahm, daß er einmal den Versuch machte, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Endlich sollte er sich über seinen Stand entscheiden; er erklärte, er wolle nach Indien gehn und dort sein Glück suchen. Statt dessen verschaffte ihm sein Vater eine Leutnantstelle im Re-

giment Navarra. Auf der Reise nach Cambray, seiner Garnison, sah er zum ersten Mal Paris. Seine Schwester Julie, Frau von Farcy, die später eine Heilige wurde, und als solche der Feder des Abbé Carron Stoff zu einer Apotheose gab, war damals eine angesehene Weltdame, auch sein ehrgeiziger Bruder machte ein Haus. In der Garnison wurde er schnell der Liebling aller Offiziere, wie er es auch auf der Schule gewesen war, und der Mittelpunkt ihrer geselligen Zirkel. In diese Zeit fällt der Tod seines Vaters (Septbr. 1786); die Familie regulirte die Erbschaft, und zerstreute sich nach allen Seiten, Franz ging auf das Drängen seines Bruders nach Paris, wo er ein sehr einsames und keusches Leben führte, und für einen Dummkopf galt. Er wurde, nachdem er seine Adelsproben gemacht, bei Hofe präsentirt, doch ohne davon einen Nutzen zu ziehn. Dagegen lernte er einige Literaten kennen, deren Umgang auf seine Bildung von Einfluß war: Parny, Guinguéné, Lebrun, Laharpe. Am meisten aber wirkte auf ihn das Haus des Herrn v. Malesherbes ein, mit dem er verschwägert war. Er wurde Philosoph und Freidenker. Das hinderte ihn aber nicht, sich der stürmischen Versammlung des Bretonischen Adels anzuschließen, welche (Decbr. 1788) unter der Anführung des kriegerischen Marquis v. Trémargat gegen die Neuerung der Cour plénière protestirte; ebensowenig, sich in die Clericatur aufnehmen zu lassen, um das Benefiz des Malteserordens zu erhalten. In der Ständeversammlung der Bretagne (Januar 1789) nahm er an dem Kampf des Adels gegen die Bürgerlichen und an seinem Protest gegen die Einberufung der Generalstände Theil. Er kam nach Paris, kurze Zeit bevor die Köpfe von Foulon und Berthier durch die Straßen getragen wurden. Dieser Anblick entfremdete ihn vollständig der Revolution. Mirabeau, den er bei seinen Verwandten kennen lernte, machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß als er berichtet, wie er ihm einmal auf die Schulter klopfte, er hinzusetzt: Je sens encore l'impression de cette main, comme si Satan m'eût touchè de sa griffe de feu. Aus den Stürmen des Tages flüchtete er in die Oper, und hing dort seinen Träumen nach. Endlich beschloß er eine weitere Flucht. Ohne alle Hilfsmittel, nahm er sich vor, eine Nordpolexpedition zu machen, und schiffte sich ein, gerade als die Nachricht von dem Tode Mirabeau's sich verbreitete. Hier sah er zum ersten Mal London, wenn auch nur auf eine kurze Zeit. In Philadelphia stellte er sich dem General Washington vor, an den er Empfehlungsbriefe hatte. Aus der Expedition wurde natürlich nichts, doch verlor er sich in die Urwälder, ließ sich eine indianische Tracht anfertigen, und lebte 14 Tage in einer Irokesenhütte. Für einen Schüler Rousseaus war es freilich empfindlich, die ersten Irokesen, denen er begegnete, nach einer Geige tanzen zu sehn, die ihnen ein Küchenjunge des General Rohambeau vorspielte. Doch haben die Sitten der Indianer sowie die Natur des Urwalds einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als später der Orient. Er brachte die Idee zu Atala und Chaktas mit. Ein Zeitungsblatt, das ihm mit der Nachricht von der Flucht des Königs in die Hände fiel, bestimmte ihn zur schleunigen Rückkehr. Seine Bemerkungen über die Amerikaner sind übrigens gar nicht nebelhaft romantisch, sondern sehr gesund und instructiv. Am 2. Januar 1792 kehrte er nach Frankreich zurück. Kaum ausgestiegen, verheirathete ihn seine Familie, ohne daß er etwas dazu that, mit einer reichen Erbin, Fräulein v. Lavigne. Ueber diesen Charakterzug sagt er selber: Chez moi l'homme public est inébranlable, l'homme privé est à la merci de quiconque se veut emparer de lui, et pour éviter une tracasserie d'une heure, je me rendrais esclave pendant un siècle. —

Ich schließe diesen Bericht mit ein Paar Proben seiner Melancholie. L'impossi-

bilité de durée dans les liaisons humaines, cet oubli profond qui nous suit ... me ramènent sans cesse à la necessité de l'isolement. Toute main est bonne pour nous donner le verre d'eau dont nous pouvons avoir besoin dans la fièvre de la mort. Ah! qu'elle ne nous soit pas chère! car comment abandonner sans désespoir la main que l'on a couverte de baisers et que l'on voudrait tenir éternellement sur son coeur? — En considérant l'être entier, en pesant le bien et le mal, on serait tenté de désirer tout accident qui porte à l'oubli, comme un moyen d'échapper à soi-même: un ivrogne joyeux est une créature heureuse. Religion à part, le bonheur est de s'ignorer et d'arriver à la mort sans avoir senti la vie. — Je n'assiste pas à un baptême ou à un mariage sans sourire amèrement ou sans éprouver un serrement de coeur. Après le malheur de naître, je n'en connais pas de plus grand que celui de donner le jour à un homme.

The Lancashire Witches. Roman von W. Harrison Ainsworth. In den Engländern steckt bei allem gesunden Verstand, dessen sie sich in ihrer Literatur erfreuen, ein guter Vorrath von Spleen, der in ihren Romanen in der Erscheinung von Hexen, Gespenstern, Todtengräbern, Leichenweibern und ähnlichem wüstem Gesindel gegenständlich wird. Die Nebelbilder, welche in den alten Volksliedern in naiver Furcht auftreten, finden ihre Stelle auch in den größeren Dichtungen. Schon Shakespeare hat mit ihnen reichlicher operirt, als es zur Ausführung einer bestimmten Ideenassociation unbedingt nothwendig gewesen wäre, und Walter Scott, dieser verständige, zuweilen in dem nüchternsten Nationalismus befangene Dichter, zeigt in seiner Braut von Lammermoor und wenn ihn sonst der Nebel seiner Heimath überkommt, daß er die Schauder der Hölle so gut heraufbeschwören kann, als unsere abstracten Teufels-Virtuosen E. T. A. Hoffmann und Andere. Unser Dichter hat das Verdienst, alle seine poetische Kraft auf diesen einzigen Gegenstand beschränkt und es in dieser Branche zu einer Fertigkeit gebracht zu haben, die nicht mehr übertroffen werden kann. Die Art seiner Conception ist dieselbe, welche ich bei Victor Hugo's Notre Dame de Paris auseinandergesetzt habe: er studirt mit minutiöser Genauigkeit irgend ein altes Gebäude, und bevölkert sämmtliche Theile desselben mit derjenigen Art von Gespenstern, Ungeheuern und Teufeln, die am Besten für die Lage desselben passen. So ist der Mittelpunkt seines Romans, The Tower of London, welcher zur Zeit der Thronstreitigkeiten zwischen Johanna Grey und der blutigen Marie spielt, eine von den Zinnen des Tower gewonnene Aussicht, und der Verlauf der Geschichte enthält die Benutzung der Folterkammern, der Fallthüren, durch welche man Leute hinabstürzt, der Bärengruben, wo man mit den Ungeheuern zu kämpfen hat, der Schaffote auf dem Hof, wo man Leute hinrichtet u. s. w." Als Arabesken sind diesmal keine Gespenster, nicht einmal Hexen, sondern Riesen und Zwerge benutzt, die einem Spaß machen. Hauptheld in dieser, wie in seinen sämmtlichen Novellen ist der schon bei Gelegenheit der französischen Romantik geschilderte Maschinist, der immer ein rechter Teufel ist. Diesmal ist es Simon Renard, der kaiserliche Gesandte, der auch in Victor Hugo's Marie Tudor die nämliche Rolle spielt. — In einem zweiten Roman: Old St. Pauls: a tale of the plague and the fire (eine Erzählung von der Pest und vom Feuer) ist die Construktion die nämliche; in der Schilderung, wie die alte Paulskirche abbrennt, und wie sämmtliche Leute, die darin sind, an den verschiedensten martervollen Todesarten sterben, ist eine unglaublich ekelhafte und gewissenhafte Virtuosität aufgewendet; und wem das Feuer noch den Gaumen nicht hinlänglich kitzelt, dem wird von der Pest noch ein kräf-

tigerer Schnapps dargereicht. — Rookwood, meines Wissens die erste unter seinen Erzählungen, enthält nur Gespenster, Mörder, Räuber, Diebe, Todtengräber und Hexen; die Phantasie, mit welcher der Dichter eine wilderregte, fieberhafte, in die Raserei eines erhitzten Traumes hinüberspielende Bewegung schildert, ist zuweilen bewundernswerth. — Crickton spielt am Hofe Heinrich's III. von Frankreich und der Catharine von Medicis; den Hauptinhalt bildet die von astrologischen Phantasien gewürzte Giftmischerei, das historische Detail à la Victor Hugo geht nebenher. — In Windsor Castle, welches unter Heinrich VIII. spielt, ist der Held, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt habe, ein Mittelding aus Teufel, Gespenst und Spitzbube. — Jack Sheppard behandelt zwar nur die Geschichte eines berüchtigten Diebes und dessen wunderbare, über alle orientalischen Fabeln hinausgehenden Entweichungen aus dem Kerker; aber das eigentliche Interesse concentrirt sich doch um den nicht minder berüchtigten Diebesfänger Jonathan Wild, den Maschinisten, dem im Foltern, Hängen u. s. w. Niemand gleich kommt. — Guy Fawkes, einer der Hauptagenten bei der Pulververschwörung, hat schon wieder einen mehr träumerischen Anstrich; die Foltern und Hinrichtungen, denen man die Katholiken unterzieht, reichen nicht mehr aus, es ist ein renommirter Geisterbeschwörer aus jener Zeit (unter König Jakob I.) da, welcher das schauerlustige Publikum mit der hinlänglichen Zahl in's Leben galvanisirter Gespenster versieht. — Zwei andere Romane, St. James's or the court of Queen Anne und The Miser's daughter, kenne ich nicht, hege aber nicht den geringsten Zweifel, daß sie in allen Stücken der obigen Charakteristik entsprechen. — In dem neuesten Werk, den Hexen von Lancashire, ist der Verfasser in seinem eigentlichen Felde, er braucht sich nicht weiter zu geniren, der Teufel tritt theils in eigener infernalischer Person auf, theils in der Gestalt eines alten Katers, theils als Doppelgänger ehrlicher Spießbürger; es werden Hexensabbate gefeiert, wo man Kinder frißt und alle möglichen anderen Greuel mit einander begeht; es treten Urhexen auf, mit langen Bärten, einem Bärenrachen, triefenden und zuweilen feuerspeienden Augen; zum Ueberfluß gehen auch noch einige Gespenster um, die einige junge Edelleute zum Tanz auffordern und so lange mit ihnen herumwalzen, bis sie in wahrer Todeserschöpfung zu Boden sinken. Und bei diesem ungeheueren Maschinismus kann man immer sagen: tant de bruit pour une omelette! Denn es wird mit den schrecklichsten Wundern nichts weiter bezweckt, als irgend einen Rain ein Paar Fuß weiter zu rücken u. dgl. Zuletzt wird die ganze Brut verbrannt — die Hexerei haftet nämlich mit einer gewissen Prädestination an bestimmten Familien, deren sämmtliche Mitglieder schielen, bis auf die Hexenkönigin, welche eigentlich eine brave Frau ist, und zuletzt bereut, Thränen vergießt, und so nach ihrer Verbrennung zu Gnaden aufgenommen wird.

Das Wunderliche dabei ist nur, daß König Jakob, der große Hexenrieche, und seine Agenten, so wie der Pöbel, welcher mit seinen Feuer- und Wasserproben gegen die alten und jungen Hexen wüthet - - Niemand weiß den Pöbel in seiner teuflischen Gestalt so trefflich darzustellen, als die englischen Novellisten — daß diese Anwälte der Gerechtigkeit, deren Hexenverfolgung, wenn die angegebenen Umstände alle wahr wären, nicht nur höchst zweckmäßig, sondern sogar tugendhaft zu nennen wären, denn sie setzen sich jeden Augenblick der Gefahr aus, vom Satan gefressen zu werden, was zuweilen auch wirklich geschieht, daß diese würdigen Personen fortwährend lächerlich gemacht werden. Ainsworth ist eben nicht vollständig verrückt, er treibt die Verrücktheit nur in seinen Mußestunden, und dann tritt der alte Commonsense wieder hervor, und er schüttelt den Kopf über seinen eignen Unsinn, den er historischen Figuren imputirt.

— Die ganze Geschichte macht den Eindruck eines Fiebertraums. Im Traum, wo die höheren Functionen des Geistes aufhören, finden wir uns alle als feig, boshaft, in beständigem Entsetzen; wir jagen mit hexenartiger Geschwindigkeit einem unbekannten Ziele nach, durch Mauern und Wälder, es gibt keine feste Realität, die unsern Flug aufhalten könnte, und doch bewegen wir uns im Kreise und sehen uns plötzlich an den alten Ort des Grauens zurückversetzt, wo dann das frühere Entsetzen uns auf's Neue von dannen peitscht. — Wir sind, namentlich wir Deutschen, noch immer viel zu tolerant gegen diese Poesie des Wahnsinns. Wir lassen uns von Justinus Kerner noch immer seine blödsinnigen Hirngespinste als baaren Ernst auftischen, und zerbrechen uns dann den Kopf, entweder sie pragmatisch aufzulösen, oder mit naturphilosophischer verschlafener Mystik in ihnen die Spuren einer höhern, geheimnißvollen Welt zu suchen. Freilich ist das Grauen vorhanden, es ist eine Seite des menschlichen Gemüths, die ihr Recht der Darstellung hat, wie jede andere; aber der Dichter soll es so geben wie es ist, als Nachtseite des Geistes, die nicht außer ihm ist, sondern in ihm selbst. Der Wahnsinn gehört in's Irrenhaus, im Sonnenlicht der Poesie sollen die nächtlichen Larven ihren Tummelplatz nicht finden.

Pendennis. Roman von Thackeray. — Der Verfasser hat sich durch seine **Snobs** aus dem Punch und durch seine Vanity Fair sehr schnell einen Ruf erworben, der selbst Dickens in Schatten zu stellen droht. Der Punch hat auch in Deutschland ein ziemlich zahlreiches Publikum; wer nicht so viel Englisch versteht, um über die Witze lachen zu können, unterhält sich an den Bildern. Meister Punch hat vor seinen französischen und deutschen Rivalen, dem Charivari und den Fliegenden Blättern, einen wesentlichen Vorzug: Satyre und Humor sind bei ihm nicht in abstracter Trennung, der Humor gewinnt Fleisch durch das Portrait und das bestimmte Ereigniß, und das empirisch aufgenommene Material der politischen Satyre wird idealisirt durch köstliche Laune. Der Charivari ist eigentlich ohne allen Humor, wie im Grunde die Franzosen überhaupt; seine ausgeführten komischen Darstellungen beschränken sich auf drei Masken, die beständig wiederkehren: die Grisette mit ihrer reizenden, halb naiven Coquetterie, den jovialen Militär, der mit seinen mörderischen Sporen die Herzen aller hübschen Dirnen zerreißt, und den **bon bourgeois** mit den krummen Beinchen und dem blöden Blick, für welchen jedes edle Gemüth Mitleid empfinden muß. Die eigentliche Satyre, z. B. die von Cham, hat keinen andern Werth, als der in der Beziehung auf ihren Gegenstand liegt, ein selbstständiges Bestehen kommt ihr nicht zu, sie ist eine Frazze. Die Fliegenden Blätter, deren Humor in Privatdingen den Englischen noch übertrifft, waren mit ihrer Satyre bis dahin unglücklich, sie hatte sich, da ein öffentliches Leben nicht vorhanden war, in allegorische Anspielungen verloren, die immer unkünstlerisch sind, und kam beständig auf die Censorscheere zurück. Die vorigen Jahre haben uns auch in dieser Beziehung weiter gebracht; die Communistenchefs waren schon ein ganz vortrefflicher Anlauf, seitdem sind die Wühlhuber und Piepmeyer an die Stelle der Eisele und Beisele getreten, und die Daguerrotypen aus der Paulskirche haben eine so große Menge von Porträts bei der deutschen Nation popularisirt, daß es uns bei einiger Geschicklichkeit in den Ideen an einem zweckmäßigen Gegenstande nicht mehr fehlen kann. Wir sind nur noch immer zu blöde und zu unbeholfen in unserm Witz, wie sehr wir über Piepmeyer lachen, wir piepmeyern alle selber noch gar zu sehr, um ihn in freier, kühner Objektivität zu fassen. Der Engländer hat über seine Peel's, Russel's, d'Israelis, den eisernen Herzog u. s. w. eine so unerschöpfliche Fülle vor-

trefflicher Travestien ausgedacht, daß auch der Witz nicht mehr verletzen kann; Tories, Whigs und Radikale studiren mit gleichem Wohlgefallen das Evangelium des allein seligmachenden Punch.

Der neuere englische Roman erhält durch die Form, in der er erscheint — die Monatshefte und die begleitenden Bilder, einen eigenen Charakter. Durch das periodische Erscheinen wird der historische Zusammenhang loser, dagegen hält man sich durch Vermittelung der Bilder wenigstens an den Aeußerlichkeiten der Charaktere fest, und der Dichter selbst verliert ihre Gestalt nicht aus den Augen. Es ist das dem Wesen der englischen Literatur überhaupt eigen, daß die Detailarbeit mit der größten Sauberkeit ausgeführt wird, während der historische Zug, der die Aufmerksamkeit gewaltsam mit sich fortreißt, fehlt. Darin ist jeder Franzose weiter.

In Vanity Fair sind die Bilder, wie ich höre, vom Verfasser selbst. Sie unterscheiden sich von denen, die Dickens' Werke begleiten, wie Tag und Nacht. Mit seltenen Ausnahmen sind diese Karikaturen, der Spaß wird in ihnen in noch viel dickeren Farben aufgetragen als in der Dichtung selbst, was viel sagen will. Die Zeichnungen bei Thackeray sind fein, geistreich und sauber wie seine Schilderungen. Thackeray ist einer der größten Anatomen des menschlichen Herzens; mit spielender Leichtigkeit taucht er seine Sonde in die geheimsten Spalten unseres geistigen Organismus hinab, und die Hand, die uns zerlegt, ist so leicht, daß sie uns nicht verletzt. Keine Spur von jener Heftigkeit im Scherz, von jenem renommirenden Humor, über den wir bei Boz fortwährend lachen müssen. Eben so wenig jene Sentimentalität, die sehr energisch auftreten muß, um jenen Späßen das Gegengewicht zu halten. Aber sein Humor selber ist sentimental; wie sich unter seiner Hand die Stärke, die Tugend in Schwäche verwandelt, daß wir die Umkehr kaum merken, können wir doch darüber nicht lachen, ein trüber, nebliger Himmel breitet sich über diese bunte Welt und setzt die der Anlage nach glänzenden Farben zu verschiedenen Nüancen des Grau herab. Das Menschenherz ist ein eitles Ding und seine Weisheit ist Thorheit, seine Liebe eine Einbildung, seine Hoffnung ein Traum. Das ist die Melodie, welche in allen Variationen von Vanity Fair wiederklingt. Wir sind in die bittre Wirklichkeit verstrickt, das Ideal ist vollständig erloschen, der Glaube eine Lüge geworden. Es ist ein ängstliches Gefühl, das er in uns zurückläßt, eine häßliche Welt, die er uns zeichnet, so schön er sie zeichnet, denn die Wirklichkeit, vom Ideal getrennt, ist das Häßliche. Daher sind wir auch nie gespannt, wir werden von der Leidenschaft nicht fortgerissen, wo wir im Leben nur ein eitles Spiel erkennen, wir können nicht hoffen und nicht fürchten, wo wir keine Zukunft sehen.

Vanity Fair hatte den Titel: eine Novelle ohne Helden. In Pendennis ist der Held vorhanden, die Form schließt sich den altenglischen biographischen Romanen an. Die Feinheit der Zeichnung, der Reichthum der Anschauungen — denn Thackeray verbreitet sich über sämmtliche Sphären der britischen Gesellschaft, und hat auch darin einen großen Vorzug vor Boz — ist eben so sichtbar als in dem vorigen Roman. Aber auch die nämliche melancholische Resignation! Und überdies scheint die beschränktere Form die kühne Grazie der Bewegungen einzuengen. Doch verschieben wir unser Urtheil bis zur Vollendung des Werks.

Gottfried Kinkel in seiner wahren Gestalt.

Von G. W.

Der Verfasser des Aufsatzes über Gottfried Kinkel hat die folgenden Zeilen unserer Diskretion mit so liebenswürdiger Energie empfohlen, daß die Courtoisie der Grenzboten größer wurde, als ihre gewöhnliche Verstocktheit. Wir drucken ihn ab in der Hoffnung, daß die zarte Theilnahme eines feinfühlenden Gemüths an dem Schicksal eines Unglücklichen unter allen Umständen Anerkennung finden wird, um so mehr, je seltener sie in unserer rauhen Zeit mit solcher Wärme ausgesprochen wird. Wenn sie dem Gefangenen ein Trost ist, so wollen wir uns auch darüber freuen, obwohl uns, den Söhnen der kühlen, verständigen Gegenwart diese schwärmerische Innigkeit ungefähr eben so fremdartig vorkommt, wie dem Mephisto und seiner Höllenbrut jener Engelschor und das Rosenwerfen an Faust's Leiche.

„Ich blätterte eben in den vielgestaltigen Seiten der Grenzboten; es blickte mich aus ihnen ein Name an, der, wenn er uns nicht durch seine warmen Poesien begeistert hätte, heute durch das erhabene Unglück seines Trägers die Sympathien aller fühlenden Menschen gewonnen. Gottfried Kinkel, war der Artikel betitelt; frisch und lebendig sah ich in dem Bonner Leben den stolzen Rhein, den des Gefangenen Lied verherrlicht, durch die blühende Musenstadt fluthen, ja ich hoffte, in der Bilder Wahrheit auch den hellaufblickenden Dichter wiederzufinden, begeistert wie ich ihn gerade um die Zeit geschaut, in die eine geschickte Feder sich verstiegen, um ein wahres Naturbild in eine Fiction zu mengen; denn gerade wie der böse Leumund, die Entstellungssucht leichtsinniger Neuigkeitsjäger ihn schilderte, wird die traurige Improvisation, in die unwandelbare Natur eine wandelbare Schicksalslaune, hineingeschleudert. Das Auge hat ihn nie in der Zeit seiner politischen Laufbahn gesehen, das Herz nie und nimmermehr das seinige verstanden, das ihn als Gotteslästrer und Feind frommer Sitte hingestellt. Gottlob! noch in finstrem Kerkergrauen wacht ein Auge über ihm, Licht und Leben verbreitend, Liebe und Segen spendend, das Auge des Gottes, der ihm nie fremd geworden, und ihn, sei es in der Kunst harmonischer Gebilde oder in der Natur einfacher Größe, in der Menschheit Ringen und Kämpfen, ja in der Mitwelt Undank und Verfolgungssucht, als den auserwählten Verkündiger seiner Wunder geliebt. — Es ist nicht der Gott, den Ihr mit den Lippen bekennt, nach aller Welt Weise, des todten Buchstaben gefügig Kind, der Glaube Eurer Seele, der Hort Eures Lebens! Von Innen herausgebildet, durchströmt von warmer Liebesgluth für Menschenrecht und Würde, hat er oft unbewußt in einem großen Herzen gewaltet, und sein Odem war Liebesgabe, Selbstentäußerung und Entsagung, die erglühend für Andre ihrer selbst vergaß. — Auch ich bin unter dem Gappen der Maschine, dem Rennen und Summen der Menge, mit einem Herzen voll geweihter Erinnerungen in Bonn's Bahnhof abgestiegen, ich drückte die Hand fest auf das gewaltig bewegte Herz, und sagte dem Schritt, der unwillkürlich nach der wohlbekannten Seite hinlenkte: zurück!

Denn öde und einsam war das Haus in des Bahnhofs Nähe, in dem ich vor einem Jahr den Dichter von reichem Familienglück gesegnet, besuchte. Ich sage nicht, wie der unbekannte Autor des genannten Artikels: „denn ich kenne ihn und habe ihn einst geliebt", ich liebe ihn wie nur ein treuer Freund und Bewunderer des Genius und werde ihn immer lieben, sei es im Glanz seiner geweihten Seele, wie sonst von Licht und Leben strahlend, oder in seiner düstren Größe, den armen Märtyrer, dessen Dornenkrone ihre Strahlen vernichtend gegen die Verfolger des Geistes sendet. Ich stieg aus und mußte doch an dem Hause vorbei, durch das Sternthor wandernd, das Hôtel Bellevue, das ich vor einem Jahr bewohnt, erreichen. O, wie blickte mich da, wie ein beredtes Geisterauge, der Schatten der Erinnerung an, ich drückte die Hand auf die Augen und wäre ich eine Frau gewesen, mich hätten die glühenden Thränen lindernd überströmt, die als Schmerzen in die bewegte Brust zurücksanken. Ja, vor einem Jahr, als der deutsche Blüthenfrühling alle Herzen durchjubelt, da war ich, es war im August, in Bonn angelangt, zu Kinkel geeilt, den mächtigen Geist in dem Zusammenstoß mit der thatengebietenden Zeit zu sehen, ich hatte ihn 1847 kennen und lieben gelernt und mit Wonne den Reden gelauscht, die ihm harmonisch von den Lippen strömten, seine ganze schöne Seele wie eine himmlische Inspiration, seinen weit umfassenden Geist wie Ahndung seltner Gotteswunder, sein Herz voll echter Menschenliebe, in treuer Brust aufgenommen. — Ich fand ihn nicht zu Hause, er war in der Volksversammlung, seine Frau war mit den Kindern allein, sie hatte seit zehn Tagen ein neues Pfand seiner Liebe, ein holdes Knäblein, ihr schönes dunkelblaues Auge glänzte noch von Fiebergluth, sie war bleich und bewegt, sie erzählte mir von den Verfolgungen, die sie in dieser Zeit erlitten, weil der Dichter mit voller bewegter Brust in den Strom der Verheißungen für Völkerglück und Freiheit sich gestürzt. Johanna Kinkel ist nicht zehn, sondern fünf Jahre älter als ihr Mann, sie liebt ihn mit jener warmen Liebesgluth, die jedes Weib in den Augen des Geliebten verschönt, sie hat das Reich der Töne, die ewig jung, wie Kinkel es ist, in meiner Gegenwart sie voll warmer Hingebung an die Dichterbrust drückend, sagte, in ihrer Gewalt; unter ihren Sturmeswogen und Liebeskosen, unter ihrem Festgeläute und leise beschwichtigenden Klängen, ist ihm manches stolze Kunstgebilde aufgegangen, das er freundlich der lauschenden Welt mitgetheilt. — Erst am Abend kam Kinkel, sein herrlich Weib, wie er sie nannte, zu begrüßen. Der schöne schwärmende junge Mann von 1848 war unter der Zeiten Macht gewandelt, in einem Jahr hatten silberne Locken ihm, unter den schwarzen Schmuck des Haupthaares gemengt, die Schläfen gedeckt, Denken und Fühlen für seines Volkes Wohl, Sorgen und Bangen um verscherzte Freiheitsgüter, hatten ihm das jugendliche Haupt versengt, um die hohe Stirne schwebte der Gedanke, wie eine Silberwolke Gewitter zeugend, des Blickes tiefe Gluthen leuchteten in erhabnem Ernst, der dunkle Bart paßte zu des Mannes erprobter Kraft, er schaute nicht jubelnd wie sonst, nein, mit ernster Beredtsamkeit in der Zeiten Ringen und Kämpfe, eine antike Ruhe wie ein Freund sich ausdrückte, über einem Flammenmeer von Bewegung. Es war etwas prophetisches in seinem ganzen Wesen, in seiner Rede mächtigem Zauberklang. Sich selbst setzte er ganz bei Seite, er meinte, die Idee, die allgewaltige, müsse siegend des Bösen Macht überstrahlen, sie sei aber um so Vieles größer als ihre Träger, daß diese bei Seite geschoben würden, und wenn ich untergehe, sagte er mir mit düstrer Ruhe, was liegt daran, wenn nur das Gute, das ich gewollt, siegt, ein Mann muß sein Schicksal tragen können.

Als die Stunde des Aufbruchs kam, begleitete er mich, wir gingen hinaus in die schwärmende Nacht. Für große einzige Momente gibt es keine Worte der Erinnerung, sie bleiben uns in der Seele ausgeprägt, Bild und Ton zu gleicher Zeit, es weht in ihnen bis in unsere alten Tage die balsamische Luft, der warme Hauch der Gegenwärtigkeit, so soll es mit jenem Abende sein, der eines Trennungsjahres aufgehäufte Schätze an Wärme und Innigkeit aufnahm. In das stürmende Meer der Politik senkte des Dichters weiche Seele ihre süßen Klänge und schwebte, ein seliger Geist, Friede und Segen verkündend, über den Fluthen; mir schien es bald, aus ihm die hehren Harmonien seines Otto des Schützen zu hören, und dann wieder die klangvollsten Verse seines ergreifenden Trauerspiels, dem Lothar von Lotharingen, dann wehte in den lauen Abendlüften über dem schweigenden und träumenden Bonn seiner Gedichte ernste Weihe, und des Domes Kuppe schaute andächtig nach seiner Schönheiten Meister, der in seiner Geschichte der bildenden Künste den Laien und Gelehrten so sanft das Kunstgewand mit seinen ernsten Mysterien gelüftet. Noch irrten die Geister aus seinen Novellen über des Rheines Fluthen, die huldigend ein frommes Lied zu seinen Füßen aushauchten, und in dem Gruß der Begegnenden, der so vertrauend „Guten Abend, Herr Professor" klang, schien es mir die Seelen durchzufühlen, zu deren Leid und Bedürfnissen sich herabneigend, Kinkel's „Handwerk errette Dich!" so vorsorgend Aller Noth und Mängel bedacht. Da schlug es Mitternacht, und siehe da, es stiegen die Geister aus dem Schatten, denen seine beredten Kanzelreden einst das rein Menschliche, nachfühlend von höherer Macht beseelt, den Gott, der über den Zeiten waltet, in die Brust gelegt. Ich hatte seine Reden vor Kurzem gelesen und in Allem die Harmonie seines Wesens in ihrer ganzen Reine ausgeprägt gefunden, den Geist mit den Worten der Gotteslehre hat er sich angeeignet, Liebe und höchste Aufopferungsfähigkeit haben ja sein Leben durchglüht und erfüllt, ferne von ihm ist die Verfolgungssucht seiner frommen Verleumder, wahrlich vom Pharisäerthum kennt er kaum den Namen. Ich hielt vor des Gasthauses Thüre und blickte ihm noch lange nach, wie er so beim Sternenschimmer hoch und einsam hinwallte, und schrieb in meine Stube zurückgekommen die beifolgenden Zeilen nieder, die ich aus meinem Tagebuch aufschreibe, weil sie unmittelbar unter dem Eindruck seiner hervorragenden Persönlichkeit geschrieben. „Gott, welche ist die Zukunft, die des hohen Freundes Haupt umschwebt? Wie blickt das Herz so bang, wenn es die besondern Wege des genialen Mannes in treuer Freundschaft erwägt, wird es der Lorbeer oder die Dornenkrone sein, die dieses früh ergraute Haupt schmücken wird? Alles wird er würdig tragen, doch uns, die wir ihn lieben und verehren, bangt für ihn; höre ich seine Worte, so voller Harmonie und prophetischen Geistes, da glaube ich, glaube allem Guten und Großen, doch blicke ich in die Weltstürme, die ihn umbrausen, da scheint es mir, als müsse Blitz oder Sternenglorie sein Haupt treffen."

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Das deutſche Publikum und die fremde Belletriſtik.

Iriſche Novellen von Charles Lever. (The O'Donoghue, a tale of Ireland fifty years ago. — Charles O'Malley the Irish dragoon. — The Confessions of Harry Lorrequer. — The Knight of Gwynne, a tale of the time of the Union. — Arthur O'Leary: his wanderings and ponderings in many lands, edited by his friend, Harry Lorrequer. — Jack Hinton the guardsman.)

Es iſt eine perennirende Klage unſerer deutſchen Romanſchreiber, daß ein ebenſo undankbares als unpatriotiſches Publikum ſie nicht lieſt, und ſich ſtatt deſſen die engliſchen und franzöſiſchen Novitäten überſetzen läßt, um, gleich den reiſenden deutſchen Baronen im vorigen Jahrhundert, ſich durch die Ehrfurcht vor einer unheimiſchen Vorſtellungsweiſe und die Nachäffung fremder Sitten lächerlich zu machen. Das ſei die Erbſünde der deutſchen Nation, allzugerecht zu ſein gegen Alles, was das Ausland producirt, ſeine Trachten, ſeine Criminalgeſchichten und ſeine Conſtitutionen, dagegen verſtockt gegen Wodan und Freya, gegen Klopſtock, Gutzkow und Kotzebue, gegen die Schneiderreformen der Zeitung für die elegante Welt, gegen Jakob Böhme und den Tiefſinn der chriſtlich-germaniſchen naturwüchſigen Entwickelung, welche ſeit den Zeiten des politiſchen Wochenblatts in Berlin Mode geworden iſt. Ja ſelbſt in dem Hohn, mit welchem die deutſche Kritik die Thaten unſerer unſterblichen Revolutionshelden zerfetzt hat, läßt ſich dieſer Mangel an einem intenſiven Nationalgefühl wiedererkennen. Auf die Erſtürmung der Baſtille haben wir Sonnette gemacht, und der Zenghausſturm in Berlin hat uns kalt gelaſſen, wir haben uns über Vater Karbe und den Tonnen-Müller, den Präſidenten des ſouveränen Lindenclubs, mit frechem und unehrerbietigem Tadel ausgeſprochen.

Nun iſt man wohl geneigt, den Mangel an Selbſtgefühl, mit welchem der Deutſche im Ausland auftritt, nicht blos ſeiner angebornen Beſcheidenheit, ſondern auch andern, poſitiven und ziemlich handgreiflichen Gründen beizumeſſen. Wenn der Sohn Albions mit dem Ausdruck im Geſicht, mit welchem Jupiter das Incognito ſeiner Ochſenmaske abgeworfen haben mag, als er ſich der ſchönen Europa in ſeiner ganzen Majeſtät zu erkennen gab, erklärt: ich bin ein Engländer, ſo denkt er

dabei an die Kriegsschiffe, die jedes Haar auf seinem Haupte bewachen. Wollte aber ein unseliger Deutscher durch einen ähnlichen Ausbruch des nationalen Selbstgefühls dem Ausland imponiren wollen, so würde weder der edle Lord, der aus Sparsamkeitsgründen eine Rheinfahrt macht, noch die schmutzige Theerjacke, die in einer Kneipe an der Themse Grog trinkt, sich eines kleinen Sneer enthalten können, und sie würden sich erkundigen, ob Deutschland vielleicht das Reich des Central-Johann sei, von welchem einige Abgeordnete bei den Staatssecretären Antichambre gemacht hätten, das Reich, dessen sämmtliche Häfen ein Jahr hindurch von einer dänischen Fregatte in Blockade gehalten wären?

In der Literatur dagegen gibt man sich nicht Mühe, den Geschmack des Publikums zu begreifen. Die Autoren-Eitelkeit ist zu groß, um nicht in jedem ungenügenden Erfolg eine angelegte Verschwörung gegen die Persönlichkeit des Verfassers zu suchen. Nun ist die Barbarei der deutschen Literatur so groß, daß man in jedem Fall, wo nicht das eigene Interesse ins Spiel kommt, dem mißbilligenden Urtheil der Menge beipflichtet; jeder einzelne Schriftsteller ist damit einverstanden, daß man von Gutzkow, der Hanke, der Birch, Wilibald Alexis, kurz von jedem bestimmten Autor nicht viel hält, aber es indignirt ihn, daß man von den deutschen Autoren überhaupt nicht viel hält. Zuzugeben, daß die Unpopularität unserer Belletristen in der Natur der Sache liegt, würde als ein Sacrileg an der Majestät des deutschen Volkes angesehen werden.

Und doch ist es so. Diese Gleichgiltigkeit gegen seine Dichter ist von Seiten des Publikums keine Caprice, es läßt ihnen nur ihr Recht angedeihen. Wir haben Conditoren die Fülle, aber keinen ordentlichen Bäcker, der Hausmannsbrot zu bereiten verstände. Wir haben alle Ursache, auf die Sommitäten unserer Wissenschaft und Kunst mit Selbstgefühl zu blicken; unsere Bethoven und Hegel, Humboldt und Ranke, Göthe und Schiller weichen keinem Engländer oder Franzosen. Aber dann hört es auch auf. Die Verfertiger unserer Leihbibliothek-Romane stehen entweder so tief unter dem Niveau der allgemeinen Bildung, daß es Jeden, der nicht Kammerjungfer oder Schwung ist, anwidern muß, sie in die Hand zu nehmen — die Clauren, die Schilling u. s. w.; oder sie gehören zu der Klasse der Geistreichen und sind alsdann so verschroben, so Faustisch, so manierirt, daß sie kaum in einem ästhetischen Thee vorgelesen werden können, was sehr viel ist. So die Epigonen unseres weimarischen Götzendienstes von der romantischen Schule, dem jungen Deutschland und der modernen aristokratischen Frisur. In beiden Fällen ist der Grundfehler der Mangel an Stoff. Unser Leben ist sehr verkümmert, wer es nicht unmittelbar erfahren hat, kann es aus unsern Romanen lernen. Man geht bis Secunda, um sich zur Laufbahn eines Postsecretärs vorzubilden, dann verliebt man sich in irgend eine Putzmacherin, die ein Paar Worte Französisch versteht, wirft ihr auf der städtischen Ressource während einiger verwickelten Touren im Contretanz einige gefährliche Blicke zu, wird seelenvoll angeschaut,

grüßt sie dann durch's Fenster mit holdem Erröthen, notirt sorgfältig diesen Blickwechsel im Tagebuch, das man regelmäßig weiter führt, wenn gerade kein Brief zu expediren ist — woraus beiläufig das tiefere Gefühl zu erklären ist, mit dem man auf die Frage: Wie viel macht das Porto? antwortet: drei Neugroschen sieben Pfennige, denn eben hatte man geschrieben: „Ich wagte es, im Cotillon leise ihre Hand zu drücken, und in diesem Augenblick traf ein elektrischer Funke aus ihren schmachtenden Augen mein Herz." Und da diese empirischen Facta nicht ausreichen, ein nicht unbedeutendes Volumen in blauem, gepreßtem Papier auszufüllen, das currente Geschäft — die Brief-Expedition — die Gedanken nicht völlig ausfüllt, da man eine sehr bestimmte Carriere vor sich hat, die ehrgeizige Pläne anderer Art nicht wohl aufkommen läßt, und die selbst das Schaffen und Sorgen für einen weiteren Erwerb ausschließt, so beschäftigt man sich denn damit, die Geliebte weiter auszumalen, wie sie aus ihrem Kochbuch die Kunst lernt, einen Liebestrank zu bereiten, wie sie nicht allein Strümpfe strickt, sondern auch Netze, die Herzen zu fangen u. s. w., bis man sich endlich nach langem Zagen — eben ist der Brief mit der fixen Anstellung eingetroffen — entschließt, seine Erklärung zu machen.

Natürlich findet es sich nun, daß der liebenswürdige junge Blondin gleichfalls schon lange das süße Geheimniß, die stille Sehnsucht des Herzens gewesen ist, es wird Hochzeit gemacht, dann kommen noch ein paar fulminante Eifersuchtsscenen in's Tagebuch, weiter weiß man nichts hineinzuschreiben, und so schreibt man es denn von Vorne, nur macht man aus der Jule eine Jette, aus der Luise eine Marie, aus dem Postsecretär einen Rechnungsrath, und liest die rührende Geschichte erst seiner Frau vor, dann läßt man sie im Kreiswochenblatt abdrucken, und so kommt sie in die Leihbibliotheken. Dann geht's wieder von Vorne an, Jette wird eine Lotte, der Rechnungsrath ein Leutnant von der Artillerie; noch höher, die Putzmacherin eine Gräfin, der Leutnant ein Baron, und so ist es gar nicht unmöglich, daß man sich zuletzt bis zur historischen Novelle versteigt. — Das ist das erste Genre, der gemeine Norddeutsche Wald- und Sumpf-Roman, oder die Geschichte von den Beamten dritter Classe. Oder nehmen wir einen armen Theologen; das hat seinen Ovid gelesen, es hat auf der Schule Hexameter gemacht, es überläßt sich in dem katechetischen Seminar, wenn auch mit Zittern und Bangen, einer memorirten Begeisterung, in der Glaube, Liebe und Hoffnung eine große Rolle spielen; es hat von Hause nichts mitbekommen, als einen alten Einsegnungsfrack, ein paar Schinken und die Hausbibel, es muß nun, während die Commilitonen gegenüber in der Schenke mit bacchantischem Gebrüll Bier trinken, zu Hause sitzen, und sein trocken Brot mit seinen Thränen befeuchten, bis es einem reichen jüdischen Banquier als Hofmeister empfohlen wird. Der Banquier ist natürlich Lichtfreund und gibt Soireen; bei besonders wichtigen Familienfesten muß der Candidat in seinem Einsegnungsfrack herunter. Heiliger Gott! dieser Glanz!

dieſe Pracht! dieſe Lichter! dieſe Cravatten! dieſe lackirten Stiefel! dieſe Handſchuhe! der arme Theolog, deſſen Einſegnungsfrack ſtark nach ſchlechtem Tabak riecht, möchte ſich in die Tiefen der Erde verbergen, er gäbe in dieſem Augenblick, gern alle ſeine Träume von einer fetten Pfarre, ſeine Wiſſenſchaft, ſein Leben ja ſeinen Glauben für eine Flaſche eau de Cologne! Und nun das Schlimmſte! Der Banquier hat eine Tochter! aber eine Tochter! ſie rauſcht einher in ſeidenen Gewändern, ſie trägt ein Schnupftuch mit Spitzen in ihren weichen Handſchuhen, ihr ſchwarzes Haar wird gehoben durch eine rothe Camelie; zuweilen, wenn ſie ſich mit graciöſer Nachläſſigkeit auf ihren Stuhl zurücklehnt, und ein Sträußchen an ihre in den reinſten orientaliſchen Formen ausgebildete Naſe führt, halb umgewendet zu einem Aſſeſſor, der ihr lächelnd Artigkeiten ſagt — lächelnd, denn er hat weiße Zähne, wenn auch einen unbillig großen Mund — ſtreckt ſie den einen Fuß ein wenig aus der langen Robe hervor, um zu zeigen, daß er klein iſt. Der unglückſelige Hofmeiſter kann dieſes mörderiſche Füßchen nicht mehr aus den Gedanken bringen, es verfolgt ihn wie ein altes Weib. Und dieſe Feinheit, dieſes unausſprechlich Seeliſche, womit ſie auf die Bemerkung: „es iſt ſehr heiß hier!“ „Sehr!“ erwiedert. Nicht was man ſagt, iſt der Prüfſtein der Ariſtokratie, ſondern wie man es ſagt. — Seit dieſem Abende geht unſer Freund wie ein Träumender umher; er überſieht die Fehler in den Exercitien ſeiner Jungen, er kauft ſich Seife, er lieſt den Werther. Die Jungen kommen bald hinter die Unaufmerkſamkeit ihres Erziehers, ſie beſtreichen den Tiſch, worauf das umgekehrte Buch gelegt wird, mit Dinte, ſie ſtecken Zöpfe an den Einſegnungsfrack, ſie kleben endlich Pech auf den pädagogiſchen Stuhl. Aus ſeinen Träumen aufgeweckt, verliert er in einem Augenblick geſtörter erotiſcher Illuſionen die Faſſung, und ſtreicht die Banquierſöhne. Heulend eilen ſie zur Mutter, und dieſe kommt in ihrer Indignation auf den Argwohn, der Lehrer habe ſich dem Brantwein ergeben. Man zahlt ihm mit 20 Thlr. Preußiſch das laufende Vierteljahr voll, und ſetzt ihn vor die Thüre. Still und wild ſchleicht er durch die Gaſſen, eines ſchönen Abends hört er den Portier des Hauſes, das noch immer das magiſche Centrum ſeiner Wanderungen iſt, von der Verlobung Sidoniens mit einem Gardeleutnant ſprechen, feſtgewurzelt ſteht er auf dem Pflaſter, ein Corpsburſch rennt ihn an, in ſeiner Verzweiflung ſtürzt er ihm einen dummen Jungen, und die Regelmäßigkeit ſeiner Naſe wird durch einen halbflachen Hieb auf immer entſtellt. Natürlich fällt er durch's Examen, von Hauſe erfolgen die nöthigen Flüche, er ſitzt einige Tage in dumpfer Verſtörung in ſeinem Kämmerlein, ohne drauf zu achten, daß der Ofen raucht, endlich überträgt ihm ein mitleidiger Rector die lateiniſchen Stunden in einer ſtädtiſchen Realſchule, er bringt es endlich zum Ordinarius der letzten Claſſe, und heirathet die Tochter ſeines Wirths, eines Fleiſchers, eine große, dürre, knochige Figur in ziemlichen Jahren und einem Anflug von Schnurrbart. Die ewigen Unruhen ſeiner Schulſtunden, das Keifen ſeiner

Frau und die Exercitien geben endlich seinem Gemüth die nöthige Consistenz, er wird sanft und stille, — seine Haare gehen aus, dafür bekommt er ein Bäuchlein und gewinnt Muße, um alle Abende ein paar Stunden an einem Roman zu schreiben, der von unglücklicher Liebe handelt. Der Held erschießt sich regelmäßig, die Heldin, die ihn heimlich geliebt hat, und die trotzdem gnädige Frau geworden ist, von einem harten, mephistopheliſchen Vater gezwungen, und die nun aus einem eleganten Modenjournal die Nachricht von seinem Tode erhält, verfällt in Krämpfe, man zweifelt an ihrem Aufkommen. Der Name der Heldin lautet nie Sidonie, fängt aber stets mit einem S. an: Seraphine, Suleika, Sophie u. s. w. — Das ist das zweite Genre, der empfindsame oder Herzensroman. —

Sehr böse sieht aber die Sache aus, wenn wir in die Sphären des eigentlichen Genies übergehn. Hier ist Geld genug vorhanden, in's Theater zu gehn, man trägt einen Bart à la jeune Allemagne, quetscht ein Glas zwischen die Augenmuskeln, lorgnettirt die Tänzerinnen, gibt sich das Ansehn, den Sillery mousseux vom Grünberger Champagner zu unterscheiden, macht Sonnette an das unbekannte Ideal, die mit Heinischen Cynismen endigen, citirt Stellen aus dem Faust und lächelt bitter, wenn man zufriedenen Menschen begegnet. Auf der Straße und in der Loge ist es nöthig, einen schwarzen Carbonaro malerisch um die Schultern zu schlingen, in den Gesellschaften trägt man einen courfähigen Frack. Man weiht nur verheiratheten Frauen seine Flamme, am liebsten einer Gräfin, und spricht zuweilen mit finstern Seitenblicken von der Jugendzeit, wo man noch an reine Liebe glaubte. Man hat Clavierspielen gelernt, ist aber viel zu vornehm, um etwas anders, als einige herzzerreißende Akkorde anzuschlagen; man hängt Byrons Portrait über seinen eleganten Schreibtisch, und übt sich im Pistolenschießen. Man spricht langsam und flüsternd, tanzt nie und hat eine fatiguirte Miene. Man ist ein Jahrlang Referendarius gewesen, hat dann den prosaischen Aktenstaub abgestreift und lebt von seinen Renten. Man übersetzt Beethoven in Worte, und würde die Blumen sprechen hören, wenn es nicht zu unbequem wäre, seine Aufmerksamkeit anzuspannen. Mit Verachtung verzehrt man, aber reichlich, seine Austern, jedes Glas, das man leert, ist ein Hohn gegen Gott und die Menschheit. Man muß wenigstens einmal in Venedig gewesen sein und eine einsame Gondelfahrt gemacht haben. Man raucht Havannah's und liest sehr viel französische Romane; man sitzt gern auf einem Fauteuil und gähnt zuweilen mit Grazie und Ausdruck. Man leidet an Kopfschmerz und betrachtet jeden Erfolg, den ein Anderer davonträgt, als ein Attentat auf die eigne Berechtigung. Man ist Republikaner und betet den Adel an. Man deutet zuweilen auf Herzen hin, die man gebrochen habe, und hat eine Sammlung verschiedenartiger Mordgewehre in seiner Bibliothek, aber man ist nie auf der Mensur gewesen. — Die Novellen dieser Classe — die socialen oder zerrissenen — haben den Vorzug großer Kürze; sie fangen mit „Und" an, haben entweder einen schrecklichen oder lächerlichen Aus-

gang, enthalten viele incommensurable Empfindungen, und sind fragmentarisch, wie Mosaikarbeit entworfen; es treten jedesmal Personen auf, von denen man nie erfährt, was sie sind und was sie wollen.

Damit ist unsere belletristische Literatur so ziemlich erschöpft. Wenn man es also unserm armen Publikum verdenkt, daß ihrem Herzensbedürfniß ein solcher Vorrath nicht genügt, so sollte man doch billig in Erwägung ziehn, daß der Patriotismus zwar viel vermag, aber Eines nicht: er vermag nicht, der Langeweile zu widerstehn. Der französische Roman, so schlecht er sonst sein mag, versteht wenigstens, uns in Spannung zu setzen; Feuer, Erfindung, Lebendigkeit werden wir nie vermissen, wenn auch das Feuer ein Strohfeuer ist, wenn auch die Erfindung mit der naivsten Frechheit sich in Unmöglichkeiten ergeht, wenn auch die Lebendigkeit etwas vom Polisson an sich hat. Bei dem Engländer dagegen finden wir stets einen Reichthum an concreten, in der Regel mit humoristischer Anschaulichkeit dargestellten Figuren, ein gesundes, derbes, zuweilen cynisches, aber nie verschrobenes Leben, und Anschauungen und Vorstellungen, in denen Jeder sich heimisch findet. Die Gemüthlichkeit des britischen Kaminfeuers wärmt die gesammte englische Literatur.

So ist es bei den Irischen Novellen der Fall, die ich ungerechter Weise dazu benutzt habe, den Lesern der Grenzboten einen Excurs über die Nichtsnutzigkeit der deutschen Belletristik zu octroyiren. Wenn uns die deutschen Communisten von Irland erzählen, so gewinnt man nur abstracte Begriffe von Elend, Hartherzigkeit und Verbrechen. Man nehme aber einmal Lever zur Hand — nicht weniger seine Vorgängerin Lady Morgan — und man wird erstaunen, was für ein Schatz von Gemüth, Drolligkeit und Schwänken in dieser verwahrlosten Stiefschwester der stolzen Britannia zu finden ist. Vom Standpunkt des Staatsökonomen angesehen, ist Irland nichts als ein abschreckendes Beispiel, mischt man sich aber selber in diesen bunten Fasching, in dieses lärmende, betrunkene, aber doch in seiner Art glückselige Treiben, so wird man zu dem Gefühl kommen, daß die Leere, Nüchternheit und Morosität unserer gesellschaftlichen Zustände nicht lediglich aus der Verwahrlosung unserer politischen Zustände herzuleiten ist.

Zum Schluß möchte ich den Unterschied zwischen der Belletristik der drei Nationen noch auf die charakteristischen Bildungsmittel zurückführen, die bei jeder von ihnen vorwiegen. Bei den Engländern ist es die philologisch-historische Erziehung, die Politik, der Handel und die Industrie. Der britische Dichter lernt von der frühesten Jugend auf, gründlich auf das Detail eingehen; er findet dann Gelegenheit, überall mit Menschen zu verkehren, die einen autonomen Zweck und einen in ihrer Lebensweise begründeten weiten Blick haben. Es wird ihm daher leicht, charakteristische Gestalten zu schaffen, die ihr Recht in sich selber tragen. Bei der Bildung der Franzosen herrscht die mathematische Richtung vor, selbst in ihrer Sprache; sie räsonniren mit wenigstens äußerlicher Logik und gehen, auch in ih-

ren Erzählungen, in geradester Linie auf ihren Zweck los. Später vervollständigen sie sich in der Chaumière, im Salon und an der Börse. Sie gewinnen schnellen Witz, Grazie und Kühnheit im Combiniren. Wir armen Deutschen! Bei unserer Bildung geht die Philosophie über die historischen und exacten Wissenschaften hinaus, trotz aller Schulen; es werden uns weite, complicirte, romantische Gesichtspunkte gegeben, ehe wir gelernt haben, die Dinge selber genau zu betrachten; in unseren sog. deutschen Aufsätzen in der Schule hält man uns an, Dilettant zu werden, noch ehe es uns Freude macht; man treibt uns dazu, in dem formlosen Dilettantismus unserer Göthe u. s. w. die wahre Höhe der Kunst zu ahnen, noch ehe die Willkür uns ein wirkliches Wohlgefallen erregt. Später gilt der Beamte mehr als der Kaufmann und der Industrielle, das Aufgeben des selbstständigen Erwerbs, des selbstständigen Willens an einen außer uns liegenden Zweck höher, als der gesunde Egoismus. Wir werden Münzen mit uniformem Gepräge. In den Nebenstunden lassen wir uns Musik machen. Reichthum an Reflexionen, Reichthum an Pflichten, Reichthum an Stimmungen! Philosophie, Bureau, Musik! Darüber ist uns der Humor nicht weniger verloren gegangen, als die Freiheit.

Zur antiromantischen Literatur.

Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhang mit Goethe und Schiller. Von Hermann Hettner. Braunschweig, Vieweg.

Der Verfasser erklärt im Vorwort seiner kleinen Schrift, sie solle keine eigentliche Geschichte der Schule sein, sondern nur eine Vorstudie dazu. So verhält es sich auch; nur wird der Vorstudie wohl keine wirkliche Geschichte folgen. Es sind eben kritische Bemerkungen über einzelne Dichter der sogenannten romantischen Schule, über Göthe und Schiller, sowie einige andere Schriftsteller jener Periode, geordnet nach den Rubriken: 1) der poetische Idealismus, 2) das Romantische, 3) Göthe und Schiller in ihrem Verhältniß zur Antike, 4) Katholicismus und Mittelalter, 5) Anfänge der historischen Poesie. Vorlesungen für ein gebildetes Publikum, das immerhin Manches daraus lernen kann. Der Verfasser legt einen ziemlich starken Accent darauf, daß man nicht ungerecht gegen jene Schriftsteller sein soll, er findet die dramatisirten Märchen von Tieck, sowie seine spätern Novellen sehr zu loben, er tadelt es, daß Ruge und Andere die ganze Schule auf einen einzigen Begriff reducirt haben, und thut nachher doch dasselbe, indem er sagt: „Die romantische Schule ist die Doctrin und Praxis der subjectiv auf sich gestellten, gegenstandlosen, phantastischen Phantasie“, was Ruge mit denselben

Worten gesagt hat; er polemisirt gegen die Kritiker, welche in der Schlegel'schen Ironie ein frivoles „Ueber-Alles-hinaus-sein" finden: „Diese Auffassung ist ganz gewiß falsch. Vergißt man denn ganz und gar, daß die Romantiker stets von Anfang an, nicht blos in der katholischen Periode, die rabbiatesten Fanatiker gewesen?" — und setzt dann im Einzelnen ganz richtig auseinander, wie die Häupter der Schule, namentlich die Schlegel und Tieck, zu keiner Zeit, auch nicht einmal in der katholischen Periode, rabbiate Fanatiker gewesen sind, sondern immer über Alles hinaus u. s. w. Die Billigkeit collidirt beständig mit der Kenntniß.

Ich würde die Schrift nicht angeführt haben, wenn sie mir nicht Gelegenheit böte, mich über das Verhältniß unserer Zeit zu jenem romantischen Spuk bestimmter auszusprechen.

In den älteren Compendien der deutschen Literaturgeschichte wird entweder mit Goethe und Schiller geradezu geschlossen, oder es werden noch im Anhang, etwa unter dem Titel „Gelesene Schriften" die sämmtlichen Literaten, die neben jenen beiden Heroen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts den Büchermarkt bereichert haben, in bunter Reihe abgefertigt. Man sprach zwar von einer romantischen Schule, zu welcher man ziemlich willkürlich fünf Schriftsteller rechnete, wie man es später auch mit dem jungen Deutschland gethan hat, aber sie unter einem gemeinsamen Begriff zusammenzufassen, fiel Niemandem ein, weil sie zunächst nur den Eindruck einer grenzenlosen Confusion machten. Den deutschen Jahrbüchern war es vorbehalten, diesen leitenden Begriff zu finden und den Ausdruck desselben als die bewußte Reaction des umgekehrten Idealismus gegen den modernen Geist zu bezeichnen. Seitdem ist man daran gegangen, die romantische Schule als ein Ganzes zum Gegenstand der Geschichtschreibung zu machen.

Allein weder in der Wissenschaft, noch in der Kunst, noch im Leben hat es die Schule zu einer classischen Form, zu einem Abschluß gebracht; überall lehnt sie sich an mächtigere Richtungen an, die sich zwar in ihr wie in einem Knotenpunkt zusammenfädeln, die aber an sich viel werthvoller, bedeutender und einflußreicher sind, als die ganze Schule zusammengenommen. Wie will man ihre philosophischen Paradoxien verstehen ohne Fichte und Schelling? ihre religiösen Visionen ohne Schleiermacher? ihre politisirenden Phrasen ohne die historisch-juridische Schule? ihren poetisirenden Dilettantismus ohne Göthe? ihre ästhetischen Fragmente ohne Schiller? Wie will man ferner ihre Vorliebe für gewisse Dichter, wie Dante, Calderon, Shakespeare begreifen, ohne das Gemeinsame herauszufinden, das diese großen Dichter, die der Welt aus andern Gründen imponiren, mit diesen doctrinären Grillen in Verhältniß gesetzt hat? wie ihre Vorliebe für den Katholicismus und das Mittelalter, wenn man nicht auch in diesen historischen Erscheinungen den rothen Faden schimmern sieht, an den die Schule die Eingebungen ihrer Phantasie zu reihen pflegt? Ist man aber erst so weit, so geht das Interesse weit mehr darauf hin, den innern Zusammenhang zwischen

dieſen welthiſtoriſchen Geſtalten nachzuweiſen, als in ihnen das Material der neuen Doctrinen zu begreifen. So wird aus einer Geſchichte der romantiſchen Schule eine Culturgeſchichte der neuern Zeit ſeit dem Chriſtenthum, durch welches in einer gewaltigen Erſchütterung eine neue Geiſtesform der Menſchheit octroyirt wurde.

Eine ſolche Geſchichte leidet an zwei Uebelſtänden. Einmal fehlt ihr die Pointe. Man iſt verdrießlich und mit Recht, daß die koloſſalen Erſchütterungen des Weltgeiſtes am Ende zu einer Clique von Dilettanten geführt haben ſollen, die aus jenen Erſcheinungen nichts zu machen wußten, als ſie in ein Kaleidoskop zu werfen und ſich an dem bunten Spiel in kindiſchem Behagen zu ergötzen. Alſo Chriſtus, Gregor VII., Dante, Luther, Shakeſpeare, Calderon, Kant, Göthe u. ſ. w. mußten ſich der Welt offenbaren, um die Herren Schlegel, Tieck, Novalis und Wackenroder möglich zu machen. Tant de bruit pour une omelette.

Sodann iſt es doch keine vollſtändige Culturgeſchichte. Es iſt ein beſtimmter Geſichtspunkt, ein beſtimmter Begriff, dem der Forſcher nachgeht, und ſo gewiſſenhaft er in jedem Augenblick unterſcheiden mag: was ich von dieſer beſtimmten Erſcheinung darſtelle, iſt mit nichten ihre Totalität, ſondern nur die beſtimmte Seite derſelben, durch welche ſie mit der Idee der Romantik zuſammenhängt — es hilft nichts, man fragt doch jeden Augenblick: aber warum nur dieſe Eine Seite? Ja ſo! um der Herren Schlegel, Tieck, Novalis und Wackenroder willen.

Leſer, die in meine „Geſchichte der Romantik" einen Blick gethan, werden gemerkt haben, daß dies eine Selbſtkritik iſt. Zu meiner Rechtfertigung muß ich noch hinzuſetzen, daß, wenn man ſich einmal die Aufgabe ſtellt, den Begriff der Romantik zu analyſiren, der Weg der hiſtoriſchen Entwickelung, den ich eingeſchlagen habe, der einzig mögliche iſt. Wenn man die endliche Seite der Erſcheinungen begreift, darf man noch kein „Nichtswüthrich" ſein, wozu Herr Wolfgang Menzel mich hat ſtempeln wollen.

Eine Geſchichte aber der romantiſchen Schule an und für ſich zu ſchreiben, iſt unmöglich. Gegenſtand der Geſchichte kann nur werden, was einen beſtimmten, poſitiven Inhalt hat. Die Schule hat keinen; ſie iſt ein Gebräu aus tauſend verſchiedenen Ingredienzen, und ſelbſt das chemiſche Präparat, durch das dieſelben zerſetzt werden, gehört ihr nicht eigen. Entweder wird man ſich damit begnügen, in einzelnen Monographien beſtimmte Richtungen oder beſtimmte Perſönlichkeiten zu zeichnen, oder man wird ſie in der allgemeinen Culturgeſchichte, und da nur in flüchtigen Skizzen, als Symptome einer vorübergehenden Geiſteskrankheit andeuten. Selbſt in der Literaturgeſchichte wird ſie bis auf einzelne Momente verſchwinden, denn was ſie producirt hat, iſt nicht der Rede werth.

Am beſten iſt ſie daher noch immer polemiſch dargeſtellt. Zuerſt war es Fichte in ſeinen Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters (1805), der, ohne ſie zu nennen, dieſe launenhafte Reaction gegen den Geiſt der Freiheit mit einer

Schärfe und Sicherheit zerlegte, wie es nur einer verwandten und doch im innerlichsten Wesen entgegengesetzten Richtung möglich ist. Denn die Form seines Philosophirens hatte er mit der Schule gemein, oder vielmehr sie hatte es ihm abgelernt; noch in keinem System war das Ich mit einer so grandiosen Freiheit mit der Natur und Gott umgesprungen. Aber sein Ziel war nicht die ironische Freiheit des Geistes, die Wirklichkeit zu einer Phantasmagorie der Seele herabzusetzen; ihn trieb die Sehnsucht nach einem festen, sittlichen Inhalt, und in der Freiheit sah er nur die Fähigkeit und die Verpflichtung, das eigene Wesen mit unendlicher Hingebung dem sittlichen Geiste zu opfern. Damals waren die unsittlichen Doctrinen der Schule noch eine Paradoxie; das moralische Pathos der Philosophen — Kant, Fichte, Jacobi — sprach nur bestimmter aus, was mehr oder minder bedingt der ganzen Welt als Glaubensartikel galt.

Als aber die Jahrbücher (1840) in demselben Eifer sittlicher Gewißheit das Manifest des „Protestantismus" gegen die Romantik erließen, war bereits die gesammte Literatur von dem Gift dieser dilettantischen Ironie so zerfressen, daß die Opposition der Sittlichkeit geradezu als eine Opposition gegen den herrschenden Geist der Zeit erschien. Der Ernst und die Schonungslosigkeit dieser Polemik ist nicht genug anzuerkennen, wenn man es sich auch mit der Charakteristik ziemlich leicht machte. Echtermayer hatte ein scharfes Auge für die einzelnen Aeußerungen des romantischen Wesens, Ruge gab diesen Anschauungen die witzige und elegante Form. Es wurden von jedem der Romantiker ein Paar charakteristische Züge erzählt und dann dem Publikum zugerufen: Siehe, diesen Unsinn hast Du als Evangelium, diese Unsittlichkeit als höhere sittliche Idee gefeiert! Schäme Dich Deiner Thorheit und bessere Dich. Der Witz war überall schlagend, und was den Schilderungen an Gründlichkeit abging, ersetzte der Ernst, mit dem man das eigene sittliche Princip festhielt. Ruge hat später sehr Unrecht daran gethan, diese polemischen Fragmente zu einer literarhistorischen Monographie zu erweitern. Als solche sehen sie dürftig und ungenau aus.

Gervinus steht in seiner Behandlung der romantischen Schule ungefähr auf demselben Standpunkt des sittlichen Pathos, wie Ruge, nur daß seine concreten historischen Anschauungen den Inhalt seiner Ueberzeugungen bestimmter begrenzen, als es bei dem revolutionären Philosophen der Fall ist. Seine Darstellung macht einen unerfreulichen Eindruck; da er nur den poetischen Theil der Literatur behandelt und Philosophie, Geschichte, Rechtswissenschaft, Theologie u. s. w. bei Seite läßt, so fehlt für die wunderlichen Aperçus der Schule vollends aller Leitfaden. Ueber ihre negativen Seiten wird man zwar hinlänglich in's Klare gesetzt, über ihre relative Berechtigung, ihren Zusammenhang mit der übrigen Kultur-Entwickelung erfährt man wenig. Erfreulich ist in dieser Polemik nur die unerbittliche Strenge gegen das unsittliche und unkünstlerische Wesen der Schule.

Bei der Werthlosigkeit des Gegenstandes sollte es nun scheinen, als thäte man

am Besten, sich mit den Romantikern überhaupt nicht weiter abzugeben. So steht die Sache aber nicht. Der Geist, aus welchem die Mißgeburten der Schule hervorgingen, ist noch in voller Kraft. Wir müssen ihn schonungslos bekämpfen, um seiner Herr zu werden, und, da mit abstracten Lehrsätzen nicht viel gethan ist, an seinen Trägern. Freilich ist solche Kritik nur dann fruchtbar, wenn sie mit der Produktion Hand in Hand geht. Die Romantik, d. h. die Reaktion der willkürlichen Phantasie gegen die Logik, wird dadurch aufgehoben, daß man die Thätigkeit des schaffenden Geistes auf einen unmittelbaren, bestimmten, bewußten Zweck leitet. Die Wissenschaft, die Kunst, das Staatsleben hat die Hauptsache zu thun, aber der Kritik bleibt die nicht minder ehrenvolle Aufgabe, ihnen den Weg zu ebnen.

Die Romantik ist reich an Metamorphosen; hat man ihr die eine Maske abgerissen, so zeigt sie doch noch nicht ihr wahres Gesicht; eine Larve steckt hinter der andern. Es läßt sich das in der Kunst, in der Wissenschaft und im Staatsleben veranschaulichen. Ich erinnere hier nur an Einzelnes.

Zuerst die Kunst. Die Richtung auf den unmittelbaren Erfolg der Bühne hat die dramatischen Dichter von der Formlosigkeit abgelenkt, welche seit Goethe der haut-gout unserer exclusiven Literatur war. Gutzkow und Laube haben darin ein großes Verdienst. Romantisch bleibt in ihnen die hinter dem Anschein outrirter Genialität versteckte Unklarheit der sittlichen und psychischen Motive. Die Kritik wird überall daran zu erinnern haben, daß um geistreich zu sein, man vor allen Dingen gesunden Menschenverstand haben; daß, um mit der Welt in eine fruchtbare Collision zu gerathen, man ihr eine harte, spröde Selbstständigkeit, einen energischen Charakter entgegenbringen muß. — In der Malerei haben die Franzosen mit ihren geschichtlichen Abbildungen, die Reisenden mit ihren naturhistorischen Studien, alle Welt mit ihrem Sinn für Portraits viel gethan, den Erbfehler der romantischen Kunst, die Darstellung übersinnlicher d. h. unsinnlicher Begebenheiten und Ideen abzuwenden; doch macht sich in der forcirten Symbolik der Münchner, und in der unplastischen Sentimentalität der Düsseldorfer noch immer die alte Romantik geltend. Gegen diese hat die Kritik Protest einzulegen.

In der Wissenschaft sind in der Naturgeschichte, wie in der historischen Kritik (wozu ich auch die theologische rechne), in den letzten Jahren so ungeheure Fortschritte gemacht, daß die mystischen, allegorischen und sentimentalen Tiraden halbgebildeter Philosophen nicht mehr viel sagen wollen. Die Objectivität — die Vergangenheit des Menschengeschlechts und die Natur — wird durch gründliche Forschungen dem Auge so nahe gerückt, daß der Nebelspuk gespenstischer Nachtwandler Niemand mehr verwirrt. Hier überläßt die Kritik ihre Polemik billig der Wissenschaft selbst, und die Philosophie wird sich verständigen müssen, nichts anders zu sein, als der Inbegriff der rationell behandelten Wissenschaften.

Gefährlicher sieht es mit den Zweigen der Wissenschaft aus, die sich unmittelbar auf das Leben beziehn. In den sittlichen Begriffen herrscht noch immer

eine grenzenlose Verwirrung, in den Predigten, wie in den religiösen Compendien wird noch immer eine Empfindungsweise, ein Rechtsprincip und eine Weltanschauung vorgetragen, die mit dem Herzen, dem Verstande und der Bildung in diametralen Widerspruch steht. Es wäre ein thörichtes Vorurtheil von der Kritik, wenn sie durch einfaches Aussprechen der Wahrheit die Lüge zu vernichten glaubte. Sie muß das Voltairesche: Ecrasez l'Infame! den Kampf gegen die Transcendenz des Guten in jedem Augenblick erneuen, aber sie darf es nicht mit frivoler Nachsicht gegen die liebenswürdigen Schwächen einer holden Illusion, sie wird nur dann von Gewicht sein, wenn sie den heiligen Zorn gegen die Lüge mit aller Gewalt einer sittlichen Idee im Herzen trägt. Die beiden letzten Jahre haben ein wahres Chaos romantischer Illusionen zu Tage gefördert; zuerst waren es die hohlen Phrasen der Revolution, welche die vernünftige Entwicklung der Geschichte verwirrten, heute ist es die Caprice im reactionären Heerlager, die hohle Phrase von dem organischen Naturwuchs und dem göttlichen Recht der Könige. Es ist schwächlich, aus diesem Kampf mit resignirter Erbitterung zu weichen; der Haß gegen das Schlechte ist eine edle Leidenschaft, und der Kampf gegen Ungeheuer schon an sich eine Lust, ganz abgesehen vom Erfolg.

Neue Dramatiker.

Zweierlei thut dem dramatischen Dichter vor Allem Noth. Zuerst ein Gemüth, welches die Eindrücke der Welt unverzerrt, vollständig und klar wiederspiegelt, sich leicht und mühelos den Empfindungen der Stunde hingibt und sich leicht und unverwirrt aus denselben zurückzieht, sie richtig verstehend und heiter übersehend. Solche glückliche Organisation der Seele, welche den Menschen aus Leidenschaft und Unglück rettet, vor Selbstüberschätzung und Einseitigkeit bewahrt, ist bei Dichtern verhältnißmäßig noch seltener zu finden, als bei Solchen, welche keine Kunst üben. Ueberall aber erfreut und verklärt sie den Lebenskreis, in welchem sie sichtbar wird; wir nennen solche Individualitäten, reine, selbstständige, harmonische; wir empfinden die wohlthätige Einwirkung, welche sie auf uns ausüben, und fragen uns selten nach dem Grunde derselben. Wäre die productive Kraft Heinrichs von Kleist mit einer solchen Eigenthümlichkeit des Gemüths verbunden gewesen, hätte Lenau sie besessen, wäre Hebbel nicht so sehr fern davon, so würden diese Namen eine ganz andere Bedeutung für unsere Literatur gewonnen haben. Die zweite Gabe aber, welche der Dramatiker braucht, ist eine Eigenthümlichkeit seiner schöpferischen Kraft: die Fähigkeit, seine Gestalten in der Be-

wegung zu ſehen, alle Gefühle und Leidenſchaften der Charaktere in ihrem Urſprunge, Verlauf und ihren Folgen ſo zu empfinden, wie ſie an den beſtimmten Individuen zur Erſcheinung kommen, nicht nur in Worten, ſondern auch in den Pauſen der Rede, dem Thun der Perſonen, in allen möglichen Aeußerungen, welche dem Charakter entſprechend und für die Wirkung auf den Zuſchauer zweckmäßig ſind. Je deutlicher ſich der Charakter der Perſon in den Worten ausdrückt, je genauer empfunden das Detail der Bewegungen und kleinen Züge iſt, in welchen ſich die Stimmung des Individuums äußert, deſto größer wird der Eindruck, welchen die Darſtellung der Bühne auf uns macht. Man zerlege z. B. die Mordſcene im Macbeth: die Viſion des Dolches, die kalte Beobachtung ſeiner ſelbſt in der ſchaudervollen Situation, das Schlagen der Glocke, — die Starrheit nach der That, ſein Grübeln über das „Amen", die durchbrechende kurze Klage: Macbeth wird nicht ſchlafen mehr, und das Erſchrecken ſeiner erſchlafften Nerven. Das iſt jenes Detail der charakteriſtiſchen Anſchauungen, welches eine der größten Scenen des größten Dichters dramatiſch macht. Uns Deutſchen iſt wenig gegeben, das Individuum in dem Detail ſeiner Erſcheinung zu genießen, und die Kraft, daſſelbe darzuſtellen, iſt bei uns ſelten genug, es fehlt uns nicht an Energie der Empfindung, wohl aber an Klarheit und Kraft der Anſchauungen; beobachten wir doch auch ein Leben unſicherer und undeutlicher als die Engländer.

Dazu kommt als dritte Eigenſchaft Kenntniß der Technik, des Zweckmäßigen und Nothwendigen im Bau des Dramas. Dieſe Kenntniß kann für die Poeten, welche nicht ſelbſt Schauſpieler ſind, nur durch Lehre oder langes mühſames Selbſtſtudium gewonnen werden. Das künſtleriſch gebildete Drama iſt in ſeiner Art ein ebenſo ſchwieriges Gebäude, als etwa ein gothiſches Gewölbe oder ein griechiſcher Tempel; es fällt Niemandem ein, ein architektoniſches Kunſtwerk zu conſtruiren, wenn er nicht die Baukunſt gelernt hat, Theaterſtücke aber ſchreibt man in Deutſchland noch immer auf gut Glück nach den unklaren Eindrücken und mangelhaften Vorſtellungen, welche man aus der Aufführung vorhandener Bühnenſtücke nach Hauſe trägt. —

Wir haben in Deutſchland gegenwärtig keinen Menſchen, welcher den Beweis geführt hat, daß er die erwähnten drei Eigenſchaften eines guten Theaterſchriftſtellers in bedeutendem Maße beſitze. Um ſo mehr ziemt es der Kritik, neue Talente mit Aufmerkſamkeit und Wohlwollen zu behandeln. Aber, wohl gemerkt, dies Wohlwollen darf keine Beſchönigung der Schwächen oder Fehler werden. Wenn wir zu Etwas kommen wollen in unſerem deutſchen Leben und unſerer Kunſt, ſo iſt vor Allem nothwendig, daß wir einander ehrlich und rückſichtslos die Wahrheit ſagen, und in der Kritik all das kindiſche und geckenhafte Geſaſel, jenes witzloſe Geiſtreichthun und das Ableiern unverſtändlicher Phraſen, hinter welchen ſich die klägliche Unwiſſenheit verſteckt, das Lobhudeln und in den Schmutz

Treten aufhören machen. Es gilt jetzt auf den Trümmern der untergehenden Kunst einen neuen Bau aufzuführen, an der Sache muß uns liegen, an der Kunst selber, die Personen, seien sie Freunde oder Gegner, müssen sich gewöhnen, ihre Leistungen rücksichtslos beurtheilt zu sehen. Wer weichlich ist, eitel und besorgt, alten Ruhm zu wahren, der thut nicht gut, jetzt für die Bühne zu schreiben. Denn der größere Ernst und die Sehnsucht nach Klarheit und Harmonie, welche in den letzten Jahren über den gebildeten Deutschen gekommen sind, üben zuletzt ihren Einfluß auf die Kunsturtheile der Verständigen; und was vor wenig Jahren noch geduldet, ja gelobt wurde, wird jetzt schonungslos verworfen werden. Nicht von der genießenden Masse, dem großen Publikum, das ist — ohne seine Schuld — roher und gemeiner geworden, als es sonst zu sein pflegte; aber die Zahl der Urtheilsfähigen ist größer und ihr Zusammenhang fester geworden. Wir haben mit Schrecken und Schmerz erfahren, wie schwach und krank unser deutsches Leben ist, und suchen eifrig die Genesung.

Ein Drama: Maximilian Robespierre von Prof. Griepenkerl macht jetzt Aufsehn. Ich habe das Stück, welches noch Manuscript ist, nicht selbst gelesen, nur gehört. Der Verfasser reist umher und liest es für Geld vor. Es ist nicht zu wünschen, daß diese Methode der Verbreitung Nachahmer finde, sie steht einem deutschen Dichter sehr schlecht. Aus diesem Grunde und weil das Stück keine gute Arbeit ist, auch in Bezug auf die zukünftige Thätigkeit des Verfassers nichts Gutes ahnen läßt, würde dies Blatt vermeiden, eine Bemerkung darüber zu machen, zumal nicht anzunehmen ist, daß es auf andere Produktionen nachtheiligen Einfluß ausüben wird. Aber die Freunde des Mannes haben in ihrem wohlwollenden Eifer so viel Zeitungslärm gemacht, und die Berliner Kritiker haben wieder einmal so den Kopf verloren, — was ihnen nicht selten passirt — daß es nicht unnütz sein wird, die Wahrheit zu sagen. Das Drama behandelt Robespierre's Herrschaft und Fall, es beginnt mit dem Zerwürfniß zwischen Danton und Robespierre und endet mit der Hoffnung auf eine verständigere Zeit. — Die französische Revolutionsgeschichte ist ein ebenso verführerischer, als bedenklicher Stoff, wenn sich das Drama, wie hier geschieht, die Aufgabe stellt, ein Stück der Geschichte selbst künstlerisch zuzurichten. Denn dann ist es das Ungeheure der Zeit, was zur Produktion reizt, und die Menschen darin sind nichts, als Marionetten der politischen Idee dieser Zeit, welche sich eine Weile spreizen, ihr Glaubensbekenntniß sagen, einander abthun und abgethan werden. Und so ist es auch in diesem Stück. Sie werden abgethan einer nach dem andern, und wenn der Letzte getödtet ist, tritt Ruhe ein, das Spiel ist zu Ende. Auf diesem Wege wird die Tragödie eine Fratze, einige abgeschmackte Frauenzimmer, einige lauersame Patrioten, einige Tyrannen, einige unglückliche Schlachtopfer sprechen und streiten über Politik, und sterben um Politik; was sie waren und was sie wollten, wissen wir aus der Geschichte, aus einem Theaterstück wird man wenig Geschenktes darf

über erfahren. Bei solcher Auffassung, welche ungefähr dieselbe künstlerische Berechtigung hat, wie die Bilder in den Geschichtsbüchern unserer Mädchenschulen, wird auch die künstlerische Bildung der Charaktere sehr gestört. Der Verfasser dieses Stückes hat aber auch da, wo sie möglich gewesen wäre, keine Fähigkeit dafür gezeigt. Der betrunkene Polterer Danton, der Schleicher Robespierre sind rohe und widerliche Holzschnitte, von den Frauen gar nicht zu reden. Aber sie waren in der Wirklichkeit nicht besser? Als wenn das für den Künstler eine Entschuldigung wäre. Und sie waren besser, sie waren doch Menschen mit einer starken Lebenskraft, in dem Stück sind sie Nichts. Der Schluß des ersten Aktes z. B. ist ein Streit zwischen Danton und Robespierre, der des zweiten Danton's Verhaftung. Wie leicht wäre es auch einem mäßigen Talent gewesen, hier dramatisches Leben zu entwickeln, namentlich Danton brauchte das, weil er, der Gegensatz und das Opfer Robespierre's, dessen Folie sein muß. Ihn hätte der Verfasser zunächst als einen tüchtigen Gesellen in großer Kraft und energischer That zeigen müssen. Er läßt ihn aber in seiner großen Scene im ersten Akt sich betrinken und randaliren, im zweiten Akt, wo er sich von Robespierre verfolgt weiß und die dringendste Aufforderung hat, etwas zu thun, in der Provinzialstadt neben seinem Weibe sitzen und gemüthlich allerlei von Flucht und Rache schwatzen, bis er gefangen wird. Als er gefangen ist, ermannt er sich allerdings, denn weil die Nationalgarde, welche seine Verhaftung sichern soll, vor der Repräsentantenschärpe des Abgehenden noch salutirt, wendet er sich triumphirend um und spricht mit Donnerstimme: Noch kennt das Volk den Danton! — Aber Alles das ist historisch! — Ja, das eben ist der Teufel, historisch sind viele gute Sachen, welche in einem Drama sehr einfältig aussehen. — So aber geht es durch das ganze Stück, sie tragen Alle Heldenlarven und sind nur Pierrots, wohlwollende Weinreisende oder schwarze Dominos.

Wer dies Urtheil für herb hält, dem diene zur Antwort, daß es noch viel strenger sein sollte. Denn das Stück hat den größten Fehler, den ein Bühnenstück haben kann, es ist roh, nicht weil die Seele, aus der es gequollen, ungebildet ist, sondern weil sie verbildet ist. Es sind falsche Effecte, die sie sucht, und unkünstlerische Wirkungen, welche sie mit Prätension hervorruft. Aber woher dann dieser allgemeine Beifall! Ist es möglich, daß ein solches Stück, werthlos und inhaltlos, wie es hier geschildert ist, in den größten Städten Deutschlands so laute Anerkennung des Publikums, so günstige Beurtheilung der Kritiker erwerben kann? Ja, ihr Freunde der grünen Blätter, das ist allerdings möglich. Man ist schon recht genügsam geworden in Sachen der Kunst, und die gutherzige Menge, welcher es gerade jetzt ein dringendes Bedürfniß ist, zu genießen und sich etwas imponiren zu lassen, ist gar nicht mehr weit von dem Geschmack der Stegreifkomödien und Staatsactionen entfernt. Wir haben einige Haupt- und Staatsactionen aus dem 17. Jahrhundert, mit welchen der Robespierre schon eine

sehr bedrohliche Aehnlichkeit hat. Daß aber unser Publikum so sehr von dem Vorlesen erbaut wurde, hat noch einen bessern Grund. Es war erfreut und dankbar über diese anschauliche und höchst populäre Darstellung eines interessanten Abschnittes der Geschichte und wurde erschüttert und fortgerissen durch die mächtige Stimme des Vorlesers. Alles Gute, was wir an dem Stück nicht rühmen konnten, wollen wir von dem Organe des Vorlesers sagen. Solche Kraft der Lungen und solche Ausdauer! Drei Stunden lang dröhnen die Flüche verzweifelter Candidaten der Guillotine aus seiner Brust, und im letzten Akt noch eben so voll als im ersten. Das ist in der That ein seltenes Talent. — Wenn sich aber die Kritiker von Profession diesem Stück gegenüber zu warmem Lobe haben verführen lassen, so gibt es dafür gar keine Entschuldigung. Denn das Nichtsnutzige des Stückes ist für ein geübtes Urtheil leicht zu erkennen, und es ist dabei weder Täuschung noch Verschiedenheit der Ansichten möglich. Es lohnt sich übrigens der Mühe, die Fähigkeiten und Kenntnisse der kritischen Wortführer in Berlin, der Rötscher, Klein und wie sie sonst heißen, wieder einer Kritik zu unterwerfen, denn ihre Unwissenheit sowohl, als ihre Gewissenlosigkeit ist größer, als in unseren Tagen billig ist, obgleich der eine von den Genannten ästhetische Bücher, der andere Theaterstücke geschrieben hat; Beiden sind die Gesetze des dramatischen Lebens fremd geblieben und ihr Urtheil ist auch in Sachen, welche auf der Hand liegen, unzuverlässig und bestechlich, wie es bei Dilettanten zu sein pflegt.

Wenn das Drama Robespierre gedruckt ist, werden die obigen Bemerkungen über das Stück auch denen, welche jetzt schöne Hoffnungen darauf setzen, nicht ungerecht erscheinen. Da man die Gesetze der Kunst in ihrer innern Nothwendigkeit fast aus allen Gebilden, aus guten, wie aus schlechten, construiren kann, so wollen wir dasselbe Drama alsdann bei einem längeren Aufsatz über die Technik des Schauspiels zu Grunde legen. Bis dahin mögen unsere Leser den Grenzboten glauben, daß das Stück kein Gewinn für die Kunst ist; jedes Stück von Gutzkow übertrifft dasselbe an Reichthum der Anschauungen in den Situationen, und jedes Stück der Birch an zweckmäßiger Zubereitung der Scenen.

Dagegen liegt ein anderes Stück im Manuscript vor uns: Eine Waldtragödie von Otto Ludwig, welches Beweis einer so glücklichen Dichterkraft ist, daß sich daraus für die Zukunft vieles Gute hoffen läßt. Hier ist endlich einmal ein Deutscher, welcher Bewegungen der Seele, die größten Leidenschaften reich und wirksam darzustellen weiß. Das nächste Heft soll eine kurze Kritik des Dramas und des Dichtertalentes bringen, so weit es uns erkennbar ist.

Von der hannöverschen Nordseeküste.

Die Winterfahrt über die Elbe von Hamburg nach Harburg gibt einem deutschen Patrioten allerlei zu denken. Als Hamburg die französische Präfecturstadt des Departements der Elbmündung war, schlugen die praktischen Franzosen sogleich eine Pfahlbrücke über die Insel Wilhelmsburg nach dem jenseitigen Elbufer. Kaum waren sie vertrieben, so war es das Erste, was die wohlweisen Regierungen beider eifersüchtigen Nachbarstaaten unternahmen, diese Brücke so geschwind als möglich wieder abzubrechen. Und bis jetzt dauert die unsichere, beschwerliche Winterpassage, daß man oft Stunden lang auf der weder fest gefrornen, noch für die Dampfer fahrbaren Elbe auf Eisböten herumtreiben muß, weil Hamburg und Hannover sich nicht über den Bau einer Brücke einigen können.

Die hannöverschen Landestheile zwischen Unter-Weser und Unter-Elbe sind kein schönes, aber ein tüchtiges Land, sowohl der ebene, meist ergiebige Boden, als die langsamen, kernhaften Menschen. Der flüchtige Reisende wird theilnahmlos durch die flache Gegend eilen, ja, sich freuen, hat er dieselbe erst verlassen. Aber wohlhabende, arbeitsame, strebsame Menschen leben hier, das Proletariat ist kaum dem Namen nach bekannt, und überall erfreut sich das Auge an dem Anblick gut gehaltener Bauernhöfe, deren Aeußeres die innere Gediegenheit verräth. Der Bauernstand bildet hier noch den Kern der Bevölkerung, an den dann alles Uebrige sich anschließen muß; zwar sind die Häuser, selbst der ersten Bauern gewöhnlich nur mit einem Strohdache versehen, und das Vieh hat oft seine Stallung im gleichen Gebäude, aber Alles ist so fest gezimmert, so wohl gehalten, daß man es mit herzlichem Behagen betrachtet. Vor Allem die Pferde, das Rindvieh. Hier spannt der Bauer vier starke Rosse vor seinen Düngerwagen, gleich von Farbe, gleich stattlich und fehlerlos im Bau; unter dem allgemeinen Namen „Mecklenburger" sind sie in der ganzen Welt berühmt, denn selbst der Sultan in Constantinopel hat sich diese Race für seine Staatskarosse kommen lassen. Auch Geist und Gesinnung der ländlichen Bevölkerung sind an den Küsten der Nordsee brav und kräftig. Zwar ist die Zunge nicht sehr gelenk, die Worte fließen nicht so rasch, wie an den sonnigen Ufern des Rheins, dafür ist das, was gesagt wird, auch gründlich, wohldurchdacht und zuverlässig. An Politik nimmt man hier jetzt regen Antheil, und der Bauer lies't regelmäßig seine Zeitung, gewöhnlich die Weser- und Neue Bremer Zeitung, auch die „Zeitung für Norddeutschland" findet man hier sehr häufig, seltener die offizielle „Hannoversche Zeitung." Natürlich ist die Stimmung des Volkes durch einen starken Instinkt für Conser-

vatismus bedingt, Reformen will man, gewaltsame Revolutionen haßt man sehr. Ebenso ist man hier überwiegend deutsch gesinnt und mißbilligt die partikularistische Tendenz des Ministeriums Stüve entschieden, obgleich man dabei wieder gerecht und leidenschaftslos genug ist, um die vielen guten Eigenschaften desselben richtig zu würdigen. Er ist hier immer noch ein sehr populärer Mann, der bedächtige Norddeutsche vergißt nicht so leicht alte Verdienste.

Trotzdem kann man überall sehr strenge Urtheile über die jetzige hannöversche Politik hören, die nicht mit leidenschaftlicher Heftigkeit oder maßloser Tadelsucht, sondern mit ruhiger Klarheit, ja oft mit sichtbarem Schmerz vorgetragen werden. Die meisten Beamten, ein großer Theil des Offiziercorps (der Infanterie) empfindet tief die mehr als zweideutige Rolle, welche Hannover jetzt in der deutschen Angelegenheit einzunehmen verdammt ist. „Und wenn wir uns jetzt noch nicht anschließen, so ist doch der König Ernst August 78½ Jahr alt und am ersten Tage nach seinem Tode geschieht dies gewiß auf ein oder die andere Weise.“ Dies hört man an den Elbe- und Wesermündungen sehr oft. Preußen ist hier im Norden, zwar nicht geliebt, aber geachtet, um die Verbindung mit Oestreich kümmert man sich hier wie überhaupt in allen norddeutschen Küsten-Ländern gar nicht. Wenn der König Ernst August liebt, als Greis noch die buntbeschnürte Husarenjacke seines östreichischen Regimentes (was beiläufig gesagt, den Obersten Ernst Graf Kiß an der Spitze, ganz und gar auf Seiten der Ungarn kämpfte) zu tragen, und an Hayman seinen höchsten Orden gibt, so hat dergleichen im ganzen Land, einige Dutzend Hocharistokraten abgerechnet, keine andere Wirkung, als ein langsames Kopfschütteln. Grade die Hofaristokratie ist jetzt auch über Stüves Gesinnung hoch erfreut, ja sie vergibt ihm fast schon seine bürgerliche Abkunft und seine anderweitige treffliche, an guten Reformen reiche Verwaltung. Auch der alte König ist jetzt mit diesem Minister, der ihm früher so vielen Verdruß gemacht hat, sehr zufrieden. Soll er doch neulich zu demselben bei einer Hoftafel in seinem gebrochenen Deutsch gesagt haben: „Sie muß noch heirathen, Stüve, daß ich bald noch mehr solch kleine Stüve bekomme.“

Uebrigens ist der alte König in seinem Lande durchaus beliebt, gradezu ein populärer Charakter, namentlich bei den Landbewohnern. Er ist doch wenigstens ein fester Mann, man weiß, was man an ihm hat, und dies ist in jetziger Zeit schon Manches werth. Dann hat er auch den Bauern mehrfache Erleichterungen verschafft. Der frühere Vicekönig, der Herzog von Cambridge war ein sehr gutmüthiger und wohlwollender, aber schwacher Mann, unter dem zuletzt eine furchtbare Unordnung und Saumseligkeit in allen öffentlichen Geschäften eingerissen war. Jeder Beamte that so ziemlich was er wollte, und mit einer hannöverschen Behörde zu verhandeln, konnte in Verzweiflung bringen. Da hat denn der jetzige Herr in seiner raschen, entschiedenen, oft freilich despotischen Weise, tüchtig durchgegriffen und das Landvolk, was den Nutzen hiervon hat, dankt ihm dies sehr. Ist der

König schlechter Laune und das soll sehr oft der Fall sein, so macht er wenig Unterschied zwischen einem Stallknecht oder einem hohen Beamten, wenn dieser sein Mißfallen erregt hat, und kanzelt Beide auf gleiche Weise ab. Die unteren Stände freuen sich dann, daß der vornehme hochmüthige Mann auch sein tüchtig Theil vom strengen alten König bekommen habe, und mit Wohlgefallen gehen unzählige, oft sehr kräftige Aeußerungen dieser Art im Munde des Volkes umher. Dann freute man sich auch sehr über die schnellen Antworten, die auf Eingaben und Beschwerden vom Könige selbst erfolgen, in denen er zuweilen zur Verzweiflung seiner Juristen mit hausbackenem Verstand und vieler Gemüthlichkeit entscheiden soll. Nur seine Passion für die Jagd und die Kavallerie muß nicht mit seiner Gutmüthigkeit in Conflict kommen. In seinen Bescheiden gibt er den klagenden Bittstellern gern Recht, aber in Jagd- und Militäraugelegenheiten ist er grimmig und schont durchaus keine Unterthanengefühle. Die hannöversche Kavallerie ist aber auch so vortrefflich, daß man es kaum dem Könige verdenken kann, wenn er großen Gefallen an ihr findet. Solch edle Rosse reitet keine andere deutsche Reiterei, und dazu besteht die Mannschaft aus lauter freiwilligen, wohlhabenden Bauernsöhnen, dem Kern der männlichen Bevölkerung. Eigenthümlich ist die Einrichtung, daß oft die Hälfte der Mannschaft mit sammt ihren Pferden auf Monate in die Heimath beurlaubt wird. In jedem hannöverschen Dorfe findet man einige so beurlaubte Husaren, Dragoner oder Küraſſiere, die in der Woche ihren Eltern oder Brüdern fleißig bei der Arbeit helfen, des Sonntags in den Feierstunden aber wacker ihre schönen Pferde herumtummeln, um die gelernten Reiterkünste nicht zu vergessen, ein Gegenstand des Neides aller übrigen Dorfburschen, der Sehnsucht aller Dorfschönen. Die letzten Jahre haben übrigens auch bei der hannöverschen Kavallerie, sonst dem unantastbaren Heiligthum des Königs, ihren zerstörenden Einfluß ausgeübt. Der Kostenersparniß wegen hat man sich genöthigt gesehen, aus drei Regimentern immer zwei zu machen. Früher hatte man die Regimenter an Mannschaft möglichst recht klein gehalten, um so viel Stabsoffiziere als möglich anzustellen und die Mannigfaltigkeit der Uniformen zu erhöhen. Die Zahl der Reiterregimenter betrug sonst 8, jetzt sind sie in 6 zusammengezogen und das Land spart mehrere tausend Thaler, ohne daß der militärische Nutzen im Mindesten gelitten hätte. — Ein sehr überflüssiger und verhaßter Luxus sind die Garden. Frankreich und Oestreich haben sie nicht, selbst Baiern hat keine. Und Hannover, das doch kleiner ist, hat bei 1¼ Million Einwohnern, Garde-Grenadiere, Garde-Jäger, Garde du corps, Garde-Küraſſiere, Garde-Husaren u. s. w.

Daß nach des Königs Tode vielfache Veränderungen im ganzen Lande vorgehen werden, ist die allgemeine Ueberzeugung. Der kostbare Hofstaat in Hannover selbst, das Prunken mit unnützen, aber sehr kostspieligen Gesandten an allen möglichen Höfen dürfte sehr vermindert werden. Auch soll die künftige Regenten-

familie, besonders die Kronprinzessin, die man im Lande liebt und lobt, sehr deutsch gesinnt und darin ganz das Gegentheil des jetzigen Königs sein. Das Land wird dieser deutschen Richtung gewiß nachfolgen; jetzt trägt in der That eine Art Scheu vor dem alten König dazu bei, die Bevölkerung des Königreichs in der deutschen Frage kühl zu erhalten. Der norddeutsche Charakter ergreift Alles langsamer, aber auch viel nachhaltiger wie der süddeutsche, und der Gedanke eines einigen Deutschlands, der nun einmal auch in der hannöverschen Landbevölkerung aufgewacht ist, läßt sich nicht wieder unterdrücken, er wächst ruhig und nimmt zu, bis er sich einmal in die That umsetzt, und erreicht gewiß auf ein oder die andere Weise doch sein Ziel.

Besonders interessant ist in dieser Gegend das hannöversche Wesernfer unterhalb Bremen. Hier lebt eine mehr see- als landgewohnte Bevölkerung; von diesen Dörfern und Flecken aus erhält die Bremer Rhederei einen großen Theil ihrer tüchtigsten Matrosen, auch viele Schiffskapitäne der großen Handelsfahrzeuge wohnen in kleinen freundlichen Häuschen, die unweit Vegesack in großer Menge von dem hohen Wesernfer herabschauen. Wackere, erfahrene Leute, bekannt in den fernsten Winkeln der Erde, sind unter diesen Kapitänen, Männer, mit denen sich manche Stunde angenehm und lehrreich verplaudern läßt. Gerade ihre Tüchtigkeit hat viel mit dazu beigetragen, den Bremer großen Handelsfahrzeugen einen so günstigen Ruf in allen Häfen zu verschaffen. Ihr Leben ist anstrengend und mühevoll genug, im Kreise der Familie sind sie nur selten. Kaum aus Amerika oder Australien zurückgekehrt, nur einige Wochen Rast im heimischen Hafen und mit günstigem Winde geht es wieder hinaus in die See, nach Amerika oder Australien zurück. Am Wenigsten sind die Führer jener großen Wallfischfänger daheim, deren mehrere theils unter bremischer, theils hannöverscher Flagge von hier ausfahren, sie kreuzen oft über drei Jahre und nicht in den anmuthigsten Breitegraden.

Zur Bemannung unserer jungen Flotte haben diese hannöverschen Küstenländer sehr viele tüchtige Matrosen und jüngere Seeoffiziere beigesteuert. Hat man doch aus diesem Grunde und um dem greisen König zu schmeicheln, der so viel thun kann, unsere Flotte zu fördern, aber auch zu hemmen, einer wunderschönen neuen Dampfkorvette erster Klasse den Namen „König Ernst August von Hannover" beigelegt. Die hannöverschen Seeleute haben sich hierüber gefreut und es als eine Ehre für ihr Land angesehen, und die nächste große Fregatte, welche vom Stapel läuft, soll den Ehrennamen „Preußen" erhalten. —

Beiträge zur Geschichte der ungarischen Revolution.

II.

Wer die Auswanderung von Pesth nach Szegedin in den ersten Tagen des Juli nicht gesehen, ja wer nicht selbst daran Theil genommen hat und auf den Stationen Czegled, Szolnok und Kecskemet, wo die Flüchtlinge sich sammelten, um dem allgemeinen Ziele zuzuströmen, den Anfang des Ganzen aus den einzelnen Massen abschätzen konnte, der wird sich unmöglich vorstellen, welch' kolossale Ausdehnung die ungarische Revolution in diesem an Wohlleben und adliges far niente gewohnten Lande gewonnen hatte. Man denke sich einen ganzen wohl eingerichteten, civilisirten Staat mit seinen Ministerien, Departements, Bureaus, Archiven, Gerichtshöfen, Universitäten, Spitälern und Kunstschätzen auf der Flucht vor einer heranstürmenden Horde und man hat ein Bild von dem letzten Abzuge der Ungarn aus Pesth in den ersten Tagen des Juli 1849.

Im Januar dieses Jahres war es die Revolution, die sich in der Person ihrer Fahnenträger nach Debreczin zurückzog: jetzt hatte sich die Revolution der Herzen der ungebildeten Menge wie der Intelligenzen bemächtigt, sie flüchtete und mit ihr flüchtete der Geist aus dem Körper Ungarns. Der auffallendste Umstand aber in dieser traurigen Epoche ist, daß zwar die Hauptstadt schon in den letzten Tagen vor dem Auszug eine sehr verzweifelte Physiognomie angenommen hatte, die auswandernden Individuen aber nur wenig von dieser Entmuthigung ergriffen waren. — Der Ausländer, und vor Allen der bedächtig vorschreitende Deutsche, wird vielleicht diese sorglose Hingebung Leichtsinn schelten, allein wer das ungarische Volk und die damaligen Verhältnisse genau kennt, wird sich doch über die unzerstörbare Zuversicht der Meisten nicht wundern. Die ungarische Sache war damals allerdings auf einen Punkt gekommen, wo kein Rücktritt möglich und die Erfolge der Nation so weit gediehen waren, daß, wenn nicht massenhafter Verrath vorfiel, an den damals noch Niemand glaubte, selbst im schlimmsten Falle eine bewaffnete Transaction für Ungarn übrig zu sein schien. Außerdem war sich Ungarn der großen Sympathien bewußt, die in jener Zeit in allen Staaten Europas für sein Schicksal erwachten; und daß die Sympathien der Völker so wenig fruchten, das hat uns eben erst der definitive Fall Ungarns gelehrt. Endlich war man gewöhnt, so viele Versprechungen, welche die Regierung sonst geleistet hatte und die man lange für unausführbar gehalten hatte, in wundervoller Erfüllung zu sehen, daß auch die jetzigen zuversichtlichen Aeußerungen der Regierung nicht verfehlten, die Gemüther einigermaßen zu beruhigen.

Die Regierung hatte in der That bei ihrem Einzuge in Szegedin noch die

besten Chancen für sich; und hätte sie hier die Energie entwickelt, die einst Kossut allein in Debreczin an den Tag legte*), so hätte Ungarn vielleicht seine Unabhängigkeit, aber nicht seine „Freiheit" verlieren können.

In Szegedin bildete sich gleich nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung eine heftige Opposition gegen die den Gouverneur umgebende Camarilla. So nannte man damals einen Club, der im Verein mit Kossuth's Gemahlin einen sehr gefährlichen Einfluß auf den großen Volksmann geübt haben soll: und von dieser Opposition, von der Paul Nyari, Zrinyi, der Justizminister Bukovich, der Communicationsminister Csanyi, der damalige Kriegsminister General Aulich, und mehrere andere Namen von gutem Klange im Heere und Parlamente den Kern bildeten, konnte wirklich ein Aufschwung der deprimirten Kräfte und eine Erhöhung der revolutionären Thätigkeit gehofft werden**). Aber sie ge-

*) Kossuth hat in Debreczin eigentlich als Dictator regiert, denn der Landesvertheidigungsausschuß, der die Stelle eines Ministeriums vertreten sollte, war nach dem Madaraß'schen Skandal und dem Austritt einiger seiner Mitglieder zu einem wahren Schatten herabgesunken.

Anm. d. Eins.

**) Hier möge meine Ansicht über die Otto Wigand'sche Broschüre stehen. Der „Herausgeber" scheint diese Schrift mehr seiner eigenen Anmerkungen als der Kossuth'schen Abhandlung halber herausgegeben zu haben, und was Kossuth darin erzählt, ist so wirklich zubereitet, daß sich Einer daran zu Tode notiren könnte. Der Verfasser glaubte mit einigen sentimentalen Phrasen und süßlich-religiösen Seufzern Kossuth's Gemüthlichkeit und Seelenfülle nachahmen zu können, er trägt einige Thatsachen schlecht und recht zusammen, läßt einen gewissen Kossuth darüber räsonniren, und räsonnirt dann selbst gegen seinen eigenen Strohmann. So spricht sein Kossuth über die oben erwähnte Opposition S. 26 folgendermaßen: „Nie hätte Görgey den Verrath gewagt, wenn er von einer Partei im Reichstage nicht unterstützt wurde, (wir andern ungarischen Erdenkinder kannten in dem nachmärzlichen Ungarn diesen Namen gar nicht und wußten nur von einer Nationalversammlung nemzetgyüles; doch Kossuth muß das besser wissen!) die bereits vor der Einnahme von Ofen mit ihm conspirirt hatte. Von Szegedin aus verbreitete diese Partei künstlich die Idee, daß nur Görgey als Dictator uns zu retten vermöge. Dies brachte sie auch in der Reichstagsconferenz zur Sprache und ließ durch Abgesandte Görgey im Lager umschwärmen, die ihn beredeten, die Dictatur anzunehmen (und doch war Szegedin damals gänzlich von Görgey abgesperrt und die Regierung konnte sich erst in Arad, wie das amtliche „Közlöny" daselbst am 2. Aug. mittheilte, mit diesem Feldherrn in Verbindung setzen). Doch derjenige, dem ich so oft die oberste Gewalt angetragen hatte, war auch damals nicht im Stande, aufrichtig gegen mich zu sein." Wieder ein Magdalenenseufzer mit einigem Unsinn. Wenn Kossuth je gesonnen war, Görgey das Gouvernement zu übergeben, warum legte er seine Stelle nicht nieder, als er einsehen mußte, daß er weder mit ihm noch gegen ihn etwas ausrichten könne? Wozu bedurfte es der Conspiration und warum nennt es gar Kossuth eine Conspiration, wenn er sich selbst so oft bereitwillig zeigte, die Regierung an Görgey abzutreten? Den Herausgeber stört das Alles nicht, er ereifert sich nur in einer Note über den conspirirenden Reichstag und meint, man hätte das „ubi medicina non sanat ferrum sanat" u. s. w. anwenden sollen; — vielleicht den Reichstag stranguliren! Da sich aber später herausstellt, daß der edle Aulich auch einer dieser Conspiranten war, und gegen diesen Märtyrer das „ferrum" nicht füglich anzuwenden gewesen wäre, so verspricht uns der Her-

langte zu keinem Resultate, weil in solchen Krisen jede parlamentäre Opposition ein viel zu langsam wirkendes Mittel ist; kaum war sie gebildet, so waren auch die Mitglieder der Nationalversammlung schon genöthigt, Szegedin zu verlassen, — der Aufenthalt der Regierung in dieser Stadt dauerte nicht ganz drei Wochen — um entweder in Widdin oder am Hochgerichte wieder an das Tageslicht zu treten. Auch hatte diese Opposition, die gegen Kossuth's Autorität nur eine parlamentäre und keine revolutionäre *sein konnte*, nur die Alternative, entweder Kossuth zur frühern Energie zurückzuführen, oder eine Militärdiktatur unter Görgey zu errichten: allein ersteres setzte die Absetzung Görgey's voraus, was bei der gänzlichen Absperrung von diesem Feldherrn, und der Macht, die dieser durch die Schwäche des Ministeriums Szemere erreicht hatte, ganz unmöglich war; letzteres konnte bei der großen Popularität Kossuth's nur durch seinen *freiwilligen* Rücktritt geschehen, und dieser war bei der damaligen Umgebung des Gouverneurs wieder nicht durchzusetzen. In dieser Krise konnte nur der eiserne Wille Kossuth's selbst helfen. Entweder mußte er den vielmal ausposaunten Kreuzzug verwirklichen, die bereitstehenden Hunderttausende von Sensenmännern mit dem Heere unter Perczel und Dembinski vereinigen, das Glück durch Massen beschwören*), und Görgey moralisch zur Treue zwingen; oder, auf Ungarns *Unab-*

---

ausgeber wieder in einer Note bei einer andern Gelegenheit eine Charakteristik dieses Mannes dessen Hinneigung zu Görgey „ein aus der damaligen Verwirrung entstandener Akt kurzsichtigen Vertrauens" und „ein übel gewähltes Mittel" war, zu liefern. —

In diesem Geiste und Styl ist die ganze Brochure gehalten. Was ich von einer Kossuth'schen Arbeit erwarte und was wir zu erwarten berechtigt sind, werde ich weiter unten auseinandersetzen; was aber diese von dem „Herausgeber" zum „ferrum" verurtheilte Opposition betrifft, so wird der Ungar es diesen hochherzigen Patrioten Dank wissen, daß sie in der allgemeinen Verwirrung, die der „Herausgeber" freilich grade dieser Opposition unterschieben will, Besonnenheit und Kraft genug hatten, etwas Großes zu wollen und einen Mann, den sie alle hochschätzten, für die Rettung des Vaterlandes zum Opfer anzubieten. — Einem jüdischen Gelehrten wurde einst von einem Kollegen ein Werk zugeschickt mit der Bitte: der gelehrte Rabbi möge dasselbe durchlesen und bei jeder anstößigen Stelle sein Mißfallen durch einen Eindug andeuten. Der Rabbi, der das ganze Werk schlecht fand, bog das ganze Manuscript ein und schickte es dem Verfasser zurück. Herr Redakteur! Grade so ist mein Urtheil über das Aktenstück aus Widdin.

*) Hier muß ich den Leser wieder zur Brochüre zurückführen. Seite 19 läßt der „Herausgeber" seinen Kossuth den Verlust der vielen Pulvermühlen und Munitionsvorräthe beklagen (auch der Fabriken und Vorräthe zu Großwardein, die zur Zeit, in welche dieses Raisonnement fällt, noch in ungarischen Händen waren. Auf Genauigkeit hält der „Herausgeber" überhaupt wenig) und folgendes Räsonnement hinzusetzen: „Daher begann ich vergebens, von Stadt zu Stadt gehend, eine neue Reserve von 30,000 Mann zu errichten, wozu das herzhafte ungarische Volk sich zu Tausenden drängte, weil ich sie selbst anzuführen versprach." Welcher Unsinn und welche Lüge! Unsinn ist es, daß der Verlust der Munition und Pulver damals die Organisation der Reserve verhindert hätte. War doch ein bedeutender Theil des schon bestehenden ungarischen Heeres aus Mangel an Gewehren blos mit Piken bewaffnet, für ein zu

hängigkeit verzichtend, an Görgey selbst die Macht abtreten, damit wenigstens die Freiheit der Nation gerettet werde. Allein es war in dem Buche des Schicksals geschrieben, daß Ungarn für eine Zeit oder für immer zu sein aufhöre, und die Szegediner Opposition schoß ihre Pfeile gegen einen — Leichnam.

Man hat diese Opposition überhaupt vielfach falsch beurtheilt; besonders ihr Verhältniß zur Unabhängigkeitserklärung Ungarns. Einige Mitglieder derselben wurden für entschiedene Gegner dieses Aktes gehalten, ja man leitete die ganze Opposition von dem Widerstand einer Fraction gegen die Ablösung von Oestreich her. --

Dieser große und in seinen Folgen noch jetzt schwer zu beurtheilende Schritt der ungarischen Revolutionshäupter hat im Auslande und besonders in Deutschland eine vielfache, aber meist schiefe Beurtheilung erfahren. Weil er sich später als unwirksam herausstellte, glaubte man ihn zugleich unpolitisch nennen zu müssen, und ist geneigt zu behaupten, daß er nur in Kossuth und seinem Anhange, keineswegs aber in dem ungarischen Volke Grund und Boden hatte, da in dem ungarischen Volke kein Funke von Republikanismus sei u. s. w.

Das Volk in Ungarn hegt gegen das Hergebrachte, von den Vätern Ueberkommene eine außerordentliche Pietät, ich möchte sagen, eine religiöse Verehrung. Seine Geschichte kennt es nur aus Sagen und Liedern der Vorzeit, und da in diesen seine Fürsten, besonders aus dem Arpadischen Hause nur Helden- und Wohlthäterrollen spielen, so gewöhnte es sich, die Idee alles Großen und Edlen an die Erinnerung dieser poetischen Gebilde zu knüpfen und alle seine Leiden, selbst die aus dem Königthume überhaupt entsprangen, nur dem auswärtigen Herrscherhause zur Last zu legen. Daraus bildeten sich der ungewöhnliche Haß gegen Oestreich und die unaussprechliche Sehnsucht nach einem eigenen oder doch im Lande wohnenden König, mit dem man alle Tugenden ein- und alle Uebel auswandern läßt. Auch hier zeigte es sich, daß das Volk nie ganz Unrecht habe; denn wirklich schreibt sich die schmähliche Verwahrlosung der edlen Nation in Bildung der Industrie, ja selbst in der Agricultur nur von dem Umstande her, daß Ungarn immer für Oestreich eine Melkkuh abgeben mußte: und schon die vormärz-

---

organisirendes Reservecorps war an Gewehre gar nicht zu denken, und der Mangel an Pulver und Munition konnte einmal gar nicht mehr maßgebend sein; unwahr ist die Behauptung, daß Kossuth in dieser Zeit gar eine solche Reise gemacht hat, da er sich von Szegedin nur entfernte, als er nach Arad, und von Arad, als er nach Lugos ging. Wohl war das „herzhafte ungarische Volk" bereit, zu Hunderttausenden einzustehen; auf unsrer traurigen Wanderung wurden wir überall von den Massen des Volkes bestürmt und jeder frug: warum die Regierung sie nicht gegen den Feind des Vaterlandes anführen lasse? Aber warum dies nicht geschah, konnten wir ihnen nicht sagen; auch die Noten spendende Brochüre schweigt über diese Frage, und die ernsthafte Lösung solcher Räthsel sind wir allerdings berechtigt von einer Kossuth'schen Arbeit zu fordern!

liche Opposition war bemüht, dem Volke diesen Schaden fühlbar zu machen. Dieses Volk, das nur die staatliche Leibeigenschaft, aber nie die eigentliche Monarchie kennen gelernt hatte, und von dem idealen Königthume seiner Poesie durchdrungen war, konnte keine andere Regierungsform wünschen als die monarchische, mußte aber eben wegen dieses idealen Monarchismus das Haus Habsburg um so mehr hassen, da ihm dieses als Hinderniß zur Erreichung seines Ideals im Wege stand: daher die außerordentliche Begeisterung, welche das Volk in der großen Bewegung an den Tag legte. — Kossuth, der seine Nation kannte, glaubte also die großen Anstrengungen derselben während der Jahre 1848 u. 49 nicht besser belohnen und zugleich zur Unermüdlichkeit steigern zu können, als wenn er ihr das Höchste und Längstersehnte zum Preis anbot; er erklärte also das Land für unabhängig von Oestreich, aber ohne sich für eine bestimmte Regierungsform auszusprechen*).

Das ungarische Volk, das zum Bewußtsein *seiner* Kraft, aber nie zur Kenntniß der Macht seiner Feinde gelangt war, sah sich nun am Ziele seiner längst gehegten Wünsche und jubelte dem „Befreier" der Nation aus vollem Herzen Beifall zu, ohne zu fragen, was nun eigentlich aus ihm, dem Volk, werden solle. Ja, auch der Umstand, daß vielleicht Kossuth selbst einst nach der Krone greifen könnte — eine Besorgniß, die trotz ihrer Ungereimtheit in einem andern Volke Befürchtungen erweckt hätte, erregte hier noch eine geheime sehnsüchtige Freude in den unteren Volksschichten. —

Ganz anders war es im Parlamente. — Hier konnte es an Männern nicht fehlen, die den Schritt für zu frühzeitig, ja in Betracht der Loyalitätstheorie der europäischen Kabinette und besonders wegen der vorauszusehenden Folgerungen Rußlands für gefährlich hielten, und es bildete sich noch in Debreczin eine kleine Opposition unter Nyári, die später, durch die Verkehrtheit des Ministeriums gestärkt, in Szegedin wieder auftauchte. Nach der allgemeinen Behauptung soll sich Görgey auch *gegen* die Unabhängigkeitserklärung ausgesprochen haben,*) und man wollte daraus die Hinneigung der Szegediner Opposition zu Görgey erklä-

---

*) Das Ministerium Szemere erklärte sich zwar in seinem Programm für die demokratische Republik, doch wurde weder von der Regierung, noch von der Nationalversammlung je ein *positiver* Schritt zur Constituirung dieser Republik gethan.

Anm. d. Eins.

*) Noch als Windischgrätz in Pesth war, erzählte man sich, daß die Husaren mit „Eljen Ferdinand" attaquiren und in den letzten Tagen vor dem Abzug dieses Fürsten aus Pesth war folgende Anekdote in Umlauf: Die Ungarn, die eine halbe Meile von Pesth lagerten, und den im Stadtwäldchen liegenden Oestreichern tägliche Gefechte lieferten, feierten am 19. April den Geburtstag Ferdinand's mit Kanonenschüssen. Die Oestreicher, in der Meinung einer Attaque, schickten einige 12pfündige Kugeln in das ungarische Lager, worauf die Husaren ausriefen: „daß sie die Pest plagen möge, die Hundsfötter schießen auf ihren eigenen König!"

Anm. d. Eins.

ren; allein gegen diese Behauptung sprechen folgende Umstände: erstens hätte Kossuth schwerlich mit einem Feldherrn, der in einer solchen Frage von ihm divergirte, regiéren, viel weniger aber diesen Feldherrn zu seinem Minister machen können; zweitens sanktionirte Görgey selbst diesen Akt durch seinen Eintritt in das Ministerium Szemere, das die unabhängige, untheilbare demokratische Republik wenigstens auf seine Fahne geschrieben hatte, und drittens erließ später das Gesammtministerium, also auch Görgey, zur Beseitigung aller Mißverständnisse im „Közlöny" eine Erklärung: „daß jenes Gerücht, das Heer kämpfe gegen Franz Joseph für den seines Thrones beraubten Ferdinand, ein lügenhaftes sei, erdichtet von den Feinden des Vaterlandes, um eine Begriffsverwirrung und dadurch wo möglich eine Spaltung in dem ungarischen Volke hervorzubringen" u. s. w.

Auch war in der damaligen Tagespresse, die sich von der früheren Pietätspolitik äußerst energisch emancipirt hatte, keine Spur von Mißbilligung dieses großen Aktes zu finden; und doch waren einige Blätter die treuen Schildträger Görgey's: es läßt sich also ein öffentliches Auftreten Görgey's gegen den 14. April nicht wohl annehmen, und wir stoßen hier auf dasselbe Dunkel in dem Betragen dieses räthselhaften Mannes, wie später in seinem Verhältniß zur Kossuth'schen, östreichischen und russischen Regierung.

Aus den angeführten Thatsachen und angedeuteten theils offenen, theils aber noch unerklärbaren Verhältnissen wird der unbefangene Leser leicht ersehen können, was wir von einem Werke über die ungarische Revolution, das von Kossuth oder den übrigen größeren Factoren dieser Revolution in die Welt geschickt wird, erwarten, ja fordern dürfen; und dieses ist: Aufklärung über das Verhalten Görgey's zu der Unabhängigkeitserklärung, sein Verhältniß zur ungarischen Regierung nach der Einnahme von Ofen, und zu den übrigen Generälen vor und während der Entwaffnung zu Világos. Und hiermit ist das Urtheil über die Wigand'sche Brochure ziemlich festgestellt. Ein Werk, das uns über genannte Punkte im Dunkeln läßt, oder mit Alltagsmuthmaßungen und einigen Jammertiraden abspeis't, kann unmöglich der Feder Kossuth's entflossen sein. Kossuth ist vor allem ein ehrlicher Mann und wird uns nicht Sand in Mund und Augen werfen, während wir nach Luft schnappen, aber Kossuth ist auch ein klarer und verständlicher Schriftsteller und wird uns nicht in ein Labyrinth stoßen, während wir im Dunkeln herumtappen. Der Verfasser jener Brochure aber, der vielleicht ein müßiger Zuschauer, aber keinesfalls ein Factor der großen Bewegung gewesen sein kann, hat der ungarischen Sache mit seinem Machwerk sehr geschadet; denn, was soll das deutsche Volk von der ungarischen Nation denken, wenn der Mann, der noch heute der Stolz dieses Volkes ist, bei dessen Namen sich das unter dem Henkerbeil liegende Haupt noch mit einem freudigen Lächeln überzieht, so wäre, wie er in dieser Brochure erscheint; nicht größer, nicht weiser, nicht stärker!

Ich habe dieser Tage irgendwo gelesen, daß das Ministerium Schwarzenberg, das bis jetzt nur Constitutionen machte, nun auch Geschichte machen will, und gesonnen sei, eine Geschichte der ungarischen Revolution schreiben zu lassen. Die oftgenannte Brochure liefert ein gutes Stück Material zu einer solchen Geschichte, eine Charakteristik Kossuth's und ein Bild von den Rebellen, wie es selbst Herr von Hurter nicht vortheilhafter entwerfen kann.

Was übrigens die Unabhängigkeitserklärung selbst betrifft, so können wir heute, trotz des dichten Schleiers, der noch über der Entstehung dieses großen Aktes liegt, mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß Kossuth keinesfalls der ungarischen Sache dadurch *geschadet* habe. Denn Rußland, welches Oestreich um jeden Preis protegiren mußte, um sich anstatt einer starken Nachbarschaft einen an tausend Wunden blutenden Vasallen zu sichern, hätte ohne den 14. April einen Vorwand gefunden, in Ungarn zu intervenireu, und wirklich war das Rundschreiben, welches vor den Kabinetten diese Intervention erklären sollte, *vor* dem 14. April ausgestellt, und die sogenannten constitutionellen Mächte hätten zu Gunsten eines Volkes, das sich bereits von seinem Fürsten losgesagt hatte, noch leichter interveniren können, als für eine Emeute von Unterthanen, die ihrem Souverain etwas abzwingen will. — Daß aber diese Erklärung, selbst nachdem die Revolution unterdrückt ist, dem Volke ein stolzer Trost ist, wird Jeder eingestehen, der das ungarische Volk nicht aus Büchern, sondern aus seinem Treiben kennt und die Veränderungen beobachtet hat, die seit dem 14. April mit ihm vorgegangen sind. — Die Revolution hat die Kraft, die Unabhängigkeitserklärung den Stolz der Nation geweckt; die Kraft wurde durch Verrath und Uebermacht gebrochen, aber der Stolz erhebt sich im Unglück, wie die Palme unter der Last, und dieser Stolz wird nie ein freiwilliges Anschließen an Oestreich zugeben. Haynau hat in seiner Weise sehr klug gehandelt, der beleidigten Majestät so viele Opfer zu bringen; denn Liebkosungen hätten so wenig das ungarische Volk östreichisch gemacht, als die Galgen von Arad und die Füsilladen von Pesth. Weshalb also sollte er nicht thun, was um so Vieles bequemer war und ihm natürlicher stand? Er hat unschädlich gemacht, die dem Haß des Volkes Ausdruck geben konnten.

Bilder aus Galizien.

1. Bauern und Edelleute.

Es sind jetzt sechs Jahr her, da zog ich von Tarnow aus durch das Thal der Wisloka, zwischen üppigem Wiesengrün, Baumgruppen und Hügeln in das Land hinein, meinen Wagen hatte ich bei Wola Podgorze auf der Straße zurückgelassen. Ich kam in ein Dorf, dessen Bauart und Anstrich sich vor den Nachbardörfern vortheilhaft auszeichnete. Die Gebäude waren mit Stroh gedeckt, aber von gestampftem Lehm und Bindwerk zusammengesetzt, ziemlich groß und geräumig. Kammern waren angebaut zum Schlafen und zur Aufbewahrung von Geräthen, die Wohnstuben und die Schwein- und Kuhställe waren nicht in der gewöhnlichen innigen Verbindung. Das Herrenhaus, der „Palast," war zwar wenig besser als eine Bauernwohnung, aber die Pferdeställe, das Gesindehaus und die Scheuern, welche dasselbe umgaben, bildeten einen stattlichen Wirthschaftshof, in dem eine, für Galizien ungewöhnliche Ordnung herrschte, ein neuer Speicher fiel durch sein hübsches Aeußere auf. Den Edelmann, einen alten Herrn, sah ich mehrere Male baarhäuptig und mit kräftigen Schritten trotz seiner Krücke zwischen Palast und dem Pferdepferch hin und hergehn, welcher sich dicht beim Dorf auf einer üppigen Wiese am Rand eines Bächleins befand.

Das Dorf hieß Siedlisko, der Edelmann war der 80jährige Herr v. Bogusz, welcher übrigens in der Umgegend Boguszewski genannt wurde, und welcher ein Jahr darauf, mit fast seiner ganzen Familie, von den Bauern geschlachtet ward. Das jammervolle Schicksal der Familie ging damals durch alle deutschen Zeitungen und erregte einen Schrei der Entrüstung und ein Gefühl des Schauders, woran sich Ihre Leser noch erinnern werden. Damals, als ich das Dorf besuchte, dachte noch Niemand von Allen, mit denen ich dort sprach, an das Verhängniß, und ein Zufall war es, daß die Interessen eines Freundes mich veranlaßten, Erkundigungen über die Verhältnisse des Edelmannes einzuziehen und das Dorf mit Aufmerksamkeit zu betrachten.

Das Dorf war ohne Frage zu den besten polnischen Dörfern zu rechnen. Allenthalben, selbst in den Bauerhütten, erblickte man eine gewisse Wohlhäbigkeit, die auf dem flachen Lande in Galizien in der That noch sehr selten zu gewahren ist. Auffallend war die Accuratesse in der Feldwirthschaft, deren Grenze auf der einen Seite bis fast in den Ort hereintrat; und hätte man nicht einige zerstreut im Felde stehende wilde Obstbäume und die allerdings sehr schlechte uralt-polnische Weise des Pflügens vom Rücken (zakoni) gesehen, man würde diese Felder kaum für polnische haben halten können.

Aus dem jüdischen Schenkwirth und einem alten Bauer, der vor der Thür der Schenke rastete, suchte ich zuerst herauszufragen, was mich interessirte, das Verhalten des Grundherren gegen seine Unterthanen, seine Vermögensverhältnisse, die voraussichtlich Niemand besser kannte, als der Jude ꝛc. Was ich erfuhr und was sich später bestätigte, ist vielleicht von allgemeinem Interesse und mag Ihren Lesern ein Bild von der damaligen Stellung der Gutsherren zu den Bauern geben. Sie erzählten: Er sei ein nicht eben reicher Edelmann, da die Grundherrschaft der Familie sich in eine Menge Hände zersplittere. Auch sei er kein böser Mann und eben am vorigen Abend sei zwischen den Bauern ein heftiger Streit darum gewesen, ob es 23 oder 33 Jahr her sei, daß der alte Herr keinen Bauer mehr geprügelt habe. Die letzten Prügel, welche Herr v. Boguszewski vertheilt, sollten nämlich bei Gelegenheit einer Hochzeit auf den Rücken des Bräutigams, welcher einem fremden Dorfe angehörte, darum gefallen sein, weil dieser ihn nicht persönlich um die Erlaubniß, seine Unterthanin zu freien, ersucht hatte. Ein Barbar, erzählte der Wirth, sei der alte Herr so wenig wie die jungen Herren. Sie haben im Gesindehause eine Stube zu einem förmlichen Krankenspital eingerichtet, geben den Bauern die Medicin, deren sie immer einen Vorrath im Palaste haben, unentgeltlich, und haben seit Jahren darauf gehalten, daß der Hauslehrer ärztliche Kenntnisse besitze, was oft genug dem Dorfe zum Vortheile gewesen sei. Alles was die Bauern zu beklagen Ursache hätten, sei die wirklich militärische Ordnungssucht des Grundbesitzers, und diese sei sämmtlichen Gliedern seiner Familie eigen, weshalb denn auch auf den andern Dörfern des Herrn bisweilen ein wenig geklagt werde. Haue der Bauer den ersten Baum am Rande des Waldes, um ihn zu verfeuern, während dahinter der zweite Baum vom Wind umgebrochen liege, so versäume der Herr freilich niemals, ihn vor sein Gericht zu fordern und zu bestrafen. Fahre sich der Bauer an einem anderen als dem gesetzlichen Freitage Holz ein, so könne er, bleibe es nicht verschwiegen, sicher darauf rechnen, daß der Herr ihn bestrafe. Da aber die Bauern nur schwer von der uralten liederlichen Gewohnheit lassen können, so kommen freilich nicht selten Strafen vor, doch werde darum von den Bauern kein großes Geschrei erhoben. Das, worüber sie am meisten räsonnirten oder doch am meisten zu räsonniren Grund hätten, sei der Trinkzwang. Die Robot oder „Panszozysna“ (Herrschaftsdienst) sei nämlich nicht so umfassend, daß dadurch alle Dienstbedürfnisse der herrschaftlichen Wirthschaft befriedigt werden. Der Bauer leiste außer den Winterfuhren nur wöchentlich zwei Tage Spann- und drei Tage Handdienst. Daher sei der Grundherr gezwungen die Bauern gegen Lohn zur Arbeit zu berufen, diesen Lohn aber zahle er nicht in Geld aus, sondern in einer Anweisung auf die Schenke, und dies sei es, was die Bauern bisweilen heftig aufbringe. Dieser Brauch, fügte der interessirte Schenkwirth hinzu, sei uralt, allgemein, und da der Bauer doch einmal sein Geld vertrinken würde, durchaus nicht unrecht. Allein in den

deutschen Aemtern seien -- weniger in der Gegenwart als früher — diese und andere Gebräuche den Bauern als unrechtmäßige Willkürlichkeiten dargestellt worden, und dieses habe ihnen den Kopf verdreht. —

Ich will hier bemerken, daß ich selbst wegen dieses schändlichen Trinkzwangs mich zuweilen mit meinen polnischen Gutsnachbarn erzürnt habe. Wer dergleichen Gebräuche zu dulden nicht von Jugend auf gewöhnt ist, dem sind sie sehr widerlich, und man kann unmöglich unterlassen, sie zu kritisiren. Nur hätte in Galizien eine solche Kritik durch die Behörden, nie tückisch hinter dem Rücken der Grundherren von Unterbeamteten ausgehen sollen. Sie hätte von der Regierung den Edelherren direct vor die Stirn geschleudert werden müssen, dann würden die Mißbräuche beseitigt worden sein, ohne jene furchtbaren Ereignisse.

Der Trinkzwang ist allgemein auf dem ganzen polnischen Gebiete. Daß er auch in Galizien noch stattfand, ja noch stattfindet, ist ein Beweis davon, daß Galizien noch echt polnisch construirt ist. Er ist das sicherste Absatzmittel für die grundherrschaftlichen Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, deren Besitz und Betrieb ein uraltes Recht des Adels ist, das außerhalb der Städte in Galizien auch noch niemals in die Hand eines Bauers oder Nichtadeligen gelangte und durch das Robotpatent vom Jahre 1786 nicht aufgehoben und nicht umgewandelt worden war. Dieses Patent, welches als Maximum der Robot zwei Tage wöchentlich festsetzte, hatte überhaupt, wie bekannt, die beabsichtigte Ausführung nicht erfahren, denn auf derselben Reise, von welcher ich spreche, kam ich in Dörfer, wo die Bauern drei und vier Spann- und dazu mehrere Handrobottage wöchentlich, und manchen andern Dienst, z. B. den verhaßten Hofknechts- und Hofmagdsdienst zu leisten hatten, von welchen doch nach Erlassung jenes Patentes nicht mehr die Rede sein sollte. Ein alter Vorwurf, den der östreichischen Regierung zu machen man in Galizien alle Schritte lang veranlaßt wird, ist der, daß sie zeitgemäße Einrichtungen, die sie irgend einmal unternommen, aus zu rücksichtsvoller Schwäche nie mit Energie zur Ausführung brachte und lieber auf verdecktem Umwege zum Ziel zu gelangen suchte, auf welchem sie jedoch nie zu rechter Zeit und nie gründlich das Gute durchgesetzt hat.

Der Trinkzwang besteht darin, daß dem Bauer also statt des durch seine „freie Arbeit" verdienten Geldes Bier oder Branntwein gegeben wird. Der Bauer erhält Papierzettelchen oder Blechmarken, welche gewöhnlich einen angeblichen Werth von zwei bis zu zwanzig Kreuzern haben. Diese grundherrschaftliche Münze wird nur in der herrschaftlichen Schenke angenommen, und der Bauer, will er seine Gelddienste nicht gratis geleistet haben, muß die abscheuliche Münze darin vertrinken und zwar in Getränken, die so schlecht sein können, als der Edelmann sie zu machen irgend nur Lust hat. Es ist dies allerdings ein bestialischer Gebrauch. Es ist ein Hauptgrund zu der unvertilgbaren Trinksucht der Bauern.

Nach einem Aufenthalte von drei Stunden verließ ich das hübsche Siedlisco.

Ein Oekonomiebeamter der Bogusz, Dobrowolski, begleitete mich. Er schlug einen Waldweg ein, der, nachdem wir einige freundliche, gut angebaute Thalflächen durchschnitten hatten, zu dem Orte Rzemin führte, welcher ebenfalls der Familie Bogusz angehörte. Auch dieser Ort verrieth eine gewisse Wohlhabenheit der Bewohner und zeigte in allen Anlagen, ja selbst in den Umgrenzungen der Weideflächen mehr Accurateſſe und Zweckmäßigkeit, als man ſonſt in Galiziens Dörfern zu finden gewöhnt iſt. Die Bauern zogen mit ihrem Ochſengeſpann auf die Saatäcker ſo fröhlich und ſingend, daß man nicht annehmen konnte, ſie ſeien mit ihrem Looſe unzufrieden. Wie uns unſer Begleiter mittheilte, hatte Jeder von ihnen ſiebzehn große Morgen Land, Hütte und mit vollſtändigem Inventarium verſehene Wirthſchaft zwar nicht als Eigenthum, jedoch als erbliches Lehen, worauf die Robot zu entfertigen ſei. Bei einer ſolchen Bodenfläche durften ſich die Bauern hier in der That reich dünken, denn in den meiſten galiziſchen Dörfern ſind einer Bauerwirthſchaft nur zwölf Morgen Land zugetheilt.

Faſt dieſelbe Reiſe machte ich von Tarnow aus einige Monate nach dem Bauernaufſtande. Ueber dem ganzen Lande ſchwebte damals ein finſteres Grauſen, die Blutlachen waren kaum vertrocknet, und an den Herzen der Ueberlebenden nagte der Wurm der Rache oder der Reue. Die deutſchen Beamten, ein ſchwachköpfiges, engherziges Geſchlecht, ohne moraliſche Kraft, ohne Muth, Intriguanten aus Schwäche, hatten ſich von den Bauern plötzlich zurückgezogen, erſchreckt, nicht ſowohl durch die viehiſchen Unthaten ihrer Schützlinge, als durch den böſen Leumund, in welchen ſie ſelbſt bei dem gebildeten Europa gekommen waren. Die Bauern ſchloſſen aus der Kälte oder der drohenden Stellung, welche die Beamten jetzt gegen ſie einnahmen, daß die Regierung ihr Benehmen nicht gut heiße und die Verſprechungen, welche ihnen unter der Hand gemacht worden waren, nicht erfüllen werde. Ihr Triumph war längſt vorüber, ihre Freude über die Erlöſung von Robot und Laſten war in den meiſten Orten dem Schrecken gewichen über die ſchlimmen Folgen, welche die plötzliche Löſung des patriarchaliſchen Hörigkeitsverhältniſſes in vielen Stücken für ſie ſelbſt hatte. Und ſchon damals begann jener wunderliche Zuſtand des Landvolkes, welcher bis zum heutigen Tage fortdauert und die Zukunft des öſtlichen Galiziens noch immer mit drohenden Wetterwolken umgibt. Während des Aufſtandes hatten die Bauern geglaubt, daß der ganze Adel mit einem Male für ewige Zeiten verſchwinden werde, die Ermordeten hatten aber ihre Erben gefunden und der Adel war noch immer Herr des Landes, ja auch des Bauernſtandes. Die Kälte der Regierung war den unglücklichen Leuten ein äußerer Beweis, daß ihre That keine rechtliche und triumphwürdige geweſen ſei, und deshalb krochen ſie jetzt in vielen Gegenden mit ſo hündiſcher Demuth vor den Füßen ihrer Herren, wie nie zuvor; man ſah es den Leuten an, ſie würden mit Freuden zehn Jahre Fegefeuer übernommen haben, wenn ſie dadurch ihrer Gewiſſenslaſt ledig geworden wären.

Sie sahen sich getäuscht, gemißbraucht, und schlichen erbärmlich und muthlos umher wie ein gefangener Wolf. Die herrschende Stimmung war eine fürchterliche Beschämung, die dadurch noch gesteigert ward, daß diejenigen einzelnen Bauernfamilien, welche ihren Herrschaften in jener scheußlichen Katastrophe Beweise der Treue gegeben hatten, jetzt von diesen mit dem höchsten Vertrauen und mit wahrer Aelternliebe bevorzugt und wirklich gehätschelt wurden, während die bescholtenen eine stille Verachtung erfuhren, welche von merkwürdiger Wirkung war. Der Edelmann kannte die Natur seines Bauers viel zu gut und hatte viel zu viel Mittel in den Händen, als daß er ihm seine Sünde nicht hätte begreiflich machen sollen. So verweigerten z. B. in der Nähe von Sendiczew die Edelleute vielen Bauern die Sargbretter. In vielen Dingen müssen die Grundherren nämlich für ihre Bauern wie für Kinder sorgen. Wird ein Bauer krank, so geht er zum Grundherrn und bittet um Thee und andere Medicamente, welche dieser für zweckmäßig hält, ist ein Bauer gestorben, so gibt der Herr vier Bretter zum Sarge; das sind alte Gebräuche, welche noch lange fortbestehen werden, denn der galizische Bauer besitzt weder Bretter, noch jemals Geld zu Medicamenten. Als nun etwa vier Monate nach dem Aufstande ein Bauer in G. gestorben war, und dessen ältester Sohn zu Herrn v. R—ki um Sargbretter bittend kam, erklärte dieser ganz sanft: „Ich habe deinem Vater Medicamente geschickt und ihm sieben Wochen lang gern einen Arzt gehalten. Dein Vater dagegen hat mit seinen Genossen meinem Herrn Schwager keine Medicamente gegeben, sondern ihn erschlagen. Jetzt kommst du und willst für deinen Vater Bretter zum Sarge; allein meines Herrn Schwagers Leiche habt Ihr auf den Mist geworfen und geschändet, daher wäre es eine Sünde gegen meines Schwagers Geist, wenn ich deinem Vater ein anständiges Todtenhaus bereiten wollte."

Diese Verweigerung des Sarges fand überall Nachahmung und machte den furchtbarsten Eindruck auf die Bauern. Die Leute waren zerknirscht, wie es nur slavische Bauer sein können. Ein Bauer in B. bat z. B. seinen Herrn, ihm zur Versöhnung für zwei Jahre eine doppelte Robot aufzuerlegen; ein anderer bat, ihn bis zum Tode Tag für Tag als Stroz (eine Art Nachtwächter) auf das Gut bestellen zu lassen und dies als eine Bußleistung anzusehen. Einige von den Rädelsführern, auch ein Anverwandter Szela's, hatten sich selbst entleibt. Die Verdammniß, statt in einem vierbretterigen Sarge, in einem Bündel von Tannenzweigen unter die Erde versenkt zu werden, war für die Sünder eine fürchterliche.

Ebenso schrecklich war den galizischen Bauern auch, sich ganz von den Beamten verlassen und förmlich zur Verachtung ausgestellt zu sehen. Denn die Gemeinschaft der Beamten mit dem Bauernstande hatte nach der Katastrophe fast ganz aufgehört. Die Beamten suchten durch ihr Verhalten eifrigst zu beweisen, daß sie mit den in ganz Europa verrufenen Bestien nie Gemeinschaft gehabt ha-

ben und keinen Theil ihrer Blutschuld tragen. Dieses Zurückziehen der ehemaligen Bundesgenossen hatte die Bauern in vielen Gegenden ganz wieder ihren Herren zugewendet, von denen jede Rache zu ertragen sie mit hündischer Freudigkeit bereit waren.

Viele Dörfer im Bochniaer Kreise lagen in den Jahren 46—48 noch gänzlich im Zustande der Verwüstung, so war auch im unglücklichen Siedlisko ein großer Theil der Felder unbestellt geblieben. Von einem Viehstande war kaum die Rede. Die besten Gebäude waren schändlich verwüstet; aber auch einige Bauerhöfe waren todt und öde, denn die ehemaligen Inhaber derselben hatten vor ihrem Gewissen und den Blutlachen die Flucht ergriffen. Das kleine Rzemin sah ich nicht wieder, aber man machte mir die entsetzlichste Beschreibung von dem, was sich dort zugetragen. Als ich vor der Schenke von Siedlisko mein Pferd bestieg, — es war an einem Sonntag Nachmittag, und eine Anzahl Bauern stand vor der Schenke und sah mich mit düstern Blicken und ohne den slavischen „Padam donuk" zu machen, an — hielt mir derjüdische Wirth der „Karczmen" den Steigbügel, und als ich finster auf den zerstörten Herrenhof sah, sprach er laut auf polnisch vor allen Bauern: „Gerade die hiesigen Herren haben am wenigsten ein solches Schicksal verdient." — Es war eine kühle Grabschrift, aber sie freute mich doch.

Freilich war dicht daneben wieder die rohste Brutalität gegen die gutsherrlichen Familien und ihr Eigenthum zu finden. In manchen Dörfern hatten sich die Bauern auf den Feldern des Edelmannes niedergelassen, sie getheilt oder jeder nach Belieben besäet und mit dem Viehe benutzt, das sie aus dem Stall des erschlagenen Herrn wegführten. Und die Erben der alten Herrschaft wurden mit finstern Blicken, heimlich geballter Faust und gräßlichen Drohungen betrachtet, als Eindringlinge, welche zu tödten noch Pflicht sei. Die Gutsbesitzer aber waren in einer verzweifelten Lage, ohne Arbeiter, ohne Kräfte ihre Wirthschaft anders einzurichten, ohne Schutz ihrer Aecker und ihres Eigenthums, mitten unter unsichern oder aufsässigen Menschen, eine gräßliche Vergangenheit vor Augen, so saßen sie wie in Feindesland in den Häusern ihrer Familien. Es war eine verzweifelte Lage und wenig Deutsche hätten sie ertragen. Aber wo dem elastischen Polen die Kraft ausgehen könnte, hilft ihm sein Leichtsinn und eine gewisse Freude an der Intrigue über die Gefahr. — So war es auch hier; die Roboten wurden aufgehoben, alle Hände zu jeder Arbeit fehlten, alle Kapitalien fehlten, Viehstand, Inventarium, ja Gebäude waren verwüstet, geplündert, verbrannt, die Rechtsunsicherheit war so groß, wie nirgend in Europa, Rußland und Neapel nicht ausgenommen, und doch bestand die große Mehrzahl der polnischen Gutsbesitzer fort, sie bestehen bis zu diesem Winter, und säen und ernten doch ohne Arbeitskraft und Kapital zum großen Theil mit denselben Händen der Bauern, durch

welche ihre Vettern und Brüder erschlagen worden sind, freilich in beständigem Kampf mit den ungeregelten Verhältnissen des Landes. — Denn seit dem Bauernaufstand bis jetzt hat die Regierung, eine kurze Zeit unter Stadion ausgenommen, noch nicht verstanden mit Energie und imponirender Kraft das wichtigste Recht im ganzen Staatsleben, das Eigenthumsrecht des Ackerbodens, zu schützen. Noch heut herrscht eine Verwirrung und Unsicherheit fast wie vor fünf Jahren, und das Verhältniß zwischen Bauer und Edelmann ist noch heut so unsicher, unklar und rechtlich ungeordnet, daß gar nicht abzusehen ist, welche Folgen für Galizien und den Kaiserstaat daraus noch erwachsen können. Gestatten Sie mir in meinem nächsten Briefe in das Detail einzugehen.

Wiener Zeitungen und Zeitungshelden

1. Der Lloyd und Mr. Warrens.

In der guten alten Zeit gründete die Gesellschaft des „östreichischen Lloyd" in Triest ein Blatt gleiches Namens, welches verständig und eifrig vom dortigen Freihafenstandpunkt die Interessen des östreichischen Handels besprach und geachtet war zu Wasser und zu Lande. Als im Sommer 48 das Wiener Zeitungsleben in so fabelhaften Flor kam, daß die Publizisten vom Stephansplatz und Graben nicht nur das Wiener Ministerium beherrschten, sondern auf Deutschland herabsahen, wie ein Redacteur des Pariser National auf die französischen Provinzen, beschlossen die Actionäre des östreichischen Lloyd, ihre Zeitung nach der Kaiserstadt übersiedeln zu lassen und in ein rein politisches Tageblatt zu verwandeln. Der Gedanke war löblich, das Volk in Wien, dem seine junge Souveränität wie ein gumpoldskirchner „Heuriger" zu Kopfe stieg, konnte ein paar kühlende Eisumschläge wohl vertragen; und da Zang's „Presse" das einzige Organ war, welches gegen den Schwarm ultrademokratischer Blätter und Blättchen Opposition machte, wurde der östreichische Lloyd eine erwünschte Verstärkung der liberalen Partei und blieb, unter der Leitung Bodenstedt's, des bekannten Kaukasusreisenden, bis Ende October das Panier der Wenigen, welche noch wach und nüchtern genug waren, um zu wissen, daß sie nicht fliegen konnten. Welche Fortschritte die Preßfreiheit in Oestreich gemacht hat! Derselbe „östreichische Lloyd", welcher damals von den Tausenaus schwarzgelb gescholten wurde, müßte heute von Welden wenigstens „Kloake des Radikalismus und Republikanismus" geschimpft und sein Redacteur durch zarte Anspielungen auf Schanzarbeit und Stockprügel zur schleunigsten Besserung ermahnt werden.

Der heutige Lloyd hat natürlich diese Ermahnungen nicht nöthig. Als im November 48, eine Woche nach der Einnahme Wiens, einige Blätter wieder erscheinen durften, trat Herr Bodenstedt von der Redaction des Lloyd zurück, weil wider seinen Willen ein Leitartikel in's Blatt sich gedrängt hatte, welcher durch rohen Profoßenton selbst den conservativen Theil der Bevölkerung verletzte. Seitdem figurirt Herr Löwenthal, welcher die Börsenberichte und Uebersetzungen im Lloyd besorgt, als Redacteur; der wirkliche geheime Redacteur des Lloyd aber ist Mr. Warrens, ein vertrauter Freund des Ministeriums.

Mr. Warrens, ein Schwede von Geburt, suchte frühzeitig sein Glück in Nordamerika, wo er sich zum Journalisten ausbildete und Mitarbeiter mehrerer streng demokratischer Blätter gewesen sein soll; dieser Wirksamkeit verdankte er eine Anstellung beim amerikanischen Consulat in Triest, wo er die Bekanntschaft des Gouverneurs Grafen Stadion und eines wohlhabenden Kaufmanns, des jetzigen Handelsministers Bruck machte. Er imponirte beiden Herrn durch seine Vertrautheit mit parlamentarischen Formen und Bräuchen, seine Redefertigkeit und die conservative Gesinnung, welche ihm auf östreichischem Boden angeflogen war. Mr. Warrens macht den Eindruck eines Gentleman, — und in allen Privatbeziehungen, sagen die ihn näher kennen, verleugnet er auch niemals den Charakter eines Gentleman, — zugleich gibt ihm die unerschütterliche Ruhe und Kälte, die er unter allen Umständen zu behaupten weiß, ein staatsmännisches Ansehen. Bruck und Stadion bemühten sich daher diese Capacität für Oestreich zu gewinnen, und Warrens begeisterte sich so sehr für das Talent Stadion's und die großartige Aufgabe des Wiederaufbaues von Oestreich, daß er bei Stadion's Eintritt in's Parlament nach Wien ging und den Verlauf der Revolution als neutraler Beobachter abwartete. Die Octoberkatastrophe brachte seine Gönner an's Ruder und schien das Schicksal Oestreichs vollständig in ihre Hände zu geben. Den Reichstag in Kremsier konnte man reden lassen, denn was ihn bisher gehalten hatte, Studentenschaft, Nationalgarde, Arbeitervolk, lag an der Kette oder sehnte sich nach Ruhe. Nichts hinderte das Ministerium an der Ausführung seiner schöpferischen Pläne; die Monarchie lag wie ein weicher Thonklumpen zu seinen Füßen und wartete der Meisterhand Stadion's, bereit sich nach Belieben kneten und bilden zu lassen. Die Beendigung des ungarischen Krieges hielt man für ein Kinderspiel, weil Windischgrätz ohne Schwertstreich in Pesth eingezogen war, und dem Fall Venedigs sah man stündlich entgegen. Wie gesagt, das Ministerium Stadion-Bach-Schwarzenberg schien allmächtig, Niemand ahnte, daß es den Feldmarschällen so lang und gehorsam die Schleppe tragen werde, denn die Militärherrschaft erreichte ihren Gipfelpunkt erst, nachdem Radetzky und Haynau zum letzten Mal die Monarchie gerettet hatten.

In diesem der Regierung so günstigen Augenblick bemächtigte sich Mr. Warrens des Lloyd. Ob die Actionäre in Triest das Blatt Herrn Bruck verkauften,

wie Einige sagen, oder der Regierung, wie Andere wollen, ist uns gleichgiltig, genug es wurde mit Leib und Seele ministeriell, blieb es, nachdem Stadion sich zurückzog, und würde es allem Anscheine nach bleiben, wenn Bach und Schwarzenberg durch Haynau und Windischgrätz ersetzt würden. Mr. Warrens überließ Amerika seinem Schicksal und widmete sich mit Haut und Haar dem Wiederaufbau von Oestreich.

Zu diesem Zweck beschränkte er seine Thätigkeit auf ein ganz einfaches Manöver. Jeden Morgen warf er, wie der liebe Gott, einen Blick auf die fortschreitende Erschaffung der östreichischen Welt und sah, daß „es gut war." Seine Leitartikel liesen allen ministeriellen Thaten ein paar Tage lobpreisend voraus und allen Windungen und Widersprüchen der Regierung rechtfertigend nach. Jeden Abend verrichtete er seine Andacht vor der Armee und steckte jedem Fuhrwesenskorporal einen Lorbeerbaum in's Knopfloch; der Götzendienst, den der Lloyd mit der Armee trieb, würde allein, wenn es an anderen Ursachen gefehlt hätte, hingereicht haben, jene Soldatenüberhebung großzuziehen, die der ministeriellen Partei selber so oft die Zähne zeigt.

Wer sich die Mühe nehmen will, den letzten Jahrgang des Lloyd zu durchblättern, wird über die Ungenirtheit erstaunen, mit der das Ministerium sich zehnmal in einem Jahre auf den Mund schlägt und über den feierlichen Ton, mit dem der Lloyd diese moralischen Selbstmorde jedesmal als Proben von antikem Heroismus, als Offenbarungen „höherer Geister" und „klarerer Intelligenzen" anstaunt. Ich will nur einige Beispiele aus dem Gedächtniß anführen. Versetzen wir uns in den December 48 oder Januar 49 zurück, so sagt Lloyd: — Preußen oktroyirt, solcher Staatsstreiche ist das ehrlich constitutionelle Oestreich unfähig — die slavische Partei in Kremsier ist von einem staatsmännischen Geist erfüllt, der dem englischen Unterhaus Ehre machen würde — Oestreich ist so wenig ein deutscher Staat wie Nordamerika ein spanischer ist. — Lassen wir den April herankommen, so verdienen die Czechen nach dem Lloyd Ruthenhiebe, Oestreich ist ein rein deutscherer Staat als Preußen, und wenn Palmerston noch ein Wort dagegen sagt, so hält er sich keine vierzehn Tage. — Ein anderes Beispiel. — Das Gerücht von einer russischen Intervention in Ungarn ist eine böswillige Erfindung. — Später: Nur vormärzliche Ideologen können befürchten, daß eine Allianz mit Rußland den leisesten Einfluß auf die constitutionelle Entwicklung Oestreichs haben könne, zum Beweise schließen sehr oft Staaten von entgegengesetztem Regierungssystem Bündnisse mit einander, Amerika mit Rußland oder England mit der Türkei, und doch ist in die englische Verfassung bis jetzt nichts Türkisches, in die amerikanische nichts Russisches eingedrungen! — Bewiesen, Punktum! —

Zur Erklärung des groben Cynismus und der plumpen Sophistik, wodurch der Lloyd seine Leser bald ärgert und bald ergötzt, gehören mehrere Umstände. Mr. Warrens hat keinen Begriff von Oestreich, er kennt Triest und einige Wiener

Salons; ich irre mich, auch in Olmütz war er einige Male. Von den Nationalitäten, den Zuständen, vor Allem aber von der vormärzlichen Zeit in Oestreich hat er blos läuten gehört. Er will auf einer Seite nur boshafte Rebellen, auf der anderen eine vortreffliche und gerechte Regierung sehen; daher keine Nachsicht mit der kleinsten Volksverirrung, jede mit den Thorheiten der Regierung! Seine Urtheile über die Novemberhinrichtungen waren empörender, als das Geheul der „Geißel" und ihrer Schwestern, weil sie mit eisiger Kälte vorgetragen waren und so gewissensstark auf den Buchstaben des Gesetzes pochten, als hätte es sich um einige Hochverräther im freien England gehandelt, die gegen das Parlament eine Pulververschwörung angezettelt haben und von einem öffentlichen Geschwornengericht zum Tode verurtheilt worden sind. Noch im Frühjahr konnte man im Lloyd Stellen lesen, wie die folgende: „Selbst drakonische Gesetze sähen wir lieber beobachtet und geehrt, als geschwächt" — wodurch meint man wohl? durch Aufruhr? durch List oder Bestechung? o nein, — „durch abgerungene" (d. h. mittels Petitionen und Zeitungsartikel abgerungene) „Amnestien." — In seiner Polemik ist er Yankee und macht von der zügellosen Preßfreiheit Amerikas Gebrauch, wo Persönlichkeiten der gehässigsten Art für ehrliche Waffe und nothwendige Würze gelten. Daß Wind und Sonne bei diesen Tournieren in Wien ungleich getheilt sind, pflegt er zu übersehen und sehr naiv fragte er einmal, warum seine oppositionellen Gegner nicht die Dickhäutigkeit (Thickskinnedness) gegen journalistische Angriffe besäßen, wie sie jedem öffentlichen Charakter in Amerika und England eigen ist? Erlaubte sich dagegen ein liberales Blatt einen entfernten Schatten dieses dicken Felles bei einem Regierungsmann vorauszusetzen, so erinnerte der Lloyd an den Ausnahmszustand und warnte vor hochverrätherischen Tendenzen.

Mr. Warrens kennt nicht nur Oestreich nicht, sondern auch Deutschland nicht, und er scheint gerade so viel Herz dafür zu haben, wie etwa der dänisch-östreichische Admiral Dahlerupp. Daher gelang es ihm, gegen die vernünftigsten Männer der Paulskirche, wie Gagern u. A., Schimpfworte zu erfinden, um die ihn bairische Ultramontane und rothrepublikanische Bummler beneiden durften. In der schleswig-holsteinischen Sache zeigte der Lloyd eine zärtliche Parteilichkeit für die Dänen und gefiel sich manchmal darin, schadenfroh auf die Verluste und Schnitzer der Deutschen hinzudeuten. Nur wenn es galt, Preußen eines falschen Spieles zu verdächtigen, wurde er deutsch und posaunte, wie ganz anders der Reichsverweser das meerumschlungene Land im Herzen trage.

Aber Mr. Warrens kennt England und Amerika sehr genau; er wuchert wohl mit seinem Pfunde und unterrichtet das Publikum im Gebrauch constitutioneller Institutionen? Ja wohl, in seiner Art. Hier nämlich übersieht er den Unterschied zwischen Oestreich und Nordamerika durchaus nicht. Wahrscheinlich hat ihm Fürst Schwarzenberg unter vier Augen gesagt, daß die Oestreicher ein sehr kindliches Volk sind, dem man mit schlauen Märchen besser diene, als mit trockener

Wahrheit. Mr. Warrens ließ sich daher oft angelegen sein, was er über englische oder amerikanische Verfassungsangelegenheiten warnend und schelteud vorbrachte, der östreichischen Intelligenz „anzupassen"; er nahm z. B. an, daß zwischen dem englischen Sheriff und dem östreichischen k. k. Kreishauptmann kein Unterschied sei und verhöhnte die unerfahrenen Ideologen, die es nicht in der Ordnung fanden, daß der Kreishauptmann die Geschwornenlisten entwerfen sollte; er bewies, daß, Oppositions-Journale zu dulden, in Oestreich eine Verletzung der Constitution sein könne; daß zwei Mal zwei in Oestreich fünf sein müsse, um dem Princip der Gleichberechtigung „Rechnung zu tragen", und daß die Engländer noch viel kühner zu rechnen pflegten, wodurch sie auch ihre Freiheit und Macht so glücklich befestigt hätten. Indessen ist Mr. Warrens durch Wiener Journale selbst mehrmals erinnert worden, daß es nicht sehr klug von ihm speculirt war, gar zu viel Dummheit und Unwissenheit in Oestreich ad majorem Schwartzenbergii gloriam vorauszusetzen.

Endlich ist noch Eins zu berücksichtigen, was die bald komische, bald verletzende Haltung der Lloydartikel erklären muß. Mr. Warrens versteht für einen Ausländer auffallend viel Deutsch, aber nicht genug für den Redacteur eines deutschen Blattes. Da er der Sprache nicht vollkommen Herr ist, so wird er oft sackgrob, verhimmelnd oder kriechend, ohne es zu wollen; er kann nur bombardiren oder psalmodiren, Rosen- oder Pfützenwasser spritzen, Ohrfeigen oder Komplimente austheilen. Er hat nur Centnergewichte; die zahllosen kleineren Lothe, die den tausendfachen Abstufungen des Gefühls und des Gedankens entsprechen, scheinen ihm vollständig zu fehlen, so daß es ihm selten gelingt, sich ungeschraubt und den Umständen gemäß auszudrücken. Im vorigen Winter, als er aus Mangel an Mitarbeitern gezwungen war, sämmtliche Leitartikel des Blattes allein zu schreiben, bot der Lloyd reichliche humoristische Entschädigung für den Aerger, den er jedem deutsch- und billig denkenden Leser bereitete. Viele Stellen seiner höchst pathetischen, staatsmännische Gesichter schneidenden Aufsätze kamen dem Theil des Publikums, welcher nicht englisch versteht, spanisch vor, denn er liebte es, fremdländische Worte mit mehr als despotischer Willkür zu verdeutschen und hartnäckig „befreundete" er (in der englischen Bedeutung des Wortes to befriend, begünstigen) das Genie und den gemeinen Sinn (common sense) eines Bach, so wie den klaren Willen und die punktiliöse Gewissenhaftigkeit eines Schwarzenberg. Zu solchen Wortraritäten, die in jeden seiner Artikel so verschwenderisch eingebacken waren, wie die Rosinen in einen englischen Pudding, denke man sich die steifnackigste Unbehilflichkeit in Wendungen und Uebergängen, um einen Begriff von der Wirkung dieser babylonisch-östreichischen Publizistik zu bekommen. Kostbar pflegte Mr. Warrens in seinem patriotischen Zorn zu sein; lang ausschreitend stieg er dann mit dem einen Bein durch die Lloydspalte rechts gegen die Verächter des russischen Absolutismus, mit dem andern durch die Lloyd-

spalte links gegen die Gegner der östreichischen Märzverfassung zu Felde, rechts und links mit jedem Schritt einen Fußtritt austheilend, manchmal beide zu gleicher Zeit. Häufig war der Zweck seiner Herzensergießungen ganz unverständlich, wenn man nicht wußte, daß M. Warrens ein leidenschaftlicher Nachahmer der „Times“ ist. Wenn Mr. Warrens in einem Timesartikel eine recht saftige und kernige Grobheit oder eine, in seinen Augen unbezahlbar feine Wendung findet, so entkleidet er erst die Grobheit sorgfältig des Humors, durch den sie in der Times genießbar wurde, und schreibt zwei, auch drei Lloydartikel, um besagte Grobheit darin triumphirend anzubringen; und nie war er glücklicher, als wenn er mit den Worten der Times einem andern Journal sagen konnte, er gehe ihm mit einem Gefühl, welches von Achtung sehr verschieden ist (with a feeling rather different from esteem), aus dem Wege.

Da vor einigen Monaten das Cabinet endlich merkte, wie sehr der ungeschickte Eifer seines Ritters es bloßstellt, so mußte die Wiener Zeitung erklären, daß der Lloyd zwar zu den gutgesinnten Blättern gehöre, aber durchaus keinen offiziellen Charakter habe. Der Lloyd hatte mehrmals dasselbe erklärt und mannhaft seine Unabhängigkeit behauptet. Er ist in der That nicht ministeriell, sondern das Ministerium ist Lloydisch. Zwischen Mr. Warrens und dem Fürsten Schwarzenberg herrscht zufällig eine so wunderbare geistige Wahlverwandtschaft, daß sie sich stets in ihren Gedanken, Plänen und Gründen begegnen. Mr. Warrens könnte, wenn der große November-Staatsmann je zurückträte, füglich seinen Platz einnehmen.

In neuester Zeit hat der Lloyd einen verdienstlichen Kampf gegen die schreienden Monopole der Bank begonnen; wie man sagt, wird er darin vom Minister Bruck unterstützt. Auch gegen andre Mißbräuche läßt er dann und wann ein Wort fallen, welches ihn von den gutgesinnten Blättern untern Ranges vortheilhaft unterscheidet. Er beginnt sich zu civilisiren. Ich zweifle nicht daran, Mr. Warrens wird allmälig sein Terrain kennen lernen, ein tactvolleres Benehmen, ein geschmeidigeres Deutsch sich aneignen, kurz, er wird am Barte Oestreichs, wie man zu sagen pflegt, scheeren lernen.

Indem wir diese neuesten Fortschritte des Lloyd bereitwillig anerkennen, nehmer wir Abschied von ihm mit einem Gefühl, welches noch immer „von Bewunderung sehr verschieden ist!“ —

2. Der Oestreichische Correspondent.

Lloyd, Presse, Wanderer und Ostdeutsche Post mögen es mir verzeihen, daß der Oestreichische Correspondent hier mitten unter ihnen erscheint. Obgleich er sich ein ernsthaftes Ansehen zu geben versucht, Glacéhandschuhe trägt und zuweilen sich mit französischen Phrasen parfümirt, ja obgleich er allgemein für das spezielle Organ und den Busenfreund des Ministerpräsidenten gilt, gehört er doch in die Reihe der traurigen Bajazzos, die ich kurz vor Ende des verflossenen Jahrganges

geschildert habe; es war auch meine Absicht, ihn mit „Geißel," „Courier" und „Zuschauer". an Einen Katzentisch zu setzen. Mangel an Raum nöthigte damals, ihn wegzulassen, und nur diesem Umstand verdankt er die Ehre, jetzt in anständigerer Gesellschaft erwähnt zu werden.

Sie kennen ihn wahrscheinlich nur durch die Citate deutscher Blätter aus seinen Artikeln über die Paulskirche und über Preußen, — folglich kennen Sie ihn nur halb, denn der Oestreichische Correspondent hat die Schlauheit der altösstreichischen Polizei, die sich wohl hütete, gegen Ausländer das rauhe Fell herauszukehren, vielmehr so höflich, als ihr möglich, war, um in der Fremde die östreichische Gemüthlichkeit in gutem Ruf zu erhalten. Ja, gemüthlich ist Alles, was der Oestr. Corresp. gegen das deutsche Ausland schrieb, verglichen mit seiner Büttelberedtsamkeit gegen die „Schlechtgesinnten" zu Hause.

Gegründet wurde er Ende November 48, erschien anfangs in Olmütz, später in Wien und hätschelte, gleich dem Lloyd und andern Eingeweihten, so lange die slavische Reichstagsrechte, bis das Ministerium auch den Czechen mit einem dankbaren Nasenstüber für ihre eigennützige Anhänglichkeit die Thüre wies. In kaum acht Wochen bewerkstelligte er seinen Uebergang vom streng constitutionellen Conservatismus zum streng militärischen Despotismus. „Rechtsum kehrt! Marsch!" Solche Commandosprache wäre ihm am geläufigsten, aber die böse Welt und der leidige Anstand verlangen zuweilen Gründe, und Gründe sind bei ihm so rar wie Silberzwanziger. Wird er daher durch die Raisonnements der subordinationswidrigen Menschheit gereizt, sich in die Irrgewinde der Zeitungspolemik zu stürzen, so tölpelt er aus einem Mißverstand in den andern und ist in diesem Zustande kaum von Bäuerle oder Galimathias Koch zu unterscheiden.

Der Oestr. Corresp. ist stark in Enthüllungen à la Ohm und Gödsche. Siehe Batthyani; diesen überführte er als Mörder Latour's durch angebliche 17 Zeugen, von denen selbst das Haynau'sche Kriegsgericht nichts gewußt hat. Dafür schilderte er Batthyani's Gang zum Tode mit Witzeleien über die Kleidung und Haltung des Sterbenden! Wenn ihm, wie bei seiner Denunziation Rieger's, Verleumdung und Fälschung nachgewiesen wird, zieht er sich ohne Entschuldigung zurück und ruft, wie ein Polizeimann, dem ein frecher Gassenjunge entwischt: Wart', ich krieg' dich doch einmal!

Seine Mitarbeiter und Redactoren ziehn es vor, anonym zu bleiben. Schwarzenberg selbst soll die Bornirtheit des Blattes und den Mangel an geschickten Federn beklagt haben. Es ist tröstlich, daß gute Federn sich heutzutage für Olmützer Tendenzen so schwer gewinnen lassen. Freilich, wie der Herr, so der Diener. Mr. Warrens und Herr Anton Beck stehn so tief unter Genz, wie Schwarzenberg unter Metternich.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Christliche Reminiscenzen in der modernen Kunst.

Neben den Landschaften, Blumen- und Fruchtstücken, Porträts, Genrebildern und historischen Anläufen finden wir von Zeit zu Zeit in unsern Kunstausstellungen auch noch ein zierliches Kirchenbild mit den Gesichtern des Raphael'schen Typus, aber nach der Convenienz unserer Modekupfer zugeschnitten. Es ist nicht mehr, wie im 16. und 17. Jahrhundert, das unmittelbare Bedürfniß, dem sie ihr Dasein verdanken, sondern theils eine gewisse künstlerische Usance, die sich noch immer nicht von der Vorstellung trennen kann, als sei die Bibel die allein legitime Quelle aller Poesie, vornämlich für die Maler, theils die Trägheit unserer deutschen Maler, welche sich nicht die Mühe geben, Menschen in der Bewegung zu studiren, und sich, wenn sie nicht ihrer lieben abstracten Symbolik fröhnen dürfen, wenigstens eines halbsymbolischen Stoffes bemächtigen, in welchem der Contrast, ohne den ein historisches Gemälde nicht denkbar, nicht in der Seele Wurzel geschlagen hat, sondern äußerlich, zuständlich, im Costüm und in der landschaftlichen Gruppe vermittelt wird, wie Jeremias mit den verhungernden Israeliten in der Wüste, die trauernden Juden an den Wassern von Babel u. s. w. Künstler von einer dramatischen Anlage, denen in dem eignen Charakter wie in der sie umgebenden Welt die Kraft gegeben war, den Geist in der Bewegung zu empfinden und wiederzugeben, wie Rubens, der Shakespeare unter den Malern, verstanden auch dem Christenthum seine heroische Seite abzugewinnen, und der Sohn Gottes im jüngsten Gericht würde sich eben so ungeschlacht auf einer christlich-germanischen Schnupftabaksdose im Rococogeschmack ausnehmen, als der Neptun im Quos-ego oder einer von den herkulischen Bärenjägern in den Thierstücken. Unser neumodisches Christenthum dagegen ist weich, milde, human, träge und blasirt wie die Zeit selber, es geht über das himmelblaue Genre nicht hinaus und würzt den englischen, himmelwärts strebenden Theaterblick höchstens durch einige sanfte Thränen.

Vornehmlich sind es einzelne christliche Charaktermasken, auf welche die an concreten Idealen noch immer sehr arme Kunst mit besonderer Vorliebe zurückkommt. Ich habe in den Schöpfungen des letzten Semesters, so weit sie nach

Leipzig gekommen sind, einige zwanzig Judiths und nicht viel weniger Cäcilien gezählt. Diese beiden dem Anschein nach einander sehr entgegengesetzten Stoffe finden doch in der leitenden Tendenz unserer Kunstperiode einen Verbindungspunkt, der mich veranlaßt, an sie die Frage anzuknüpfen, in wie weit die christlichen Stoffe, und namentlich die christlichen Masken, überhaupt noch ein Bürgerrecht in der Kunst beanspruchen dürfen.

Freilich thut in der Behandlung dieser Stoffe die Individualität des Künstlers viel. In diesen Tagen z. B. haben wir bei del Vecchio als Cäcilie eine wohlbeleibte Kammerjungfer, die sich mit der Sammetrobe ihrer Gebieterin ausgeputzt, an's Clavier gesetzt hat und nun die Gesichter schneidet, welche sie bei der gnädigen Frau in besonders herzergreifenden Momenten beobachtet hat. Eine Judith trug das Haupt des Holofernes mit der graziösen Impertinenz einer Schneidermamsell, die einen neugemalten Perrückenstock in ihren Putzladen bringt. In diesen Fällen ist aber die Wahl des Gegenstandes etwas Zufälliges; man hat ihn genommen, weil die Sorte gerade gut geht, ohne innerlichen Beruf. Wo das nicht der Fall ist, wird die Hauptsache sich gleich bleiben.

Die Judith der ursprünglichen Stammsage war ein patriotisches, oder, was bei den Juden dasselbe sagen wollte, ein Gott ergebenes Weib. Es ist in ihrer That nicht der geringste Gefühlsconflict vorhanden. Sie ermordet den Feind ihres Volks und ihres Gottes, das ist ein höchst verdienstliches Werk vor den Augen Jehovahs, ein Werk, wie es die Heldensagen mehrfach von den Lieblingen Jehovahs berichten, und sie gibt um dieses Zweckes willen ihre Keuschheit preis, das ist wieder ein höchst werthvolles Opfer; wenn es vorbei ist, so preisen sie die Jungfrauen und Aeltesten von Zion als die Gebenedeite des Herrn. Aber diese einfache Auffassung ist unserer modernen Empfindungsweise zu roh, das Preisgeben für das Vaterland ohne alle Beimischung von Sinnlichkeit, und der Mord ohne allen sittlichen Schauder ist eine Naivität, die wir uns gar nicht mehr denken können. Wenn daher Hebbel in seinem bekannten Drama die Motive sowohl vor als während der That gespalten hat, so ist das nur zum Theil der eigenthümlichen Weise seines Producirens beizumessen: er hat die Metamorphose, welche im Geist des Zeitalters mit der poetischen Gestalt der Judith nothwendigerweise vorgenommen werden mußte, nur mit einer gewissen Vollständigkeit und Methode vollzogen. Er schärft das geschlechtliche Gelüst in der noch nicht berührten Jungfrau durch eine geschlossene, aber nicht zur Ausführung gekommene Ehe; er gibt ihrem Haß und ihrem Anbetungsdrang den nämlichen Gegenstand; er macht aus dem religiösen Opfer des Leibes das Zucken des Fleisches nach Befriedigung; aus der Heldenthat zu Ehren Gottes einen Act der Rache und der Scham. Die That, welche die historische Judith zu einer gefeierten Heldin des Stammes erhob, muß die Judith der modernen Poesie sittlich vernichten. Dieser Streit zwischen Scham, Lust, Haß, Liebe u. s. w. drückt sich als das poetische Motiv in den

Gesichtern der meisten Judithbilder aus, die mir in neuerer Zeit vorgekommen sind. Am besten ist es noch, wenn diese Züge in die Naturanlage verarbeitet sind: die wollüstig aufgeworfenen Lippen, der stolze Schwung der Nase, die feurigen, aber doch etwas schwimmenden Augen. Im Ganzen aber wird es dem Maler doch noch unendlich schwerer, als dem dramatischen Dichter, uns von jenen Conflicten ein einigermaßen anschauliches Bild zu geben. Im Drama sahen wir doch das eine Motiv aus dem andern entspringen, mit ihm streiten u. s. w.; es gibt Zeiten, wo das eine oder das andere gebunden ist; im Bilde dagegen sollen wir in Einer Anschauung die ganze Geschichte und noch dazu als fertiges Resultat vor uns sehn, denn die That an sich ist nicht darzustellen, und ihre Reminiscenzen — der abgeschlagene Kopf in der Hand, der Rumpf auf dem Bett im Hintergrunde, sind doch immer sehr schwache Momente der ästhetischen Würdigung. Es kommt also immer auf den interessanten Ausdruck heraus, den das Gesicht durch die vollbrachte That erhält, und das ist schon darum ein Abweg, weil es die Plastik auf das Innerliche forcirt, noch mehr aber, weil für die streitenden Empfindungen keine allgemeine Stimmung zu finden ist, die nicht Fratze wäre. Als Ausdruck eines sittlichen Conflicts aufgefaßt, ist Judith also unplastisch; wenn man aber aus ihr eine Heroine oder ein Ideal ganz im Allgemeinen machen will, so stört die historische Reminiscenz. Auf alle Fälle dürfte es also gerathener sein, für die heroisch aufgeregte Weiblichkeit einen andern Typus zu suchen.

Judith gibt uns die eine Seite unserer Romantik, das Raffinement; Cäcilie die andere, die sentimentale, blasse Verschwommenheit. Bei Del Vecchio ist eine vortrefflich gemalte Cäcilie, von van Eyken, die es aber in der Krankhaftigkeit unseres Empfindens zum Extrem gebracht hat. Cäcilie singt ihr Schwanenlied; den Blick himmelwärts, etwas zurückgelehnt, um bequemer nach Oben schauen zu können, mit einem Finger leise auf den Tasten eines alterthümlichen Spinetts rührend, das vor ihr steht; auf den jugendlichen Wangen das schöne, aber flüchtige hektische Roth, das letzte Aufflackern der Gluth im Innern, in den bläulichen Augenrändern bereits die Spuren der nahenden Auflösung. Alles das ist die Uebersetzung einer sentimentalen Composition, die in der Kunst keine Berechtigung hat, weil sie unwahr und namentlich unplastisch ist. Die Idee des Schwanengesanges an sich klingt gut, so lange man sich nichts Bestimmtes dabei vorstellt; aber der gemalte Gesang, und gar die mit der Kraftlosigkeit der Schwindsucht versuchte Begleitung, macht sofort den Eindruck des Unzweckmäßigen. „Die Frömmigkeit hat die Orgel erschaffen", „die schöne Seele, die zu gut ist für die Erde, löst sich auf in Tönen", als Redensarten hört man das an, denn sie sind verhimmelnd genug für unsere Gedankenlosigkeit. Hat man aber die Redensart im Bilde vor sich, so wird man unwillkürlich zu der Frage getrieben: also diese junge, mondscheinartige Figur ist auf die Idee der Blasebälge gekommen, durch welche ein gigantisch erweitertes System von Querpfeifen in harmonische Bewegung

geſetzt wird! Das iſt dem Bilde nicht zu glauben; in einem Sonnett würde man ſich nicht darüber verwundern. In den Reimen herrſcht der Witz — denn die ſogenannte Sentimentalität iſt nichts weiter, als eine matte Function des reflectirenden Witzes; die plaſtiſche Kunſt aber widerſtrebt der zweckwidrigen Combination. Erfindungen von Inſtrumenten, und in höherem Sinn die Thätigkeit des Verſtandes, der Phantaſie, kurz was man eigentlich Productivität des Geiſtes nennt, iſt kein Gegenſtand der darſtellenden Kunſt. Der eigentliche Inhalt der Schöpfungen liegt warm in der Seele; aber die Form, wenn die Schöpfung heraustritt aus der Nacht des Geiſtes, gibt die kalte Ueberlegung. In jedem Künſtler iſt eine ironiſche Ader zu finden, der Niederſchlag dieſer Kälte, dieſer Freiheit dem Stoff gegenüber. Begeiſtert euch an der Gluth, die in einer Symphonie, wie der Cmoll von Beethoven athmet, aber vergeßt nicht, wie er einem myſtiſchen Scholiaſten die beiden Choriamben, mit denen der erſte Satz anfängt, erklärt hat. — Ein großer Componiſt, der ſtark bairiſch Bier trinkt, der mit großem Eifer kegelt, wie Mozart — was würde Düſſeldorf dazu ſagen! Und verhimmelt ihr ihn, ſo glaubt keiner mehr daran.

Die moderne Cäcilie iſt ein Kind der Reflexion: Einheit der Kunſt und des Glaubens, der Empfindung und Productivität. An dieſer Krankheit leiden alle Ideale, die aus unſerer alten Mythologie in die reflectirende Denkungsart unſerer Zeit aufgenommen ſind. Wir nehmen den Gegenſtand um des Sinnes willen, wir ſymboliſiren ihn. Wäre das von vornherein die Richtung der chriſtlichen Malerei geweſen, ſo hätte die Kunſt des 16. und 17. Jahrhunderts wenig zu bedeuten.

Man hat häufig die Frage behandelt, ob das Chriſtenthum, und weiterhin die Reformation, der bildenden Kunſt nützlich oder ſchädlich geweſen ſei. Man hat zu Zeiten der romantiſchen Schule verſichert, die Maler des 16. Jahrhunderts hätten darum Großes geleiſtet, weil ſie gute Chriſten geweſen. Abgeſehen von den hiſtoriſchen Zeugniſſen für das Gegentheil, wie von dem unmittelbaren Zeugniß unſerer Augen, wenn wir z. B. Correggio's Leda oder Jo mit ſeinen kirchlichen Gemälden vergleichen, hat man dabei überſehn, daß die eigentliche Kunſt erſt im Zeitalter der Renaiſſance beginnt; der Zeit, in welcher die Kunſt wie die Wiſſenſchaft auf das antike, das heidniſche Ideal zurückging.

Das Chriſtenthum hat allerdings der Kunſt genützt, indem es den Malern Gelegenheit gab, für ein großes Publikum zu produciren, in einer Zeit, wo die ſpecifiſche Kunſt noch ein Luxusartikel auserwählter Geiſter war, und indem es ihnen allgemeine Typen des Ideals vorzeichnete, was bei einer werdenden Kunſt, wo ernſte Sammlung nöthiger iſt, als die Unruhe der blos ſtofflichen Ausbreitung, von unnennbarer Wichtigkeit iſt. Andrerſeits hat es aber der Kunſt geſchadet; denn es hat ſie in falſche Ideale verſtrickt, in Gegenſtände, die in einer doppelten Rückſicht unplaſtiſch waren: weil ſie den ſpiritualiſtiſchen Charakter der

Religion des Geistes, die Idee der Opferung versinnlichen sollten, und so auf die häßlichen Folterscenen herauskamen, vom gekreuzigten Christus an bis zum heiligen Sebastian, dessen Leib wie ein Stachelschwein mit Spießen besät war; sodann weil sie Mirakel enthielten, d. h. Ereignisse, die sinnlich unwahr sein müssen, weil mit der sinnlichen Wahrheit das Wunder aufhört. Wieviel der künstlerische Geist in diese Stoffe Anschaulichkeit gebracht, ist gegen den Sinn des Christenthums. In dem frivolen und nichtsnutzigen Buch: le génie du Christianisme macht Chateaubriand darauf aufmerksam, daß die Situation des an den Kreuz geschlagenen Erlösers eine künstlerisch sehr verwendbare Körperhaltung erzeuge. Das ist so unkünstlerisch wie irreligiös. Man geht hier mit dem Menschen, dem nur der Geist Berechtigung gibt, wie mit einer Draperie um, deren Faltenwurf nach technischen Zwecken berechnet wird. Aehnlich hat Calderon die Dornenkrone und andere Attribute des Leidens in phantastischer Freiheit zu anmuthigen Arabesken verwerthet, und Correggio hat aus der Glorie des Heilands, den anbetenden Hirten gegenüber, einen Lichteffect gemacht. Die Religion muß der Technik dienen, und doch hemmt sie dieselbe.

Von dauerndem Werth für die Kunst sind aus der christlichen Mythologie nur diejenigen Züge gewesen, die eine Bereicherung des Gemüths enthalten. Die sixtinische Madonna und der Christo della Moneta sind wesentliche Bereicherungen der plastischen Kunst und ohne das Christenthum nicht denkbar, wenn sie auch der unmittelbaren, rohen Anlage desselben widersprechen.

Die heidnischen Ideale waren in ihrer bewegungslosen Vollendung nur auf die Sculptur berechnet; die Malerei wußte mit den Dianen, Venus, Juno u. s. w. Nichts anzufangen, wenn nicht vorher die Mythen, in welchen sich ihre Persönlichkeit entfaltet, in einem wesentlich verschiedenen Geist umgedichtet wurden. Das christliche Ideal gibt wenigstens ein Surrogat dieser Bewegung durch den in die Seele selbst gelegten Contrast. An sich sind die christlichen Mythen um nichts ästhetischer als die antiken; Christus, der die Teufel von den besessenen Menschen in eine Heerde Schweine austreibt, würde sich auf dem Gemälde eben so lächerlich ausnehmen, als Jupiter, der in einer höchst unzweckmäßigen Metamorphose — goldner Regen, Ochs, Schwan u. s. w. — jungen Damen die Cour macht, und die Figuren aus der Apocalypse würden ein noch viel ungeheuerlicheres Ansehen haben, als die hundertarmigen Giganten und dergl. Dagegen kann man sich aus den Legenden, wenn man sie mit der dogmatischen Entwickelung der christlichen Glaubenslehre in Zusammenhang bringt, Charaktere entwickeln, auf deren Physiognomie auch in der Ruhe und Sammlung eine Geschichte ausgeprägt ist.

Die himmlisch schönen Gestalten des griechischen Meißels duldeten keinen Wetteifer. Das ganze Geschlecht der Liebesgötter, von Venus und Amor bis zu den Faunen herunter — denn auch diese gehören als Contrast zur Liebesfabel;

der unsterbliche Chor der Musen, der Horen, endlich die höheren Gottheiten mit ihrer ebenso bestimmt ausgeprägten als ideal gehaltenen Individualität — was die neue Kunst in ähnlichen Bildwerken geleistet, ist nur ein schwacher Abglanz jener alten Hoheit.

In den mittelalterlichen Bildern finden wir alle schlechten Eigenschaften zusammen, die uns die Kunst verleiden können: unsinnlicher Spiritualismus, geistlose Wunderwirthschaft, rohe Allegorie: die Triangel, die Taube u. s. w. Mit der Wiedereroberung der antiken Kunst und der antiken Philosophie erhalten die beiden Hauptpersonen der christlichen Mythologie, Maria und Christus — denn Gott der Vater ist selten, der abstracte heilige Geist nie zum eigentlichen Vorwurf der Kunst genommen — eine bestimmte ideale Richtung.

Freilich hat man die Maria oft genug benutzt, um ein hübsches Mädchen oder eine hübsche Frau zu malen. Bei der Madonna della Sedia z. B. weiß ich in der That nicht, was die Mutter Gottes damit zu schaffen hat. Von den feisten Frauenzimmern der Jordaens ganz zu schweigen. Und ich muß sagen, daß die rein erotische Auffassung im Ganzen die vorherrschende gewesen ist. Die Jesuiten haben ein Freudenbüchlein der Anbetung Mariens geschrieben, das so verliebt ist, wie man es von einem christlichen Faun nur erwarten darf. Calderon, der Dichter des specifischen Katholicismus, hat mehrfach, namentlich aber in seiner Morgenröthe von Copacavana, die himmlische Jungfrau geradezu als Nebenbuhlerin irdischer Bräute gefeiert, und der überirdischen Schönheit, wie es sich gebührt, in dem Herzen des liebelüsternen Anbeters den Vorzug gegeben. Die ineinander verzwickten Fleisch- und Beingruppen in den himmlischen Madonnen Correggio's, die man in einer ziemlich ausgedehnten Reihe in der Dresdner Galerie findet, haben wahrlich nichts Spiritualistisches, so unsinnlich sie auch im Ganzen gedacht sind, und man wird der freien, durch keine Mystik verwirrten Sinnlichkeit in seinen heidnischen Liebesgeschichten auf dem Berliner Museum unbedingt den Vorzug geben. Zuweilen hat sich ein dem ursprünglichen Begriff der Jungfrau noch fremderer Zug eingeschlichen. So ist mir, ebenfalls in Berlin, die Madonna eines venetianischen Meisters aufgefallen, die eine entschieden aristokratische Gesinnung ausdrückt; mit vornehmer Nachlässigkeit sieht sie auf die Könige, die unter ihren Füßen knien, herab, und streckt ihnen den Knaben zur Anbetung entgegen. Sie findet diese Unterwürfigkeit ganz in der Ordnung, und trägt das hübsche Köpfchen hoch genug, daß man an eine Anwandlung von jungfräulicher Demuth und Schüchternheit nicht im entferntesten denken kann. Am ungeschicktesten beträgt sich in der Regel der kleine Messias, und es macht noch immer den besten Eindruck, wenn er über die possirlichen Gestalten zu seinen Füßen sich auf's höchste belustigt; den widerlichsten, wenn bereits die Majestät des jungen Jupiter aus seinen Augen blitzen soll. Hier wird uns wieder anschaulich, wie die Reflexion des christlichen Witzes der plastischen Wahrheit widerspricht.

Wenn wir aus der Anbetung des Knaben den allgemeinen sittlichen Begriff ziehn wollen, so ist es doch der, daß die kindliche Unschuld, in welcher die Natur noch durch Bildung nicht zersetzt und gebrochen erscheint, etwas Schönes und Heiliges sei, und daß wir in ihr das Abbild unserer verlornen Einheit mit uns selbst verehren sollen. Die Kraft soll sich vor der Schwäche demüthigen, weil diese noch nicht in die bestimmte Welt der endlichen Interessen verwickelt, also rein ist. Wenn nun aber diese Demüthigung auf dem Bilde nach der gewöhnlichen Etikette durch einen Fußfall dargestellt wird, so springt das Unzweckmäßige eines solchen Verfahrens in die Augen; die Nebengedanken, welche dem Witz bei der Idee der Kindheit einfallen, *sehen* wir nicht; wir sehen nur die unausgebildete, die eigentlich erst zur Hälfte menschliche Form, die Hilflosigkeit und das schwache Dämmern des Geistes; der ausgebildete Mann erscheint uns in jeder Beziehung würdiger und vollkommener, wir würden es ganz in der Ordnung finden, wenn er das schwache Kind in seinen Schutz nimmt, aber daß er sich vor diesem unfertigen Geschöpf auf die Erde wirft, muß uns lächerlich vorkommen. Die symbolische Idee widerspricht überall der sinnlichen Wahrhaftigkeit.

Daß dagegen die geistige Idee sich in blos sinnlichen Verhältnissen nicht erschöpft, lehrt uns ein kurzer Blick auf die Sixtinische Madonna und die von Holbein. Die Gestalt der Maria ist weiter nichts als die Vergötterung des specifisch Weiblichen. Es hat dieses seine Culminationspunkte in zwei Erscheinungen: in der Scham der Jungfrau, die mit einem süßen Schauer fühlt, daß sie noch nicht ist, was sie sein soll — eine fertige Amazone, eine spröde Schönheit, die sich dauernd in ihre Jungfräulichkeit verstrickt hat, wie die heidnische Diana, ist eine Abnormität — und in der Heiligkeit der mütterlichen Liebe. Wenn das Christenthum beide, dem Anschein nach einander ausschließende Seiten in der Mutter Gottes identificirt hat, so kommt das zunächst auf ein rohes empirisches Mirakel heraus, und die Befruchtung durch den heiligen Geist hat keine andere sittliche Dignität, als die Geschichte mit Danae und dem goldnen Regen. Aber wie Raphael die Lösung des Contrastes dargestellt hat, empfinden wir eine höhere Berechtigung des Geistes. Maria ist wirkliche Mutter, aber wie ein Nachglanz ihrer frühern Jugend durchdringt sie der alte Schauer der Jungfräulichkeit; sie ist sich in ihrem Zustande selber ein Geheimniß und demüthigt sich vor dem Geschick, das sie begnadet hat. Zu dieser Empfindung ist kein Mirakel nöthig und es spricht für den poetischen Sinn des Malers, daß er sie ergänzt hat durch den Humor der beiden kleinen schalkhaften Engelsköpfchen zu den Füßen des Bildes, die nichts anderes sind als die griechischen Amoretten. Amor spottet der heiligen Scheu, ohne sie damit zu leugnen oder aufzuheben; eine bessere Ergänzung als die sentimentale Figur an der Seite, die zwar vom conventionellen Christenthum die hinreichende Symbolik an sich trägt, aber übrigens ohne alle Berechtigung ist. — *Holbein's* Madonna ist einfacher, ein frommes protestantisches Eheweib

die Innerlichkeit, die in dem italienischen Ideal frei, wenn auch sich selber unklar, hervortritt, ist gebunden in den Kreis der Pflichten. Soweit der Protestantismus überhaupt die Madonna ertragen hat — und das mußte er zuletzt doch, trotz seines kriegerischen Ernstes — ist es nur in dieser Entfaltung ihres Wesens. — Die spanische Himmelskönigin, die Himmelfahrt von Murillo, ist die Verklärung der begeisterten Liebe: die Braut geht ihrem Bräutigam entgegen, der ihr nicht mehr fremd ist, mit aller Glut einer südlichen Leidenschaft. — Ich übergehe die weiteren Artigkeiten, welche die katholische Malerei ihrer Göttin gesagt hat, als Stern des Meeres, Vogelkönigin, Himmelsjungfrau mit dem Mond zu ihren Füßen u. s. w., und wende mich zu einer specifisch christlichen Erscheinung, dem leidenden Weib, der Mater dolorosa. Hier muß ich sagen, daß die christliche Kunst eben so wenig, als die christliche Idee das Alterthum erreicht hat. Niobe ist eine viel edlere Gestalt, von viel wärmerer Poesie, als die Mater dolorosa. Schmerz ohne Hoheit und Stärke ist etwas Widerwärtiges. Der Schmerz der Alten war in einer doppelten Beziehung erhabener als der christliche: er nahm es ernst mit dem Tode, er machte sich keine Illusionen, durch welche der Schmerz zu einem fictiven herabgesetzt wird, und er war fromm, er unterwarf sich der Idee der Nothwendigkeit, und setzte nicht in kindischem Trotz das Recht seiner subjectiven Wünsche dem Recht der Natur entgegen. Die abscheulichste Form des fixirten Schmerzes ist die süßliche Manier von Carlo Dolce.

Ich habe wohl kaum nöthig hinzuzusetzen, daß ich jede Erneuerung dieser typischen Ideale in unserer Zeit, deren leitende Tendenz ist, das Ideale in die Fülle der empirischen Welt einzubilden, für eine Verirrung der Kunst halte. Wie es Sokrates von sich rühmte, hat die moderne Kunst die Aufgabe, das Schöne aus dem Himmel herabzuziehn und auf der Erde einzubürgern, die gegenwärtig unsere Heimath ist.

Aus einer zweiten, specifisch christlichen Gestalt, der büßenden Magdalena, hat die Kunst nicht viel zu machen gewußt. Magdalena ist durchaus christlich gedacht, wie ich das bei einer andern Gelegenheit auseinandergesetzt habe. Je größer die Sünde, desto näher die Pforte des Heils, und je herber die Buße, desto wohlgefälliger dem Herrn. Aber in den Gemälden, die diesen Gegenstand behandeln, ist nicht viel von der Grundidee geblieben. In der berühmten Magdalena von Coreggio finde ich nichts anderes, als eine Dame, die, um einen Roman bequemer lesen zu können, sich in's Grüne zurückgezogen hat. Der Todtenkopf, der daneben liegt, ist eine von den Capricen, wie sie das schöne Geschlecht nur allzu häufig anwandeln. Noch mehr gilt das von breiter ausgeführten Gemälden in demselben Styl, z. B. der Magdalena von Battoni. Eine andere Auffassung geht wieder mehr in's Melancholische und Sentimentale, wie z. B. die sterbende Magdalena von Franceschini. Eine Sterbende von etwas passirter Schönheit, mit schmachtendem Blick und conventioneller Leidensmiene. Was haben wir davon?

In welchem Zusammenhang ihr Ende mit ihrer Vergangenheit steht, erfahren wir wenigstens aus dem Bilde nicht. Das Sterben an sich ist aber kein Gegenstand für die Kunst, so wenig wie das ausgeführte Martyrium, denn es ist unschön. Im heißen Schlachtgewühl zu fallen, mit Einem Stoß, noch den Haß gegen den siegreichen Feind im verwilderten Blick; oder mit festem Schritt auf das Schaffot schreiten, um seinen Glauben mit seinem Blute zu besiegeln, das ist ein würdiger Vorwurf, denn die Kraft des Geistes, welche des Untergangs spottet, erhebt und adelt das menschliche Herz, aber das Hinsiechen gehört nicht in die heitere Welt der Poesie, so wenig als das Zucken des Fleisches unter den Instrumenten des Folterers oder des Wundarztes. Im Leben nehmen wir es hin, weil es nicht zu vermeiden steht.

Ich habe damit zugleich die Ecce-homobilder verworfen, mit sammt den Kreuzigungen, wie malerisch sich auch die Blutrosen, die unter der Dornenkrone des Erlösers hervorquellen, in dem Liede eines heißblutigen Poeten ausnehmen mögen, und wie sinnreich der französische Romantiker den menschlichen Körper in plastischen Falten um das Kreuz zu winden versteht. Der leidende Gott ist ein Gegenstand für Engel, nicht für Menschen. Eben so wenig der gespenstische, mit abstracter, passiver Hoheit sich aus dem Grabe erhebende Heiland, der den Boden unter den Füßen verloren hat, weil er ohne Schwere ist. Aus dem eigentlichen neuen Testament ist für die Darstellung Christi nicht viel Anderes zu entnehmen, darum haben die energischen Secten des Protestantismus sich mehr an die Propheten und die Apokalypse gehalten. Milton und Rubens sind die Künstler, welche uns den männlichen Gott des Christenthums offenbart haben: den Sieger über den gewaltigen Fürsten der Hölle, den Richter am jüngsten Tage. Freilich fehlt auch diesen Kämpfen die plastische Natur der alten Welt. Aber es bleiben schöne Symbole für den Kampf des Guten und Bösen, wie auch der Raphaelische Erzengel im Harnisch und der Lanze, der dem wüsten Ungethüm der Hölle den Fuß auf den Nacken setzt: schönere Symbole, als jene typischen Johannes-Gesichter, von Raphael erfunden und von sämmtlichen Malern und Poeten der neuen Zeit abconterfeit, jene rosenblutwangigen Jünglinge mit sorgfältigem Scheitel, die es niemals zum Manne bringen werden, weil sie keinen Zorn im Herzen tragen; schönere Symbole, als jene tiefgefurchten Anachoreten des Giuseppe Ribera, die sich zu bloßen Schemen der Reflexion abgehärmt haben. Das reinste Ideal des biblischen Christus ist der schon erwähnte Christo della Moneta, der weise genug ist, die Welt zu begreifen und seine persönlichen Ideale der Nothwendigkeit zu opfern, aber stark genug, um über diese Resignation einen tiefen Schmerz zu empfinden.

Ich komme zum Schluß. Die griechischen Ideale waren der Malerei nicht günstig, weil sie einfach in ihrem Wesen und fertig waren, und weil, was ihnen

widerfuhr, ſich zu ihrem geiſtigen Inhalt nur accidentell verhielt. Die Malerei aber will den Menſchen in Bewegung. Die chriſtlichen Ideale, ſoweit ſie ſich durch ihre Unnatur und ihre Unſchönheit nicht der Darſtellung entzogen, waren in ſo fern geeigneter, als ſie einen vermittelſt einer That oder eines Leidens überwundenen Conflict enthielten. Allein ihre Thaten wie ihre Leiden waren nicht geſchichtlicher Natur — ſo daß ſich in der That die Idee realiſirt; ihr idealer Sinn lag außerhalb des Ereigniſſes, und ſo waren ſie nur ſymboliſch darzuſtellen. Für die moderne Malerei, welche den Beruf hat, auf die Idee durch das Bild nicht blos anzuſpielen, ſondern dieſelbe in ihrer Bewegung, ihrer Verwirklichung auszudrücken, iſt weder die antike, noch die moderne Mythologie ein angemeſſener Stoff: die einzige ſolide Baſis, auf der ſie weiter ſchreiten kann, iſt die Geſchichte. S. J.

Herr von Montalembert und die Jeſuiten.

Wir müſſen den politiſchen Bewegungen in Frankreich von Zeit zu Zeit unſere Aufmerkſamkeit ſchenken, nicht allein weil ſie an ſich Intereſſe genug darbieten, ſondern weil ſich unſer eigener Kampf in jenen abſtracteren, einfacheren und daher leichter überſichtlichen Verhältniſſen deutlicher ausprägt, als in unſerer babyloniſchen Ideenverwirrung. Was wir von unſern Gerlach, Stahl, Döllinger u. ſ. w. nicht lernen, verräth uns der edle Vorkämpfer der Kirche im Palais Bourbon in anerkennenswerther Offenheit.

Wer bis jetzt ſo verblendet geweſen iſt, die Exiſtenz der kirchlichen Gewalt zu leugnen, weil in dem Bewußtſein der Gebildeten die einzelnen kirchlichen Beſtimmungen überwunden waren, den muß die Geſchichte der neueſten franzöſiſchen Revolution eines Beſſern belehren. Auf der Baſis des allgemeinen Wahlrechts erhebt die Kirche ſiegreich ihr Panier, und die alte Oppoſition, Herrn Thiers an der Spitze, verkriecht ſich unter den Mantel der Kirche, um dem Schreckgeſpenſt des Socialismus zu entgehen; ſie ſchickt Armeen nach Rom, um den Papſt, den letzten Hort der Ordnung und des Rechts, gegen ſeine rebelliſchen Unterthanen zu unterſtützen, und ſie liefert die Jugend Frankreichs den Jeſuiten aus. Denn das und nichts anderes iſt der Sinn des neuen Unterrichtsgeſetzes. Wer es noch nicht gewußt hat, der kann ſeit den neueſten Erklärungen des Herrn v. Montalembert nicht länger daran zweifeln.

In derſelben Zeit erhebt in dem offiziellen Organ der Gerlach'ſchen Partei ein kirchlicher Eiferer ſeine Stimme gegen die Nachgiebigkeit ſeiner Geſinnungs-

genossen. Sie coquettiren noch immer mit dem Erbfeind der Christenheit, dem Staat, obgleich sie mit der modernen Form desselben längst gebrochen haben. Die Bibel weiß von keinem Staat, sie spricht nur von der christlichen Obrigkeit. Eine Obrigkeit muß da sein, um Recht und Ordnung zu handhaben, man muß sie hinnehmen, als ein unvermeidliches Uebel; der Christ hat ihr zu gehorchen, so lange sie christlich ist. Die Obrigkeiten aber kommen und gehen, fest und unwandelbar bleibt nur die Gemeinschaft der Heiligen, die Kirche. Die Kirche hat ihre Kuppel im Himmel, wo ihre eigentliche Heimath ist; der Staat wurzelt auf der Erde, dem Reich des Teufels.

So weit wären wir also glücklich gekommen. Bei uns hat es keine Noth. Die protestantische Bildung hat unsern Geist gestählt; wenn man unsern Verstand nicht geradezu aufhebt, wird uns das Netz der Kirche nicht fangen. Wir glauben nur, was wir erkennen oder was wir empfinden.

In Frankreich dagegen ist die Gefahr nicht gering. Die katholische Kirche hat das Gemüth nicht bekämpft, sie hat nur die Phantasie beschäftigt; die französische Aufklärung hat die Kirche nicht ernsthaft gefaßt, sie hat sich ihrer durch Witze entledigt. Die Gewalt des Witzes reicht aber nur auf eine gewisse Zeit aus. Die Freiheitspartei hat sich auf eine Art überstürzt, daß man wie im Schwindel nach dem ersten besten greift, was einen Halt verspricht. Die Jesuiten versprechen, dem Volk Gehorsam beizubringen: eh bien! so nehmen wir die Jesuiten.

Ein klägliches Schauspiel, diese Vertreter des französischen Volks. Sehr richtig vergleicht Montalembert die Republik mit einem Floß, das ohne Steuer auf der Brandung schaukelt. Die Monarchie sei ein stattliches Schiff gewesen, da habe man über die Leitung mit einander streiten können; jetzt gelte es, aus allen Kräften zurückzustauen. Es käme jetzt darauf an, die Hand an die Wurzel des Uebels zu legen. Wer habe die alte Monarchie gestürzt? Der Staat mit seinem rationalistischen Erziehungssystem. Wer die Restauration? Wieder der Staat. Und so die Julidynastie. Jetzt sei Rationalismus, Staatserziehung und Communismus gleichbedeutend, die in Permanenz erklärte Emeute. Die sämmtlichen Schullehrer, mit der Pariser Universität an der Spitze, seien die Chorführer der Revolution, und es gebe nur einen Stand, der den Willen und auch die Kraft habe, Frankreich zu erlösen: die Geistlichkeit.

Und neben Montalembert steht eine festgeschlossene Phalanx gleichgesinnter Christen, die große legitimistische Partei. Nicht als ob sie besonders erfüllt wären von den Ideen des Christenthums, im Gegentheil, im Herzen sind sie frivol, wie es nur immer den Jüngern Voltaire's anstehn mag, aber sie fürchten den Gedanken, weil er das Volk bewegt, und um die Bewegung, die sie selber verschlingen kann, zu hintertreiben, möchten sie die Quelle des Gedankens verstopfen. Und

die Herren Thiers, Odillon Barrot u. s. w. haben um diesen Preis ihre Seele verkauft. —

Victor Hugo, der alte Romantikus, hat für den Staat und die Bildung das Wort ergriffen. Was er sagte, war nicht tief durchdacht, nicht im Einzelnen abgerundet, es würde schwer sein, aus den ziemlich aphoristisch hingeworfenen Sätzen ein System der Staatserziehung zusammenzusetzen; aber er hat den Vorzug gründlicher Grobheit gegen die jesuitische Partei, und der Redlichkeit, mit der er das leitende Princip offen hinstellte, durch welches allein eine tiefergreifende Reform des französischen Volkes möglich ist: daß nämlich der Staat den gesammten Unterricht in die Hände nimmt, und den Schulbesuch zu einer Zwangspflicht macht. Ueber diesen unerhörten Socialismus, der wenigstens in seinem letztern Theil in Preußen bereits zur Ausführung gekommen ist, brach die gesammte Rechte in einen einstimmigen Weheruf aus.

Wahrlich, mit ihrer Kritik des bestehenden Staats sind die Socialisten nicht so sehr im Unrecht. Nur daß, was sie an die Stelle setzen wollen, schlimmer ist, als das Uebel, dessen Heilung sie unternehmen. Es ist in seinem Ziel der tugendhafte Despotismus, in seinen Mitteln die rohe Gewalt. Der ökonomistische Schafstall, den sie zu errichten gedenken, würde eben so schnell von ehrgeizigen und habsüchtigen Schwindlern ausgebeutet werden, als der alte Staatsmechanismus, und ihre Religion — denn es ist ein blinder Glaube, den sie predigen, nicht eine methodisch begründete Ueberzeugung — würde eben so schnell zu einem Götzendienst herabsinken.

Noch in Einem Punkt kann uns der gegenwärtige Conflict aufklären. Frankreich ist jetzt eine Republik, sämmtliche Dynastien sind verjagt, und von der eigentlichen Treue an das angestammte Königshaus kann nicht füglich die Rede sein. Bei uns hat die hierarchisch-aristokratische Partei, wenn sie gegen den Zeitgeist deklamirt, und alle Reformen mit Verachtung zurückweist, immer das vielgeliebte Haus der Hohenzollern, und das Recht, das doch recht bleiben müsse, im Munde. Aber der König ist ihnen nur ein bequemes Vehikel zu ihren eignen Zwecken; sie wollen den Absolutismus, nicht weil er ihnen an sich selbst Freude macht, sondern weil sie ihn leichter ausbeuten können. Eine königliche Persönlichkeit, die um so empfänglicher ist für tiefe Gedanken, je unklarer sie sind, kann der Aristokratie besser dienen, als eine gesetzgebende Versammlung, die wenn sie nicht von Ideen des Rechts und der Freiheit erfüllt ist, doch wenigstens sehr bestimmte weltliche Interessen dem lichtscheuen Treiben entgegenträgt, welches die vorübergehende Furcht des Augenblicks benutzt, um die Welt mit Gespenstern zu erfüllen. Mit Freuden würde unsere hierarchische Partei ihren angestammten Glauben aufgeben, und auf den festen Fels der alleinseligmachenden Kirche herüberspringen, wenn nur dieser Sprung nicht auch eine Bewegung wäre, und zwar eine sehr revolutionäre. Vorläufig wird die evangelische Hochkirche mit der katholischen ein enges

Schutz- und Trutzbündniß schließen, denn was auch im Uebrigen ihre Vorstellungen von Gott und dem Himmel sein mögen, in Einem Glaubensartikel sind sie einig: der Bauer muß dumm bleiben, sonst gehorcht er nicht. Und an diesem Dogma hängen sie mit um so größerer Inbrunst, da es sich lediglich auf das irdische Wesen bezieht. Den Himmel lassen sie als offene Frage stehn.

Wiener Zeitungen und Zeitungshelden.

3. Herr Kuranda und die Ostdeutsche Post.

Kuranda's Ruf in Oestreich gründet sich hauptsächlich auf seine Wirksamkeit in den vormärzlichen Grenzboten, die er 1841 gegründet und bis zum 1. Juli 1848 geleitet hat. In dem überschwenglichen Sommer 48, als die frömmsten Wünsche der Grenzboten von der Wiener Revolution weit überflügelt waren und die Möglichkeit eines winterlichen Rückfalls nur der Phantasie eines sehr nüchternen Beobachters vorschweben konnte, damals war es natürlich, daß Kuranda an seiner Leipziger Zeitschrift einen zu engen Spielraum und eine zu langsam wirkende Waffe fand. Er entschloß sich ein großes Tageblatt in Wien zu gründen und gab Leitung wie Eigenthumsrecht der Grenzboten auf. Die grünen Blätter bekamen neue Führer. Das jetzige Regiment der Grenzboten geht in vielen Stücken von andern Regierungsgrundsätzen aus als das frühere, und deshalb sind die Grenzboten jetzt in der Lage, ihrem Gründer einige bittere Wahrheiten öffentlich sagen zu müssen.

Das Programm der Ostdeutschen Post versprach: Verfechtung des vernünftigen Fortschritts und Wahrung der deutschen Nationalität in Oestreich. Wir sind der Meinung, daß selbst die Herrschaft des Belagerungszustandes der Erfüllung einer solchen Aufgabe keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg legen kann. Wäre dies der Fall, so hätte ja Kuranda Ehrgefühl genug besessen, seine Zeitung nach dem zweiten Interdict, von dem sie betroffen wurde, aufzugeben oder nach einer unbelagerten Stadt zu verpflanzen. Allein wir werden bald sehen, was Kuranda unter Wahrung des Deutschthums versteht und mit wie geringer Plänklerthätigkeit für die Sache des Fortschritts sein patriotisches Gewissen sich zufrieden gibt.

In der Ostdeutschen Post sind eben nur die Einseitigkeiten und Coquetterien der vormärzlichen Journalistik zur prachtvollsten Blüthe gelangt. — Vor der Revolution, als Kuranda in den höhern Regionen Wiens und Prags als Feind des Vaterlandes verschrien wurde, war er, halb unbewußt vielleicht, ein leidenschaft-

licher Parteigänger Oestreichs; was nur beweist, daß in den höhern östreichischen Regionen jene klare Luft nicht herrscht, der man den Verstand der antiken Bewohner Attikas zuschrieb; und wenn, wie man sagt, Kuranda noch jetzt in Oestreich zu den unbequemen Oppositionsschriftstellern gezählt wird, so ist das noch weniger ein Kompliment für die höhern Regionen sowohl wie für die Zustände Wiens. Man nehme den ersten besten Jahrgang der frühern Grenzboten zur Hand und man wird einen auffallenden Unterschied bemerken zwischen der Polemik gegen den damaligen östreichischen und den damaligen preußischen Absolutismus. Die Grenzboten bekämpften die Beamten- und Pfaffenwirthschaft unter Metternich, nach jetzigen Begriffen, wohlwollend genug, sie riethen zu allmäligen Verbesserungen und nahmen selbst die Vereinbarkeit solcher Reformen mit der patriarchalischen Verfassung Oestreichs an. Wir sind weit entfernt diese Politik zu tadeln, wir begreifen sie. Es kam Herrn Kuranda darauf an zu wirken und es gelang ihm auch, eine aufgeklärte Minorität unter der höhern Bureaukratie für seine Ansichten zu gewinnen und sein Blatt zum Organ der ständischen Bewegung in Böhmen zu machen. Gegen Preußen ging er stets so weit, als die Censur es erlaubte. Freilich, von Preußen konnte man mit Recht eher drei Schritte nach vorwärts verlangen als von Oestreich einen halben. Außerdem mischte sich in die kleine antipreußische Polemik Herrn Kuranda's häufig ein schnurriger Ton östreichischer Vornehmheit und, so komisch sich dies an einem liberalen Bourgeois ausnimmt: es that seinem östreichischen Herzen unendlich wohl, wenn er den norddeutschen Staat als einen „Parvenu" verspotten konnte!

Wir kommen jetzt zur Ostdeutschen Post, die in Wien für eines der allergefährlichsten Oppositionsjournale gilt und der Militärbehörde schlaflose Nächte macht. Die Gefährlichkeit ihrer Artikel scheint jedoch mehr eine traditionelle Ueberlieferung zu sein, als auf irgend einer Erfahrung zu beruhen. Ihr Ton ist wohlwollend und anständig; ihr belletristischer Styl ist den gebildeten Wienern ein exotischer Leckerbissen, und da Kuranda große Uebung darin besitzt, zwischen den Zeilen zu schreiben und in geschmeidiger Bilderſprache über die kitzlichsten Punkte wegzuhüpfen, so gewöhnen sich die guten Wiener, zwischen die Zeilen der Ostdeutschen Post mehr hineinzulesen, als darin ist, und die Schwarzgelben, hinter jedem ihrer glitzernden Bilder die unter Blumen lauernden Schlangen der Anarchie zu wittern. Arme Ostdeutsche Post! Sie denkt ja nur daran, ihr Dasein zu fristen und muß den Anforderungen wirklich politischer Leser gegenüber ihre Blößen mit dem christlichen Mantel des Belagerungszustandes bedecken. Zu ihren Hauptfehlern gehört Unentschiedenheit und Mangel an Ausdauer. Es ist unmöglich, aus der Ostdeutschen Post zu erfahren, wie ihre Redaktion über die Märzverfassung denkt. In Ungarn schien sie eine Zeit lang die Föderalisten, in Böhmen die Centralisten zu begünstigen; hier wie dort aus einer dunkeln Ahnung, daß sie als Vorkämpfer des deutschen Elements handle; in Böhmen müsse die

Czechomanie durch die Centralisation erdrückt werden, der Föderalismus in seiner Anwendung auf Ungarn aber werde den Anschluß an Deutschland erleichtern. Wie sich aber so entgegengesetzte Richtungen von demselben Cabinet ohne absolutistische Gewalt durchführen ließen, darüber ist sie sich selbst schwerlich klar geworden. Am Ende ist eine deutliche Beantwortung solcher Fragen kaum vom Cabinet, geschweige von einem Journal zu verlangen. Die Regierung z. B. thut jetzt furchtbar centralistisch, hat aber bisher nur die Fähigkeit gezeigt, mit Hilfe des Säbels zu centralisiren; ob sie im regelmäßigen Zustand, — und zehn Jahre lang wird der Ausnahmszustand aus Gründen auswärtiger Politik schwerlich dauern — ihr Princip verwirklichen können, oder ob sie dann den vielen achtbaren und schwerwiegenden föderalistischen Elementen mancher Provinzen nachgeben wird, läßt sich heutzutage noch gar nicht absehen. Aber ein liberales Blatt müßte es sich zur Pflicht machen, für den constitutionellen Unterricht des östreichischen Publikums zu sorgen; sehr viel wäre schon durch Schilderungen östreichischer Zustände zu leisten, denn die sogenannten k. k. constitutionellen Staatsbürger sind über sich selbst unglaublich unwissend, und haben keinen Begriff von dem bodenlosen Sumpf, in welchem sie mit vielen Dingen stecken, an deren Reform noch gar nicht gedacht wird. Daß sich die Regierungsblätter nicht beeilen, den Schleier von diesen Reizen Oestreichs zu ziehen, ist natürlich, aber die sogenannten Oppositionsblätter Wiens sollten dieser Aufgabe mehr Zeit und Raum widmen, als ihren flüsternden Kannegießereien über die wahrscheinlichen Ereignisse des Jahres 1900. Die Ostdeutsche Post nahm zuweilen einen Anlauf und brachte einige zweckmäßige Artikel in diesem Sinn (über die Stellung der Schullehrer und über Geschwornengerichte), aber ohne je eine Sache zu erschöpfen, sprungweise und meist nur gelegentlich ihres Zeitungskrieges mit andern Organen. Im Allgemeinen bringt die Ostdeutsche Post gerne täglich neue überraschende Gesichtspunkte und wartet die Pausen ab, in denen Welden's Donner ein wenig eingeschlafen ist, um den Wienern geschwind ein recht liberales Wort in's Ohr zu rufen; wie der Alte auffährt, macht sie wieder eine Woche lang das bescheidenste Gesicht von der Welt und beschränkt sich auf feuilletonistische Ausschmückung und geheimnißthuerische Deutung der unbedeutendsten Tagesneuigkeiten.

Ein Steckenpferd aber reitet Herr Kuranda bei jedem Wetter: den großmäuligen großdeutschen Phrasengaul gegen Deutschland. Ohne Oestreich dürfe sich Deutschland nicht constituiren, behauptete er einmal; sollte auch Oestreich die Constituirung Deutschlands unmöglich machen, sollte auch Deutschland dreißig Jahre warten müssen oder seine Einigung gar nicht erreichen! Lieber den alten Bundestag, als ein Deutschland, an dessen Spitze nicht Oestreich steht! Diese liebreiche und liberale Gesinnung nennt Herr Kuranda Begeisterung für die deutsche Sache in Oestreich. Die Argumente, mit denen er für dieses Deutschthum kämpft, fallen zuweilen in's naiv und platt Wienerische und laufen zuletzt darauf hinaus:

Oeſtreich muß an die Spitze Deutſchlands kommen, denn Wien iſt die einzige Stadt in Deutſchland, die etwas Pariſiſches hat, denn der Prater iſt ſchöner als der Thiergarten, denn die Donau iſt breiter als die Spree! — Bei ſeiner neulichen Lobjodelei auf den Reichsverweſer behauptete er: Im Sommer 48 habe Oeſtreich nur die Hand auszuſtrecken gebraucht, um die deutſche Kaiſerkrone zu erlangen. Angenommen, dies ſei wahr, — iſt es nicht ſehr naiv zu glauben, daß durch die Wiederherſtellung des heil. röm. öſtreichiſchen Reichskaiſertitels etwas gethan geweſen wäre? —

Ein Oeſtreicher, der Gelegenheit hatte, Jahre lang die öſtreichiſchen Zuſtände und Bedürfniſſe durch Vergleichung mit denen Deutſchlands gründlich kennen zu lernen, muß von einem ſehr beſchränkten und kindiſchen Patriotismus gebläht ſein, um dieſes reconvalescente Oeſtreich an die Spitze Deutſchlands ſtellen zu wollen. Aber ſoll man das auch Patriotismus nennen? Kuranda denkt weder an das Intereſſe der öſtreichiſchen noch der deutſchen Völker, ſondern nur an ſeine Antipathie gegen Berlin und ſeine Verehrung vor dem Prager Hradſchin und der Wiener Burg. Mit der Geſtaltung Deutſchlands wird er unter allen Umſtänden zufrieden ſein, vorausgeſetzt nur, daß Oeſtreich in Deutſchland herrſcht. Herr Kuranda hat leider viele Genoſſen ſeines Schlages in Wien, die ſich Deutſche nennen, ſich ſelbſt für Oeſtreicher halten und nicht einmal dies ſind, ſondern blinde Habsburgianer.

Ein galiziſches Dorf im Frühjahr 1848.

Zwiſchen Rzeszow und Zolkiew war ich im Frühjahr 1848 Gaſt eines polniſchen Gutsbeſitzers. — Wir ſaßen beim Mittagsmahl, da meldete der Kammerdiener einen alten Bauer und eine Bäuerin aus dem Nachbardorf, welches einem Verwandten des Gutsherrn gehörte. Puse, Puse! (laß ſie ein,) kommandirte mein Wirth. Dieſe Herablaſſung war etwas Neues! Früher hatte es ein galiziſcher Edelmann für unverträglich mit ſeiner Ehre gehalten, den Bauer ohne Zögern vor ſich zu laſſen, und vollends während der Mahlzeit. Ich habe oft die armen Schelme in der Seele bemitleidet, wenn ſie drei bis vier Stunden vor dem Palaſte ihres „gnädigen Herrn" ſtehn und warten mußten und endlich den Beſcheid erhielten, ſie möchten am andern Tage wiederkommen. Dabei entſchuldigten den Edelmann keineswegs Geſchäfte; er ging vor den Augen der Wartenden, ſeine Pfeife rauchend, im Zimmer auf und nieder und trank gemüthlich im Fenſter ſeinen Thee; er ſuchte den armen Leuten recht gefliſſentlich zu beweiſen, daß er der Mann ſei, ſie warten zu laſſen. Ich merkte, dieſen Uebermuth wenigſtens hatte der Bauernkrieg beſeitigt.

Die Angemeldeten traten herein. Der Bauer und die Bäuerin küßten dem Edelherrn und Allen, die mit ihm an der Tafel ſaßen, die Knie, wo möglich mit noch größerer Demuth als vor dem Aufſtand, und begannen feierlich und mit polniſchem Anſtand eine Rede: „Gnädigſter Herr, unſere Kinder (der Sohn des Bauers und die Tochter der Bäuerin) heirathen ſich morgen. Da nun unſer gnädigſter Herr, Ihr Herr Vetter, voriges Jahr ſelbſt den Bauer Kujawa aufgefordert hat, ihn zum Gevatter zu nehmen, und da unſer gnädigſter Herr vor Kurzem ſelbſt und uneingeladen an der Hochzeitfeier des Bauers Richlowski Theil genommen hat, ſo dachten wir, wir dürften es wagen, ihn allerdemüthigſt zur Hochzeit unſerer Kinder einzuladen. Das haben wir heute morgen gethan, und der gnädigſte Herr war ſo liebreich, nicht blos ſelbſt unſere Einladung anzunehmen, ſondern uns auch aufzufordern, Sie, gnädigſter Herr, als ſeinen Herr Vetter, einzuladen." — Unerhört! eine ſolche Einladung hatte vor dem Bauernaufſtande wohl niemals in Galizien ſtattgefunden. Wie hätte früher ein Bauer wagen dürfen, ſeinen Edelherrn und deſſen Verwandte zu einem Feſt in ſeiner Hütte einzuladen! Die Folge ſolcher Vermeſſenheit hätte jeder Bauer vorausgeſehn, die Peitſche des gnädigen Herrn würde ihn über die Schwelle des Palaſtes getrieben haben. Dieſe Verwandlung der Gefühle und Sitten iſt die Folge einer beſſern Politik der Edelleute gegenüber dem Bauernſtand; für den Bauer und deſſen

Bildung ist sie jedenfalls heilsam, für eine fremde Regierung, wenn diese ihrerseits ein unpassendes Verhalten annehmen wollte, voraussichtlich unbequem.

Der Eingeladene, doch auf einen Augenblick verdutzt, nahm die Einladung an und reichte sogar dem Bauer und der Bäuerin die Hand — alles unerhörte Neuerungen! Am andern Tage fuhren wir zum Bauernfest in das Nachbardorf, mein Gastfreund, seine älteste Tochter und ich.

Das Dorf liegt an einem Seitenflüßchen des San. Eine Linie von Erlen folgt dem Lauf eines kleinen Baches, der eine schlechte hölzerne oberschlächtige Mühle in der Nähe des Palastes treibt. Der Bach und seine grünen Bäume trennen das Dorf von dem Edelhofe, dessen Ansehn ein ungemein stattliches war. Waren doch die meisten Gebäude kaum ein Jahr alt. Zur Seite des mit Barrieren besetzten Fahrweges (Dritwa oder Trytwa) hatte der Herr aus dem Schutt, der Asche, verkohlten Balken und Geröll, den Ueberresten aller in der Rebellion zerstörten Gebäude und Geräthe des Gutes einen etwa dreißig Fuß hohen Hügel gebildet und auf dessen Gipfel ein hohes Kruzifix eingepflanzt. Mein Begleiter erzählte, daß sich in diesem Hügel auch das Getreide, welches die Bauern im Speicher zurückgelassen hätten, überhaupt Alles befinde, was die Hand der Räuber auch nur berührt habe. Auch ein Fortepiano, dessen Saiten von den tollen Bauern zerrissen worden waren, steckte in diesem Hügel. Das Kruzifix auf dem grauenhaften Haufen hatte natürlich seine allegorische Bedeutung; in wie weit sich der galizische Adel mit dem leidenden Jesus zu vergleichen das Recht hat, mag unerörtert bleiben. Uebrigens fand ich am Dorfe, und zwar dicht vor der Schenke, einen zweiten solchen Hügel, der aus den Ueberbleibseln dreier niedergebrannter Bauernhöfe gebildet und ebenfalls mit einem Kruzifix bekrönt war. Diese memento mori waren sehr gut berechnet, denn kein Kruzifix im Gebiete des Dorfes wurde so hoch geachtet als diese beiden, welche stumm und eindringlich von den Sündern Reue und „Vernunft" forderten, wie mein Edelmann sagte. Der Probst habe beide Kruzifixe durch einige Bettelmönche aus dem mit Wundern gesegneten Bernardinerkloster zu Kalwaria kommen lassen (ohne Frage eine kleine Lüge des Herrn Probstes) und sie feierlich eingeweiht, worauf sie von den Sakristan und Organisten in Beisein der ganzen Bauernschaft emporgerichtet und im Hügel festgepflanzt worden seien. Die Ehrfurcht der Bauern vor diesen beiden heiligen Bildern, trotz deren Jugend und Unerfahrenheit, steige in der zweiten Hälfte des Februar (in welcher damals die größten Greuelthaten verübt worden sind), auf ihren höchsten Grad; dann lägen manche Bauern Vierteltage lang betend vor den Schutthügeln, und einige Familienväter hätten bei dieser Gelegenheit ihre Kinder davor geführt und feierliche Reden gehalten.

Vom Edelhof aus ließ ich mich durch einen Gutsknecht ins Dorf führen, einen schönen Manne von herkulischer Gestalt. Gewandt erzählte er mir, daß auch er als Verwandter der Braut zu den Hochzeitgästen gehöre und sich mit sei-

nem Feststaat, nämlich einer neuen braunen Sukmanne und der blouden Schafpelzmütze schmücken wolle. Der Ort war das Musterbild eines polnischen Dörfchens. Er bestand aus zwei schnurgeraden Reihen von Bauergütern und bildet eine einzige Straße, so breit, daß in ihr bequem zehn Schafheerden zugleich weiden konnten. Allenthalben sah man in dem breiten Wege kleine Viehheerden umherschlendern, hier eine Kuh, ein Kalb und einige Schafe, dort 6 — 8 Schafe und einige Schweinchen; weiter unten an die sechs Zinskapaunen, verhältnißmäßige Gänse und ein kleines dürres Pferd; wieder an einem andern Ort eine Familie von Ferkeln, Ochsen und Enten. Jede dieser kleinen bunten communistischen Gesellschaften zeigt eine betrübende Unkenntniß aller Communalordnung, denn entweder wühlten sie die Straße ellentief auf, oder sie versperrten den Weg, oder sie bemühten sich unverdrossen, den Weg in einen Düngerhaufen zu verwandeln, und jede Gesellschaft war von einem Kinde bewacht, dessen ganze Kleidung in einem groben kurzen Hemdchen und einer hohen Pelzmütze oder — war es ein Mädchen — einem Kopftuche bestand. Nur ein kleiner Knabe machte — wahrscheinlich in Ermangelung eines Hemdchens — nothgedrungen eine Ausnahme, indem er in dem braunen Kittel eines Erwachsenen daherzog, der für ihn eine Schleppenkleid, für die Straße eine Art Kehrbesen war.

Diese Kinder in ihrer Tracht, welche in der Regel gerade da aufhört, wo die zartesten Rücksichten anfangen, bringen einen Fremden stets zu dem Glauben, daß hier entweder Liederlichkeit oder Armuth ihren Wohnsitz habe. Es ist aber nicht Armseligkeit, es ist nur polnische Sitte. In der Stadt Bialobrzegi in Niederpolen sah ich einst die Kinder des Herrn Bürgermeisters, eines wohlhabenden und honnetten Mannes, in demselben Costüm der kurzen Hemdchen, die beiden Pferde ihres Herrn Vaters auf dem berasten Marktplatze weiden. Selbst die Edelleute der höheren Klassen widmen der körperlichen Pflege ihrer Kinder nur geringe Aufmerksamkeit. Der sechs bis achtjährige Junker treibt sich oft ungewaschen und unbekleidet den ganzen Tag in den Ställen und im Felde umher und weder Papa noch Mama fragen, wo der junge Herr sei, ob er seine Lection gelernt habe und in welchem Costüm er das Leben genieße. Nur in einem Punkt widmet der Pole seinem Kind die größte Aufmerksamkeit, in Entwickelung des Nationalgefühls. Bei jeder Gelegenheit legt er dem Kinde Ereignisse aus der polnischen Geschichte in die junge Seele. Steht der kleine Junker auf dem Hofe und sieht zu, wie zwei Haushähne mit einander kämpfen, so wird sicherlich der Vater zu ihm sagen: „Sieh' zu, „junger Herr", diese Hühner sind wie zwei Helden, Du kannst hier ein Bild sehen von dem gewaltigen Zweikampf des alten edlen Reichskronfeldherrn Czarnecki; und wenn Du die kämpfenden Hähne nach Miene und Stellung beobachtest, welchen würdest Du für den siegreichen, gewaltigen Czarnecki halten?" — Reitet der Vater mit dem siebenjährigen Sohne, der dabei vielleicht nichts, als Hemd und Höschen auf dem Leibe hat, aus, und sieht

er am Waldessaume irgend einen knorrigen liegenden Baumstamm, so ruft er aus: „Ei, sieh' doch, junger Herr, sieht diese geisterhafte Gestalt dort nicht aus, wie Kosciuszko in dem Augenblicke, als er bei Macieowice verwundet vom Pferde sank, damals, wo er in russische Gefangenschaft gerieth?" — Ein Schatten, ein Busch, ein Vogel kann Gelegenheit geben, dem Knaben das Bild des großen Boleslaw bei seinem historischen Ritte durch das goldene Thor von Kiew in die Phantasie zu heften. Diese Lehrmethode ist keine erzwungene und erkünstelte. Sie können kaum anders, sie müssen sich immer in ihrer traurigen Geschichte bewegen, ihre Gedanken fliegen beständig darum, wie die Schwalbe um ihr Nest, und sie flößen diese Leidenschaft ihren Kindern ein, ohne dabei nach pädagogischer Berechnung zu handeln. Beim Bauernstande ist von dieser Methode nichts zu gewahren, denn der Bauer kennt Polens Geschichte nicht über seinen Wohnsitz und sein Leben hinaus. Die privilegirten Stände aber haben dieselbe Eigenthümlichkeit im Großherzogthum Posen, wie in Litthauen, in Podolien, wie im Königreiche und in Galizien.

Ueberhaupt findet man die polnischen Eigenheiten fast alle so allgemein und so verbreitet, daß man sich überall im Gebiete des alten Polens fühlt, gleichviel, ob man schwarz-weiße, schwarz-gelbe oder schwarz-weiß und rothe Schlagbäume passirt. Selbst die Sprache zeugt für diese Wahrheit. Eine Dialectverschiedenheit wie sie in Deutschland gefunden wird, ist in Polen nicht vorhanden, und rechnet man Litthauen und das Ruthenenland ab, so findet man im ganzen untergegangenen Sarmatenreiche eine fast vollkommen gleiche Sprache und Sprachweise. Auch stabiler ist Alles im slavischen Osten. Seit mehr als vierhundert Jahren hat sich die polnische Sprache fast gar nicht verändert. Wir Deutsche können die Schriften aus dem funfzehnten Jahrhunderte kaum mehr lesen, die Polen dagegen finden keinen wesentlichen Unterschied zwischen ihrer Schreibweise und der des Mittelalters, und wer die lithographirten Manuscripte des alten trefflichen Kochanowski ansieht, kann — die Modeausdrücke abgerechnet — in den Glauben gerathen, die Werke eines der jüngsten Dichter zu lesen.

So ist auch die Lebensweise der verschiedenen Volksklassen, ja selbst die Bauart der Städte und Dörfer durch das ganze polnische Reich völlig gleich, und wenn man ein Dorf des Großherzogthums neben ein galizisches stellen könnte, man würde nicht merken, daß sie aus verschiedenen Gegenden stammen. Eine Hütte aus Holzbohlen mit Stroh, Schilf oder Tannenreisig gedeckt, vorn ein kleines Fenster, hinten ein kleines Fenster, darin eine große, ungedielte Stube, ein Wasserfaß zum Trinken, wie zum Waschen an der Stubenthür, ein zweites Faß als Kleiderschrank in einer Ecke; in der andern ein ungeheurer, castellartiger Steinhaufen, der den Backofen enthält, ein Tisch, dessen Füße als Pfähle in die Erde eingeschlagen sind, dahinter ein riesenhaftes Bett, welches nichts weiter ist, als eine Pritsche, rund um halbirte Baumstämme auf Pfählen als Bänke, neben

dem furchtbaren Ofen ein kleiner Heerd, auf dem brennendes Kienholz, Stroh oder Reisig die Stelle eines Lichtes vertritt, und endlich eine Glaslaterne, die als ein besonderer Luxusartikel neben irgend einem Heiligenbilde hängt, das ist in allen Theilen des alten Polens der Palast des Bauers. Eine zweite Thüre führt aus der Stube in den Kuh-, Ziegen- und Schafstall, zu dessen Strohdecke Regale hinlaufen, auf welchen die Milchvorräthe in Gelten und Töpfen sich neben altem Schuhwerk und anderen Dingen befinden.

Der Hütte gegenüber steht die Scheuer mit dem Stalle der beiden herrschaftlichen oder Robotochsen. Dieser Bau besteht selten aus etwas Anderem, als liegenden jungen Baumstämmen, so daß das Ganze einem Vogelbauer viel ähnlicher sieht, als einem Gebäude. Von Riegel und Schloß nach unserm Begriff ist nicht die Rede. Vorgestemmte Knittel oder Schlingen von gedrehten Birkenruthen dienen zur Verwahrung der Thüren. Der ganze Hofraum endlich ist von einer Barriere umgeben, die weder den Wölfen, noch den Hausthieren der Nachbarn den Einmarsch verwehrt.

So ungefähr war auch das Ansehen der Gebäude, welche ich auf meinem Spaziergang sah. Ich trat mit meinem Begleiter in die Hütte seiner Eltern. Auf meine Frage: wie es den Bauern jetzt gehe, antwortete der alte Bauer: „sehr gut, Herr, es geht uns sehr gut.“ „Also besser als früher?“ „Nein, nein, es ist uns immer sehr gut gegangen.“ Drei Mal wiederholte er die Worte eifrig, fast ärgerlich. Endlich machte ich ihn gesprächig, er erzählte was folgt:

Vor dem Aufstande waren die Bauern zu aller möglichen Arbeit verpflichtet, die der Edelmann nur gebrauchen konnte. Selbst den Fischfang mußten die Bauern besorgen, obschon ein angestellter Fischer im Dorfe wohnte. Diese Verpflichtung ging von Haus zu Haus so, daß jeder der Reihe nach, mit den herrschaftlichen Netzen, die bestimmte Portion Fische zu fangen hatte. Diese Verpflichtung, sagte mein Erzähler mit würdigem Ernst, sei förmlich verloren gegangen: sogar bei dem großen Fischzuge im Herbst, wo die jungen Bauern haben in das Wasser gehen müssen, um die Fische aus den Buchten in den „Mittelteich“ zu treiben, während die alten Bauern, die Wirthschaftsinhaber, mit ihren Ochsen das große Netz haben durchziehen müssen, auch bei diesem großen Fischzuge sei jetzt „keine Noth mehr“, denn jeder Bauer bekomme eine Kanne Branntwein als Bezahlung und derjenige, welcher beim Auslesen den schwersten Hecht finde, ein großes schönes Kopftuch für seine Frau oder Tochter. Bei einer solchen Einrichtung arbeite man gern; da habe man Lust in der Seele. Wegen des Einsammelns der Pilze und Schlehen erklärte er mit einer Handschwenkung, daß davon jetzt gar nicht mehr die Rede sein könne. Früher habe jeder Wirthschaftsinhaber (Gozpodarz) vier Maß Schlehen und einen Viertel Korzec (altpolnischer Scheffel) Pilze an den Herrn liefern müssen. Da sei es oft nöthig gewesen, Frau und Kinder acht Tage und länger in den Wald zu schicken, noch dazu in der Ernte und Herbstbestellung. Jetzt ver-

lange der Herr weder Schlehen noch Pilze, und als im vorigen Jahre einige Bauern unaufgefordert ihr altes Quantum Schlehen und Pilze gesammelt und in den Palast gebracht haben, da hat der Herr sie erst nicht annehmen wollen, dann zwar angenommen, aber dadurch bezahlt, daß er jedem Ueberbringer zwei junge Pflaumenbäume aus seinem Garten geben ließ. Dies hat die Bauern alle veranlaßt, ihre Kinder Schlehen und Pilze für den Herrn sammeln zu lassen. Als das der Herr erfahren, hat er sich die Lieferung dieser Dinge ein für alle Mal verbeten, da man aber doch diese Lieferungen gemacht, so habe er sie mit Geld bezahlt und obenein allen übrigen Bauern zwei junge Pflaumenbäume geschenkt, so daß jetzt jeder Bauer zwei Obstbäume im Garten habe. Wegen der Schlehen und Pilze aber habe der Herr gesagt, man solle ihm nie mehr in der alten Weise welche bringen, sondern er werde sie nach seinem Bedürfniß für Tagelohn sammeln lassen.

Wegen der Obstzucht sei hier bemerkt, daß in Galizien so wenig wie im Königreich Polen der Bauer etwas mit diesem Zweige der Landwirthschaft zu thun hat. Zwar hat die östreichische Regierung zu verschiedenen Zeiten den Obstbau in diesem von der Natur so begünstigten Lande auszubreiten gesucht, allein ohne besondern Erfolg. Die Obstzucht ist bis zum Bauernaufstande gradezu ein Vorrecht der adligen Gärten geblieben. Das Gärtchen an den Bauernhöfen ist ein schlecht umzäuntes Stück Land, auf welchem Kraut, Runkeln, Gurken, Kürbisse, Möhren, rothe Rüben, Flachs und Hanf gebaut werden. Von gutem Obst ist nichts darin zu finden, höchstens ein wilder Birnen- oder Apfelstamm, den man aus dem Walde hierher übersiedelt hat und einiges Schlehengesträuch. Die Pflege aber, welche der Bauer diesen halb wilden schlechten Pflanzen zu Theil werden läßt, ja der Stolz, wie er auf dieselben sieht, rührt zu Mitleiden. Selbst auf dem Saatacker pflegt er diese Schmarotzer, welche in Deutschland eiligst des Lebens beraubt werden würden, wenn sie sich in den Fruchtfeldern ansässig machen wollten. Die wilden Obstbäume sind nächst der Methode des Pflügens das Eigenthümlichste, was man an den galizischen oder polnischen Feldern findet, sie stehen auf einem einzigen Morgen Landes oft zu fünf bis sechs. Der Bauer betrachtet sie als einen Reichthum und läßt sich die elenden Früchte, wenn sie durch Alter und Frost die Herbe verloren haben, vortrefflich zum Brot und in der Suppe schmecken. Erst um die Karpathen, wo sich die polnische Nationalität mit den Grenzvölkern: Slovaken, Ungarn und Deutschen berührt, findet man bei den Bauergärtnern Anpflanzungen edler Obstbäume, doch sind auch diese noch roh genug und sehen aus, wie verkrüppeltes Strauchholz.

Auch der Knecht- und Mägdezwang war durch die „Gnade" der Grundherren, außer Gebrauch gekommen. Früher mußten die Söhne und Töchter der Bauern, welche gerade den Herrn gefielen, auf dem Edelhof Dienste leisten. Diese Dienste haben nach altem Herkommen eine Dauer von zwei Jahren gehabt, die Kinder

ihren Eltern für zwei Jahre so gut als verloren waren. Niemand habe sich diesem Dienst entziehen dürfen, denn selbst in dem Falle, daß eine Magd entfloh, sei doch ihr Schicksal gewiß gewesen, wenn sie einmal zu ihren Eltern in das Dorf zurückkehrte und wäre es erst nach zehn Jahren gewesen. So z. B. habe ein Mädchen unter dem vorigen Grundherrn sich dem Hofdienste durch die Flucht entzogen und in der Fremde verheirathet. Darauf sei sie zu ihren Eltern in das Dorf zurückgekehrt. Allein der Herr habe auf ihren Ehestand keine Rücksicht genommen, sondern sie als Magd und zugleich ihren Mann als Knecht auf den Edelhof schaffen lassen und gezwungen, ihre zwei Jahre abzudienen. Jetzt sei auch von diesem Dienstzwang keine Rede mehr. Als der Herr ungefähr fünf Monate nach dem Bauernaufstande von Lemberg in sein Dorf zurückgekehrt sei, habe er mit einem Male alle seine Knechte und Mägde entlassen. Am Abend aber sei der Oekonom (gleichbedeutend mit Gutsverwalter) von Hütte zu Hütte mit der Meldung gegangen: der Herr zwinge Niemanden zum Dienste auf dem Hofe; aber er zahle jetzt nicht mehr den Knechten 12, sondern 30 Gulden, und den Mägden nicht mehr 5 Gulden und 20 Ellen Weihnachtsleinwand, sondern 16 Gulden und die Leinwand; zugleich solle kein Dienstbote mehr gezwungen sein, zwei Jahre lang zu dienen, sondern das Recht haben jedes Mal am ersten Weihnachtsfeiertage, am ersten Osterfeiertage, am Tage der Heimsuchung Mariä und am Tage des heiligen Michael in die Hütte der Eltern zurückzugehen, wenn ihm der Dienst nicht weiter gefalle. Ueber diese neue Einrichtung, erzählte der Bauer vertraulich, sei das ganze Dorf verdutzt gewesen, und obschon man die Vortheile begriffen habe, so habe sich doch anfänglich weder Bursch noch Mädchen zum Dienste auf dem Edelhofe entschließen mögen, so daß der Herr Tagelöhner und einige Dienstboten aus einer deutschen Colonie habe annehmen müssen. Allein bald haben die Mädchen und Burschen des Dorfes Muth gewonnen und jetzt drängen sie sich förmlich nach dem Dienst, vor dem sie früher gelaufen, zumal die Wirthschafterin und der Oekonom den Befehl erhalten haben, keinen Dienstboten mehr zu schlagen, sondern jedes Vergehen dem Herrn zu melden. Der Herr selbst züchtige nun zwar seine Leute noch mit Schlägen, allein er sei sehr mäßig. Oft finde die Strafe jetzt sogar in einer recht sonderbaren Weise statt. In dieser Woche z. B. sei Folgendes vorgekommen. Eine Magd habe eine andere verführt, ein Stück Schweinfleisch beim Schlachten aus dem Kessel zu nehmen und zum Müller hinüber zu tragen. Am Abend haben die drei Personen ihren unrechtmäßigen Schmaus gehalten. Da habe der Herr die drei Personen vor sich gefordert; die Verführte habe der Verführerin zehn tüchtige Stockstreiche auf den Hintern geben müssen und ebenso habe die Verführte von jener fünf Schläge erhalten. Dem Müller dagegen habe der Herr erklärt, daß er ihm zwei Gulden als Strafe von seinem Lohne abziehen werde und dieses Geld habe er sogleich unter sämmtliche Dienstboten vertheilt, welche an der Dieberei nicht Theil genommen haben.

Auch der Trinkzwang sei zur Hälfte abgekommen. Die Bauern erhalten jetzt die Hälfte ihres Lohnes in baarem Gelde und nur die andere Hälfte in Branntweinmarken. Und komme es vor, daß ein Bauer sich etwas anschaffen wolle und das Geld nothwendig brauche, so zahle der Herr auch ohne Weigern den ganzen Lohn in baarem Gelde aus. Auch brauche man jetzt nicht mehr ein Viertel- und ein halbes Jahr zu warten, bis es dem Herrn einmal gefalle, den Lohn auszuzahlen, denn der Herr habe ausdrücklich im Dorf herumsagen lassen, daß er jederzeit, wenn es Jemand wünsche, sonst aber regelmäßig an jedem Sonntag Morgen vor dem Gottesdienste Zahlung halte. Dies sei eine sehr große Gnade vom Herrn, denn früher habe man nie so viel Geld zusammenbringen können, um sich eine Mütze oder einen Kittel zu kaufen, wenn man nicht zufällig ein Stückchen Vieh für den Verkauf aufgezogen gehabt habe; jetzt dagegen habe man immer Geld im Strumpfe. — Die galizischen und polnischen Bauern bedienen sich durchgehends statt der Börse eines Strumpfes, der in dem Kleiderfasse verwahrt wird. — Mit diesem Gelde habe man Gelegenheit, die Wirthschaft in Stand zu bringen, denn auch dagegen wende jetzt der Herr nichts mehr ein, daß die Bauern ihren Viehstand verstärken. Früher habe der Bauer nie mehr, als die beiden herrschaftlichen Inventarienochsen halten dürfen; jetzt dagegen besitze mancher Bauer auch zwei eigene Ochsen, die er nachgezogen habe. Früher seien zwei Gänse, zehn Hühner, acht Schafe, eine Ziege, eine Kuh, drei Schweine und ein Pferd der gesetzlich bestimmte Viehstand der Bauernwirthschaften gewesen. Habe ein Bauer durch Viehzucht ein oder ein Paar Stücke Vieh mehr besessen, so sei ihm sehr bald der herrschaftliche Befehl zu Theil geworden, dieses Vieh bis zu einer gewissen Zeit zu verkaufen, und oft sei es passirt, daß dem Bauer, welcher das überzählige Vieh nicht verkauft hatte, dasselbe von dem Herrn weggenommen wurde. So etwas komme jetzt gar nicht mehr vor. Jetzt erlaube der Herr den Bauern so viel Vieh zu halten, als sie nur wollen, jedoch sei es ihnen nicht mehr gestattet, wie früher, auf den herrschaftlichen Feldern zu weiden, und in die Wälder dürfe der Bauer jetzt nur noch sein Rindvieh treiben, Schweine allenfalls wohl auch, aber durchaus nicht Schafe und Ziegen.

Die Felder, welche der Bauer früher besessen, besitze er auch noch, und der Herr habe ausdrücklich erklärt, die Bauern möchten ihre Felder tüchtig düngen und nach Möglichkeit verbessern, denn sie sollten sie immer behalten und es werde nie mehr vorkommen, daß ihnen, wie früher nach Verlauf von zehn Jahren, ihr Land in einer andern Flur angewiesen werde. Dabei sei ihnen freilich auch gesagt worden, daß das Wüsteliegenlassen von Ackerstücken und das Bilden neuer Felder durch Waldausroden ferner nicht gestattet sei. — Für den Besitz der Wirthschaften und Felder müsse freilich noch wie früher Robot geleistet werden, und das könne auch nicht anders sein, da der Herr sonst gar nicht im Stande sei, seine Ländereien zu bestellen. Denn auf dem Edelhofe halte man nur Pferde zu Fuhren. Die Ochsen

dagegen, durch welche die Ackerwirthschaft betrieben werden müsse, befinden sich nach alter Gewohnheit nur in den Händen der Bauern. Allein auch die Robot ist jetzt nicht mehr so ärgerlich, denn der Herr gibt an jedem Robottage zum Frühstück und zum Vesperbrot Branntwein, und so zieht der Bauer herzlich gern auf die Robot. Sobald die Sonne die gewisse Höhe erreicht hat, schreit der Aufseher nach allen Seiten hin, und alle Bauern kommen dann bei ihm zusammen. Da hat er nun ein kleines blechernes Fäßchen mit einem Hahne, und daraus wird zu Aller Lust der Branntwein abgelassen und genossen. Gewöhnlich kommt der Herr zu dieser Zeit ins Feld und wünscht guten Appetit, wofür ihm dann die Bauern danken und ihm das Knie küssen. So sei es auch mit den Waldfuhren, die früher in unbestimmter Zahl unentgeltlich zu leisten waren, nicht mehr wie früher, denn der Herr gebe jetzt bei den Fuhren nicht nur täglich Branntwein, er habe auch, als der letzte Stamm auf den Fluß gebracht war, vier Korzec Roggen mit dem Befehle, die Bauern sollen ihn unter sich theilen, hergegeben. Mit dieser freiwilligen Bezahlung seien Alle sehr zufrieden gewesen.

Endlich habe sich nun auch das Benehmen der Grundherrschaft ganz geändert. Früher habe nie der Herr die Schwelle einer Bauernhütte überschritten, und habe er mit dem Bauer zu sprechen gehabt, so hielt er zu Pferde außerhalb des Gehöftes, und der Bauer wurde vor ihn gerufen. Eben so habe nie ein Bauer die Schwelle der herrschaftlichen Zimmer überschreiten dürfen, er habe immer warten müssen, bis der Herr vor dem Palaste erschienen sei. Jetzt sei dies ganz anders: jeder Bauer dürfe zu jeder beliebigen Zeit in den Palast kommen, nur müsse er sich dem Stubenmädchen anmelden und von diesem führen lassen. Der Herr dagegen begebe sich sehr oft in die Bauernhütten, sitze oft stundenlang darin und unterhalte sich, als ob er in der Hütte geboren wäre. So sei der Herr vor einiger Zeit zu dem Erzähler gekommen und habe sich mit ihm den ganzen Abend lang wegen der Wollschur unterhalten. Da ihm das Licht von der Kienflamme nicht gefallen, so habe ihn der Bediente ein Licht aus dem Palaste holen müssen, und als er sich eine Pfeife gestopft, habe er auch dem Bauer eine Hand voll Tabak geschenkt.

Mit einem Worte, Niemand könne klagen, auch selbst über die Robot klage Niemand, und eine Aufhebung, welche nach Ankündigung der Aemter jetzt auf einmal stattfinden sollte, wollten die ältern von den Bauern jetzt gar nicht, auch würde sie durchaus keine Vortheile bringen, denn jetzt sorge der Herr in vieler Beziehung für den Bauer; nach der Robotauflösung aber — und dies habe der Herr selbst erklärt — höre diese Sorge ganz auf. Sterbe jetzt dem Bauer die Inventarienkuh, so gebe ihm der Herr eine andere; erbaue der Bauer nicht den für seinen Haushalt nöthigen Roggen, so gebe ihm der Herr aus seinem Speicher bis zu zwei Korzec als Geschenk und das Weitere als Borg. Sei der Bauer

krank, so erhalte er vom Herrn die Medizin unentgeltlich, und eben so halte der Herr für das Dorf auf seine Kosten einen Arzt. So schenke andrerseits der Herr jedem Bauermädchen seines Dorfes bei dessen Verheirathung ein Stück Vieh zur Ausstattung. Alles dies würde aufhören, sobald die Robotverbindlichkeit aufhörte; überhaupt würde dann der Bauer alle Sorge des Grundherrn für sich übernehmen müssen, die zu übernehmen er doch nicht im Stande sei.

Das setzte der Bauer, ein alter Mann mit verständigem Gesicht und einem großen grauen Schnurrbart beredt und mit naiver Schlauheit auseinander. Hoffentlich werden Ihre Leser aus seinem Vortrag ziemlich genau die Verhältnisse eines getreuen galizischen Dorfes in den letzten Jahren und die eben so kluge als respectable Politik der Gutsherren kennen gelernt haben. Bei der großen Gleichförmigkeit des Lebens in den slavischen Ländern gilt das hier Gesagte von den meisten polnischen Dörfern Galiziens. Die Aufhebung der Roboten durch Kaiser und Reichstag muß allerdings die Verhältnisse, wie sie sich seit dem Aufstand entwickelt haben, gänzlich umformen, aber diese Aenderung ist zunächst nur eine formelle, die Abhängigkeit der Bauern vom Edelmann und ihre Dienstleistungen werden noch Jahre lang zum Vortheil für beide Theile fortbestehen müssen, wenn auch unter andern Namen und auf der Grundlage neuer Contracte. Ueber die Folgen, welche die Jahre 48 und 49 auf den Ackerbau Galiziens gehabt haben, in einem spätern Briefe; jetzt geht Ihr Correspondent zur Hochzeit, bei welcher der Edelmann tanzt.

Das Ende der ungarischen Revolution.

Die Katastrophe von Facset.

Es war in den ersten Tagen des August, als Dembinsky mit seinem Heere von beiläufig 40,000 Mann, meist Rekruten und zum großen Theil nur mit Piken bewaffnet, über die Theiß setzte und am linken Ufer derselben im Banat bei dem Dorfe Szöregh der Torontaler Gespannschaft Position nahm, um dem östreichischen Heere von 50—60,000 Mann unter Haynau den Eintritt in's Banat zu wehren. Das Banat besteht aus den drei Gespannschaften: Torontal, Temes und Krassó, welche parallel von Westen nach Osten nebeneinander liegen. Dieser an Getreide und Metallen überaus reiche Bezirk Ungarns, der auf 250 Quadratmeilen bei 800,000 Einwohner nährt, wird im Norden durch den aus Siebenbürgen strömenden Maros, im Westen durch die Theiß, im Osten durch die Grenzberge Siebenbürgens und im Süden durch die eigentliche ungarische Militärgrenze

gegen die Türkei von der Donau begrenzt. Fast in der Mitte des ganzen Bezirks liegt die Stadt Temesvar mit der Festung gleichen Namens.

Das Banat, in dem der ungarische Krieg 1848 zu Kikinda mit den Greuelthaten der Raitzen begonnen hatte, sollte auch der Schauplatz der ungarischen Niederlage werden. Damals war die Stellung der verschiedenen Heere folgende: Ein Cernirungscorps unter Vecsey belagerte Temesvar, wo Rukowina mit etwa noch 3500 Mann, dem Rest von 9000 Oestreichern, lag, hart bedrängt durch die Ungarn und den täglich zunehmenden Mangel an Lebensmitteln, so daß die Einnahme der Festung in wenigen Tagen zu erwarten war. An der Theiß stand, wie gesagt, Dembinsky gegen Haynau. Im südlichen Bacska stand das Jellachich-Knicanin'sche Heer, das freie Hand hatte, (seitdem Vetter und Guyon, die in der letzten Zeit dort mit ziemlichem Erfolg kämpften, dem Dembinsky'schen Heere zu Hilfe eilen mußten,) und über die Theiß setzend, jeden Ausweg aus dem Banat nach Süden versperren konnte; im Norden der Maros aber zog eine Heeresabtheilung von 15—20,000 Mann unter Schlick das linke Theißufer entlang heran, die die Operationen Haynau's an der Maroslinie kräftig unterstützte. In Siebenbürgen hatte Bem schon damals gegen eine große Uebermacht der Russen, vereinigt mit den 8000 Oestreichern unter Clam-Gallas, zu kämpfen, und es war vorauszusehen, daß dieser Feldherr sich nicht lange werde halten können. — Da wurde Dembinsky bei Szöregh geschlagen und zog sich auf Temesvar zurück, um mit Vecsey vereinigt — Alles zu verlieren. Nur wenn Dembinsky bei seiner Ankunft vor Temesvar diese Festung in ungarischen Händen fand und sein Heer theils in, theils um die Festung lagern und reorganisiren konnte, war Heil zu hoffen. Allein Dembinsky fand nicht nur die Festung in östreichischen Händen, sondern auch die bereits verzweifelte Besatzung durch eine Compagnie walachischer Grenzer, die in der Nacht vom 8. auf den 9. August aus dem Vecsey'schen Lager in die Festung desertirte und dieser die Kunde von dem Herannahen der Oestreicher brachte neu ermuthigt und bereit, im Falle einer Schlacht zwischen Haynau und Dembinsky das Vecsey'sche Corps durch einen Ausfall unthätig zu machen, was später auch wirklich geschah. — Von Görgey aber fand er keine Spur, keine Nachricht.

Die ungarische Regierung hatte geglaubt, dasselbe Mittel wie im Winter, nämlich die Concentrirung des Heeres, um jeden Preis bewerkstelligen zu müssen, und bedachte nicht, daß diese Concentrirung bei einem kleinen Heere, wie das vom Januar 1848, und in einer an Lebensmitteln überaus reichen Gegend, wie die von Debreczin wohl thulich, ja heilsam sein könne, während sie bei einem Heere von 40—50,000 Mann in dem vom Bürgerkrieg verheerten und ausgesogenen Banat verderblich wurde. Dembinsky mußte im Angesicht einer feindlichen Festung die entscheidende Schlacht annehmen und wurde — total geschlagen.

Am 9. August, am Tage der Schlacht, um 7 Uhr Morgens langte Bem aus Siebenbürgen im Vecsey'schen Lager an, allein, dem Rest seines Heeres voraus.

Dieser Held hatte noch in den letzten Tagen mit seinem Häuflein Wunder der Tapferkeit gethan. Schon in den letzten Tagen des Juli waren die Russen von drei Seiten mit einer Macht von 50—60,000 Mann in Siebenbürgen eingefallen. Nur drei Pässe können den Russen in die Felsenfestung Siebenbürgen führen. In Nordost öffnet sich der Paß von Borgo nach der Bukowina, im Osten der Paß von Ghymes gegen die Moldau, im Süden die Pforte des rothen Thurms nach der Walachei. Die erste und stärkste Abtheilung von etwa 30,000 Mann zog von der Bukowina durch den Borgopaß gegen Bisztritz und bedrohte Klausenburg, die Hauptstadt Siebenbürgens, und in Folge dessen Großwardein, die Munitions- und Geschützkammer Ungarns und Debrecziu; die zweite Abtheilung stand bei dem Ghymes'schen Paß in der Moldau, bereit in das Szeklerland einzufallen; die dritte in der Walachei am Rothenthurmpaß bedrohte ganz Herrmannstadt. Bem hatte sich, verzichtend auf den Glanz großer Siege, mit vieler Selbstverleugnung und frei von Neid, die schwierige Aufgabe gestellt, die übrigen Feldherren zu schützen, und auch im schlimmsten Falle Ungarn von dieser Seite zu decken. Er wandte sich mit dem Kern seines Heeres, bei 18,000 Mann, gegen Bisztritz und operirte hier mit solchem Erfolg, daß die Russen sich zurückziehen mußten und ihm durch drei Wochen keinen Fuß breit Landes abgewinnen konnten; bei Ghymes und dem rothen Thurm ließ er kleine, aber muthige Besatzungen zurück. Da wiederholte sich beim rothen Thurm die Scene der griechischen Termopylen. Oberst Kiß, wohl zu unterscheiden von dem in Arad hingerichteten General gleichen Namens, stand hier mit seinen Szeklern, kämpfte und starb wie Leonidas. Einige geflüchtete Walachen hatten den Russen einen Weg durch das Gebirge gezeigt, der Ungar wurde umgangen, und von den 1500 neuen Spartanern schlossen mehr als tausend, ihrem gefallenen Feldherrn folgend, durch ihre Leichname die Pforte des geliebten Vaterlandes; die übrigen wurden, meist verwundet, gefangen genommen. Bem, dadurch im Rücken bedroht und in Gefahr, Herrmannstadt zu verlieren, das seinen ganzen Kriegsvorrath barg, eilte herbei, schlug die in das Szeklerland eingedrungene russische Heeresabtheilung in die Flucht, verfolgte sie noch zwei Stationen in die Wàlachei, seine Vorhut bis Akna und Troitus vorstreckend und eilte dann schnell zurück, um Herrmannstadt zu befreien; es gelang ihm auch wirklich, diese Stadt, die bereits in russischen Händen war, wieder zu erobern, aber nach 24 Stunden wurde ihm Herrmannstadt wieder entrissen, und ihm blieb mit seinem erschöpften, auf ein kleines Häuflein geschmolzenen Heere nichts anders übrig, als nach dem Banat zu ziehen. An der Grenze erhielt er die Nachricht von der Niederlage Dembinsky's bei Szöregh und die Aufforderung, das Oberkommando zu übernehmen, und er eilte sogleich, seine müden Truppen zurücklassend, dieser Aufforderung zu genügen. Doch hier war Hilfe zu spät, obwohl Bem, als er im Vecsey'schen Lager von der Wahrscheinlichkeit einer Schlacht für heute hörte, sogleich nach Klein-Becskerek eilte; er fand die Heere schon im heißen Kampf be-

griffen, und schien nur gekommen zu sein, um alle Hoffnungen für Ungarns und Polens Zukunft schwinden zu sehen, die er zu hegen so sehr berechtigt war.

Dembinsky wurde geschlagen und die Trümmer des letzten ungarischen Heeres zogen sich nach Lugos. Als ich den unseligen Rückzug oder vielmehr die Flucht von Temesvar nach Lugos sah, empfand ich, daß man die Größe eines Heeres am besten aus seinen Trümmern beurtheilen könne. Die geordneten und strategisch aufgestellten oder gelagerten Schaaren geben einen imposanten, aber nie vollkommenen Ueberblick über das Ganze: das in seine Theile aufgelöste flüchtige Heer zeigt, wie die Ruinen eines großen Säulenwerkes, das unzählige Detail der ungeheuern Massen, die einst das Ganze bildeten, in ihrer Verschiedenheit, einzeln, nacheinander. Es war ein furchtbar-herrlicher Anblick. Ich gäbe gern mein Leben, könnte ich das Geschehene ungeschehen machen, aber nun, da es so kommen mußte, nehme ich kein Königreich darum, es gesehen zu haben. —

Am 10. Aug. gegen Mittag erreichte die Vorhut der Flüchtlinge das an beiden Ufern der Temes liegende, am rechten von Walachen, am linken von Deutschen bewohnte niedliche Städtchen Lugos in der Krassóner Gespannschaft. Dies Städtchen mit seinen 12,000 wohlhabenden Einwohnern, seinen blühenden Fluren und reichen Obstgärten liegt in der meist mit schmutzigen walachischen Dörfern besäeten Gegend, wie eine Oase in der Wüste, und schien wohl geeignet, ein von Hunger und dem schmerzlichen Gefühl der erlittenen Niederlage gequältes Heer Trost und Hilfe spendend aufzunehmen und zu pflegen. Die wellenförmige Hügelkette zwischen Temesvar und Lugos sichert gegen plötzliche Verfolgung des siegreichen Feindes, und das hohe Grenzgebirge Siebenbürgens, das unmittelbar hinter der Stadt seinen Anfang nimmt, gewährt vor einem etwaigen Ueberfall eine sichere Zufluchtsstätte. Leider stehen auch in diesem Städtchen, wie in vielen Orten Ungarns und Siebenbürgens, zwei Nationalitäten und Religionen einander feindlich gegenüber, und wo der Haß seine Wohnung aufgeschlagen hat, da schwebt ein Fluch über der friedlosen Stätte. Den sollten auch wir erfahren. — Es scheint, als hätte die Temes, die das Städtchen durchschneidet, die nördlich wohnenden Walachen für alle Zeiten von der Civilisation der südlich wohnenden Deutschen abschneiden und letztere vor den barbarischen Uebergriffen der ersteren schützen wollen. Im deutschen Theil schöne, reinliche Häuser, wohlgefüllte Kaufläden, und jenes behagliche Aussehen, welches uns wohlhabende Provinzialstädte so wohnlich macht; im walachischen Theil schmutzige Holz- und Lehmbuden, vor den Thüren hockende Faulenzerfiguren, ungastlicher Anblick für den Fremden. Wohl waren die deutschen Einwohner des ganzen Banats, besonders in dem von walachischen Dörfern ganz eingeschlossenen Lugos während des ganzen Revolutionsjahres den feindseligen Angriffen und Drohungen der unholden Nachbarn ausgesetzt. Erst im Mai 1849, als Bem im Angesicht der genannten Stadt und bei Karansebes der raitzisch-öst-

reichischen Herrschaft im Banat ein Ende machte, indem er Puchner nach der Walachei und Bukowina in seine Festung zurückschlug, konnten die gedrückten Deutschen frei aufathmen. Er wurde damals von den Lugoser Deutschen nicht nur mit außerordentlichem Jubel empfangen, sondern auch, wie er selbst der Regierung schrieb, mit Geld und anderen Hilfsmitteln reichlich unterstützt; aber die Walachen, die damals ihren Haß unterdrücken mußten, kochten Rache gegen die Niemzen. Man denke sich nun das Gefühl der Lugoser Magyarenfreunde, als ihnen am 10. August die Flüchtlinge von Temesvar die Kunde und das traurige Bild von Ungarns Niederlage brachten! — Zu dem herzzerreißenden Schmerz der verlorenen Freiheit kam noch die Furcht vor den Walachen, die nun ohne Scheu in Wort und Geberden die furchtbarsten Drohungen gegen sie ausstießen; aber diese Furcht hielt sie dennoch nicht zurück, den unglücklichen Kämpfern die möglichste Hilfe angedeihen zu lassen. Ihre Vorräthe reichten zwar nicht hin, dem Bedarf eines seit mehreren Tagen hungernden Heeres von 25—30,000 Mann zu genügen, aber die richtende Gottheit beurtheilt die Handlungen nicht nach ihrer äußeren Größe, sondern nach den inneren Motiven. Schon auf die Kunde von der Ankunft des flüchtigen Heeres vergruben die Walachen, die, ausschließlich Landbauer, in dem fast alleinigen Besitz der Lebensmittel sind, ihre reichen Vorräthe, und schon am ersten Tage unserer Ankunft stiegen die Lebensmittel so enorm im Preise, so daß man für einen Laib schwarzen, nur halbgebackenen Brotes, den man auch nur äußerst selten zu Gesichte bekam, 1--2 Gulden Münze anbot und sich glücklich schätzte, ihn für solchen Preis erstanden zu haben; in den folgenden Tagen aber war nicht nur das Brot, sondern auch alles Obst und Gemüse von dem Markte verschwunden, und die mit jeder Stunde anschwellende Menge der Flüchtlinge mußte mit klaffenden Wunden unter freiem Himmel auf den gefüllten Korngruben der Walachen verhungern.

Nachdem man sich von dem ersten Schreck erholt hatte, fingen die anwesenden Feldherren an, ihre Häuflein zu sammeln und wo möglich wieder zu einem Ganzen zu gestalten. Von den höhern Offizieren waren angelangt: Bem, Guyon, Vécsey, Török und Kmety. Dembinsky und Perczel nahmen mit einem Theil der polnischen Legion gleich nach der Schlacht bei Temesvar ihren Weg über Karansebes nach Orsova. Auch ein ungarisches Corps von 3—4tausend Mann (wie allgemein behauptet wurde unter Lazar) nahm diese Richtung; doch ist es noch jetzt ungewiß, ob aus eigenem Antrieb oder auf höhern Befehl, um den Regierungsmännern den Weg nach der Türkei zu sichern; mir scheint das letztere wahrscheinlicher. — Und wirklich gelang es auch den Feldherren in Lugos schon am 2. und 3. Tage bedeutende Massen, Mannschaft und Geschütz zu organisiren, wie man aus den ununterbrochen durch die Stadt marschirenden vollzähligen oder doch wenig defecten und wohlbewaffneten Honvedbataillonen und zahlreichen Kanonen jeden Kalibers ersehen konnte; auch Kossuth, der am 10. angelangt war, fuhr bis am 14. Abends

in Begleitung Bem's oder Guyon's mehrmals durch die Stadt und schien sich mit der Reorganisation der Truppen eifrigst zu beschäftigen. Schon gab man sich wieder der Hoffnung hin, daß vielleicht noch nicht Alles verloren sei; man hoffte noch immer auf die Möglichkeit sich mit Görgey an der Grenze oder in Siebenbürgen zu vereinigen, ja auch die Kunde von Klapka's siegreichen Ausfällen aus Komorn flog als dunkles Gerücht durch die eherne Mauer der östreichischen Heere bis an unser Ohr. Der 15. August ergraute zu neuer Verwirrung und raubte jede Aussicht auf Errettung. Der Verrath Görgey's am 13. verübt, war am 14. Abends den Häuptern in Lugos hinterbracht worden (die Truppen und das Volk erfuhren selbst am 15. noch nichts von dieser traurigen Thatsache); Kossuth hatte in der Nacht Lugos verlassen, und die Straßen der Stadt waren gepfropft von Truppenmassen, die nach allen Richtungen sich kreuzend die größte Verwirrung hervorbrachten, und die selbst weder den Ort noch die Richtung angeben konnten, wohin sie geführt worden. Erst am Abend fingen die Straßen an sich zu lichten, und man erfuhr, daß die Armee gegen Siebenbürgen marschirt sei.

Am 16. Abends ruhte das Heer vor Facset. Es war ein trauriger Weg bis dahin; eine öde, unwirthbare Gegend, über Hügel und Wälder zogen wir entlang, ein einziges Dorf, ohne Wasser in seinen Brunnen, ohne eine menschliche Seele unterbrach den einförmigen Marsch. Die Leute litten Hunger und Durst. Die ganze gut gebaute Straße war mit umgestürzten Munitionswagen und den Trümmern des Trains der Abtheilungen bedeckt, welche vor uns zogen. Nahe am Eingange des Fleckens Facset, zu beiden Seiten der Straße lagerte das müde Heer, rechts von der Straße hart am Dorfe lagen die Trümmer des Vecsey'schen Corps, dahinter an einem Hügel gelehnt Bem und Guyon, links das Corps Kmety's. Die Husaren, welche die Nachhut bildeten, hatten sich eine Viertelmeile zurück auf die Felder gelegt, auf denen die Frucht noch in Garben stand. Es war ein milder Augustabend, der auf einen sonnigen Tag folgte, und um die Lagerfeuer herrschte ein so reges Leben, so wenig war von Niedergeschlagenheit zu merken, das Aussehn der Honveds war besonders in Vecsey's Corps so stattlich daß ein Fremder unmöglich hätte glauben können, ein geschlagenes Heer vor sich zu sehen. An den Ruthenzäunen des Fleckens waren die Wagen, Karren und Kanonen des einen Corps aufgestellt, unter ihnen der geschlossene Scheibenwagen des General Vecsey, welcher die Stelle des Hauptquartiers vertrat. Dort hatte sich eine große Anzahl Offiziere versammelt, zunächst um durch Wahl die Lücken im Offizierscorps auszufüllen. Im Anfange flog die Unterhaltung lustig, fast übermüthig hin und her, man scherzte und prophezeihte einander Avancement. Allmälig wurde es dunkler, die Stimmung ward ernster, es ging durch die Menge, welche aus Offizieren aller Corps bestand, wie sie die Neugierde und Erwartung zusammengetrieben hatte, ein Geflüster: Kriegsrath soll gehalten werden, Bem wird

kommen! — In einer offenen vierspännigen Kalesche kam Bem heran, ganz allein im Wagen, auf dem Haupt einen weißen Kossuthhut mit langer weißer Straußenfeder. Rüstig sprang er herab, das narbige, bleiche Gesicht so voll von stolzer Zuversicht und freudiger Kraft wie nur je; sonst ging er wankend und vorwärtsgeneigt, aber heut war sein Schritt fest, seine Haltung grade und stramm, seine geistige Kraft war in dieser Stunde Siegerin über seinen hinfälligen, von Wunden gelähmten Körper. Man empfing ihn mit stürmischem Eljen, unser Cirkel öffnete sich, er trat in die Mitte und eine feierliche Stille legte sich auf die erwartende Menge, man konnte das Summen einer Fliege hören. Der Dämmerglanz des Abendhimmels legte einen feierlichen Schimmer über die verhängnißvolle Scene, welche jetzt anfing. Bem begann sogleich mit diesen Worten in seinem gebrochenen Deutsch: Meine Herren, ich komme im Namen der Regierung und in meinem eigenen Namen als Obercommandant zu Ihnen, ich fordere auf alle Commandanten der Bataillons, der Escadrons und der Batterien, morgen früh sechs Uhr sich schlagfertig zu halten, um gegen Siebenbürgen nach Dobra zu ziehen. — — Hier unterbrach ihn ein Oberst, ein hochgewachsener Mann mit ausdrucksvollem Gesicht und schwarzem Bart, aus dem Kreise heraus und auf ihn zutretend: Herr Feldmarschalllieutnant, wir kennen keine Regierung. Die Regierung hat uns schändlich verlassen, sie hatte nicht die Kraft, das Werk auszuführen, welches wir so glorreich begonnen und für welches wir mit unserem Herzblut eingestanden haben. Sie hat das Heer in der fruchtbarsten Gegend verhungern lassen, hat nicht nur Mangel an Energie gegen den äußern Feind gezeigt, sondern auch Unfähigkeit, die Kräfte des Landes, welche sich ihr so reichlich darboten, zu benutzen. Sie hat sich der großen Aufgabe, die ihr das Schicksal stellte, unwürdig gezeigt. Darauf sagte Bem kurz und barsch: Aber warum laufen Sie denn? Kämpfen Sie, und das Heer wird Brot haben; ein flüchtiges Heer hungert immer, ein siegendes Heer ist immer satt. — Der Säbel des Obersten klirrte auf den Boden: Um Vergebung, Herr Feldmarschallieutnant, das ist eine Beleidigung, die wir nicht verdienen. Wir haben tapfer gefochten, wir haben selbst alle Entbehrungen freudig ertragen, aber gegen eine solche Uebermacht, und bei dem Mangel aller Lebensmittel mußten wir geschlagen werden. Jetzt trat Vecsey vor: Herr Feldmarschallieutnant, wir gehen nicht nach Dobra, wir folgen der Aufforderung Görgey's, wir gehen über die Maros. — Bem sah Vecsey fest an und erwiderte ruhig, fast bedächtig: Meine Herren, ich bin kein Würger, ich bin kein Henker, ich hätte durch mein Amt die Macht Sie zu zwingen, aber die Sache, für welche wir kämpfen, fordert freie Krieger, ich fordere also nochmals alle Commandeurs der Bataillons, der Escadrons und der Batterien, welche zu mir halten wollen, auf, sich morgen früh bereit zu halten nach Dobra zu gehen. Ich habe nie unterhandelt und werde nie unterhandeln, bei Dobra haben wir eine Position, wo wir Monate lang vom Feinde nicht angegriffen werden können und ich werde im Stande sein, mit einer

Kanone den Weg nach Siebenbürgen zu sperren, dort wollen wir uns reorganisiren und dann den Feind mit erneuter Kraft angreifen und schlagen. Glauben Sie nicht, daß wir schwach sind, wir sind noch stark, ja mächtig, wenn wir wollen, und es wäre eine Schmach, sich mit 40,000 Mann zu ergeben*). — Da fiel Vecsey ein und rief mit Erbitterung: Aber ich bitte, Herr Feldmarschallieutnant, wie denken Sie Ihr Heer zu verpflegen? In dem ausgehungerten Siebenbürgen werden Sie doch wohl keine Lebensmittel für dasselbe finden. Und der Feind rückt uns auf dem Fuße nach und sperrt die Zufuhr auf allen Seiten. Darauf Bem: Wenn der Walach das ganze Jahr hindurch von Kukuruzbrot leben kann, so wird doch ein Soldat, der für die heiligste Sache der Menschheit kämpft, bei derselben Kost leben können. Ich werde, wie immer, dem Heere mit meinem Beispiel vorangehen und die meiner Meinung sind, hoffe ich, werden mir folgen. Thun Sie also, wie Ihnen gut dünkt. Gute Nacht, meine Herren! — Mit diesen Worten schritt er nachlässig grüßend aus dem Kreise, bestieg seinen Wagen und fuhr davon. Die Honveds von Vecsey's Lager aber riefen ihm stürmische Eljen nach. Die Armen wußten noch nicht, wie es mit ihnen stand. — Nach Bem's Entfernung begann eine Debatte, stürmisch und leidenschaftlich bewegt, wie unser Inneres war. Zunächst von vielen Seiten die bestürzte Frage, weshalb diese Scene? Die Meisten von uns konnten leider darauf schon Antwort geben: Es ist die Aufforderung von Görgey an Vecsey gekommen, mit seinem Corps nach Villagos zu gehen und sich dort mit den Russen zu vereinigen. Das Wort „ergeben" wurde nicht gehört, und die allgemeine Auffassung von Görgey's Aufforderung war, daß er eine Convention mit Rußland geschlossen habe und Rußland als Vertreter der ungarischen Interessen auftrete. Ich habe Grund zu glauben, daß die Führer selbst diese Meinung theilten, sicher wenigstens ist, daß sie den „Verrath" Görgey's in seiner ganzen Ausdehnung nicht ahnten.

Der Streit der Ansichten wurde im Kriegsrathe mit der größten Erbitterung geführt, Drohungen und Forderungen tobten durcheinander. Die Verwirrung wurde noch dadurch vermehrt, daß die einzelnen Offiziercorps selbst sich spalteten, mehrere Offiziere von Vecsey's Corps sprachen für Bem, dagegen wieder Offiziere von den Abtheilungen Guyon und Kmety, deren Führer sich schon früher an Bem geschlossen hatten und deshalb von dem Kriegsrath fern geblieben waren, vertheidigten den Anschluß an Görgey. Die Nacht trennte die Leidenschaftlichen. — Was war das für eine Nacht! Die Soldaten sangen, aßen und tranken und überließen sich zuletzt sorglos der Ruhe; uns aber, die wir die verhängnißvolle Scene und die finstere Ahnung in uns trugen, blieb der Schlummer fern. Jetzt

*) Die Zahl war nicht sehr übertrieben, die vereinigten Corps zählten noch an 30,000 Mann und stündlich schlossen sich neue Häuflein von Flüchtlingen dem Gros an.

noch steht jede Kleinigkeit jener Stunde vor Vecsey's Wagen in meiner Seele, nicht nur die Worte, welche gesprochen wurden, auch die Mienen der Einzelnen, die Beschaffenheit ihrer Uniform, die Stellung der Aeste und Zweige an den Bäumen, Alles sah ich, während meine Ohren das Furchtbarste hörten, den kläglichen Ausgang der größten Sache. Und so lange ich lebe werden die Einzelheiten dieser Stunde nicht vergehen aus meinem Gedächtniß.

Mit Aufgang der Sonne traten die Corps unter die Waffen. Weder die Corps, noch die einzelnen Abtheilungen derselben wußten sicher, wohin der leitende Wille ihres Führers sie ziehen wollte. Und jetzt begann eine Auflösung der Heere, die sich am Besten mit einer chemischen Zersetzung vergleichen läßt. Die Bataillone lösten sich in Compagnien, die Compagnien in noch kleinere Theile auf, die Einen zogen zu Bem, die Andern zu Vecsey. Von Vecsey's Corps hatten sich nur kleinere Haufen getrennt, aber von Kmety und Guyon zogen unregelmäßig in halber Auflösung ganze Züge auf der Spur des vertrauenden Freundes von Görgey. Auf der Landstraße aber und in den Gassen der Stadt entstand ein tolles Durcheinander, die Anhänger Bem's drängten nach Osten, die Andern nach Westen nach Lugos zurück, überall ein Stoßen, Schreien und Hadern. Auf dem Marktplatz von Facset hielt eine Schwadron von Vecsey's Husaren, sie weigerten sich, zurückzuziehen nach Villagos. Die Leute fluchten und zogen die Säbel, wohl eine Stunde schrien und drohten sie in einander. Endlich waren sie verschwunden, Niemand hatte Zeit zu fragen, wohin. Die Schaaren, welche nach Siebenbürgen zogen, eilten mit einer Hast vorwärts, als ob der Feind auf ihren Fersen sei, sie stopften die Brücke, welche hinter Facset über den Bach führt, sie stopften die Passagen durch den Bach selbst, Menschen, Karren, Kanonen und Pferde bildeten einen verworrenen Knäuel, wie auf verzweifelter Flucht.

Das war das Ende der ungarischen Revolution. Vecsey ging nach Villagos in sein Verhängniß, und Bem kam nicht bis Dobra, obgleich das nicht viel über drei Stunden von Facset entfernt ist. Noch auf dem Marsch debandirte sein Heer, die Gemeinen erfuhren jetzt erst vollständig, worum es sich handle, und die Einzelnen faßten ihren Entschluß und nahmen Partei. Manche wollten zur Heimath, Viele zur „Föderation" mit den Russen gehen. Die Corps waren aufgelöst, bevor sie die Berge Siebenbürgens überstiegen hatten. — Bem aber ging mit Guyon und Kmety nach Orsova zu den Türken.

Neue Dramatiker.

Der Erbförster, eine Tragödie von Otto Ludwig.

Der Name des Dichters, dessen Heimath Eisfeld ist, war uns bis vor Kurzem fremd; er hat vor Jahren Beiträge zu belletristischen Blättern geliefert, wir kennen sie nicht. Das Trauerspiel, mit welchem die Grenzboten ihre Leser bekannt machen wollen, wird in Dresden einstudirt und seine Aufführung ist in diesen Tagen zu erwarten. Das Interesse aber, welches das Stück für den Kritiker hat, liegt nicht gerade darin, daß es als Ganzes ein imponirendes Kunstwerk ist, sondern in der Energie und Fülle des dramatischen Details, in der Genauigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher der Dichter die Charaktere in den Situationen empfindet. Der Verfasser hat ein großes Dichtertalent, und die Pflicht der Kritik ist ihm gegenüber, zunächst zu beurtheilen, was er der Kunst mitbringt und was ihm fehlt, zweitens aber, wo möglich den Weg zu finden, auf dem er das Fehlende erwerben kann. — Im Jägerhaus von Düsterwalde lebte ein alter Förster mit seiner Familie, sein Weib war die Verwandte eines reichen Bauers, sein ältester Sohn Forstgehilfe des Vaters, seine Tochter Marie liebte den Robert, den Sohn eines Fabrikanten im Dorfe. Der Fabrikant Stein aber war selbst ein alter Freund des Försters, er besuchte ihn täglich, spielte mit ihm ein ehrbares Kartenspiel, und zankte sich alle Tage mit ihm, um sich am nächsten Morgen wieder zu versöhnen. Denn der alte Stein war sehr heftig und brannte los wie Schießpulver, und der Förster war ein eigensinniger Trotzkopf, rauh, rücksichtslos, warmherzig und abergläubisch, ein gradliniger Mann, dessen Geist auf Subtilitäten nicht eingerichtet war. — Der freundschaftliche Verkehr der beiden Familien wird plötzlich ein anderer. Gestern hat Stein das Gut Düsterwalde gekauft, und ist Brotherr des Försters geworden, und heut soll die Verlobung der Kinder gefeiert werden. — Aber vor der Verlobung gerathen die alten Herren wieder in Streit um das Ausholzen des Forstes, und diesmal wird der Streit bösartig. Denn jetzt zankt der Gutsherr mit seinem Förster, welcher ihm grob und rücksichtslos widerspricht, der Gutsherr wird heftig und befiehlt, der Förster lacht ihn aus, und die jähzornige Hitze führt den Gutsherrn so weit, daß er dem Förster mit Absetzung droht, der Förster aber, dessen Vater und Großvater schon auf derselben Stelle gesessen haben, bestreitet ihm das Recht dazu, weil er nichts Unrechtes begangen hat, und in dem Streitpunkt, dem Ausholzen des Forstes, nur den Vortheil des Gutes im Auge hat. Der Gutsherr entfernt sich im höchsten Zorn, und läßt dem Förster die Alternative stellen, entweder zu gehorchen, oder seine Stelle aufzugeben. Dienstwillige Feindseligkeit seines Buchhalters macht den Riß

weiter, ein betrunkener Taugenichts, der Buchjäger wird durch diesen sofort zum Förster gemacht. Nach den Vätern haben sich auch die Söhne gezankt, und eine bittere Feindschaft entbrennt zwischen den hitzigen, rücksichtslosen Männern.

Das ist die Grundlage des Stückes, der erste Act. Die folgenden drei zeigen, wie durch verletztes Selbstgefühl, Zorn, Mißverständnisse und schlechtes Einwirken dazwischentretender Personen, der Zwiespalt zwischen den Familien unheilbar gemacht, und der alte Förster zum Aeußersten getrieben wird. Er ist abgesetzt, der rachsüchtige Buchjäger behandelt seinen Sohn, den der Vater im Walde beschäftigt hat, als Wilddieb und läßt ihn auspeitschen, sein Weib kündigt ihm an, daß sie mit den Kindern zu dem reichen Vetter gehen müsse, weil dieser sonst die Kinder des Försters, der durch seine eigene Thorheit ein Bettler sei, enterben wolle, der Advokat in der Stadt läßt ihm sagen, daß das Gesetz ihn nicht schützen könne, denn sein Recht sei Unrecht vor dem Gesetz, endlich erhält er die (falsche) Nachricht, daß sein ältester Sohn durch den Sohn seines Feindes erschossen sei. Aber nicht sein Sohn ist erschossen worden, sondern der Buchjäger ist durch einen Wilddieb mit der entwendeten Flinte seines Sohnes (im dritten Akt) getödtet worden und die beiden Jünglinge sind wieder Freunde geworden bei der Verfolgung des Mörders. So wird er zum Letzten getrieben, seine Bibel verkündet ihm: Auge um Auge, Zahn um Zahn, er stürzt am Ende des vierten Aktes in den Wald, den Mörder seines Sohnes zu suchen und zu tödten. Er weiß, daß dieser in einer dunkeln Stelle des Waldes wartet, er weiß aber nicht, daß er auf des Försters Tochter wartet, der er ein Briefchen hat zustecken lassen und die durch ihre Mutter getrieben worden ist, zu dem Geliebten zu eilen. Er schießt auf den Sohn seines Feindes und trifft die eigene Tochter. Erst allmälig wird ihm und dem Zuschauer im fünften Akt das klar, er endigt mit dem Entschluß, den Tod bei den Gesetzen des Landes zu suchen.

Schon aus der unvollständigen Darstellung wird sich erkennen lassen, wo die gefährlichen Stellen dieses Stoffes liegen. Der Förster und der Fabrikant sind im Grunde zwei gute Menschen, welche gewöhnt sind, mit einander um Kleinigkeiten zu zanken und einander immer wieder zu finden. Ein solcher Zank ist das „erregende Moment" des Stückes, der Anfang der Handlung. Durch diesen Zank ist aber der tragische Verlauf der Handlung so wenig motivirt, daß im Gegentheil noch jeden Augenblick bis zur Unthat des Försters ein verständiges Wort, ein wohlwollendes Aussprechen das gute Verständniß der Familien wiederherstellen könnte. Dieser bedenkliche Umstand nimmt dem blutigen Inhalt — zwei Nebenfiguren werden im 3. Akt tödtlich verwundet, — und der furchtbaren Katastrophe die künstlerische Nothwendigkeit und somit ihre Berechtigung. Und es hilft nichts, daß der Dichter durch fortgesetzte Irrungen und Mißverständnisse die Stimmung finster, die Feindschaft größer macht, es ist kein großes Schicksal, dessen Wucht sich auf den Helden legt, sondern es sind kleine Schlechtigkeiten und Beschränkt-

heiten, an denen er untergeht. Und deshalb erscheint uns der Dichter als grausam, und wir empfinden seine Willkür aus der Handlung. Allerdings ist der Förster so vortrefflich gezeichnet, daß wir sehr gut und mit dem größten Antheil verstehen, wie sich die Handlung an und in ihm grade so entwickeln konnte, und allerdings wird die künstlerische Schwäche der Handlung dadurch sehr verhüllt, daß sie in einem mit Virtuosität detaillirten Charakter sich vollendet. Sie wird möglich, sie wird künstlerisch wahr, nur weil der Förster gerade so ist, wie er ist, die Originalität des Helden, seine treuherzige Beschränktheit und die Uebermacht seines Gefühls über den leitenden Verstand, kurz sein „Charakter" erklärt und motivirt die Handlung. Aber auch das ist ein Fehler. Die Handlung eines tragischen Stoffes muß bei der Anlage des Stückes über den Charakteren fortlaufen, die Begebenheiten müssen ihrem Causalnexus nach jedem gebildeten Bewußtsein als nothwendig erscheinen, die Charaktere müssen jenem folgen, und in dem logischen Zwange der Begebenheiten sich entwickeln; in der Ausführung erhält das Drama dann doch den Schein, als wenn die Handlung aus den Charakteren hervorwüchse; oder anders ausgedrückt: das allgemein Giltige, allen Menschen Verständliche muß sich durch bestimmte Persönlichkeiten abspielen, die erst nach den Bedingungen und Eigenthümlichkeiten, welche die Handlung für sie wünschenswerth macht, geformt werden dürfen. Aus diesem Grunde ist es bei einem tragischen Stoff für den Dichter sehr mißlich, die ganze Handlung selbst zu erfinden. Denn fast immer geht bei den Dichtern germanischen Stammes der Prozeß des Schaffens so vor sich, daß ihnen zuerst einzelne Heldencharaktere in einzelnen bedeutenden Situationen in der Seele ausschließen; an diesen Kern legen sich allmälig die gegenspielenden Figuren und erst später wird durch Reflexion der Verlauf der Handlung klar, welche nun ihrerseits die Charaktere in ihre Bahn zwingt, und Einzelnes an ihnen beschränkend und erweiternd umformt, bis endlich der ganze Kristall des Kunstwerks in seinen Grundlinien fest geworden ist für die Darstellung durch die Schrift.

Bei solchem Verlauf des innern Dichtens — einer Eigenthümlichkeit der Deutschen gegenüber den Romanen — ist der Poet immer in der Gefahr, daß das Charakteristische der Figuren, welches schnell und glänzend in ihm aufblüht und ihm Freude und Lust zum Schaffen gibt, zu große Macht gewinnt über die Handlung, deren Faden sich langsamer und zögernd aus dem deutschen Geiste entwickelt; und daß er von den Charakteren ausgehend, eine Handlung erfindet, welche erst durch die Eigenheiten der Personen möglich wird. Es sind nicht die besten Dramen Shakespeare's in denen er sich die Handlung ganz, oder zum größten Theil erfunden hat. — Wohl versteht sich von selbst, daß durch das angeführte Gesetz nicht jede Beherrschung der Handlung durch das Originelle der Charaktere ausgeschlossen werden soll, aber ein solches Eingreifen ist nur mit Vorsicht zu wagen und jedesmal vorher stark zu motiviren. So ist — ein Beispiel welches mir nahe liegt — in der „Valentine" jenes Erfassen des Schmuckes durch Georg in der Umkehr, Ende des 3. Aktes, eine sehr wunde Stelle des Stückes. Auch hier wird die Handlung des Stückes in wichtigem Moment ganz umgeworfen durch eine That, welche nur erklärbar ist durch die originelle Individualität grade eines Einzelnen. Mit Recht hat sich das Publikum fast bei allen ersten Auffassungen daran gestoßen, nachher hat man's zuweilen gar als eine Feinheit empfunden; was überhaupt bei dieser Art von Fehlern leicht geschieht. Noch größer ist der Uebelstand im „Waldemar", hier ist die ganze Katastrophe des Stückes abhängig gemacht von der incommensurabeln Persönlichkeit einer nervösen und launischen Dame, und obgleich ich glaube, daß der Schluß wahr ist, d. h. daß er in Einklang steht mit Georginens Wesen und daß eine solche Person unter

solchen Umständen nicht anders hätte handeln können, so ist er doch ein arges ästhetisches Unrecht, denn die Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit eines solchen innerlichen Prozesses, wie ihn hier Georgine für die Katastrophe durchzumachen hat, läßt sich gar nicht mehr beweisen, und kann auch vom Publikum nicht als unvermeidliches Ende der Handlung empfunden werden. Auch hier erscheint als Willkür des Verfassers, was seinen Ursprung eine zu große Wärme für die gefährliche Person verdankt.

Außer dem großen Vorwurf, daß Ludwig's Stück kein Recht in sich trägt, eine Tragödie zu werden, ist noch eine andere Ausstellung zu machen. Es wird, wie die Handlung angelegt ist, nothwendig, daß der Förster zu dem Glauben komme, der Sohn des Fabrikanten habe seinen Sohn erschossen. Der Unterbau, welchen der Dichter zu diesem Zweck gemacht hat, ist nicht glücklich. Er führt dazu zwei Wilddiebe ein, von denen der eine in der Schenke dem Försterssohn die Flinte entwendet hat, damit den Buchjäger erschießt, aber kurz darauf von Robert Stein aus halber Nothwehr wieder erschossen wird. Die Flinte des Försters, welche der Todte getragen hatte, und das Tuch, welches der Sohn um den Hahn gewickelt hatte, geben dem Vater den Glauben, daß sein Sohn getödtet sei. Diese Motivirung ist weitläufig und herb, und doch sind zwei Scenen eigentlich nur ihretwegen da, denn was sie sonst für den Verlauf des Stückes bringen, den Tod des Buchjägers, die Vorführung der finstern Stelle, an welcher später der Förster sein Kind erschießt, das war entweder nicht nöthig, oder konnte auf anderem Wege erreicht werden. Freilich ist die Unterhaltung der Wilddiebe in der Schenke eine vortrefflich geschriebene Scene, und die Art, wie der Eine durch die Erzählungen des Andern auf die Idee gebracht wird, den Buchjäger, seinen alten Feind, zu erschießen, ein gutes Gegenstück zu der ähnlichen Scene des Försters im vierten Akt, aber das hilft dem dritten Akt nicht, die Scene des doppelten Erschießens wird dadurch nicht gerechtfertigt.

Jetzt aber nichts mehr von Tadel. Das Stück ist kein fertiges Kunstwerk, aber es ist doch eine hoffnungsvolle Arbeit, ein wahres Juwel in unserer armen Zeit. Zunächst wegen der Technik. Die einzelnen Scenen sind so sicher und geschickt für den Eindruck zubereitet, den sie machen sollen, wie es bei'm ersten Stück eines Dichters in unserm Vaterlande unerhört ist; der Verfasser muß sich vielfach versucht und gut beobachtet haben, bevor er zu solcher Fertigkeit gekommen ist. Da wird kein unnützes Wort geredet, keine kleine Zwischenhandlung zerstreut und geschwächt, Licht und Schatten sind auf den Figuren so richtig vertheilt, und die einfachen und großen Effekte stehen ihm so fest, daß er alle kleinen Künste verschmäht, sie zu forciren, er hat keine gesuchten Contraste, keinen überraschenden Wechsel der Empfindungen, keine raffinirten Situationen, oder geistreiche Abgänge und wie die schlauen Mittel alle heißen, durch welche das Publikum „gepackt" wird; solid und genau ist Alles gearbeitet, wie Schnitzwerk aus Eichenholz, in allmäliger Steigerung baut er die Wirkung der Scenen auf, fast immer in grader Linie, ohne viel rechts und links zu sehen. Fast immer ist es eine Hauptfigur, welche das Spiel beherrscht.

Da aber, wo er zwei spielende Gruppen hat, wie in der großen Scene im 4ten Akt, wo der Förster Unheil sinnend auf und abgeht und monologisirt, während Mutter und Tochter den Brief Roberts lesen, den sie in die große Bibel gelegt haben, um ihn dem Vater zu verbergen, da ist die Verbindung der Gruppen sehr schön gefunden. Das ganze Detail ist sorglich und liebevoll ausgeführt; man tritt in dem ersten Akt in das Försterhaus wie ein Verlobungsgast hinein und riecht den dunkeln Föhrenwald dahinter. Schon die Exposition ist vortrefflich, sie wird durch einen faulen Holzhüter gemacht, der, immer gedrängt von der sorglichen

Försterin und ihren Verlobungstischen, in bissiger Laune den Förster und den Fabrikanten copirt, ihren Zank und ihre Versöhnungen. Es ist kaum möglich, mit weniger Aufwand von Worten und Mitteln eine so vollständige Erzählung von den Voraussetzungen des Stückes zu geben. Der ganze 1ste, der 4te und 5te Akt sind in technischer Beziehung vortrefflich.

Der größte Vorzug des Dramas ist aber die Darstellung der Charaktere. Mit Ausnahme etwa des Geistlichen, welcher nicht sehr lebhaft empfunden ist und wenig Detail hat, sind die übrigen Rollen des Stückes alle mit souveräner Kraft herausgetrieben und das Charakteristische derselben so scharf markirt, daß ein Irrthum für den darstellenden Künstler kaum möglich ist. Am schwersten dürfte die Rolle der Försters frau sein, weil die Versuchung, in welche sie kommt, ihren Mann zu verlassen, von dem Dichter wenig motivirt ist. Ihm war dieser Schritt wahr, d. h. dem Wesen der verständigen Mutter entsprechend; er verstößt aber gegen die Bühnengewohnheit, welche durch unsere Sentimentalität fast zu einer Voraussetzung aller Familienstücke geworden ist, daß die Hausfrau in bedenklicher Zeit unter allen Umständen dem Hausvater um den Hals fliegt, und verspricht, mit ihm zu leben und zu sterben. Wo man von der Straße des Gewöhnlichen abweicht, muß man motiviren. Auch die Person Robert's könnte vollständigere Motivirung seines Entschlusses, den Vater zu verlassen, wohl vertragen, und an dem Fabrikanten selbst ist in den Momenten, wo die Nachrichten aus dem Försterhause auf ihn wirken, eine kleine Flüchtigkeit des Dichters in der Darstellung seiner Empfindungen sichtbar; als er z. B. im dritten Akt erfährt, daß der Buchjäger den Sohn seines alten Cameraden gepeitscht hat, darf er nicht sagen: „der brutale Mensch! ich weiß Alles;" sondern er müßte empört aufspringen, Alles vergessen und zu dem Förster stürzen wollen, ihm Versöhnung anzutragen — und da müßte er die Nachricht erhalten, daß sein Sohn durch den Förster schon getödtet ist, oder Etwas Aehnliches. Doch das sind Kleinigkeiten gegen das viele Vortreffliche. — Der Bauer Wilkens, der Holzhüter Weiler, die Wilddiebe, der Buchjäger, alle die knorrigen Männercharaktere sind prächtige Arbeit, vor Allen aber der alte Förster Ullrich. Nur die besten Stücke Iffland's haben Rollen, in welchen ein gleiches dramatisches Leben ist, aber auch diese stehen an Größe und Kraft des empfundenen Details der Rolle des Försters nach. Vom ersten bis zum letzten Akt entwickelt sich die Leidenschaftlichkeit dieses Charakters in einem wunderbaren Reichthum von dramatischen Momenten, und im letzten Akt wird die Wirkung derselben eine so erschütternde, daß wir bewundernd vor einer so großen Gewalt stehen. Wie er an die Kammerthür der Tochter tritt und seinen eigenen Athem für die tiefen Athemzüge der Schlummernden halten will; wie er beim Pochen an der Thür zusammenschrickt und sich überreden möchte, es sei die Marie, welche sich fürchtet hereinzukommen, während es doch ihre Leiche ist, — das ist Alles fürchterlich wahr und Beweis einer sehr gesunden, mächtigen Dichterkraft. — Die Sprache des Stückes entspricht der dramatischen Lebendigkeit der Handlung, sie ist eine charakterisirende Prosa, cupirt und markig, glücklich den verschiedenen Charakteren angepaßt. — Der Dichter bringt unserm Theater die seltene Eigenschaft mit: große Leidenschaften in ihrer dramatischen Erscheinung poetisch darstellen zu können. Dies Talent begrüßen wir mit großen Freuden, und hoffen vieles Gute von ihm für unsere Bühne und die Kunst.

Eingesendetes aus Graz.

Das neue Jahr brachte uns die Besetzung der politischen Stellen und damit manchem bekümmerten Familienvater eine Wiederanstellung, manchem Schwachkopf eine Sinekur, manchem Prasser eine willkommene Zulage, Manchem ein angenehmes — leider Vielen die getäuschte Hoffnung als bitteres Neujahrsgeschenk. Ein Advocat (aber der tüchtigste) von Triest Dr. Burger wurde Statthalter — der hier wildfremd, es hat sein Gutes, aber auch sein Schlimmes; jedenfalls ist er nicht der Aristokratie entsprossen und als dem Volke angehörig auch vertraut mit den Bedürfnissen desselben, so wie mit den Uebeln der Bureaukratie, daher sei er willkommen! Viele hofften den geliebten Wickenburg wieder als Landeschef zu begrüßen und man brachte sogar seine eben erfolgte Rückkunft von Düsseldorf mit solch schönen Hoffnungen in Verbindung, Alle aber, vielleicht einige feste Kanzleihelden ausgenommen, waren froh, daß es der gewaltige Vertreter unserer Bureaukratie und Reaction, der allerdings geistreiche, aber herzlose Marquart nicht geworden. Die oben erfolgten politischen Besetzungen jedoch waren, trotz des hohen Orts stark geänderten Vorschlags, im Ganzen noch sein Werk und die nächste Zukunft wird es zeigen, ob ein gelungenes, oder ein Mißgriff! Viele Namen dabei haben guten Klang, die wenigen mißtönenden sind es aber desto mehr und es bleibt immerhin unbegreiflich, daß aus der großen Menge so gediegener, unbescholtener, thatkräftiger und kenntnißreicher Landbeamten und Magistratualen nur so Wenige beibehalten und dafür Individuen aus den nunmehr verblichenen Kreisämtern genommen wurden, denen bekanntlich doch die Praxis der Landamtirung meist gänzlich fehlt, ja noch mehr — daß Leute angestellt wurden, die durchaus beim Volke und in ihrer Umgebung unbeliebt waren, an denen mehr als ein Makel klebte und welche offen als Freunde der bösen alten Zeit galten. Zwar lobt unsere stets ergebene Grazerzeitung Alles und Alle, hält gar eine rührende Leichenrede dem abtretenden supplir. Statthalter; aber sie hat auch seit Schreiner's Abtreten an Gehalt und Geltung verloren und gilt nur als offizielles Blatt — leider haben wir im ganzen Lande aber kein anderes. — Eine andere Unbegreiflichkeit bei der neuen Besetzung ist die heillose sprachverwirrende Menge der Beamten und aller alten und neuen Titel, die Beibehaltung der erwiesen überflüssigen und ohnedem oft mit gehaltlosen Individuen besetzt gewesenen Kreisämter, nun Kreisregierungen, und die Leitung der Bezirksämter in den Händen meist aus den Oberbehörden entnommener Individuen. Bei dem Babelbaue, wo auf die morsche Grundfeste ein Gebäude von schlechten Backsteinen in sichtlicher Eile zusammengefügt wurde, darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Besseren und Einsichtsvollern selbst an der Haltbarkeit des Baues zweifeln.

Fast scheint es, man will nach den alten Grundsätzen, daß die Soldaten der Offiziers, das Volk des Regenten, die Studenten der Professoren, die Parteien der Beamten wegen da seien, den alten Schlendrian beibehalten, während Jedermann einsieht und der wohlmeinende Beamte selbst erkennt, daß nichts mehr noththut, als Vereinfachung und Abkürzung des Geschäftsganges, Verminderung des Personals u. s. w., während das Ministerium selbst schon lange Mündlichkeit und Oeffentlichkeit versprach und in seinem Programm ausdrücklich „alle unnöthige Schreiberei" und den „hergebrachten Schlendrian" verdammte. In nächster Aussicht stehen die Besetzungen der Gerichtsstellen; wir hoffen Wenig davon. Aber weder der Mensch, noch die Zeit bleiben stehen, wer nicht vorschreitet, geht zurück! Ob unsere jüngsten Wandlungen ein Fortschritt sind? E. B.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Der Schluß der parlamentarischen Komödie in Preußen.

Preußischer Brief.

Es ist lange Zeit her, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe. Bis zum Interim war die Lage der Dinge so, daß man im Wesentlichen mit einer bestimmten Partei gehen konnte, wenn man auch in einzelnen Punkten von ihr abwich, mit der Partei des preußischen Bundesstaats. Als Hannover und Sachsen von demselben abfielen, konnte man sie vom Standpunkt des Rechts und vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit bekämpfen, denn wenn sie dem Bundesstaat beitraten, so verfielen sie im schlimmsten Fall der preußischen Hegemonie, thaten sie es nicht, so geriethen sie zugleich in die Abhängigkeit von Oestreich und Preußen. Und es ist immer besser, einem Herrn zu dienen, als zweien. Seitdem ist aber die Lage der Dinge eine vollkommen andere geworden. Unsere Partei, die Partei der Vermittelung, ist jetzt in derselben Lage, wie die Demokraten im Mai des vorigen Jahres. Preußen hat sich in seine vormärzliche Haltung zurückgefunden, es hat seine Bundesgenossen verrathen und sich auf Gnade und Ungnade an Oestreich ergeben. Seit der Erklärung des Herrn v. Schleinitz in der Mecklenburg-Schwerin'schen Verfassungsfrage ist das Bündniß vom 26. Mai factisch gelöst, seit den 15 Propositionen dieses Monats und deren Annahme von Seiten der Kammer der letzte Schein der constitutionellen Staatsform abgestreift. Was unter diesen Umständen der Reichstag zu Erfurt eigentlich soll, weiß ich nicht zu sagen. Der preußische Beamtendünkel und der Junkerhochmuth wird Gelegenheit nehmen, Alles was nicht Geheimerath und Baron ist, zu brutalisiren, und über dieser eitlen Lust, sein Müthchen an den Emporkömmlingen der Revolution zu kühlen, wird man es aufgeben, irgend einen Gewinn von der Bildung einer Partei zu ziehen, die sich gerade in der letzten Zeit mit einer ganz unerwarteten Schnelligkeit so günstig für Preußen gestaltete, wie es früher die kühnsten Träume nicht erwartet hatten.

Was die kleinen Staaten zum Anschluß an Preußen drängte, waren zwei Umstände: das Bedürfniß eines mächtigen Schutzes gegen die Demokraten, und das Streben, an einer großen staatlichen Entwickelung Theil zu nehmen. Das erste ist nicht mehr nöthig, seitdem Preußen sein Schwert demüthig zu den Füßen

des Interims, d. h. Oestreichs, niedergelegt hat, das zweite unmöglich, seitdem Preußen sein eignes parlamentarisches Leben zu einem Possenspiel herabgesetzt hat. Verstehen Sie mich recht, ich bin noch immer der Ueberzeugung, daß die vernünftige staatliche Entwickelung nur auf dem einen Wege möglich ist, den wir eben zu verlassen im Begriff stehen, ich bin aber eben so überzeugt, daß dieser Weg im gegenwärtigen Augenblicke zu nichts führen würde. Wäre ich jetzt z. B. Mitglied der sächsischen Kammer, so würde ich unter den obwaltenden Umständen gegen den Anschluß an Preußen stimmen, und hätte ich die Regierung eines der 26 verbündeten Staaten in Händen, so würde ich bei dem geringsten Versuch des Reichstags, die projectirte Bundesverfassung im Sinn der Gerlach'schen Partei zu revidiren, meine Genehmigung versagen und meine Abgeordneten augenblicklich zurückziehen.

Es ist nicht sowohl der materielle Inhalt der neuen politischen Bestimmungen, der es unmöglich macht, für jetzt auf Preußen irgend welche Hoffnung zu setzen, als der Ekel, den dieses unausgesetzte Gewebe von Lug und Trug, diese Mischung von furchtsamer Unentschiedenheit und übermüthiger Willkür auf jedes Gemüth machen muß, das noch nicht alles Rechtsgefühls baar ist. Daß diese Ausdrücke in keiner Weise zu stark sind, beweist ein kurzer Rückblick auf die Thätigkeit der gegenwärtigen Regierung in der Entwickelung der preußischen wie der deutschen Verfassung — einer Regierung, die, obgleich der charakteristische Ausdruck jener Halbheit, selbst von der liberalen Partei in Preußen als der letzte Hort der Freiheit verehrt, deren Entfernung als eine Calamität gefürchtet wird.

Das Ministerium Manteuffel war der Ausdruck der nothwendigen und vollkommen berechtigten Reaction gegen den Auflösungsprozeß der Demokratie im Jahr 1848. Sein gewaltsames Einschreiten, die Auflösung der Nationalversammlung mit eingerechnet, war durch die Umstände gerechtfertigt; die einseitige Oktroyirung der Verfassung vom 5. December nicht nur ein Act der politischen Nothwendigkeit, sondern auch eine wenn auch unvollkommene Grundlage späterer vernünftiger Entwickelung. Die gehässigen Schritte, zu denen es sich in der Verfolgung der politischen Gegner verleiten ließ, so wie sein mehr als gehässiges Polizeisystem konnten durch die gereizte Stimmung der Parteien entschuldigt und als vorübergehende Calamität hingenommen werden. Das Land erkannte dies relative Recht; in den beiden Kammern bildete sich eine compacte Majorität, durch ihr nachträgliches Votum die mangelhafte Legalität der ministeriellen Schritte zu ergänzen. Die von diesen Kammern vorzunehmende Revision der Verfassung wurde von der Majorität wie von der Regierung selbst so aufgefaßt, daß alle Punkte der Verfassung, welche nicht durch einstimmigen Beschluß der drei legislativen Factoren abgeändert würden, fortan gesetzliche Geltung haben sollten.

Der Conflict mit den Kammern in der deutschen Frage führte zu einer Auflösung derselben, und diese zu einem Rechtsbruch. In der wohlgegründeten

Ueberzeugung, daß aus neuen Wahlen keine conservative Majorität hervorgehen würde, oktroyirte die Regierung ein neues Wahlgesetz. Die demokratische Partei enthielt sich darauf der Wahlen, nicht wegen dieser Verletzung einer von ihr gar nicht anerkannten Verfassung, sondern auf Grund eines angeblichen Natur- oder Revolutionsrechts, daß Kammern nur aus demokratischen Urwahlen hervorgehen könnten. Die liberale Partei entschloß sich nach ernsten Bedenken zur Theilnahme an den Wahlen, weniger deshalb, weil sie die Noth der augenblicklichen Lage über die Idee des Rechts stellte, als weil sie es für die Pflicht des Patrioten hielt, in allen gegebenen Formen für das Recht und das Interesse des Volkes thätig zu sein.

Die neuen Kammern, denen nun die Revision der Verfassung übertragen wurde, waren also lediglich der Ausdruck der conservativen Partei. Die aristokratisch-absolutistische Fraction hielt der liberal-conservativen die Wage, und in der Mitte standen die Männer der unbedingten Ruhe und Ordnung, welche, um die Demokratie zu vermeiden, um jeden Preis mit der Regierung zu gehn entschlossen waren. Die Regierung wußte sich ein liberales Relief zu geben, indem sie in manchen Fällen den Absolutisten, wo sie es zu arg trieben, widersprach. Die Revision erfolgte in streng monarchischem Sinn, und wenn man den Liberalen einen Vorwurf machen kann, so ist es nur der, daß sie in manchen Punkten zu viel nachgegeben haben. Ich erinnere nur an den einen Artikel, in welchem die Nichtbeeidigung des Militärs auf die Verfassung in die Verfassung aufgenommen wurde. Im Allgemeinen halte ich von politischen Eiden nichts, ich bin überzeugt, daß bei einem disciplinirten Heer — der Dresdner Aufstand mag dafür sprechen — die Frage nach dem Verfassungsmäßigen eines bestimmten Befehls der Ausführung desselben kein Hinderniß in den Weg legen wird, eben so wenig wie bei einer verwilderten Armee in der Nichtvereidigung ein wesentliches Moment des Gehorsams gefunden werden dürfte; aber es handelte sich in Preußen, wo die bewaffnete Macht — man denke an den Streit über den Stein'schen Antrag, an die Armeebefehle von Wrangel und Brandenburg, wie an den spätern königlichen Erlaß, — ihre politische Gesinnung geradezu als ein wesentliches Moment der staatlichen Entwickelung hingestellt hatte, um einen Act der Versöhnung. Wenn von der Verpflichtung sämmtlicher Staatsdiener, den Eid auf die Verfassung zu leisten, die bewaffnete Macht ausgeschlossen wurde, so hieß das unter den obwaltenden Umständen nichts anderes, als ihr eine Stellung außerhalb der Verfassung vindiciren. Daß eine solche Stellung nicht ohne praktische Folgen bleiben kann, lehrt die einfache Betrachtung, daß bei dem Tode des durch seinen Eid an die Verfassung gebundenen Königs der neue Regent, der geborne Chef der Armee, wenn er etwa das Gelüst haben sollte, die Verfassung nicht anzuerkennen, für sein Attentat das Militär nicht nur factisch, sondern auch rechtlich zur Disposition hätte. —

Genug, die Reviſion war vollendet, vollendet in ſtreng conſervativer Richtung. Da tritt die Regierung mit der Erklärung vor die Kammern, die Krone werde die — nach ihrer bisherigen Erklärung bereits zu Recht beſtehende — Verfaſſung nicht beſchwören, wenn nicht in dieſelbe einzelne Punkte aufgenommen würden, die durch die Abſtimmung der Kammern zurückgewieſen waren, und die ihrer Tendenz nach dem bisherigen Syſtem der preußiſchen Politik unbedingt widerſprechen. Es handelt ſich bei dem materiellen Inhalt derſelben keineswegs um die Frage, ob ſie mit irgend einem conſtitutionellen Syſtem vereinbar ſind, ſondern ob ſie vereinbar ſind mit dem Organismus des preußiſchen Staates.

Der eine Punkt ſtellt eine erbliche Pairie feſt. Ob eine erbliche Pairie an ſich etwas Gutes ſei oder nicht, iſt eine müßige Frage. Aber in einer Zeit, wo die Abſchaffung der Majorate nicht nur durch die öffentliche Meinung, welche die rechtliche Bevorzugung einer geſchloſſenen Klaſſe nicht duldet, ſondern auch durch den Fortſchritt der ökonomiſchen Wiſſenſchaft gebieteriſch gefordert wird, iſt das für Preußen ganz neue Inſtitut eines Herrenſtandes eine Monſtroſität; in einer Zeit, wo die ſämmtlichen Individuen, welche muthmaßlich die neue Pairie bilden werden, direct oder indirect erklärt haben, daß ihnen ein Gebot des Herrn über alles papierne Recht geht und ihr Standesintereſſe über das Gebot des Herrn mitſammt dem geſchriebenen Recht, ein Hohn gegen das Volk.

Der zweite Punkt entzieht den Gerichten, *was ihnen bisher in Preußen noch niemals beſtritten war*, die rechtliche Entſcheidung über die *formale* Giltigkeit eines Geſetzes. Unter Mühler haben die Oberlandesgerichte alle Reſcripte des Miniſteriums, ſoweit ſie einen Eingriff in das materielle Recht enthielten, ruhig ad acta gelegt. Das iſt ihnen hinfort verſagt. Simſon hat daher ganz mit Recht erklärt, er ziehe den alten Abſolutismus mit einem unabhängigen Richterſtand bei Weitem der neuen Conſtitution mit einem abhängigen Richterſtand vor.

Der dritte Punkt conſtituirt ein Ausnahmegericht für politiſche Verbrechen — in einer Zeit, wo die Prozeſſe Waldeck, Jacobi u. ſ. w. die Achtung des Volks vor ſeinen Gerichten, bei denen es Schutz findet gegen die Uebergriffe der Polizei, mit der Geringſchätzung der letzteren, deren Endfäden ſich in der ſchmutzigen Sphäre eines Ohm und Gödſche verlaufen, enge verbunden hat.

Die Propoſitionen mußten alſo fallen ſchon ihres Inhalts wegen. Weit ernſter wurde die Sache durch die Form, in der ſie eingebracht wurden. Wir können darin von unſern Gegnern lernen. Das Organ der reactionären Partei erklärte ganz offen, daß es bei dieſem Schritt weniger darauf ankam, was die Krone verlangte, als daß ſie überhaupt mit abſoluter Gewalt etwas verlangte. Es müſſe ſich endlich zeigen, wer das letzte Wort zu reden habe, die Krone oder das Parlament. Entweder würden die Kammern ſich unterwerfen, und dann wäre dem Volk definitiv gezeigt, wo der Herr zu ſuchen ſei, oder ſie widerſtrebten, und

dann werfe man die letzte Hülle des Constitutionalismus von sich und spreche als Gebieter. —

Mit der nämlichen Offenheit erklärte Herr von Manteuffel kurz vor der Abstimmung, daß die Verwerfung der königlichen Propositionen nicht nur eine Kabinetskrisis, sondern auch eine Veränderung der Regierungsform nach sich ziehen würde; er deutete darauf hin, daß das neue Ministerium sowohl in Beziehung auf die innere Verfassung, als auf die deutsche Angelegenheit von den entgegengesetzten Grundsätzen ausgehen würde, als das restaurirte November-Preußen. Ebenso deutete er darauf hin, daß im Fall der Annahme die Verfassung als beendigt anzusehen sei, ohne es aber bestimmt auszusprechen, daß alsdann auch das Siegel der Vollendung, der königliche Eid, erfolgen werde.

Die Furcht vor dem Ministerium Gerlach einerseits und den Demokraten andrerseits hat also die Männer der rechten Mitte bestimmt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Denn daß die Amendements, namentlich das des Grafen Arnim — der Aufschub der definitiven Pairs-Ernennung bis zum Jahre 1852 — nichts waren, als eine bequeme Formel, die feigen Gewissen zu salviren, wird der edle Graf am Besten wissen. Er kennt die Praxis dieser nichtssagenden Vermittelung schon vom vereinigten Landtage her.

Es ist daher ein schlimmes Zeichen für die allgemeine Depravation, wenn einzelne constitutionelle Organe diese vollständige Niederlage der constitutionellen Partei zu bemänteln suchen. Noch wunderlicher nimmt sich der Jubel der Demokraten aus. Sie schieben den Liberalen die Schuld dieses neuen Sieges der Reaction in die Schuhe; und doch haben gerade die Liberalen in heißem Kampf für die gute Sache des Rechts sich abgemüht, während die Demokraten zu Hause saßen und mit dem Muthwillen eines Berliner Flaneurs dem Wechsel der Ereignisse zusahen. Durch ihre Desertion vom Schlachtfeld haben die Demokraten das Uebergewicht der ultra-conservativen Partei entschieden, und außerdem die Blasirtheit des Volks gegen alles constitutionelle, alles politische Wesen überhaupt, durch künstliche Intriguen gesteigert. Ja zum Ueberfluß sind es die Freunde und Schützlinge der Demokratie, die Polen gewesen, welche dadurch, daß sie sich der Abstimmung enthielten, die Annahme des Amendements Arnim entschieden. Der Pessimismus ist ein wunderbares Zeugniß geistiger Verkehrtheit. Wahrlich, sie lachen mit fremden Backen! Sie sind ja die Ersten, welche der Schlag trifft! Was hilft es, wenn sie gegen die Beschlüsse der Minoritätskammern protestiren! Das Ausnahmegericht, das über ihre Führer das Urtheil spricht, wird so wenig nach diesem Protest fragen, als der Büttel, der sie ins Zuchthaus sperrt. Freilich! sie pochen auf eine neue Revolution! die Helden des passiven Widerstandes, die Wrangel durch ihre souveräne Verachtung bezwungen haben!

Aber lassen wir die Demokraten bei Seite, und fragen, was uns selber zu thun bleibt. Sollen wir nach unserer Niederlage, wie die Demokraten im Mai,

das Schlachtfeld meiden und es den Fractionen Gerlach und Manteuffel überlassen, der gemeinsamen Gegner entledigt, sich untereinander aufzureiben? —

Um diese Frage zu entscheiden, müssen wir die Zweiseitigkeit des constitutionellen Wesens im Auge behalten. Der verfassungsmäßig regierte Staat hat eine ideale Seite, und diese ist es, welche jugendliche Politiker in der Regel ausschließlich ins Auge fassen. Er concentrirt die Kräfte des Volks und erhebt dasselbe aus einer ungegliederten Masse zu einer wirklichen Nation, die sich als Ganzes weiß und fühlt. Er flößt jedem Bürger jenen edleren Patriotismus ein, der ohne Recht und Freiheit nicht zu denken ist. — Von dieser höheren Bedeutung des constitutionellen Wesens — so schwer es fällt, muß man es sich klar machen — kann unter den gegenwärtigen Umständen keine Rede sein. So wenig wie in dem ehemaligen Project des vereinigten Landtags. Denn wo es trotz aller Verfassung in die Gewalt des Herrn gelegt ist, mit einem Einfall seiner Willkür, den er in die Wagschale wirft, das ganze Gewicht des geschriebenen Rechts in die Luft zu sprengen, da stehen sich nothwendigerweise die legislativen Gewalten, die in einem wirklichen Staat harmonisch ineinander greifen, in verhängnißvollem Mißtrauen gegenüber, und hemmen einander so lange, bis ein äußerlicher Kampf die Entscheidung herbeiführt.

Allein das constitutionelle Wesen hat noch eine andere Seite, die zwar minder ideal, doch nicht niedriger anzuschlagen ist. Es gibt der Opposition einen Mittelpunkt, um auf friedlichem Wege die einseitigen Beschlüsse der Krone und ihrer Rathgeber zu hemmen, zu ergänzen, sie auf einen andern Weg zu lenken, und bei dem Ausbruch eines Sturmes gibt es der Partei, welche nicht auflösen, sondern organisiren will, einen Halt. Jedes Parlament, so schwankend seine Basis, so irrationell seine Zusammensetzung, ist eine Waffe. Unserer Partei muß es vorzugsweise darauf ankommen, ein gesetzliches — d. h. ein von der herrschenden Gewalt wenigstens in seinem Bestehen anerkanntes Organ zu haben. Denn diejenigen Männer, welche den Kern unserer Partei ausmachen, sind nicht transcendente Politiker, sie treiben die Politik nicht wie eine Kunst, um ihrer selbst willen, es kommt ihnen nicht lediglich darauf an, ob sie sich rühmen können, Royalisten oder Republikaner, Aristokraten oder Demokraten zu sein; das Königthum wie die Republik, die Aristokratie wie die Demokratie sind ihnen vielmehr nur Mittel zum Zwecke. Der Staat ist nicht um seiner selbstwillen da, sondern um Ackerbau, Industrie, Handel, Kunst, Wissenschaft, die eigentlichen Träger der Cultur, sowie dem Einzelnen Freiheit und rechtliche Geltung zu sichern. Unsre Doctrinairs haben nicht die fünfte Monarchie und nicht das Mittelalter im Auge, sondern das Vaterland und seine gegenwärtige Generation.

Wir können daher keine Revolution wollen; nicht wollen, auch wenn wir unter rechtlosen Bedrückungen leiden. Die Revolution hält die Cultur mehr auf, als der Despotismus. Wir können sie nicht leiten, denn im Drang des Augen-

blicks wird die Classe der Gebildeten von den Demagogen überflügelt, die Macht des Verstandes von der Macht der Lunge. Wir können nun und nimmer mit den Demokraten gemeinsam handeln, die Geschichte hat uns getrennt, unsre Wege gehn für immer auseinander. Wollen wir es vergessen, so rufen es die Chorführer der Demokratie uns täglich in's Gedächtniß. Ich erinnere an das letzte Manifest des Herrn Rodbertus.

Wir sind auf die parlamentarische Thätigkeit angewiesen. Wenn wir in derselben für den Augenblick nichts Positives erreichen, so hindern wir wenigstens, daß unter dem Schein des Gesetzes der Wahnsinn der extremen Partei dem Lande aufgebürdet wird. Wir haben die Kraft, es zu hindern, auch wenn die Demokraten fortfahren, uns allein den Kampfplatz zu überlassen; denn man ziehe die Grenze des stimmberechtigten Volks so enge als man will, gegen die ausgesprochne Tollheit ist der gesunde Menschenverstand stets in der Majorität.

Freilich müssen wir für den Augenblick unsere Aussichten auf das niedrigste Maß herabspannen, denn noch ist die Fluth der Reaction im Steigen. Schon hören wir das unheilschwangre Geschrei der vormärzlichen Nachteulen. In ihrem Leitartikel begnügt sich die Kreuzzeitung, über den Sieg der guten Gesinnung, die Niederlage auch der zahmen Revolution und die Erneuung der heiligen Allianz zu triumphiren, und den König aufzufordern, durch Verweigerung des Eides auf die Verfassung den Sieg zu vollenden. Aber dahinter kommt Herr Huber, der alte Janus, und jammert auch über die neue Verfassung als den Sieg der Revolution. Ich sehe auch in der That nicht ein, was den König jetzt veranlassen sollte, die Verfassung zu beschwören. Etwa das Wort des Herrn von Manteuffel?!

Ich weiß aber auch nicht, was unter diesen Umständen die Fabel vom Bundesstaat noch weiter soll. Mit dem Erfurter Reichstag verhält es sich wesentlich anders, als mit den preußischen Kammern. In Berlin kommt es zu Beschlüssen über Dinge, die unser Wohl und Wehe angehn, so oder anders, je nachdem wir hingehen oder nicht. In Erfurt aber kommt es zu keinem Beschluß, und es ist vollkommen gleichgiltig, ob wir uns auf die Bänke der Augustinerkirche niederlassen. Ich schreibe das in trübem Muth, aber was nutzt das Leugnen! Das in christlich germanischem Sinn revidirte und unter Oestreichs Einfluß zurückgeführte Preußen kann den Manteuffel-Radowitz'schen Entwurf nicht ertragen, und einen andern auch nicht. Die preußische Polizei in die kleinen Staaten einzuführen — nun dazu bedarf es des Bundesstaats nicht. Herr v. Radowitz darf bei Herrn v. Kübeck nur ein gutes Wort einlegen, und ich versichere ihn, in diesem Fall wird er keine Fehlbitte thun. Preußen hat seinen eignen Erklärungen im Verwaltungsrath durch seine Bevollmächtigten im Interim ein förmliches Dementi gegeben; der revidirte Radowitz ist eine Widerlegung des Mai-Radowitz. Preußen hat, ehe es sich aus seiner absolutistischen Anarchie nicht wieder durch eigene Kraft

herausarbeitet, nicht das Recht, den Kern unseres neuen deutschen Staates zu bilden. Wird die Verfassung en bloc angenommen, so schickt man uns nach Hause; wird sie nicht angenommen, so haben wir nichts Eiligeres zu thun, als von selber nach Hause zu gehen.

Dagegen ist es von der größten Wichtigkeit, daß unsere Partei sich durch ganz Deutschland organisirt. Da die Kreise, in welchen sie vorzugsweise zu Hause ist, sich ohnehin geistig nahe stehen, so hat die Sache keine Schwierigkeit. Durch diese Organisation heben wir die schädliche Wirkung auf, welche die so eben vor sich gehende Reorganisation der einzelnen kleinen Staaten auf die kräftige Einigung Deutschlands ausüben muß. Haben wir uns aber in sämmtlichen Kammern festgesetzt und stehen in dauerndem Verkehr, auf Grundlage des Programms von Gotha, so sind wir im Stande, was sich auch ereignet, zu Gunsten unserer Zwecke auszubeuten. Wir werden dann nicht mehr die deutschthümelnden Phantasten sein, den Bundestag, d. h. die eherne Klammer, welche zwei heterogene Bestandtheile gewaltsam aneinander kettet, durch einen populären Schmuck aufzuputzen, sondern wir werden ihn sprengen. Die „Errungenschaften" des Jahres 48 sind uns verloren, seine Geschichte soll es nicht sein.

Zum Schluß noch ein Wort an unsere Brüder in Oestreich. Die Wiener Presse hat die Gelegenheit der Propositionen eilig benutzt, ihre eigene Verächtlichkeit, was kaum möglich schien, noch zu überbieten. Seit dem November bestanden ihre Errungenschaften darin, die Freisinnigkeit ihrer Regierung loben, und Preußen, damals den Gegner des Kaiserhauses, schelten zu dürfen. Sie hat das auch jetzt tapfer gethan. Sie hat die preußische Reaktion gelästert und dagegen die Hochherzigkeit des Militärregiments hoch gepriesen; sie hat in zudringlicher Demuth die Ruthe geküßt, die sie eben züchtigte. Jetzt ist Oestreich wieder oben drauf, Hallelujah dem alten Welden und den Wiener Knödeln! Die guten Journalisten übersehen doch Eines. Die preußische Reaktion ist nicht ohne Rückwirkung auf Oestreich. In Kurzem wird Vater Welden die sämmtlichen schönen Geister Wiens zu sich kommen lassen und also zu ihnen sprechen: „Ihr kosmopolitischen Lumpe! Ihr unterfanzt euch, noch immer auf Seine Preußische Majestät zu schimpfen, die jetzt mit uns gut Freund ist? unsere Maßregeln zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, ihr mit euerm dummen Verstande? Euere Zeit ist vorbei! Wer noch etwas Anderes schreibt, als Theaterrecensionen, erhält öffentlich den Staupbesen." Und in Demuth schreibt die Journalistik des siegreichen Hauses Oestreich Kritiken à la Bäuerle, bis sie es sich einmal herausnimmt, eine Grisette zu verunglimpfen, der Adjutant — einmal unter's Kinn gegriffen hat. Da wird sie per Schub in's Ghetto abgeführt, und kann nachher in Talmudsprüchen die Weltherrschaft Oestreichs feiern. Der ganze Geist der östreichischen Literatur wird aber durch ein kaiserliches Privilegium an Bäuerle übertragen.

Aus Ungarn.

Mitte Januar.

Vaeh victis! — Das Schickſal, das ſeit Jahrtauſenden den Beſiegten bereitet wurde, trifft auch Ungarn, und wer nicht ein Kind iſt in der Geſchichte aller Zeiten, enthält ſich aller Seufzer und Wehklagen. Wer für ſeinen guten Glauben in den Kampf ging, darf nicht klagen, wenn ihn der Feind dann auf den Roſt legt oder an's Kreuz heftet. Freilich gibt es einige Himmelsblicker, welche von chriſtlicher Geſittung ſprechen; ihr Wahn, daß das Chriſtenthum die Regierungen menſchlicher gemacht habe, findet hier thatſächliche Widerlegung. Andere citiren die Bücherweisheit Europas und die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts; aber grau iſt alle Theorie der Politik und blutigroth ihre Durchführung. — Wir ächzen nicht, wir weinen nicht, wir klagen nicht — und wir verzweifeln nicht. Wenn man Millionen Brüder hat, die daſſelbe fühlen und denken, ſo befindet man ſich mitten im Sturmgeheul und unter zerſchmetternden Blitzen wie in einem Tempel, wo der Gott der Heerſchaaren gemeinſam angebetet, auf ihn gebaut und vertraut wird. Wie die Freimaurer in den Staaten, wo dieſer Orden verboten iſt, oder wie die erſten verfolgten Chriſten, betrachtet ein Magyar den andern, ein Wort, ein Handdruck, ein Blick, und man hat ſich verſtändigt. Inniger, brüderlicher drängt man ſich aneinander, denn nur Ein Gedanke durchzieht alle Seelen Ungarns!

Wie kleinlich und wie kurzſichtig erſcheint bei dieſer offenkundigen Stimmung die Unterdrückung eines Zeitungsblattes, des „Figyelmező," worin einige Hochtories und vormärzliche Hofbeamte Trauerweiden um die gemordete Verfaſſung pflanzten! Herr Paul v. Somſich (ſpr. Schomſchitſch), früher Hofrath, Führer der conſervativen Partei in der untern Kammer des Preßburger Reichstags, einer der heftigſten Gegner Koſſuth's, glaubte das Recht und die Erlaubniß zu haben, ſeine Anſichten, ſo loyal für den König, äußern zu dürfen. Haynau ſchickte einen Korporal, und dieſer bewies dem Hofrath, daß er nicht ſprechen dürfe. Solchen Argumenten gegenüber gibt ſich Jedermann gefangen. Somſich's Reden ſind aber nur der Brei, wie er für Windelkinder zugerichtet wird, damit ihr zarter Magen die ungewohnte Speiſe vertrage; das Land iſt geſchnürt im Belagerungszuſtande, und die Standrechtsamme verweigert jede conſiſtente Nahrung. Doppelt, dreifach, zehnfach würde das Martialgeſetz verſchärft werden, hörte man die Reden der echten Magyaren, und das ganze Reich, von den Karpathen bis zum Hafen von Fiume beſteht jetzt nur aus Magyariſchgeſinnten, denn die Herren in Wien haben die Sprachverſchiedenheit vergeſſen gemacht.

Leider! leider muß man es ſagen, daß die Deutſchen als die Allererſten ſich

herandrängen, um den Bedrängern Ungarns ihre Mitwirkung anzubieten oder ihnen rückengekrümmt zu huldigen. Die Deutschen Ungarns haben in früheren Zeiten ihre Ebenbürtigkeit gegenüber den stolzen Magyaren nicht zu wahren gewußt; sie wissen jetzt nicht die Rolle der Vermittler zu übernehmen. Die Deutschen Ungarns und Siebenbürgens haben die Verachtung wohl verdient, welche die Magyaren der vorigen Jahrhunderte den für Gewerbsprivilegien alle politische Selbstständigkeit hinopfernden Städtern zeigten; und ein großer Theil verdient die Verachtung, welche gegenwärtig den wedelnden Bürgern gezeigt wird. Nicht etwa die politischen Tendenzen der „Rebellen" oder des octroyirenden Ministeriums in Wien geben den Grund zur Parteiung, sondern ihr Benehmen im bürgerlichen Leben. Wenn 300 Pesther Bürger, und zwar nur deutsche Bürger, dem Obercommandanten Haynau ein Album überreichen, wenn in Pesth und Preßburg Gassen mit den Namen von Generälen getauft werden, z. B. Jellachich-Straße, wobei der Zufall so witzig ist, daß der Barmherzigenplatz in Preßburg den Namen Haynauplatz erhält; wenn die Pamphlete auf die ungarische Nation, nicht etwa auf die Führer der Revolution, blos in deutscher Sprache von deutschen Autoren erscheinen, dann gibt es hinlänglichen Grund, an Kopf und Herz der deutschen Bürger Ungarns zu zweifeln, und ihren Schritten selbstische Zwecke unterzuschieben. Man weist mit Fingern nach ihnen, und wenn jemals wieder das Volk zu den Waffen greift, sind diese Deutschen ein Gegenstand der Rache. Der Soldat wird angefeindet, aber diese Deutschen werden verachtet, und der Magyar vereinigt sich in diesem Gefühle mit dem Serben, mit dem Walachen, mit dem Slovaken, mit dem Kroaten, mit dem Juden und sogar mit dem Zigeuner, der eher bei allen Nationalitäten die Bewilligung zur Niederlassung und zum Hüttenbauen erlangt, als in den deutschen Städten oder im siebenbürgischen Sachsengebiete.

Die gehässigste Opposition ist zwischen den deutschen Städtern und den Juden. Von der revolutionären Regierung und von der kaiserlichen emancipirt, wollen die Juden ihre bürgerliche Gleichstellung auch benützen; die Magistrate aber zögern mit Ertheilung der Rechte, und die Deutschen hoffen, daß die Regierung nach überstandener Noth die ertheilten Concessionen zurücknehmen werde. Die Sympathien der Juden für die Magyaren, ihre durch die Zahl so nahmhafte Theilnahme an dem Kampfe lassen die Vermuthung aufkommen, man werde es der religiösen Genossenschaft im ganzen Lande entgelten lassen. Jedoch Strafe und Zorn des Gewalthabers erstreckt sich nicht über die ausgeschriebene Kriegscontribution; alle Juden Ungarns sollen binnen 4 Jahren 2½ Millionen Gulden Silber zahlen, wobei die Repartition den Gemeinden überlassen wird. Die Juden werden schwer betroffen durch diese Steuer, nicht jene der Städte, sondern die auf dem flachen Lande sich befinden; sie haben während der Kampfzeit überall aushelfen müssen, denn jeder militärische Streifzug nahm gerade diese Bewohnerklasse am ersten in Anspruch. Die Kapitalien werden abgenommen, die Schuldner sind

verurtheilt oder flüchtig oder zahlungsunfähig. Die Judengemeinde zu Altofen stellte ihre Immobilien und Mobilien und das gesammte Vermögen dem Fiscus zur Verfügung, und er mußte das Referat abgeben, daß nicht blos der Kaiser, sondern auch Haynau hier nichts nehmen könne. Allein die Solidarität schafft anderwärts das Sümmchen herbei; und ob Schuldige oder Schuldlose zahlen, ist dem Armeeoberkommandanten und Militärgouverneur ganz gleich. Die deutschen Bürger Pesths benützten aber diese Stimmung und erschienen in corpore als Petenten, man möge doch den schlechtgesinnten Juden die Gewölbe sperren und die Ausübung der Handwerke verbieten. Haynau wies ihnen die Thüre, wie es Jellachich in Wien ähnlich gesinnten Bürgern that.

Bei allem Groll und Grimm gegen die Juden konnte Haynau bei dieser Gelegenheit seinem Mißmuth gegen die Philister keinen Einhalt thun; allein bei anderer Gelegenheit erwies er, daß selbst Gesetz und Gericht Niemand, am wenigsten einen Juden vor seinem Eigenwillen schützen.

Voriges Jahr wurden in Güns lagernde Croaten von ungarischen Landstürmlern überfallen und umgebracht. Der eingeleitete Kriminalprozeß endete damit, daß dieser Tage acht Individuen am Orte der That, als des Mordes schuldig, gehenkt wurden. Unter diesen Verurtheilten befand sich ein siebzehnjähriger Ungar. Die Untersuchung hat zur Evidenz erwiesen, daß dieser Bursche keinen der Kroaten getödtet hat, er hat keinem mit einer Waffe eine Wunde beigebracht; gezwungen von den andern fanatisirten Gesellen mußte sich dieser Arme an den Ort begeben, wo die Kroaten gefangen waren, und sie heraustreiben, wo sie dann als unglückliche Opfer der Volkswuth fielen. Der Bursche eignete sich einen Tornister eines getödteten Kroaten zu, worin sich einige Zwanziger und ein paar Rasirmesser befanden. In Anbetracht dieser genau ernirten Umstände hatte das Militärgericht auf Antrag des Auditors das Urtheil auf zehnjährige Schanzarbeit in Eisen ausgesprochen.

Haynau, dem die Urtheile zur Bestätigung unterbreitet wurden, strich dasselbe und setzte dafür: Tod durch den Strang.

Der Grund zu dieser Verschärfung liegt in dem Umstande, daß der Bursche ein Jude war. Ob eine solche Aenderung des Urtheils rechtlich ist, kommt nicht in Frage bei so vielen Ungerechtigkeiten; und ein Gehenkter mehr oder weniger, macht die Schuld nicht größer und nicht kleiner. Es ist dies der einzige Jude, welcher während dieser Bewegung am Galgen endete; erschossen wurden Mehrere sowohl von den Magyaren, als von den Kaiserlichen.

Eine andere Rechtsfrage, oder eigentlich Unrechtsfrage, wird jetzt dem Ministerium und dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt werden; die civilisirte Welt mag einfach ihr Urtheil abgeben. Der Fall ist folgender: Unter den Kapitulationsbedingungen für die Besatzung von Komorn bestimmt der zweite Punkt, daß den Honvedoffizieren der freie Aufenthalt in ihrer Heimath gestattet wird und für

alle hier Betheiligten findet keine weitere gerichtliche Verfolgung statt. — Entgegen dieser deutlichen Bestimmung werden die heimgekehrten Honveds, Offiziere und Mannschaft, vor das Gericht gefordert und ohne weitere Prozedur assentirt und dem Militär eingereiht. Der Oberkommandant erließ ein eigenes Circulair, worin allen Komorner Kapitulirten angedroht wird, falls sie sich nicht freiwillig stellten, als Deserteure behandelt zu werden.

Ungeachtet des Belagerungszustandes und des Willkürgouvernements hatten mehrere ehemalige Offiziere der ungarischen Armee den Muth, sich nach Wien durchzuschmuggeln und bei der östreichischen Regierung auf Erfüllung des gegebenen Wortes zu dringen. Welches Loos harrt dieser entschlossenen Männer dort und hier? Treu und Glauben ist aus der herrschenden Welt verschwunden.

Die Untreue der Regierenden führt auch zu manchen possirlichen Verlegenheiten. Die Bauern wollen nichts verkaufen, wenn man ihnen mit ungarischen Landesanweisungen zahlt. Auf diesen Papieren ist der ehemalige Kammerpräsident Graf Almassy unterzeichnet. Ihr Raisonnement geht dahin, daß Almassy's Papiere gewiß nichts werth seien, da doch sogar Kossuth's Papiere nichts werth sind. Die Landleute kaufen für alles östreichische Papiergeld, das sie lösen, sogleich Waaren, denn sie mißtrauen Allen und sind gewitzigt.

Ueber die neuen Beamten ist es schwer etwas zu sagen; sie genießen keine Achtung und kein Vertrauen und man betrachtet sie höchstens als östreichische Soldaten ohne Uniformen. Die auf dem Papier blank hergestellte Justizorganisation erzeugt einen Gährungsprozeß, dessen Abklärung erst erwartet wird. Hätte das Land nur einen Rechtsschutz gegen Oben, unten würde man sich begnügen bei dem jahrhundertalten Usus. Mit welchem Rechte werden die Kinder Kossuth's im Kastell zu Preßburg festgehalten? Man verweigert ihre Freilassung der 72jährigen Großmutter, und diese erhält nicht einmal einen Paß, um ihre Bitte andern Ortes vortragen zu können. Wo die Freiheit der Person nicht gesichert ist, ist auch das Besitzthum nicht gesichert, und alle Rechtsinstitutionen entbehren des Werthes.

Ungarn ist rechtlos, schutzlos!

Die Wahlbruderschaft der Serben.

Das Pobratimstvo, die Wahlverbrüderung war in der ältesten Zeit unter allen Slaven üblich und hat sich heute noch bei fast allen Völkern serbischer Zunge, bei den Serben im Donaufürstenthum, den Bosniern, den Bewohnern der Herzegovina und den Montenegrinern, theilweise auch in Dalmatien, z. B. bei

den Morlachen, erhalten. Ein eigenthümlicher Brauch, der uns bei keinem andern Volk der Welt bekannt geworden ist; nur die Scythen des Alterthums, wie sie uns Lucian Toxaris schildert, hatten etwas Aehnliches.

Das Pobratimstvo (von pobratiti, verbrüdern) ist ein Gelübde unverbrüchlicher Freundschaft zwischen zwei Personen, gleichviel welchen Geschlechts und Alters, gleichviel welcher Religion, ob Altgläubige, Katholiken oder Moslemin; solche Freundschaft wird höher und heiliger gehalten als alle Bande des Blutes; der Wahlbruder (pobratim) gilt mehr als der leibliche, denn dieser — sagt das Volk — ist nur durch das Blut verwandt, der Wahlbruder aber durch den Geist des dreieinigen Gottes. Gewöhnlich wird das Pobratimstvo in der Jugend, vom fünfzehnten bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahr geschlossen, in der Regel um das Fest St. Johanns des Täufers, des Wahlbruders Christi, wie die Serben ihn nennen.

Die sich so verbinden wollen, kommen des Abends kurz vor Sonnenuntergang an einem bebuschten Platz im Garten, in manchen Gegenden auch auf dem Kirchhofe beim Grabe ihrer Eltern zusammen, winden Kränze aus Eichenlaub, reichen einander die Hände und küssen sich knieend durch die Kränze, eine Verschwisterungsformel sprechend. Am andern Morgen gehen Beide, Arm in Arm, von Zeugen begleitet, zur Kirche und wiederholen vor dem Popen das Gelübde unverbrüchlicher Wahlverschwisterung. Dreimal frägt einer den Andern: „Primas-li Boga i svetoga Jovana?" (Erkennst du Gott und den heiligen Johannes?) Die Antwort lautet dreimal: „Primam!" (Ich erkenne.) Hierauf küssen sich Beide auf die Stirn mit den Worten: „Od danas da smo do veka bratja!" (Von heute sind wir für ewig Brüder). In einigen Kreisen des serbischen Fürstenthums, besonders in der Umgegend von Belgrad wird seit etwa einem halben Jahrhundert die kirchliche Ceremonie bisweilen ausgelassen, ohne daß dadurch die Wahlverbrüderung an Kraft und Giltigkeit etwas verloren. Die serbische Wahlverbrüderung wird nur einmal geschlossen und gilt für's ganze Leben *). Wahlgeschwister müssen einander beistehen in jeder Lage, in Noth und Tod.

„Beim Haupt meines Wahlbruders!" oder „meiner Wahlschwester!" (posestrina) ist ihnen ein gewichtigerer Schwur als beim Haupt des Vaters oder der Mutter. Eine Beleidigung der Wahlschwester muß deren Wahlbruder rein waschen mit dem Blut des Beleidigers. So zart und edel ist dies Verhältniß, daß seit dem Kuß vor dem Popen — oder wenn keine kirchliche Einsegnung stattfand, beim Kränzewinden — kein zweiter stattfinden darf unter Wahlgeschwistern, noch sonst eine ähnliche Vertraulichkeit. Die unbedeutendste Liebelei eines Pobratim mit seiner Wahlschwester wird für eine Todsünde gehalten, für strafwürdiger noch als selbst

*) Was Ranke in seiner sonst äußerst schätzbaren „Geschichte der serbischen Revolution" vom Pobratimstvo erzählt, ist ungenau.

Blutschande. Das Volkslied läßt einen Bulgaren, der seine Wahlschwester auf dem Kalimejdan zu Belgrad geküßt, durch einen Blitz vom hellen, wolkenlosen Himmel erschlagen werden.

Die bosnischen Muhamedaner haben das Pobratimstvo gerade so wie ihre christlichen Stammesgenossen. Ja die Muhamedaner dort verschmähen es trotz ihrer Intoleranz nicht, mit Christen ins Pobratimstvo zu treten. In einem solchen Fall sind die Ceremonien und die Spruchformel der Verbrüderung etwas anders. Ein Brötchen wird gebrochen, Christ und Muselmann ritzen sich mit dem Handzar in den rechten Arm, fangen das austräufelnde Blut mit der Brotkrume auf, und Jeder von Beiden ißt das mit dem Blut des Andern benetzte Stückchen Brot mit den Worten: „Da si mi po Bogu brat na obadva sveta!" (Seien wir Brüder in Gott für beide Welten.)

Wenn Jemand in Noth und Gefahr ist und den ersten besten Unbekannten seinen Bruder in Gott und St. Johann nennt, rettet ihn dieser gewiß, denn er ist unter solchen Umständen sogar verpflichtet, die Wahlverbrüderung anzunehmen. Oft sind schon zwei bittere Feinde mitten im Zweikampf durch den Anbot der Wahlverbrüderung Pobratimi geworden. In solchen Fällen pflegt der bloße Zuruf ohne irgend eine Ceremonie, oft sogar ohne Schwur bindend zu sein, grade als wäre das Pobratimstvo in bester Form geschlossen worden.

Einen interessanten Fall einer solchen Wahlverbrüderung zwischen Christ und Muselmann theile ich Ihnen hier mit. Derselbe hat sich erst vor drei Jahren zugetragen, und beide Helden dieser Geschichte leben noch und sind bekannt in der ganzen Herzegovina.

In der alten Stadt Mostar wohnt noch heute der Renegat Spaho Spaic, ein wilder gefährlicher Mensch, der in der ganzen Herzegovina gefürchtet war von Christen und Muselmännern; selbst die echten Vollblut-Osmanlis hatten seltsamen Respekt vor ihm und gingen ihm allenthalben aus dem Wege. Er stand bei ihnen in dem Geruch eines Besessenen, von Eblisa's Hauch Angewehten und war bekannt unter dem Beinamen Delistschek, der Tobsüchtige. Vor Spaho Spaic's Zorneswuth hielt sich nicht einmal der strenge Gebieter der Nahia von Mostar, Ali Pascha Stocewic (Stotschewitsch) für sicher; um vor ihm Ruhe zu haben, ernannte er ihn zu seinem Oberstallmeister in partibus infidelium und zahlte ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt. Spaho's Toben war zumeist gegen seine armen christlichen Stammesgenossen gerichtet. Die Christen überfiel und mißhandelte er, plünderte sie aus, zündete ihre Hütten an und führte ihre Weiber fort in seinen Harem nach Mostar. Wenn ihm auf der Heerstraße ein Christ zu Pferde begegnete, mußte dieser von Weitem schon absteigen, eine gute Strecke seitab weichen und seine Waffen, wenn er welche bei sich trug, mit dem Mantel bedecken, sonst wehe ihm! — schon mancher arme Teufel hatte bei solchen Begegnungen sein Leben unter Spaho's Hieben ausgehaucht oder war für die ganze Lebenszeit ein Krüppel geworden.

Die Chriſtenweiber in den Dörfern um Moſtar wiſſen noch heute kein beſſeres Drohwort für ihre ungeberdigen Kinder, als: „Seid ſtill, der Spaho Spaic kömmt!“ —

Spaho Spaic iſt ein mittelgroßer, unterſetzter ſehniger Mann, mit einem großen Kopf, der, von einem ſtruppigen Schnurrbart verunziert, etwas vorhängt, als wäre er zu ſchwer für den ſtierartigen Nacken und den dicken, von der Sonne rothgebrannten Hals. Die Bruſt trägt er immer entblößt, ſie iſt wie Eichenrinde rauh und bewachſen, auch ſeine ſtarken Arme mit den ſtahlharten Sehnen ſind immer bis zu den Schultern nackt. Seine Kleidung iſt reich und prächtig, aber nachläſſig, ſtellenweiſe zerriſſen oder angebrannt von der Pfeifengluth des nie verlöſchenden Czibbuk. Wenn Spaho Spaic ausreitet, hat er allemal den Gürtel voll Piſtolen und Meſſer ſtecken, am Sattelknopf hat er einen ſtachligen Streitkolben, Buzdovan, und eine mächtige Kürbisflaſche voll Pflanmenbranntwein, Rakie, hängen. Er reitet gewöhnlich einen alten Hengſt von arabiſcher Herkunft, den ihm Ali Paſcha geſchenkt, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen. Dies Thier iſt, wie ſeine übrigen Roſſe, abgerichtet, beim Entgegenkommen eines Reiters laut zu wiehern, ein Zeichen, daß man Spaho Spaic, dem Deliſiſchek, auszuweichen habe. Wehe dem Chriſten, wenn er nicht auswich; und wenn Freund Spaho gerade übel gelaunt iſt, dann wehe auch dem begegnenden Muſelmann! —

Gorance iſt ein Chriſtendorf, vier Stunden von Moſtar. In dieſem Dorfe lebt eine freie Gemeinde, deren Männer, Nachkömmlinge kühner Haiducken, in der ganzen Herzegovina den Ruf friedlicher und ehrlicher Nachbarn, tapferer Krieger und unbeugſamer Freiheitsfreunde genießen. Die Türken wiſſen dies und laſſen die Gemeinde Gorance ungeſchädigt, zumal dort die Blutrache in aller Kraft und Ausdehnung heilig gehalten wird. Und das Blut eines Erſchlagenen von Gorance fordert zur Sühne nicht nur das Blut des Mörders, ſondern außerdem noch das Blut von zehn ſeiner Verwandten. Da gerieth ein Bewohner von Gorance, Gergo geheißen, vor drei Jahren in Streit mit Spaho Spaic, weil er ſich weigerte auszuweichen und vom Pferde zu ſteigen, und Spaic ſchlug den Gergo, welcher unbewaffnet war, braun und blau. Gergo ſchämte ſich und ſagte Niemand ein Wort von der erlittenen Mißhandlung, im Herzen aber gelobte er Rache dem händelſüchtigen, grauſamen Renegaten. Von der Zeit an ging Gergo nie aus ohne Waffen. Einſt, als er in Feſtkleidern zu einem Freunde ritt, dort das Feſt des heiligen Nikolaus zu feiern, kam ihm wieder Spaic entgegen. Gergo erkannte ihn von Weitem an dem überlauten Wiehern ſeines Araberroſſes, diesmal aber war Gergo entſchloſſen, dem Renegaten nicht zu weichen, ja ihn wo möglich für die neuliche Mißhandlung zu bezahlen, hatte er doch ſeine nie fehlende Damaszenerflinte, das Erbſtück von ſeinem Großvater, dem gefürchteten Arambaſcha von Uzniza, am rothſeidenen Bande über der Schulter hängen. Als Spaho Spaic näher kam und mit Verwundern ſah, daß der Chriſt frech genug war, bei ſeiner

Begegnung beritten zu bleiben, rief er ihn an: „Steig' ab vom Klepper, Du chriſtlicher Eichenklotz! Haſt Du die Prügel von neulich ſchon vergeſſen?“ — Da Gergo noch nicht Miene machte, abzuſteigen, rief Spaho, dem der Jähzorn die Stirnadern ſchwellte, mit Donnerſtimme: „Ich ſag's zum letzten Mal: Herab vom Klepper, wenn Dir Dein Leben lieb, Du Chriſtenhund!“ Bei dieſen Worten löſte er den ſchweren ſtachligen Buzdovan vom Sattelknopf. — Gergo blieb ruhig ſitzen, berührte grüßend mit den Schwurfingern Mund und Stirn und ſprach gelaſſen: „Wolle das nicht, ehrſamer Aga. Ich bitte Dich, Herr! Reite ruhig Deines Weges und laß mich auf dem meinen; wenn ich reite, ſo iſt es mein Pferd, worauf ich ſitze.“ — Da gerieth Spaho Spaic außer ſich vor Wort, wie ein Raſender ſtürzte er herbei, den Buzdovan hoch über dem Haupt zum ſchmetternden Schlag geſchwungen. Gergo ſprang ſchnell wie der Blitz vom Pferd und huſch hinter eine am Wege ſtehende alte Eiche! Spaho lachte, daß Gergo ſich habe einſchüchtern laſſen und war dabei, das ledige Pferd deſſelben für eine gute Priſe zu erklären. Doch wer ſchildert ſein Erſtaunen und Erſchrecken, als er Gergo's Flinte auf ſich gerichtet ſah! Gergo war durch den mächtigen Eichenſtamm völlig gedeckt und hatte den übermüthigen Gegner ſicher auf dem Korn und rief: „Herunter vom Pferd, Aga!“ — Dieſer weigerte ſich feſt, wie vorhin Gergo. „Herunter vom Pferd, Aga, ſonſt erſchieße ich Dich!“ rief Gergo wieder, und das Knacken des Flintenſchloſſes zeigte, daß er ſeine Drohung wahr zu machen gedenke. Der Türke ſah keinen Ausweg; dem Gorancer war, weil ihn die Eiche deckte, nicht beizukommen, ja es war nicht einmal Zeit für Spaho, die Piſtolen zur Gegenwehr vom Halfter zu nehmen, denn jede verdächtige Miene konnte ihm das Leben koſten, Gergo zielte gut und war zum Losdrücken im Augenblick bereit. Spaho Spaic mußte abſteigen, er that es ſchäumend vor Wuth und die Zähne zuſammenbeißend, daß die Lippen blutig wurden. Kaum war Spaho abgeſeſſen, ſo befahl Gergo immer noch ſchußfertig: „Jetzt wieder hinauf, mein Aga!“ Spaho mußte folgen, wenn er nicht des Gorancers Kugel in den Rippen fühlen wollte. Nun kommandirte Gergo wieder: „Herunter vom Pferde!“, dann wieder „Hinauf auf's Pferd!“ dann wieder „Hinunter!“ und ſo fort neunmal hinter einander. Spaho Spaic war dies zu viel, er war vor langverhaltener Wuth einer Ohnmacht nahe und beſchwor den Gergo mit den Worten: „Daß wir Beide Brüder ſeien für beide Welten! Wenn Du einen Gott über Dir erkennſt, ſo laß mich gehen oder tödte mich auf der Stelle!“ —

Gergo behielt das Korn der Flinte unverrückt und erwiederte: „Ich erkenne einen Gott über mir und will Dich gehen laſſen, aber früher mußt Du mir ſchwören, daß Du die Chriſten nicht mehr plagen, ſondern ſie in Ruhe laſſen wirſt, daß Du von nun an Niemand mehr zwingſt, vor Dir herabzuſteigen von ſeinem Thier!“

Spaho verſprach Alles und Gergo ſagte ihm, immer noch ſchußfertig hinter

der Eiche, eine muhamedaniſche Schwurformel vor, in dem durch illyriſche Worte verdorbenſten türkiſchen Patois, wie es die Renegaten in Bosnien und der Herzegovina ſprechen und auch des Verkehrs mit den Städten wegen einige Chriſten:

„Wirſt Du halten Dein Verſprechen, ſo heilig Dir Dein Glaube?“ dina ti moga? —

„Dina mi!“ So heilig der Glaube mir. — „Jmana ti?“ So Dir die Barmherzigkeit? — „Jmana mi.“ So mir die Barmherzigkeit. — „Ramazana ti?“ So Dir der Ramazan i. e. Feſtmonat? — „Ramazana mi.“ So mir der Ramazan. — „Korana ti? So Dir der Koran? — „Korana mi.“ So mir der Koran. — „Cabe ti?“ So Dir die Kaba?*) — „Cabe mi.“ So mir die Kaba. —

Nach dieſem Schwur winkte Gergo dem gezähmten Tobſüchtigen fortzureiten, folgte ihm jedoch ſo lange mit Aug und Flintenrohr, bis er an der nächſten Straßenwindung in den Bäumen verſchwand. Jetzt erſt warf Gergo froher aufathmend die treue Flinte über den Rücken und ſchritt leichten Herzens durch den Wald nach des Freundes Gehöfte und feierte in doppelt guter Laune den Namenstag des heil. Nikolaus.

Als die erſte Siegesluſt und die Feſtlaune vorbei war, ſtiegen doch Beſorgniſſe für die Folgen jenes Waldabenteuers in Gergo's Hirn auf, denn der fürchterliche Deliſiſchek konnte es ihm ſicher nie vergeben, daß er ſich vor ſeinen Augen ſo ſchwach gezeigt; ſtand doch Spaho im Ruf eines Mannes, der vor keiner Gewaltthat zurückſchreckt und hatte großen Einfluß auf den Paſcha Ali Stocevic. Freilich hatte Spaho geſchworen, aber der Chriſt in Bosnien und der Herzegovina mißtraut dem Eidſchwur eines Muhamedaners, und gar eines Renegaten; Gergo traute ſich wochenlang nicht weit von ſeinem Dorf. Ein ganzes Jahr verging, ohne daß er die ſchlanken Minarets von Moſtar geſehen, wiewohl er dort Handelsgeſchäfte hatte. Endlich wurden die Geſchäfte in Moſtar ſo dringend, daß ſich Gergo entſchloß, dahin aufzubrechen, wenn es ſelbſt das Leben koſten ſollte.

Gergo zog ſeine beſten Kleider an, mußte aber leider ſeine treue Flinte zurücklaſſen, weil kein Chriſt in Waffen durch das Thor von Moſtar darf. Er befahl ſeine Seele Gott und ſein Andenken, falls er nicht zurückkommen ſollte, der Blutrache ſeiner Freunde.

Gergo ſchritt über den Marktplatz zu Moſtar, als ihm plötzlich Jemand von rückwärts auf die Achſel klopfte, mit den Worten grüßend: „Gott helfe Dir, Bruder!“ — Gergo ſah ſich um, und — wer malt ſein Entſetzen! — hinter

*) Der bekannte Tempel in Mekka.

ihm ſtand der Delifiſchek Spaho Spaic in vollem Waffenſchmuck. — Eine Weile ſtand Gergo ſtumm vor Schreck, dann ſtammelte er ſchüchtern: „Euch helfe Gott und ſchenke Glück Euch, ehrſamer Aga.“ — Da runzelte der Spaho die Stirn und brummte: „Was für ein Aga? kömmſt Du mir mit dem Aga? Hol der Teufel den Aga! Laß den Unſinn ſein und nenne mich Deinen Wahlbruder, denn der bin ich.“ — Auf dieſe Antwort war Gergo nicht gefaßt: er war wie aus den Wolken gefallen, noch nicht recht wiſſend, ob Spaho's Rede ernſt gemeint ſei, oder bitterer Spott, doch ermannte er ſich gleich und fragte gemäß der üblichen Etiquette nach dem Wohlſein des improviſirten Bruders. Dieſer dankte freundlichſt in wohlgeſetzten Worten, nahm den Gergo beim Arm und führte ihn in ſein Haus. Ein Feſtmahl ward bereitet, und viele Gäſte dazu geladen, lauter Männer von Gewicht, rechtgläubige Türken, reiche Kaufleute und Hofbeamte des Paſcha und Gergo ſaß am Ehrenplatze, und Spaho Spaic klopfte ihm bei jedem Gerichte, indem er ſich mit der linken Hand den ſtruppigen Bart ſtrich, mit der Rechten auf die Achſel und wiederholte jedesmal ſchmunzelnd: „Seht, dieſer iſt mein liebſter Gaſt, mein Wahlbruder, der Gergo!“ Drei Tage wurde hoch geſchmauſt in Spaho's Hauſe, dem Gergo zu Ehren, und brav Rakie getrunken. Am vierten Tage überreichte Spaho Ehrengeſchenke dem Gergo für ihn und ſein ganzes Haus. Spaho's Weib ſchickte für Gergo ein ſeidenes Hemd, buntwollene Strümpfe, ja auch ein Paar Hoſen! Als Gergo aufbrach, führte ihm Spaho ſelbſt das Pferd vor und hielt ihm den Steigbügel, dann begleitete er ihn mit der ganzen Tiſchgeſellſchaft zu Pferd eine halbe Stunde von Moſtar.

Zu Hauſe angelangt, erzählte Gergo die ganze Geſchichte ſeinem Weib und den verwunderten Nachbarn. Drei Tage darauf wählte er zwei der ſchönſten Ochſen aus ſeiner Heerde, behängte ſie mit rothem Tuch und ſteckte ihnen vergoldete Aepfel an die Hörner und ſandte ſie ſo nach Moſtar dem Spaho Spaic als ein brüderliches Gegengeſchenk.

Seit jener Zeit vertragen ſich Gergo und Spaho wie leibliche Brüder, und ſeit jener Zeit hat Spaho, treu ſeinem Bundesbruderſchwur, keinem Chriſten mehr auch nur ein Haar gekrümmt. Spaho iſt ein anderer Mann geworden und ſein alter Beiname Delifiſchek wird bald in Vergeſſenheit kommen.

* * *

Eine Bauernhochzeit in Galizien.

Vor dem Schlosse tönt Musik. Drei jüdische Musikanten spielen dem Brautzuge auf, welcher vor den Palast des Gutsherrn gezogen ist.

In keinem Lande Europas steht es so traurig mit der Musikkunst als in dem Gebiet des alten polnischen Reichs. In den größeren Städten findet man zwar sehr tüchtige Musikchöre, die übrigens meist aus Deutschen bestehen, und manches Fortepiano klingt auf die Straße hinab, daß es auch hier kunstfertige Hände und feinhörende Ohren gebe. Aber in den meisten der kleinen galizischen Städte, in denen keine Militärbesatzung liegt, ist nur ein einziges Instrument, der Leierkasten des Schenkwirthes, nach welchem die Bürgerschaft tanzt. Die Dörfer sind noch traurigere Wüsten. Ein Musikus findet sich allerdings in jedem, aber dieser ist fast immer eine groteske Karrikatur, ein Bauer oder Knecht, der von den gütigen Göttern mit einigem Kunsttriebe gesegnet ist, sich im Drang der Leidenschaft eine Geige auf dem Jahrmarkt gekauft hat und auf dieser einige Töne nach dem bestimmten dreischlägigen Tanztakt herauszubringen lernt. Er kann gewöhnlich nur einen einzigen Gang — von einem vollständigen Stück ist die Rede nicht — er geigt ihn aber ohne Unterbrechung wiederholt, so lange der Tanz dauern soll, und beim zweiten Tanze von Neuem. Dieser begabte Mensch thut sich gewöhnlich auch in anderer Weise hervor, betreibt die Kunst des Rasirens und Haarabschneidens und curirt Vieh, ja selbst Menschen. Der schönen Kunst verdankt er den Titel Musikant, auf welchen sich der Armselige gewöhnlich nicht wenig zu gute thut. Er hat aber auch das Glück, seine einzige eigene Composition von 8 Takten immer und immer wieder vorzutragen.

Dafür wird er zu jedem Feste, auch wo er nicht zu geigen hat, eingeladen, und sollte ein Bauer es irgend ein Mal aus Gründen vorziehen, den Musikanten eines anderen Dorfes in Dienst zu nehmen, so versäumt er gewiß nicht, den einheimischen zu entschädigen.

Den Juden ist die musikalische Verwahrlosung des Landes, in welchem sie leben, nicht entgangen und eine sehr richtige Speculation hat sie hier und dort veranlaßt, die Musik zu ihrem Erwerbsgeschäft zu machen. Gewöhnlich bilden drei Personen, von denen zwei mit Violinen, eine mit einem Violoncello versehen, eine Gesellschaft. Sie spielen nach Noten und haben ihre Instrumente schulgerecht erlernt, wenngleich wohl den wenigsten von ihnen die Unterstützung eines Lehrers zu Theil werden mochte.

Diese kleinen jüdischen Musikchöre, welche sich im Königreich seit etwa zwanzig Jahren, in Galizien seit etwa zehn bis zwölf Jahren gebildet haben und deren

man jetzt schon ziemlich viele findet, leisten bisweilen ganz Vortreffliches. Sonst stehen die Polen allen slavischen Stämmen, hinsichtlich des Gefühls für Musik, merkwürdigerweise weit nach. Die Böhmen sind bekanntlich geborene Musiker, und auch in kleinrussischen Dörfern wird man oft vor elenden Erdhütten durch die lieblichsten Flötentöne festgehalten. Ein alter Bauer oder ein Bursch spielt dort Etüden auf einer aus Holunder eigenhändig geschnitzten, bisweilen durch Schnitzereien reich und niedlich verzierten Flöte oder Pfeife, die außerordentlich zu nennen sind. Und vor den traurigen Schifffhütten der großrussischen Dörfer klingen die Töne der Guitarre, welche selbst die Arbeit des bäurischen Virtuosen zu sein pflegt. Diese russische Guitarre des Volkes enthält sieben Saiten, von denen die tiefste Baßsaite außerhalb des Griffbrettes liegt und sich nicht greifen, sondern nur durch einen Wirbel um einen halben Ton erhöhen läßt, sie dient eigentlich nur zur Accentuation und Verstärkung des Spiels, etwa wie die große Trommel beim Orchester.

Der Hochzeitzug war vor den Fenstern des Palastes angelangt und ordnete sich. Zur Seite stand ein ältlicher Bauer mit sehr ernster Miene, die Brust mit einer großen Bandschleife geschmückt, die Faust mit einem Stabe versehen, an dessen oberem Ende ein großer Strauß von Flittergold prangte. Er ist bei der Werbung und Verlobung, die beide ihre genau bestimmte Form haben, der Vormund des Bräutigams, beim Hochzeitfeste aber der Ceremonienmeister. Hinter dem Brautpaar standen sechs junge Burschen und hinter diesen sechs junge Mädchen paarweis als Brautführer, in entsetzlichem Aufputz. Die Burschen hatten sich die Köpfe mit hoch emporragenden Hahnfedern, Vogelflügeln, hohen Sträußen von künstlichen Goldblumen, noch höheren Bündeln auseinandergespreizter Drahtstücke, an deren Spitzen kleine Papierquasten befestigt waren und anderem ähnlichen Zierrath geschmückt, Rücken und Brusttheile ihrer braunen Kutten waren über und über mit Läppchen, Streifen von buntem Papier und mit Schleifen bedeckt.

Von entsprechendem Putze starrten auch die Mädchen, die Brautführerinnen. Ihre Köpfe waren geschmückt durch bunte Papierschleifen, Metallstückchen, durch Hölzchen mit Zahlpfennigen beklebt und andere Kostbarkeiten. Ich fühle mich gedrungen, die niedlichen jungfräulichen Gesichter darunter zu bejammern, sie sehen allesammt aus, wie wilde Indianer, wenn sie irgend einen teuflischen Tanz aufführen. Und in der That sind sie allesammt Wilde, in ihrem Gefühle, ihren Tugenden und Fehlern.

Der „Freiersmann" stellte sich gravitätisch in einiger Entfernung vom Palaste auf und bezeichnete so eine Stelle, die zwar mit hohem Grase bewachsen war, aber von den Begleitern des Brautpaars sogleich zum Tanzen benutzt wurde. Während des Tanzes traten Braut und Bräutigam in den Speisesaal, gingen ohne ein Wort zu sprechen, von Zimmer zu Zimmer und umarmten vom Gutsherrn an

Allen nach der Reihe die Kniee, selbst den Dienstboten und kleinsten Kindern, zuletzt dem Gutsherrn zum zweitenmale. Diese Sitte ist alt. Kein Brautpaar durfte früher zur Kirche gehen, ohne sich dem Gutsherrn gezeigt zu haben.

Der Hochzeitszug ordnete sich bei der Rückkehr des Brautpaares wieder und begab sich in das Dorf zurück, und zwar tanzend. Voran schritt der Freiersmann als Ceremonienmeister mit der Blumenkeule, dahinter die drei musikalischen Juden, die beiden Violinisten musicirten, der Baß repräsentirte schweigend, hinter ihnen aber tanzte Alles, Braut und Bräutigam, Bräutigamführer und Brautführerinnen einen Walzer bald links bald rechts herum durch Gras und Koth bis zur Hütte, in welcher die Hochzeit gefeiert wurde. Beim Zuge zum Edelmann, so wie zur Kirche darf nicht getanzt werden, dagegen nach glücklich überstandenen Pflichten muß nothwendig getanzt werden. Hält einer von den jungen Burschen oder Mädchen diesen oft sehr beschwerlichen Tanz nicht aus und muß er dem Zuge wandernd folgen, so hat der Ceremonienmeister dafür ein kleines Stück Geld als Strafe zu fordern.

Als ich in das Hochzeitshaus eintrat, fand ich alle Hochzeitgäste versammelt und einige schon liebenswürdig berauscht. Man hatte so eben die Hochzeitgeschenke gebracht und der Bräutigam war bemüht, dieselben auf einem großen Bettgestell zur allgemeinen Schau aufzuschichten. Sie bestanden aus kleinen Säcken voll Getreide, Graupen u. s. w.

Man hatte einige Male im Hochzeitshause herumgetanzt, als plötzlich der Freiersmann ein Zeichen gab und darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei, die Braut in eine junge Frau zu verwandeln. Alles sah sich nach der Braut um, allein sie war im Zimmer nicht zu entdecken. Alles gerieth unter großem Geschrei in erkünstelte Bewegung. Ein Haufen stürzte durch die eine Thür in den Kuhstall, ein anderer Haufen durch die andere Thür auf den Hof, in die Scheuer, auf den Hausboden. Alles suchte, wobei außerhalb der Hofbarriere das ganze Dorf lachend und jubelnd Zuschauer war. Unterdeß geberdete sich der Bräutigam sehr verzweifelt, brachte ein über das ganze Dorf hinhallendes Klagegeschrei zu Stande und war auf dem besten Wege von Sinnen zu kommen. Endlich wendeten sich die Hochzeitgäste an den jammernden Bräutigam mit der Versicherung, daß er mit dem Zauber eines Bräutigams durch den Beistand der Jungfrau Maria gewiß glücklicher sein werde, er solle nur suchen. Der Bräutigam suchte und brachte sehr bald die Braut, nicht geführt, sondern geschleift, denn sie mußte sich der gebieterischen Sitte zufolge gewaltig sträuben. Die Gäste halfen ihm, und die Braut wurde in die Stube getragen, gewaltsam auf die Bank niedergesetzt und ihr der lang herabhangende Zopf, den sie von Kindheit an getragen hatte, durch den Ceremonienmeister aufgelöst. Denn von diesem Augenblicke an durfte sie nie mehr einen Zopf tragen. Dieser ist ausschließlich der Schmuck der Mädchen, die Frauen dagegen tragen das Haar unter einem Kopftuche offen und lose. Die

wallenden Haare wurden der Braut über Nacken und Schultern breit herabgekämmt und ein schmales weißes Band um den Kopf gebunden; an dies Band aber wurden nun von allen Hochzeitgästen Feld- und Wiesenblumen, Gräser und Zweige befestigt. Dieser Schmuck schien die Stelle unserer deutschen Brautkränze zu vertreten, er sah aber verzweifelt unchristlich aus.

Ich selbst hatte ein kleines Geschenk, eine fünffache Korallenschnur mit einem Kreuzchen von schlechtem Golde, dem Lieblingsschmuck der Galizierinnen, mitgebracht. Ich hielt in meiner Unwissenheit den Augenblick für geeignet, ihr das Geschenk zu überreichen. Wohl durch mehr als zehn Fußfälle bewies sie mir ihre aufrichtige Hochachtung. Allein sie versicherte dabei, diesen Schmuck jetzt nicht anlegen zu dürfen. Auch von meiner alten Perlenkette und meinen vielen Ringen trage ich jetzt nichts, einzig und allein den messingenen Ring des Bräutigams; ich gehe jetzt vor Gottes Angesicht. Aber nach der Rückkehr von der Trauung werde ich sogleich das Geschenk um den Hals legen. Hierin lag Sinn genug.

Bevor man den Gang nach der Kirche machte, trank man sich auf eine recht barbarische Weise Branntwein zu. Niemand durfte den Bescheid verweigern, und mußte diesen nach sarmatischer Trinksitte so vollständig geben, daß in dem großen Bierglase, aus welchem der Branntwein genossen wurde, nie eine Neige zurückblieb. Geschah dies vielleicht einmal bei den Frauen, die auch hier einige Anlage zur Ziererei besitzen, so wurde die Neige weggeschüttet und dann erst das Glas wieder gefüllt. So ist die Trinkregel durch ganz Galizien. Die galizischen Bauern können noch weit heldenmäßiger Branntwein trinken, als die im Königreich. So ungeheure Humpen dieses feurigen Giftes sah ich niemals leeren, und mit welcher Schnelligkeit! Es schien mir zweifelhaft, ob nach solchem Zechen, an dem auch die niedliche Braut mit heroischer Entschlossenheit Theil nahm, irgend Jemand aufrecht zur Kirche gelangen werde, und als ich an die gewaltigen Bemühungen des Krakauer Mäßigkeitsvereines dachte, der seit dem Jahre 44 unter dem Schutze der gebenedeiten Jungfrau Maria den Branntweinteufel verfolgt, konnte ich die Befürchtung nicht unterdrücken, daß „der Schnapsteufel stärker sein müsse als die heilige Mutter Maria."

Endlich gegen 5 Uhr brach der Zug auf nach der Kirche im Nachbardorf. Zunächst begab man sich unter das Kruzifix auf dem früher erwähnten Schutthügel. Alles kniete nieder und der Ceremonienmeister hielt eine religiöse Rede, deren leidenschaftliche Beredtsamkeit mich in Erstaunen setzte. Bei den polnischen Bauern ist eine imponirende Eloquenz gar nicht selten, sie äußert sich gewöhnlich bei Hochzeit- und Leichenzügen. Oft entwickelt der elendeste, zottigste Kerl vor Kreuzen und Heiligenbildern, bei denen jeder Zug Halt macht, ein rhetorisches Talent, welches unsern ordinirten Kanzelrednern alle ihre Selbstgefälligkeit nehmen müßte, wenn das überhaupt möglich wäre.

Während der Trauungszug abwesend war, bereitete man auf dem Schloß den

lieben Bauern eine Ueberraschung. Man holte ein hübsches, elf Monate altes Mutterkalb und zwei Schafe herbei und führte sie, nachdem sie der Gutsherr noch einmal besichtigt und tüchtig befunden, in das Hochzeithaus, in welchem sich zur Stunde Niemand befand, als eine alte Frau, die das Hochzeitmahl rüstete. In dieselbe Stube, wo gerade die Tafel servirt wurde, führte man auch die drei Thiere und band sie an drei Pfähle fest, welche der Oekonom sehr ungenirt in den Fußboden des Zimmers einschlug.

Darauf erwartete der Oekonom den Trauzug. Endlich kam er zurück und Braut und Bräutigam starrten verwundert auf Kalb und Schafe. Da erklärte der Oekonom mit Würde, daß das Kalb das Hochzeitsgeschenk des gnädigen Herrn, die Schafe das Hochzeitsgeschenk der gnädigen Frau seien, und erklärte es für höchst anständig, wenn sich das Brautpaar unverzüglich bedanken gehe. Neuer Zug der ganzen Hochzeitgesellschaft nach dem Edelhofe, neues Beschenken des Brautpaares durch die Edelleute, unter andern mit zwei preußischen Doppelthalern. Darauf wieder in's Hochzeithaus zurück; nach einer Weile folgt der Grundherr, seine Familie und wir Gäste.

Ja, so weit ist es gekommen, der Edelmann ist ein Schmeichler des Bauern geworden; zwar versucht er diese Erniedrigung vor dem Auge des Bauern so völlig als möglich in das Gewand seines freien Willens und einer zärtlichen Zuneigung zu hüllen, aber er ist doch nicht im Stande vor einem prüfenden Auge den Zwang zu verbergen, den er sich anthun muß. Dieses Verhalten der Edelleute ist Folge einer förmlichen Verabredung des Adels in Betreff der künftigen Behandlung der Bauern.

An dem Hochzeitmahl nahm der ganze Adel aus dem „Palaste" Theil. Da er aber nicht Lust hatte, nach Sitte der Bauern unmittelbar aus der großen hölzernen Schüssel oder Gelte die Speisen zum Mund zu führen, so mußte der Tisch neu gedeckt und Teller, Messer und Gabeln aus dem Palaste herbeigebracht werden. Jeder der Hochzeitgäste erhielt diese ungewöhnlichen Instrumente, und es war sehr lächerlich, diese guten Leute, die an den Gebrauch derartiger Geräthe nicht recht gewöhnt sind, mit denselben umgehen zu sehen.

Meine beiden Edelherren waren sehr heiter an der bäurischen-Hochzeittafel, aber diese Herablassung kostete ihnen eine ungeheuere Ueberwindung. Man sah es ihnen nur zu sehr an, daß sie der Noth und einem Grundsatz gehorchten; die beiden Damen waren viel weniger durch ihre Herablassung genirt: Ihre Unterhaltung mit den Bauern war unbefangen und natürlich, oft sehr liebenswürdig und doch nie ohne Selbstgefühl . . Ihre Männer dagegen mußten zu dem traurigen Mittel greifen, Scherze und Witze zu forciren, während der Mißmuth in einem Winkel ihrer Augen lauerte. Allerdings war es nicht unmöglich, daß einer von den Mördern ihrer Verwandten und Freunde mit unter ihren Tischnachbarn war und über ihre Witze lachte. Für den stillen Beobachter der menschlichen Natur

wird dieses Mahl in der Bauernhütte ein interessantes, aber unheimliches Schauspiel geben.

Es dauerte ziemlich lange, denn der Magen der Bauern schien bodenlos. Endlich ward es aufgehoben, die jüdischen Musikanten nahmen auf einem Brettergestell ihre Position und der Gutsherr eröffnete den Tanz mit der Braut. Auch am Tanz nahmen die beiden Damen viel ungenirter Theil, als die Männer, die sich später nach der Thür zurückzogen und, ihre Pfeifen rauchend, die Zuschauer abgaben.

Es war gegen elf Uhr des Nachts, als der Ceremonienmeister die Braut an der Hand faßte und aus der Stube führte. Nach einer Weile erschien er vermummt in einem umgewendeten Pelz wieder in der Thür und meldete sich mit lauter Stimme als Viehhändler an. Sogleich begab sich Alles auf die Bänke an den Wänden und machte das Zimmer frei. Nachdem der Viehhändler verkündet, daß er ein wunderschönes, freilich ein wenig lahmes Schäfchen zu verkaufen habe, führte er die Braut, welche jetzt mit Energie hinkte, in den Kreis. Sie hatte sich ihres blumigen Kopfputzes entledigt, nur das weiße Band umzog ihr Haar noch. Der Freiwerber bot dem nächsten Gaste zuerst sein Schäfchen an. Dieser kaufte es, indem er in die Schüssel, welche die Mutter der Braut hinter dem Handelsmanne hertrug, ein Geldstück legte. Jetzt wollte der Käufer mit seinem Schäfchen einen Tanz im Kreise halten, allein das arme Lamm hinkte zu sehr, und der Besitzer mußte es weiter zu verkaufen suchen. So ging der Handel von Mann zu Mann, wobei sich die Schüssel der Hochzeitmutter mit kleinen Münzen füllte. Doch das Schaf war bei Einem wie dem Andern lahm und unbrauchbar, bis es endlich am Schluß in den Besitz des Bräutigams überging und sich nun durch die feurigsten Tänze als ein fehlerfreies Geschöpf erwies.

Auch diese dramatische Scene geht durch das ganze Sarmatenland bis auf einige sehr geringe Abweichungen. In Kleinpolen sah ich die Braut als Kuh, bei Warschau als Zicklein und zu Bedecz in Großpolen, plump genug, als Zugochsen.

Auf diese kleine Komödie folgte die Hauptscene der slavischen Hochzeitfeste, welche in Warschau dem beliebtesten Ballet, Wesele w Oycowie, die Hochzeit im Vaterlande, das Motiv gegeben hat. Im Sommer 1848 war es bereits 260 Male aufgeführt. Auch in Krakau und Lemberg ist Wesele w Oycowie unzählige Male gegeben worden und steht noch jetzt auf dem Repertoir. Die so berühmte Scene gestaltete sich in folgender Weise: Sämmtliche Brautführerinnen umgaben plötzlich die junge Frau, welche unter Schluchzen und Geschrei sich sehr sträubte, aber erbarmungslos der letzten Abzeichen ihrer Mädchenschaft, des Stirnbandes, der Krause, der Schleifen am Busen und der vielen Fingerringe bis auf einen beraubt wurde. Darauf setzten die Mädchen die junge Frau kahl und schmucklos mitten im Kreise auf einen Sessel nieder und wendeten sich plötzlich unter schallendem Gelächter, — bei anderen Hochzeiten sah ich sie Geberden des Abscheus

und der Verachtung machen, — von ihr ab. Weinend blieb die aus dem Kreise der Mädchen Verstoßene lange auf ihrem Sessel sitzen, und die drei jüdischen Virtuosen begleiteten diese Trauerscene mit so wehmüthigen und melodiösen Weisen, daß in der That ein ästhetischer Eindruck hervorgebracht wurde. Plötzlich wurde die Musik fröhlich; in diesem Augenblicke wurde die Braut von sämmtlichen verheiratheten Frauen, deren jede eine weiße Haube unter ihrer Schürze hervorzog und zum Geschenk anbot, umringt. Die Braut kam so in einem Augenblick zu dem beneidenswerthen Besitz von vielleicht 20 Hauben. Die schönste davon, welche die Edelfrau des Gutes durch die Mutter des Bräutigams übergeben ließ, wurde der jungen Frau aufgesetzt, und diese unter einem unendlichen Jubelgeschrei der Frauen wohl zehn Mal zur Schau im Kreise herumgeführt, wobei einige Personen ein Lied absangen, das auf die Scene Bezug hatte. Jetzt wurde die junge Frau ihrem Manne überliefert, und die ganze Bauerngesellschaft begab sich zu einem, wahrscheinlich mehrtägigen, Tanze in das herrschaftliche Schenkhaus.

Oft hat man bei einer solchen Hochzeitfeier Gelegenheit, die große Rohheit des galizischen Bauern anzustaunen, aber eben so oft erfreut der zarte Sinn und die gemüthliche Poesie, welche so manchen Act der Feier schmückt und adelt. Man ist kaum im Stande beides mit einander zu vereinigen und kann leicht zu der Ansicht kommen, die alten Sarmaten, von welchen sich solche Gebräuche unverändert bis auf die Gegenwart vererbt haben, müssen ein edleres und feiner fühlendes Geschlecht gewesen sein als ihre jetzigen Nachkommen. Besonders zahlreich und schön ist bei allen Festlichkeiten die Menge alter allegorischer Scenen, kein Gleiches wird in Deutschland mehr gefunden. Man hält auf diese Scenen, wie die katholische Kirche auf ihre Ceremonien und würde es für eine Sünde halten, sie zu verfälschen oder zu übergehen.

Der Gutsherr hatte sich mit der Hochzeitgesellschaft in das Schenkhaus begeben und befahl seinem Wirth ein Fäßchen Branntwein und eine Tonne Bier unentgeltlich sowohl an die Hochzeitsleute wie an die Zuschauer aus dem Orte zu verschenken. Darüber entstand ein maßloser Jubel und Alles drängte sich heran, um dem gütigen Gutsherrn zu Füßen zu fallen und seine Kniee zu umarmen. — Ihr Correspondent aber ging zu Bett, etwas betrübt, sehr verwundert und gleichsam mit innerlichem moralischem Achselzucken. —

Sie sehen aus diesen Schilderungen ungefähr, in welcher Weise sich in Galizien die Verhältnisse zwischen Bauer und Edelmann geändert haben. Manche Ansprüche hat der Grundherr aufgegeben, vorzüglich die, welche ihm im Wesentlichen nicht nützlich waren. Dagegen macht er sich den Bauer für die wichtigeren Dienste zurecht, indem er ihm diese durch eine Art Honiganstrich versüßt. Der Bauer aber, zu roh, um den Werth der Servituten und Gegenleistungen vergleichen zu können, wird trotz des Robotentschädigungsdecrets mehr und mehr in das

alte Gleis seiner Pflichten zurückgezogen. Uebrigens möchte ich nicht behaupten, daß das Fortbestehen dieses patriarchalischen Verhältnisses von Dauer und daß der gegenwärtige Zustand mehr sei als ein Hautüberzug über einer ungeheilten Wunde. Haben doch einzelne Edelleute selbst nach dem fürchterlichen Bauernaufstand ihr auffahrendes Wesen nicht ablegen können und in derselben Nacht, wo in unserem Dorf der Bauer in der Schenke den Branntwein des gastlichen Edelmanns trank, brannte an der kleinen Wisloka ein Edelsitz nieder, den die Bauern angesteckt hatten. —

Ein Urtheil über Görgey.

Aus Pesth.

Gestatten Sie jetzt, wo Alles über den ungarischen Krieg und Görgey schreibt, einem Fremden, der das unglücklichste Kind des ungarischen Gottes seit seiner Jugend gekannt hat, eine Bemerkung über ihn.

Ueber das Verfahren Görgey's kann kaum mehr ein Zweifel übrig bleiben; sein „Verrath" beginnt nicht bei Vilagos, noch da, wo er zuerst mit den Russen zu unterhandeln anfing, sondern bei Komorn, wo er gegen den Plan, den er selbst ausarbeiten half und billigte, seine Stellung nicht aufgab und dadurch die erste Verwirrung in der Regierung hervorrief. Aber dieser „Verrath" hatte seinen Ursprung nicht in dem bösen Willen, das Zutrauen einer Nation zu selbstsüchtigen Zwecken zu mißbrauchen, sondern in der Selbstüberschätzung eines vom Glück verzogenen Soldaten, und in dem Mangel an politischer Einsicht. Görgey wollte die Regierung, welche die verhaßten Polen bevorzugte, durch Soldatenintrignen discreditiren zu einer Zeit, wo diese allmächtig sein oder gestürzt werden mußte. Die Polen zu dulden, hatte er nicht genug patriotische Selbstverleugnung. die Regierung zu stürzen, fehlte es ihm an Genie.

Hier zeigt uns die Geschichte wieder, daß, wenn Despotien Jahrhunderte lang unter Soldaten- und Maitressenherrschaft bestehen können, ein freier Staat ununterbrochen von Charakteren getragen werden muß. Epaminondas vernichtet die Spartaner bei Leuctra und erhebt seine bedeutungslose Vaterstadt zur Hegemonie von Griechenland: die Thebaner tragen auf Todesstrafe gegen ihn an, weil er die Zeit seiner Vollmacht übertreten hat; — Görgey verhöhnt die Regierung von 10 Millionen Menschen, indem er ihren Gesandten verspricht, zu kommen und dennoch bleibt, und nach einigen Tagen kündigt diese Regierung dem Volke in einem riesenhaften Maueranschlag den Sieg Görgey's bei Szöny an und erschöpft sich in Lobeserhebung über die Tapferkeit des meuterischen Soldaten. — Wohl ist dies

eine Krankheit unseres Jahrhunderts. Wir sind von so schwachem Selbstgefühl, wie die Sclaven eines Serails, und schreien doch „Republik“ wie Hellenen oder Römer.

Görgey's Charakterlosigkeit und Kossuth's Schwäche haben der ungarischen Sache mehr geschadet, als die 200,000 Russen, welche die Fluren des Vaterlandes überschwemmten. Wäre einer von beiden ein republikanischer Charakter gewesen, so wäre Ungarn entweder durch einen Napoleon zum Tempel des Ruhmes, oder durch Washington zur ewigen Freiheit geführt worden. Es nützt aber nichts, zu sagen, was hätte geschehen können. Uebrigens läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß Görgey nicht im Sinne hatte, einen Streich zu Gunsten des Kaiserstaats zu führen. Dafür spricht der Haß, welchen er bei jeder Gelegenheit gegen die Oestreicher an den Tag legte, ich weise hier auf die dem deutschen Publikum wohlbekannte Aufforderung hin, die er dem Ofener Kommandanten Henzi zuschickte, und die auf den Charakter des Eroberers von Ofen eben kein glänzendes Licht wirft; ferner auf mehrere Zuschriften, die er an Windischgrätz und andere östreichische Feldherren sendete, in welchen er sich mit wahrer und gerechter Entrüstung über das Verfahren derselben, die gefangenen ungarischen Offiziere kriegsrechtlich tödten zu lassen, ausspricht und in stolzem Tone die Drohung hinzufügt, für jedes derartige Opfer aus der großen Zahl seiner gefangenen östreichischen Offiziere drei durch's Loos ziehen und hinrichten zu lassen; endlich und besonders aber auf den Umstand, daß er sein Schwert nicht, wie es zur Sühne der damit geschlagenen Wunden hätte geschehen sollen, in die Hand eines östreichischen, sondern eines russischen Generals niederlegte und in seinem Rundschreiben an die Festungskommandanten diesen auftrug, ihre Festungen an die Russen auszuliefern.*) —

Die Oestreicher haben diesen Unterschied wohl empfunden, und die Spannung, ja Feindseligkeit, welche zu Ende des Feldzuges zwischen den nordischen Freunden und den siegreichen Oestreichern an die Stelle der frühern entente cordiale getreten war, ist größtentheils diesem Umstande zuzuschreiben. —

Was den Zeitpunkt betrifft, in welchem Görgey an die Ausführung seines Verraths geschritten sein mag, so kann dieser unstreitig nur zwischen den Schlachten bei Waitzen und Debreczin, also in die Zeit des Manövers zwischen der Sajo und dem Hernad gesetzt werden. Wer den Bericht über dieses Blindekuhspiel gelesen hat, wird leicht einsehen, daß hier die Operationen der Truppen den Unterhandlungen der Feldherren nur Nachdruck geben sollten, in Folge theilweiser oder gänzlicher Uebereinkunft mußte noch ein bedeutendes Corps — wie das Nagy'-

*) Ein Augenzeuge erzählte mir, daß bei der Uebergabe von Arad, die am 18. August am linken Ufer der Maros, auf einer großen Ebene, in einem von russischen Truppen gebildeten Carré mit großer Feierlichkeit stattfand, einige östreich sche Offiziere, die hier müssige Zuschauer abgaben, sich in das Carré einzudrängen versuchten, aber von den russischen Offizieren ziemlich derb zurückgewiesen wurden.

sche — von den Russen geschlagen und die Vereinigung Görgey's mit Dembinski unmöglich gemacht werden, um dem ungarischen Volke die Nothwendigkeit einer Transaction begreiflich zu machen. Daher seine Unthätigkeit bei Debreczin, daher sein Anlangen in Arad, nachdem das Nagy'sche Corps bei Vinga zurückgeschlagen worden war.

Es bleibt uns nur eine Frage zu lösen, welche Bedingnisse konnten die Russen dem Rebellengeneral gestellt haben, die ihn zu solch bedenklicher That verleiten konnten? Daß sich Görgey — wie später in Haynau's Plakaten ausgesprochen wurde — unbedingt ergeben habe, ist bei dem unbeugsamen Stolze dieses Mannes und den bedeutenden Kräften, die ihm, besonders nach Kossuth's Abdankung, noch zu Gebote standen, durchaus nicht denkbar; daß es ferner nicht persönliche Vortheile sein konnten, die ihm das Wohl, ja die Existenz seiner Nation abkaufen sollten, bezeugt seine während des ganzen Krieges an den Tag gelegte Uneigennützigkeit und sein Schicksal nach der gänzlichen Unterjochung Ungarns. Was konnten die Höfe von Wien und Petersburg dem Regenten einer großen und reichen Nation anbieten? Gold? Das muß man genießen können, um es zu begehren: in Klagenfurt muß eine Million zur drückenden Last werden. Würde? Görgey lebt als Gefangener, von den Machthabern vergessen, von den Völkern verflucht in einem Winkel der östreichischen Monarchie. — Die Bedingungen können sich also nur auf Ungarn selbst bezogen haben und hier liegt das finstere Geheimniß, das nur die Zeit zu lichten vermag, und das dem lebendigtodten Manne in Klagenfurt wie ein Alp auf das zerfleischte Herz drücken muß. — Nur so können wir uns den auffallenden Unterschied erklären, der zwischen dem feindlichen Betragen der Russen am Anfang des Feldzuges und ihrer Leutseligkeit während und nach der Entwaffnung bei Vilagos so deutlich hervortritt. — Glaubenswürdige Augenzeugen haben mir von den Erpressungen und Gewaltthätigkeiten erzählt, und der Reisende kann sie noch heute in den Obercomitaten aus dem Munde des Volkes hören, welche sich die Russen, als sie noch an der Grenze von Galizien in Mähren standen, gegen das ungarische Volk erlaubten und ich selbst habe mich wieder von dem humanen, ja herzlichen Benehmen überzeugt, welches die nordischen Krieger im August angenommen. Paskiewitsch hat hier einen meisterhaften Streich geführt. Einerseits wurden dem Görgey in einem unsicheren Hohlspiegel — der den unpolitischen Soldaten blenden mußte — glänzende Aussichten für Ungarn und die Armee gezeigt, während andererseits dadurch, daß Rußland hier die Rolle des Pacificators übernahm und die Rolle des Richters und Henkers an Oestreich überließ, mächtige Sympathien für den Czaren im ungarischen Volke geweckt wurden, die bei möglichen Eventualitäten als eine furchtbare Waffe im Fleisch Oestreichs gebraucht werden können. Das Leben Görgey's, welches von den loyalen Blättern in Wien und nach ihren Principien mit vollem Rechte gefordert wurde, scheint von den Russen ausdrücklich bedungen zu sein und

einen Anschlag auf sein Leben hat der Unglücksmann, so lange Oestreich die Schleppe von Rußland trägt, nicht zu fürchten.

Endlich ist die Aufforderung Görgey's an seine Generäle, seinem Beispiele zu folgen, und die Bereitwilligkeit, welche die unversöhnlichsten Feinde Oestreichs — ein Damjanich und Vecsey — dabei an den Tag legten, selbst ein wichtiger Beleg, wie fürchterlich Görgey getäuscht worden ist; ich weise hier auf das Schreiben des Adjutanten Damjanich's an den Russen Burtuline hin, wo der erstere behauptet, die Festung Arad sei nur auf die ausdrückliche Versicherung des russischen Generals von der Sympathie des Czaren für die ungarische Nation und der Sicherstellung der Freiheit und des Eigenthums der Offiziere übergeben worden.

Görgey hat also keinesfalls sein Vaterland verkauft; er hat es verschenkt oder vielmehr er hat es verspielt. Er hat auf ein Versprechen hin alle Schleußen seines Vertrauens gezogen und wurde getäuscht. V.

Anfragen eines Laien in Betreff der modernen Musik.

Die Gewandhaus-Concerte haben sich in der laufenden Saison wesentlich von ihren alten Gewohnheiten entfernt. Wir haben von Mozart fast Nichts, von Haydn sehr wenig, von Beethoven unverhältnißmäßig weniger als sonst gehabt. Mendelssohn war vorherrschend, außerdem ward jüngeren Componisten mehrfach Gelegenheit geboten, ihre eigenen Werke dem Publikum in der glänzenden Ausführung vorzustellen, durch welche das Gewandhaus-Orchester seit alten Zeiten berühmt ist. Eine Gelegenheit, die mit um so größerem Dank anzuerkennen ist, da Leipzig vielleicht der einzige Ort in Deutschland sein dürfte, wo sie sich in diesem Maße findet. Ich enthalte mich alles Urtheils über die einzelnen Leistungen, kann mich aber nicht erwehren, einige Bemerkungen über die neue Richtung der Musik anzuknüpfen, die sich mehr oder weniger jedem Freunde der schönen Kunst aufgedrängt haben müssen.

Die Instrumentalmusik in ihrer völligen Unabhängigkeit vom Gesang ist eine wesentlich deutsche Neigung. Den Symphonien von Haydn, Mozart, Beethoven, später Mendelssohn, Schubert, Schumann wird nicht leicht ein anderes Volk eine ähnliche Reihe entgegenstellen können. Selbst die Franzosen, die viel Sinn dafür haben, dürften kaum ihre Hektor Berlioz und Felicien David in die Wagschale legen wollen. Der Grund liegt wohl zunächst in der natürlichen Anlage; die Italiener haben im Allgemeinen mehr schöne Stimmen, als wir, und es fehlt

ihnen der Fleiß und die aufopfernde Thätigkeit, ohne welche es die Instrumentalmusik nie zu einer gewissen Vollkommenheit bringen wird. In ihren Opern geben sie ihren Sängerinnen ein paar hübsche Melodien mit den nöthigen Läufen und Coloraturen, und begleiten sie mit einigen leichten, trivialen Akkorden. Unsere Musiker, die den Contrapunkt mit der Muttermilch einsaugen, können ihre Verachtung gegen eine so liederliche Wirthschaft nicht stark genug ausdrücken; sie sind aber nur zu geneigt, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen: sie setzen die menschliche Stimme zu einem Instrument herab, das sie gleich den andern behandeln; nicht allein im Chor, sondern auch im Liede, das mehr und mehr seinen natürlichen Charakter verliert und in das Gebiet der Arie hinüberstreift; und sie verlieren sich auf eine Weise in das Labyrinth ihrer harmonischen Irrfahrten, daß sehr bald die Componisten kein anderes Publikum haben werden, als ihres Gleichen.

Zu dieser aristokratischen Abschließung fühlt der Musiker mehr Versuchung, als irgend ein anderer Künstler. Ich will nur die Malerei anführen. Um ein Gemälde *vollständig* zu würdigen, muß man die Technik verstehen. Um die Richtigkeit der Beleuchtung, die gleichsam körperliche Nachbildung des Fleisches, die Grazie der Linien auch nur zu empfinden, muß man ernste Studien gemacht haben. Aber keinem Maler fällt es ein, bei einem Bilde, das einen wirklichen Kunstwerth haben soll, das Urtheil des Publikums zu umgehen. Ein gebildeter Mann, der seine fünf Sinne hat, der in der Welt lebt und gewöhnt ist, Menschen in der Bewegung zu sehen, den Charakter in seinem sinnlichen Ausdruck zu beobachten, dessen Phantasie endlich nicht todt ist für das Schöne — es wäre doch schlimm, wenn ein derartiger Laie nicht augenblicklich von jedem wahrhaften Meisterwerk ergriffen werden sollte, wenn er die technischen Finessen auch erst bei späterer Beobachtung näher würdigt. Bei der modernen Musik ist es anders. Ein wahrhaft tiefes Werk nach der Mode muß so beschaffen sein, daß man zum ersten Mal gar nichts hört, weder Melodie, noch Rhythmus, noch harmonischen Zusammenhang, noch irgend eine Dialektik der Empfindungen. Es ist Alles darin, aber Alles versteckt. Wenn aber das natürliche Gefühl sich in dem Urtheil Luft macht: aber das ist ja scheußlich! so wird es von dem musikalischen Verstand hart zurechtgewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß zu einem Urtheil nicht das Empfinden, sondern nur das Wissen berechtigt.

Es wird dem Wissenden nur schwer werden, die einfache Frage zu beantworten, wozu denn eigentlich die Kunst da ist. Doch wohl nicht, wie die Freimaurerlieder, nur für die Eingeweihten? Bei diesen Liedern wird der natürliche Verstand, dem sie abgeschmackt vorkommen, gleichfalls auf die geheime Bedeutung aufmerksam gemacht, die dahinter stecke. Aber die Kunst ist kein Mysterium in dem Sinn unserer Romantiker. Wenn sie sich nicht verständlich zu machen weiß, so thäte sie besser, überhaupt zu schweigen.

Jenes Raffinement ist auch eigentlich nichts, als ein Ausdruck der Schwäche.

Die jungen Künstler sind abhängig von den großen Tongebilden der alten Meister, sie wollen aber diese Abhängigkeit nicht; sie arbeiten also mit dem bestimmten Hinblick auf ihre Vorbilder, und der Absicht, dieselben zu vermeiden. Bei jeder Melodie, die sie erfinden, schwebt ihnen eine ältere vor, von der sie sich unterscheiden müssen; um also originell zu sein, werden sie barock. Ebenso ist es mit den harmonischen Uebergängen. Am ärgsten aber im Rhythmus. Wo die wirklich musikalische Erfindung, die Melodie fehlt, soll sie durch die Seltsamkeit des Taktes ersetzt werden. So wird der Schritt der Musik dadurch versteckt, daß man einen Takt in den andern wirrt, und einen dem Charakter des Takts widersprechenden Accord dominiren läßt. Und nicht viel anders verhält es sich mit der Architectur eines ganzen Satzes. Die natürliche Farbengebung wird durch Mosaikarbeit verkünstelt.

Mir scheint, als ob in der einseitigen Ausbildung der Instrumentalmusik der hauptsächliche Grund liegt, warum dieser musikalische Mysticismus immer mehr um sich greift. Das Lied ohne Worte scheint mir weder der ursprüngliche noch auch der eigentliche Zweck der Kunst zu sein. Wenn ein Maler sich damit abgeben wollte, einen bloßen Lichteffect mit schönen Farben und graciösen Linien zu geben, so würden wir das wohl als Studie gelten lassen, aber es würde uns nicht befriedigen. Ich weiß wohl, daß ein Bild, einer andern Kunst entlehnt, kein Beweis ist; es soll auch nur an das natürliche Gefühl appelliren. Die Melodie muß sich an eine Stimmung anlehnen, die Stimmung an Empfindungen, Leidenschaften, kurz an geistige Bewegungen. Es ist freilich ein thörichtes Streben, und ich habe oft genug selber dagegen polemisirt, eine Symphonie in Worte zu übersetzen, und sie damit gleichsam erschöpfen zu wollen. Aber natürlich ist es. Seele gewinnt der Ton nur durch die hineingelegte Empfindung, und die Empfindung muß einen positiven Halt haben, sonst ist sie leer.

Die einseitige Ausbildung der Instrumentalmusik hat noch einen andern Nachtheil. Virtuosen auf der Geige, dem Flügel, sind etwas ganz Gewöhnliches; wer darin nicht etwas Riesenmäßiges leistet, kommt gar nicht mehr auf. Cello, Flöte, Clarinette, Horn, Trompete, wollen nicht nachstehn; ich habe auch das Vergnügen gehabt, einen Baßvirtuosen zu hören. Dagegen werden gute Sänger und Sängerinnen immer seltener. Wo einmal eine gute Stimme ist, fehlt die solide Schule; zuweilen ist die Schule von der Art, die Stimme zu der abstracten Technik eines Instruments herabzusetzen. Ich muß demüthig gestehn, daß es mir von der berühmten Schule des Garcia so vorkommt. Virtuosität der Stimme ohne Seele, Empfindung, Leidenschaft, Geist, ist aber eine deprimirende Erscheinung. Es ist tönendes Erz und klingende Schelle.

Woher kommt es, daß in Deutschland selbst die deutsche Musik gegen die Italienische nicht aufkommt? — Gewöhnlich macht man sich's leicht mit der Antwort: das Publikum ist dumm. Ich behaupte aber, daß auch bei jedem falschen

Urtheil des Volks der Grund des Urtheils ein richtiger ist. Mir ist nichts davon bekannt, daß z. B. Weber in Deutschland unpopulär wäre. Von seinen Ouverturen — Freischütz, Oberon, Euryanthe — wird jeder Klotz hingerissen. Aber bringt in das Theater die künstlichen Irrfahrten einer Kammermusik, und das Publikum wird mit Recht gähnen. Wir Deutschen sind wahrhaftig nicht ärmer an Melodien als die Italiener. Jedes Volkslied und jeder Walzer kann uns eines bessern belehren, einer ist ja immer hübscher als der andere. Was haben Beethoven, Weber, Marschner, Schubert für königliche Melodien! Aber wir verschwenden unsere Kraft im Liede und in der Kammermusik. Darüber wird das Lied zur Arie und die Oper zum Liederquodlibet.

Ich habe mehrfach bei Componisten gefragt, warum in Deutschland die Oper so liegen bleibt. Theils gab man die Schwierigkeit einer Aufführung an, theils den Mangel eines brauchbaren Buches.

Was das erste betrifft, so kann ich nicht finden, daß irgend eine neue Symphonie einen Erfolg gehabt hat, wie z. B. Flotow's Martha, die doch eine ziemlich leichte Waare ist. Freilich, die Opern von Richard Wagner und Andern sind spurlos vorübergegangen. Aber das Publikum hat auch recht, darüber ungehalten zu sein, wenn man seinen Ohren Gewalt anthut, so viel Finessen man auch dem Wissenden zu bieten hat.

Das Libretto ist in der That ein Uebelstand. Aber jetzt mehr als früher? Und sind die Herren Musiker ganz ohne Schuld dabei? Ich fragte einmal einen — übrigens ganz gebildeten Componisten, was er sich denn eigentlich für einen Text wünsche. Es müssen Russen darin vorkommen, antwortete er mir ganz im Ernst, das ist neu und imponirt.

Wenn ich die beliebtesten Opern übersehe, so muß ich gestehen, daß der eine Text immer unsinniger ist als der andere. Die Zauberflöte enthält den reinen Blödsinn, noch dazu in einer Sprache, wie sie kaum ein Eckensteher redet. Templer und Jüdin eine ganz unverständliche Handlung. Freischütz, Oberon, Euryanthe ꝛc. Und doch besteht die Musik dabei. Damit will ich keineswegs sagen, daß zu der künstlerischen Vollendung der Oper der Text etwas Gleichgiltiges sei; im Gegentheil. Aber vor Allem werden sich die Musiker erst klar zu machen haben, was sie von einem Text verlangen. Jetzt fordern sie eine Baronrolle, eine Ballade, die sich Refrain-artig in die ganze Composition verweben läßt, einen Marsch, Ballette, ein paar Quintette, wo möglich einen Teufelschor, eine große Arie, und, wie gesagt, Russen. Daraus kann sich kein Dichter einen Vers machen.

Um meine Meinung auszusprechen — ich glaube, daß die Kunst auf den Weg zurückgeführt werden muß, den Gluck ihr gewiesen hat. Die Oper muß eine musikalische Einheit sein, so gut wie die Symphonie. Einheit der Grundstimmung und Fortschritt der Leidenschaft. In der Opera Buffa finden wir es häufiger; ich nenne z. B. Rossini's Barbier und Cimarosa's heimliche Ehe. Man mußte sie in

einer Aufführung sehen, wie in der vorjährigen Saison der italienischen Oper in Berlin, um die künstlerische Einheit zu empfinden. In der Mehrzahl unserer Opern, Mozart und Beethoven nicht ausgenommen, finden wir das nicht. Es kommt dann immer eine oder die andere Arie hinein, die in den dramatischen Zusammenhang nicht gehört, die den Eindruck eines Concertstücks macht. Scribe's Librettos sind ein großer Fortschritt, aber sie gehen auf der andern Seite zu weit; sie legen die Handlung zu breit an, motiviren und detailliren zu genau, und geben unter dem Anschein einer vollständigen Durchführung doch nur ein zerbröckeltes Ganze. Doch verdienten Texte, wie die Stumme, die Jüdin, namentlich die Hugenotten eine ausführlichere Besprechung.

Die dramatische Musik hat sich nach derselben Richtung hin verirrt, welcher auch das moderne Drama verfallen ist. Aus dem einförmigen, in beständigem Gleichklang dahinschwebenden Classicismus eines Metastasio ist sie in das wechselnde Gewoge der romantischen Tragikomödie gerathen. Der Hanswurst, das Trinklied, kurz das Vaudeville hat seinen Weg in die tragische Oper gefunden. So ist es in den Texten von Mozart, Weber, Marschner u. s. w. Eine eitle Charakterzeichnung, die doch in der ernsten Musik nicht zu erreichen ist — über komische Charaktere, wie Osmin, Bartolo, Figaro u. s. w. ein andermal — soll die fehlende Harmonie der Action ersetzen. Diese Poesie des Contrastes hat nur dann ihre Berechtigung, wenn sie nicht willkürlich sich aneinander reiht, sondern eine dramatische Wirkung bezweckt, wie in den beiden Finales des Don Juan. — In der neuesten Oper wird wieder dadurch gesündigt, daß das Pathos ohne allen Haltpunkt fortbraust, wie z. B. in der Jüdin von Halévy, wo es dann wieder abspannt, oder daß die Handlung an sich die Aufmerksamkeit von der eigentlich musikalischen Bewegung abzieht, wie in den Hugenotten.

Soll die Kunst gedeihen, so scheint es mir nöthig, daß die komische Oper strenger von der ernsten, heroischen gesondert wird. Die sogenannte romantische Oper ist ein Abweg. Ich bin derselben Ansicht in Beziehung auf die eigentlich dramatische Kunst. Die Opera buffa hat ihre hinlänglich entwickelte Form, und bei Werken, wie der Barbier, hat die Kritik nichts weiter zu sagen. Im Gegentheil hat in der neuesten Zeit die komische Oper durch die Verarbeitung barocker Motive, die dadurch komisch wirken sollen, daß sie eigentlich unmusikalisch sind — der Humor der Dissonanzen — einen falschen Weg eingeschlagen. Das Wesen der komischen Musik ist Heiterkeit, also Harmonie; selbst jede künstliche, contrapunktische Tonverwirrung stört die Stimmung des Genießers. Das eigentlich komische, der Contrast, soll in der Dichtung liegen, den Handlungen, Worten und Geberden, die Musik soll harmonisch diesen Contrast begleiten. — Anders ist es mit der seriösen Musik. Die tragische Oper scheint mir eine Ergänzung von einem andern Gebiet der Kunst zu bedürfen. Das Oratorium hat seine geschichtliche

Berechtigung gehabt; es verschaffte zu den Zeiten des zu sich selbst kommenden Protestantismus dem religiösen Gefühl seinen angemessensten Ausdruck; es hat diese Berechtigung in unserer Zeit nicht mehr. Das specifische Christenthum ist in seiner Reaction gegen die Bildung des Jahrhunderts so weit zurückgegangen, daß ihm der Bund mit der Kunst als eine Profanation vorkommen muß. Und auf der andern Seite ist sich die Kunst ihres weltlichen Charakters zu bestimmt bewußt geworden, um nicht ihrerseits das zweideutige Bündniß zu meiden. Dagegen liegt in der Kunstform des Oratoriums etwas, das der heutigen Oper fehlt. In der Musik ist das Bedürfniß vorhanden, massenhafte Gegensätze mit einander spielen zu lassen. Der Chor muß einen breiteren Raum in der Oper haben; er muß an seinem Theil Träger der Handlung werden, und mehr noch als in der antiken Tragödie, wo ihm nur die Reflexion über den Streit der Gegensätze überlassen ist, der Stamm, um welchen sich die Bewegung rankt. In der Musik ist die Idee der Doppelchöre, die im Drama Schiller verunglückt ist, wohl durchzuführen. Der ernste Charakter des Protestantismus würde sich in den Huguenotten künstlerischer und auch verständlicher ausprägen, wenn zum Träger desselben nicht eine einzelne Persönlichkeit — Marcel —, sondern ein Chor genommen wäre, statt daß ihm hier nur das frivole und für sein eigentliches Wesen gar nicht bezeichnende Rataplan gelassen ist. Auf dem Boden dieser großen Gegensätze fände dann die individuelle Leidenschaft ihre angemessene Stellung. Das Anekdotenhafte, Novellistische der Handlung, müßte dann freilich aufgegeben werden, aber sicher zum Vortheil der Kunst. In den Chören könnte dann die einfache Grundempfindung fugirt werden, wie im Oratorium, was in der Arie, dem Duett u. s. w. immer geziert und unnatürlich erscheint. — Es versteht sich ganz von selbst, daß der possenhafte Dialog, wie er noch immer selbst in italienischen Opern von unsern deutschen Theatern in die Gesangstücke eingemischt wird, wegfallen muß. Es ist das eine Geschmacklosigkeit, deren Fortdauer nur dadurch zu erklären ist, daß man noch immer in der Oper keine Kunstform, sondern eine an den losen Faden einer liederlich ausgeführten Handlung angereihte Sammlung von Concertstücken sieht.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Aus Berlin.

1.

Die Königsbotschaft in der zweiten Kammer.

„Bitte, begleiten Sie mich in die zweite Kammer, ich bin heute Morgen dort gewesen, wo es ziemlich langweilig herging, nun möchte ich das Ende der Debatten hören; vielleicht schlägt man die königliche Botschaft doch noch aus!“ Die also sprach,

war eine liebenswürdige Dame, und der sie begleitete, war ich selbst. Sie hatte ein doppeltes Interesse, in die Kammer zu gehen, denn erstens erwartete sie, daß ihr Vater, der am Morgen nicht gesprochen hatte, Nachmittags das Wort nehmen würde, und zweitens war sie sehr gespannt, den berühmten Simson, den Berichterstatter der Botschaftscommission, einmal mit eigenen Ohren sprechen zu hören. Ich ging um so lieber mit, als ich die zweite Kammer nur ein Mal im Leben mit eigenen Füßen betreten hatte, und das gerade zu einer Zeit, wo ich bei dem Zudrange auf den Tribünen, von den Rednern nichts hören noch sehen konnte: nämlich bei Gelegenheit einer der parlamentarischen Vorstellungen des Herrn von Radowitz. — Wir kamen heute früh genug an, um einen der besten Vorderplätze zu erzielen, und meine Begleiterin benutzte die Zeit vor dem Beginn der Debatten, um mich mit einigen der Hauptpersonen des Trauerspiels, welches unten aufgeführt werden sollte, bekannt zu machen. „Jener starke, kurze Mann, mit dem geweckten, brillenüberzogenen Gesichte, der keinen Augenblick ruhig sitzen kann, und trotz seines gewichtigen Körperumfangs so rührig umherschreitet, wie eine wandelnde Ironie auf seinen magern Gegner in der königlichen Botschaftsfrage, den Grafen Arnim — ist Graf Dyhrn." — „Herr von Bismark-Schönhausen dort, mit dem ritterlichen Barte, er sieht seinem Portrait im Kladderadatsch nicht unähnlich. Eben so wenig brauche ich Sie auf Dunker, Beckerath, Camphausen und Simson aufmerksam zu machen, die haben Sie doch wohl Alle noch von Frankfurt her im Gedächtniß." Wir wurden unterbrochen durch die Glocke des Präsidenten; die Sitzung wurde eröffnet. Allgemeine Stille. Herr Graf von Arnim-Boitzenburg hat das Wort.

Auf die Tribüne steigt in vornehmsteifer Haltung eine hagere, lange Gestalt, mit spärlichem Haar, beugt den Körper etwas nach vorn herüber, klemmt beide Hände vor sich hin, als ob sie verwachsen sollten mit dem Tribünenpulte, und beharrt in dieser Stellung über drei viertel Stunden, ohne etwas anderes zu rühren als den Mund. Für Berichterstatter, welche täglich in der Kammer sein müssen, sind Herren von der Art des Grafen Arnim wie geschaffen, denn es ist unmöglich in ihren Reden etwas Bedeutendes oder Pikantes zu überhören. Ich aber, der ich den Grafen zum ersten Mal im Leben gehört, bin ihm mit mühevoller Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende seiner Rede gefolgt und habe ihn mit der größten Ernsthaftigkeit auseinandersetzen hören, daß bei der Zusammensetzung der ersten Kammer nach seinem Amendement, der Adel durchaus nicht bevorzugt sei, ferner, daß das von ihm vorgeschlagene Provisorium durchaus keinen provisorischen Charakter habe, und endlich, daß ein wesentlicher Unterschied zu machen sei zwischen den Leuten, welche früher auf den Bänken der Linken gesessen, und den Herren, welche jetzt dort sitzen. Und eben weil er (Graf Arnim) selbst gern anerkenne, daß sich zwischen seiner Partei und der jetzigen Linken verschiedene Berührungspunkte finden ließen, hoffe und wünsche er, daß die Linke, noch im letzten Augenblicke das wahre Heil des Vaterlandes erkennend, die Allerhöchste Botschaft ohne Weiteres annehmen, oder doch wenigstens für das Amendement Arnim stimmen werde! Folgt eine erbauliche Hinweisung auf den der die Geschicke der Völker lenkt, und ohne dessen Willen sicherlich die Allerhöchste Botschaft der hohen Kammer nicht vorgelegt wäre — und die Rede ist zu Ende.

Mir fielen unwillkürlich die Verse aus Heywood's „Brazen Age" ein, wo es heißt:

„Nie sah ich einen Mann, des hagres Ich - - Sich so in dürren Worten widerspiegelt!"

Nachdem Graf Arnim unter dem schüchternen Bravoruf einiger Gesinnungsgenossen seinen Platz wieder eingenommen hatte, betrat der Abgeordnete Harkort die Tribüne, kreuzte in imposanter Stellung die Arme, warf einen flüchtigen Blick auf die Versammlung und sagte dann in lebendigem, kurzem und markigem Vortrage Alles was zu wissen Noth that, um eine richtige Ansicht von der Sachlage zu gewinnen.

Erst geißelt er mit scharfen Worten die phrasen- und dünkelhafte Rede Arnim's, die darin vertheidigten Vermittlungsvorschläge „ohne allen Charakter und politische Einsicht," weist kurz und bündig die Unmöglichkeit der Vereinbarung einer wirklichen Volksvertretung mit den Regierungsvorschlägen nach, und wendet sich dann an das Ministerium selbst, um Herrn v. Manteuffel zu veranschaulichen, daß Einsicht und Vaterlandsliebe nicht blos auf der Ministerbank sitzen. „Sie führen fortwährend die Gefahr im Munde, welche das Vaterland laufen würde durch Ihren Rücktritt — nun, so ziehen Sie diese Gefahr nicht bei den Haaren herbei! Sie weisen auf die bedenklichen Folgen hin, für den Fall der Nichtannahme der königlichen Botschaft; wer anders als Sie, hat diese Folgen zu verantworten? Sie verlangen von uns Selbstverleugnung und Aufopferung kleinlicher Rücksichten — nun, so gehen Sie uns mit gutem Beispiele voran! Wir haben Sie gestützt, als es Noth that; vergelten Sie uns jetzt Gleiches mit Gleichem, statt durch unzeitgemäße Ueberraschungen die ohnehin schon sehr geringe Theilnahme des Volks an der Neugestaltung des Vaterlandes nicht vollends zu vernichten. Von 380 Wählern in meinem Bezirke haben nur 30 an dem Wahlakte Theil genommen. Ein solches aus dem Leben gegriffenes Beispiel spricht lauter als alle Worte, und schüchtert mich mehr ein als ein Wechsel des Ministeriums. Nie werde ich meine Ehre und Unabhängigkeit von der Dauer irgend eines Cabinettes abhängig machen; und weil ich die Regierungsvorlagen für verderblich und verwerflich halte, trotz der Fürsorge der Herren Minister, den Rand des Bechers mit Honig zu bestreichen, um die guten Landeskinder über den bittern Inhalt zu täuschen — so erkläre ich mich mit aller Entschiedenheit dagegen!"

Der Minister des Innern fühlte sich zu einer kurzen Entgegnung der Rede des Herrn Harkort bewogen; statt aber wirklich etwas zu entgegnen und auf die Sache selbst einzugehen, bewegte er sich in Gemeinplätzen, die auf die Frage paßten, wie ein Champagnerkork auf einen Eimer. „Möge man denken von uns, was man wolle, die Ansichten sind verschieden, aber das, meine Herren, darf ich behaupten, daß wir rechtliche Männer sind. Wir meinen es ehrlich — und darum wünsche ich, daß der Geist der Versöhnung und Eintracht Ihre Verhandlungen zum Besten leiten möge:" — Daß sich immer noch Leute in der Kammer finden, welche solchen Phrasen ihren Beifall zujauchzen, ist eine fast noch betrübendere Erscheinung, als die Annahme der königlichen Botschaft selbst.

Der Abgeordnete Richtsteig, welcher jetzt die Tribüne bestieg, begann seine Rede mit der Versicherung, „er sei nicht da, um besondere Ansichten durchzuführen." Wir glaubten ihm das auf's Wort, da uns der verehrte Abgeordnete im Verlauf seiner Rede gar nicht den Eindruck machte, als ob er besondere Ansichten hätte, es sei denn, daß die alle Augenblicke von ihm vorgebrachten „wahre Liebe zum Vaterlande," „dauerndes Heil," „gesetzlicher Fortschritt" und ähnliche Kraftausdrücke etwas Besonderes in Preußen wären. Daß auch diesem Redner ein vielstimmiges Bravo von der Rechten folgte, war ganz in der Ordnung.

Nach ihm nahm der Abgeordnete Dunker das Wort, um in einer etwas zu langen, im Ganzen aber gediegenen Rede nachzuweisen, wie sehr man Unrecht thue, den englischen Adel mit dem preußischen auf Eine Linie zu stellen und die preußischen Zustände überhaupt nach den englischen umzuwandeln. Die Entwickelung Englands ist die durch den Adel dieses Landes selbst herbeigeführte Umbildung der ständischen Institutionen des Mittelalters in zeitgemäße, konstitutionelle Formen; bei uns hingegen ist der Constitutionalismus nichts, als eine über Nacht gekommene Umwandlung des Absolutismus durch eine von Oben herab oktroyirte Form. Und man darf nicht vergessen, daß unser Adel es war, der sich immer an die Spitze der Reaktion stellte, — der sich am Heftigsten den zeitgemäßen Neuerungen, selbst den von Oben gewährten, widersetzte, und sich noch jetzt nicht dazu verstehen will, den Bauer, das

Lastthier der Gesellschaft, seiner verjährten Bürde zu entäußern. Und dieser Adel, dessen Vorkämpfer den Reigen führten, als es galt gegen den Art. 108 und für den Art. 105 zu stimmen, dieser Adel, der hartnäckig allen Constitutionalismus verleugnet, soll jetzt den obersten Platz einnehmen in dem Gebäude unserer neuen Verfassung? Wenden Sie Ihre Blicke nach Mecklenburg, wo die Junker sich gegen Fürst und Verfassung auflehnen; wir haben keinen Grund, von unseren Junkern ein Besseres zu erwarten.

Die derben Wahrheiten, welche Herr Dunker dem Adel und nebenbei auch dem Ministerium sagte, veranlaßten Herrn von Manteuffel wieder zu einer Entgegnung, welche dieses Mal noch unglücklicher ausfiel, als das erste Mal. Wir wollen hier nicht von der seltsamen Behauptung des Herrn Ministers, bezüglich der östlichen Landestheile Preußens sprechen, (wo die Bevölkerung ihre Unfreiheit weniger fühle, weil sie durch ihre slavische Abkunft an Hörigkeit gewöhnt sei!) sondern nur unser Erstaunen darüber ausdrücken, daß Herr von Manteuffel zur Vertheidigung der Rechte des Adels kein besseres Argument finden konnte, als die nicht mehr ganz neue Phrase von dem bekannten Blutverspritzen der preußischen Junker auf den Schlachtfeldern. Dergleichen ist nicht nur verbraucht, sondern auch beleidigend für Bürger und Bauer der preußischen Monarchie, die an Hingebung und Aufopferung für das Vaterland den Junkern wahrlich niemals nachgestanden haben. Noch eine charakteristische Aeußerung des Herrn von Manteuffel müssen wir hervorheben. „Ein geehrter Vorredner (Harkort) — sagte er — hat von der angeblich wohlüberlegten Weise gesprochen, mit welcher die königliche Botschaft gerade in der zwölften Stunde von uns zur Cabinetsfrage gemacht worden sei. Das ist unrichtig. Wenn ich zu tadeln bin in meiner Handlungsweise, so kann es nur deshalb sein, daß ich immer ohne Ueberlegung gesprochen, wie es mir eben aus dem Herzen gekommen, offen und ehrlich!" — Wir glauben Hrn. von Manteuffel Alles eher, als daß er seine Politik mit dem Herzen mache.

Der Abgeordnete Geppert, welcher jetzt die Tribüne betrat, bedauert, daß die Allerhöchste Botschaft so spät gekommen, will aber sein Urtheil nicht nach diesem Bedauern einrichten, denn die Botschaft selbst sei gut und löblich. Darauf bewegte er sich eine halbe Stunde lang in Gemeinplätzen, die nichts weniger, als gut und löblich waren. Von Zeit zu Zeit suchte er die Versammlung durch ein Citat aus Göthe, oder durch Witze zu überraschen, deren tiefer Sinn mir vollständig verschlossen blieb. Z. B. „Bedenken Sie, meine Herren, bevor Sie von den Gefahren sprechen, mit welchen die Annahme der Regierungsvorschläge uns bedrohe, daß der größte Feind der Wahrheit die Halbwahrheit und Uebertreibung ist!" — „Ob er nicht merkt, wie langweilig er ist?" frug meine Nachbarin mit einem langgezogenen Seufzer. — „Irre ich nicht, meine Herren, so . . . — „Ja, Sie irren!" hörte ich hinter mir rufen. — Herr Geppert aber fuhr in eintöniger Weise fort: „Man hat uns eine Minoritätskammer genannt! das ist unrecht; denn, meine Herren! wenn ich mein Mandat nicht für vollgiltig hielte, so wäre ich nimmer hierher gekommen!" — Er hätte wohl daran gethan. Selbst die Minister, in deren Interesse er doch sprach, gähnten während seiner Rede.

Es wurden verschiedene Anträge auf Schluß der Diskussion eingereicht und angenommen; unter allgemeiner Aufmerksamkeit nahm der Berichterstatter Simson das Wort.

Er begann mit dem Versprechen, sehr kurz sein zu wollen, in Betracht der Wichtigkeit des Augenblicks — hielt aber sein Versprechen nicht. Sein Vortrag war lang und — obgleich viele Zeitungen eben diese Rede als ein Meisterstück der Rhetorik gepriesen haben, und die Versammlung selbst am Schluß in lautes Bravorufen ausbrach, — wenn ich ehrlich reden soll, ich hatte mehr erwartet, und halte diese Rede nicht für seine beste. Es ist mir kein anderer Eindruck geblieben, als daß er eine sehr große Gewandtheit des Wortes besitzt; seine Citate aus Tacitus ärgerten mich.

Das Resultat der Abstimmung ist Ihnen bekannt; mir fiel nichts dabei auf, als daß Graf Schwerin, nachdem er in der Constitutionellen Zeitung in ziemlich starken Ausdrücken gegen die königliche Botschaft geschrieben, doch in der Kammer dafür stimmte. An dem traurigen Siege des Ministeriums zweifelte von vornherein Niemand, der das preußische Disciplinargesetz kennt und weiß, daß die überwiegende Mehrheit der zweiten Kammer aus absetzbaren Beamten besteht.

2.

Viele Leser der Grenzboten haben sich gewundert, so lange schon keine Correspondenz aus Berlin in ihnen gefunden zu haben, aber was soll man aus dieser Stadt schreiben, die politisch noch nie so ruhig war als jetzt und von der es scheint, als ob sie noch immer sich nicht ausgeruht hätte von den Anstrengungen des Revolutionsjahres. Selbst die königliche Botschaft, dieser Donnerschlag aus heiterer Höhe, hat den stillen Strom des Berliner Lebens nicht zu stören vermocht. Gehen Sie in alle Restaurationen, horchen Sie auf die Gespräche der Gäste, man wird Ihnen von dem neuen schönen Ballet erzählen, von einer ausgepfiffenen Posse in der Königsstadt, von einigen erfrornen Menschen, aber sicher nichts von Politik. Wagt ja vielleicht Einer schüchtern von den 15 Artikeln zu reden und von dem Conflict der Krone und der Kammer, er wird schnell schweigen vor der Belehrung eines scharfsinnigen Volksfreundes, daß es ganz recht so sei, die Reaktion möge den Karren nur recht tief in den Dr.. schieben, das wäre am Besten für das Volk. O die Democratie macht Propaganda in dieser Zeit. Kann es denn für unsern schlaffen Berliner eine bessere Partei geben, als die, welche ihm den Indifferentismus zum Prinzip und zur Pflicht macht? So war ihm auch die Theorie des Nichtwühlens sehr leicht beizubringen, etwas zu unterlassen fällt unserem Michel nicht schwer, nur zu einer That ist er schwer zu bewegen; so sind natürlich hier überall Minoritätswahlen gewesen. Indessen predigen die demokratischen Zeitungen, die National-Zeitung an der Spitze, jenen Grundsatz der Indifferenz mit allen möglichen bequemen Phrasen. Man empfindet Ekel vor solchen Menschen, die mit dem kältesten Blut und der unbefangensten Miene auf eine neue Revolution speculiren, deren Anfang und Tragweite Niemand jetzt berechnen kann, aber Mitleid fühlt man mit Denen, die jenen Orakeln nachbeten und die sich vielleicht kaum bewußt werden, daß wenn der von beiden Seiten unterwühlte Boden endlich einmal zusammenbricht, auch ihre Hütte nicht stehen bleiben wird. Freilich ist es eine mühsame Arbeit, durch alle die labyrinthischen Wege der Diplomatie durchzukommen, wo der von fern her blinkende Strahl des Tages auf Augenblicke oft ganz verschwindet, aber wir tragen den Ariadne-Faden in unsrer Hand, den Gedanken der nationalen Einheit, und wir haben es noch nicht gelernt, so leicht am Vaterlande zu verzweifeln.

Vor einigen Wochen hat der Verfasser des vielgerühmten Trauerspiels Robespierre auch hier sein Stück vorgelesen. Seltsam genug hatte er dazu den Milentz'schen Saal gewählt, der noch von der Weihnachtsausstellung her sehr phantastisch als maurische Halle decorirt war. Durch eine Muschelhöhle gelangte man in den Saal, an dessen Seiten wunderlich gestaltete Säulen von üppigen Rosen umrankt die Galerie trugen, über der sich dann ein luftiges Dach aus blauem mit Sternen durchwirktem Stoffe wölbte; von den Säulen in der Mitte her blendeten große Sterne aus einer Menge kleiner Gasflammen zusammengesetzt das Auge. Dem Eingang gegenüber eröffnete eine gut gemalte Hinterwand die Aussicht ins Freie auf ein hohes Gebirge, vor dem sich ein weiter See ausbreitete, von dessen Ufern schlanke Minarets aus dem Gebüsch hervorglänzten. Zwei hohe Palmen schlossen im Vordergrund das Gemälde ein. Unter dem leichten Himmel dieses maurischen Zeltes bewegte sich die feine Welt Berlins; es fehlte kaum eine unserer literarischen oder Theater-Notabilitäten.

Ueber das Stück selbst will ich mich jedes Urtheils enthalten, da es in einer der

letzten Nummern Ihres Blattes eine allerdings sehr strenge Würdigung gefunden hat. Eigenthümlich ist es wie Gr. den Vorwurf, daß Danton der eigentliche Held des Stückes sei, mit dessen Tode am Schlusse des dritten Aufzugs dann alles Interesse aufhöre, durch sein Vorlesen recht eigentlich selbst bekräftigt *). Da er nämlich dem Charakter der einzelnen Personen gemäß seine Stimme zu ändern sucht, so spricht er in den ersten 3 Akten, so lange Danton auftritt, dessen bombastische Declamationen mit voller Stimme, während er Robespierre in jenem etwas heiseren Intriguantentone reden läßt. Erst nach dem Tode Dantons vererbt sich die Heldenstimme auf Robespierre. Das Publikum belohnte effectreiche Scenen mit Bravo's, und die genügsamen Berliner Recensenten lobten fast Alle; nur die democratische Zeitung ärgerte sich, daß Robespierre so zahm dargestellt sei, so daß sich kein Aristokrat oder Bourgeois vor diesem Ideal einer consequenten Politik zu fürchten gebraucht habe. C. G.

Aus Brünn.

Gegen Nr. 2: Neuöstreichische Ritterschaft.

Eine Correspondenz aus Wien erwähnt in Nr. 2. dieses Jahrganges der Grenzboten die Persönlichkeit und den Charakter des geachteten hiesigen Kaufmanns Herring in einer Weise, welche hier großes und allgemeines Mißfallen erregt hat. Man weiß hier, daß die Vorwürfe, welche ihm gemacht werden, ungerecht sind. Ob Jemand großen Werth legt auf die Auszeichnung durch einen Orden oder nicht, das mag er mit sich allein abmachen, aber ob er Einiges gethan hat, was nach den Begriffen der Menschen befähigt, eine solche Auszeichnung zu erhalten, darüber haben doch wohl seine Mitbürger das beste Urtheil. Und der großen kaufmännischen und industriellen Thätigkeit des H. Herring hat Brünn allerdings noch mehr zu verdanken als seine Gasbeleuchtung und den Handelsverein. Wenn aber der Correspondent in Nr. 2. Herrn Herring vorwirft, daß er, um sich Geld zu machen, so gehandelt, so will ich das gar nicht in Abrede stellen, denn ich halte grade das für die einzig richtige Methode eines Kaufmanns und Industriellen, sich Verdienste um den Staat zu erwerben. Jeder freie Geschäftsmann kann ja dem Staate nicht besser dienen, als wenn er sein Geschäft zu etwas recht Großem macht, je wohlhabender er wird, desto mehr Kraft gewinnt auch der Staat. Und so halte ich es auch ganz für Recht, daß der Staat, so lange Orden als Belohnung vorhanden sind, den Fleiß und die Energie der thätigsten Kaufleute damit belohnt. Zu diesen gehört auch unser Herring. Er hat nicht unbedeutende Opfer gebracht, die Regierung in jener gefährlichen Zeit zu stützen, wo wegen Mangel an Geld und Vorräthen Alles in Frage gestellt schien. Ich weiß, Ihr Blatt ist zwar östreichisch, aber nicht „loyal" gesinnt, aber würden Sie irgend einen Menschen deshalb tadeln können, wenn er für das, was einmal sein Prinzip ist, Opfer bringt und sich dann freut, wenn das anerkannt wird? Wo so viele Veranlassung da war, warme Gesinnung für die Regierung und eine tüchtige, mannhafte Thätigkeit im Geschäft öffentlich zu belohnen, da muß man nicht, wie jener Correspondent that, argwöhnisch und unwahr nach schlechten Motiven suchen, und den Unglimpf, welchen man dem Manne zufügt, bis in sein Familienleben reichen lassen **).

*) Nicht ganz so lautete der Vorwurf, den wir dem Stück machten. D. Red.

**) Wir theilen die Ansicht dieses Correspondenten vollkommen. D. Red.

Tadelnswerthe Buchhändlerconcurrenz bei Macaulay's Geschichtswerk. — Die große Wärme, mit welcher in Deutschland Macaulay's Geschichte Englands seit Jacob II. in der Uebersetzung des Prof. Bülau, Verlag von T. O. Weigel, aufgenommen wurde, hat die Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart verleitet, bei Ausgabe einer zweiten Uebersetzung die frühere sehr lebhaft und sehr ungeschickt anzugreifen. Nachdem sie die Uebersetzung der T. O. Weigel'schen Buchhandlung, welche wir im vorigen Jahrgang der Grenzboten bereits besprochen haben, bis ins kleinste Detail der Einrichtung und Ausstellung nachgeahmt hat, wird sie so taktlos und ungerecht, daß sie auf ihren Versendungsfakturen, in ihrem Prospekt, ja sogar in öffentlichen Blättern die Arbeit Bülau's als sinnlos und falsch bezeichnet. — Es ist Pflicht der literarischen Blätter, gegen dergleichen Aeußerungen eines schlechten Eigennutzes sehr entschieden aufzutreten. Prof. Bülau hat durch seine bekannte literarische und gelehrte Wirksamkeit jedenfalls Anspruch auf eine achtungsvollere Behandlung erworben, durch ihren innern Werth aber erlangt die Metzler'sche Uebersetzung vollends nicht das Recht, auf die andere verachtend herabzublicken. Die Bülau'sche schließt sich enger an das Original, die Metzler'sche beabsichtigt freiere Uebertragung; während man bei der ersteren über die Berechtigung mancher Eigenthümlichkeiten des Styls verschiedener Meinung sein kann, trifft die zweite der Vorwurf, daß sie oft flüchtig und ungenau ist. Wer durch Invektiven und Schmähsucht seinen Concurrenten verächtlich machen will, verdient, daß der Schaden, den solche Handlungsweise dem Geschmähten zufügen soll, auf sein eigenes Unternehmen zurückfällt.

Ein neues deutsches Kunstblatt, redigirt von F. Eggers in Berlin, erscheint seit Anfang dieses Jahres im Verlage von R. und T. O. Weigel. Die Mitarbeiter: Kugler, Waagen, Schnaase in Berlin, Passavant in Frankfurt, Wiegmann in Düsseldorf, Schulz in Dresden, Förster in München, Eitelberger von Edelberg in Wien garantiren Richtung und Werth dieses Wochenblattes. Außer Aufsätzen über bildende Kunst und Baukunst, bringt die Zeitschrift als Organ der deutschen Kunstvereine die Notizen über Kunstausstellungen, Statistik und Thätigkeit der Vereine; außerdem Correspondenzen über neue Arbeiten und Richtungen der Künstler und Kunst, und zuletzt einen Anzeiger für artistische, literarische und antiquarische Ankündigungen. Ein solches Blatt bedarf keiner Anpreisung; wir empfehlen dasselbe angelegentlich allen Künstlern und Kunstfreunden unter unsern Lesern. Für die Vorstände der Kunstvereine aber haben wir noch eine Bitte. Es ist dringend zu wünschen, daß sie dies Blatt nicht nur zu Anzeigen über ihre Ausstellungen ꝛc. benützen, sondern auch zur möglichst vollständigen Mittheilung ihrer statistischen Verhältnisse, ihrer Mitgliederzahl, Geldmittel, Ankäufe und Bestellungen. Es ist gegenwärtig noch kaum möglich einen sicheren Ueberblick zu gewinnen über die Gesammtthätigkeit der deutschen Kunstvereine, über die Summen, welche durch dieselben jährlich für die Kunst verwendet, über die Künstlerkräfte, welche dadurch gestützt und erhalten werden und vor Allem über den Geschmack und die Neigungen des Publikums in den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Und doch wäre es für die Künstler sowohl, als den Culturhistoriker höchst interessant und nützlich, darüber Gewisses zu erfahren und manche überraschende Folgerungen würden sich daraus ziehen lassen. Grade in Deutschland, dem vielgetheilten, thut eine solche Darstellung Noth, sie wird nur möglich durch detaillirte Vereinsberichte aus allen Gegenden.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Herr von Manteuffel ein verkappter Demokrat.

Preußischer Brief.

Daß die Extreme sich berühren, ist eine allgemein bekannte Thatsache; auf welche Weise sie aber ihre Annäherung vermitteln, darauf hat man weniger Aufmerksamkeit gewendet. Daß zwei Parteien, welche das Entgegengesetzte wollen, nicht thatsächlich Hand in Hand gehen, daß Republikaner und Absolutisten, die Anhänger Fourrier's und die Treubündler nur in einem scheinbaren Compromiß sich vereinigen können, wird Niemand in Frage stellen; es ist nur der Schein, die Phrase, in der sie mit einander coquettiren. Und zwar ist es ihr nächstes Bestreben, die Partei, welche in der Mitte der beiden Extreme steht, und welche daher jedes von beiden als die unmittelbaren Gegner empfindet, durch eine Floskel zu kritisiren, hinter welcher sich eine doppelte Bedeutung versteckt.

Schon die alten Tories haben die Trimmers, diejenigen Männer, welche Recht und Vernunft höher stellten, als die Leidenschaft der Partei, stärker gehaßt, als die Whigs, denn die Letzteren gaben häufiger die gewünschte Veranlassung, mit Galgen, Staupbesen und Pranger gegen sie einzuschreiten. Die beiden Extreme, welche die politische Bildung nach dem Grade der Temperatur abmaßen, hatten für ihre gemeinsamen Gegner das verächtliche Beiwort der Lauwarmen und der Halben. Bei unserer jungen Romantik war Geringschätzung des Juste-Milieu lange Zeit hindurch das Stichwort, an dem die blutlechzenden Taubenherzen ihren wohlfeilen Heroismus ausließen. Dann erfanden die französischen Socialisten und Montagnards die concretere Bezeichnung der Bourgeoisie. Ich habe dieser hohlen Redensart in Ihrer Zeitschrift ihr Recht angedeihen lassen. Heute nimmt mich eine andere Phrase von derselben Sorte in Anspruch.

Als Dahlmann in der ersten Kammer bei der Abstimmung über die königlichen Propositionen seine Gründe dafür angeführt hatte, warum in Preußen ein abgesonderter Herrenstand unhaltbar sei, widerlegte ihn der Minister des Innern durch die Erklärung: Alle Parteien haben ihre Berechtigung, auch die Demokraten; nur die Doctrinärs haben keinen Boden in Preußen.

Als ich das hörte, fiel mir mein Freund, der schwarzgelbe Kappelbaumer in

Wien ein, der bei einer ähnlichen Veranlassung die feierliche Erklärung abgab: Meine Herren, ich verbitte mir alle Logik! Das ist eine preußische Erfindung, die in unserm schönen Oestreich keinen Boden hat. — Guter Kappelbaumer, wie wenig kanntest du Preußen, mein Vaterland!

Herr von Manteuffel hat vollkommen Recht, die Doctrinärs zu hassen, d. h. diejenigen Leute, welche ihre Ansichten durch Verstandesgründe motiviren. Herr von Manteuffel ist kein Doctrinär. Er hat in dem letzten Jahre mehrfach Gelegenheit gehabt, den Redestuhl zu besteigen, theils in den Kammern, theils in Wahlversammlungen. Er ist der einzige Minister, welcher redet, der geistreiche Mann des Ministeriums. Er hat Anflüge von Poesie, er spricht zuweilen in Bildern, vom Vogel Phönix u. s. w. Aber ein Doctrinär ist er nicht, er würde keine Gründe für seine Ansichten anführen, und wenn Gründe so wohlfeil wären, als Brombeeren. Gründe haben keinen Boden im neupreußischen Staat. Ich habe seine Reden mit großer Aufmerksamkeit studirt und bin in der Lage, sie in einem allgemeinen Schema zu formuliren, welches mit geringen Varianten auf alle Fälle Anwendung findet. „Meine Herren! ich bin ein ehrlicher Mann, glauben Sie es mir. Man hat mich viel zu sehr gelobt und viel zu sehr getadelt. Ich will darauf nicht eingehen. Man hat mehrere Gründe gegen meinen Antrag vorgebracht. Ich werde darauf nicht antworten. Ich bin ein ehrlicher Mann, wahrhaftigen Gott. Ich bitte Sie, meine Herren, nehmen Sie meinen Antrag an. Ihr Patriotismus möge Sie leiten. Ich meine es gut. Gleichwie der Phönix u. s. w."

In dieser Abneigung gegen Gründe hat der preußische Minister allerdings eine wesentliche Wahlverwandtschaft mit seinen neuen Alliirten, den Demokraten. In der ehemaligen sächsischen Kammer hätte er einen würdigen Platz behauptet. „Ich kenne die Gründe des Ministeriums nicht, aber ich mißbillige sie." Das ist ein Mann nach dem Herzen Manteuffel's, kein Doctrinär. Ameyer tritt auf. „Meine Herren! Der König von Preußen darf nicht deutscher Kaiser werden. Ich brauche keine Gründe dagegen anzuführen, das Volk will es nicht. Das genügt. Das Volk steht hinter uns." Bmeyer, von der äußersten Linken. „Donnerwetter! Der Tyrann von Preußen sollte deutscher Kaiser werden?! Ich werde mich nicht so weit herabwürdigen, Gründe gegen diese freiheitsmörderischen Mordbübereien anzuführen. Das souveräne Volk wendet sich mit Verachtung von solchem kriechenden Hochmuth ab. Das Volk wird seine Feinde zermalmen!" Und so fort, je nach dem Grad des politischen Thermometers. Das hat doch Hand und Fuß, das ist populär, das versteht jeder Biedermann.

Nehmen wir einen preußischen Biedermann, etwa Herrn von Kleist-Retzow. „Meine Herren! Von einem suspensiven Veto darf nicht die Rede sein. Sophistereien sind überflüssig. Das Land will es nicht (Land ist der aristokratische Ausdruck für das demokratische Volk); das Land steht in unermeßlicher Mehrzahl

hinter uns." — Ist der Biedermann Militär, so beruft er sich weder auf das Land, noch auf das Volk, sondern auf den Willen Sr. Majestät, und ist darin wenigstens handgreiflicher und präciser, obgleich auch da noch immer die Frage bleibt, ob sich der Wille Sr. Majestät nicht gleichfalls auf sehr bestimmte Influenzen zurückführen läßt, die selbst ein loyaler Unterthan einer Kritik zu unterziehen das Recht hat. — Trägt er den Johannesscheitel und die großen Pastorstiefeln, so beruft er sich auf den unergründlichen Rathschluß Gottes, und wird ebenso aufgebracht darüber sein, wenn man ihn auffordert, zu beweisen, daß das wirklich der Rathschluß Gottes sei, als der radikale Biedermann, wenn er sein Volk, und der Tory, wenn er sein Land specialisiren soll.

Somit wäre Alles in der schönsten Ordnung, wenn sich nur die Sophistik nicht auch in das Lager der Heiligen eingeschlichen hätte! wenn das doctrinäre Unkraut, das im preußischen Boden nicht gedeihen soll, nur nicht auch wild unter dem conservativen Spelt, wild unter dem demokratischen Hafer aufwüchse. Haben wir es doch Stunden lang mit anhören müssen, daß Herr v. Gerlach, oder Herr Stahl ihre Räsonnements über Kirche und Staat vortrugen, Principien entwickelten und Schlüsse daraus zogen, so gut und so schlecht sie auch waren. Genug, sie begnügten sich nicht damit, etwas zu wollen und diesen Willen auf den souveränen Willen des Volks, des Landes, des Königs oder Gottes zu stützen, sondern sie speculirten, sie spielten die Professoren. Und solche Räsonneurs gab es auch auf der linken. Warum gibt man nur uns den Professortitel und nicht auch den Schwarzen und den Rothen?

Der Grund ist ein doppelter, ein äußerer und ein innerer.

Der christlich-germanische Staat, der sogar in seinen Schimpfwörtern unproductiv ist, hat nämlich die Doctrinärs sowie die Bourgeoisie dem ruchlosen Volke der Wälschen abgelernt. Die französischen Ultras zur Zeit der Restauration nannten die Liberalen, welche aus dem Begriff des constitutionellen Staats die Widerlegung des gouvernementalen Absolutismus schöpften, Doctrinärs, und dieser Name blieb ihnen, als sich nach der Julirevolution die oppositionelle Partei, den halbrepublikanischen Tendenzen gegenüber in eine reactionäre verwandelte. Da nun diese Partei gegen die Absolutisten wie gegen die Republikaner die Idee der constitutionellen Monarchie vertrat, wie sie sich besonders in Großbritannien ausgebildet hatte, so nannte man in Preußen die constitutionelle Partei gleichfalls Doctrinärs, und that es um so lieber, als die ungeschulte souveräne Caprice eines Schlöffel, Held u. s. w. einerseits, Mantenffel, Kleist-Retzow u. s. w andererseits, durch die Gelehrsamkeit eines Dahlmann, Gervinus u. s. w. gedrückt und beleidigt wurde. Im Lande der Kröpfe pflegt die Jugend einem Durchreisenden, der sich keines derartigen Halsschmuckes erfreut, mit dem spottenden Geschrei nachzulaufen: Langhals! Langhals! So riefen die ungelehrten Patrioten von Links und von Rechts, wo sie irgend einen Vortrag hörten, der nach Bildung schmeckte:

Doctrinär! Doctrinär! In Preußen iſt kein Boden für die Doctrinärs! Das Volk mag ſie nicht, das Land will ſie nicht, der König liebt ſie nicht, Gott leidet ſie nicht.

Iſt dieſer Grund, nur von einer beſtimmten Partei den Spitznamen der Doctrinärs zu gebrauchen, ein äußerer und zufälliger, ſo fehlt es doch nicht an Gründen, die mehr in das Weſen der Sache eingehen. Die Doctrinärs der beiden extremen Seiten verlangen nämlich nicht, daß man ihren Räſonnements mit dem Verſtande folgt, daß man ſie wägt, ſie geben vielmehr ihre Argumente wie eine geſchlagene Münze aus, deren Gepräge man auf den erſten Blick für richtig erkennen muß. Sie fordern nicht Erkenntniß, ſondern Glauben. Sie haben eine beſtimmte Zahl von Dogmen und Vorſtellungen, die ſie durcheinander ſchütteln und zu einer pikanten, in der Regel etwas humoriſtiſchen Compoſition verarbeiten. „Wer nicht an Chriſtum glaubt, der kann uns nicht verſtehen! der darf uns nicht verſtehen! denn unſere Myſtik iſt nur den Eingeweihten klar! Wenn die Profanen uns folgen, ſo thun ſie es aus Furcht, und ſo ſoll es auch ſein. Wir freuen uns des Geiſtes, den wir vor der Canaille voraus haben, für die Canaille haben wir unſer herrliches Heer.“ So ſprechen die ſchwarzweißen Doctrinärs. Das imponirt und ſchmeichelt in einem gewiſſen Sinn, denn es läßt die relative Berechtigung des Gegners gelten, ſo wie der Gott der Kirchenväter Lucifer ſanctionirt, indem er ihm eine hölliſche Ewigkeit zu Theil werden läßt. Die rothen Doctrinärs räſonniren nicht viel anders. „Wer nicht den Glauben und die Begeiſterung der Freiheit hat, der kann uns nicht verſtehen; wer nicht überzeugt iſt, daß mit dem 24. Februar 1848 eine neue Weltgeſchichte beginnt, der muß die Freiheit haſſen, und wer dieſen Haß offen ausſpricht, den achten wir, obgleich wir ihn hängen. Die „Trimmers“ aber, die uns nicht einmal die Ehre ihres Haſſes angedeihen laſſen — was wir zu dieſen ſagen ſollen, wiſſen wir gar nicht, ſie haben keinen Boden im Volke.“ So ſind die beiden Herren vollkommen geeignet einander Complimente zu machen, ſie erklären, daß ſie einander nicht verſtehen können, nicht verſtehen dürfen, und verſtehen einander vollkommen, wie zwei confuſe Genies, die einen Wechſel-Monolog in einem doppelten Kauderwelſch halten. Auf beiden Seiten Inſpiration und Offenbarung.

Wir erfreuen uns ſolcher Inſpirationen und Offenbarungen keineswegs. Was wir haben, die Logik, vindiciren wir uns nicht als etwas Apartes, wir ſind vielmehr der Anſicht, daß es nur Eine Logik in der Welt gibt. Wer unſern Deductionen nicht folgt, in dem ſehen wir keinen Teufel, ſondern höchſtens, wenn wir ungeduldig werden, einen Dummkopf. Die einen Herren haben nach ihrer Verſicherung das Volk, die Anderen das Land hinter ſich, und außerdem das herrliche Heer. Wir wiſſen nicht, was wir hinter uns haben, es iſt uns auch ziemlich einerlei; allein, als freie Männer, ſtellen wir uns den trunknen Propheten gegenüber, die uns unaufhörlich zurufen: Wenn das Volk (oder das Land) außer

ſich geräth, ſo wird es euch hängen? Wir können nur beſcheiden darauf antworten: Das iſt möglich, aber wenn es zu ſich ſelbſt kommt, ſo wird es Euch — auslachen! Nicht hängen. Es wäre Schade um den ſchönen Strick.

Um nun unſern lieben demokratiſchen Freunden, die ganz außer ſich gerathen ſind über jenen Manteuffel'ſchen Ausſpruch, und in ihrem Entzücken ziemlich unbequem, keinen Zweifel zu laſſen über den Sinn deſſelben, wollen wir ihn uns noch einmal genauer anſehen. Alſo Manteuffel ſagt: „Allen Parteien erkenne ich ihren Platz im preußiſchen Staate an, auch den Demokraten, nur die Doctrinärs haben keinen Boden.“ Er findet für die Doctrinärs keine angemeſſene Lokalität, er weiß nicht, wie er ſie placiren ſoll, und darum ſetzen ſie ihn in Verlegenheit. Für die Demokraten dagegen hat er eine gefunden und iſt daher mit ihnen ganz zufrieden. Und wiſſen Sie, welche? meine Herren! — Das Zuchthaus. — Wir wenden uns zu den antidoctrinären Doctrinärs zurück.

Um den Gegenſatz zwiſchen den beiden Extremen ſogleich auf eine beſtimmte Formel zurückzuführen, wenden wir uns zu dem Urſprung derſelben zurück, der großen franzöſiſchen Revolution. Bei der Revolution war nur die erſte, keineswegs weſentliche und nothwendige Veranlaſſung ein Conflikt der perſönlichen und Standes-Intereſſen; ſo bald ſie in Zug kam, traten die Intereſſen zurück, und es wurde lediglich mit Idealen operirt. Das ging fort bis zum 9. Thermidor, wo die ſcheinbar ertödteten Intereſſen plötzlich ſich wieder belebten, und das hohle Gebäude des abſtracten Idealismus auseinander ſprengten.

Die Gegner der Revolution, welche tiefer in das Weſen der Sache eindrangen und ſtark genug in ihrem Haſſe waren, um über der Einen leitenden Idee, die ihnen nicht nur im Kopfe, ſondern im Herzen lag, alle übrigen ſie ergänzenden aus dem Auge zu verlieren, erkannten alſo in dem politiſchen Idealismus die erſte Wurzel der Revolution, und folglich den Erbfeind der Geſellſchaft und der Geſchichte. Sie ſuchten nun in der Geſchichte nachzuweiſen, daß Alles, was Gutes und Nützliches geſchehen ſei, nicht in den Ideen, ſondern in den Intereſſen ſeine Wurzel gehabt habe; daß der Idealismus ſtets zu Abwegen führe, von denen man doch wieder zurückkehren müſſe, daß alſo die höchſte Aufgabe des Staatsmannes darin beſtehe, die Quellen des politiſchen Idealismus zu verſtopfen und ihnen theils durch Abhilfe materieller Uebelſtände, theils durch Befeſtigung und Verſtärkung conſervativer Inſtitutionen (des Königthums, des Adels, der Zünfte u. ſ. w.), theils endlich durch eine Lehre, welche den nicht ganz zu erſtickenden Idealismus auf eine Befriedigung im Jenſeits verwies und ſie über die irdiſche Noth beruhigte, alſo durch das Chriſtenthum, einen Damm entgegenzuſetzen.

Dies waren die Grundzüge der Doctrin, welche ſich in den gelehrten und ſcharfſinnigen Werken eines Niebuhr, Savigny, Eichhorn, in den einfältigen, aber weitläufigen Capucinaden eines Haller, in der pikanten, draſtiſchen Polemik eines Leo, Gerlach und der neuen Jeſuiten wiederfindet.

Die Grundlehre des politischen Idealismus war die Theorie vom Contrat social: ein Staat könne sich nur dann auf einer soliden, vernünftigen Basis constituiren, wenn er auf einem Vertrage beruhe. Dagegen suchte Haller nachzuweisen, daß kein Staat auf einem Vertrage basire, sondern sämmtliche auf der Gewalt des Schwertes, möge dieses Schwert von einem König und seiner Gefolgschaft, oder von einer Corporation — wie in Rom und Venedig — geführt sein; und daß diese Entstehung und Fortdauer des Staats durch den christlichen Spruch: Gehorche der Obrigkeit die Gewalt über dich hat, sanctionirt sei. Die Mäßigung dieser absoluten Gewalt gehe nicht aus der Vernunft, nicht aus einem Vertrage hervor, sondern aus der Religion, welche die wilden Sitten zähmte. Das Ideal — denn die Bekämpfung des politischen Idealismus führte auf sehr natürlichem Wege zu einem, nur umgekehrten politischen Ideal — das Ideal des Gegners der Revolution war also eine Reihe kriegerischer Monarchien, die alle ihren Träger in der Person des Fürsten und seiner Gefolgschaft (Adel und Militär) haben, und die wieder alle ihren gemeinschaftlichen Boden in der allgemeinen Kirche finden. — Daß die Consequenz des conservativen Prinzips zuletzt zu einer katholischen, wenn auch vielleicht in manchen Beziehungen reformirten Kirche führt, werden sich die Herren Leo, v. Gerlach u. s. w. wohl selber nicht verschweigen, wenn sie auch den Zeitpunkt, in dem diese Wiedervereinigung der Kirche stattfinden soll, vielleicht noch nicht für so nahe halten.

Aus dieser Doctrin erklärt sich auch das Verhalten der aristokratisch-absolutistisch-hochkirchlichen Partei in Preußen bei der deutschen Frage. Bekanntlich war in unserer Revolution neben der Idee des politischen Liberalismus noch eine zweite, als wesentliches Ingredienz eingetreten, die Idee der nothwendigen Einheit zwischen Staat und Nation. Die Verbindung derselben mit dem constitutionellen Prinzip, auch wie sie sich noch in der freilich sehr abgeblaßten Nachbildung des Dreikönigsbündnisses darstellte, mußte zu dem Wunsch führen, die kleinen deutschen Monarchien wenigstens allmälig in einen constitutionellen Gesammtstaat aufgehen und von demselben absorbiren zu lassen. Die erste, mehr idealistische Formel dieses Wunsches war: friedliche Eroberung der Einzelstaaten, namentlich Oestreichs und Preußens durch den neuen deutschen Staat; die zweite, realistische: friedliche Eroberung der Einzelstaaten mit Ausschluß Oestreichs durch das in constitutionellem Sinn regenerirte Preußen.

Beide Formen müssen der Partei des organischen Naturwuchses zuwider sein. Wir müssen das fest im Auge halten, um uns alle Illusionen darüber zu vertreiben, als ob auf dem Reichstage zu Erfurt, wo nach der Niederlage unserer Partei durch die Januar-Propositionen jene Fraction die herrschende ist, irgend etwas für die Verwirklichung des Bundesstaates geschehen könne. Weil dies die Frage ist, welche das Interesse des Tages ausschließlich in Anspruch nimmt, lasse ich die übrigen Seiten des anti-idealistischen Idealismus hier vorläufig bei Seite liegen,

in der bestimmten Hoffnung, bei der begeisterten Redseligkeit, welche die Partei seit ihren neuesten Erfolgen entfaltet, sehr bald durch eine bestimmte Frage wieder darauf zurückgeführt zu werden. — Zunächst einen Blick auf die gegenwärtige Lage Preußens.

Der Form nach ist die Verfassung, in welcher die künftige Entwickelung Preußens ihren Boden finden soll, durch den Eid des Königs festgestellt; freilich ein nicht wenig bemerkenswerthes Ereigniß, wenn man sich an die noch nicht vor vollen drei Jahren ertheilte Versicherung in Beziehung auf das beschriebene Blatt, welches sich niemals zwischen Gott und das Volk stellen sollte, ins Gedächtniß ruft. Aber es walten doch so manche Umstände dabei ob, welche der Bedeutung dieses feierlichen Acts Abbruch zu thun geeignet sind. Der königliche Erlaß in Beziehung auf die Majorate, und der Vorbehalt, unter welchem eine dem König sehr nahe stehende Partei sich zu dem Eide verstanden hat; die Nichttheilnahme der Demokraten, die täglich mehr hervortretende Gleichgiltigkeit des Volks gegen das constitutionelle Wesen überhaupt, das alles ist um so bedenklicher, da unsere Partei wahrhaftig keine Ursache hat, sich für diese Verfassung in besondere Begeisterung zu versetzen. Jener Vorbehalt des Herrn von Gerlach und seiner politischen Freunde verdient alle Aufmerksamkeit; nicht als ob ich glaubte, Herr von Gerlach werde persönlich einmal das Ruder des Staats in die Hand nehmen, dazu ist er zu vorlaut, zu doctrinär, zu geistreich, mit einem Wort, zu wenig geeignet, die königliche Persönlichkeit zu ergänzen. Aber die Partei könnte doch in Kurzem an die Spitze der Verwaltung berufen werden, und da darf man über den Vorwürfen, mit welchen man den Führer der Rechten wegen seiner casuistischen Umdeutung eines heiligen Wortes überhäuft hat, nicht vergessen, daß in seiner Auffassung neben vielem Falschen auch etwas Wahres liegt. Zuerst das Falsche. Herr von Gerlach gibt sich das Ansehen, als halte er die Verfassung eben für ein Gesetz wie die andern Gesetze auch, zu dessen gewissenhafter Beobachtung man sich wohl verpflichten könne, so weit es nicht anderen, ebenfalls bestehenden Rechten entgegenträte, und so lange es nicht abgeschafft sei, was wenn man sehr scrupulös zu Werke gehen wolle, auf dem in dem Gesetz selbst vorgeschriebenen Weg, aber auch wohl unter Umständen durch eine rettende That geschehen könne. — Diese Auffassung ist eben so falsch als unsittlich. Die Verfassung ist, trotz der wunderlichen Art, wie sie entstanden ist, in ihrem letzten Schlußact ein Vertrag zwischen der Krone und der Nation, der alle früher bestehenden Gesetze, so weit sie ihm widersprechen, aufhebt; und wer sie außerhalb des gesetzlich vorgesehenen Weges aufzuheben oder auch nur zu verletzen versuchte, nachdem er durch jenen Act sie anerkennt, macht sich des Meineids schuldig. — Aber leider kann ich in einem andern Punkt Herrn von Gerlach nicht ganz Unrecht geben. Er erklärt nämlich die Verfassung für ein Gewebe von Widersprüchen, nicht nur in Beziehung auf die einzelnen Bestimmungen, sondern auf die leitenden Principien.

Es sei daher möglich, sie von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten aufzufassen, und er müsse offen erklären, daß er nur in dem Sinne für sie thätig sein wolle, das conservative Princip zu verstärken, das liberale dagegen, von welchem sie ursprünglich ausgegangen, aus allen Kräften zu bekämpfen. — Daß dies in der That möglich ist und daß eigentlich in dem ganzen Staat keine einzige Partei sich findet, welche den Gesammtinhalt der Verfassung zu dem ihrigen macht, ist ein übles Zeichen für ihr Fortbestehen. Freilich ist es nicht gering anzuschlagen, daß wenigstens ein geordneter Weg gebahnt ist, den Streit der Principien auszufechten.

Aber so viel ist gewiß, daß diese Verfassung, die in einer ihrer wichtigsten Bestimmungen, der Pairskammer, ein Provisorium in ganz anderem Sinne bestehen läßt, als man ursprünglich beabsichtigte, — denn die Fortdauer des Wahlgesetzes vom 5. December für die erste Kammer war nur dem Namen nach ein Provisorium, in der That aber ein Definitivum, da eine weitere Reform der Verfassung ja in allen Punkten dem Willen der Kammer anheim gegeben ist, während der jetzige Entwurf durch das Hinausschieben seiner Ausführung nur dem Namen nach ein Definitivum gibt — daß diese Verfassung, welche die Gegensätze zwischen Willkürstaat und Rechtsstaat nicht vermittelt, sondern roh durch einander mischt, Preußen nicht in die Lage setzt, an die Spitze eines Bundesstaats zu treten. Es wäre das auch der herrschenden Partei, die, soweit man die Wahlen übersehen kann, auch auf dem Reichstage die bedeutende Majorität haben wird, durchaus zuwider. Bei ihrem Bestreben, den Unterschied der Stände in möglichster Fülle zu entfalten, liegt es ihr vor Allem daran, die kleinen Fürsten zu erhalten; sie macht sich über die politische Bedeutung derselben keine Illusionen, aber sie denkt, die Menge muß es bringen. Je mehr Fürsten, desto mehr Plätze für den Adel, desto mehr Nahrung für den Unterthanengeist. Außerdem kommt es ihr gar nicht darauf an, Preußen zu einem wirklich unabhängigen, oder gar durch den Liberalismus Kleindeutschlands ergänzten Staat zu machen. In beiden Fällen wäre der Sturz des Absolutismus gewiß. Preußen soll vielmehr die alte Pietät gegen Oestreich, d. h. die alte Abhängigkeit vom Wiener Kabinet, bewahren. Auch in diesem Sinn steht Herr von Manteuffel, der, wie ich glaube, auf seine Weise ein wirklicher Patriot ist, mit den Demokraten auf Einer Linie; sie werden düpirt von einer Partei, die sie ausbeutet, um sie nachher bei Seite zu werfen. Freilich wird man den Reichstag benutzen, nicht um eine neue politische Organisation zu gründen, sondern um in den betheiligten Staaten durch die Idee der Uniformität dasjenige Maß constitutioneller Freiheit einzurichten, dessen sich Preußen durch seine Verfassung erfreut; und das ist vielleicht der einzige Grund, der unsere Partei zu einer regen Theilnahme zwingt, um wenigstens größeres Unheil abzuwenden — abzuwenden, daß die sogenannte Revision der Reichsverfassung zuletzt zu einer Revision des constitutionellen Prinzips überhaupt führt.

Erfurt und die Bauten zum Reichstag.

Wenn der Chronist Johann Heinrich von Falkenstein, Hochfürstlich Brandenburgisch-Anspachischer Hofrath, und der königl. preußischen Societät der Wissenschaften Mitglied in seiner, Anno 1739 erschienenen Historie, von Erffurth recht berichtet, so war es gerade im Jahr 850, „als König Ludovicus Germanicus", einen Reichstag nach Erfurt verschrieb, und kam selbst dahin, auf welchem er der in diesem Lande im Schwunge gehenden Ungerechtigkeit bei obrigkeitlichen Personen abhilfliche Maaße zu geben suchte. „Tausend Jahre nach jenem ersten Reichstage soll das alte Erfurt ein deutsches Parlament in seinen Mauern sehen, welches, soviel an ihm, der Zerrissenheit und Verfassungslosigkeit des Vaterlandes „abhilfliche Maaße zu geben," und den neuen Bundesstaat zu gründen bestimmt ist. In unsrer Augustinerkirche sollen sich im kommenden Frühling die deutschen Geschicke entscheiden. Vielleicht ist es daher Ihren Lesern nicht unwillkommen, wenn ich sie einlade, schon jetzt, während jene Kirche noch im Begriff ist, das weltliche Gewand anzulegen, mir dorthin zu folgen.

Der Weg führt durch ein Labyrinth von Gassen, von denen die letzte und engste sich unter dem Namen Hose, als zum siebenten Bezirk gehörig, ankündigt, zunächst vor das Martinsstift, welches ein Theil des ehemaligen Augustinerklosters ist, und von seinem Gründer und Vorsteher, Reinthaler, zu einer Anstalt für die Rettung hilfloser und verwahrloseter Kinder bestimmt wurde. Diese ehemaligen Klostergebäude, in denen außer dem Martinsstifte noch das evangelische Waisenhaus befindlich, sind von einem Kreuzgange umgeben, der an die südliche Seite der Augustinerkirche, des künftigen Parlamentshauses, angebaut ist. Der Orden der Augustiner, welcher sich im Jahre 1266 mit Genehmigung des Erzbischofes Werner von Mainz in Erfurt niederließ und 1277 das Kloster gründete, hat später diese Kirche gebaut.*) Sie ist von bedeutender Größe, aber in ihrer Bauart durch nichts ausgezeichnet. An der nördlichen Seite erhebt sich ein Thurm, der erst im Jahre 1432 gebaut worden; unter ihm, an der Kirchenmauer gewahrt man die Ruinen einer alten Kanzel und Treppe, von welcher früher dem Volke die Reliquien zur Verehrung gezeigt wurden.

An die Pforte des Augustinerklosters klopfte am 17. Juli des Jahres 1505 ein junger Studiosus Juris der Universität Erfurt und bat um die Aufnahme in den Orden. Es war Martin Luther. Hier hat er die gewaltigsten Kämpfe durchlebt; in der Einsamkeit der kleinen Zelle, die in dem jetzigen Waisenhause noch

*) Das älteste Grabmal in der Kirche ist vom Jahre 1316.

gezeigt wird, hat der Mönch die katholische Weltanschauung überwinden lernen, und als er das Kloster verließ, ging er hervor als ritterlicher Herold, um bald die Befreiung des deutschen Geistes zu verkünden. Die Vorbedeutung sei eine günstige! Katholiken und Protestanten werden einig sein, wo es das gemeinsame Vaterland gilt. Mögen alle Geistesschlachten, die hier geschlagen werden, zum schnellen Siege deutscher Freiheit und Einheit führen!

Wir begeben uns aus dem Martinsstift in die Kirche selbst. Jetzt schon ein deutliches Bild des herzustellenden Parlamentshauses zu gewinnen, ist schwer. Die Arbeiten sind erst im Beginne, da die vorhandenen älteren Pläne der Kirche sich als fehlerhaft erwiesen und die Aufnahme neuer einen Verzug herbeigeführt hat. Kaum glaublich erscheint dem Unkundigen die bestimmte Versicherung der Bauverständigen, daß der Bau bis zum zwanzigsten März vollendet sein werde. Doch wird mit der größten Energie gearbeitet. Dreihundert und vierzig Arbeiter, bis auf ein Paar sämmtlich aus Erfurt, eine wohldisziplinirte Schaar, über die zwei dazu bestimmte Zimmerleute und zwei Maurer abwechselnd jeden Tag die Aufsicht führen, sind Tag und Nacht thätig. Jetzt eben sind sie beschäftigt, breite und tiefe Gruben zu graben für die Pfeiler, die, etwa zwölf Fuß über dem Boden der Kirche, den Boden der Parlaments-Räumlichkeiten tragen sollen. Eine Anzahl von Mönchs-Schädeln und Gebeinen, die bei der Umgrabung zum Vorschein gekommen sind, wird zur Ausfüllung jener Gruben gebraucht; vielleicht ist dieser letzte Dienst der größte, den mancher jener Schädel je geleistet.

Für das Staatenhaus ist das Chor der alten Kirche mit seinem buntgefärbten Glasfenster bestimmt. Dies Haus wird 164 Plätze fassen, während für das, durch eine Mauer von ihm zu trennende Volkshaus das Schiff der Kirche mit 341 Plätzen bestimmt ist. Das Staatenhaus wird der Präsident des Volkshauses auf seinem Platze zur Rechten haben. Diesem Platze, so wie dem für die Schriftführer bestimmten und der Rednerbühne gegenüber im weiten Halbkreise werden eine große Anzahl Bänke für das Centrum errichtet werden, eine geringere zu beiden Seiten für die Rechte und Linke. Zu den für die Zuhörer bestimmten Tribünen wird im Volkshause eine Freitreppe außerhalb, — im Staatenhause innerhalb der Kirche führen. In der bisherigen Sakristei und den angrenzenden Räumen werden die Heizungsapparate hergestellt, in den ehemaligen Klostergebäuden die Büreaus des Hauses eingerichtet werden. Hier wird auch, in der Nähe eines mit Darstellungen aus dem Todtentanz geschmückten Saales, der Verwaltungsrath seine Sitzungen halten.

So viel kann ich Ihnen heut von den Arbeiten in unserm Parlamentshause berichten, denen ganz Erfurt mit dem größten Interesse folgt.

Erfurt! Ich weiß nicht, ob Sie es kennen, mit seinem ehrwürdigen Dome, den vielen Gärten, dem, südöstlich von der Stadt gelegenen Steigerwalde, von dem man auf die, zum Anbau von Küchengewächsen, namentlich von Brunnenkresse bestimmten.

von vielen Wassergräben umzogenen Beete — den größten Stolz der Erfurter — herabsieht. Wem die Brunnenkresse nicht ein volles Genüge gewährt, der wird in Erfurt wenig Befriedigung finden. Die Stadt, vor Jahrhunderten ein bedeutender Handelsplatz, ist von ihrer mittelalterlichen Größe längst herabgesunken; auch „kein Dalberg" ist mehr da. Die französische Gewaltherrschaft ist nicht mit leisen Schritten hier aufgetreten, und hat dauernde Spuren hinterlassen. Für ihren Druck konnte das Parterre der Könige, welches die erstaunten Erfurter im Jahre 1808 in ihrem Theater sahen, keine Entschädigung bieten. Jetzt sind Bureaukratie und Militär die beiden hier herrschenden langweiligen Mächte; ein Theil der Bürgerschaft, die s. g. höhere, schließt sich ihnen an, der andre Theil ist in jeder Beziehung charakterlos — (weder Katholicismus noch Pietismus machen sich hier bemerklich) — und wird sich bald als Spielball eines pfiffigen Demagogen brauchen lassen, der sich die Mühe gibt, ihn zu dominiren, — bald der gehorsame Diener der Willkür sein. In der Politik sind nur die äußersten Richtungen vertreten, die sich mit Erbitterung bekämpfen. Denunciationen sind nicht selten. Deutsch zu werden bemüht man sich jetzt, des Parlaments wegen. Das Familienleben ist philiströs, die Gesellschaften ohne Leben, der Ton kleinstädtisch. Die Frauen zeichnen sich durch den Mangel an Anmuth aus, ihren auffallend graciösen Gang schreibt ein Schriftsteller über Erfurt, der Medicinalrath Horn, dem schlechten Straßenpflaster zu. Früher muß Manches anders gewesen sein. Als Göthe vor siebzig Jahren seiner Freundin Charlotte Stein aus Erfurt schrieb, er sei hier in Gesellschaft gewesen mit „niedlichen Wisels," — damals war das Straßenpflaster besser, oder die Hypothese des Herrn Horn ist unrichtig.

Indeß scheint den Erfurtern klar zu werden, daß den hiesigen Zuständen eine Aenderung noth thue. Vielleicht führt der Reichstag auch einen neuen Tag für die Stadt herbei.

Indem ich diesen Brief schließe, erfahre ich, daß Herr v. Radowitz für Erfurt zum Reichstage gewählt ist. Zugleich geht die telegraphische Nachricht ein, daß unser früherer Abgeordneter für die Frankfurter Reichsversammlung, Graf Keller, der zu den Edelsten der deutschen Partei gehört und hier deshalb allgemein mißliebig geworden, in Merseburg gewählt ist.

Den 31. Januar 1850.

Friedrich Bodenstedt: Tausend und Ein Tag im Orient.

(Berlin, 1850. Verlag der Decker'schen Hofbuchdruckerei.)

Der Name des Verfassers ist durch seine frühern Schriften: „Die poetische Ukraine" und „Die Völker des Kaukasus" dem großen Publikum, der journalisti-

schen Welt außerdem durch seine taktvolle Leitung des Lloyd in dessen liberaler Periode zu Triest, bereits rühmlich bekannt. Bei einem Reisebuch aus dem Orient fragen wir zunächst nach der Berechtigung des Verfassers, nach seinem politischen Standpunkt, der Schärfe seines Blicks, seinen Interessen und seiner Darstellungskunst, und wir werden den Reisenden — wenn er nicht bestimmte wissenschaftliche Zwecke verfolgt, als Botaniker, Archäolog, Sprachforscher u. s. w. — um so höher schätzen, je besser es ihm gelingt, uns die Zustände und Eigenthümlichkeiten der fremden Menschen, unter denen er gelebt hat, verständlich und interessant zu machen. Bodenstedt hat beide Tugenden eines guten deutschen Reisenden, sowohl die häufigere, sich leicht und unbefangen in die fremde Welt, welche ihn umgibt, hineinzuleben, als auch die seltene, sich ein freies und sicheres Urtheil über das Empfundene und Erlebte aufzubauen. Als junger Mann aber mit tüchtiger norddeutscher Bildung kam er nach Rußland, von da in die transkaukasischen Provinzen des Czarenreiches, unter die Tscherkessen, nach der Türkei und so fort, seine eigenen Verhältnisse waren überall, wie es scheint, sehr günstige, denn sie erlaubten ihm, alle bedeutenden Menschen und Situationen in der Ruhe zu beobachten, und mit sicherem Schritt in Paläste und Hütten zu gehen; ein ungewöhnliches Talent für fremde Sprachen muß ihm außerdem den Umgang mit den Fremden sehr erleichtert haben. Was ihn überall fesselte und beschäftigte, war die Seele der Menschen und Völker, ihr ideales Empfinden, ihr gemüthliches Leben, wie es sich in ihrer Poesie, ihren Gebräuchen und Sitten abspiegelt. Dafür hat der Reisende einen sehr scharfen Blick, er weiß aus dem Einzelnen der Erscheinung das Wesen des Menschen darzustellen, und was noch mehr werth ist, er weiß auch aus dem Wunderlichen und Lächerlichen das Schöne und Menschliche herauszufinden. Er interessirt, weil er gut beobachtet, aber er macht uns auch lieb und vertraut, was er sieht, weil er selbst Liebe zu den Menschen in dem Herzen trägt, und während er sich den Eindrücken der Stunde hingibt, zu gleicher Zeit mit Laune und Humor darüber reflectirt. Diese gute dichterische Begabung ist der charakteristische Vorzug Bodenstedt's; für den Leser erwächst daraus der große Vortheil, daß ihm aus kleinen Zügen, auch da, wo der Reisende schnell, ja flüchtig über den Augenblick hinzugehen scheint, ein lebhafter Eindruck und ein gutes Verständniß der Menschen und Sitten zu Theil wird.

Das letzte Werk des Verfassers wird am Besten in Verbindung mit seinen früheren gelesen. Es ist mit seinen Bildern, Gedichten und Situationen eine heitere Ergänzung jener Bücher, in denen er die Poesie der Ukraine und das Reich Schamyl's dargestellt hat. Wenn in den Völkern des Kaukasus die kunstvolle Darstellung des philosophischen Systems der Muriden uns Respect vor den ethnographischen Studien Bodenstedt's abzwingt, so läßt man sich in diesem Buch durch die ruhige Heiterkeit seiner genießenden Seele fesseln. Der Verfasser führt von Moskau nach Tiflis und skizzirt auf der schnellen Reise durch eingestreute

Volkslieder und kleine Züge die Individualität der Stämme, durch welche er fliegt, er charakterisirt das altrussische Leben der Moskowiter durch die — vortreffliche — Uebertragung eines nationalen Gedichtes, das Lermontov aus alten Volksliedern zusammengesetzt hat, das Lied vom Czaren Iwan Wassiljewitsch; dann geht's ähnlich durch die donische Steppe nach Tiflis. Das Leben in Georgien und Armenien wird personificirt in einer Anzahl von drolligen und ernsten Figuren; durch die Hauptfigur des Buches, Mirza Schaffy, den Lehrer des Reisenden in der Tartarischen Sprache und der poetischen Weisheit des Orients; den armenischen Fürsten T., den Prediger von Eriwan, den Patriarchen des Ararat, die finstere Geschichte der Familie Abel-Chan's von Kaitach u. s. w.

Unter die Gestalten der Orients aber treten die Gebieter des Landes, die Russen, als weniger poetische Figuren auf, und man sieht über der ganzen bunten Welt des russischen Orients jenes Verhängniß schweben, das sich überall bereitet, wo ein untergehendes altes Volksleben mit einem neuen, unfertigen im Kampfe liegt. Von Tiflis fährt der Reisende zu den Ländern des schwarzen Meeres, in die ungesunden Fieberstationen an der Küste; und die letzten Eindrücke, welche der Zug in eine fremde Welt dem Leser hinterläßt, sind von ernster und drohender Art. — Der Verfasser verspricht eine Fortsetzung, wir erwarten sie schon nach dem Titel, der für den einen Band, welchen wir gegenwärtig in Händen haben, eine zu weite Hülle ist.

Aus dem Mittelpunkt des Buches, dem Kreise des weisen Mirza Schaffy theilen wir einen Abschnitt mit, charakteristisch für den Verfasser und die Welt, welche er schildert. Mirza Schaffy, der närrische Kauz, welcher nach orientalischer Auffassung das Tartarische nicht grammatikalisch als Sprache lehrt, sondern als Weisheit, in Sprüchen und Liedern von Hafis und seinen eigenen, hat seinem Schüler Bodenstedt schon oft von einem andern Weisen des Morgenlandes erzählt, der fast eben so weise sei, als er, Mirza Schaffy, der „Schüler" benützt einen Ausflug, diese zweite Größe zu besuchen:

Unter den wenigen, in Achalzich zurückgebliebenen Türken, war der hervorragendste Omar-Effendi, ein Schriftgelehrter, den ein kleiner Grundbesitz in dem unweit der Hauptstadt gelegenen Dorfe Adigion, sowie besondere Gunstbezeugungen der russischen Regierung an die Scholle fesselten.

Mirza-Schaffy hatte schon in den ersten Monaten unsers Beisammenseins an Omar-Effendi geschrieben: es hause jetzt in Tiflis ein junger Alim aus dem Abendlande, der bei ihm die Weisheit lerne, und der später auch eine Wallfahrt zu Omar-Effendi unternehmen werde, um seine Sprüche der Weisheit zu erforschen. Mein bescheidenes Dasein war also nicht nur dem Weisen von Adigion längst bekannt, sondern durch diesen auch zur Kenntniß der ganzen Nachbar-

schaft gekommen, wo Omar-Effendi nicht wenig an Ansehen gewonnen hatte, bei der Nachricht, daß sein Mund der Born sei, dazu die Weisen des Abendlandes gepilgert kämen, um daraus zu schöpfen.

Ehe ich meine Ausflüge in's Innere des Paschaliks antrat, entsandte ich Botschaft an den Weisen, daß ich den Stab der Pilgerfahrt ergreifen und demnächst bei ihm eintreffen werde. Darauf erhielt ich eine Antwort von Omar-Effendi, worin er mir sein Herz und seinen Verstand zu Füßen legte und sagte, daß die Schwelle seines Hauses nach dem Glücke seufze, von meinen Füßen berührt zu werden.

Ein russischer Offizier, der eine Dienstreise in das Innere des Landes zu machen hatte, bot mir seine Begleitung bis Adigion an; Giorgi, mein Diener, bat mich um die Erlaubniß, Jussuf, unsern Wirth, und noch einige Verwandte mitnehmen zu dürfen, so daß die Gesellschaft, mit der Kosakeneskorte, einen ganz stattlichen Reiterzug bildete.

Vorüberreitende Türken mußten inzwischen die Nachricht nach Adigion gebracht haben, daß eine Karawane im Anzuge sei, denn noch ehe wir einritten in das Dorf, kamen uns Botschafter von Omar-Effendi entgegen, welche Teppiche vor uns ausbreiteten, und uns mit Milch und süßen Früchten bewirtheten.

Trotz der Untiefen der schmutzigen Gassen von Adigion, und trotz der von furchtbarem Bellen begleiteten Angriffe der schaarenweis auf uns losstürzenden Hunde des Ortes, kamen wir mit einbrechender Dämmerung glücklich vor dem Hause Omar-Effendi's an.

Das ganze Dach, sowie der Balkon, war mit Menschen angefüllt, und Sänger waren aufgestellt, uns mit Saitenspiel und Gesang zu begrüßen.

Nach dem für Alle geltenden, landesüblichen Gruße, die Hand an Herz und Stirn zu legen, wandte sich Omar-Effendi zu mir und sprach: „Möge Deinen Fußtapfen Glück folgen! Mein Haus ist Dein Haus! Deine Wünsche sind mir Befehle!"

Darauf wurden noch eine Menge der schmeichelhaftesten Phrasen gewechselt. „Was sagt Togrul-Ben-Arslan!" — rief der Weise, — „Das Angesicht meines Gastes entzückte mich, also, daß mein Herz überquoll vor Freude!" — „Was sagt Fisuli!" — entgegnete ich — „So bin ich armer Wanderer zu Dir gekommen, wie ein Tropfen Wasser, der zum Ozean geschwommen!"

Inzwischen dauerte der Gesang und das Saitenspiel ohne Unterbrechung fort.

Trotz der dunkel hereinbrechenden Nacht blieben wir auf dem Balkon, der durch ein halb Dutzend riesig langer, aus geöltem Papier bestehender Laternen erleuchtet wurde.

Fortwährend wurden Früchte, Milchspeisen verschiedener Art und süßes Backwerk herumgereicht.

Meinem russischen Freunde, dem die ganze Scene so komisch erschien, daß er

nur mit Mühe durch fortwährenden Genuß der dicken Milch das Lachen unterdrücken konnte, war etwas unwohl geworden. Er klagte mir seine Noth, denn es war kein Ausweg zu finden, ohne eine allgemeine Störung herbeizuführen.

Der Balkon führte in das Selamlik (Begrüßungszimmer), welches wiederum mit den andern Gemächern des Hauses in Verbindung stand. Allein dort hinzugehen, wäre gegen alle Sitte des Landes gewesen; es blieb sonach nichts übrig, als vom Balkon herab auf die Dächer der angrenzenden Häuser zu steigen, was aber wegen der vielen Hunde sehr gefährlich war.

Ich wendete mich an Omar-Effendi und sagte: O Weiser! löse mir die Räthsel: es steht geschrieben, der Geist sei gewaltiger als der Körper, — und doch hat dieser mehr Gewalt über jenen, als jener über diesen. Wenn der Geist sich zum Himmel emporschwingt, so kann er den Körper nicht mitnehmen — wenn aber der Körper seine gewöhnlichsten Bedürfnisse hat, so muß die unsterbliche Seele ihm folgen!

Omar-Effendi lächelte, winkte einigen Leuten und befahl ihnen, Laternen zu bereiten, um zu leuchten, und Knittel, zur Abwehr der Hunde.

In wenigen Minuten erschienen acht dickbeturbante Türken und stiegen mit meinem russischen Freunde den Balkon hinab, auf die angrenzenden, terrassenförmig gebauten Häuser.

Ein riesiger Türke, in blutrothem Gewande, führte den Zug, in der Hand, tragend; der zweite Laternenträger ging hinterher, während die übrigen Begleiter, mit furchtbaren Knitteln bewaffnet, den Russen in die Mitte nahmen, um ihn vor den wolfähnlichen, von allen Seiten heranstürzenden Hunden zu schützen.

Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um zu erforschen, ob der richtige Anhaltpunkt gefunden sei.

„Wessen Dach ist dieses?" fragte der erste Laternenträger.

„Abdullah's, des Kaufmanns!" erwiederte der zweite.

„Das ist gefährlich; hier können wir nicht bleiben."

Und sie stiegen weiter hinab auf ein ganz niedriges Haus.

„Wessen Dach ist dieses?"

„Das Dach der Wittwe Ibrahim's, des Schneiders!"

Und sie ließen sich nieder auf dem Dache der Wittwe.

Am folgenden Tage reiste der Offizier weiter, Jussuf und seine Verwandten kehrten nach Achalzich zurück, und ich blieb mit Giorgi allein bei Omar-Effendi.

Unsere Mahlzeiten hielten wir gewöhnlich in den obstreichen Gärten des Dorfes, welche, wie das ganze Land, künstlich durch Kanäle bewässert waren. Auf den dunklen Rasen wurde ein Teppich gelegt, darüber eine kaum sechs Zoll hohe Tischscheibe gestellt, und rund herum saßen wir mit untergeschlagenen Beinen. Ein paar der angesehenen Einwohner des Dorfes befanden sich gewöhnlich in

unserer Gesellschaft, während andere in großer Zahl sich freiwillig zu unserer Bedienung anboten.

Ich mußte meinem Wirthe alle Lieder und Sprüche der Weisheit sagen, die ich von Mirza-Schaffy gelernt hatte, und der Weise von Adigion sang mir dafür die seinigen vor. Ich fand darin eben so viel Anmaßung und Selbstgefühl, aber bei Weitem nicht die Frische und Originalität, wie in den Gesängen Mirza-Schaffy's. Wir schrieben gemeinschaftlich Briefe an Mirza-Schaffy; mein Wirth, um seine Freude über meinen Besuch auszudrücken, und ich, um ihm nach langer Trennung wieder einen Bericht von meinen Erlebnissen zu geben. Wir rühmten gegenseitig unsere Handschrift, denn auf das Schönschreiben wird im Orient ein ungemein großer Werth gelegt; ja, es wird als ein wesentlicher Bestandtheil der Weisheit betrachtet. Darum kommt es hier nicht selten vor, daß ein Schriftgelehrter den andern auffordert, ihm einen Beweis seiner Schreibekunst zu geben, und ihn verhöhnt, wenn die Probe schlecht ausfällt.

Die Artigkeiten, welche Omar-Effendi mir über meinen Brief sagte, — den ich ihm zeigte, wie er mir den seinigen, — schrieb ich alle auf Rechnung Mirza-Schaffy's.

„Du thust wohl — entgegnete er — Deinen Lehrer zu preisen; aber die Weisheit läßt sich nicht ganz so verschenken, wie ein anderes Ding; nur halb kann sie gegeben, halb muß sie gewonnen werden. Es läßt sich kein Baum pflanzen auf Steinen, und keine Weisheit im Kopfe eines Thoren. Was sagt Hafis:

„Nie wirst Du den Juwel Deiner Wünsche erlangen
Durch eigene Mühe —
Und doch nie, o Hafis! wird er zu Dir gelangen
Ohne eigene Mühe!"

Ich zitirte ihm zur Entgegnung die Stelle aus der Bibel, wo es heißt: „Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird noch genommen, was er hat."

Er nickte einverständlich mit dem Kopfe, und ich fuhr fort: „Es geht mit den Sprüchen der Weisheit im Kopfe eines Thoren, wie mit dem Gelde in der Hand eines Bettlers, davon Saadi geredet: „In der Hand eines Bettlers bleibt das Geld so beständig, wie die Geduld im Kopfe eines Verliebten, und das Wasser im Siebe!"

„Aber eben so schwer — rief Omar-Effendi — wie es ist, die Weisheit in die Köpfe der Thoren zu bringen, eben so schwer ist es auch, die Thorheit ganz zu vertreiben aus den Köpfen der Weisen!"

„Weil auf dem fruchtbarsten Acker — entgegnete ich — auch das Unkraut am besten gedeiht. Es genügt, wenn der guten Früchte mehr sind als des Unkrauts, und dazu bedarf es schon großer Pflege und großen Kampfes. Ein Gleiches gilt von den Anlagen und Eigenschaften der Menschen. Was ist die Rein-

lichkeit? Ein Kampf gegen den Schmutz; — was ist die Tugend? ein Kampf gegen das Laster; — denn jedes gute Ding hat seinen schlimmen Gegensatz, und je beständiger der Kampf, desto größer der Werth des Menschen, weil seine Kräfte nicht ermatten, sondern gestärkt werden in solchem Kampfe."

Omar-Effendi sah eine Zeitlang schweigend vor sich hin, klopfte seinen Tschibuq aus, rückte an seinem Turban, und dann wandte er sich zu mir und sagte mit ernstem Gesichte: „Ich möchte wissen, wer von uns Beiden der Weiseste ist!"

Ich hatte Mühe, bei dieser seltsamen Frage das Lachen zu unterdrücken, aber ich bezwang mich und erwiederte: „Wie kannst Du solche Frage thun? Was ist ein Wassertropfen im Vergleich zur Perle? Was ist ein Staubkorn im Vergleich zum Diamanten? Was bin ich im Vergleich zu Dir?"

Er lächelte zufrieden über meine Antwort, aber bestand nichts destoweniger darauf, zu erforschen, wer von uns Beiden der Weiseste wäre.

Ich war neugierig, wie er seine Forschungen anstellen würde. Er ging in's Haus, holte ein paar gleiche Stücke Papier, gab mir eines davon, legte das andere vor sich auf's Knie zum Schreiben, und sagte: „Nun schreib', ich werde zu gleicher Zeit mit Dir anfangen!"

Da ich noch immer nicht fassen konnte, wo er hinaus wollte, fragte ich ihn: „Sag' mir, o Omar-Effendi! was ist Dein Rath und Begehren?"

Er bedeutete mich, ich solle ihn in Versen besingen, und er werde mich besingen, und wer von uns am ehesten das Blatt Papier ausfüllte, der sollte der Weiseste sein.

Ich hatte Mühe, ihm klar zu machen, daß es ein großer Unterschied sei, sich nothdürftig in einer fremden Sprache ausdrücken zu können, oder Gasels darin zu schmieden. „Und wenn ich noch zwanzig Jahre Türkisch lernte — schloß ich — so würde ich doch nimmer so schöne Verse drin schreiben können wie Du!"

„So schreib' Du in Deiner Sprache — entgegnete er — und ich werde in meiner schreiben. Nachher aber sagst Du mir, so gut Du kannst, was Du geschrieben."

Ich mußte mich fügen; wir setzten uns nieder, und der Wettkampf der Weisheit begann.

Es war mir natürlich leichter, eine Seite deutscher Knüppelverse zu schreiben, als es ihm sein konnte, eine Seite mit seinen türkischen Hieroglyphen anzufüllen.

Ich schrieb was mir eben durch den Kopf fuhr, und als er bemerkte, wie ich meine Feder rührig handhabte, während er kaum ein Dutzend Buchstaben gemalt hatte, rief er mir zu, ja aufmerksam zu schreiben, denn er werde das Blatt bewahren, und zeigen, wenn einmal wieder ein Weiser aus dem Abendlande zu ihm gepilgert käme.

Ich schrieb langsam weiter; da ich aber ein schlechter Gelegenheitsdichter bin, so konnt' ich nichts Besseres thun, als die Knüppelverse zu vollenden, in der Weise, wie ich sie begonnen hatte.

Ich war fertig, ehe er noch die Hälfte seines Blattes beschrieben hatte, aber ich schwieg, und zog unbemerkt mein Notizbuch aus der Tasche, um die Verse abzuschreiben, zum Andenken an den seltsamen Kampf der Weisheit in Adigion.

Doch selbst nachdem ich die Abschrift genommen hatte war Omar-Effendi noch immer nicht fertig.

„Hast Du Dein Gedicht vollendet?" fragte er nach einer Weile.

Ich antwortete „Ja."

„Zeige was Du geschrieben!"

Ich suchte ihm die Knüppelverse zu verdolmetschen, so gut es gehen wollte.

Und da vielleicht auch mancher Leser neugierig ist, den Inhalt jenes Blattes zu kennen, so lasse ich den Urtext hier folgen, ungefeilt und unverfälscht, in treuer Abschrift aus meinem Tagebuche, um der Wahrheit getreu zu bleiben, so sehr auch die Verse darunter leiden mögen.

An Omar-Effendi.

Ein Jeder hat sein Schicksal hier im Leben,
Wie's Allah ihm, der Einige, gegeben.
Erfüllt der Mensch, was ihm das Herz bewegt,
Thut er, was Allah ihm in's Herz gelegt.
Mir ward der Hang, durch alle Welt zu wandern,
Daß ich der Menschen Thun und Treiben lerne —
So zog' ich fort, von einem Land zum andern,
Und ließ die Heimath und die Meinen ferne.
Wohl oft fand ich, was Aug' und Herz ergötzte,
Doch nie, was meine Heimath mir ersetzte!
Ob trüb, ob heiter meines Schicksals Sterne,
Die Blicke schweiften heimwärts in die Ferne.
Bei Dir, o Omar! nur, sah ich und hört' ich
Das Ferne nicht, und nur was gegenwärtig
Erfüllte mich: so freudebringend ward
In Deinem Hause mir die Gegenwart!
Ich wiegte mich auf Deiner Gärten Matten,
Ich ward gekühlt von Deiner Bäume Schatten,
Zum Klang der Tschengjir schollen Lustgesänge,
Es harrte meines Winks der Diener Menge;
Ich labte mich an Deiner Weisheit Wort,
Du scheuchtest Sorgen, Gram und Zweifel fort;
Ich ward gesonnt von Deiner Freundschaft Blick,
Omar, bei Dir Nichts fehlte meinem Glück!
Gelobt sei Allah, daß er mir im Leben
Durch Dich solch' schönen Augenblick gegeben!
Lob, Preis ihm, daß er Dir mich ließ begegnen,
Und mög' er Dich und alles Deine segnen!

Der Weise schien sehr erfreut zu sein über das Bild, welches ich von dem Genuß seiner Gastfreundschaft gezeichnet; aber er weigerte sich, mir das von ihm beschriebene Blatt zu geben. Er sagte, es sei ihm nicht gelungen wie er es wünschte, und er wolle mir etwas Besseres dafür aufschreiben.

Da ich aber zuerst fertig geworden war, so entschied er den Kampf der Weisheit folgendermaßen: „In Deinem Stamme bist Du der Weiseste — in meinem Stamme bin ich der Weiseste!"

Darauf drückte er kräftig meine Hand, und ging in sein Harem, mit dem Versprechen, bald zurückzukommen.

Nach einer Viertelstunde erschien er wieder und sagte, er habe seiner Fatima erzählt von den Redeblumen, womit ich sein Haus überschüttet, und sie habe mir dafür ein Geschenk zugedacht, einen prächtig gestickten Tabaksbeutel.

„Es ist eigentlich nicht schicklich für den Mann — fuhr er fort — von seinen Frauen zu sprechen, aber ich mache eine Ausnahme, um Dich zu ehren. Und hier

— sagte er, indem er ein altes Buch aus seinem Gewande zog — hast Du ein Andenken von mir. Es ist das Beste, was ich Dir anbieten kann, denn es sind meine, meines Vaters und meines Großvaters Gedichte darin! Nimm es und behalte es als Preis für den Sieg im Kampfe der Weisheit!"

Wiener Zeitungen und Zeitungshelden.

4. Der Wanderer

hat die Allgemeine Oestreichische Zeitung beerbt, welche Minister von Schwarzer nach dem März gründete. An den Namen der Allgemeinen Oestreichischen Zeitung knüpfen sich traurige Erinnerungen; zwei ihrer ersten und Hauptmitarbeiter waren Becher und Jellinek, welche Fürst Windischgrätz wegen Preßvergehen (siehe das standrechtliche Urtheil) einfach todtschießen ließ. Der Fürst hätte sich gegen Thron, Altar und Adel versündigt, wenn er die seltene Gelegenheit nicht benützt hätte, an der Preßfreiheit, welche den Großen der Erde von jeher Schimpf und Verdruß anthat, eine blutige und in seinen Augen großartige Rache zu nehmen. Die Preußen haben später in Baden durch die Hinrichtung des Elsenhauns, Redacteurs des Rastatter Festungsboten, ein ähnliches Exempel statuirt. Der Haß gegen die Schreiber und Federfuchser scheint allen Soldaten gemein; den höher gestellten Federfuchsern können sie nicht zu Leibe, ja sie dienen den Diplomaten oft als blinde Werk- und Spielzeuge, wo sie selbst zu herrschen und zu regieren wähnen; um so willkommenere Beute wird stets ein armes Zeitungsschreiberlein sein, welches dumm genug ist, dem Kriegsgericht in's Garn zu laufen. — —

Die Presse war aber in Oestreich trotz alledem noch lange nicht gebändigt. Es ist vielmehr eine beachtenswerthe Thatsache, daß sie nach der Einnahme Wiens noch lange Zeit einen großen Theil der gewohnten Freiheit behielt. Man verfuhr glimpflich mit ihr bis zur Entscheidung in Ungarn durch den Einmarsch der Russen, allmälig stieg die Strenge, das militärisch gesinnte Ministerium schlug ihr erst mit dem Lineal, dann mit dem Ladstock, dann mit dem Flintenkolben auf die Finger. Vergleichen Sie die Wiener Zeitungen vom Winter 1849 mit denen von 1850; in prinzipiellen Dingen führte die sogenannte Opposition eine Sprache, die heute für hellen Braud und Hochverrath gelten würde; von den Errungenschaften schienen selbst Lloyd und Wiener Zeitung kein Pünktchen abzwacken zu wollen; die Freunde der Linken in Kremsier schrieben an die Ostdeutsche Post nicht nur wehmuthsvolle Briefe aus Tomi, sondern offene, wenn auch ohnmächtige Reden für die unantastbare Autorität des Reichstages. . . . . Kurz, es war mehr Preßfreiheit in Oestreich als jetzt, und jetzt genießen wir vielleicht noch größere Schreibefreiheit, als wir in einigen Monaten können werden. Mit dem Januar 1849 erstand auch die Allgemeine Oestreichische Zeitung von den Todten und suchte unter den Auspicien Schwarzer's, der in Kremsier als Abgeordneter vegetirte, den Ton ihres frühern Liberalismus, in zeitgemäßer Dämpfung, wieder anzuschlagen. Eines schönen Morgens jedoch ging es der Allgemeinen Oestreichischen Zeitung wie früher schon der Ostdeutschen Post; sie erhielt den Befehl zu verschwinden und Vater Welden oder Böhm konnte sich das Vergnügen nicht versagen, den gewesenen Minister von Schwarzer auf das Stockhaus zu setzen! Welch ein Triumph in Israel! Man hat bekanntlich nach Kategorien geschossen,

gehenkt, gepeitscht und eingesperrt. Alle mißliebigen Richtungen, Stände und Nationalitäten, Juden, Deutschkatholiken, Ausländer, Deputirte, Studenten u. s. w waren in Kasematten und auf Richtstätten gebührend vertreten. Nur ein moderner Minister fehlte noch, — nun saß einer, freilich nur der unbedeutendste aus dem Sommer 48, leibhaftig auf dem Stockhause. Einen Pillersdorf hätten die Schwarzgelben mit lauterer Freude über den Salzgries führen sehen, aber die Gutgesinnten sind gemäßigt, und begnügten sich, da kein größerer Sünder zu haben war, mit Schwarzer*).

Den Leib hatten sie erschlagen, aber die Seele der Allgemeinen Oestreichischen Zeitung lebt noch bis auf diesen Tag fort. Die Mitarbeiter Schwarzer's nämlich flüchteten in den „Wanderer", der bisher unter des Ritter von Seyfried Leitung vormärzliche Belletristik getrieben hatte und nun plötzlich im Format des verbotenen Blattes erschien. Lange mußte der Wanderer, gesenkten Hauptes und auf den Zehen, an Ministerhotels und Regierungsgebäuden vorüberschleichen, um nicht erkannt zu werden; er beschränkte sich auf Mittheilung von Nachrichten und hielt den Wienern Vorlesungen über die französische Restaurationszeit, über spanische, griechische oder italienische Geschichte, mit sehr schüchternen Seitenblicken auf die Politik der Gegenwart. Nach und nach wagte er sich als Tageblatt zu geberden und wird seitdem zur Opposition gerechnet, obgleich der Liberalismus der ehemaligen Allgemeinen Oestreichischen Zeitung in ihm dreifach verdünnt erscheint. Er hat es dahin gebracht, in der Times, dem Chronicle, dem Journal des Debats und dem Preußischen Staatsanzeiger als Autorität citirt zu werden; er ist in der That über Rußland und den Orient gut unterrichtet. Seine Hauptquelle ist ein junger Mann, der als Pianist ein paar Jahre in der Walachei und in Konstantinopel zubrachte und die Bekanntschaften, die er als Musiker in der diplomatischen Welt anknüpfte, jetzt als Journalist klug zu benutzen weiß.

Der Wanderer hat nicht die elegante Schreibart, die pikanten Entrefilets und die hübschen Feuilletons, mit denen die Ostdeutsche Post — Ostdeutsche Pest sagt man in gewissen bureaukratischen Regionen — ihre Lücken und Blößen verdeckt; auch der Wanderer hat so viel Selbsterhaltungstrieb, um die eigenmächtigsten und einschneidendsten Maßregeln des Ministeriums schweigend hinzunehmen, allein er legte in letzter Zeit den großdeutschen Eifer ab und hat, wenn er oft zur Unzeit schweigen muß, wenigstens für die Herrschaft des Fürsten Schwarzenberg über Deutschland nicht gesprochen. Wir möchten daher keineswegs dafür bürgen,

---

*) Ich kann das Datum dieses launigen Vorfalls nicht mehr genau bestimmen. Im öffentlichen Erlaß kam die offenherzige Bemerkung vor, daß man Schwarzer keines eigentlichen Vergehens überführt und das Kriegsgericht ihn auch deshalb freigesprochen habe, aber einige Tage Stockhaus würden dem gewesenen Minister, in Anbetracht seiner allgemeinen Unvorsichtigkeit in Aufnehmen von Artikeln nicht schaden, und deswegen habe der Civil- und Militärgouverneur für gut befunden, Herrn von Schwarzer die kleine Lection nicht zu erlassen. Diese väterliche Motivirung könnte eben so gut Welden wie Böhm, der einige Zeit an Welden's Stelle gouvernirte, zum Verfasser haben. Beide Generäle sind persönlich höchst achtbare Leute und gewiß vortreffliche Familienväter; es versteht sich überhaupt von selbst, daß unsere Kritik niemals den Zweck hat, die hohen Herrn in Wien persönlich anzugreifen, denn wir wissen sehr wohl, daß ihre Mißgriffe nicht ihrem Herzen zur Last zu legen sind. Böhm unterschied sich von Welden durch geringere literarische Fruchtbarkeit; dagegen pflegte er in mündlichen Aeußerungen recht originell sein. Einst verwarnte er die Redaction des Lloyd wegen eines unschuldigen Feuilletonartikels mit den Worten: Sie haben den Bem wie einen geschickten General dargestellt, ich aber sage Ihnen, er ist ein Rebeller! —

daß ihn nicht heut oder morgen Vater Welden zu einer neuen Seelenwanderung zwingt; denn grade nachdem er unlängst sich die tröstliche Bemerkung vorgesummt, daß die Regierung bisher nur solche Journale verboten habe, welche nationale Parteien vertraten, (Figyelmező, Bukowina, Narodni Nowini ꝛc.) und daß sie nur bei der „Presse" eine Ausnahme gemacht habe, erhielt er eine Verwarnung; er solle den Rand halten, sonst werde man an ihm eine zweite Ausnahme machen.

An die erwähnte Bemerkung des Wanderers knüpfte ein Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Lobpsalm auf das Cabinet, der aus hohlen Redensarten und lächerlichen Sophismen bestand, aber doch einen Fortschritt der Minister nachweist: sie sind aufrichtiger geworden. Voriges Jahr pflegte Herr Bach, wenn man über den Preßzwang klagte, achselzuckend und bedauernd alle Schuld auf die Militärherrschaft zu schieben; jetzt nimmt er die Schuld heroisch auf sich und läßt sich sogar von dem offiziellen ss. in der Augsburger (Zedlitz oder Szarvassy) auf die unanständigste Weise dafür loben. Das Ministerium sei unglaublich stark, die ungeheuere Majorität der Oestreicher hänge ihm an, sagt ss., dennoch aber findet er die Unterdrückung so vieler Journale nothwendig und löblich. Ein seltsames Zeichen moralischer Stärke! Echt vormärzlich ist auch der unendliche Werth, den dieser Lobjodler auf die Herablassung und die schlichten Manieren der Minister legt. Nun, Herr Manteuffel hat mit Berliner Philistern Weißbier getrunken und darauf das Evangelium der Pairie verkündet. Diese „grundbürgerlichen", diese „bescheidenen" Herren nennen jedes Blatt oppositionell, in dessen Spalten sie nicht geradezu vergöttert werden; diese aufrichtig liberalen Geister verbieten Zang's „Presse", weil sie Schwarzenberg nicht mit Oestreich identificirt; weil sie keine constitutionelle Monarchie mit unumschränkten Ministern kennt; weil sie mit ehrlicher Consequenz und größerer Einsicht an dem November-Programm festhält, als dieses selbe Ministerium, von dem es ausgegangen ist, und weil sie zu zweifeln wagt, ob die Schwarzenberg'sche Politik gegen Deutschland mit dem Geiste jenes Programms und der ganzen oktroyirten Verfassung vereinbar ist. Die „Presse", welche jetzt in der Brünner Verbannung eine eben so taktvolle und verständige Sprache führt, wie früher in Wien, bleibt verboten. Ein in Oestreich erscheinendes Blatt, dem kein östreichischer Staatsanwalt, kein östreichisches Gericht das Mindeste anhaben kann, bleibt in zwei Drittheilen von Oestreich verboten! Das ist nur eine von den zahllosen Monstrositäten, die unter dem Schutze jenes Belagerungszustandes wuchern, den der tiefsinnige Schmeichler in der Augsburger Allgemeinen hartnäckig als die nothwendige Hülle darstellt, unter deren Schirm allein organisirt werden könne, und die plötzlich von dem fertigen Neubau fallen werde, wie der Schleier von der vollendeten Bildsäule oder das Holzgerüst von einem ausgebauten Dom. Elende Phrase! Daß unter Serben und Walachen die Ordnung nur durch das Bayonnet zu erhalten ist, mag wahr sein, aber daß Herr Bach den Schutz von 30,000 Mann braucht, um seine Vorträge zu schreiben, daß die Vorbereitungen zur Einführung von Schwurgerichten die Unterdrückung von Journalen und die Aufhebung der persönlichen Freiheit erfordere, sollte man ernsthaften Leuten nicht aufschwatzen wollen.

Nein! Die Militärherrschaft hindert jede Organisation; nicht nur die Theilnahme der Gebildeten, sondern selbst die Thätigkeit der Beamten zur Herstellung gesetzlicher Freiheit wird durch sie tödtlich gelähmt. Niemand wirkt und arbeitet als das Militär und die ihm untergeordnete öffentliche und geheime Polizei. Letztere hat einen fabelhaften Aufschwung gewonnen, denn die Angeberei wird jetzt zugleich von bürgerlichen und militärischen Spitzeln getrieben, die einander controliren; dazu kommen außerdem, spornend und anfeuernd, die zahlreichen Dilettanten im Spitzelthum, die unbezahlten und freiwilligen Zeloten der Reaction. Der Zweck heiligt nie die Mittel, aber in Oestreich werden die abscheulichsten Gewalt-

schritte als Mittel zu einem Zweck entschuldigt, den Niemand kennt, der den Ministern selbst unklar und unsicher „vorschwebt." Die Constitution und die neuen Landtagsverordnungen, die Centralisation und die Politik gegen Außen sind Widersprüche. Ihre Gleichberechtigung der Nationalitäten gilt vollends nur im verneinenden Sinne. Mit einem Worte, sie verhalten sich gegen Innen eben so negativ wie gegen Außen.

Sie beschäftigen sich mehr mit Berlin als mit Wien; sie haben Oestreich auf's Stockhaus gesetzt, um in Ruhe und Bequemlichkeit Deutschland magnetisiren zu können. Sollte, wie es unglücklicher Weise den Anschein hat, der Schwarzenberg'sche Geist der Verneinung den letzten Sieg erfechten, dann werden die Wiener Großdeutschen bald selbst gestehen, daß ihr Sieg nur ein Sieg dynastischer Launen, kein Sieg östreichischer Volksinteressen ist. Wenn Schwarzenberg die deutsche Sache in Händen hat, so wird er sich von der Ostdeutschen Post nicht sagen lassen, welchen Gebrauch er von seiner Gewalt machen soll. Traurig genug, daß Preußen sich mit eigenen Füßen scheint lahm treten zu wollen, nur um Deutschland nicht führen zu müssen; aber gegen die Herrschaft des östreichischen Einflusses wird auch künftig jede deutsche Hand und Feder gerichtet sein; denn den Anstoß zum Fortschritt kann Oestreich von Deutschland erhalten, der umgekehrte Fall aber für dies Jahrhundert eine Unmöglichkeit.

Schriften über Ungarn.

Aus Wien.

Wieder liegen einige Bücher, Ungarn betreffend, auf meinem Tische. Bevor wir sie besprechen, müssen wir einiges früher Gesagte ergänzen. Unsere Vermuthung, daß der magyarische Legationssecretär in Paris, Szarvady, nicht an Schütte's angekündigtem Buche mitarbeiten werde, ist durch dessen eigene Erklärung seitdem bestätigt. Wer aber die Zuversichtlichkeit, ja man könnte sagen, Dreistigkeit Schüttescher Angaben kennt, wird es begreifen, daß selbst das ziemlich genaue Wissen des Gegentheils bis zu einer bloßen Vermuthung eingeschüchtert wird. Der Verleger des Schütteschen Buches verbreitet aber noch immer jene prunkende Annonce, wobei die Mitarbeiterschaft der Magyaren als Lockspeise dient.

„Ungarns gutes Recht", unter der Firma London, W. M. Watts, 1849 und in englischem Geschmacke gedruckt, ist ein deutsches Verlagswerk, wie wir nachträglich hören; es thut dies aber seinem Gehalte keinen Abbruch. Die Denkschrift ist von keinem Diplomaten, aber von einem Ungar, aus Szegedin gebürtig, verfaßt.

Neben den vielen schlechten Schriften über die Vorfälle in Ungarn finden wir eine gute und zu empfehlende, wo wir sie am wenigsten vermutheten:

Die letzten Tage der magyarischen Revolution. Enthüllungen der Ereignisse in Ungarn und Siebenbürgen seit dem 1. Juli 1849. Von Alexander Szilagyi.

Das Buch ist eine Uebersetzung aus dem Ungarischen und in Pesth verlegt; ersterer Umstand läßt Parteidarstellung vermuthen, letzterer eine standrechtliche Verstümmlung und Entstellung. Beides ist nicht der Fall, wenigstens nicht in dem Maße, um der Darstellung Eintrag zu thun. Der Verfasser ist Magyar und verleugnet seine Sympathien nirgends, aber er ist nicht blind gegen die Thatsachen und bemüht sich, Alles authentisch nachzuweisen. Die Beilage enthält an

30 Urkundenstücke; das Werkchen selbst ist chronologisch gegliedert in 50 Abtheilungen. Im Vorwort heißt es:

„Ich glaube nicht, daß ein nüchterner Mensch, seit die russischen und östreichischen Doppeladler sich gegen die ungarische Revolution vereinigten, nur einen Augenblick an ihrer Vernichtung zweifeln konnte. Der Glanzpunkt auf den Blättern ihrer Geschichte ist das Verdienst der Nation — was aber gleich einem rothen Faden sie durchzieht, ist die Unkenntniß, die Ueberschätzung des Volkes und seiner Kräfte." — Dies ist ein wohlzubeachtendes Bekenntniß und Urtheil eines Magyaren, der Augenzeuge war und alle Persönlichkeiten des Dramas genau kennt. Szilagyi beginnt damit, daß Görgey bereits im Januar 1849 einem friedlichen Ausgleich nicht abhold war; der Unabhängigkeitserklärung war er aus Ueberzeugung entgegen.

Szilagyi erwähnt eines in Arad am 11. August bei Anbruch des Tages gehaltenen Kriegs- und Ministerrathes; Kossuth und Görgey sollen sich dabei, der Erste wegen seines Ehrgeizes, der Letztere wegen seines Rachedurstes gegenseitig die bittersten Vorwürfe gemacht haben.

Die Darstellung endet mit den Worten: Gott der Gnade verleihe ein neues Leben dem schönen Vaterlande der Magyaren.

Die Katastrophe machte die chinesischen Mauern der Komitatsautonomie und der Municipalitäten für die Zukunft unmöglich, so wie die chimärischen Bestrebungen auf eine nie erreichbare Unabhängigkeit. Dieser letzte Punkt war es eben, welcher, indem er Zwietracht heraufbeschwor, ihr Werk, für das sie die Fahnen ergriffen, zertrümmerte und die Macht der 172,000 Bayonnette brach. — „Friede mit uns und dem schwer geprüften Vaterlande!"

In Heften, mit schlechten Karten verzierte, erscheint in Meißen bei Gödsche: Ungarn, seine Geschichte, seine Nationalitäten, seine parlamentarische Entwicklung, sein Kampf ꝛc. Von einem ungarischen Offizier.

Das Werkchen ist mit Fleiß geschrieben und zusammengetragen, und die ersten drei Hefte enthalten manche gute Zusammenstellung. Der Verfasser scheint mit den ungarischen Zuständen einigermaßen bekannt zu sein, jedenfalls ist er ein ungarischer Parteimann. So schreibt er im 6 Kapitel: „Die neue Geschichte Ungarns und Oestreichs hebt (?) mit dem 3. März 1848 an." An diesem Tage hielt Kossuth in der untern Tafel zu Preßburg die bekannte meisterhafte Rede, worauf die Adresse an den König um radikale Abhilfe angenommen wurde; der Agitator stützte sich auf die eben aus Paris eingelaufenen Nachrichten. Der ungarische Offizier meint, daß diese Rede das Metternichsche System gestürzt habe. „Wie ein Herbstwind die dürren Blätter, so trieben Kossuth's Worte die Lügen und Kniffe Metternichscher Herrschaft vor sich hin und fegten den Boden Oestreichs rein von der alten Knechtschaft." — Außer solchen Extravaganzen herrscht ein guter Ton in diesen Skizzen, und sie orientiren den Leser zu einem leichtern Ueberblick der Ereignisse. Die innern Motive sind nicht enthüllt, der Autor hält sich zumeist an die äußern Erscheinungen.

Die beigegebenen Porträts zeigen doch einige Aehnlichkeit mit den Originalen und Görgey ist sogar gut getroffen.

Die letzten zwei Jahre Ungarns. Chronologisches Tagebuch der magyarischen Revolution. 3 Bde. in 6 Lieferungen zu zehn Bogen. Wien 1850 (Sollinger). Es ist erst die erste Liefrg. erschienen. Verfasser: Johann Janotyckh von Adlerstein.

Wir gestehen, daß wir in einiger Verlegenheit sind bei Besprechung dieses Geschichtswerkes. Es gibt Dinge, die man in der gebildeten Gesellschaft zu nen-

nen vermeidet, und die man beim Gebrauch nur mit einer Kneipzange anfaßt, um sich nicht zu beschmutzen; es gibt Menschen, denen man sich so ferne hält, daß nicht einmal das Kleid im Vorbeistreifen berührt werde. Einem solchen Menschen und solchen Dingen gegenüber befindet sich der Kritiker dieses Buches. Die Presse hat nicht so bald ein ähnliches Erzeugniß der Gemeinheit und Verworfenheit, der Ignoranz und Böswilligkeit, des Spitzelthums und der Nadererei auf den Markt geschleudert. Nur im Sumpfe des Belagerungszustandes können solche Pamphlete gedeihen.

Die Militärbehörde der Residenz wird aus diesem Libelle erkennen, welche Spießgesellen unter ihrer Obhut sich als Lobpreiser des Kaisers und der Regierung hervorwagen dürfen; sie wird erkennen, wohin die Censur führt, welche den ehrlichen Freimuth erstickt, damit man den Uhuruf solcher Vögel höre. Wir würden die persönliche Ehre aller jener Männer angreifen, welche Theil haben an der Regierung oder an der Executivgewalt, wenn wir ihnen zumutheten, um die Veröffentlichung dieses Buches vorher gewußt zu haben; allein es erschien unter ihrer Aegide, und der Wiener Verleger, Sollinger, glaubte wohl durch dieses Werk sich einen patriotischen Anstrich zu geben. Unerklärbar bleibt es sonst, daß ein gebildeter Mann durch solche Bücher seine Handlungsfirma verunzieren läßt.

Nach diesem Vorworte fühlen wir uns verpflichtet, dem freundlichen Leser eine Einsicht in dieses Werk zu verschaffen; er soll selbst urtheilen, es bedarf nicht unserer Kritik. Wir werden mehrere Stellen excerpiren, und bemerken nur noch, daß es sich hier gar nicht um eine politische Tendenz handle; man würde dem Autor und seiner Schrift unverdiente Ehre erweisen, ihm überhaupt Politik oder Tendenz zuzumuthen, und die Regierung, der er angeblich dient, hätte Grund genug, ihm jene Strafe dafür zu Theil werden zu lassen, die er bereits einmal, da er als gemeiner Küraſſier in der Armee diente, more consueto erdulden mußte.

Das Tagebuch der Revolution beginnt mit einem Rückblick auf das Jahr 1847, in welchem ein Ehepaar in der Zips aus Hunger ein bettelndes Mädchen abschlachtete und verzehrte. „Solche, wenn auch immer nur als psychologische Anomalien (?!) auftauchende Entwürdigungen des Menschengeschlechts dürfen am Wenigsten in Ungarn Staunen erregen, allwo die Bewohner der unabsehbaren Pußten und endlosen Steppen vor dem in der Wildniß lebenden Thiere sich noch immer durch nichts Anderes auszeichnen, als einzig und allein durch das Sprachvermögen, welches einzige Unterscheidungsmerkmal sie aber wieder nur in so weit zu gebrauchen wissen, als sie dessen zur Mittheilung und Befriedigung ihrer thierischen Gelüste unumgänglich bedürfen."

So beginnt der Herr von Adlerstein; hierauf erzählt er vom Menschenhan-

del, der damals getrieben wurde, weil die auf offener Straße verhungernden Slovaken ihre Kinder verkauften. Wer sich der Mildthätigkeit erinnert, die damals in ganz Oberungarn ihre Hände öffnete, und daß Hunderte Familien die verlassenen Kinder zu sich nahmen und den Eltern noch eine Wegzehrung gaben, wird die Anklage des Scribenten zu würdigen wissen, der das ganze Land und die Millionen Einwohner beschimpft, um die östreichische Regierung zu beloben, weil sie zur Linderung der Noth — 200,000 Gulden spendete; eine Summe, welche nicht hinreichte, die arme Bevölkerung des einzigen Arvaer Comitats mit Kleienbrot zu versorgen.

Seite 42 wird, nachdem die tiefe Demoralisation, die Alles ergreifende Sittenverwilderung der magyarischen Nation behauptet wurde, zuerst Kossuth's Name genannt; die Begrüßung dieses Mannes lautet wörtlich:

„Dieser Volksbetrüger barg nur zu fest in seinem gleißnerischen Busen die sehr wohl berechnete Ueberzeugung, daß zur Erreichung seiner teuflischen, mit der Hölle vertragsmäßig abgeschlossenen Pläne (!!) ihm nur ein bereits gänzlich demoralisirtes Volk zum blinden Werkzeuge dienen könne."

Das ist neu; wenn nur Herr von Adlerstein so gefällig sein wollte, den Höllenvertrag Kossuth's zu publiciren; hiermit wäre das Räthsel gelöst, wie die ungarische Revolution erst durch die rechtgläubigen Russen bewältigt werden konnte.

Seite 57: „Kossuth, diese Riesenschlange der niedrigsten Lüge und sein berechneten Intrigue, dieser Heuchler, welcher öffentlich mit der heißesten Pietät für König, Recht und Gesetz prahlte, in seinem tiefsten Innern aber schon damals (1847) nach der künftigen Präsidentschaft der ungarischen Republik mit lüsternen Blicken hinüberschielte, gewann dadurch, daß er sein Glaubensbekenntniß vorerst durch eine seiner willfährigen Kreaturen verlautbaren ließ, den Vortheil, mit Muße den Eindruck beobachten zu können, den eine Rebellion predigende Katechismuslehre bei allen Klassen der Gesellschaft nothwendiger Weise hervorbringen mußte."

Diese Anspielung trifft Stancsics' Sprachlehre und in Leipzig in ungarischer Sprache erschienenes Volksbuch, wofür der Verfasser eingekerkert wurde, denn er hatte — unerhört! — für die Aufhebung der Robot und des Zehends geschrieben. Herr von Adlerstein fügt entrüstet hinzu: „Dieser Kossuth'sche Söldling bewies eine viel größere Niederträchtigkeit noch dadurch, daß er diesen offenen Aufruf zum Hochverrath (?) und zur Empörung — (hört!) Sr. k. k. Hoheit dem Hrn. Erzherzog Palatin als ein Memorandum widmete und so sich nicht einmal scheute, die grauen Haare des anerkannt verdienstvollsten Beschützers Ungarns mit der unverhohlenen Beleidigung des schamlosesten Spottes und Hohnes frecher Weise anzutasten." (S. 60.) „Stancsics mußte sein niedriges Verbrechen in den Kasematten der Ofener Josephsbastion büßen."

Mit den Worten: „Wir sehen, daß der zwei Jahre später in Debreczin aus-

gesprochene Beschluß des Kossuth'schen Rumpfparlamentes — die Erklärung Ungarns zur Republik — schon 1847 ausgearbeitet war" — schließt der Rückblick, und Herr von Adlerstein erzählt die Deputirtenwahl für den letzten Preßburger Landtag. Er schildert das Stimmenwerben der Pesther Demokratie, die aber, wie bekannt, im aristokratischen Ungarn nie eine Stimme hatte, für Kossuth. S. 80. „Bei diesem Haschen, Forciren, Betäuben und Erkaufen der Wähler, woran sich Oligarchen (!) und Sansculotten (!), Centralisten (?) und Municipalisten (??), Aristokraten und Demokraten, Bürger, Bauern und sogenannte Honoratioren thätigst betheiligten, unterließ man nicht, selbst der niedrigsten, schon an Menschenverworfenheit grenzenden Mittel und der baroksten Beweggründe sich zu bedienen."

Der Herr von Adlerstein sind so ignorant, daß sie nicht wissen, was ein Centralist, Municipalist, Oligarch oder Sansculotte ist; und nachdem er selbst sagt, daß Alle und noch Einige für Kossuth stimmten, fügt er hinzu: „Dieser Ausfluß des öffentlichen (?) allgemeinen Willens war nur ein scheinbarer, und im Grunde nichts Anderes, als eine Folge der schon lange im Pesther Comitate so sehr überhand genommenen Uebertriebenheiten und Ultra-Ideen."

Betreffs der Geldmittel, welche für die Wahl Kossuth's aufgeboten wurden, offenbart der Historiker: S. 82. „daß auch das Pariser junge Italien, die brüsseler polnischen Republikaner und der Club (??!!) der neapolitanischen Lazzaronis beigetragen habe."

Kossuth aber versprach den Bandschuhmännern die Zurückerstattung jener 180 Millionen, welche nach dem Pariser Frieden England von Frankreich zu dem Zwecke erhielt, daß es diese Summe an die ungarischen Insurgenten als Schadenersatz vertheile.

Wahnwitzigeres wurde lange nicht ausgeheckt, und Herr v. Adlerstein schreibt hierzu: S. 83. „Leider ist wenig Hoffnung vorhanden, daß noch im 19. Jahrhundert der Tag anbrechen sollte, an welchem der letzte bornirte, dummstolze und arrogante Magyare zu Grabe getragen werden wird."

Kossuth wurde damals mit 3000 gegen 1300 Stimmen erwählt, und Herr von Adlerstein benützt diesen Moment, um eine Biographie des Agitators zu liefern. Zuerst leugnet er ihm seinen Namen ab; er heiße nicht Kossuth, sondern slovakisch: Kohut, Hahn. Das erste Meisterwerk verschmitzter Scheinheiligkeit und perfider Lüge habe Kohut dadurch abgelegt, daß ihn ein katholischer Bischof, als einen hoffnungsvollen Jüngling, lieb gewann!! Kohut habe jedes Wort seiner Stubenkollegen dem Bischof denuncirt, und „diese gleißnerischen Schlangenwindungen (S. 91.) waren die ersten praktischen Versuche eines Charakters, der nur der schrecklichen Berühmtheit eines Herostrat, Catilina's und ähnlicher Menschenscheusale zugestrebt hatte. Endlich wurde der entlarvte Pharisäer Kohut von seinen Kollegen geprügelt. In Eperies warf sich Kohut während der Studienzeit allen

Ausschweifungen in die Arme und brachte die kostbare Zeit mit Kartenspiel, Trinkgelagen und galanten Abenteuern durch. In Pesth dasselbe. Dennoch meint Herr von Adlerstein, daß „Kossuth ein tüchtiges Talent, vereinigt mit einer sehr begeisterten Phantasie nicht abgesprochen werden kann, aber sein so viel gerühmtes Rednertalent (S. 94.) beschränkt sich einzig und allein auf die Gewandtheit einer wortverdrehenden Pfiffigkeit und oratorischen Floskelmacherei." (S. 95.) „Was die moralische Seite seines Charakters betrifft, so erblicken wir auch hier eine, alle edleren Regungen des Herzens und Gemüthes tief erfassende (?) Verwilderung des Rechtsgefühls, welche Entartung schon sehr frühzeitig bei Kossuth Wurzel gefaßt hatte."

Der Galimathias geht so fort. Aber Herr v. Adlerstein begnügt sich nicht mit diesen kritischen Unwahrheiten, er erfindet auch Thatsachen; so erzählt er (S. 95): „Bei einer Tafel *stahl* Kossuth eine goldene Dose, und versetzte diese bei der Besitzerin eines bekannten liederlichen Hauses."

Dann erzählt er ein Verhältniß zu einer Kaffeesiederstochter, welche dem „brunetten Schwarzkopf" (S. 96) ihre Sparbüchse, ihre Ringe und ihre Tugend opferte, dann ihre Eltern für ihn bestahl, und als er sie dennoch verließ, nach der Entbindung starb.

Wir brauchen nicht zu wiederholen, daß auch nicht ein Jota an diesen Erzählungen wahr ist; aber Herr v. Adlerstein urtheilt darnach: (S. 98) „Das Taschenspielergenie Kossuth's begann sich immer weiter zu entfalten und großartigere Experimente im Gebiete schnurkenhafter Gaunerei anzustellen, indem der Betrüger par metier mit den ihm anvertrauten Waisengeldern und Verlassenschaftssummen für sein eigenes Interesse zu manipuliren anfing. Ein Deficit von 12,000 fl. war das Resultat. Durch Entdeckung dieses Diebstahls kam Kossuth in eine Criminaluntersuchung. Das Mitleid einer schönen Dame entzog den angehenden Cartouche der verdienten Strafe."

Buchstab für Buchstab Adlersteinsche Lüge, und dieser selbst staunt über die Sonderbarkeit, daß Kossuth „trotz dieser schlechten Streiche, die eigentlich schon Verbrechen genannt werden müssen" (S. 99) am Vicegespan des Comitats, dem ehrenhaften Baron Vay einen Protector fand, und von einem andern Magnaten als Ablegat zum Reichstagsstellvertreter erwählt wurde.

Herr von Adlerstein strengt hierauf seine Phantasie an, um die Verurtheilung Kossuth's wegen der bekannten geschriebenen Zeitung darzustellen, und treibt die Lüge so weit, daß er den Protonotar Szögeny nennt, welcher auf Todesstrafe erkannt haben soll. Jeder Satz, jede Thatsache, jede Angabe — eine Lüge; wir können diesem Getriebe nicht folgen, denn es müßte eine noch dickleibigere Geschichte geschrieben werden. Die Magnaten sollen 60,000 fl. für den eingekerkerten Kossuth eingebracht haben. (S. 101) Es ist bekannt, daß er nicht das trockene

Brot, und nur einen alten Rock und ein Hemde hatte, als er aus der Festung kam, und seine Braut lebte durch Händearbeit. Adlerstein berichtet: „Kossuth habe sich bei Pesth ein Landgut gekauft mit jenen Geldern, welche ihm das lächerliche Mitleid und die unzeitige Theilnahme an seinem überstandenen Märtyrerthum von allen Seiten so reichlich zufließen ließen." (S. 102) Lüge! „Auf diesem Landgute bildeten schon damals (1840) die blutdürstigsten magyarischen Jakobiner und Matadore der Rebellion den geheimen Verschwörungsclubb, um über das im Plane liegende große Räuberdrama (!) zu berathen." (S. 103.)

(S. 106) „Alles was im Lande gegenseitigen Haß und Zwietracht erregen konnte, wurde von der Bosheit Kossuth's aus der Hölle (!) heraufbeschworen, um die Millionen Ungarns zur Ausführung seines lange ersonnenen, nun in's Werk tretensollenden Racheplanes willfährig und dienstbar zu machen." Bei der Sprachenfrage weidete sich Kossuth an dem immer weiter fressenden Eitergeschwüre (S. 106), bei der Tollhausidee des Schutzvereins brachte er sein Schifflein in's Trockene, die Summen für die Fabriken flossen in seine Tasche, und bei dem Handelsverein spielte er mit dem flüchtigen Szabo unter einer Decke. Und dieser Charlatan, Lump, Dieb, Vagabund, Wüstling, Waisengeldverschlepper, Betrüger, Filou (all diese Beinamen bekömmt Kossuth von Hrn. v. Adlerstein) wurde er der Götze des Landes. Aber Herr v. Adlerstein bemerkt hierzu (S. 107) „daß Kossuth in der Geschichte seines Jahrhunderts weder als moralische, noch als politische Größe je (!) fortleben kann. Der von seiner Mitwelt schon (?) vollends (!) gebrandmarkte Volksbetrüger kann, wenn Clios Griffel einst seine Thaten wahrheitsliebend in das Gedenkbuch der Welt verzeichnen wird, in der Reihe hervorragender Persönlichkeiten keine andere als die Stelle eines Großmeisters aller Banditen, Räuber und Mordbrenner einnehmen." Wörtlich, und im Buche mit durchschossenen Lettern gedruckt. Aber gleich darauf gesteht Herr v. Adlerstein: „Nie hatte ein Deputirter sich ähnlicher Ehrenbezeugungen zu erfreuen, wie Kossuth zu Theil wurden," (S. 108.) „dessen ganzes Streben, — nach Adlersteinscher Ansicht (S. 107) — immer nur gemeinen Diebstahl und Betrug zum Resultate hatte."

Mit einer Schilderung des Preßburger Reichstags 1847—48, das heißt Abdruck der damals in den deutsch-ungarischen Blättern veröffentlichten Verhandlungen schließt dieses erste Heft dieses Adlersteinschen Tagebuchs der Revolution. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, welchen Geistes Kind der Leser vor sich hat. Allein noch genauer soll dieser Herr v. Adlerstein in einem zweiten Werke gekannt werden, das gleichzeitig unter dem Titel: „Federzeichnungen" vom Stapel lief.

Wir behalten uns vor darauf zurückzukommen, und zugleich eine biographische Notiz über besagten Herrn Janotyckh v. Adlerstein zu liefern, damit das Lesepublikum erfahre, welches Subject sich erdreistet, Geschichtswerke unter dem Schutze der Militärgewalt zu schreiben.

Rettung eines Wiener Legionärs.

Mit dieser Ueberschrift geben wir folgendes Fragment aus einem zweibändigen Werke von Dr. F. W. Ebeling, welches binnen Kurzem unter die Presse kommen und eben so interessante, als wichtige Aufschlüsse über die und zu der Geschichte der Jahre 1848 und 49 bringen wird:

Unter den Kämpfern der Wiener Oktoberrevolution, welche erst am 31. desselben Monats darauf bedacht waren, ihr Leben in Sicherheit zu bringen, befand sich auch der Legionär Dr. med. Tindel. Noch donnerten die Kanonen Jellachich's an das Burgthor, als Tindel, das Unnütze jedes längern Kampfes einsehend, sich eiligst nach seiner Wohnung zu begab; allein wenige Schritte von derselben entfernt, zeigte ihm das Aussehen eines Haufens Bewaffneter, daß er schwerlich unangefochten in diese gelangen würde. Halb verzweifelnd begab er sich schnell zurück und stürzte in das erste, beste Haus hinein, in der Absicht, auf Glück oder Unglück eine mitleidige Seele anzutreffen, welche ihn verbergen und seiner Sicherheit Vorschub leisten könnte. Eine Etage hoch angekommen, tritt er in ein offenstehendes Entree, öffnet die nächste Thür, und befindet sich im Boudoir einer Dame, die sich sogleich vom Sopha erhebt und ihm entgegentritt. Tindel wirft sich ihr zu Füßen und ruft: „Retten Sie mich, gnädige Frau! In meine Wohnung zu gelangen ist unmöglich, und auf der Straße kann ich nicht bleiben." — „Mein Herr," erwiedert die Dame festen Tones, „Sie sind Legionär! Wissen Sie, daß Ihre Anwesenheit bei mir von der höchsten Gefahr für Sie sein könnte? Ich bin die Baronin Jellachich." — Jellachich, der Banns von Croatien, hatte bekanntlich einen Bruder in der östreichischen Armee, der unseres Wissens als Oberst in der italienischen Heeresabtheilung stand, vor dem 6. Oktober nach Wien versetzt worden war, am 6. die Stadt mit Auersperg's Truppen verlassen, seine Frau und Nichte aber wohlbeschützt noch zurückgelassen hatte.

Die Baronin bemerkte jedoch kaum den Eindruck, den ihre Worte auf Tindel natürlicher Weise hervorrufen mußten, als sie auch schnell hinzusetzte: „Doch — stehen Sie auf — und begeben Sie sich in dieses Zimmer hier. Ich bin nicht gesonnen, Ihnen Gefahr zu bringen — Sie gefallen mir — und wahrscheinlich sind Sie auf einige Tage am Besten bei mir aufgehoben."

Es lag in dem Wesen und der Haltung der Schwägerin des Banus Etwas, was Tindel unbedingtes Vertrauen einflößte. Er blieb, erhielt andere Kleidung, und überließ sich Plänen für seine nächste Zukunft. — Am 31. Oktober Nachmittags zog Jellachich mit seinen Truppen in Wien ein und am folgenden Tage besuchte er seine Schwägerin. Um die Mittagsstunde wird Tindel zu Tisch ge-

rufen und bei seinem Eintritt in's Speisezimmer nimmt ihn die Baronin zur Hand, weist lächelnd auf zwei Herren in hoher Militäruniform und sagt: „Mein Mann, Oberst Jellachich — mein Schwager, Baron Jellachich, Banus von Croatien;" und zu diesen: „Herr Dr. Tindel, Legionär." — „Ihre äußere Erscheinung," spricht der Ban zu dem betretenen Freiheitskämpfer, „rechtfertigt das Wohlgefallen, das meine Schwägerin an Ihnen gefunden. Sie haben das Aussehen eines klugen Mannes. Wie konnten Sie sich in einen Kampf gegen die kaiserlichen Truppen einlassen?" — Ohne sich lange zu bedenken und gefaßt antwortet der Gefragte: „Excellenz, ich bin ein Deutscher von ganzer Seele. Mit einem angebornen Trotz gegen jede Unterdrückung, den meine Erziehung wo möglich noch ausgebildet hat, konnte ich keinen Augenblick Anstand nehmen, mich in einen Kampf einzulassen, der meiner Ansicht nach ebenso gegen unsere eigene gefährdete Nationalität, Angesichts des Slaventhums, als gegen die Magyaren gerichtet ist, denen ich durch Blutsverwandtschaft meine Sympathie in einem höheren Grade zugewendet habe. Die Unterdrückung der Magyaren betrachte ich als den Grabgesang der Deutschen in Oestreich und der Freiheit überhaupt." —

„Wir wollen nicht über verschiedene Ansichten streiten," entgegnete Jellachich; „wir werden uns gegenseitig schwerlich belehren. Man muß sich jedoch nicht tollkühn einer Sache ergeben, — und tollkühn sind Sie und die Tausende mit Ihnen gewesen. Es ist wahr, Sie hatten große Mittel! Allein, bei einem so charakterlosen Gemeinderath, der mit der Revolution liebäugelte und dabei heimlich Alles aufgeboten hat, diese zu unterdrücken, ohne daß Sie Augen und Ahnung dafür hatten, bei einem so unfähigen Anführer, als der Messenhauser ist, bei dem gänzlichen Mangel an Einigkeit, an Gehorsam Aller unter Einem Tüchtigen, und weiter, da konnten Sie auf das Gelingen Ihrer Sache nicht rechnen. Ueber das Recht Ihres Aufstandes wollen wir nicht sprechen, das wäre unnütz. — — Sie sind gewiß ein warmer Anhänger der Republik?" — „Ich kann Ew. Excellenz darauf nichts weiter erwiedern, als daß ich sowohl zu Anfange, als während der ganzen Dauer des Kampfes nicht an die Herstellung einer Republik gedacht, noch an die Möglichkeit derselben bei der jetzigen Lage Oestreichs geglaubt habe." — „Sehr vernünftig!" meinte Jellachich, und man setzte sich zu Tische. Dieser fuhr fort: „Den Schutz, den Ihnen die Baronin Schwägerin versprochen, den sollen Sie durch mich erhalten. Ich glaube nicht, daß uns mit Ihrem Leben gedient sein kann, und Sie sollen erfahren, daß ich nicht der croatische Barbar bin, wie man mich genannt hat. Ein paar Tage müssen Sie noch in dieser Wohnung verweilen."

Und so geschah es. Am 5. November erhielt Tindel einen Paß auf seinen Namen, und als Zweck seiner Reise über „Hamburg" nach „England" angegeben: Zur Fortsetzung wissenschaftlicher Studien mit k. k. Unterstützung. Diese Unterstützung bestand in 500 fl. C.-M., welche Tindel am Tage seiner Abreise von

dem ihn, seiner Sicherheit wegen, begleitenden Offizier ausgehändigt erhielt. Die Baronin aber sowohl als ihr Mann versicherten ihn ihrer ferneren Theilnahme, wenn er einst wieder sichern Fußes Oestreich betreten könne und wolle.

Dies die Erzählung von Tindel's denkwürdiger Rettung, wie wir sie aus seinem eigenen Munde erfahren, und welche durchaus für wahr zu halten, in keiner Weise Anstand genommen werden darf.

Neapel und Sizilien

am Ende des Jahres 1849.

Erster Brief.

Catania, den 8. Januar 1850.

Die Regierung beider Sizilien hatte unterm 20. September als Antwort auf die Note des englischen Ministers in Neapel durch ihren Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen erklären lassen, in Sizilien sei Alles vollkommen ruhig, und mit dem jetzigen Zustand der Dinge sei, wer es gut meine und an Ordnung und Ruhe ein Interesse habe, auch zufrieden; man sei zufrieden, die Macht des rechtmäßigen Fürsten wieder allgemein hergestellt zu sehen, weil durch dieselbe auch ohne Volksrepräsentation und Verfassung Jedermann Schutz und Schirm in allen Angelegenheiten genieße. In Wiederherstellung dieser Macht sei aber auch nicht ein einziger Tropfen Blut, politische Vergehen zu rächen, vergossen worden, noch viel weniger habe man Unschuldige bestraft, weil sie die Gräber der Opfer, welche der Rache des Gesetzes verfallen waren, mit Blumen bestreut hätten. Nur durch Eindringen von fremden Unruhstiftern dürfte, meint der Minister, der jetzige Zustand Siziliens und die Lage dieses Volkes, welche die Excellenz als eine sehr glückliche wähnt, verschlimmert werden. — Die vorlaute, anstößige und zurechtweisende Sprache, welche in allen Theilen dieses merkwürdigen diplomatischen Aktenstücks herrscht, mag auf einige Tage die Lacher für sich gehabt haben, allein ich zweifle nicht, daß sich in der Tagespresse des Auslandes Raum gefunden haben mag, den neapolitanischen Minister zurecht zu weisen und ihm zu sagen, daß, wenn auch den Unterthanen Ferdinand's untersagt ist, in ihrer eigenen Sache mitzusprechen, der König sowohl, als sein Ministerium durch das Stillschweigen, welches Bayonnette erzwungen, getäuscht werden — oder sich selbst über die Zustände des Landes und die Stimmung des Volkes täuschen wollen. Aber, obschon dem Volke verboten ist, zu lesen, was die Welt von seinen Verhältnissen weiß und spricht,

so gibt es doch Mittel, der Fremde kund zu thun, was sich hier zuträgt und woher der gegen den vorjährigen so sehr verschiedene Ton, den wir jetzt in der diplomatischen Sprache des neapolitanischen Kabinets gegen dasjenige von S. James bemerken, herrührt. — Die Allgemeine Augsburger Zeitung beobachtet in dieser Hinsicht ein hartnäckiges Schweigen, obschon sie gewiß besser als jedes andere deutsche Tagesblatt im Stande wäre, ihrem Publikum hierüber genügende Auskunft zu geben. Uebrigens ist es leicht, den Grund der hochfahrenden Sprache einzusehen. Man ruft in der Politik nicht selten in Verlegenheiten die Hilfe, den Rath, die Vermittlung von Freunden an — die Monarchen aber, in solchen Dingen noch weit schwächere Menschenkinder, als der gemeine Mann — vergessen sehr leicht, nachdem die Noth vorüber, den ihnen gewordenen Beistand. — Man nennt das aber in der Diplomatie nicht, wie im gemeinen Leben, Undank, sondern Beobachtung der Würde der Krone, und je unsicherer diese auf dem betreffenden Haupte sitzt, je heftiger das Schwanken des Thrones im Sturm, der seine kräftigsten Stützen, die Anhänglichkeit der Unterthanen verloren hat, um so hochtrabender tönt dann die Sprache, nachdem die Noth verschwunden. Dieses ist genau der Fall mit König Ferdinand von Neapel: die Vermittlung Englands kam ihm, wie dereinst (1812) seinem Ahn, erwünscht. Die hierdurch eingeleiteten Unterhandlungen boten ihm Zeitgewinn, in seiner Lage das Wichtigste, denn dadurch erhielt er Gelegenheit, die durch den Zufall herbeigeführten Umstände und Ereignisse zu benutzen. — Die englische Diplomatie rühmt sich vielleicht, die sizilische Sache geschützt zu haben — ich wage zu behaupten, daß sie Ferdinand's schwankenden Plänen diente und daß Sizilien, sich selbst überlassen, vielleicht besser gefahren, heute in günstigerer Lage wäre, als wir es sehen. — Die Ereignisse haben des Königs Pläne, welche man nun als wohlberechnete betrachtet und so benennt, trefflich unterstützt. Er verdankt aber die Rettung seiner Krone, die Wiederherstellung seiner materiellen und militärischen Macht, welche so groß ist, wie sie vor ihm kein König von Neapel und Sizilien besessen, einem an sich ziemlich unbedeutenden Umstand. — Der Zufall wollte, daß 4 Regimenter jenes deutschen Volkes, dem Nichts über die beschworene Treue geht, in des Königs Diensten waren und durch ihr Einschreiten am 15. Mai den in der lärmenden Residenz ausgebrochenen Aufruhr stillten. Die neapolitanischen Regimenter, die sonst sehr wahrscheinlich auf die andere Seite sich gewendet hätten, mußten den Schweizern folgen, worauf denn auch die ganze Bevölkerung der — ihrer siebzig Empörungen, Aufstände und Emeuten ungeachtet noch immer im diplomatischen Sinne — allergetreuesten Stadt Neapel, die sich wie ein Mann den Aufständischen anzuschließen bereit war, ruhig blieb und sich den folgenden Tag entwaffnen ließ. — Fast ein Zufall war es, der das königliche Regiment in Neapel erhielt und ihm die Dauer und Kraft gab, gegen Sizilien aufzutreten.

Und wenn Sie in Deutschland bei all' unseren italienischen Revolutionen der

letzten Jahre den Mangel an nachhaltiger Kraft, die kindische fliegende Hitze der Massen und ihre Planlosigkeit zu tadeln geneigt sind, alle jene unseligen Verhältnisse, unter welchen es der östreichischen Disciplin und den Feinden der italienischen Einheit gelang, eine Restauration der alten Verhältnisse mit tyrannischer Faust zurückzuführen, so bitte ich Sie doch, die Erhebung von Sizilien nicht mit demselben Maße zu messen. Diese war bei Weitem verständiger, weil sie mäßiger war. Ich werde versuchen das im Folgenden zu beweisen.

Ob die ganze Halbinsel einen einzigen, untheilbaren Staat oder eine Föderation der verschiedenen bestehenden Staaten oder Stämme, ob sie eine Monarchie oder eine Republik bilden sollte, darüber war man auf der Halbinsel durchaus nicht einig, die Meinungen waren im Gegentheil gar sehr verschieden, der neuen Solons oder Lykurgen waren eine unzählige Menge, und die Preßfreiheit gestattete jedem derselben seine Ansichten, Pläne und Projekte dem allgemeinen Parlamente, der souveränen Volksmenge zur Belehrung, — so weit sich dieselbe gerade belehren zu lassen aufgelegt war — nach Willkür und Gutdünken vorzulegen. Daß jeder dieser Staatenbildner und Constitutionenmacher dem eigenen Projekte mit leidenschaftlicher Vorliebe anhing, ist so ziemlich natürlich, so wie auch, daß er dasselbe als das einzig richtige der Menge anpries und dasselbe hartnäckig vertheidigte, sich und seinem Plane Anhänger zu machen suchte, dadurch die Begriffe verwirrte. Und wie die italienischen Sprachenschattirungen von den Alpen bis an's ionische Meer in's Unendliche gehen, so brachte dieses Treiben gerade auch in der Politik des Volkes die größten Differenzen hervor. Es war wie bei jenem Thurmbau, frommen Andenkens, man verstand sich gar nicht mehr und der kaum begonnene Bau fiel zuletzt zusammen. In Neapel war dasselbe Leiden der Unklarheit, der Leidenschaftlichkeit; nicht ebenso in Sizilien.

Um diese Zustände Ihren Lesern verständlich zu machen, gestatten Sie mir, einen Blick auf das Treiben der königlichen Bourbonen zu werfen. Wahrlich, wenn Liebe und Anhänglichkeit der Völker zu ihren Herrschern wie im Verhältnisse der Kinder zu den Eltern durch liebreiche Behandlung hervorgerufen werden soll, so hat sich die in Neapel herrschende Bourbonenfamilie — diese „Fremdlinge, dieser eingedrungene Stamm" — ein zu geringes Verdienst um ihre Unterthanen diesseits und jenseits der Pharos erworben. — Denn ihre Liebkosungen waren immer nur Vorboten irgend einer neuen Auflage oder eines schlechten Finanzgesetzes und wenn der jetzige König selbst die Sache überlegt, muß er sich gestehen, die fremde Herrschaft werde nur mit Neid getragen und des Volkes Haß habe er mit seinen Voreltern gemein. Und wer Gelegenheit hatte, die Provinzen zu bereisen, die Gesinnungen der Einwohner zu Stadt und Land zu erforschen und ihre Aeußerungen über die Regierung, den Hof, den König und seine Familie zu belauschen, der überzeugte sich, daß

Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
Ist ihrer Reden Stoff und ihr Gespräch;
Was sich vom Sohn zum Enkel forterzählt,
Womit sie sich die Winternächte kürzen.

Und wer die Geschichte dieses Stammes, seit derselbe am Fuße des Feuerberges auf dem unaufhörlich bedrohten Throne sitzt, nur halbweg kennt, dem wird diese Stimmung kein Räthsel bleiben.

Karl III. eroberte dieses Land und das Reich, welches sich ihm, wie schon so vielen andern vor ihm, fast ohne Schwertstreich ergab. Der häufige Wechsel der Herren hatte dieses Volk gleichgiltig gegen Alle gemacht — viele hatten bei der kurzen Dauer ihrer Herrschaft nur Zeit gefunden, neue Lasten zu erfinden, die der Nachfolgende bei der Besitzergreifung zwar abzuschaffen versprach, es aber trotz des Versprechens stehen ließ und der guten Gewohnheit halber — andere neue Lasten den alten beigesellte, für kurze Zeit nur und ausnahmsweise. Dann wurde wieder versprochen, allein es blieben die alten, die neuern und die ganz neuen, und da es Niemand wagen durfte, an das Versprechen zu erinnern, so glaubte man sich zuletzt Alles erlauben zu dürfen. — So fand Karl das Land, seine neue Erwerbung — in ihm erhielt das Volk endlich nach Jahrhunderten wieder einen eignen König und durfte sich der Hoffnung hingeben, dem Mißbrauch der Gewalt durch die frühern Proconsuln gesteuert zu sehen und das Ergebniß des Schweißes der hartbedrückten Unterthanen, welches nicht mehr in den Schatz des Eskurials floß, im Lande selbst verwendet, durch tausend Kanäle der ersten Quelle wieder zufließen zu sehen. Handel und Gewerbe, der hier so reich lohnende Ackerbau und die das weitgedehnte Küstenland bereichernde Schifffahrt, diese Quellen also innerlichen Reichthums, durch spanische Eifersucht vernachläßigt oder abgeleitet, sollten nun unter dem eigenen, dabei am meisten betheiligten Fürsten wieder neu aufleben und allgemeinen Wohlstand verbreiten. Karl kam in ein Land, das ohne Pflege, seinen Beherrschern seit langer Zeit brach liegend, geeignet war, eine wohlgemeinte Aussaat an Verbesserungen aufzunehmen. Er aber that Nichts von alledem. Doch ja, er verschönerte die Hauptstadt und setzte durch prachtvolle Bauten, in welchen er gern die Versailler Schöpfung seines Ahns nachzuahmen trachtete, z. B. durch das seinen Namen tragende unvergleichliche Opernhaus, die mitgebrachten Schätze in der Residenz und ihrer nächsten Umgebung in Umlauf. Man weiß, wie er bei dem wundervollen Anblick des Salons überrascht, den ausgezeichneten Baumeister vor dem staunenden Hofe umarmte und denselben am folgenden Tag, weil er über einige nicht sehr bedeutende, in der Eile verwendete Summen nicht genügende Rechnung zu geben vermochte, in's Gefängniß werfen und darin verderben ließ. — Neapel sah dann des Künstlers Kinder am Eingange des Hauses, vor dem Denkmal des unsterblichen Vaters — betteln. — Aber die Regierung nahm sich auch des Handels an und des Ackerbaues: der Seidenbau, diese unbe-

rechenbaren Wohlstand verbreitende Industrie, welche einem Himmelsstrich, der keine die menschlichen Kräfte zu sehr anstrengende Arbeit verträgt, am angemessensten ist, gerieth unter ihre Leitung, sie betrieb die Vervollkommnung der Verarbeitung des Urstoffes in der für ihre Rechnung angelegten Fabrik in S. Leucio so, daß die Zeuge höher zu stehen kamen als die Gesammtkosten der aus Frankreich bezogenen, trotz des hohen Einfuhrzolles der die königliche Anstalt schützen sollte; sie ließ dann, immer im Interesse des königlichen Unternehmens, im ganzen Reiche die Maulbeerbäume ausrotten und die von den Blättern genährten kunstreichen Insekten vernichten oder nach der Anstalt bringen, um den ganzen Gewerbszweig zur Bereicherung des Landes und zur Ernährung der beraubten Einwohner dort zu centralisiren; eine Maßregel, welche nicht ganz geeignet war, dem Volke einen hohen Begriff von des Königs Ansichten über Staatsökonomie oder von seiner Achtung vor Eigenthumsrechten beizubringen.

Karl's unmündiger Sohn Ferdinand blieb — zuerst unter Vormundschaft des Januccì, der selbst unter der Leitung des Hofes von Madrid stand, welcher ihn vom Lehrerstuhl an der Universität zum Minister erhoben hatte — und dann für einen großen Theil seines langen Lebens unter Führung der östreichischen herrschsüchtigen Gattin, ihrer Günstlinge und der Wiener Politik. Durch seine Erziehung allem Regieren abgeneigt, hätte er besser zum gemeinen Bürger oder gar zum Lazzaroni getaugt. — Wenn er sich den Lazzaronis und dem Hofe in den Straßen Neapels als Maccaroni-Garkoch oder Verkäufer von Fischen zeigte, die er in einem gewissen Bezirk, von dem Andere bei harter Strafe fern bleiben mußten, gefangen hatte, da strömten freilich die Damen des Hofes und der Straße zusammen und freuten sich über die gesunden kräftigen Gliedmaßen des schönen Jünglings, die sich in der Lazzaronitracht sehr unverhüllt zeigten, und über die freundlichen Redensarten des Königs, der ihnen seine Fische zu verkaufen so beflissen war. Eine andere ihn zuletzt ausschließlich beherrschende Leidenschaft, die Jagd, war nebst seinem beschränkten Glauben, seinem Aberglauben an Amulette u. s. w. der Gattin sehr willkommen, die ihn bald von den Geschäften entfernte — ihr fiel dafür anheim, was sie suchte, die Lenkerin des Geschickes dieser Völker zu sein.

Damen sind bekanntlich — die gefälligen Gatten erfahren es im gemeinen Leben — für alles Neue sehr empfänglich: Maria Karoline wechselte gern ihren Schmuck, ihre Kleidung und ihre Mignons. Sie begünstigte auch die Anfänge der französischen Revolution. Sie zeigte sich in Neapel als des Neuerers Joseph II. würdige Schwester. Auch hier wurden die Jesuiten aufgehoben — Ferdinand selbst rief sie später zurück und gab ihnen ihre Güter wieder. — Sein pfiffiger Enkel vertrieb sie wieder, der öffentlichen Meinung sich schmiegend. Aber die jungen Loyalas gingen zur Thüre hinaus und zu den weitgeöffneten Fenstern wieder herein.

Natürlich fielen die erst so begünstigten Lehrer der Revolution in Ungnade, in Neapel sowohl wie anderswo. Man verbot bald das Einbringen fremder und namentlich französischer Schriften und Tageblätter, ja sogar das Lesen derselben auch im Auslande den Unterthanen des Königs beider Sizilien, und wenn eine Uebertretung von Spionen hierher berichtet wurde, war harte Ahndung die Folge. — Es ist bekannt, wie der Hof nach Palermo flüchtete. Dort wurde er noch mit leidenschaftlicher Begeisterung aufgenommen. Es ist ferner bekannt, wie das sizilianische Volk durch die Königin, damals gerade im höchsten Glanze ihrer Schönheit, im Besitz der höchsten weiblichen Gaben, der Beredsamkeit und Verführungskunst, angefeuert, kein Opfer scheute und Alles hingab, um die Wiedereinnahme des jenseitigen Königreiches zu befördern. Wie diese von Messina aus durch des Kirchenfürsten Ruffo's räuberische Calabreserhorden ausgeführt wurde, wird Neapel noch lange nicht vergessen.

Allein wenn die Sizilier so unbedingt dem Dienste und dem Willen des Hofes sich widmeten, so geschah es nicht nur der Reize der Königin halber, sie hofften Wesentlicheres. Sie rechneten auf die Erkenntlichkeit ihrer Herrscher. — Sie wollen, was ihre Voreltern so oft gesucht und zu erringen gestrebt haben — einen eignen König, und wer die Geschichte dieses Volkes durch und durch kennt, der wird mit mir übereinstimmen, daß all der gräßliche Verfall, der sittlichen sowohl als materiellen Wohlfahrt desselben, einzig und allein der Abwesenheit des eignen Regenten zuzuschreiben ist. Nirgends ist vielleicht so viel monarchischer Geist, so viel Achtung und Ehrfurcht vor der Würde angestammter Fürsten geblieben, wie bei diesem Volke — einen König will es — aber einen eigenen, der hier mit ihm lebe, sein Schicksal, seine Leiden und Freuden theile — es lenke, aufmuntere, richte, vor Allem aber belehre. Diese Sprache hört man noch jetzt in den glänzenden Sälen der Großen, wie in den Osterien der Handwerker.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Correspondenzen.

1. Nocturno aus Prag.

Quousque tandem abutere! wäre billig jener Coterie zuzurufen, welche heute auf die socialen Zustände der böhmischen Hauptstadt den verderblichsten Einfluß nimmt und, zwischen Volk und Regierung stehend, die Letztere durch Denunziationen aller Art zu terroristischen Maßregeln, ja zu der Ansicht drängt, aus Böhmen könnte leicht ein zweites Ungarn werden, wenn sich erst ein zweiter Kossuth dazu fände. Noch immer kranken die Zustände Prags an den Folgen jenes theils von fremden Sendlingen, theils von einheimischen Schwertmännern provozirten Junikampfes, noch immer wurzelt in

einzelnen Gemüthern des blinden Autoritätsglaubens die alberne Meinung, damals habe wirklich eine auf Mord und Todtschlag berechnete Verschwörung bestanden, hatte doch Fürst Windischgrätz das in einer gedruckten Proklamation verkündet, und weil es gedruckt war, glauben das jene Leute noch immer, obwohl derselbe Fürst Windischgrätz, als er im Oktober gegen Wien gezogen war, hatte drucken lassen, er sei jetzt ganz anderer Ansicht geworden. Sonderbar bleibt es doch, daß in Prag, in dem so verfeindeten nationalen slavischen Lager Liebe zur Freiheit, zum Fortschritt allein repräsentirt ist, während das deutsche Element mit dem Spießbürgerthum und der Philisterei Chorus macht und sich verbündet. Um dem Slaventhum entgegen zu treten, unterstützt man jede rückschrittliche Maßregel der Regierung und sieht die Freiheit untergraben. Bisher wurde den Austroslaven immer vorgeworfen, sie verkauften für eine Glasperle nationaler Anerkennung ihre Freiheit, wie die wilden Rothhäute; mag das anderwärts so geschienen haben, in Prag ist es gerade umgekehrt.

Dieselben Leute, welche im Jahre 1848 aus Slavophobie um Aufrechthaltung des Belagerungszustandes gebeten, — damals waren ihrer siebenundsechzig, — haben erst kürzlich, bis auf hundert und drei verstärkt, gegen eine im Stadtrath beschlossene Adresse an den Kaiser, einen wirklich vorsündfluthlichen Protest veröffentlicht, obwohl jene Adresse, in Loyalität überströmend, den Dank der Stadt für das vollendete Verfassungswerk aussprechen und blos nebenbei die Bitte anfügen sollte, es möge der böhmische Landtag früher, als im November einberufen, und der Belagerungszustand demnächst aufgehoben werden. Dem Vernehmen nach soll jene Adresse von D. Pinkas verfaßt sein, von welchem auch der ganze Antrag im Stadtrathe ausgegangen war. Stände meine Ansicht von diesem Manne nicht ziemlich fest, so würde mich jener Antrag und der Ton der Adresse beinahe zu der Idee geführt haben, auch dieser Mann sei wankend und oppositionsmüde geworden, wie hätte er — so dachte ich — außerdem eine solche von Loyalität überströmende Adresse aus seiner Feder pressen, wie hätte er, ein äußerst thätiges Mitglied des Constitutionsausschusses zu Kremsier, den Dank für die Vollendung des Verfassungswerkes aussprechen können, nachdem dasselbe eben durch die Vollendung, nämlich der schlechten Landesverfassungen, vollends zu Schanden geworden ist.

Freilich mag die schlechteste Verfassung immer noch besser *scheinen*, als die heutige Militärherrschaft, doch ist bei richtiger Auffassung, vom pessimistischen Standpunkte — und auf diesen ist Oestreich jetzt gewiesen — die Militärdespotie vorzuziehen, denn sie erbittert, während eine schlechte Verfassung, von einer weniger brutalen, aber mehr perfiden Regierung, durch wohlangebrachte Corruption gehandhabt, allmälig demoralisirt und das Volk in Bande schlägt, welche zäher und fester sind, als die Eisenfessel der Militärgewalt. Ich tadle den Schritt, den D. Pinkas unternommen, weil ich kaum annehmen kann, er habe etwa vorausgesehen, was heute eingetreten, daß nämlich dieser Schritt zu einer wichtigen Prinzipienfrage führen werde, indem der Statthalter dem Stadtrath im direkten Widerspruch mit den Grundrechten, *das Recht zur politischen Petition abgesprochen* und durch diesen übereilten Schritt, durch diesen offenbaren staatsmännischen Fehler die ganze liberale Journalistik Oestreichs und alle Communen sammt und sonders zu seinen Gegnern gemacht und das Ministerium in unangenehme Verlegenheit gebracht hat.

So viel ist richtig, daß der Herr Statthalter und seine Räthe, ohnehin nur Kanzleimänner von vormals, bei ihrem ersten politischen Debut, was politischen Takt betrifft, sich für insolvent erklärt, sich von jenen 103 Protestirenden in's Bockshorn haben jagen lassen. Sie bewiesen überdies, daß sie *in der Partei* und *nicht über den Parteien stehen*. In den alten Gubernialbureaus freilich hat man politischen Takt kaum erlernen können. Jene Liste der Protestirenden, welche das Journal Union veröffentlicht hat, ist übrigens nicht uninteressant und für die Sache der Freiheit überdies tröstlich; — zählt Prag wirklich nicht mehr und nicht gewichtigere Feinde des Fortschritts,

so möge Prag sich gratuliren; doch fürchte ich, es stehen ganz andere Leute unten in dem Marionettenkasten und lassen Oben die indifferenten Männekens blos figuriren und sich abnützen für Geld und gute Worte.

Die Pepiniere aller retrograden Demonstrationen Prags ist von allem Anbeginn der kaufmännische Verein, welcher auch seitdem sich die retrograde politische Richtung dort so prägnant geltend machte, auf eine geringe Mitgliederzahl eingeschrumpft ist, während im Hause gegenüber die radikale fortschrittlose Bürgerressource, in welcher leider das Czechenthum zu sehr vorschlägt, bedeutend florirt. Die rothdüstern Oellampen des kaufmännischen Vereins im Contraste zu den gaserleuchteten Räumen der Bürgerressource bezeichnen charakteristisch alte und neue Zeit.

In jenem kaufmännischen Vereine ist, im Jahr 1848 die Petition um Fortsetzung des Kriegszustandes, vor Kurzem eine Anerkennungsadresse an Fürsten Windischgrätz in der Subscription zu einem Silberlorbeerkranz für denselben, des Hradschins und des Wiener Schanzgrabens, letztlich auch jener Protest gegen die Adresse und Petition des Stadtrathes zu Stande gekommen.

Außer wenigen Unterzeichnern dieses Protestes, welchen ich abgesehen vom Rechtsstandpunkte eine bürgerliche Ehrenhaftigkeit durchaus zugestehen muß, obwohl ich ihnen politischen Scharfsinn und selbst kaufmännischen Scharfblick unbedingt absprechе, sind die übrigen egoistische, geistig beschränkte Kreaturen, mitunter anrüchig, theils auch ganz obscure Subjecte, Handlungsdiener, Theatermaler, Spengler, Silberarbeiter, Schneider, Wucherer, habsüchtige Advokaten mit und ohne Praxis, doch aber nennt die Regierungszeitung die Unterzeichner jener Adresse als zumal achtbare Einwohner der Hauptstadt, wohlweislich ohne sie zu nennen. Das veröffentlichte Namensverzeichniß gibt jener Achtbarkeit eine gewisse Beschränkung. So ergibt es sich, daß zwei Männer auf dieser Liste der Achtbaren stehen, deren einer, ein in der That achtbarer, aber etwas zu leidenschaftlicher Kaufmann, dem andern — vor einiger Zeit als präsumtiver halsgerichtlicher Ankläger gegenüberstand.

Eben so figurirt ein Individuum auf der Liste, welches als notorischer Polizeispion früher den kaufmännischen Verein hat meiden müssen, und heute sind doch Alle mit einander auf derselben Liste der Achtbaren vereint zu finden; so weit führt Parteieifer. Daß jener kaufmännische Verein als Ganzes nur ein Krämerthum repräsentirt, wird daraus ziemlich klar, daß er dem Helden von Kapolna den Lorbeerkranz um die Schläfen wand, ihm in einer Adresse die Anerkennung aussprach, der Heldenthaten vor Prag und Wien. Abgesehen davon, daß im Bürgerkrieg erfochtene — hier nur erbombardirte — Siege immer was Anrüchiges haben, abgesehen von der Feigheit dieser Lobhudler, welche die schwüle Ruhe des Belagerungszustandes zu jener Demonstration benutzten, um die geknebelte Fortschrittspartei zu höhnen, hat sich eben der Kaufmannsstand als solcher in diesem Schritte besonders blamirt, indem er einen Kranz in Devotion an einen Mann verschenkte, welcher durch sein negatives Feldherrntalent in Ungarn, die russische Intervention zur unvermeidlichen Nothwendigkeit gemacht und dadurch Oestreichs merkantilen Aufschwung für Jahrzehende, wo nicht für länger gelähmt hat. Nur im Osten hat Oestreichs Handel ergiebige Chancen, die Donau ist der natürliche Vermittler unsrer merkantilen Interessen, und diese eben verschließt uns Rußland nun beliebig, ist und bleibt Herr der Donaufürstenthümer, und Oestreich darf nicht mucksen, weil es sich von Rußland hat helfen lassen. Dies alles aber, diese halbe Souveränität Oestreichs danken wir, dankt der Handel Oestreichs jenem Heldenmarschall, und als Zeichen dieses Dankes hat man ihm den Lorbeerkranz behändigt, mit der Inschrift: „Die dankbaren Bürger Prags, seinem edlen Fürsten W.“ und doch waren es nur einige dankbare Dütendreher, die solche Demonstrationen unternehmen, daher die Bürger als Gesammtheit füglich gegen den Mißbrauch jener Collectivbezeichnung protestiren sollten und wohl auch protestiren werden: Jene Naturen haben keine Ahnung

von höherer Auffassung der Verhältnisse, was kümmert sie die große Handelsstraße Oesterreichs, so weit reicht der Gedanke nicht. Fürst Windischgrätz hat sie gnädig empfangen. Er lud sogar die Plebejer die den Kranz in feierlicher Auffahrt überbrachten, zur Tafel; nun man sie sogar abgefüttert, überströmt das Volk in Glückseligkeit, und endet darin, daß es eine Demonstration gegen das von ihm vergötterte Ministerium der starken Regierung gemacht, welches den Helden von Kapolna zum Lohne seiner Siege des Commandos entsetzte. Dem Ganzen die Krone aufzusetzen, erschien die erbauliche Legende von jener Winkelrevolution als bezahltes Inserat im Constitutionellen Blatt; auch dieses also wollte den erhabenen Akt nicht gratis verkünden. Ob früher, ob später, ist gleichviel, aber ohne Folgen bleibt solche Taktlosigkeit nicht.

2. Aus Wien.

Am Schlusse einer verherrlichenden Illustrirung des berühmten Volksfeindes der Neuzeit, des Höchstgebornen Fürsten Windischgrätz heißt es in mehreren sehr loyalen Blättern:

„Wenn sich gleich in Ungarn von ihm die Siegesgöttin wandte, so kann ihm doch keine Macht der Erde die Lorbeeren, die er sich, ein anderer Demetrius Poliorcetes bei Prag und Wien zum Heldenkranz gepflückt, streitig machen." Es folgt ein albernes speichelleckerisches Gedicht auf die reine Heldenseele.

Um ein Held zu sein, muß man ein tüchtiger Mensch — ein braver Soldat und ein ausgezeichneter General sein. — Ob der Fürst ein ganzer Mensch ist? — Wer, wie er, nur seine Kaste liebt, Alles geringschätzt, was dieser nicht angehört oder mißtrauisch entfernt, was seinem Hochmuth nicht zu Gesichte steht, in dem können wir keine gesunde Menschenkraft verehren. Hätte die Durchlaucht sich früher mit Mäßigung und Schonung gegen Niedere benommen, so hätte er gewiß nicht durch Haß und Hohn zu leiden gehabt. Seine Mäßigung war nur verbissene Duldung — nur die Umstände und die strenge Weisung des angebeteten Kaisers Ferdinands erlaubte ihm bei seinem Städtebezwingen nicht weiter zu gehen, in Prag war er schonend, in Wien das Gegentheil, wieder auf Kommando.

Als Soldat möge er uns gleich vielen Andern gelten. Viele Tapfrere haben eben so gut den Anspruch auf die Feldmarschalls Charge. Uebrigens weist uns die Kriegsgeschichte wenig von der besonders hervorragenden persönlichen Tapferkeit des Fürsten in den frühern Feldzügen auf, was nicht durch viel ausgezeichnetere Thaten Anderer verdunkelt würde. In Prag z. B. war er nicht als Kommandirender an der Spitze der Truppen, ja gar nicht gegenwärtig während des ganzen Barrikaden-Kampfes; er hielt sich im General-Commando Gebäude auf, als die brave Garnison unnütz die Barrikaden von 1 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Abends mit bedeutendem Verlust stürmen mußte. Nur die Generäle Schütte und Rainer waren im Kampfe bei der Truppe, die andern Generäle fanden sich erst bei der Kettenbrücke ein, wo der Kampf zu Ende war. Se. Durchlaucht ließen sich nur Rapporte machen. Selbst sein Chef des Generalstabes, Major L. blieb nicht bei ihm, — wo er eigentlich hingehörte, sondern schien es vorzuziehen mit der Truppe den Kampf zu bestehen.

Endlich Fürst Windischgrätz als General? In Prag ließ er Monate lang das revolutionäre Princip anwachsen. Ungestört veranstaltete die Swornost öffentliche Aufzüge und heimliche Zusammenkünfte. Das Militär wurde überall verhöhnt, alles deutete auf den nahen Ausbruch der Emeute, zuletzt ließ man noch Barrikaden erbauen, ohngeachtet die Truppe in immerwährender Bereitschaft war. — Nichts von alledem störte den Fürsten in seiner Weisheit. Ein intelligenter Ingenieur-Staabsoffizier machte ihn auf die bessere Fortificirung und Besetzung des wichtigen Wisserad aufmerksam. Umsonst, er gefiel sich in Kriegsparaden und Defilirungen vor seiner glorreichen

Person. Endlich als in der ganzen Stadt Barrikaden vor unsern Augen erstanden, mußte sie nach Stunden langem unzweckmäßigem Auffordern zur Räumung die Truppe mit unnützen Verlust stürmen, statt daß Se. Durchlaucht sogleich mit der Garnison die Stadt verlassen und vom Hradschin aus die Stadt mit dem Bombardement bedroht hätte. Er hätte dann gleich ohne Menschenverlust dieselbe Wirkung gemacht, wie zwei Tage später, wo die Truppe ohne alle Generals-Disposition in der Nacht ihren Posten aufgab und beim Wasserthore ohne höhere Führer hinausschlich, beim Aquaduct über eine gefährliche Nothbrücke über die Moldau setzte und den Hradschin zu besetzen anfing.

Sr. Durchlaucht, so wie alle andern Generäle, war schon früher als die Truppe im zugemachten Wagen abgezogen, und erreichte sie erst auf dem Schloß, wo sie alle versammelt in einer Gruppe beisammen standen. Die weitern Dispositionen und Confusionen, welche auf dem Schloß stattfanden, waren von zu kleinlich egoistischer Natur, als daß sie weitere Beleuchtung verdienten, nur das Glück konnte die Furcht schwinden machen, welche sich in den Zügen deutlich wahrnehmen ließ, daß die Bauern Zuzüge aus mehreren Kreisen um Prag machen und neue Gefahren schaffen würden. Daß Se. Durchlaucht nach Wien marschirte und durch die miserabelsten Vertheidigungsmaßregeln, die je die Vertheidiger einer Stadt entwickelt haben, auch hier Stadtbezwinger wurde, ist kein Beweis von einem höheren Talent. Diese Maßregeln hätte jeder Offizier getroffen.

Folgen wir nun Sr. Durchlaucht nach Ungarn in's freie Feld, wo nicht sein Element ist, so erscheint er da nochmals als Bezwinger von Buda-Pesth — welches die Ungarn freiwillig räumten. — Jetzt war seiner Größe nichts mehr gleich. Im ganzen Plutarch kein antikerer Mann zu finden als er.

Ein Schriftsteller sagt über seine weiteren Thaten sehr richtig und kurz: „Mit der Einnahme Pesth-Ofens hatte Windischgrätz bereits ganz Ungarn erobert; nur säumte er so lange die Hand darnach auszustrecken und Besitz davon zu ergreifen, bis es zu spät war. Hätte er sich nicht in Pesth so sehr der Ruhe hingegeben, hätte er in der Ofner Burg Marschordres anstatt Proklamationen geschrieben und stundenlang Theegesellschaften seiner Clique gegeben, — nicht später von Görgey sich in die Bergstädte hinauflocken lassen — denn das wollte Görgey, um der untern Armee Zeit zum Sammeln und Verstärken zu schaffen, sondern am 6. Januar die unter Perzels Leitung nach Szolnock retirirende Hauptarmee und die nach Debreczin geflüchtete Regierung mit der bisher entwickelten Streitmacht und Energie verfolgt: die ungarische Campagne wäre in wenigen Tagen total beendet gewesen." Hierüber ist nur eine Stimme, nicht nur im Volke, sondern bei allen Generälen und Offizieren, die den Feldzug mitgemacht haben und etwas verstehen.

Wir fragen nun ganz einfach, welche Belohnung die Römer und Griechen einem solchen Helden gegeben haben würden? Es gibt hierüber keine Täuschung, und mögen auch hundertfarbige servile Zungendrescher so viel kritzeln als sie wollen. Der tapfere Ban hat Wien gerettet, und nur mit Hilfe der Russen wurde Ungarn besiegt.

Wir im Heer beneiden ihm den Lorbeerkranz nicht, aber wir fühlen es als eine Demüthigung, wenn der Bürger so urtheilslos seine Kronen an uns verschenkt.

Ein k. k. Offizier.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Studien zur Geſchichte der franzöſiſchen Romantik.

Die Poeſie des Contraſtes.

Attachez Dieu au gibet, vous avez la croix.
V. Hugo.

Man wird ſich aus meinen früheren Aufſätzen über die franzöſiſche Romantik erinnern, wie ich das weſentliche Moment, durch welches der erſte derſelben, Victor Hugo, die Poeſie bereichert, in der Emancipation des Häßlichen für das Reich der Kunſt gefunden habe. In der erſten Auffaſſung wird es durch naive Nebeneinanderſtellung neben das Schöne, oder auch geradezu für ſich allein eingebürgert. Allein auch in dem verkehrteſten Gemüth treibt die Diſſonanz zu dem Verſuch einer Auflöſung. Die Auflöſung, bei welcher Victor Hugo ſtehen geblieben iſt, beruht in der Combination des Schönen und Häßlichen in demſelben Subjekt. Der bis dahin äußerliche Contraſt wird auf dieſe Weiſe in das Innerliche gelegt, und freilich durch einen wieder ſehr äußerlichen Prozeß identificirt.

Daß dieſer Prozeß nicht willkürlich von dem Dichter erfunden iſt, lehrt ein kurzer Hinblick auf die gleichzeitige Literatur. Von den Dramen Victor Hugo's, die vorzugsweiſe in dieſe Richtung einſchlagen, fällt Marion de Lorme in das Jahr 1829, Le Roi s'amuse 1832, Lucrèze Borgia und Marie Tudor 1833. Heine's Reiſebilder, die in einer anderern Gattung denſelben Zweck verfolgen, erſchienen 1826, Bulwer's Eugen Aram 1831, das Compendium der St. Simoniſtiſchen Religion, worin die Anbetung Lucifers ungefähr auf den nämlichen Grundgedanken herauskam, den die franzöſiſche Romantik überhaupt feſthielt, 1830, die Scenen aus dem Pariſer Leben von Balzac 1832, G. Sand's Indiane und Valentine 1832, Le secretaire intime und Lelia 1835, Jaques 1834, Leone Leoni 1835. In derſelben Zeit erfolgt denn auch der Stoß des jungen Deutſchland. —

Victor Hugo unterſcheidet ſich von den Uebrigen dadurch, daß er ſeine poetiſchen Einfälle mit einem größern Ernſt durch die Theorie zu rechtfertigen ſucht. Aber in der Theorie, wenn ſie auf's Myſtiſche ausgeht, bleibt der Franzoſe immer ein Kind neben dem Deutſchen. Ich führe daher die Worte eines deutſchen Dich-

ters an, dessen Speculation nach derselben Richtung hinführt, Friedrich Hebbel in der Vorrede zu seiner Maria Magdalena (1844). „Nach Shakespeare hat zuerst Göthe im Faust . . . wieder zu einem großen Drama den Grundstein gelegt, und zwar hat er . . . zu thun angefangen, was allein noch übrig blieb, er hat die Dialektik unmittelbar in die Idee selbst hineingeworfen, er hat den Widerspruch, den Shakespeare nur noch im Ich aufzeigt, in dem Centrum, um das das Ich sich herumbewegt (soll doch wohl heißen: in der sittlichen Idee) . . . aufzuzeigen gesucht . . . . Allein er hat nur den Weg gewiesen, . . daß er die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menschheit . . im zweiten Theil zu bloßen Krankheitsmomenten eines später durch einen willkürlichen, nur nothdürftig-psychologisch vermittelten Akt kurirten Individuums herabsetzte, das ging aus seiner Individualität hervor . . . . . Er hat wohl erkannt, daß das menschliche Bewußtsein sich erweitern, daß es wieder einen Ring zersprengen will, aber . . . da er die aus den Uebergangszuständen, in die er in seiner Jugend selbst gewaltsam hingezogen wurde, entspringenden Dissonanzen nicht aufzulösen wußte, so wandte er sich mit Entschiedenheit, ja mit Widerwillen und Ekel von ihnen ab. Aber diese Zustände waren damit nicht beseitigt, sie dauern fort bis auf den gegenwärtigen Tag und alle Spaltungen in unserm öffentlichen, wie in unserm Privatleben, sind auf sie zurückzuführen. Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will daß sie . . . den äußeren Haken, an dem sie befestigt sind, gegen den innern Schwerpunkt vertauschen sollen. Dies ist der welthistorische Prozeß, der in unseren Tagen vor sich geht; die Philosophie hat ihn . . zersetzend und auflösend, vorbereitet, und die dramatische Kunst . . . . soll . . . in großen, gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus gesättigt aufgegangenen, sondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erstarrt gewesenen und durch die letzte große Geschichtsbewegung entfesselten Elemente, durcheinander fluthend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit, in welcher Alles wieder an seine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüber stehen wird, wie dieser der Gesellschaft, und wie die Gesellschaft der Idee, erzeugen. Damit ist nun freilich der Uebelstand verknüpft, daß die dramatische Kunst sich auf Bedenkliches und Bedenklichstes einlassen muß, da das Brechen der Weltzustände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erscheinen kann. . . Nur wo ein Problem erliegt, hat euere Kunst etwas zu schaffen, wo euch aber ein solches aufgeht, wo euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt, und zugleich . . . das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wieder findet, da ergreift es, und kümmert euch nicht darum, daß ihr . . . das Fieber nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulassen." —

So hoch hat sich die philosophische Anschauungsweise unsers Freundes freilich

nicht verſtiegen. Dennoch läßt er keine Gelegenheit vorüber, in den Vorreden zu ſeinen Stücken das Publikum darauf aufmerkſam zu machen, daß er mit ſeinen Poeſien etwas viel Wichtigeres bezweckt, als die Poeſie ſelbſt. Er ſtellt die neue, von ihm gefundene Form der Poeſie mit der neuen Bewegung in der politiſchen Welt in Zuſammenhang; für ein neues Volk zieme ſich eine neue Kunſt. „Hernani", ſagt er in der Vorrede zu dieſem Drama, „iſt nur der erſte Stein zu einem Bau, der ſchon ganz ausgeführt in dem Kopf ſeines Urhebers lebt, deſſen Totalität aber erſt jenem Werke einigen Werth verleihen kann." „Der Dichter (Vorrede zur Lucrezia) fragt ſich bei jedem Werk mit Strenge und Sammlung nach der philoſophiſchen Bedeutung deſſelben, denn er fühlt ſich verantwortlich, er will nicht, daß eines Tages das Volk von ihm Rechenſchaft fordere für das, was er es gelehrt. Die Seelen ſind ihm anvertraut. Die Menge darf nicht aus dem Theater gehn, ohne irgend eine ernſthafte und tiefe Moral mitzunehmen. . . Das Drama, wie er es ſich denkt, darf ſich mit Allem befaſſen, ohne Furcht, ſich zu beſchmutzen. Flößt überall eine Idee der Tugend und der Barmherzigkeit ein, und es gibt nichts Häßliches und Abſtoßendes mehr. Mit dem häßlichſten Gegenſtand verknüpft einen religiöſen Gedanken, und er wird heilig und rein. Hängt Gott an den Galgen, und ihr habt das Kreuz. — So oft er die Wunden und das Elend der Menſchheit entfaltet, ſo wird er auf die häßliche Nacktheit den Schleier einer tröſtenden und ernſthaften Idee werfen." Wenn er Marion de Lorme auf die Scene bringt, ſo reinigt er die Courtiſane durch ein wenig Liebe. In den Saal des Feſtgelages ſtellt er den Sarg, den Refrain der Orgie unterbricht er durch Todtengeſänge. „Nehmt die häßlichſte Mißgeſtalt, gebt ihr eine Seele, und legt in dieſe Seele das heiligſte Gefühl des Menſchen, die Vaterliebe, und durch dieſe erhabene Empfindung verwandelt ſich vor euern Augen die entartete Kreatur." So reinigt in Lucrezia das mütterliche Gefühl die moraliſche Difformität, u. ſ. w.

Die Grundlage dieſes modernen Dramas findet Victor Hugo im Chriſtenthum. „Als erſte Wahrheit lehrt es (Vorrede zum Cromwell), daß der Menſch ein zweifaches Leben hat, in ſeiner Anlage wie in ſeiner Beſtimmung. Er iſt zugleich Beſtie und Geiſt. Er iſt der Knotenpunkt, der gemeinſame Ring zweier Ketten von Weſen, welche die ganze Schöpfung umfaſſen: vom Stein auf bis zum Menſchen, vom Menſchen auf bis zu Gott."

Wenn man den allgemeinen Gedanken dieſer ziemlich verworrenen Deduction feſthält, ſo bleibt übrig, was wir falſchen Idealismus nennen, eine Verirrung der Poeſie, die ſich bei unſern Dichtern häufig genug findet, namentlich bei Schiller. Weil man ſich ein verkehrtes, roſenblutwangiges Ideal ausmalt, ein Ideal, in welchem die widerſprechendſten Eigenſchaften, z. B. Unſchuld und Tugend ſich harmoniſch vereinigen ſollen, ſo wird das Leben zu einem geiſtloſen Gewebe endlicher Beziehungen. So hat das Chriſtenthum durch den Gegenſatz des Himmels

die Welt zu einem Jammerthal gemacht. Nicht die Endlichkeit iſt Schuld daran, ſondern das ſchlechte Bild des Unendlichen. Schiller hat in den meiſten ſeiner lyriſchen Gedichte dieſen Gang verfolgt, wie man ſich ein Ideal ſetzt, es auf der Erde nicht findet, und dann hingeht und reſignirt. In ſeinen Göttern Griechenlands läſtert ein verkehrtes Ideal das andere: der einſeitige Senſualismus den einſeitigen Spiritualismus. Auch in ſeinen Dramen macht ſich dieſe Abſtraktion geltend. Ich könnte ſie überall nachweiſen, ich will hier aber nur an Wallenſtein erinnern. Der objektive Dichter würde die Idealität dieſer großen geſchichtlichen Perſönlichkeit nirgend anders ſuchen, als in ſeiner concreten hiſtoriſchen Erſcheinung ſelbſt; das ſubjektive Ideal aber verlangt neben dem endlichen Heldenthum noch eine rein menſchliche Seite. Der ehrgeizige Rebell wird purificirt durch eine Spur von Humanität, durch die Liebe zu einem reinen Weſen, zu Max. Dieſe Trennung iſt ſehr ſchlecht und unpoetiſch, darüber iſt jetzt die Kritik wohl im Reinen. Die Kritik würde aber unvollſtändig ſein, wenn ſie nicht hinzuſetzte, daß dieſe ideale Seite ſehr zart und wahrhaft poetiſch in die weltliche Erſcheinung verwebt iſt. Der ideale und der weltliche Wallenſtein ſind nicht zwei vollſtändig von einander getrennte Weſen. An ſich würden wir zwar den alten Feldherrn für poetiſcher halten, wenn er dieſen dilettantiſchen Humanismus gelaſſen hätte, da er aber einmal da iſt, ſo müſſen wir geſtehen, daß wir ſeine Motivirung vortrefflich finden. Der Feldherr ſieht den jungen Mann vor ſeinen Augen aufwachſen; er ſelber nimmt an der Aktion keinen perſönlichen Antheil, es freut ihn alſo, in dem jungen Helden ein Spiegelbild ſeiner eigenen Jugend wiederzufinden. Er iſt in ſeinen Augen ein Gott, er will es auch bleiben; er verheimlicht ihm alſo das rein weltliche Treiben ſeines Ehrgeizes, das er vor dem in der Welt bewanderten Ottavio offen enthüllt. U. ſ. w. Das iſt Alles ſehr ſchön und menſchlich.

Bei Victor Hugo dagegen werden die beiden Seiten mit dem roheſten äußerlichſten Empirismus an einander geklebt, ohne alle Vermittelung. Ein Beiſpiel. Triboulet, der Hofnarr des Königs Franz, iſt ein Zwerg, bucklig, von der abſchreckendſten Häßlichkeit; daneben ein abgefeimter Schurke, boshaft wie ein Affe, mit einem wahren Koboldsgelüſt, überall Unheil anzuſtiften. Er hat aber außer dem negativen Gefühl, daß dieſer Zuſtand nicht der richtige ſei, und dem ebenſo natürlichen Haß gegen die Menſchen, die ſchöner und glücklicher ſind, als er,*)

*) Er ſpricht ſich öfters mit großem Pathos darüber aus. Einmal als ein alter Herr, deſſen Tochter er an den König verkuppelt hat, und den er in ſeinem Elend auf die infamſte Weiſe verhöhnt, ihm flucht, hält er folgenden Monolog:

Maudit! — Ah la nature et les hommes m'ont fait
Bien méchant, bien cruel et bien lâche en effet!
O rage! être bouffon! o rage! être difforme . . . .
Ne vouloir, pouvoir, ne devoir et ne faire
Que rire! Quel excès d'opprobre et de misère!

auch noch den poſitiven Wunſch, neben ſeiner häßlichen Wirklichkeit gleichſam ein reines Traumleben zu führen. Er hat eine ſchöne Tochter, die er in einem vor der Welt verborgenen Heiligthum verwahrt.*)

Die erſte Frage, die ſich jedem Unbefangenen bei einem ſolchen Verhältniß aufdrängt, iſt die: wie kommt dieſes Geſchöpf zu einer ſolchen Tochter? Der Dichter verfehlt nicht, darauf zu antworten: autrefois j'ai trouvé une femme . . .

Qui dans ce monde, où rien n' appareille les ames,
Me voyant seul, inferme, et pauvre, et détesté,
M'aima pour ma misère et ma difformité!

Aber da hört doch alles auf! Sie hat ihn geliebt wegen ſeiner Häßlichkeit! die chriſtliche Seele! Mit einem ſolchen Wunder kann die geſammte Apokalypſe, der Koran und die Indiſche Mythologie nicht wetteifern!

Wenn ähnliche Wunder, d. h. Combinationen außerhalb alles natürlichen Zuſammenhangs angenommen werden, ſo hat die dramatiſche Entwickelung kein Intereſſe mehr, denn dieſe kann uns nur ſo lange ſpannen, als wir uns innerhalb der Geſetze des Naturlaufs bewegen. — Die moraliſche Idee iſt nun, daß Triboulet an dem geſtraft wird, was ihm das Liebſte iſt. Seine Tochter wird durch ſeinen König entehrt. — Aber der Dichter verfehlt doch ſeinen angeblichen Zweck. Der Hanswurſt wird weder durch ſein ſentimentales Leben „bei Seite" geadelt, noch durch dieſe tragiſche Erſchütterung, wie das auch gar nicht möglich iſt, er

*) Er ſagt zu ihr: — Je veux ici

Dans ce seul coin de monde où tout soit inconnu,
N'être pour toi qu'un père, un père véneré,
Quelque chose de saint, d'auguste et de sacré . . .
Garde de toute haleine impure, même en rêve,
Pour qu'un malheureux père, à ses heures de trêve
En puisse respirer le parfum abrité,
Cette rose de grâce et de virginité!

Dieſe parfümirte Sprache des idealen Triboulet im Gegenſatz zu den Cynismen des realen gibt zugleich ein ſehr gutes Bild für die Unnatur der Compoſition. Wo wird ein Hanswurſt, der ſich den ganzen Tag in ſchmutzigen Bildern bewegt „den heimlichen Duft einer Roſe der Grazie und der Jungfräulichkeit einathmen" wollen? — Er überbietet ſich ſpäter, nachdem ihm der Duft der Jungfräulichkeit geraubt iſt, noch einmal in Bildern:

Jour qui me réveilles au sortir de leurs nuits!
Ame par qui mon ame à la vertu rémonte!
Voile de dignité deployé sur ma honte!
Ange oublié chez moi par la pitié de Dieu!

Aehnlich ſagt das Monſtrum Quaſimodo, das ſonſt nur ſtammeln kann, in einem Ausbruch des Gefühls zu Esmeralda: Du biſt ein Sonnenſtrahl, ein Thautropfen, ein Vogelgeſang! — Parfüm und Geſtank vermiſcht, gibt keine gute Atmoſphäre.

geräth nur in einen Wuthausbruch, der freilich geeignet ist, die in seiner Nähe befindlichen Personen in Entsetzen zu jagen, wie jeder unerwartete Krampfanfall, aber keineswegs, das unbetheiligte Publikum hinzureißen. Es macht im Gegentheil einen possenhaften Eindruck, wenn der zwerghafte, bucklige Hanswurst sich mit plebejischem Hochmuth auf den königlichen Sessel wirft, und dort „Gericht hält," wenn er einen Mörder von Profession dingt, den König abzuthun, wenn er sich von ihm den Leichnam im Sack ausliefern läßt, in halb wahnsinniger Lust darauf herumspringt, dann plötzlich findet, daß er nicht den Leichnam des Königs, sondern den seiner Tochter beschimpft habe, und nun in grotesken Geberden seine Verzweiflung ausdrückt. Der Schmerz wie der Zorn rührt und erschüttert uns nur auf einem an sich edlen Gesicht, und in der Mischung des Fratzenhaften und des Schauerlichen überwiegt das erstere.

Lucrèce Borgia (aufgeführt Februar 1833) ist Nichts als das Gegenbild zu Triboulet, sowohl der Charakteranlage als der Fabel nach. Das verruchte Weib hat Blutschande getrieben mit Vater und Bruder, sie hat mit Gift, Dolch und Strick unter den Edlen Italiens gewüthet, sie ist gleichmäßig ein Gegenstand der Furcht, des Hasses, des Abscheus und der Verachtung. Aber sie hat einen Sohn, gleichfalls die Frucht der Blutschande, der sie nicht kennt, und in dem Herzen dieses Sohnes sucht sie ein Asyl für ihr besseres Selbst. „Was würdest du dazu sagen", fragt sie einen ihrer Helfershelfer, „wenn es ein edles und reines Herz gäbe, wenn mir armen Frau, gehaßt, verachtet, verflucht von den Menschen, vom Himmel verdammt, elend in meiner Allmacht, wenn mir in meiner Noth, in der die Seele in schmerzlichem Todeskampfe ringt, Nichts bliebe, als die eine Idee, die eine Hoffnung, in diesem so stolzen und so reinen Herzen vor meinem Tode einen Platz zu gewinnen?" Das ist ein Schwangerschaftsgelüst, eine Caprice der Blasirtheit; wie in diesem zerstörten Familienwesen ein Gefühl der Pietät aufkeinem soll, begreift kein Mensch. Auch hat dieses Gefühl keine Macht, sie im Uebrigen zu veredeln; sie intrigurt, haßt, vergiftet, nach wie vor. Und so kömmt es endlich, daß sie ihren eignen Liebling vergiften muß, und daß sie endlich von ihm verflucht und getödtet wird.

Wenn aber in der sittlichen Anlage die Lucretia kein Fortschritt gegen Triboulet ist, so muß ich doch die Ausführung bedeutend vorziehn. Einmal ist dies Stück in Prosa geschrieben, und das Geplauder dieser verliebten Hyäne erhält dadurch in der That eine gewisse Originalität. Später hat sich Victor Hugo darin noch vervollkommnet; seine Königin Marie und seine Courtisane Tisbe sind zwar noch viel gemeiner, aber auch viel origineller als Lucretia. Sodann ist die theatralische Anordnung mit großem Geschick ausgeführt, und zu der Donizettischen Musik nimmt sich die Handlung wunderlich genug aus.

Aber mit der moralischen Wirkung ist es nichts. Die Moral hinkt nach, eigentlich ist das krankhafte Gelüst nach pikanten Greueln, die durch die Naivität,

mit der man sie ausführt und bespricht, noch einen besonderen Reiz gewinnen sollen, die Hauptsache. Bei Eugen Sue ist es ganz derselbe Fall, nur daß bei der natürlichen Rohheit des Mysteriendichters das rein Aeußerliche seiner sogenannten Moral noch viel auffallender hervortritt. In einem seiner ersten Romane, Atar Gull, ist die bei Victor Hugo immer mit einem geistigen Moment verflochtene Amphibiennatur des Menschen auf ihren primitiven, physischen Ausdruck zurückgeführt. Ein reicher Graf liebt eine Schauspielerin, und bringt mit ihr sein Vermögen durch. Als es zu Ende ist, beschließen sie mit einander zu sterben und zwar auf die möglichst romantische Weise, im Kusse. Sie nehmen eine Giftflasche in den Mund, beißen ab, er schluckt es hinunter, sie spuckt es aus und nimmt sich einen andern Liebhaber. Seine riesenhafte Natur erhält ihm das Leben, aber der Verrath seiner Geliebten hat ihn so erschüttert, daß er, nachdem er zu Lande die angemessene Zahl von Mordthaten ausgeübt, Seeräuber wird, und Alles was ihm unter die Hände fällt, köpfen, hängen, schinden, viertheilen, kurz auf jede mögliche Art schlecht behandeln läßt. Diese Greuelthaten füllen seine Seele nicht ganz aus, er nimmt daher jeden Abend Opium, und versetzt sich dadurch in einen Traum, in dem er sich selbst als der tugendhafteste und glücklichste Mensch von der Welt vorkommt, sich in den heitersten und lachendsten Phantasien ergeht, und jede Spur von seinem blutigen Tagesleben verloren hat — eine Spaltung, die auf das angemessene viehische Medium zurückgeführt, im Uebrigen völlig der Doppelnatur eines Tribonlet und einer Lucretia entspricht.

Mit besonderer Vorliebe malen die Romantiker diese Doppelnatur bei einer Klasse aus, welche in den Augen der übrigen Welt als die verworfenste gilt, den öffentlichen Mädchen, die sich für Geld preisgeben. Alle Welt kennt Eugen Sue's Fleur de Marie, die im Schmutz der gemeinsten Winkelhäuser der Cité in Beziehung auf das Innerste ihrer Seele so jungfräulich und heilig bleibt, wie die Mutter Gottes, nach der sie den Namen hat. Wie eine solche Reinheit und Keuschheit möglich ist, wenn man sich alle Nächte den viehischen Umarmungen betrunkener Diebe und Mörder hingibt, darüber bleibt uns der Dichter die Auskunft schuldig. Es ist bei ihm — wie bei der genialeren Fraction des Socialismus — Dogma, daß das Laster nicht Laster ist, und um dieses Dogma zu versinnlichen, kommt es ihm auf ein paar Lügen oder Unmöglichkeiten mehr oder weniger nicht an.

Victor Hugo hat immer ein großes Interesse für diese Seite des socialen Lebens gehabt. So schildert er in den Dämmerungsgesängen die armen Dirnen der Gasse, wie sie um den Eingang eines glänzenden Balllokales sich drängen, und zu den tugendhaften und vornehmen Damen, die in prächtigen Carrossen an ihnen vorüberfahren, mit Neid hinaufblicken, „ihren schrecklichen Kummer in ein spöttisches Lächeln verhüllend, Blumen im Haar, Schmutz an den Füßen, Haß im Herzen.“ Aber setzt er hinzu: „Dieser Schmutz enthält noch das reine Wasser: —“

Pour que la goutte d'eau sorte de la poussière,
Et redevienne perle en sa splendeur première,
Il suffit, c'est ainsi que tout remonte un jour,
D'un rayon de soleil ou d'un rayon d'amour.

Dies ist das Thema, welches er in Marion de Lorme (geschrieben 1829, aufgeführt August 1831) ausführlicher bearbeitet hat. Eine berühmte Courtisane, die Freude von ganz Paris, lernt einen schwärmerischen jungen Mann kennen, der nicht weiß, wer sie ist, und kommt zu ihm in ein wirkliches Liebesverhältniß. Durch dasselbe purificirt, kann sie sich doch von ihrer Vergangenheit nicht befreien; nicht allein muß sie die Verachtung ihres Geliebten tragen, sobald dieser ihren Namen erfährt, sie wird auch in eine schreckliche Versuchung geführt. Ihr Geliebter ist nämlich bei einem Duell ertappt, und ein tyrannisches Gesetz des Cardinals Richelieu bestimmt für jedes Duell den Tod. Um ihn zu retten, wirft sie sich den Machthabern zu Füßen; sie verlangen für seine Freisprechung den Preis, welcher bei ihrer früheren Stellung in der Gesellschaft nicht wunderbar erscheinen kann. Aber jetzt!

Après s'être épurée à cette chaste flamme,
Après s'être refait une âme avec cette âme!

Sie erliegt dennoch der Versuchung, aus zu großer Liebe, wie ihr Geliebter entschuldigend bemerkt. Und umsonst, er wird doch nicht gerettet. So schließt die Tragödie, wie le Roi s'amuse, wieder in halbem Wahnsinn; der Cardinal läßt sich in seiner Sänfte vorübertragen, um der Hinrichtung beizuwohnen, sie stürzt mit fliegenden Haaren darauf zu, und ruft: Seht Alle hin! da geht der rothe Mann vorüber. Ein Schluß ohne Pointe. — Der genetische Theil der Geschichte, der offenbar das größte Interesse haben müßte — wie nämlich eine solche Liebe in einem rein weltlichen Gemüth entspringt — ist bei Seite gelassen. G. Sand hat in ihrer Isidore diese Aufgabe mit großer Meisterschaft gelöst. Hier wird das Verhältniß als gegeben, die Möglichkeit desselben als bewiesen vorausgesetzt; die weitere Verwickelung der Leidenschaft wird durch die gezierte Phraseologie, durch Einmischung überflüssigen historischen Costüms, und durch den Alexandriner gestört.

Marie Tudor (1833) ist in Prosa geschrieben, das Ueberspringen vom Pathos zur Burleske sieht also nicht so gezwungen aus. Im Uebrigen ist der Inhalt dieses Stückes noch viel widerwärtiger, als in Marion de Lorme — Eine junge Waise, Jane, wird von einem redlichen Arbeiter, Gilbert, auferzogen; er liebt sie oder betet sie vielmehr an, und bestimmt sie zu seiner Frau. Er redet nicht anders zu ihr, als mit gefalteten Händen: Du Reine! Du, deren Stirn meine Lippen kaum zu berühren wagen u. s. w. — Sie ist nicht mehr rein. Allnächtlich öffnet sie einem jungen Herrn vom Hofe, Fabiani, ihr Fenster. Fabiani besucht sie nicht aus Liebe, sondern aus Gewinnsucht; er weiß, daß Jane die Tochter des hingerichteten Grafen Talbot ist, dessen Güter die Königin ihm, dem

Favoriten, zugesprochen hat; um Jane's etwaigen Ansprüchen vorzubeugen, entehrt er sie. Gilbert muß einmal Zeuge davon sein; er geräth in Verzweiflung. „O wer verschafft mir Rache um den Preis meines Lebens!“ — Moi! ruft eine Stimme aus dem Hintergrunde. Es ist der Maschinist, der schon lange nach einem solchen Menschen suchte. Der Königin wird verrathen, daß ihr Mignon sie betrügt; dafür kann sie ihn nicht hinrichten lassen, so schnell sie sonst mit derartigen Experimenten fertig ist; also muß Gilbert aussagen, er sei von Fabiani gedungen, die Königin zu ermorden. — Die Königin selbst ist ein origineller Charakter, den Victor Hugo eigens geschaffen hat, um sein Ideal von der Verbindung des Großen (Tragischen) und des Wahren (Komischen) zu versinnlichen; Marie Tudor soll nach seinen eigenen Worten groß und wahr sein: groß als Königin, wahr als Weib. Durch diese Vermischung entsteht ein Geplauder, das durch seine Naivität in der That belustigt. — Sie fordert von Fabiani das Versprechen, er solle es ihr offen gestehen, sobald er untreu wird. „Freilich gibt es Augenblicke, wo ich dich lieber todt sehen möchte, als glücklich mit einer Andern; aber es gibt auch Augenblicke, wo ich dich lieber glücklich sehen möchte. Mein Gott, ich weiß nicht, warum die Leute mich in den Ruf einer bösen Frau bringen wollen!“ — Nachher thut es Gilbert doch wieder leid; der Tod Fabiani's würde seiner Jane Kummer machen, lieber will er selbst sterben. „Also auf diese Weise, ruft die Königin, willst du dich rächen? Gott was sind diese Leute aus dem Volke dumm! Was! ein Weib betrügt dich, und du spielst den Großmüthigen? Meinetwegen, ich bin nicht großmüthig! Ich will mich rächen, und du sollst mir helfen! Aber dieser Mensch ist verrückt! er ist verrückt! er ist verrückt! Mein Gott, wozu muß ich ihn brauchen! Es ist wirklich zum Verzweifeln, in ernsthaften Dingen mit solchen Leuten zu thun zu haben.“ So plaudert sie fort; nachher läßt sie Fabiani kommen, und macht ihn in Gegenwart des ganzen Hofes herunter: „Du bist nichts als ein gemeiner Italiener, dein Vater war Dorfzimmermann, du bist mir ein schöner Marquis!“ u. s. w., „wahr“ wie eine Poissarde. Zum Ueberfluß wird auch noch der Henker citirt, und ihm in ähnlichem Geplauder, wieder in Gegenwart des Hofes, die nöthige Anweisung gegeben. Dann regt sich wieder die alte Liebe; sie will Fabiani retten. Jane bittet für Gilbert. „Ah! du willst deinen Liebhaber retten! Ich will meinen retten! Was geht mich dein Liebhaber an! Ich glaube wahrhaftig, alle Mädchen von England werden kommen, und über ihre Liebhaber von mir Rechenschaft verlangen.“ — Das die Königin. — Gilbert ist der in den neufranzösischen Romanen häufig vorkommende Liebhaber, der liebt quand même. „Ich liebe sie doch! Ich würde den Saum ihres Kleides küssen, und sie um Verzeihung bitten (!!), wenn sie mich noch wollte. Sie könnte in der Gosse liegen, mit den Wesen, die darin gewöhnlich zu finden sind, ich würde sie aufnehmen und an mein Herz drücken! . . Ich würde die Ewigkeit darum geben, wenn sie mir noch einmal zulächelte! . . Glaubst du, du würdest das

Weib tödten, das dich betrügt? — O nein! Du wirst sie nicht tödten, du wirst dich zu ihren Füßen legen, wie sonst; nur traurig wirst du sein." — Als ihm Jane erklärt, sie habe ihn immer geliebt, auch da sie ihm untreu war, geräth er außer sich, stürzt ihr zu Füßen, und ruft: „Du bist ein Engel! Du bist mein Weib!" wodurch sie sittlich rehabilitirt werden soll. — Ein fortwährender Wechsel der Stimmungen und Capricen, für welchen man jeden Faden verliert; eine ebenso blutige als frivole Hetzjagd von Mordthaten, Hinrichtungen und ähnlichen Greueln, und ein sittlicher Skepticismus, der sich am besten in dem Chorus des Stücks, dem Gefangenwärter ausspricht, der früher in den Religionskriegen sich betheiligt hat, und es erleben mußte, wie man erst als Puritaner, dann als Katholik, dann als Unentschiedener gehängt wurde. „Wenn man alt wird, so vergißt man, um was für Ideen man sich eigentlich gestritten hat. Auch die Ideen werden alt und runzlig." — Was ist das für eine Zeit! um sie mitzufühlen, muß man sie in ihrer Genesis verfolgen, wie in Shakespeare's Bürgerkriegen, deren Schluß in Richard III. man dann wohl begreift. — Der Schluß von Marie Tudor gehört der Oper an: eine prächtige Dekoration, das illuminirte London und die Todtenglocke, die Fabiani's Todesgang begleitet. Der Maschinist hat gesiegt.

In Angelo, tyran de Padoue (1835) wiederholen sich die Conflicte von Marion, Marie Tudor und Lucretia. Tisbe, die Heldin, ist wie Marion eine Courtisane mit einer reinen, hingebenden Liebe im Herzen; einer Liebe, die absolut alle Regungen des Herzens absorbirt und unergründlich ist wie das Meer; wie Marie Tudor ist sie leidenschaftlich, capriciös, der wechselnden Fluth der Stimmungen unterworfen, doch mit der Energie einer bestimmten Passion; viel Seelengröße und Aufopferungsfähigkeit mit einem kleinen Anstrich von Gemeinheit. Der Tyrann liebt die Courtisane, die Courtisane liebt Rodolfo, eine Figur nach Byronschem Schnitt, Rodolfo ist der Liebhaber der Gemahlin des Tyrannen. In der Eifersucht schwankt Tisbe eine Weile. „Wen soll ich tödten, ihn, sie oder mich! Ich weiß es in der That nicht!" Die Liebe siegt, sie opfert sich, sie läßt sich von Rodolfo tödten: „Welches Glück, von deiner Hand zu sterben! ich falle bei der Gelegenheit vielleicht in deine Arme!" — Die Leidenschaft ist stark genug hinausgetrieben, zuweilen in's Possenhafte. So z. B. als die angeschuldigte Gattin, die vor ihrem kalten und unbeweglichen Richter steht, in ihrer Herzensangst sich an die Nebenbuhlerin wendet: „Die Männer wollen uns nie glauben! und doch sagen wir mitunter die Wahrheit." — Der Dichter erklärt die Rechtfertigung des schwächeren Geschlechts als die Hauptaufgabe seines Stücks. Er will die Schuld auf den zurückschieben, dem sie zukommt; den stärkeren Mann und den absurden Zustand der Gesellschaft. „Ich bin aus einem Schmutz in den andern gefallen, sagt Tisbe. Hunger oder Orgie! Freilich sagt man uns: sterbt vor Hunger! Und das Erbarmen der Menschen ist nur für die großen Damen. Aber die Geduld hat eine Grenze."

Tisbe so wenig als Marion de Lorme lassen sich mit einem Produkt der älteren französischen Literatur vergleichen, mit der Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier de Grieux vom Abbé Prevost. Hier ist die Frage klar hingestellt: Manon sündigt nicht aus Noth, sondern aus Genußsucht; sie ist feil und doch liebenswürdig, und doch auf eine Weise geliebt, wie kein tugendhaftes Weib es sein konnte. Auf dies merkwürdige Buch, dessen Conception nur einem Franzosen möglich war, kommen wir noch einmal zurück. — Es ist überflüssig, auf die übrigen Figuren Victor Hugo's, in denen der nämliche Contrast sich ausdrückt, zurückzugehen; auf Esmeralda und ihre Affenliebe zu dem schmucken Dragoner-Capitän; auf den Priester Claude Frollo, den die Entbehrung in seiner später ausbrechenden Brunst halb verrückt macht u. s. w. — Merkwürdiger ist die andere Seite seiner Poesie; das Streben, diesem grob materiellen Wesen gegenüber etwas recht Seraphisches, platonisch Unsinnliches, oder in der Sinnlichkeit Keusches aufzustellen, und dem Einen durch das Andere Folie zu geben. Das spielt symbolisch in einander, ein dramatisches Leben aber kann daraus nicht hervorgehen. —

Das vorletzte Stück von Victor Hugo, Ruy Blas (1839), ist vielleicht die wunderlichste Ausgeburt dieser Poesie des tragikomischen Contrastes. — Ein Minister, Salluste, wird von der Königin beleidigt und will sich rächen. Sie soll sich in seinen Lakaien Ruy Blas verlieben und mit demselben compromittiren. Zu diesem Zweck gibt er ihn für seinen Vetter aus und bringt ihn in den Dienst der Königin. Was er vorausgesehen, geschieht; schon war ihm vorgearbeitet, denn Ruy Blas liebte bereits die Königin und stand mit ihr in einem geheimnißvollen Briefwechsel. Er wird Minister, der König ist ein Cretin und setzt ihm keinen Widerstand entgegen, er reformirt den ganzen Staat, treibt die Unterdrücker des Volks aus und regiert auf das Trefflichste; wie er zu einer Kenntniß der Staatsgeschäfte kommt, wie er sich nach der Hofmanier zu benehmen gelernt hat, weiß Gott allein! Die Königin betet ihn an, da kommt eines schönen Morgens Don Salluste und sagt: Das ist mein Lakai! Ich kann ihn schlagen, schimpfen, wegwerfen, wie ich will, und mit diesem hast du dich compromittirt. Das setzt endlich Ruy Blas außer Fassung: Ah! sagt er:

> Vous l'osez outrager, quand je suit la! tenez,
> Pour un homme d'esprit, vraiment, vous m'étonnez!
> Et vous vous figurez que je vous verrai faire
> Sans rien dire!

Er tödtet ihn, und dann sich selbst, um die unfreiwillige Schuld abzubüßen. — Das ist alles wieder eitel Symbol. Was ist Ruy Blas eigentlich? Der Dichter sagt es selbst: in der Verderbniß der herrschenden Klassen das Volk! Etwas Großes, Finsteres, Unbekanntes! Hochstrebend, auf dem Rücken die Zeichen der Knechtschaft, im Herzen die Vorahnungen des Genius! Die geniale Leidenschaft, durch die Gesellschaft unterdrückt, und sich um so gewaltiger aufschwingend, als

der Druck empfindlich ist. Dieses „Volk" sagt von sich selbst: An Stelle eines Handwerkers hat man einen Träumer aus mir gemacht; wozu arbeiten? fragte ich mich. Ich strebte einem unsichtbaren Ziele nach, Alles schien mir real, Alles möglich. — So das wirkliche Volk. Ich fürchte, wenn man ihm in der That die Zügel des Staats in die Hände gäbe, würden die Neuerungen etwas gefährlich sein. —

Diese symbolische Natur der Gegensätze führt uns auf den Punkt zurück, von dem wir ausgegangen waren. Worin besteht das Ungewöhnliche, das Titanische der Charaktere und der Situationen in Victor Hugo? Nicht in den einzelnen Empfindungen, nicht in den einzelnen Thaten, sondern in der zweckwidrigen Combination derselben. Wenn ein vorlauter Bedienter von seinem Herrn dadurch gedemüthigt wird, daß er ihn das Fenster öffnen und schließen, das Schnupftuch aufheben läßt und dergleichen, so finden wir darin nichts Auffallendes. Wenn ein junger Enthusiast mit seiner politischen Idee bei dem alten Diplomaten nur ein kaltes Lächeln findet, so ist das auch natürlich. Wenn ein junger Kavalier seiner Königin den Hof macht und sich dadurch unangenehme Verwickelungen zuzieht, so läßt sich dagegen auch nichts sagen. Aber wenn der Lakai, der das Schnupftuch aufheben muß, der Enthusiast mit seinen Staatsgesprächen und der in seine Fürstin verliebte Kavalier Eine und dieselbe Person sind, und wenn alle diese Handlungen vor unseren Augen vorgehen, so überwiegt das Gefühl des Unzweckmäßigen jede andere Regung; anstatt erschüttert zu werden, müssen wir lachen. Wir empfinden die Gebrochenheit der Charaktere nicht als eine nothwendige, historische, sondern als eine zufällige; wir sehen nicht die Geburtswehen einer neuen Weltordnung, sondern ein untergeordnetes Krankheitsmoment eines Individuums. Weder die Leidenschaft, noch der Charakter gestaltet sich zur Totalität; bald sehen wir den moschusduftigen Seraph, bald den schmutzigen Caliban. Die Sprache sprudelt wie ein sturmbewegter See, sie hat aber keinen Fluß, uns fortzureißen; das Costüm, die Charaktere mit eingerechnet, ist bunt genug, bis ins kleinste Detail ausgeführt, aber doch nichts als Maske; eigentlich steckt immer der Franzose dahinter mit seiner vollen, durch den poetischen Contrast nur scheinbar gebrochenen Convenienz. Die Romantik empfindet zu Vielerlei, um tief zu empfinden; sie ist zu beweglich, um die Seele wahrhaft zu bewegen; zu skeptisch, um wahr zu sein. Sie hat den äußeren Glauben verloren, aber ihr sittliches Centrum nicht gefunden, und schnitzt sich nun Götzen, um sie erst anzubeten, und dann zu zerschlagen. —

Neue Dramen.

Der Genius und die Gesellschaft, Trauerspiel.

Der Name des Verfassers ist nicht genannt, das Bühnenmanuscript wurde mit einem lobenden Vorwort Rötscher's von Berlin aus versendet; man erzählt, der Dichter sei eine Dame; die Behandlung der Charaktere, die Situationen und der Dialog erinnern zuweilen so sehr an Gutzkow, daß man, wenn nicht bestimmte Versicherungen entgegenständen, versucht wäre zu glauben, der Herr habe sicher die Hand dabei im Spiele gehabt.

Lord Byron, welcher Gedichte gemacht hat, ein vornehmer Gentleman, reizbar, leidenschaftlich und von großem Zartgefühl ist, hat ein Weib, mit welcher er nicht glücklich lebt, eine Modedame, kühl und unempfindlich gegen den Gatten, von der liebenswürdigsten Façon gegen den fremden Gecken, der ihr Thorheiten erzählt. Eine Schauspielerin vom Drurylane-Theater, Clara, macht dem Lord Byron einen Geschäftsbesuch, er faßt sogleich ein leidenschaftliches Interesse für sie, weil sie dem Porträt einer alten Geliebten sprechend ähnlich sieht. Die junge Dame wird von ihm begeistert. Er trennt sich von ihr, indem er den dringenden Wunsch ausspricht, sie möchten einander nie wiedersehen. Als sie fort ist, muß er anhören, wie ein Herr Brummel — Mann mit steifen Vatermördern und unverschämter Gefühllosigkeit — seinem Weib gegenüber renommirt, er wolle die neue Schauspielerin, nach der Rolle der Ophelia auch wider ihren Willen nach Hause begleiten, sie zwingen, ihm den Strohkranz aus ihrem Haar zu schenken. Byron geräth über diese Frechheit im Stillen in Wuth, sein Gemahl bittet ihn dringend, sie doch zu dieser Vorstellung in's Theater zu begleiten, zögernd willigt er ein.

Im Anfange des zweiten Akts führt Byron die schöne Clara, welche er vor der Unverschämtheit Brummels bewahrt hat, in ihr Quartier, zarte, leidenschaftliche Annäherungen von zwei tugendhaften Menschen. Brummel überrascht in dieser Situation, klagt höhnisch, daß Byron ihm den Rang abgelaufen habe, und wird von Clara mit Hoheit zurecht gewiesen, entfernt sich gedemüthiget. Die Liebenden schwärmen fort, Byron entfernt sich mit Ophelias Strohkranz. Sein Weib hat ihn unterdeß bis in die Nacht herein eifersüchtig erwartet, bei seiner Rückkehr gibt es eine kleine Scene, welche den Verdacht der Frau bestätigt. Das Verhältniß Claras zu Byron ist durch Brummel entstellt in's Publikum gebracht worden, seine Frau gilt der Gesellschaft als Opfer einer abscheulichen Leidenschaft. Brummel beschließt die Künstlerin vom Theater wegzupfeifen, Lady Byron weiß darum, sie hat hinter dem Rücken ihres Mannes seine Papiere durchsucht und jenes alte Portrait gefunden, welches ihr als das Bild von Miß Clara erscheint

und sie zu rücksichtsloser Rache auffordert. Da kommt Byron in Dinerlaune mit einigen Herren nach Hause, von denen einer, welcher Sheridan heißt, und wie bemerkt wird, ein genialer Politiker ist, starke Neigungen zur Trunkenheit verräth. Lord Byron merkt, daß sein geheimes Kästchen aufgemacht ist, wird darüber sehr zornig und fühlt das Unglück seiner Ehe. Darauf Theaterloge Lord Byrons. Lord Holland fordert Byron auf, seine Kräfte dem Staat zu widmen, um auf den Flügeln seines Genius England emporzutragen. Byron verspricht das. Da tritt Miß Clara auf, Pfeifen und Zischen beginnt, Schmähworte fallen auf die Bühne, Byron stürzt in höchster Wuth hervor und trotzt dem Publikum, auch gegen ihn und seine Unmoralität wendet sich der Zorn der Menge, und durch furchtbaren Scandal wird die Vorstellung unterbrochen. Byron hat die halbtodte Clara auf die Straße gerettet, der betrunkene Sheridan stammelt auf einer Bank mit einem Nachtwächter, Byron legt die Schauspielerin neben den Betrunkenen, drei Genies stehen einsam und untergehend in einer Gruppe. Da die Wohnung der Schauspielerin von aufgeregten Haufen bedroht wird, bringt Byron sie in den Schutz seines eigenen Hauses. Aus dem Entsetzen, mit welchem sich das Mädchen zuerst von ihm abwendet, bricht endlich ihre leidenschaftliche Liebe heraus, Beide überwinden hochherzig ihr Gefühl, Byron beschließt zu resigniren. Als er abgegangen ist, dringt Lady Byron herein, überhäuft Clara mit maßlosen Schmähungen, der Geist des unglücklichen Mädchens kann den neuen Schlag nicht aushalten, und beginnt zu schwärmen; sie wird wahnsinnig und empfindet sich als Ophelia. Byron kommt dazu, beide Gatten stehen entsetzt über dem ungeheuern Ereigniß. Lady Byron kommt zur Erkenntniß ihres Unrechtes und straft sich dadurch, daß sie sich von dem Mann, den sie in ihrer Art leidenschaftlich liebt, scheidet. Sie reist ab, Clara kommt in die Pflege eines Irrenarztes. Byron ist jetzt allein, gehaßt und verfolgt von der ganzen guten Gesellschaft Londons, unaufhörlich durch die Journale und den Straßenwitz als Bösewicht geschmäht, auch von seinen Gläubigern grimmig verfolgt, ein geschlagener Mann, der mit der Welt fertig ist. — Strandgegend, schlimmes Wetter. Ein alter Lootse, der als „Wettermacher" von seinen Nachbarn gefürchtet und gemieden wird, hält Byron, als dieser sich in die See stürzen will, schilt ihn kräftig und rüttelt ihn auf, er ermahnt ihn, daß durch Manneskraft all das Leiden, an dem er krank sei, bewältigt werden könne. Byron beschließt, dem undankbaren England seine Größe in der Fremde zu beweisen und besteigt ein Schiff, abzufahren.

Der Theatererfolg dieses Stückes ist bis jetzt ein sehr günstiger gewesen und die erbarmungslose Kritik kann darüber nicht trauern. Die Handlung ist undramatisch, weil die Persönlichkeit des Helden und seine Schicksale in der Kunst keine tragische Berechtigung haben. Wer ist dieser Lord Byron, der als ein Genie einer bornirten und faulen Gesellschaft gegenübergestellt wird? Er lebt zunächst in unglücklicher Ehe. Wenn ein Mann von gebildetem Urtheil ein Weib heira-

thet, welches nicht zu seinem Wesen paßt, so ist ein solches Unglück im Allgemeinen Folge männlicher Schwäche oder eines Mangels an Urtheil. Wir werden es in unserer Familie bemitleiden, im Tempel der Kunst darf uns das nicht rühren. Wir fordern von einem gesunden männlichen Geist, daß er das Weib seiner Wahl verstehe und zu behandeln wisse. Wenn aber der Mann als eine leidende, fein zugespitzte, in ihrem innersten Wesen nicht verstandene Natur dargestellt wird, und mit den Prätensionen eines höheren genialen Wesens ausgerüstet, der gewöhnlichen Beschränktheit des wirklichen Lebens und der Einseitigkeit seines Weibes unterliegt, so wird die Sache noch schlimmer. Seit den Romanen der Hahn haben wir in Werner u. s. w. die abgeschmackten Prätensionen solcher Geistesaristokraten zur Genüge in uns aufnehmen müssen. Der Byron des Stückes verlangt von seinem Weibe beim Aufgehen des Vorhanges Enthusiasmus für ein paar Verse, welche ihn begeistern, und fühlt sich unglücklich, weil ihr Lob so kühl ist. Er, der ein Dichter sein soll, versteht so wenig die Natur und das Wesen seiner Frau, daß er sie für kalt und herzlos hält; er sieht ein Mädchen vom Theater, und weil sie einer alten Geliebten ähnlich ist, geräth er sogleich in den begeisterten Taumel eines Gymnasiasten. Was er später thut, ist unklug, kopflos, ohne das verständige Urtheil, welches jeder Mann von Erfahrung haben muß, und als durch seine Verkehrtheit und die kleinen Schlechtigkeiten einzelner Menschen seine Lage allerdings traurig geworden ist, will er sich tödten, um die ganze Geschichte los zu werden. Ist das der Held für eine Tragödie? Weder groß in seinen Handlungen, noch groß in seinen Leidenschaften, denn selbst seine Heftigkeit ist kindisch. Berechtigung soll er dadurch erhalten, daß er Lord Byron heißt. Es könnte aber dem Stück gar nichts nützen, auch wenn Lord Byron in Wirklichkeit ein solcher Mann gewesen wäre. Dann tangte er nicht zum Helden eines Dramas. Und hier sei der lebhafte Wunsch ausgesprochen, daß endlich einmal mit den Maler- und Dichterdramen ein Ende gemacht werde. Denn was einen Künstler groß macht, der Prozeß seines idealen Schaffens und die Resultate dieses Prozesses, seine Kunstwerke, die können im Drama, was über ihn geschrieben wird, keine Wirkungen hervorbringen, und was im Drama vorgeführt werden kann, sein Leben und sein Leiden in der ihn umgebenden Welt, das ist gerade bei einem Künstler selten groß, denn in der Regel zeigt sich die Lebenskraft des Mannes, welcher souverain im Reich der Ideale herrscht, als einseitig und ungeübt in der Bewältigung der äußern Verhältnisse. Aber auch da, wo der Künstler als ein tüchtiger Mann der That erscheint, ist seine Benutzung für dramatische Stoffe gerade deshalb gefährlich, weil das Interesse, welches der Schaffende und der Zuschauer an seiner Bühnenerscheinung nimmt, kein unbefangenes, aus der Handlung des Stükkes hervorgehendes ist. Und weil Jeder das Urtheil, was er sich aus Werken des Mannes über ihn gebildet hat, in dem Drama bestätigt sehen will, wird der Dichter verführt, den Helden seines Stückes zur Kokette zu machen, der beständig

mit Bewußtsein Ungewöhnliches und Bedeutendes empfindet und eben deshalb nicht Freiheit gewinnt, Bedeutendes zu thun. Das größte Beispiel von den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten eines solchen Stoffes ist Göthes Tasso.

Das Detail der Handlung, die Situationen und der Dialog des vorliegenden Stückes zeigen überall die Manier unseres jungen Deutschlands. Die Charaktere sind unvollständig empfunden und erhalten durch chargirte Züge einen verwerflichen Reiz, in der Diction wird durch eingesetzte, weither geholte Bilder und geistreiche Phrasen der Ausdruck der Leidenschaft nur zu oft gestört. Und doch, trotz der Unbrauchbarkeit der Handlung, trotz des Gesuchten und Studirten in Situationen und Sprache ist ein starkes dramatisches Talent deutlich zu erkennen. Der Dichter weiß, was dramatischer Wirkung fähig ist, und mit Vorliebe behandelt er diese Scenen, wo große Bewegungen der Seele und die Entwickelung der Leidenschaft darzustellen sind. Clara und Byron in der Wohnung der Schauspielerin, die eifersüchtige Lady Byron, und die große Scene des Wahnsinns, sie sind alle nicht schön, ja sie leiden auch an Mangel von dramatischem Detail, aber es ist doch ein gewisser kühner Wurf darin zu sehen; ein poetisches Behagen, die Personen recht in die Teufelei der Leidenschaft hereinzuführen. Und das geschieht mit großer Geschicklichkeit und mit Geist.

Das Stück selbst ist nicht zu retten, aber der Dichter hat jedenfalls die Fähigkeit, Besseres zu schaffen. Nur ist freilich nach diesem Stück zweifelhaft, ob man sich über das, was er von Dichterkraft unleugbar besitzt, freuen darf, oder ob man fürchten muß, durch ein neues Talent eine verderbliche Richtung in der Kunst fortgebildet zu sehen.

Gerichtliche Verfolgungen gegen die Demokratie.

Preußischer Brief.

Der Eindruck, welchen die von den preußischen Staatsanwaltschaften angeregten politischen Prozesse machen, ist noch bei Weitem widerlicher, als der des standrechtlichen Verfahrens im Mai und Juni; aber so roh und barbarisch dieses war, es wurde in einer Zeit fliegender Hitze ausgeübt, in einer Zeit aufquellender politischer Leidenschaft, die sich so wenig als irgend möglich mit dem Schein der Gesetzlichkeit zu umhüllen strebte. Schauderte man auch zusammen über die Schüsse, welche die Brust der besiegten Republikaner durchbohrten, so war man damals doch an den Geruch des Blutes gewöhnt; ein paar Todte mehr oder weniger, das wollte damals nicht gar so viel sagen. Aber heute, wo überall der geordnete Zustand wieder hergestellt ist, wo die Begriffe des Rechts durch das Fieber des Augenblicks nicht mehr verwirrt werden, heute empört es, wenn man die Geschichte auf die Bank der Angeklagten sperrt und sie nach einem Maßstab zu richten unternimmt, welcher nicht der ihrige ist. Man stellt die gesetzlichen Begriffe einer früheren Zeit der natürlichen Empfindung und dem gesunden Menschenverstande gegenüber, und treibt diesen in eine Sophistik, deren Schuld auf die Ankläger zurückfällt. Nach den Begriffen des alten Criminalrechts war die ganze Geschichte von 48 und 49 ein fortlaufendes Verbrechen; wollt ihr gerecht sein, so tretet selber im Büßerhemdchen, den Strick um den Hals, vor enern eigenen Altar, denn es ist Keiner unter euch, der unschuldig sei, auch nicht Einer.

Warum richtet sich die Verfolgung nicht gegen die beiden größten Verbrechen der Revolution? Gegen den 18. März und gegen das Vorparlament?

Weil sich mit diesen beiden Verbrechen die gesammte Legitimität compromittirt hat. Vor den Männern der Barrikade hat der König von Preußen den Helm abgenommen, er hat selber ihre Fahne in die Hand genommen und ist so durch die Straßen von Berlin geritten. Vor den Beschlüssen jener Demagogenversammlung hat sich der Bundestag gebeugt; er hat der neuen Zeit gehuldigt und sich aufgelöst, sobald sie es befahl.

Wenn man aber nicht den Muth hat, einen radikalen Schnitt in die Rechtsbegriffe der letzten Jahre zu thun, so sollte man doch fühlen, wie kleinlich es ist, sein Müthchen an den schwächeren Ausläufen eines Prinzips zu kühlen, dem man in seiner Totalität nicht gewachsen ist! Denn was waren die Stuttgarter Beschlüsse und die darauf folgende Bewegung gegen die revolutionäre Bedeutung des Vorparlaments? Was die Steuerverweigerung gegen jene verhängnißvolle Nacht,

in welcher es schien, als ob die preußische Monarchie zu Grabe getragen werden sollte?

Wenn wir im Folgenden einen flüchtigen Blick auf die laufenden politischen Prozesse werfen, so geschieht es nicht, um sie juristisch zu erörtern, sondern nur, um nachzuweisen, daß sie juristisch gar nicht erörtert werden können.

Man kann sie in drei Klassen sondern: Die Verfolgungen gegen die Theilnehmer am Stuttgarter Parlament, gegen die Steuerverweigerer, und gegen die Verschwörer im Allgemeinen.

Von dem ersten Fall ist der Prozeß gegen Jacoby*) das lehrreichste Beispiel. Die Anklage beschuldigt die Stuttgarter Versammlung des Hochverraths einmal gegen den deutschen Bund und dessen augenblicklichen Vertreter, den Reichsverweser, sodann gegen Preußen. In beiden Fällen liegt der materielle Thatbestand vor Augen. Das Parlament hat die durch die Zustimmung aller betheiligten Gewalten rechtlich zu Stande gekommene Centralgewalt eigenmächtig kassirt und eine neue Executive an deren Stelle gesetzt. Klarer Hochverrath, nur leider ein Hochverrath, dessen sich ganz in demselben Grade die preußische Regierung schuldig gemacht hat. Sie hat officiell der östreichischen Regierung erklärt, rechtlich bestehe kein Organ mehr, durch welches der deutsche Bund vertreten wäre, sie hat der Centralgewalt den Gehorsam verweigert und faktisch die Exekutive an sich gerissen. Freilich hat sie nachher eine theilweise Reue gezeigt, aber diese hebt das frühere Verbrechen nicht auf. Wenn die Nichtanerkennung des Reichsverwesers ein Verbrechen ist, so müssen sich Bodelschwingh, Radowitz, Brandenburg u. s. w., um von Höheren nicht zu reden, neben Jacoby auf die Bank der Angeklagten setzen.

Ferner Hochverrath gegen Preußen. Offenbar sind die Stuttgarter Beschlüsse gegen Preußen gerichtet, aber auch darin haben sie Mitschuldige von höherem Rang. Die ersten ernsten Beschlüsse gegen die Uebergriffe Preußens gingen nicht von Stuttgart, sondern von Frankfurt aus, von dem Erzherzog-Reichsverweser und seinem Ministerium. Nicht in der Form einer Insurrection, sondern im Namen des neuen, von Preußen, wie von den übrigen deutschen Staaten anerkannten Rechts bekämpfte man die renitente preußische Regierung. Es war also eine Collision zweier Rechtsbegriffe, die beide außerhalb des alten Criminalrechts lagen, die also nach dem alten Gesetz nicht entschieden werden können.

Der Angeklagte schneidet alle weitere Vertheidigung durch die Erklärung ab, daß ein Abgeordneter für seine Abstimmungen unverantwortlich sei. Die Staatsanwaltschaft behauptet dagegen, die Stuttgarter Versammlung sei kein Parlament mehr gewesen, diese Unverantwortlichkeit käme also den Theilnehmern an derselben nicht zu Gute. Ich bin auch der Ansicht, daß faktisch das sogenannte Parla-

*) Der Hochverrathsproceß gegen Dr. Joh. Jacoby, Königsberg, Samter.

ment in Stuttgart nichts weiter gewesen ist, als ein Parteiausschuß. Daß diese Ansicht faktisch recht hat, lehrt der Augenschein; es waren eben nur die Demokraten vertreten. Aber wie will man sie juristisch erweisen? Das alte Recht kennt darüber keine Bestimmungen, denn es weiß von Parlamenten überhaupt nichts; in den neuen Gesetzen aber ist nichts darüber festgesetzt, daß der Fortbestand des Parlaments von der Anerkennung dieser oder jener Regierung, von dem Austritt dieses oder jenes Abgeordneten abhängig sei. Die Beschlüsse des Parlaments selber sprechen für das Gegentheil; ob damit objectiv die Sache erledigt sei, bleibt freilich in Frage, aber jedenfalls muß man subjectiv annehmen, daß die Abgeordneten im Glauben an ihr gutes Recht gehandelt haben, und da kein bestimmtes Gesetz diesem subjectiven Glauben entgegensteht, so wüßte ich nicht, wie Geschworene oder ordentliche Richter anders, als freisprechend entscheiden könnten. Freilich ein Ausnahmegericht! Eine high commission unter Jeffreys, Kamptz oder Alba! Aber bei einer high commission ist nicht mehr die Rede von Recht und Gesetz, sondern von blutiger Gewalt, Willkür und Rache.

In dem zweiten Fall, dem Proceß gegen die Steuerverweigerer liegt es auf der Hand, daß für den Beschluß der Steuerverweigerung, wenn er auch rechtlich unbegründet war, keiner der Deputirten verantwortlich gemacht werden darf; denn dagegen schützt sie ihre Eigenschaft eines Abgeordneten. Sie schützt sie nicht in Betreff auf ihre außerparlamentarische Thätigkeit, diesem Beschluß Geltung zu verschaffen; in wie weit sie in dieser Beziehung gesetzlich anzugreifen sind, wird davon abhängen, ob in dem Conflict zwischen dem Parlament und der Regierung das eine oder die andere Recht hatte. Das ist aber juristisch nicht auszumachen, am wenigsten nach dem alten Recht, welches von einem Parlament und dessen Befugnissen und Schranken nichts weiß. Es ist aber auch nicht auszumachen nach den gewöhnlichen constitutionellen Begriffen, denn diese sind, wie es die reactionäre Partei mit uns anerkennt, nur Abstractionen aus verschiedenen Gesetzgebungen, die als solche nirgend rechtsgiltige Kraft haben; auch nicht aus der Gesetzgebung des Jahres 1848, die es versäumt hat, den Umfang und die Grenzen, innerhalb deren sich die Befugnisse der ersten Preußischen Nationalversammlung bewegen sollten, irgendwie festzustellen. Es wäre das in jener Unruhe auch kaum möglich gewesen, trotz des staatsrechtlichen Apparats, mit welchem das erste liberale Ministerium die Einberufung der Constituante zu umgeben wußte. Aber aus dieser Unmöglichkeit folgte auch die Nothwendigkeit eines endlichen Conflicts zwischen der Regierung und der Volksvertretung; der stärkere mußte endlich siegen und herrschen. Der Sieg hat sich für die Regierung entschieden. Ganz mit Recht spricht man von den „rettenden Thaten" des Ministeriums Brandenburg; nicht als ob, was es gethan, ein positives Unrecht wäre, aber es war die Zerhauung eines Knotens, die Entscheidung eines streitigen Rechtspunkts, der juristisch nicht erledigt werden konnte, durch das Schwert. Die Nationalver-

sammlung warf ihre vermeintlichen Mittel gegen diese Entscheidung in die Wagschale; der Erfolg gab ihr Unrecht, aber es ist unzulässig, jetzt vor den Richterstuhl zu ziehn, was außerhalb aller rechtlichen Entscheidung fällt. Siegt die Staatsanwaltschaft, so muß dieser rein materielle Sieg das Rechtsgefühl des Volkes beleidigen; unterliegt sie, so wird der Kredit des Staats untergraben.

Für die Fälle der dritten Kategorie habe ich, seitdem die standrechtlichen Urtheile erledigt sind, vor allem den Proceß Waldeck im Auge. Wenn wir hier billig sein wollen, so dürfen wir uns nicht auf den durch die öffentliche Meinung schon hinreichend verurtheilten materiellen Inhalt dieses Processes beziehn. Ueber die Nichtswürdigkeit dieser Angebereien ist kein Wort mehr zu verlieren. Waldeck ist freigesprochen, und damit ist die Sache abgethan.

Aber gesetzt, er wäre nicht unschuldig gewesen, er hätte z. B. in der bekannten Versammlung, statt, wie er gethan, sich hinter seine parlamentarische Function zu verschanzen, für den offenen Widerstand gegen das, was er nach seiner Ueberzeugung militärische Usurpation nennen mußte, offen gesprochen. Alsdann hätte der Gerichtshof ihn verurtheilen müssen; aber nicht ihn allein, sondern alle diejenigen, welche sich in der damaligen Aufregung ihm zugesellt. Diese Verurtheilung hätte der Krone keinen Segen gebracht, ja ich behaupte, daß eine solche Provocation eines nur dem Buchstaben nach rechtlichen Verfahrens ein Unrecht ist.

Die Zeugen sagen aus, daß in jener Versammlung mehrfach für den activen Widerstand gesprochen ist. Warum hat man darüber keine Untersuchung eingeleitet? — Weil man sich doch vor einer neuen Kriegserklärung gegen die Hälfte der Bevölkerung scheut; weil die goldenen Zeiten eines Jeffreys, wo man die feindliche Partei unter scheinbar rechtlichen Formen decimirte, vorüber ist, und weil man das fühlt. Man will sich an die intellectuellen Urheber, d. h. an die Häupter der Partei halten, und so sehr das zu billigen ist, so lange es in den Grenzen des wirklichen Rechts bleibt, zu so gehässigen Folgen führt es, wenn man in der Leidenschaft des Sieges die rechtliche Frage leicht nimmt. Denn in der Regel sind die Führer der Parteien, wie sehr man sie angreifen mag, die Besten der Partei. Die Verurtheilung eines Tonnen-Müller, Karbe, Ottensosser wird keine erhebliche Sensation machen; aber ein Waldeck, ein Kinkel im Zuchthaus — der Widersinn springt aller Welt in die Augen.

Wenn eine politische Gährung zu Ende ist — und nach der Beschwörung der Verfassung vom 6. Februar ist wenigstens der eine Akt der Tragödie geschlossen —, wenn sich die siegreiche Partei im unbestrittenen Besitz der Macht findet, so ist der einzige Schritt, der die Verwirrung der Begriffe und der Leidenschaften versöhnen kann, eine Amnestie für alle politischen Verbrechen, welche nicht in das Gebiet der sonstigen Criminaljustiz fallen. Eine allgemeine Amnestie ist nur dann bedenklich, wenn der Sieg noch nicht entschieden ist. Eine starke Regierung darf sie nicht scheuen. Es soll das kein Akt der Gnade sein, denn die

Gnade hat nur ein bedingtes Recht, sondern die Anerkennung, daß in einer Revolution, wo alle bisher geltenden Begriffe sich auf den Kopf stellen, das Individuum nicht mehr für Alles, wobei es sich betheiligt, persönlich verantwortlich sein kann. Hier ist der Fall, wo der christliche Spruch seine Stelle findet: Wer sich ohne Schuld fühlt, hebe den ersten Stein!

Ich benutze diese Gelegenheit, um einige Bemerkungen über zwei demokratische Notabilitäten anzuknüpfen, die in diese Prozesse verwickelt sind: Waldeck und Jacoby. Sie repräsentiren in meinen Augen zwei politische Richtungen, die sich bei uns noch nicht so gesondert haben, wie in Frankreich; die aber auch in Deutschland nicht immer Hand in Hand gehen werden: den Socialismus und die abstracte Demokratie.

Ich will damit keinen quantitativen Unterschied ausdrücken; als ob, wie man zu sagen pflegt, der Eine weiter gehe als der Andere. Nur geht der Socialist auf's Materielle, der Demokrat auf's Formelle. Für den Socialisten ist das Wohl des Volkes das höchste Gesetz, für den Demokraten der Wille des Volkes; der Eine ist mehr Oekonomist, der Andere mehr Jurist.

Waldeck's Charakter ist sehr verschieden aufgefaßt. Ich theile das Urtheil eines früheren Amtsgenossen mit. „Herr Waldeck galt in den Orten seiner Wirksamkeit für einen redlichen, milden Mann, für einen tüchtigen Juristen und für wissenschaftlich gebildet. Ehrsucht und Neigung zu Umtrieben waren an ihm nicht zu bemerken: vielmehr zeigte er ein stilles, in sich gekehrtes, fast träumerisches Wesen, und mir erschien er wie eine durch äußere Unbeholfenheit beschränkte, poetische Natur. Eine gewisse Neigung, in die Gerichtssitzungen parlamentarisches Gepränge zu bringen, war allerdings bei ihm nicht zu verkennen, aber nie hätte ich den politischen Parteimann, noch weniger den Radikalen, und am wenigsten den absichtlichen Verdreher der Wahrheit, als den er mehrfach sich gezeigt hat, in ihm gesucht. Auch hielt ich ihn für zu wissenschaftlich, als daß er so tief in den gemeinen radikalen Jargon verfallen könnte, um z. B., wie er in seiner Rede für die Aufhebung der Zehnten es gethan, einen noch bestehenden Zustand einen faulen, reactionären Zustand zu nennen. Früher war Waldeck ein eifriger Katholik und durch ihn wurde ich zuerst veranlaßt, Haller's Restauration der Staatswissenschaften zu lesen. Er sagte mir nämlich, man habe Haller vorgeworfen, daß er in seinem Werk die constitutionelle Monarchie übergangen habe; dieser Vorwurf sei unbegründet, denn der Constitutionalismus als ein todtes Abstractum gehöre ebenso wenig in die allgemeine Naturgeschichte des Staates, als in die Naturgeschichte der Vögel der Kuckuck an einer Uhr. Das einzige an den Liberalismus Streifende, was ich je an ihm bemerkt habe, war, daß er die bürgerliche Ehe billigte.

Indessen beweist eine mir vorliegende Abhandlung, die er eigenhändig über diesen Gegenstand geschrieben hat, daß er lediglich vom katholischen Standpunkt aus zu dieser Ansicht gelangt ist."

Ich finde nicht, daß in dieser Schilderung ein Widerspruch liegt. Wenn das „in sich gekehrte, träumerische Wesen" in die bewegte Welt der That übergreift, mit seinen hochfliegenden, idealen Plänen, denen gegenüber die Wirklichkeit gar keine Berechtigung zu haben scheint, so wird er leichter zu den bezeichneten „radicalen" Mitteln verleitet werden, als der kalte Weltmann, der über den einen Punkt den andern nicht vergißt. Die unwissenschaftliche Darstellung, die mir z. B. in seiner Rede über die unentgeltliche Aufhebung der Laudemien noch mehr auffällt, erkläre ich mir aus dem Ton, der in der Constituante herrschte, und zweifle keinen Augenblick daran, daß ein Mitglied des geheimen Obertribunals im Stande sein würde, seine Ansichten gründlicher und zusammenhängender zu motiviren. — Die andere Seite seines Wesens, der Katholicismus, trat nur in gelegentlichen Aeußerungen hervor. Ich erinnere mich, daß er in einer Rede über einen rein politischen Gegenstand plötzlich auf die sinnige Ceremonie des Fußwaschens zu sprechen kam, in welcher der Mensch an die Gleichheit mit seinen Brüdern erinnert wird. In dem Augenblicke fiel mir ein, daß der Socialismus einen besseren Boden in katholischen Ländern finden würde, als in protestantischen. Die Kirche selbst und die meisten ihrer Institutionen sind socialistischer Natur, und in dem Jesuitenstaat von Paraguay könnten die Schüler Fourrier's ihr Vorbild finden. Bei uns Protestanten ist die Hauptsache nicht, daß wir aufgeklärter wären in religiösen Dingen, sondern daß wir geistig autonom sind. Wir mögen uns unsere Seligkeit nicht erkaufen um den Preis unserer Freiheit, und so ist es auch in materiellen Dingen; unser Eigenthum wollen wir haben, so klein es auch sein mag, und so kümmerlich es uns auch ernährt; in eine socialistische Kaserne lassen wir uns nicht pressen, wenn man uns auch noch so gut füttern wollte.

Waldeck's Thätigkeit ist immer darauf ausgegangen, das materielle Wohl der unteren Volksklassen zu erhöhen; seine politischen Formen waren ihm nur Mittel zum Zwecke. Jakoby dagegen beginnt mit den Ideen der Freiheit und des abstracten Rechts. Ich bin überzeugt, Waldeck würde gern die Dictatur annehmen, um seine Ideen durchzuführen, einerlei, ob die Majorität oder die Minorität für ihn wäre. Bei Jakoby setze ich eine ängstlichere Gewissenhaftigkeit voraus. Wenn durch das absolute Wahlrecht das souveräne Volk eine Mehrheit von Aristokraten in die Kammer senden sollte, so würde er vor seiner Majestät sich beugen. Jakoby macht sich daher immer besser im Gericht, als in der Volksvertretung. Er ist immer in seinem Recht, weiß das, und hat daher auf der Bank der Angeklagten jenes volle und freie Wesen, das dem Richter imponirt. Seine Vertheidigungsrede hat mir bei weitem besser gefallen, als Waldeck's. Er steht fest auf der Warte seines Rechts, es ist ihm nicht beizukommen. Er darf sich nicht verstecken,

denn er übersieht seine Position von allen Seiten mit völliger Freiheit. Bei Waldeck's Vertheidigung ist man immer ängstlich: wird nicht jetzt irgend ein Punkt kommen, wo man ihn fassen kann! Seine Vertheidigung ist keine Totalität, sie hält sich immer nur im Detail; sie ist kein Kunstwerk, sie macht wohl den Eindruck der Wahrheit, aber nicht der vollen Wahrheit.

Ich habe in Ihrer Zeitschrift noch in den Tagen der Revolution (1848, Heft 37) eine Charakteristik von Jacoby geliefert, die sich nachher in manchen Punkten bestätigt hat. Ich machte Sie damals z. B. auf das Sententiöse in seiner Polemik aufmerksam. Die bekannte Novembergeschichte, die er mit dem König hatte, sein Ausruf: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie nicht die Wahrheit hören wollen," wurde damals nur von dem einen Gesichtspunkt aufgefaßt, als unmotivirte Grobheit; sie ging aber eigentlich aus dem Bedürfniß hervor, die Situation zu einer Sentenz abzuklären. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie die neueste Haltung der Demokratie, die reine Negation, seiner Natur so recht zusagt; er ist nun ganz in seinem Recht. Ich glaube nicht, daß Waldeck mit seiner bei Weitem größeren Productivität sich in der neuen Rolle wohlgefällt. — Vielleicht werden schon die nächsten Wahlen (die preußischen nämlich) in die Demokratie einen Riß machen. Die Verfassung ist nun einmal da, ob die Demokraten sie anerkennen oder nicht, sie wird gegen sie angewendet. Zuletzt werden Diejenigen unter ihnen, die einen Trieb nach unmittelbarer Wirksamkeit fühlen, es doch für nützlicher halten, sich zu betheiligen. Andere, die abstrakten Juristen, werden ihren Rechtsboden bewahren wollen. Ein Scheidungsprozeß, der auch in unserer eigenen Partei vor sich gehen wird.

Das schwarze Buch in Warschau.

Die geheime Polizei ist im russischen Reiche so weit verbreitet, als die Fänge des Doppelaars reichen, und gewisse zarte Spuren davon finden sich sogar in den isolirten Flächen Sibiriens. Aber nirgend hat sie eine so feine und raffinirte Organisation gewonnen wie in dem Großfürstenthum Litthauen und dem Königreich Polen. Da sind eine Menge hohe Staatschargen ausschließlich in diesem saubern Theile der Regierung beschäftigt; besondere Aemter, in verschiedenen Aemtern besondere Bureaus, sitzende und reisende Beamte, gewisse Truppenabtheilungen, z. B. die Gensdarmerie, wo man keine Person aufnimmt, ohne sie einer genauen Prüfung unterworfen zu haben. Das Heer der geheimen Diener vom Civil ist aber so stark, daß man damit eine recht hübsche Stadt bevölkern könnte. Der gewöhnlichen Spione im Königreiche sind nach amtlicher Angabe nahe an fünftausend

und im Großfürstenthum ziemlich eben so viel. Nach der letzten Affaire der Polen im Jahre 1846, welche Graf Potocki unsinniger Weise veranlaßte, vermehrte sich dieses schleichende Heer auf eine so entsetzliche Weise, daß einige Kaffee- und Bierstuben von ihren Inhabern für eine unbestimmte Zeit geschlossen werden mußten. Die Spione legten sich in so großer Anzahl von früh bis zum Abend in diese Locale, daß sich keiner der reellen Gäste mehr hinein wagte.

Der Centralpunkt der geheimen Bewachung in Polen ist das Bureau des Polizeimeisters. Mit diesem stehen alle Aemter, welche mit dem Paßwesen, sowohl für das In- als Ausland, zu thun haben, ferner das Postamt, die Censurcommission, die Bank und Schatzcommission, welche über die Vermögensverhältnisse jedes Grundstückbesitzers die genaueste Auskunft geben können, das Municipalgericht, alle Gubernial- und Criminalgerichte, selbst das an einen Juden verpachtete Zollamt, ferner alle Bureaus der Gubernatoren in der engsten Verbindung, so daß das Bureau des Polizeimeisters zu Warschau von der gesammten Bevölkerung des Königreichs die allergenaueste Kenntniß hat, und amtliche Fragen beantworten kann, welche sonst außer dem Einzelnen, den sie zumeist angehn, vielleicht kein Wesen auf Erden beantworten könnte. Kein Fremder darf beim Marsch über die Grenze glauben, daß man von diesem Schritte nicht schon im Bureau des Polizeimeisters unterrichtet sei, oder doch früher unterrichtet sein werde, als er die Hauptstadt des Landes erreicht habe. Ist der Fremde ein Mann von Bedeutung oder eine Person, über deren politische Bedeutung man sich Gedanken machen kann, so erhält das Bureau des Polizeimeisters schon durch den Gesandten, welcher den Paß visirte, Meldung. Ist die Person unbedeutender Art, so wird doch ihr Uebertritt über die Grenze von dem Grenzamte gemeldet.

In der Abtheilung für geheime Bewachung des Polizeibureaus befindet sich neben anderen seltsamen Hilfsmitteln auch das berüchtigte schwarze Buch. Die Fremden, welche nach Warschau kommen und von diesem Buche sprechen hören, glauben Fabeln zu hören und belächeln gewöhnlich das phantasiereiche Mißtrauen der Einheimischen. Allein die Gerüchte von diesem Buche sind in der Hauptsache nicht übertrieben. Es ist eine einfache Liste der Bewohnerschaft des Königreichs, welche einen ziemlich großen Foliobaud bildet. Die Seiten sind in Rubriken gespalten, von denen die erste den Namen enthält. Die zweite gibt Auskunft über das Vermögen des Genannten und bezeichnet das Grundeigenthum nach der Nummer des Registers, welches in der Schatzcommission gehalten wird. Eine andere Rubrik gibt Nachweis über die auf dem Grundstück lastenden Hypotheken und Bedingungen. Bewegliches Vermögen, welches in Mobilien besteht, ist nach dem ungefähren Werthe aufgezeichnet, und der Ort, an welchem es sich befindet, genau angegeben. Mit besonderer Sorgfalt sind die verliehenen Kapitalien verzeichnet und es erscheint oft den Kapitalisten unbegreiflich, wie man im Bureau des Polizeimeisters wissen kann, wie viel Kapitalien sie verliehen haben und an wen. Es

ist dies aber eine sehr natürliche Folge der Verbindung mit dem Municipalgericht und der Schatzcommission. Leiht der Vermögende irgend Jemandem ein Kapital, so läßt er es natürlich gerichtlich zur Hypothek eintragen und dies geschieht durch das Municipalgericht, schon am anderen Tage kann er im geheimen Bureau des Polizeimeisters die nöthigen Notizen darüber finden. Daher hat man sich oft, wenn man auf das nicht Zusammenhängen der Aemter rechnete, bei Prozessen, welche auf Confiscation hinauslaufen, bitter in der Hoffnung getäuscht, daß man doch diesen oder jenen Theil des Vermögens retten werde. In den meisten Fällen waren die Criminalgerichte durch das Polizeibureau so gut unterrichtet, daß sie dem Confiscirungsdecret die genauste Verzeichnung aller Vermögenstheile vom ersten bis zum letzten, wie zersplittert und zersprengt sie auch liegen mochten, beifügen konnten. Damit Niemand sein Vermögen verbergen könne, ist die Anordnung getroffen, daß keine ohne Vermittelung der Gerichte ausgefertigte Schuldverschreibung rechtskräftig ist. Nur dem Handel hat man in dieser Anordnung eine Lücke gelassen, um die besten Begründer eines friedlichen Sinnes und des Revolutionshasses durch nichts am Emporkommen zu hindern. Wechsel brauchen daher nicht vom Gerichte vidimirt zu werden, um vor Gericht Kraft zu haben, und dies könnte allerdings zum Verbergen des Vermögens Gelegenheit geben. In der That benutzt man den Wechselverkehr zu diesem Zwecke. Mehrere Personen verliehen ihr Vermögen gegen Wechsel auf Jahresfrist und prolongirten nach Jahresablauf die Urkundenkraft. Allein auch dieser Ausweg wurde verschlossen, als vor einigen Jahren die Sache durch den Bergrath L. zu Kenntniß der Schatzcommission, und sodann des Generalpolizeibureaus gelangte. Es wurde verordnet, daß Wechsel nur vor und durch das Gericht prolongirt werden dürfen und nur ein so prolongirter Wechsel vor Gericht als giltig anerkannt werde. Zugleich wurde auch verfügt, daß ein Wechsel nicht erneuert, nämlich der alte durch einen neuen ersetzt werden könne, wenn die Lage des Kapitals oder das Kapital selbst nicht eine Veränderung erlitten habe. Der Schuldner wurde also in den Stand gesetzt, sich durch eine bloße Anzeige der ungesetzlichen Prolongation seines Wechsels seiner Schuld zu entledigen. Demungeachtet wird wohl noch heut der Wechsel dazu benutzt, das Vermögen, vielleicht wenigstens theilweise, der Kenntniß der gefährlichen Behörde zu entziehen.

Stand, Wohnort und dergleichen sind natürlich Rubriken, die in unserem schwarzen Buche des Generalpolizeimeisters nicht fehlen. Es soll aber auch Rubriken für ganz eigenthümliche Aufzeichnungen enthalten, z. B. für verwandtschaftliche und geschäftliche Verbindungen, für mit Leidenschaft betriebene Beschäftigungen, für geselligen Verkehr und so weiter. Beweise davon kommen bisweilen zu Tage. Der Sohn eines Fabrikanten suchte beim Polizeimeister darum nach, ein selbstständiges Geschäft anlegen zu dürfen; er wurde befehligt, am anderen Tage wieder zu erscheinen. Der General empfing ihn mit den Worten: „Warum haben

Sie sich eine Frau genommen, die sich mit Ihren Aeltern nicht vertragen kann? Sie würden viel besser thun, im Geschäft Ihres Vaters zu bleiben, statt dessen Geschäft zu beeinträchtigen u. s. w." Genug der Polizeimeister kannte das geheime Leiden des Petenten so genau, daß dieser in die höchste Bestürzung gerieth. Aehnlich bei einem Andern, welcher wegen eines Hausbaues zum Polizeimeister ging. Er wurde befehligt, zu warten. Der General ging in ein anderes Zimmer seiner Kanzlei und als er nach einer Viertelstunde wieder heraustrat, sprach er zu dem ehrlichen Bürger: Sie sind ein „heftiger Musikus", aber ehe Sie an das Bauen eines Hauses gehen, dürften Sie billig daran denken, der Wittwe *** das Geld für ihr Fortepiano zu bezahlen; zumal die Fabrik dieser Frau seit ihres Mannes Tode durch andere ähnliche Schuldner sehr leidet. Beiträge zu derartiger Allwissenheit, wenn sie nicht von den Aemtern geliefert werden, bringen die Spione, welche im Bureau des Generalpolizeimeisters fortwährend aus- und eingehen.

Die wichtigsten Rubriken des schwarzen Buches sind aber für Bemerkungen bestimmt, welche politische genannt werden. Ist Jemand irgend einmal Mitglied eines Vereines gewesen (gegenwärtig gibt es gar keine Vereine in Polen, und selbst die Theilnahme am sächsischen Kunstvereine ist vor vier Jahren streng verboten worden), so findet er zuverlässlich ein Denkmal daran in dem heiligen Buche des Polizeimeisters; hat er irgend einmal um die Erlaubniß zur Herausgabe oder zum Halten einer politischen Zeitung nachgesucht, was natürlich nicht bewilligt worden ist, so findet er ein Andenken daran in des Polizeimeisters politischer Bibel; hat Jemand die Revolution mitgemacht, ist er in irgend einer Untersuchung gewesen, hat er an verdächtige Neuerungen gedacht, hat z. B. ein Grundherr für seine Bauern eine Schule eingerichtet, ihnen Dienste erlassen, ihnen Unterricht in der polnischen Geschichte ertheilt, wie mehrmals der Fall gewesen, so findet sich darüber im allwissenden Buche ein sehr ausführlicher Nachweis. Diese genaue Kenntniß der Individuen und aller ihrer Verhältnisse ist ohne Frage in den Händen der herrschenden Partei das mächtigste Mittel jede politische Bewegung niederzuhalten, ja gleich im Keime zu vernichten. Die Regierung kann zu jeder Zeit, noch ehe an eine Untersuchung gedacht werden konnte, behaupten, daß ihr der größte Theil der Theilhaber bekannt sei. Kennt sie einen Einzelnen, so kennt sie auch Mehrere, denn sie ersieht aus jenem Buche, mit welchen Personen derselbe zu dieser und jener Zeit vorzüglich umgegangen, und wieder, mit wem diese hauptsächlich Umgang gepflegt. Genug, sie besitzt eine Allwissenheit, welche es ihren Feinden fast unmöglich macht, sich ihr zu entziehen. Dies hat sich vor einigen Jahren bei dem Aufstande des jungen Grafen Potocki nur zu sehr bestätigt. Kaum hatte die Regierung erfahren, daß ein Aufstand durch Potocki versucht werde, als auch schon unendlich viele Personen, Männer, welche noch friedlich und schuldlos in ihren Zimmern saßen, verhaftet und in die Citadelle gebracht wurden. Wie ist es möglich, fragte man ganz erstaunt, daß die Regierung gleich bei der ersten

Kunde von dem Ereigniß in Siedlce, ehe dieses noch unterdrückt war, ehe noch ein Verhör, ehe noch ein Geständniß stattgefunden hatte, schon Hunderte in Warschau und anderen Städten verhaften lassen konnte, welche an der Bewegung Theil nehmen *wollten*? Die Sache war erklärlich: Der Polizeimeister kannte die Verbindungen des Herrn von Potocki und die seiner Freunde. Natürlich verfallen bei einem solchen blos auf den Nachweisen des Polizeimeisters begründeten Verfahren viele Schuldlose dem finstern Schicksale, die Luft der Kerker zu athmen; allein man hat doch immer zugleich eine große Menge Schuldiger mitgefangen; bei der Revolution des vorigen Jahres z. B. hat die Allwissenheit des geheimen Bureau weniger Dienste geleistet, da die umfassendsten Angaben aus Litthauen kamen. Im Gegentheile machte das geheime Bureau die Untersuchungen, welche heute noch nicht einmal beendet sind, nur verworrener, verwickelter und undurchdringlicher. Noch sitzen eine Menge Personen in der Citadelle, welche nur darum eingezogen wurden, weil sie in dem heiligen Buche bös angeschrieben waren. Man fordert von ihnen Geständnisse, die sie, zum Theil wenigstens, gewiß nicht machen können. Von Saw..... z. B. ist man auch in den Beamtenkreisen versichert, daß er längst seine Schuldlosigkeit an den letzten politischen Versuchen durch die unwiderleglichsten Beweise dargethan habe, ja, die Unmöglichkeit seiner Theilnahme liege so klar vor, daß nur böser Wille sie nicht sehen könne. Gleichwohl bleibe er fort und fort in Haft, weil seine Charakteristik in dem geheimen Buche derart ist, daß man trotz Allem an seine Unschuld nicht glauben kann, vielleicht hält man es aber auch für gut, die Gelegenheit zu seiner Gefangenhaltung so lange als möglich zu benutzen.

Es ist keine Frage, daß in das sogenannte schwarze Buch auch falsche Angaben mit einfließen. Die Spione sind stets mehr beflissen ihren Diensteifer zu zeigen, als sich in ihrem Dienste wirklich anzustrengen. Da sie nicht allzu häufig etwas aufzuspüren haben, und zu einem Anspruch auf Gratifikation, die mehr einzutragen pflegt, als der Sold, wenig gerechten Anspruch gewinnen, so benutzen sie oft ihre Phantasie und die Fühllosigkeit ihres Gewissens, um Anzeigen zu verfertigen. Daher manches Individuum viel schlechter angeschrieben steht, als es der Wahrheit nach sein sollte. Und wenn auch nicht offenbare Unwahrheiten von den Spionen in das Bureau des Polizeimeisters gebracht werden, so sind es doch oft starke Uebertreibungen. So war ein Mal die Anzeige gemacht worden, ein Herr in der Podwallstraße habe sein Zimmer mit einer großen Menge ausschließlich revolutionärer Bilder decorirt. Der Polizeimeister verhaftete den Angeklagten des Nachts unverhoffter Weise, um bei ihm eine Besichtigung des Zimmers zu veranstalten. Da fand sich denn, daß die Bilder von Johann III. und Kosciuszko in der Stube hingen und nichts weiter.

Selbst Staatsräthe — Herr von B—ny war nicht der einzige — genießen des Ruhmes, von der Regierung mit der Direction von Spionen und mit Ge-

schäften betraut zu sein, deren Ausführung nur mit dem Namen Spionerie bezeichnet werden kann. Eine Menge Stabsoffiziere, und außer dem Polizeimeister zwei Generale wirken fast ausschließlich in dem geheimen Institute, welches von der Regierung in der That für den wichtigsten Theil ihres Verwaltungswesens gehalten zu werden scheint. Diese untergeordneten Chefs der geheimen Anstalt haben besondere Abtheilungen zu verwalten, der eine hat das Publikum der größeren Städte zu beobachten und unterhält zu diesem Zwecke eine Menge Helfer, welche mit ihm allein verkehren, einem Anderen ist die Beobachtung der kleinen Städte und des Adels, einem Dritten die des Handelsverkehrs, einem Vierten der Verkehr auf der Post, einem Fünften das Spioniren in den Schulanstalten ꝛc. anvertraut. So haben aber auch verschiedene Aemter ihre Spione. Die Censurcommission des Königreichs darf sich rühmen allein nicht weniger als einige zwanzig geheime Diener in Bewegung zu setzen. Diese Leute spüren den verbotenen Schriften mit bewunderungswürdigem Scharfsinn nach. Ihre Klugheit verliert allerdings dadurch an Merkwürdigkeit, daß sie meist Personen sind, welche Schulen, auch wohl Universitäten besuchten und höhere Kenntnisse besitzen, als die Spione von gewöhnlichem Schlage, sie sind entsetzte Lehrer und Beamte, Studenten, welche die Examina nicht wagten, sich auf Lohnschriftstellerei legten, und endlich zu einem Amte emporschwangen, welches zwar ziemlich unsichtbar ist, ihnen aber doch das Recht verleiht, sich kaiserliche Diener zu nennen. Sie sind die Wächter der Buchhandlungen, von denen sie zum Glück ziemlich gut gekannt sind. Alle Augenblicke erscheinen sie darin, interessiren sich für Alles, was geschrieben oder gedruckt ist, controliren die Regale, stören zwischen allen Ballen und Päckchen herum und kaufen drei Mal nichts, und das vierte Mal, zwar auf Kosten der Behörde, der sie dienen, eine Flugschrift oder Journalnummer für wenige Pfennige. Finden sie eine verbotene Schrift, so stehlen sie dieselbe wo möglich und übergeben sie der Censurcommission, diese sendet sie mit den nöthigen Angaben dem Bureau des Generalpolizeimeisters, und der Buchhändler erhält zu seiner Verwunderung eine Aufforderung, sich vor die Behörde zu stellen. Man zeigt ihm die verbotene oder der Censur nicht vorgelegene Schrift und eröffnet den Prozeß gegen ihn, der einige moskowitische Launen hat, da man den Ankläger, der hier offenbar der Spion, oder vielmehr der Dieb ist, nicht gegen ihn stellt. Zum Glück merkt man den Spionen in denjenigen Handlungen, in denen sie sich vorzugsweise zu schaffen machen, immer bald an, wer sie sind, freilich läßt sich nicht jeder gefährliche Gegenstand so in Sicherheit halten, daß nicht auch ein Mal die Nase eines kaiserlichen Schelms darauf stoßen sollte.

Die Privatbibliotheken sind nicht weniger ein Gegenstand der Beobachtung, und um sie kennen zu lernen, schleichen sie sich oft sehr listig in die Privatwohnungen ein. Hier suchen sie sich die Freundschaft eines Domestiken zu verschaffen, indem sie sich für Versorgungsagenten ausgeben und versichern über Stellen dis-

poniren zu können, mit welchen außerordentliche Gehalte verbunden sind. Oder sie erscheinen als Colporteure. In dieser Eigenschaft bieten sie oftmals revolutionäre Schriften oder doch solche an, welche nimmermehr das Imprimatur der kaiserlichen Censurcommission erhalten könnten. Das Schmählichste ist, daß sie ihre Hilfsmittel, die verpönten Schriften, von der Behörde selbst erhalten, welche dieselben verboten hat. Wehe Demjenigen, welcher von ihnen dergleichen kauft, oder dem Colporteur irgend ein verbotenes Eigenthum ähnlicher Art sehen läßt. Es thut dem Gewissen der Späher gar nichts, ob das Schlachtopfer von ihnen selbst die verbotene Schrift empfangen oder dieselbe schon besessen hat.

Mr. Pridham.

Aus Wien.

Das ungarische Militärgouvernement ist einer neuen antiösterreichischen Machination Englands auf die Spur gekommen. Lord Palmerston — dafür sprechen klare Indicien — hat den Kampf gegen die Throne des Continents noch nicht aufgegeben und unterhält einen gefährlichen Agenten im Herzen Ungarns, einen Mr. Pridham, der nach der Besiegung der Insurrektion als Correspondent der loyalen Times sich bei uns einschmuggelte und, während er in seinen Berichten an das Londoner Blatt die Armee und das Ministerium in den Himmel hob, das auf diese Weise erschlichene Vertrauen schmählich getäuscht hat, indem er mit aller Gewalt Oestreich zu „untergraben" anfing. Er grub und grub Tag und Nacht, wie ein Maulwurf, wie ein Schatzgräber, wie ein Californier in den diggings, und hat bereits unberechenbaren Schaden gestiftet. Er soll sogar Kossuth's Frau zur Flucht über die Grenze verholfen haben. In diesem Augenblick wühlt er in der Umgegend von Arad, ohne daß man seiner habhaft werden könnte. Steckbriefe sind ihm jedoch auf den Fersen, Khevenhüller in Prag, Hammerstein in Galizien, Welden in Wien, Wohlgemuth in Siebenbürgen haben Befehl, auf ihn zu fahnden, der Hafen von Fiume und die Militärgrenze stehen unter strenger Bewachung, auf daß er nicht entrinne. Wird er „zu Stande gebracht", bevor es ihm gelingt, seine geheimen Instruktionen zu verbrennen oder zu verschlucken, so kann man wichtigen Aufschlüssen über die Plane des großen europäischen Wühlhuber in London, des Lord Höllenfeuerbrand entgegensehen; der „Oestreichische Correspondent" arbeitet im Stillen schon jetzt an den Dokumenten, die man bei ihm finden wird.

Scherz bei Seite, der Mr. Pridham, von dem die hiesigen Correspondenten auswärtiger Blätter so viel zu sagen wissen, existirt in Fleisch und Blut, und da ich das Vergnügen hatte, ihn im Sommer 1849 persönlich kennen zu lernen, so

will ich ihn der Haynauischen Polizei deutlich signalisiren, damit die Monarchie gerettet und Palmerston beschämt werde.

Im Juni vorigen Jahres machte mich eine Dame mit einem jungen Engländer bekannt, der, wie sie sagte, in Literatur und Wissenschaft bereits Einiges geleistet habe und mit der Times in Verbindung stehe. Seine Bildung war wie seine äußere Erscheinung exclusiv englisch; seine stattliche Gestalt und das offene, Gesundheit und guten Humor strahlende Gesicht machten einen angenehmen Eindruck, während seine steifen Bewegungen und seine naiven Urtheile über das continentale Leben manchmal zum Lächeln reizten. Seine Sympathien galten überall den Liberalen, den Whigs, doch schien Politik eben nicht sein Steckenpferd. Er hatte einige englische Colonien besucht und schätzenswerthe statistisch-ethnographische Arbeiten darüber geliefert; ähnliche Beiträge erwartete auch jetzt die Redaktion der Times von seiner Feder, und so hatte er sich's in den Kopf gesetzt, noch während der Dauer des Krieges Ungarn und Siebenbürgen zu besuchen. Das Visum war ihm in Wien verweigert worden; er faßte aber den Entschluß, trotzdem die Grenze zu überschreiten und wo möglich in das Lager Görgey's zu gelangen, der nach seiner Meinung so gastlich sein werde, ihm einen Freipaß durch's ganze Land auszustellen. — Aber die Schwierigkeit, durch den östreichischen Cordon zu schlüpfen und bis zu Görgey zu gelangen! warfen wir ein. — Fiddlesticks! sagte er. — Es wurde damals selbst den wegkundigen Bauern und den listigen Paschern schwer, die östreichischen Vorposten zu umgehen; wie wollte ein Wildfremder durchkommen, den die ungarischen Landstürmler und Honveds eben so leicht als einen Spion ansehen konnten, wie die Kroaten und Seresaner? Dazu kam, daß Mr. Pridham zwar ein tüchtiger Classiker war, aber von keiner lebenden Sprache außer der eigenen, ein Sterbenswörtchen über die Lippen zu bringen vermochte. Französisch konnte er lesen, seine Aussprache des Französischen war aber nur englischen Ohren verständlich. No matter! meinte er, no matter, das Wort: Englishman, werde Jeder verstehen und respectiren. Je lebhafter wir unsere Bedenken äußerten, desto hartnäckiger verharrte er in seinem Entschluß, und machte sich endlich guten Muths auf die Reise.

Nach fünf oder sechs Tagen klopft es an meine Thüre und herein tritt Mr. Pridham, einen Fuß im Pantoffel, auf einen Stock gestützt, einen offenen Brief in der Hand, lachend, fluchend und bethenernd, er werde sich Genugthuung verschaffen. . . Hier habe ich einen Brief an den Fürsten Schwarzenberg aufgesetzt, den ich Ihnen zeigen will, sagte er, als er endlich Platz nahm. Ich sagte ihm, als ich das Schreiben durchflogen hatte, daß er auf keinen Erfolg hoffen dürfe, da er die erlittenen Mißhandlungen seiner eigenen Tollkühnheit zuzuschreiben habe. Denken Sie, das verzogene Kind Albions ließ seinen Paß nach Gratz visiren, von da fährt er bis nah an die Grenze, steigt aus und wandert, den Mantelsack in der Hand, den Hut im Nacken, auf gut Glück gegen Osten, bis ihm einige fried-

fertige Bauern begegnen, die er auf Englisch (!) nach einem sichern Weg in's Lager der Rebellen frägt. But, erzählte er fast erstaunt, they probably did not understand a word of English! (sie verstanden wahrscheinlich kein Wort Englisch!) und sahen ihm glotzäugig und kopfschüttelnd nach. Ein anderes Mal versuchte er es, ein paar Bauern sich auf Lateinisch (in englischer Aussprache) verständlich zu machen; sie klopfen ihre Pfeifen aus und sagen: Bassam! (Geh zum Teufel!) Endlich wird er von Soldaten arretirt und trotz seiner warnenden Ausrufung: Englishman! J'm an Englishman! auf den Posten gebracht und unter allerhand Brutalitäten, wie sie in Kriegszeiten gewöhnlich sind, glücklich per Schub nach Wien zurückbefördert. Ich frage Sie, scheint Ihnen der Mann mehr geeignet, einen Professor in Cambridge, oder einen Agenten der Propaganda abzugeben? —

Durch die Verwendung der britischen Gesandtschaft kam Mr. Pridham ohne weitere Unannehmlichkeit aus Oestreich hinaus, ja nach der Beendigung des Krieges erhielt er seinen Paß nach Ungarn visirt, von wo er sehr anschauliche Schilderungen der Theißgegenden für die Times schrieb. Diese Berichte sind nicht mit den Oestreich lobpreisenden Timescorrespondenzen zu verwechseln, die während der Dauer des Aufstandes erschienen und größtentheils einen frühern Englischlehrer und Hausfreund der Familie Metternich zum Verfasser hatten. Mr. Pridham hat weder Oestreich gelobhudelt noch „untergraben." Die Zeit wäre zu der letzteren Thätigkeit schlecht gewählt. Möglich wäre aber, was die Sage erzählt, daß er die Gelegenheit ergriff, Kossuth's unglücklicher Frau einen Dienst zu erweisen. Die kältesten Engländer bekommen manchmal solche Anwandlungen von galanter Großmuth und entwickeln, bei sonstiger Steifheit ihrer Complimente, einen höhern Grad von Energie und Scharfsinn als der verliebteste Ritter in Andalusien. So rettete Wilson den unglücklichen Lavalette, ohne grade Franzosenfreund zu sein. — Oder wird Oestreich untergraben, wenn Madame Kossuth frei bleibt? Fürchtet sich Oestreich vor einer schwachen Frau? Schämt euch, schämt euch! Seine Hungarische Majestät Haynau I. von Gottes Gnaden soll zwar Trauer angelegt haben, weil Bem und Kossuth seinem Strick entgingen, aber die Frau des Agitators kann er hoffentlich ungehenkt sehen, ohne vor Schmerz und Wuth darüber in Thränen auszubrechen.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Von Friedrich W. Ebeling.

Oestreich ist seit mehreren Jahren eine sehr ergiebige Quelle für Schriftsteller und Buchhändler geworden, da dieser Staat in vielen Beziehungen denen, die außerhalb der schwarzgelben Barrieren wohnten, eine wahre terra incognita war. Und was sage ich von außerhalb wissen doch Alle, die in Oestreich gelebt haben, daß seine Angehörigen die eigenen Zustände und Angelegenheiten mehr noch von Fremden als von Einheimischen kennen lernen mußten. Nachgerade hat sich das Verhältniß etwas anders gestaltet; allein wenn wir denen zu Dank verpflichtet sind, die Oestreich zum Gegenstande literarischer Thätigkeit, geleitet von unmittelbaren Anschauungen, machten, so müssen wir andererseits auch bekennen, daß zur Beseitigung der Unkenntniß der Deutschen über das Land, dessen Monarch mit dem Hause Hohenzollern um die Suprematie in unserm großen, gemeinsamen Vaterhause ringt, zur Berichtigung einer Menge confuser Betrachtungen und Urtheile, noch ein gutes Stück Arbeit über Oestreich erübrigt. Besonders ist es die Geschichte der vergangenen zwei Jahre, die man weder im Großen und Ganzen noch im Besondern erforscht und gemeinzugänglich gemacht hat; denn außer den Revolutionsgeschichten, die fast Alle an Lücken und Oberflächlichkeiten, mitunter an Entfernungen von der Wahrheit leiden, da sie meist von Männern geschrieben sind, deren literarische Befähigung wir zwar nicht antasten wollen, die aber in der Politik auf der Oberfläche fortgeschwommen und dann von den Ereignissen ohne Haltpunkt fortgetragen, und von diesen persönlich sehr berührt worden sind, wir sagen, außer diesen ist sehr wenig zur Erweiterung unseres Blicks, zur Kenntniß des Staatsgetriebes in diesem Zeitraume, geschehen. Wer hierzu beitragen kann, meine ich, soll es thun, und was einer erlebt hat von Bedeutung, das soll er nicht als todtes Capital im Schatze seines Gedächtnisses ruhen lassen.

Wir unterfangen uns zur Charakteristik der Männer, die in den schweren Jahren 1848—49 am Ruder des Staats standen, einen Beitrag zu liefern, und machen den Anfang mit einem Mann, dessen unseres Wissens nur wenig gedacht worden ist, mit Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben. Anton, Freiherr von Doblhoff, weil. Minister des Innern und provisorisch auch der Unterrichtsangelegenheiten, hatte die Leitung der letztern in die Hände Feuchtersleben's gelegt, der als Unterstaatssecretär die großartigen Pläne Doblhoff's zu würdigen verstand. Und wenn

man auf Feuchtersleben's literarische Wirksamkeit hinschaut, in der er sich namentlich den Ruf eines ausgezeichneten Psychologen erworben, so ist die undankbare Stille, mit der man den Tod dieses, in seinen kräftigsten Jahren dahingeschiedenen Mannes, aufgenommen, nur dadurch erklärlich, daß er in einer Zeit starb, wo, gleich der gewaltigen Meeresfluth, die Welle auf Welle thürmend eine die andere verschlingen läßt, also daß dem Auge des Beschauers nichts als das Meer sich einprägt, Personen und Ereignisse von dem drängenden Strome der Entwicklung des Staats- und Völkerlebens verschlungen werden, also daß wir nichts als die Geschichte selbst zu fassen im Stande sind, daß wir das Wie des Werdens über das Gewordene, die concreten Einzelheiten über das Resultat vergessen.

Zu denen, welche mit Feuchtersleben in häufigerem Verkehr, nicht blos in vertraulicher, sondern auch in geschäftlicher Beziehung standen, gehört der Verf. dieses Aufsatzes, den seine literarische Thätigkeit ihm zuführte. Feuchtersleben traute mir Kraft und Geschick genug zu, um mich bei der Reorganisation der Studien zuzuziehen, und wenn eine Besprechung in dieser Frage mit Professor Dr. Exner aus Prag auf mich einen so widerwärtigen, abstoßenden Eindruck erregte, wenn mir klar wurde, wie wenig den freisinnigen Bestrebungen Doblhoff's und Feuchtersleben's Rechnung getragen würde, falls jener den ihm zugedachten Posten im Unterrichtsministerium einnehmen möchte, daß ich Verzicht darauf leistete eine meine Kräfte vielleicht übersteigende Stellung zu bekleiden, so sehe ich dennoch keineswegs mit Mißvergnügen auf eine Arbeit, die mit meinem eigenen Willen nicht in die Praxis trat. Feuchtersleben's Zuneigung war Gewinn genug.

Feuchtersleben war als Unterstaatssecretär des Unterrichtsministeriums offenbar nicht in der Sphäre, in die er gehörte. Wohl widmete er sich mit seltenem, aufopferndem Fleiße der neuen Berufsthätigkeit, allein durch und durch poetischer Charakter, taugte er nicht dahin, wo auf Tritt und Schritt die nüchternste Prosa ihm die Bahn hemmte. Man kann ihm nicht Thatkraft absprechen; doch er begann seine neue Wirksamkeit nicht, wie es nöthig war, gleich dem Schmied, der auf dem Ambos das erglühte Eisen in beliebige Formen schlägt, sondern wie die Bearbeitung einer größern Dichtung. Und seinem ganzen Wesen nach sanft und nachgiebig, war er nicht geschaffen, Kabalen und Intriguen aller Art mit brechender Energie zu begegnen. Dem Idealismus ergeben, mußte er die Wirklichkeit bald auf diese, bald auf jene Weise unrichtig auffassen, und in der Umschaffung der Wirklichkeit wiederum oft das Unrichtige treffen. Endlich kannte er auch in Wahrheit alle Unterrichtsverhältnisse Oestreichs nicht sattsam, und einen Mediziner zum Chef des Erziehungswesens zu machen ist allezeit etwas Verfehltes. Das Unterrichts- und Erziehungswesen bedarf einen Dirigenten mit vorzugsweise universeller, nicht besonderer Fachbildung, mit größerem Können als Wissen und

entschiedenem Charakter. Nicht also den Mediziner überhaupt verwerfe ich, sondern eben den specifischen Fachmann, sei er welcher er wolle. Im Allgemeinen muß der Grundsatz gelten, das Gleiche zu Gleichem; und wenn unsere Lehrer erst eine ausgedehntere, namentlich philosophische Bildung erlangt haben, wenn die Pädagogen den Treibhausanstalten, Seminarien genannt, entrissen werden, wo man sie mit Kenntnissen vollpfropft, wie Gänse zum Schlachten gemästet werden, dann wäre es die größte Ungerechtigkeit und die böswilligste Ungeschicklichkeit, einen andern Mann als Unterrichtsminister hinzustellen, als einen Lehrer, andere als Lehrer selbst mit der Ueberwachung des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu bestellen. Daß unsere Minister der geistlichen Angelegenheiten mit dem Schweife eines Unterrichtsministers einherstolziren, daß Beides nicht durch verschiedene Personen repräsentirt wird, ist ein arger und unverzeihlicher Uebelstand.

Eines Abends traf ich Fenchtersleben sehr mißvergnügt. Ich deutete darauf hin. „Sehen Sie," sagte er zu mir, „man möchte wirklich alle Hoffnung aufgeben, die wohlgemeintesten Pläne nur halbwegs durchzuführen. Die Geistlichkeit lehnt sich gegen jede Reform auf, und kaum hat man seinen Aerger darüber überwunden, so kommen selbst die, für welche recht eigentlich gearbeitet wird, die Schulmänner, und machen auch Opposition. Hier, sehen Sie den Stoß Eingaben, der das bestätigt."

Ich nahm einige dieser Papiere zur Hand, und sie durchlaufend, fand ich die unvernünftigsten Proteste, Vorstellungen und Rathschläge. Von der Geistlichkeit, erwiederte ich, läßt sich in Oestreich nichts Anderes erwarten. Sie befürchtet mit Recht die Entziehung ihres wesentlichen Einflusses auf das Volk durch die Schule. Aber dieser Einfluß muß sehr beschränkt werden. Daß die Lehrer sich gegen die Umwandlung und Hebung des Schulwesens aussprechen, ist mir nur aus den beiden Gesichtspunkten ihrer greulichen Unkultur, die Metternich befördert und begünstigt hat, und der Bestechung durch die Priesterschaft erklärlich. Wenn jedoch das Gute, das für sie erstrebt wird, keine entgegenkommende und freiwillige Annahme findet, so muß man es ihnen aufzwingen, und dazu, meine ich, hat die Regierung Mittel genug.

„Sie dürfen nie vergessen, daß Sie nicht in Preußen, nicht in Würtemberg oder Sachsen sind, und daß wir nach Lage der Verhältnisse keinen offenen Bruch mit der Kirche herbeiführen können. Wir sind in Oestreich; wir haben es mit der katholischen Kirche, mit einer katholischen Bevölkerung zu thun, und mit einer solchen, die der Masse nach den Instinkt zu den Reformen, nicht aber die selbstständige Einsicht in dieselben besitzt, um nicht allwegs das geistige Eigenthum der Kirchenherrschaft zu sein."

Ich entgegnete: das allzu langsame, zu vorsichtig und zartfühlende Fortschreiten, behaupte ich, ist das Unglück jeder Regierung. Sie wird von den Gesetzen der Welteutwickelung überrumpelt, und kann die von ihr mit Recht zu verlangende

wahre und volle Macht dabei nie zum Vorschein bringen. Keine Beantwortung, keine Berücksichtigung dieser Schreiben — das wäre meine Unterlassungsthat. Offen und entschieden werde als erstes Princip die Scheidung der Kirche von der Schule und der volle Uebergang dieser an den Staat ausgesprochen. Sie kopfschütteln. Die Geistlichkeit, täuschen Sie sich nicht, hat im Volke keine tiefschlagenden Wurzeln. Die Majorität der Anhänger der katholischen Kirche Oestreichs betrachtet diese nur als eine bewegliche Barrikade, hinter welcher die Frivolität, Sittenlosigkeit und politisch-schädliche Zwecke sich verbergen und vertheidigen lassen. Barrikaden sind ein Zeichen von Schwäche, verrathen eben nur die Defensive. Der offensiven Kraft sind Barrikaden hinderlich. Sie sind Rumpelwerk, das genommen werden kann.

„Abgesehen von dem, was ich Ihnen hierauf vorhalten kann, würden wir auf diese Weise eine große Ungerechtigkeit begehen. Eine nicht geringe Anzahl von Bildungsanstalten sind und bestehen als Stiftungen der Geistlichkeit." — Wenn aber, fuhr ich fort, diese Stiftungen hinderlich und gefährlich sind, was sie sind, so ist kein Grund vorhanden, diese nicht aufzuheben. Dann auch vermag ich das Recht der Geistlichkeit von heute auf die Stiftungen der von Alters her nicht einzusehen, wenn dies dem allgemeinen Staatszweck, dem berechtigten Geist der Zeit zuwider ist. Die Geistlichkeit hat in diesem Falle das allerlockerste Recht, ein Recht, das fälschlich so benannt wird, — das historische Recht. Das Recht der Vorfahren wird in den meisten Fällen zum Unrecht der Nachkommen, und diese sind nicht an jene gebunden. Will man das Recht der Vorfahren anerkennen und heilig halten, dann sind Sie selbst ein Unrecht, dann ist Oestreich als ein constitutioneller Staat ein Unrecht, dann würden wir zuletzt auf den Standpunkt der Chinesen, zum absoluten Stabilitätssystem gelangen.

„Ich bin nicht der Ansicht," sagte Feuchtersleben, „die Summe des Rechts der Vorfahren sei auch die Summe des Rechts der Nachkommen. Allein in jener Summe des Rechts können *Rechte* enthalten sein, welche die Nachkommen als solche anzuerkennen haben, bisweilen anerkennen müssen, ohne ungerecht werden zu wollen."

Gut. In diesem Falle sind diese Rechte aus der Summe des historischen Rechts nicht Rechte durch die Tradition, nicht historische Rechte mehr, sondern weil *wir* sie als solche ebenfalls auffassen und hinstellen. Der geschichtliche Umstand ist dann nur eine Zufälligkeit.

Hier trat Frau v. Feuchtersleben ein, uns zur Abendtafel auffordernd. Ihre Schönheit bildete einen lebhaften Contrast zur Häßlichkeit ihres Mannes. Die Natur hatte Feuchtersleben's Person geizig behandelt, seinen innern Menschen dagegen reich ausgestattet. Mittlerer Statur, hager und schielend, während des Gesprächs oftmals zerstreut, fühlte man sich erst dann zu ihm hingezogen, wenn man seine ganze Einfachheit und Liebenswürdigkeit empfunden hatte.

Mehr als irgend ein Anderer erkannte Feuchtersleben die Schwäche Doblhoff's. Mehr als einmal sagte er zu mir: „Sehen Sie sich diese Erscheinung an, seine persönliche Haltung, und verkehren Sie mit ihm 24 Stunden, und Doblhoff wird auf Sie den Eindruck einer zu sanft schattirten Gradheit und Ritterlichkeit hervorrufen, die im Kampfe zwischen der Anerkennung der Volksrechte und den Forderungen der Diplomatie außer alles Gleichgewicht geräth." In der That, Doblhoff ist ein biederer Mensch, aber er war ein unfähiger Minister. Ich glaube auch, daß das Gefühl einer am Ende gänzlich fruchtlosen Arbeit Feuchtersleben oft beschlichen und seine Schwungkraft gelähmt hat. So schien es mir. Hätte er ahnen können, daß eines Tages ein junger Mann, der als Abgeordneter auf dem östreichischen Reichstag die Zielscheibe des Spottes aller Parteien war, den man den Professor ohne Zuhörer nannte, daß Professor Helfert seine Stellung einnehmen und seine ganze Thätigkeit desavouiren würde, ich glaube nicht, daß Feuchtersleben seine Zeit zu einem Opfer dargebracht haben würde, von dem nichts als der Rauch, und bei den Ministern, die im Ministerium Doblhoff gegen Doblhoff arbeiteten, mißfälliger Rauch hinterbleiben sollte.

So weit Feuchtersleben in dem Plane der Reorganisation des Unterrichtswesens mit mir übereinstimmte, waren es folgende Punkte: Zuvörderst strenge Sonderung des Unterrichtswesens für Universitäten, Gymnasien und Volksschulen; für jede dieser drei eine besondere Abtheilung mit einem eigenen Chef im Unterrichtsministerium. Für die Provinzen entsprechend gebildete Schulcollegien mit einem, nicht auf Lebenszeit ernannten, sondern mit relativer Stimmenmehrheit aus der Mitte ihrer Mitglieder auf eine bestimmte Zeit erwählten Chef, der je nach den verschiedenen Angelegenheiten den Dirigenten der drei Abtheilungen im Ministerium untersteht. Wo in einer Provinz verschiedene Nationalitäten waren, eine Berücksichtigung derselben bei der Zusammensetzung der Schulcollegien, dagegen — und hiermit war Feuchtersleben nicht einverstanden — sollten die Mitglieder der Abtheilungen des Ministeriums nur Deutsche sein. Den Schulcollegien sollte es frei stehen, Vorschläge zu machen und Einsprüche gegen Maßnahmen des Ministeriums zu thun. Dieses gibt aber in allen Fällen den Ausschlag. Der Chef eines Schulcollegiums ist zugleich Provinzialschul-Visitator und für alle Unterrichtsangelegenheiten der Provinz dem Ministerium verantwortlich, nicht aber die Mitglieder der Collegien. Diese können in außerordentlichen Fällen Bestimmungen für die Provinz treffen, für welche erst nachträglich eine besondere Genehmigung des Ministeriums erforderlich ist. Aus der Mitte der Schulcollegien werden die Prüfungscommissionen für die Gymnasial- und Volksschullehrer ernannt.

Die Universitäten werden nach preußischem Muster errichtet. Jede Universität leitet ihre Angelegenheiten selbst. An der Spitze jeder einzelnen steht der Rector mit dem Senat. Der Senat wird gebildet mittelst Wahl auf Zeit aus der Mitte

der ordentlichen Professoren, der außerordentlichen Professoren, Privatdocenten und Studirenden, auf jede Facultät ein Mitglied, im Ganzen also 16 Senatoren. Der Rector wird aus der Mitte der ordentlichen Professoren durch den Senat erwählt, er präsidirt dem Senat, vollzieht dessen Beschlüsse und gibt in zweifelhaften Fällen bei der Abstimmung die Entscheidung. Der jedesmalige Senat tritt vier Wochen vor Ablauf des Rectorats zur Wahl des neuen Rectors zusammen, worauf dieser den alten Senat entläßt und die Wahl des neuen anordnet. Der Senat ist zugleich die Prüfungscommission für diejenigen, welche die academische Carriere einschlagen. Für die Geistlichen, Aerzte und Juristen ernennt das Ministerium eigene Prüfungscommissionen, an denen keines der Universitätsmitglieder participiren kann.

Zur Universitäts-Docentur muß Jeder zugelassen werden, der vor dem Senat seine wissenschaftliche Befähigung dargethan, gleichviel wie er dieselbe erlangt hat. Und obschon die Universitäten ihre Professoren und Docenten aus eigener Machtvollkommenheit berufen und anstellen, so steht es dem Ministerium doch frei, auf Grund literarischer Leistungen Universitätslehrer zu creiren und Ehrenprofessoren zu berufen, sofern der Senat nicht den Einspruch thut, daß die bestimmte Zahl der ordentlichen und außerordentlichen Docenten dadurch überschritten wird. Auf Ehrenprofessoren findet dieser Einspruch keine Anwendung, doch sollen sie erst bei eintretender Vacanz eingereiht werden. Und um die Macht der Concurrenz dem Ministerium gegenüber den Universitäten nicht in die Hände zu geben, dürfen die Studirenden die Collegia eines Ehrenprofessors nur gegen vorhergehende Erlegung eines Honorars frequentiren, welches das Dreifache dessen beträgt, welches der Einzelne bei Uebergang zur Universität entrichten muß auf die ganze Zeit der Studien. Dieses letztere Honorar kann aber auch aus Fonds und Staatsmitteln beschafft werden, wogegen das erstere nur aus eigenen Mitteln.

Jeder Studirende, der späterhin auf den Beruf eines Geistlichen, Arztes oder Juristen Anspruch macht, muß eine Universität mindestens drei Jahre besuchen, und kann ohne eine Bestätigung darüber von dem Senat zu keiner Prüfung zugelassen werden. Der Senat hat ferner auch bei den Einzelnen zu entscheiden, ob die drei Jahre genügen, und kann diesen Zeitraum um zwei Jahre verlängern, nach Ablauf welcher jeder zur Prüfung zugelassen werden muß. In Betreff der Ausbildung der Geistlichen soll eine Vereinbarung zwischen der neuen Ordnung und dem bisherigen Usus statthaben.

Die Abtheilung des Ministeriums für die Universitätsangelegenheiten wacht über die Würde und Berufserfüllung der Universitäten. Die Rectoren derselben haben im Namen und mit Unterzeichnung des Senats von vier zu vier Wochen die Pflicht der Berichterstattung. Die Abtheilung hat das Recht der Vorschläge, welche sofort Platz greifen müssen, wenn sie im Senat nicht mit absoluter Stimmenmehrheit verworfen werden. Dieselben Vorschläge können erst bei dem Ein-

tritt eines neuen Senats eingebracht werden. Gegen die Realisation eines von dem Senat amendirten Vorschlags der Abtheilung kann diese kein Veto einlegen.

In allen bürgerlichen Angelegenheiten unterstehen die Lehrer und Studirenden der Universitäten, überhaupt ihr Beamtenpersonal den ordentlichen Gerichten und Staatseinrichtungen. Eine Absetzung der Lehrer und Beamten kann nur durch Beschluß des Senats erfolgen.

Die Gymnasien werden nach preußischem Muster errichtet. Sie sind vorzugsweise Vorbereitungsanstalten für die Universitäten; doch ist Niemand gehalten, seine Söhne auf diesem Wege für die Universitäten reif machen zu lassen, nur haben diese die gleiche Prüfung mit den Zöglingen der Gymnasien zu bestehen. Einmal in das Gymnasium aufgenommen, sind die Betreffenden, um zur Universität zu gelangen, verpflichtet, den ganzen Cursus zurückzulegen. Die Prüfung der Abiturienten erfolgt nicht von den Lehrern dieser Anstalten, sondern von einer Commission der außerordentlichen Professoren und Privatdocenten der Universität, welche der Abiturient zunächst zu besuchen angibt. Die Gymnasiallehrer können sich ebenso auf den Universitäten als auf andern Wegen bilden, wenn sie nur die vorgeschriebene Prüfung vor den Provinzialcollegien bestanden haben. Der Religionsunterricht wird von Geistlichen geleitet. Jede andere geistliche Theilnahme an denselben hört auf. Aehnliche Institute, welche zur Zeit noch im ausschließlichen Besitz der Geistlichkeit sind, erkennt der Staat vor der Hand noch als Privatbildungsanstalten. Auf den Gymnasien wird Unterricht in den Sprachen aller Nationalitäten Oestreichs ertheilt.

Zur Heranbildung von Volksschullehrern wird in jeder Provinz und in jedem Kronlande wenigstens eine Lehrerakademie errichtet. Niemand kann auf einem andern Wege zu einem Volksschulamte gelangen. Das Studium auf den Lehrerakademien ist unentgeltlich, ebenso wird den Betheiligten eine Remuneration für Wohnung und Kost gewährleistet. Alle Staatsangehörigen sind verpflichtet, ihren Kindern vom 6—14. Lebensjahre den unentgeltlichen Unterricht in den Volksschulen zu Theil werden zu lassen. In Betreff der Elementarstiftschulen wird der Staat ein besonderes Gesetz erlassen. Die Gemeinden haben für Herstellung der Schulhäuser und Besoldung der Volkslehrer Sorge zu tragen. Ohne ihren Willen kann kein Lehrer vom Amte entfernt werden.

Dieses waren u. A. die Vorschläge, die in meinem Studienplane bearbeitet worden, und die mit geringen Modificationen Feuchtersleben's Zustimmung erhalten hatten. Was die technischen Bildungsanstalten, die Forstinstitute, Ackerbau- und Gewerbeschulen betraf, so war Feuchtersleben nicht meiner Meinung, daß sie vom Unterrichtsministerium getrennt und in die Ministerien des Innern und der Arbeit verwiesen würden.

Vergleicht man die obigen Punkte, die eben fragmentarisch dastehen sollen, und weder auf wesentlichen Zusammenhang noch Ausführung Anspruch machen können,

weil sie eben nur Beleg für die Bestrebungen Feuchtersleben's sind, vergleicht man diese mit dem gegenwärtigen Unterrichtsgesetz, so wird man sich vergeblich nach dem Geist umsehen, der die Bestrebungen der 48r Minister, insbesondere vom März bis Juli leitete. Damals sagte Doblhoff noch: Der Weltgeist macht die Politik, nicht ersteht sie auf den Ministerbänken; und Bach: „Die Majestät des Volkes steht auf gleicher Stufe mit der Majestät der Krone." Seitdem ist Vieles anders geworden und Minister Bach hat praktisch den Widerspruch der früheren Phrase gelöst.

Hiermit schließt unsere erste Skizze.

Kleine Correspondenzen.

Aus Prag.

Man wird allmälig in erstaunlicher Weise genügsam, und kommt endlich dahin einen vereinzelten Gerechtigkeitsfall als Phänomen zu preisen, das charakterisirt unsere Zustände am Treffendsten.

Seit dem 10. Mai 1849 sitzen an zehn Persönlichkeiten als präsumtive Verschwörer, als präsumtive Simsone, welche Oestreich nieder zu reißen drohten, auf dem Zwinger des Hradschin, allmälig wurde die Zahl der Inhaftirten bis auf achtzig vermehrt, schauerliche Sagen von den blutgierigen Plänen jener Verschwörer wurden in der Stadt verbreitet und gelangten, nachdem sie die Runde gemacht und sich auf dem Wege dick und groß gefressen hatten, wieder nach dem Hradschin zurück, um die Inquirenten von Neuem zu schrecken, ihnen als weitere Inzicht, als Grund zu neuen Fahndungen zu dienen.

Nach langem mysteriösen Schweigen über die Ergebnisse jener am Hradschin sich abarbeitenden hochnothpeinlichen Untersuchung, nach der endlosen Heimkehr der inquisitorischen Organe, welche man nach Dresden und Breslau entsendet, um dort den tiefen Verzweigungen jener Verschwörung auf die Spur zu kommen, gelangt plötzlich ein Specialfall zur Notiz des Publikums, und überrascht dasselbe nicht wenig; einer der im Mai Verhafteten, einer der vermeintlich Hauptschuldigen, und besonders Gravirten, ein Goldschmidt seines Zeichens, war auf die Aussage eines einzigen Kneipgenossen hin, eingesteckt worden; den Verbrecher setzte man fest, nun galt es auch das Verbrechen zu finden, und damit eben hatte es seine Noth. Jener erste Denunciant hatte nur verbrecherische Redensarten des Inhaftirten denuncirt, welche dieser Biererhitzte von sich gegeben haben sollte, Lob republikanischer Staatsform, vage Schimpfreden über den Kaiser, bedeutend grobe Bezeichnungen der Herren Minister u. s. w., man forschte nach weitern Kneipengenossen, vierzehn derselben wurden allmälig „zu Stande gebracht" und scharf inquirirt, doch Keiner vermochte bei bestem Willen mehr anzugeben, als jene bierbegeisterten Tischreden des Goldschmidts; von Complott, von hochverrätherischen, regiciden Planen oder Thatversuchen fand sich keine Spur. Vom Mai bis Dezember saß der bierkundige Goldschmidt in enger Haft, unmöglich ward es dem geistreichen Inquirenten, ein Hochverrathsverbrechen in den Goldschmidt hineinzuverhören, und dafür eben, daß der boshafte Mensch kein Hochverräther war, und dem Inquirenten solche Mühe gemacht hatte, mußte er gehörig abgestraft werden, daher ihn das Kriegsgericht, wegen geführ-

ter strafwürdiger Reden, zu dreimonatlichem Profosenarreſt in leichten Eiſen verurtheilte, das Urtheil jedoch ſammt den Akten dem Militärappellationshof zu Wien zur Genehmigung vorlegte. Dieſer aber — ſtaune Europa! erkannte vor Allem die totale Incompetenz des Kriegsgerichts, indem der Goldſchmidt jene entſetzlichen Reden mehrere Wochen vor der Publicirung des Kriegsgeſetzes geführt haben ſollte, das präſumtive Vergehen alſo nur von der Civilſtrafbehörde unterſucht und beſtraft werden könne, welcher der Inquirent ſogleich zu übergeben ſei. Wage es noch Einer zu behaupten, es gebe keine Gerechtigkeit in Oeſtreich, hat ſich dieſelbe an jenem Goldſchmidt doch hinreichend bewährt, denn ſeine ſeit dem Mai 1849 ausgeſtandene enge Haft wurde von Rechts wegen für ungiltig, für null und nichtig erklärt, und er findet Entſchädigung und Troſt in dem Bewußtſein, nunmehr in dem ihm als Civilperſon durch Geburt und Stand zukommenden Criminalgerichtskerker ſeine ſitzende Unterſuchungslaufbahn von Neuem beginnen zu können, um vielleicht im Maimonat 1850 als ſchuldlos entlaſſen, oder etwa zu 14tägigem eigentlichem und endgiltigem Strafarreſte verurtheilt zu werden. Es iſt wirklich recht wunderbar, wenn auch nicht erbaulich, auf welche Vorgänge oft die Bezeichnung Juſtizpflege anwendbar gefunden wird. Der arme Goldſchmidt wird davon zu ſagen wiſſen, er wird in der angenehmen Lage ſehr vergleichende Beobachtungen zu machen haben über kriegsrechtliche und civilrechtliche Haft, Unterſuchung und Aburtheilung, vielleicht werden ſeine Aufzeichnungen zum Beſten der Haynauſtiftung verlegt, und allen Uebelgeſinnten zum Kaufe aufgedrungen.

Doch darf bei dieſem durch die Palliſaden des Prager Schloſſes gedrungenen großen Geheimniſſe der militäriſchen Gerechtigkeit nicht überſehen werden, daß überhaupt alle achtzig Stück Inhaftirten ſich mit jenem Goldſchmidt in ganz gleicher Lage befinden, ſie alle haben jene Kapitalverbrechen, deren man ſie beſchuldigt, falls ſie dieſelben begangen haben ſollten, jedenfalls vor dem 10. Mai 1849, vor der Publikation des Kriegsgeſetzes, vor Verhängung des Belagerungszuſtandes begangen, ſie alle ſind ihrem geſetzlichen Kriminalrichter entzogen, und vor einen improviſirten Prevotalgerichtshof geſtellt worden, und doch war in Böhmen die Verfaſſung vom 4. März ſammt den ſogenannten Grundrechten ſchon im März 1849 publizirt und gleichzeitig das kaiſerliche Edikt kundgemacht worden, in welchem ausgeſprochen ward, Se. Majeſtät hätten geruht die Revolution zu ſchließen. Ohne Zweifel iſt dieſes Bedenken nur durch die Annahme zu löſen, daß zwar die Revolution geſchloſſen, zugleich aber die Contrerevolution förmlich eröffnet, oder doch das Revolutionswerk von dem hohen Miniſterium ausſchließend in die Hand genommen werden ſollte.

Wer kann leugnen, daß das Miniſterium die Revolution noch fortſetzt? Bleibt doch von den alten Inſtitutionen, von den alten Landesverfaſſungen kein Stein auf dem andern, Alles wird niedergeriſſen, umgeſtülpt, umgetauft mit unerhörter Schonungsloſigkeit, um Alles über den neuen Leiſten der Miniſterialwillkür und Allmacht zu ſchlagen. Die proviſoriſchen Geſetze und Syſteme ſchneien auf die Provinzen nieder, es iſt zu erwarten, daß ſie auch wie Schnee vergehen werden. Die Revolution von Unten ſchloß man, um die Revolution von Oben zu beginnen. Man affektirt eine Nachahmung der Joſephiniſchen Schöpfungsperiode, ſo wie Frankreichs Präſident gar zu gerne eine neue Ausgabe der Napoleoniſchen Periode veranſtalten möchte. Arme Kopiſtennaturen, wir bemitleiden euch! Die Geſchichte verabſcheut das Plagiat, und die Ereigniſſe ſind ſtärker als ihr. Baut immer zu, ihr armen Termiten, mit einem Tritte des unwiderſtehlichen Jahrhunderts ſtürzt der Termitenbau zuſammen.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.

Christus, Mahomed und Daumer*).

Es ist ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab in's irdische tolle Getümmel gefallen.
Da sah er umher die Kräuter und Blumen der Wiese;
Ihm hat das lustige, bunte Gewimmel gefallen.
Er hörte die Glöckchen am Halse der Heerde läuten;
Ihm hat das klingende, kleine Gebimmel gefallen.
Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm selber im Wald ein ärmlicher Stummel gefallen.
Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt' er;
Er blieb was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

Hafis.

Daumer's Schriften haben, wenn man die wunderbare Paradoxie ihres Inhalts in Erwägung zieht, verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit erregt. Als Strauß auf das Mythische in der christlichen Geschichte aufmerksam machte, als er die Dogmen auf allgemein menschliche, nur durch den allegorischen Ausdruck undeutlich gewordene Wahrheiten zurückführte, gerieth die ganze Kirche in Aufruhr; man hätte wohl erwarten sollen, daß der Versuch, das Christenthum zu einem greuelvollen, blutigen Molochdienst zu machen, eine noch viel gewaltigere Indignation in der Christenheit hätte erregen sollen. Wunderbarer Weise blieb man gegen diese bösen Angriffe kalt; nicht einmal die Censur fand sich bemüssigt, zu Gunsten des wahren Glaubens einzuschreiten. Der Grund lag wohl hauptsächlich darin, daß man in Strauß die heimliche Regung des eigenen Gewissens verfolgte, während Daumer's Auffassung von der gewöhnlichen Vorstellungsweise so weit ab lag, daß man sich gar nicht entschließen konnte, eine ernsthafte Notiz davon zu nehmen.

Eine eigentliche Polemik gegen Daumer ist auch überflüssig; die Willkürlichkeit seiner wissenschaftlichen Methode springt zu sehr in die Augen. Dagegen ist es von Interesse, in ihm eine wesentliche Richtung in der Empfindungsweise unserer Zeit zu charakterisiren. Denn in der Empörung des sinnlichen Wesens gegen

*) Vergl. die frühern Aufsätze in den Grenzboten 1847, Heft 45, und 1848, Heft 5.

die einseitig geistigen Anforderungen des Christenthums steht er keineswegs allein, die Hälfte unserer Literatur geht nach demselben Ziel; an Energie und Intensivität des Hasses läßt er aber alle seine Mitkämpfer weit hinter sich.

In seiner ersten Schrift: „Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. 1846" war die Polemik noch versteckt. Der mahomedanische Sänger erkennt das Ziel der Weisheit in der sinnlichen Lust, und spottet der Pfaffen, welche es in ascetischen Uebungen oder in wüster Mystik suchen.

Mit aller Andacht früh und spat lies in der Schönheit Alkoran,
Denn daß ein ander heilig Buch authentisch sei, das ist ein Wahn.
Nur nicht dein Ich vergöttere; doch was du liebst, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienst und Ketzerei, das ist ein Wahn. —
— Traue keinem Heiligen! süße Worte spricht er;
Aber in der Kutte steckt immer ein Halunke. —

Als man ihm seines sündigen Wandels wegen Gewissensbisse machen will:

Am jüngsten Tage gilt
Kapuze, Scheich und Mufti keinen Deut;
Du bete Gott den Herrn
In Weinspelunken an und zittre nicht. —
— Ein Schatte nur ganz ohne Wesen wäre,
Wer vor dem Herrn in aller Reine stünde.
Lebendig ist die Sünde nur im Leben,
Das Leben, es bestehet in der Sünde. —
— Eben kam mir ein echter Bußgedanke,
Kehren wollt' ich in heilsam enge Schranke,
Doch mein Liebchen, es lugt herein mit hellen
Schelmenaugen und merket, daß ich kranke,
Schleicht dann näher und lacht mich aus und schmeichelt
Und umgarnet die Seele mir, die schwanke. . .
Sag', o Himmel, o sage selbst, wie bliebe
Frei das Innere hier von argem Wanke?
Du, das Gold der realen Wonne heischend,
Gibst so luftige Wonne nur zum Danke!
Drum erlaube mir immer noch ein wenig,
Daß ein traulicher Arm mich süß umranke!
— Reicht meiner Sünde den Tugendpreis!
Wer so, wie Hafis zu sündigen weiß,
Tief in der Gottheit Gnadenmeer,
Der Selige, versinket er. —
— Mit der Kutte, das ist wahr, reimt sich unser Wandel schwer;
Aber unsre Seele trägt lange keine Kutte mehr. —

Der Cultus der Natur, der Lust und Liebe, wirft hier nur beiläufig die schwarzen Kutten von sich, welche mit ihren Einbildungen das Leben verfinstern. Das naturfeindliche, also böse Princip, wird nur in seinen vereinzelten Aeußerungen verspottet. — In einem zweiten Werk: „Molochdienst der alten Hebräer," geht Daumer diesem Princip näher zu Leibe. Er sucht nachzuweisen, daß der

altbiblische Gott und die Schreckgestalt des alten Moloch ursprünglich zusammenfallen. Jehovah ist ein Gott des Schreckens, dessen Anblick tödtet, dessen Gebote Opferungen sind; ein Geist, der die Natur und das Leben haßt, und der nur in der Zerstörung sich offenbart. Eine spätere Zeit hat diesen Cultus des Verderbens gemildert, sie hat die realen Opferungen auf symbolische zurückgeführt. Das ist aber nur eine Abschwächung des alten historischen Glaubens; im Hintergrunde steht noch immer der Götze, der edles Blut will, und der an dem symbolischen Blut der Rinder kein Genüge findet. Es soll daher noch immer ein jüdischer Geheimdienst bestehen, in dem das reale Osterlamm, d. h. der Mensch geschlachtet wird.

Dann folgen die „Geheimnisse des christlichen Alterthums." Bei den Juden hatte die Reformpartei gesiegt, sie hatte sogar, ihren Zwecken zu Liebe, die heiligen Bücher entstellt, und in den bösen Geist, Jehovah, wenigstens einzelne gute Eigenschaften interpolirt. Da trat Christus auf als Eiferer für den alten, legitimen Glauben, den Molochdienst und die Menschenopfer. Das naturfeindliche Princip wurde mit einer halb wahnsinnigen Consequenz theoretisch abgerundet und praktisch ausgeübt; Christus selbst erlag zwar der aufgeklärten Partei, aber seine Jünger verbreiteten die entsetzliche Lehre über ganz Europa, und so haben wir alle, ohne es zu wissen, einem kannibalischen Cultus gehuldigt.

In der nächsten offenbarten Religion*) sieht Daumer einen Fortschritt. Mahomed's Himmel ist eine Apotheose der sinnlichen Genüsse; d. h. er billigt den sinnlichen Genuß im Princip. Die Inconsequenzen in der Ausübung dieses Princips haben spätere mahomedanische Dichter, namentlich Hafis, theilweise verbessert. Der Islam ist also die Vorstufe zu der neuen Religion, der absoluten, deren Verkündigung jetzt an der Zeit ist. „Im Hintergrunde der Menschheitsentwickelung steht, als ihr verlornes Paradies, die altheidnische Cultur. Von der glorreichen Höhe dieser Cultur sank die Menschheit wieder hinab, und es erfolgte ihr Sündenfall, jener traurige, thränenwerthe Sturz in die Tiefen der Barbarei, der Inhumanität und der geistigen Finsterniß, der sich durch die Erscheinung und siegreiche Wirksamkeit des Christenthums vollbrachte. — Was die Welt dem Christenthum als solchem verdankt, ist nichts als Barbarei. — Aus diesem ungeheuern Ruin erhob sich die Menschheit zuerst wieder im Islam. — Es bricht diese Zeit eines nicht blos angeblichen und vorgespiegelten Heiles dann auch im Westen an, sofern hier endlich die alte christliche Barbarei überwunden wird; vor uns in wahrscheinlich naher Zukunft steht eine neue Religion — eine Erscheinung, ähnlich dem Islam, aber noch höher und herrlicher, so daß sie die reinste, wider-

*) Mohamed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte. Von G. Fr. Daumer. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1848.

spruchloseste Genüge geben, daß sie die ganze Menschheit in der friedlichen Einheit eines allgemeinen Reiches umfassen, all ihr Unglück, ihre Klagen in Glück und Jubel verwandeln und wohl von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern gebracht, nimmermehr aber negirt werden wird." — Die alte Leier!

Zu dieser neuen Religion soll Daumer's neuestes Werk: „Die Religion des neuen Weltalters" als Grundlage, gleichsam als Testament dienen.

Unsere Kritik hat sich auf zwei Punkte zu richten: einmal auf seine Polemik gegen das sogenannte naturfeindliche Princip, dann auf das Evangelium, das an dessen Stelle kommen soll.

Wenn die neue Kritik im Wesen des Christenthums das naturfeindliche Princip erkennt, welches der Rationalismus nur in den Entstellungen desselben finden wollte, so ist sie darin jedenfalls tiefer und wahrer. Der Idealismus des Christenthums ist der Natur entgegengesetzt, sein Himmel das Gegentheil der Erde, sein allmächtiger Gott die Verleugnung des Naturgesetzes, seine Geschichte die Verachtung menschlicher Kraft, seine Moral ein unerbittlicher Krieg gegen Alles, was dem natürlichen Menschen ins Herz gewachsen ist. — Allein die neueren Kritiker fehlen nach einer andern Seite hin. Indem sie nach den Gesetzen ihres eignen geschulten Denkens die Consequenzen jenes Princips ziehn, und dieselben in dem Gesammtinhalt des Christenthums wiederzufinden meinen, muthen sie der Offenbarung, der Vision, der Verzückung, der Schwärmerei eine Eigenschaft zu, die ihnen unter allen am wenigsten zukommt: eben die Consequenz. Freilich verwirft der neue Glaube, der den ganzen Menschen absorbiren will, die sittlichen Gebote, welche sich stets auf endliche Verhältnisse beziehn. Weib, was habe ich mit dir zu schaffen! ruft der gotterfüllte Sohn seiner Mutter zu. Ich bin gekommen, den Bruder gegen den Bruder zu kehren u. s. w. Lasset die Todten die Todten begraben. — Das alles ist, vom Standpunkt der alten Sittlichkeit aus betrachtet, so ruchlos als möglich; aber man würde irren, wenn man nun aus dem Christenthum alle Familienpietät streichen wollte. Der sterbende Christus empfiehlt die Mutter seinem Lieblingsjünger, und so finden sich schon in den ursprünglichen heiligen Büchern Züge genug, die auf eine theilweise Rehabilitation des vierten Gebots hindeuten. So wird es dem Rationalisten wie dem Supranaturalisten sehr leicht, für jede, auch die entgegengesetzte Ansicht, Belegstellen aus dem neuen Testament zu finden. Freilich kommt es dann immer darauf an, auf welcher Seite das eigentlich charakteristische Moment liegt, d. h. dasjenige Moment, in welchem sich das Christenthum von der natürlichen, d. h. heidnischen Empfindungsweise unterscheidet.

Wenn also die neue Kritik in dem Christenthum nur die geistige Abstraction, also eigentlich eine rein zerstörende, negirende Thätigkeit findet, so sind diese Vor-

würfe ebenso bedingt zu nehmen, wie die der conservativen Partei gegen die Radicalen. Eine rein destructive Existenz ist unmöglich. Auch der Kampf gegen die Sinnlichkeit muß sich zuletzt sinnlicher Mittel bedienen — aus den Schreckensbildern der Märtyrer wurden die Kunstwerke des 16. Jahrhunderts, aus der Polemik gegen das heidnische Denken ein neues System des Gedankens — auch der Haß gegen die bisher giltige Sittlichkeit muß sich auf sittliche Momente stützen. Wenn das Christenthum im Lauf der Zeit immer mehr aus seinen Abstractionen heraustritt, immer vollere Bestimmungen gewinnt, ein immer reicheres Leben, Fühlen und Denken entfaltet, so ist das nicht blos eine Aufklärung, die ihm von Außen her kommt, sondern ein dialektischer Proceß seines innern Wesens.

Gerade dieser innere Widerspruch in seinem Wesen ist es, was das Christenthum zu der geschichtlichen Religion gemacht hat, die der Islam mit seinen allerdings sehr handgreiflichen und einfachen Lehren nicht geworden ist. Ich will hier nur die eine Seite andeuten. Das Christenthum hat am tiefsten, wenn auch nicht am wahrsten, den Begriff der Sünde gefaßt. In allen seinen Richtungen hat man in den Abgrund des menschlichen Geistes gegraben, mit großer Verachtung gegen die seelenlose Natur. Daraus sind freilich viel absurde Lehrgebäude hervorgegangen, in den Kirchenvätern, den Scholastikern, den Casuisten; aber es ist auch in das Denken und Empfinden eine Stärke und eine Fülle gekommen, die einen Luther, Calvin, Shakespeare, Pascal, Kant, Göthe u. s. w. möglich gemacht hat. Diese höhere Poesie des Denkens ist dem Heidenthum wie dem Islam fremd geblieben; sie ist nicht trotz des Christenthums, sondern durch das Christenthum möglich geworden, und was dem Denken an Klarheit abging, ist der Poesie zu Gute gekommen.

Was nun Daumer betrifft, so geht seine Construction der christlichen Geschichte, wenn wir von der sogenannten philologisch-kritischen Deduction, die keinen Schuß Pulver werth ist, absehn, von einem Gedanken aus, der an sich ganz richtig, aber bei einer bestimmten historischen Erscheinung falsch angewendet ist, von dem Gedanken nämlich, daß ein Symbol stets eine frühere Realität voraussetzt. Der rothe Faden, der sich durch die christlichen Vorstellungen zieht, ist die Lehre, daß der Mensch sich Gott opfern müsse. Taufe, Priesterweihe, klösterliche Gelübde u. s. w. sind Symbole für diese Idee. Nun meint Daumer, diese symbolische Opferung setze eine reale Thatsache voraus, welche das eigentliche Geheimniß der christlichen Mysterien gewesen sei. Er vergißt aber, daß der Grundcharakter der Zeit, in welcher das Christenthum entstand, keineswegs der Drang nach bestimmten Thaten war, sondern ein mystisches Brüten über Spuren ehemaliger Thätigkeit und über Speculationen, für welche man den Faden verloren hatte. Die Unproductivität des Zeitalters in eigentlich realer Thätigkeit bedingte die religiöse Production, die reine Symbolik.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man das Christenthum auffassen, wenn

man es in seiner *ersten* Erscheinung nimmt, als bestimmtes historisches Ereigniß. Am meisten versündigt man sich an dem Christenthum, wenn man es auf seinen ersten rohen Ausdruck reducirt, auf das neue Testament. Ich glaube, selbst die Orthodoxen werden mit mir übereinstimmen, wenn ich Folgendes behaupte. Hätte man einem gebildeten Heiden, z. B. Cicero oder Plinius, der nicht vom heiligen Geist erleuchtet war, das neue Testament vorgelegt, ihm gesagt, was darin stehe, sei das Christenthum, und er solle nun sein Gutachten darüber abgeben, so würde er erklärt haben: „diese Bücher sind in sehr schlechtem Griechisch geschrieben und verrathen eine sehr untergeordnete Bildungsstufe; die Erzählung ist sehr undeutlich, von den abgeschmacktesten Ammenmährchen gewürzt, von denen man noch dazu gar nicht weiß, wie sie in den Zusammenhang gehören; die Charaktere sind ganz farblos gehalten, man kann sich kein Bild von ihnen machen, am wenigsten ein ideales Bild; träten mir solche Charaktere im Leben entgegen, so würde ich sie geringschätzen. Die eingestreuten physikalischen Theorien zeigen deutlich, daß der Verfasser von den ersten Elementen der Wissenschaft keine Ahnung hat. Was endlich die moralischen Anschauungen betrifft, so werden theils sehr hohe Forderungen gestellt, ohne irgendwie anzudeuten, wie man sie erfüllen soll, theils wieder eine unbegreifliche Nachsicht selbst gegen das Laster geübt. Auf keinen Fall läßt sich ein sittliches Lehrgebäude daraus entnehmen, denn die Zusammenhanglosigkeit ist so groß, daß man kaum nöthig hat, von Widersprüchen zu reden. Das schlimmste aber ist, daß jeder Sinn für Schönheit und menschliche Würde fehlt." So würde Cicero urtheilen, wenn sich seine Kenntniß des Christenthums auf das neue Testament beschränkte; ganz anders nach einem Studium der gesammten christlichen Literatur und der christlichen Geschichte.

Die eigentliche Entstehung des Christenthums, d. h. die Zeit, wo es ein welthistorisches Moment wurde, fällt in das dritte und vierte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Das Christenthum ist ein Product der Verzweiflung der alten Welt an sich selber. Die Idee, daß die Erde ein Jammerthal sei, ihre Weisheit eine Lüge, und der Mensch ein Schwächling, der durch eigene Kraft nicht zu sich selbst kommen könne — diese Idee war *damals* keine blos speculative Spielerei, sondern eine sehr bittere Wahrheit. Die Welt mußte nach einem äußern Haken greifen, und fand diesen im Christenthum, das jene Idee durch die zweite ergänzte: aber es gibt eine Existenz, die nicht Elend, Lüge und Schwäche ist; das ist der Gott, der sich offenbart hat; das Reich des Geistes, das kommen soll, und die Inbrunst des Glaubens, die zu ihm führt. Alle anderen Lehren des Christenthums waren Nebensache, jeder einzelne Denker bildete sie auf seine Weise aus, nach den Voraussetzungen seiner Bildung und seiner Empfindung.

Die alte Welt war so siech und elend, daß nur eine gewaltige Krisis sie retten konnte. Das Christenthum war dieser Fieberschauer, vor dem man sich entsetzen mag, dessen Gewalt zu bewundern man aber nicht umhin kann. Nachdem

es mehrere Jahrhunderte hindurch die alte Welt in ihren Tiefen durchwühlt, warf es sich mit aller Gluth einer überirdischen Ekstase auf die äußerlichen Gegner. Das Kreuz in der Hand, bändigte der Repräsentant der christlich-römischen Welthildung, der Papst mit seiner Legion von Priestern und Mönchen, die trotzigen Barbaren des Nordens; in unermüdlicher Ausdauer rang er mit den Gewaltigen der Erde, bis sie endlich alle zu seinen Füßen lagen, und nun auf seinen Wink die christlich-germanische Ritterschaft wie eine Windsbraut sich über den Orient ergoß. Was sie suchten, das heilige Grab, trug ihnen keine Frucht; aber sie brachten eine neue Poesie und die Wunder der antiken Bildung mit sich zurück. Als nun in der Fülle der neuen Anschauungen die alte Zerfahrenheit des Skepticismus und des Unglaubens von Neuem sich geltend machen wollte, da erhob sich zum zweitenmal zornig der christliche Geist. Durch seine Propheten, Luther, Calvin, Knox, die Puritaner; durch die Jesuiten und Jansenisten, denn auch sie waren Träger der neuen Zeit, wurde das alte Staatensystem gestürzt, eine neue Sittlichkeit hergestellt, der Dualismus von Kirche und Staat aufgehoben. Die bürgerliche Gesellschaft, die früher das Christenthum außer sich gehabt hatte, wurde nun nach christlichen Principien gemessen. Endlich, als die äußere Thätigkeit des Geistes sich erfüllt hatte, ging er in der Philosophie in sich selber zurück, und erkannte mit Staunen, daß die Werke Gottes, die Wunder, die er mit Schaudern verehrt, seine eignen waren, daß er vor seinem eignen Wesen im Staube gelegen.

Diese Selbsterkenntniß des Christenthums in der Wissenschaft, welche in der Geschichte nicht nur die hellen und die dunkeln Wege erträgt, und daher wohl zu unterscheiden ist von der Flachheit des alten Rationalismus, der das Moment des Widerspruchs aus der Geschichte ausließ, um nie aus seinen gewohnten vier Pfählen herauszutreten — diese Selbsterkenntniß ist nicht nur der Abschluß der christlichen Geschichte, nicht reine Negation der Vergangenheit, sondern ein Proceß, der die christliche Bildung als ein Moment der neuen Bildung in ihr Recht setzt. Ob wir uns Christen nennen wollen oder nicht, ist eine sehr gleichgiltige Frage; die neue Bildung ist von der Art, daß sie das Christenthum als nothwendige Vorstufe voraussetzt; sie ist aber zugleich auch Aufhebung des Christenthums in seiner frühern Form.

Denn darüber dürfen wir uns namentlich in der jetzigen Zeit, wo die angeblichen Gläubigen des altbiblischen Christenthums mit großem Selbstgefühl von allen Seiten wieder auftauchen, keine Illusion machen: gegen *dieses* Christenthum stehn wir in einer unbedingten, feindseligen, und durch keine Vermittelung aufzuhebenden Opposition. Die Wissenschaft duldet nicht mehr den Wunderglauben — d. h. die Gedankenlosigkeit in der Anschauung der Natur, und unsere sittliche Ueberzeugung duldet nicht mehr die Selbstentäußerung, das Aufgeben der eignen Freiheit, die Abschwächung der eignen Kraft zu Gunsten einer Macht, die

uns nicht verständlich ist. Physik oder Zauberei; sittliche Autonomie der Menschheit oder der Beichtstuhl, einen Mittelweg gibt es nicht.

Seit Voltaire und Kant — der erste hat die Hexen und Gespenster durch den einzigen Bann gezwungen, der auf sie wirkt, durch Hohngelächter, der Andere hat durch das Anrufen des Selbstgefühls dem moralischen Schacher ein Ende gemacht, der sich jede „gute Handlung" aufnotirte, um „droben" so und so viel Procente dafür zu gewinnen — seit Voltaire und Kant gibt es unter den Gebildeten keinen Gläubigen mehr in der alten Bedeutung dieses Worts. Abgesehen von den Staatskünstlern, deren Maxime es ist, daß ohne eine gewisse Dosis von Dummheit ein wohlorganisirter Staat nicht gedeihen könne, und den Ritterbürtigen, die ihre Religion wie andere Erbstücke ihres Hauses aufbewahren; abgesehen von den neukatholischen Socialisten, die unter der alten Firma ein neues Stichwort des Fanatismus improvisiren möchten, trägt das neumodisch aufgeputzte, das restaurirte Christenthum überall den Firniß überreifer moderner Bildung, den Schleiermacher, Chateaubriand, Hegel ihm gegeben haben. Die Orthodoxen gar nicht ausgenommen. Auch wenn sie die Nichtigkeit des menschlichen Geistes, der Bildung und des Witzes predigen, halten sie es für unerläßlich, durch Geist, Bildung und Witz zu imponiren. Auch wenn sie noch so jesuitisch dem Verstande und dem natürlichen Gefühl die Entscheidung über das was Recht und Unrecht ist, entreißen, und sie einem überirdischen Wort überlassen, so schamlos ist keiner mehr, daß er nicht wenigstens *neben* diesem äußerlichen Gebot auch an das Rechtsgefühl, an den Verstand appellirte. Das gibt uns aber keine Bürgschaft dafür, daß der Jesuitismus — die freche Verleugnung des Göttlichen im Menschen und in der Natur — nicht einmal wieder über die wahre Cultur hinauswuchern kann. Gegen den Wunderglauben steht ein Kämpfer ein, der durch ein leichtes Schütteln seiner Waffen die Schwärme des Nachtgeflieders zerstiebt: die Naturwissenschaft; gefährlicher ist die religiöse Unsittlichkeit, die Sophistik der Empfindungen, die jedes Urtheil verwirrt. Der beste Bundesgenosse, den hier die gute Sache der Freiheit zu erwarten hat, ist die wahre Poesie.

Aber eine schlechte Wahl der Waffen ist es, wenn man das feindliche Prinzip in seinem eignen Sinn zu corrigiren, oder seiner Mystik eine neue Mystik entgegenzusetzen unternimmt. Beider Fehler macht sich Daumer schuldig. Er macht es wie die Radicalen, die all ihre Gegner vernichten möchten, wenn sie nicht im Sinn der Kreuzzeitung denken. Wer das naturfeindliche Princip des Christenthums und zwar in der sinnlichen Ausdehnung, die Daumer ihm gibt, nicht vertritt, den macht er zu einem Heuchler. Aber es liegt ganz in der Natur der Sache, daß man über Gegenstände, die nicht eigentlich in das Gebiet des Gedankens zu fallen scheinen, nicht consequent denken mag. Manche fromme Christin erbaut sich über Abraham, Jacob u. s. w., die einen ähnlichen Charakter, wenn er ihr im Leben vorkäme, verabscheuen oder verachten würde. Freilich läßt sich

schon aus dem Glauben an die Existenz eines außerweltlichen absoluten Wesens der ganze Wunderglaube und der ganze Jesuitismus ableiten. Aber man thut es nicht, man ist nicht consequent, und das ist ganz in der Ordnung.

Daumer sucht hinter jedem der verschiedenen Einfälle, die er in den christlichen Schriften auftreibt, einen realen Ernst. Wenn er den Spruch liest: So dir Jemand einen Streich gibt auf den einen Backen, so biete ihm den andern; so erschöpft er sich in ebenso heftigen als umständlichen Auseinandersetzungen, daß ein solches Verfahren ebenso zweckwidrig als unmoralisch ist. Aber wenn sein Freund Hafis das Saufen empfiehlt, so setzt der Ausleger hinzu: natürlich ist das nur symbolisch zu verstehen; nicht die physische Trunkenheit soll gepriesen werden, sondern eine andere, höhere. Also dem Propheten der neuen Religion soll erlaubt sein, in Symbolen zu reden, was man den alten versagt! Es liegt doch wohl auf der Hand, daß auch jener Spruch nicht so wörtlich gemeint ist, sondern nur die Kraft der Selbstverleugnung einschärfen soll, die in ihrer Abstraction ungesund und meinetwegen lächerlich, als Kritik des überreizbaren germanischen Ehrgefühls sehr heilsam gewirkt hat. Seinen richtigen Ausdruck findet jener Spruch in einer altheidnischen Erzählung. Als Themistokles den Eurybiadas zur Schlacht bei Salamis zu überreden suchte, und der hitzige Spartaner, der ihn nicht widerlegen konnte, mit Schlägen über ihn herfuhr, sagte ihm Jener gelassen: Schlage mich immerhin, aber höre nur dabei meine Gründe an. — In dieser Geschichte ist die moralische Lehre so weit wahr und so weit unwahr, als sie überhaupt in einem einzelnen Fall sich aussprechen kann. — Daß aber die Widersinnigkeit des Extrems gegen das Princip selber nichts erweist, zeigt Hafis am besten, der unaufhörlich in Bildern die Demuth vor seinen verschiedenen Geliebten ausdrückt, der z. B. beständig den Staub zu ihren Füßen küssen will, was ein sehr unzweckmäßiges und widersinniges Verfahren ist, ohne daß damit die Empfindung der Liebe selbst widerlegt wäre. Die Liebe hat eben ihre Raserei wie der Glaube auch.

Das naturfeindliche Princip des Christenthums hat sich selber aufgehoben. Freilich hat das Christenthum als solches an Intensivität soviel eingebüßt, daß es nicht mehr daran denken kann, die Welt zu beherrschen, ihr eine neue Bahn anzuweisen. Es in seiner alten Herrlichkeit wieder herzustellen, wie es romantische Katholiken und Protestanten versuchen, will nicht gelingen, weil es eine Phalanx wissenschaftlicher Gewißheit und staatlicher Ordnung vorfindet, die es nicht mehr durchbrechen kann. Sehen wir zu, wie es sich mit dem neuen Glauben verhält, welchen Daumer an seine Stelle zu setzen hofft.

Bekanntlich trug sich die romantische Schule, Schleiermacher, Schelling u. s. w. mit eingerechnet, ehe sie sich im Bewußtsein ihrer Ohnmacht in die alte, historisch sicher gestellte Kirche resignirte, lebhaft mit der Gründung einer neuen Religion.

„Es muß ein neues Evangelium kommen!“ Dieser hingeworfene Einfall Lessing's war ihre Lieblingswendung; da nun aber Gott sich ihnen nicht unmittelbar enthüllte, da einzelne Visionäre und Wunderthäter, denen diese Gunst zu Theil wurde, zu tief unter dem Niveau der allgemeinen Bildung standen, als daß die Coterie der schönen Geister sich näher mit ihnen hätten einlassen können, so suchten sie ihre Gluth an alten Aschenhäufchen zu entzünden. Wie das römische Pantheon sollte die neue Religion ein Asyl für alle Göttergestalten sein, von dem ägyptischen Apis an bis zur kirchlichen Trinität. Nicht allein alle Mythen und Mysterien sollten aufgespeichert werden, wo in der Poesie und Spekulation etwas Mystisches, d. h. Verschrobenes vorgekommen war, da mußte es herhalten für die neue Religion, Schelling's Naturphilosophie nicht minder wie der transcendentale Idealismus, den keiner von diesen Dilettanten verstand. Und dieser ganze unorganische Stoff sollte geweiht werden durch die Salbung des priesterlichen Poeten, der sie vortrug.

Dem materiellen Inhalt nach unterscheidet sich freilich Daumer's Religionsproject wesentlich von den Nebelbildern unserer Romantik. Nicht unklare und trübe Ingredienzien sollen zu dem neuen Feuertrank der Begeisterung verwendet werden, sondern helle und schöne. Die besten Dichter und Philosophen sollen beisteuern. Dagegen ist es mit der formalen Berechtigung um nichts besser bestellt. Die Stoffe sind da, aber es fehlt der elektrische Funke, der eine neue Geburt aus ihnen erwecken könnte.

Und selbst der Inhalt bleibt nicht ungetrübt. Die Auswahl der Sprüche zum neuen Evangelium bestimmt sich nach ihrem Gegensatz gegen die letzte, verhaßte Form der göttlichen Offenbarung, den Spiritualismus des Christenthums. Das Recht der Sinnlichkeit, der Natur, wird gegen das Recht des Geistes, und ich darf wohl hinzusetzen, gegen das Recht der Geschichte in die Schranken geführt; auf eine ähnliche Weise, wie es Schiller in seinen Göttern Griechenlands gethan. Wer hat dies schöne Gedicht ohne Theilnahme gelesen! wer ist nicht einmal von der Schilderung jenes heidnischen Paradieses gerührt worden, wo —

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.

Was hilft es? die Kindheit kann nicht ewig dauern, die Geschichte richtet allerdings nach der Geister schrecklichen Gesetzen. Eine Generation von Hasisen, und die Cultur wäre zu Ende, die Zeit stände still, das Menschengeschlecht ginge unter, um einer neuen Schöpfung Platz zu machen. Noch hat die Welt niemals verlernt zu lieben, sich zu berauschen, zu genießen; aber zu ernst klingen die Akkorde der Weltgeschichte, um sie auf diese leichtfertige Melodie zu bauen.

Das Evangelium der Lust hat nicht die productive Kraft zu einer Religion.

Eine Religion ohne ein verneinendes, kriegerisches Moment ist todt für die Weltgeschichte. Aber auch für einen andern Glauben, der ihr einen neuen Inhalt böte, hat die alternde Welt keinen Raum mehr. Es ist umsonst, ihr eine künstliche Jugend anzudichten. Nur der unreife Jüngling empfindet, wonach er sich sehnen kann, als Totalität; die gereifte Bildung, die sich concentrirt, sondert und scheidet.

Es haben darum auch die practischen Versuche der neuen Zeit, entweder durch eine Reform des Christenthums oder durch die Vermittelung einer neuen Idee ein freies Religionswesen zu beleben, nicht gedeihen wollen. Die sogenannten freien Gemeinden waren kein Erzeugniß religiösen Dranges. Entweder waren sie einfach eine Flucht aus der alten Kirche — und dann hätten ihre Mitglieder es viel einfacher gehabt, wenn sie gar nicht hineingegangen wären; oder sie gingen aus einer sehr künstlichen Reflexion hervor. Ruge und Fröbel haben mir öfters auseinandergesetzt, daß wie bei den Hellenen, Staat, Wissenschaft, Kunst, Familienleben, Arbeit und Spiel sich wieder identificiren müssen. In der Kirche müsse zugleich das Theater gespielt werden, es müsse die Bildergallerie der Gemeinde darin aufgestellt sein; in den Festtagen müsse das Gedächtniß ehrenwerther Republikaner gefeiert werden. Die Bürger müssen die Komödien schreiben und aufführen, es dürfe keinen besondern Dichter- und Schauspielerstand geben. Die Malerei, die Kunst überhaupt, sollte dadurch einen neuen Schwung erhalten, daß sie die Symbolik des neuen Evangeliums auszuführen bestimmt war. In diesem freien Gemeindeleben — das nur leider bei uns Nordländern nicht wie bei den Griechen unter freiem Himmel ausgeübt werden könnte — sollte alles persönliche, egoistische Interesse, so wie die Gemüthlichkeit der Privatliebe aufgehn.

Das sind Combinationen des Witzes, die nur eine große Unkenntniß der verschiedenen Künste und Wissenschaften verrathen. Kunst und Wissenschaft sind der Meistersängerei entwachsen; wer gute Musik hören will, geht lieber in ein wirkliches Concert, als in die Gemeinderessource. Jedenfalls ist es eine sehr wohlfeile, aber wenig befriedigende Auskunft, in der gleichen Localität die Vereinigung der verschiedenen Ideale zu finden, und die Theilung der Arbeit, aus welcher allein die Höhe unserer Cultur entspringt, dadurch auszugleichen, daß man sie in dem nämlichen Saale betreibt.

Woher kommt es denn, daß der bei Weitem größere Theil der Gebildeten es vermeidet, in die Kirche zu gehn? — Nicht allein wegen des Inhalts, der ihm dort entgegengebracht ward; ob die Orthodoxen oder Lichtfreunde predigen, es wird sich ziemlich gleich bleiben, das Verhältniß des Predigens und der damit correspondirende Zustand der Erbauung ist für ein gebildetes Gemüth unerträglich. Es ist der Mangel eines bestimmten Zwecks, der das Gefühl des Unbehagens hervorbringt. Vom Katheder aus will man belehren, von der Tribüne überreden; die Kanzel dagegen hat gemischte Bildungsstufen vor sich, es kann nicht daran ge-

dacht werden, daß dem einen Zuhörer neu ist, was dem andern, und ist die Rede zu Ende, so sieht man kein Resultat. Man mißverstehe mich nicht, ich zweifle nicht, daß es Bildungsstufen gibt, für welche diese Art der Unterhaltung eben so angenehm als nützlich ist, und es wird eine Hauptaufgabe des Staats sein, die einflußreiche Klasse der Pastoren zu dem Zwecke der Aufklärung und der Sittlichkeit zu verwerthen. Aber ein Philosoph paßt weder als Apostel noch als Publikum in die Gemeinde, die Masse will eine andere, stabilere Autorität als die flüssige Macht der Dialektik, und der Philosoph müßte lügen und aus seiner Natur heraustreten, wenn er sich den Anschein dieser höheren Autorität geben wollte.

Eine Religion ist undenkbar ohne Cultus, ohne Symbolik, ohne einen Glauben, der über dem Räsonnement steht, ohne Inspiration, kurz, ohne den Hintergrund eines die menschliche Natur hinausgehenden und derselben unverständlichen höhern Wesens. Eine neue Religion ist undenkbar ohne Offenbarung. Eine Offenbarung ist aber nur möglich in trüben, unklaren Zeiten, die in den sittlichen Verhältnissen wie in dem Denken den Halt verloren haben. Eine solche Zeit ist die unsere nicht; seit wir die Welt und ihre Gesetze soweit kennen, um die geheimen Kräfte der Natur wenigstens in einen immer engeren Kreis zu zwingen, findet die Zauberei und die Vision keine Stätte mehr am Tageslicht. Außerdem sind die Ideen des kosmischen Naturgeistes, wie sie Daumer predigt, nicht weniger sentimental, d. h. unproductiv, als der Feuerbach'sche Humanismus. Sei ein Mensch! sei gut! folge der Natur! u. s. w. Das sind Lehren der Weisheit, sie sind sehr nothwendig auszusprechen und sehr förderlich für die Bildung und das Glück des Einzelnen. Aber es ist in diesen Ideen nicht die Gluth, mit der man eine alte Welt anzündet, um eine neue Schöpfung daraus hervorgehen zu lassen.

Viel unheilvoller grollt von allen Seiten des Himmels das Ungewitter einer anderen Revolution. Der Socialismus hat seine heiligen Bücher, seine Mysterien, seine Propheten und seine Märtyrer wie das Christenthum. Er geht von berechtigten Fragen aus, von Fragen, die gelöst werden müssen, aber er beantwortet sie, und darin liegt seine dämonische Kraft, auf eine visionäre, mystische Weise. Durch einen Zauberschlag sollen die Widersprüche des Lebens gelöst werden, denen weder die Wissenschaft noch der Staat hat beikommen können. Ein Wunderglaube, dessen Explosion zerstörender wirken müßte, als die Lehre vom jüngsten Gericht, die wenigstens auf ein Jenseits wies. Sein Sieg wäre nicht eine neue Schöpfung, sondern vorläufig nur der völlige Umsturz der Gesellschaft, das wenigstens momentane Hereinbrechen einer allgemeinen Barbarei. In Frankreich, dem am meisten bedrohten Vorposten der Gesellschaft, scheint der Staat allein nicht mehr die Kraft in sich zu fühlen, dem Sturme zu trotzen; er flüchtet sich in die Kirche. Aber putzt die alten Dome so bunt auf wie ihr wollt, ihr Fundament ist unterwühlt; auf die Dauer sind sie kein Damm gegen die Fluth der Revolution. Nur wenn es gelingt, den Staat neu zu organisiren

und ihm die belebenden Ideen einzuflößen, die sich jetzt außer ihm und gegen ihn bewegen, kann die Gesellschaft diesen neuen Fanatismus im Keim ersticken, eine zweite, schlimmere Krisis der Menschheit. Die Gesänge des Hafis und die Sprüche der Sunna werden diesen finsteren Geist so wenig beschwören, als die Predigten des Pater Ravignan.

Wie steht es eigentlich mit unserer Religion? Sind wir, die wir den Mantel der christlichen Liebe von uns geworfen haben, und uns weder in das morgenländische Gewand des modernen Hafis noch in die communistische Uniform kleiden wollen, sind wir Nichtswürthriche und Atheisten? Oder halten wir noch fest an den Kantischen Postulaten der reinen Vernunft, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. —

An die Freiheit zu glauben, haben wir nicht nöthig, denn wenn wir nicht verschroben sind, so wissen wir in jedem Augenblick genau, wie weit wir frei sind, d. h. wieweit sich unsere Thätigkeit nach den Gesetzen unseres Denkens und Empfindens bestimmt. Wir sind frei, und können darauf stolz sein, aber wir sind auch gebunden, gebunden durch Liebe, durch das Recht, durch das Gesetz der Natur. Erst in dieser Gebundenheit wird unsere Freiheit wirklich, denn erst in ihr können wir empfinden, genießen, denken, handeln. Wir verehren die Natur, denn wir gehören ihr an; aber wir opfern ihr nicht unser Selbstgefühl, denn sie muß unsern vernünftigen Fragen antworten, unserm vernünftigen Willen dienen; der Geist steht höher als die Natur, wenn er auch nur in der Natur ist. Unser Glaube an Gott beschränkt sich auf die Gewißheit, daß die Welt in festen Angeln ruht, auch wenn unser Ich mit seinem Wünschen und Hoffen in Staub zerfällt. Die Vorstellungsweise einer rohen Zeit — die religiöse — stellt den Egoismus dem Gesetz, die Poesie der Wirklichkeit, den Himmel der Erde gegenüber. Unser Egoismus realisirt sich nur im Gesetz, unsere Poesie im Leben, unser Himmel auf der Erde. Will man die Poesie — den Glauben des Gemüths an sich selbst und an das Große, Gute und Schöne, das aus der Natur und Geschichte in ihm wiederstrahlt — will man diesen Glauben Religion nennen, so ist dagegen nichts zu sagen, so lange man sich nur daran erinnert, daß diese Religion in ihrem Grundbegriff verschieden ist von dem, was man sonst Religion nennt. Sie kennt keinen Haß und keinen Fanatismus; eben darum aber — und das ist es, warum ich von Daumer abweiche — bescheidet sie sich, nicht die weltbewegende Kraft des Geistes und der Geschichte zu sein. Die Musen gehörten nie zu den Gottheiten des Krieges; die Leidenschaften waren ihr Gegenstand, aber nicht ihr Erzeugniß. Die Geschichte wird bewegt durch den Conflict der Leidenschaft mit den feindlichen Mächten; unsere Poesie hat die Aufgabe, diesen Conflict zu versöhnen.

J. S.

Das geheime Bewachungswesen in Polen.

Zweites Kapitel.

In einer Galanteriewaarenhandlung der Methstraße in Warschau besaß man Vorräthe von bleiernen Soldaten. Einige Sorten dieser Soldaten waren mit Farben überstrichen, welche in ihrer Montur einige unleugbare Aehnlichkeit mit der alten Tracht der polnischen Nationalarmee vor der Revolution hatten. Dies wurde der Behörde hinterbracht, die bleiernen Soldaten wurden confiscirt und der Kaufmann mußte vor Gericht erscheinen. Allein man hatte in ihm einen Mann gefunden, der sich zu wehren verstand, durch mancherlei Geschäfte und Geschenke war ihm die Freundschaft einiger hochangestellten Generale geworden. Sein ausführlicher Beweis, daß die Montur der bleiernen Soldaten nicht mit dem Costüm der ehemaligen polnischen Nationalarmee übereinstimme, wurde durchaus nicht beachtet, denn schon eine geringe Aehnlichkeit war ein politischer Casus; allein die Freundschaft der erwähnten Generale half ihm. Der Mann wurde schnell freigelassen und erhielt die unschuldigen Soldaten zurück. Jetzt aber war das Publikum auf die Soldaten aufmerksam gemacht worden, und ein finsteres Schicksal schwebte über ihre kleinen platten Köpfe herauf. Denn einer der Ladenburschen machte es sich zum Vergnügen, im Schaufenster ein Manöver oder eine Schlacht von bleiernen Soldaten aufzustellen und zwar so, daß diejenigen Bleikrieger, welche den gegenwärtigen russischen Soldaten am ähnlichsten sahen, solchen den Rücken kehrten, welche bereits das Unglück gehabt hatten für Copien der ehemaligen polnischen Helden gehalten zu werden. Diese Schlacht hatte kaum einige Stunden gestanden, als sie von der Polizei mit Entsetzen gesehen wurde. Es erschien eine Art Commission, ein Polizeicontroleur und zwei andere Personen. Die Schlacht wurde genau besichtigt und, wenn ich nicht irre, auch protokollirt; die Sache war richtig: Russen wurden hier von Polen geschlagen, die Russen flüchteten! — Der Kaufherr sowohl, als der kleine rothbäckige Lenker der Schlacht, ein junger Deutscher, wurden vorgefordert, und namentlich Letzterer scharf in's Verhör genommen. Beiden drohete ein böses Schicksal, dem Diener die Ausweisung aus den russischen Grenzen. Zwar half auch diesmal die gute Bekanntschaft des Kaufmanns; allein die polenähnlichen Bleisoldaten waren nicht mehr zu retten. Sie mußten ausgeliefert werden, der Himmel weiß, was aus ihnen geworden ist. Der Redakteur eines kleinen Journals gab sich große Mühe diese Geschichte dem glücklichen Polen durch sein Blatt zu verkünden, und war so rücksichtsvoll die Sache so darzustellen, als ob die Geschichte in einem andern Lande passirt sei; allein die russische Censur war zu sicher überzeugt, daß eine solche Ge-

schichte außerhalb Rußlands nicht passiren könne, sie verweigerte die Druckerlaubniß. Es ist natürlich, daß man in anderen Handelsgeschäften noch weit mehr und wichtigere Entdeckungen macht. Kunsthandlungen sind schlimm daran, und eine fleißige Dame würde lange nach den Stickmustern zu arbeiten haben, welche in Warschau seit 1831 als politisch gefährlich von der Behörde in Beschlag genommen sind. Allerdings sind auch Stickmuster Gegenstände, welche der Censur unterliegen.

Arbeiten und Verzierungen durch Lithographie, Mal- und Zeichnenkunst setzen manchen seltsamen Gegenstand in die Gefahr, ein Feind Rußlands zu sein, und Titel oder Aufschriften vernichten oft ein ganzes harmloses Werk. So erhielt ein Walzer unter dem Titel „Duellwalzer" die Debiterlaubniß nicht, auch ein „Schwertwalzer" von Lipinski durfte nicht ausgegeben werden. Dagegen aber hatte die politisch so feinfühlende Censurcommission gegen die Herausgabe einer „Petersilienpolonaise" (ein Titel, der, wie man annahm, eine kleine Bosheit enthalten sollte) von demselben Componisten nichts einzuwenden.

Diese Ueberwachung des Gefährlichen geht wirklich über alle deutschen Begriffe. Die Polizei steckt ihre Fühlhörner auf Handlungen, in Kammer, Küche und Keller, und macht die harmlosesten Dinge zu Gegenständen ihres Bedenkens. Jedes Bildchen, was ein Ladendiener gedankenlos auf die Ecke seines Papierblattes zeichnet, kann Veranlassung geben, daß er vor dem Polizeiamt erscheinen muß. Unter vielen Anderem haßte die Polizei alle Erinnerungen an Napoleon. Dem armen Deklamator Kiesewetter erlaubte man nicht, das Gedicht vom „Mann mit dem kleinen Hütchen" vorzutragen, er that es einmal doch, da mußte er schleunigst flüchten; und an den Bierflaschen einer Schenke auf der „neuen Welt" glaubte man auch etwas wie die Gestalt Napoleons zu finden. Sogleich wurden sie durch das Zirkelkommissariat abgeholt. Seitdem heißt das Bier dieses Schenkwirthes, sonst ein reizloses Getränk, Napoleonbier, und wurde natürlich eine Zeit lang eifrig getrunken.

Doch diese bevormundende Behandlung des Volkes geht nicht immer aus politischer Engherzigkeit hervor, man ist auch in anderer Beziehung besorgt, zufriedene Staatsbürger zu erhalten. Nur der Sittlichkeit vergönnt man so weite Schranken, daß sie zur Unsittlichkeit werden kann. Die Censur gibt Büchern das Imprimatur, welche widerlich lascív, ja so schamlos schmutzig sind, daß sie die erotische Winkelliteratur der Franzosen — wenigstens an Gemeinheit — übertreffen. Die kaiserliche Theaterdirection läßt Produkte in Scene gehen, die in Deutschland auf keinem Vorstadttheater gegeben werden könnten; und die Polizei gestattet, daß die Stadt mit dreihundert „Kaffeestuben" erfüllt ist, in denen der unerfahrene Fremde nicht selten durch nackte Dirnen überfallen und mit ungöttlicher Frechheit förmlich gezwungen wird, die größten Gemeinheiten anzusehen, der Venus Opfer zu zollen; aber einem armen Teufel, der die Erfindung gemacht hatte, mit Blei-

platten Medaillen in Metallfolie zu copiren und die kleinen Apparate unter dem Namen Münzkabinet feilbot, entzog die Behörde den kargen Broterwerb mit dem Bemerken, daß durch derartige Spielzeuge in den Kindern, vielleicht auch in Erwachsenen die Luft zur Falschmünzerei erweckt werden könne.

Außer den beiden kaufmännischen Ressourcen in Warschau, welche fast nur aus deutschen und russischen Beamten und hohen Offizieren zusammengesetzt sind, ist jeder gesellige Zirkel im Königreiche verboten. Auch keine Familienvereinigung, welche eine feste Form, eine gesellschaftliche Abgeschlossenheit und Regelmäßigkeit hat, ist erlaubt. Allein es ist nicht zu hindern, daß sich nicht hier und da dergleichen bilden sollten, denn völlig dem angeborenen Bedürfniß der Geselligkeit zu entsagen, vermögen auch die Menschen in Warschau nicht. Daher haben die Spione fortwährend etwas zu finden und erhalten immer neue Anregung zum Suchen.

Bei jedem Unternehmen, wie ehrlos es auch sei, kann immer noch eine gewisse Sympathie für Ehre und Sittengesetz bewahrt werden. Der russische Spion in Polen aber ist im Stande, selbst das moralische Verderben seines Weibes und seiner Kinder für seine Zwecke auszubeuten. Es sind ungefähr sieben Jahre her, als ein niedliches Judenmädchen sich wiederholt einem jungen Franzosen, H. v. Lef. zu nähern versuchte. Ihre eifrige Zudringlichkeit half ihr zum Gelingen und Lef. wurde bald vertraut mit ihr und genoß ihre Reize ohne Mühe. Dabei mochte aber in der Dirne ein Gefühl von Zärtlichkeit erwacht sein, und sie bekannte ihm unaufgefordert: ihr Vater habe ihr befohlen, sich an ihn zu drängen, ihm Alles zu vergönnen und die Nächte bei ihm zuzubringen, um nach Briefen zu suchen und deren so viele mit wegzunehmen, als sie nur finden könne. Dieser Jude, der in seinem Eifer so weit ging, sein eigenes Kind in den tiefsten Schmutz zu werfen, um sich mit ihrem Leib eine Brücke zu politischen Geheimnissen zu schlagen, wurde von der edelsinnigen Behörde dadurch belohnt, daß sie ihm Lieferungen für das Heer überließ, die ihm bereits ein ziemliches Vermögen verschafft haben. —

Vor zwei Jahren nahm ein Spion seinen Sohn, der die Handlung erlernte, aus der Handlung und brachte ihn auf die Obwodschaftsschule, um hinter eine „Verschwörung" einiger Gymnasiasten zu kommen. Allein die verschwörenden Knaben waren schlau und nahmen den kleinen Ischariot, dessen Vater als Spion in Warschau allzu bekannt ist, nicht zum Bundesmitglied ihres Kränzchens auf, und so blieb ihm nichts übrig, als eines Abends die Gesellschaft mit einer Patrouille zu überfallen und zu verhaften. Ob die Knaben eines politischen Verbrechens überführt worden sind, weiß ich nicht.

Die russischen Spione, welche man in den öffentlichen Wirthschaften zu finden pflegt, sind die niedrigsten, meist jüdischer Abkunft. Großentheils sind sie Mäkler, Wirthe von Kaffeestuben, Bierhäusern und Winkelbordellen. Sie erscheinen, je nachdem es ihnen vortheilhaft dünkt, in den verschiedensten Gestalten, als

Schacherer, deutsche Handwerker, als Künstler, ja selbst in der Uniform der Perser und Tscherkessenabtheilung. Zum Glück können sie den jüdischen Dialekt, der in ihr Polnisch, eben so wie in ihr Deutsch und Russisch hineinklingt, nicht zu Hause lassen und dieser pflegt sie zu verrathen.

In den Theatern und Concerten findet man diese Leute haufenweis. Sie sind vertheilt und je zwei haben stets eine gewisse Parzelle. Ein Gensd'armerieoffizier ist stets zugleich anwesend, und in ihm erkennt man sehr leicht ihren Instructor. Der oberste Vorgesetzte dieser für diese Orte verwendeten Spione ist der Generaldirector der Theater, der stets ein General ist. Bei dem Generaldirector der Theater haben auch Künstler jeder Art die Erlaubniß zu öffentlichen Vorstellungen nachzusuchen; ja selbst wenn sie in den beiden Privatgesellschaften, den kaufmännischen Ressourcen, auftreten wollen, bedürfen sie seine Erlaubniß. Dem Gesuch muß eine Bescheinigung der Censurcommission darüber beiliegen, daß die darzustellenden Stoffe nicht politisch gefährlich sind, dann aber hat auch der Künstler eine vollkommene Vorstellung vor dem Theaterdirector zu halten, und dann erst bekommt er den Erlaubnißschein unter der Bedingung, daß er eine Anzahl von Procenten seiner Einnahme, gewöhnlich 10, an die Theaterkasse abliefere, und dem General einen Tag vor der Vorstellung eine bestimmte Anzahl von Freibilleten übergebe. Diese Freibillette werden an die Spione vertheilt, und mancher berühmte Virtuos hat die Ehre, sich vor einer Versammlung zu produciren, die zu großem Theil nichts davon versteht und an seiner Kunst gar keinen Antheil nimmt, aber auch eines Genusses nicht würdig ist. Die Spione sind die Wächter der Zuschauer, unterhalten sich, scherzen mit ihnen, und benutzen die heitere Stimmung und selige Harmlosigkeit, welche der Vortrag des Künstlers erzeugt, zu ihren Forschungen.

Eine Menge von Spionen, welche geborene Polen sind und daher nicht so leicht erkannt werden, pflegen sich als Domestiken in die Häuser derjenigen Edelleute zu schleichen, bei welchen die Polizeibehörde politische Geheimnisse wittert. Sie sind fast nur auf den Adel berechnet und haben ihren Wirkungskreis außerhalb Warschau. Man sieht in Polen viele Leute, welche sich, ein Päckchen unter dem Arme, auf der Wanderschaft zu befinden scheinen. Fragt man, wer sie sind, so heißt es: „ein brotloser dienstsuchender Kammerdiener." Verfolgt man ihre Spur, so findet man, daß sie die Städte vermeiden und solche Dörfer, in welchen eine Grundherrschaft wohnt, aufsuchen. Vor 1832 wußte Polen von reisenden Kammerdienern und dergl. nichts und noch um das Jahr 1840 sah man deren wenige. Allein die Erfolge dieser Anstalt haben die Behörden veranlaßt, die Zahl dienstsuchender Kutscher, Köche, Jäger und Kammerdiener stark zu vermehren und jetzt sieht man ihrer fast so viele als in Deutschland Handwerksburschen. Doch es ist allmälig bekannt geworden, wer diese Leute sind, und jetzt hüten sich schon die

meisten Edelleute, derartige Domestiken in Dienst zu nehmen. Sie fürchten jetzt alle Fremden als Verräther und nehmen ihre Domestiken aus der Bewohnerschaft ihrer Dörfer. Ein Bauer, der häufig noch seine Schafpelzmütze und lange kittelartige Sukmana trägt, kleidet den Edelmann an, kocht ihm den Thee, servirt die Tafel, präsentirt, schnitzt die Zahnstocher und thut alles, was von einem Kammerdiener in Polen verlangt wird; ein Bauer kocht unter dem Beistande der gnädigen Frau oder deren Wirthschafterin, die ebenfalls aus dem Bauernstande genommen und sorgfältig eingelernt ist; ein Bauer fährt den Herrn; die Wirthschaftsinspectoren und Verwalter, die Wald- und Feldwächter sind einheimische Bauern und der Herr läßt sich herab, seine zum Glück sehr einfache patriarchalische Buchführung selbst zu besorgen oder durch den Sohn oder Fräulein Tochter besorgen zu lassen, was übrigens für ihn und seine Finanzen vom größten Segen ist.

Aber nicht nur die Spione werden darauf einstudirt, sich als Domestiken in die Häuser des Adels einzustehlen, auch die Domestiken zieht die Polizeibehörde an sich und macht sie zu Spionen. Dies bewirkt sie durch das niedrigste Personal gewisser Aemter. Die Expeditionsdiener und Boten der Zirkel- und Obwodschaftscommissariate sind stets damit beschäftigt, sich mit Lakaien, Kammerdienern, Köchinnen und Stubenmädchen zu befreunden. Sie führen dieselben den rechten Personen von der gefährlichen geheimen Bewachungsbehörde zu und gewöhnlich wird es nicht schwer, die ungebildeten Leute gegen einen gewissen Sold mit gewissen Pflichten zu belegen. So gibt es, wie mir von sehr kundigen Leuten mitgetheilt wurde, selbst Köchinnen und Kindermädchen, welche Spionlöhnung erhalten. Dieses Verhältniß zu begünstigen, hat die Regierung ein besonders Amt für Dienstboten eingerichtet. Nur durch dieses können Dienstboten Dienste und Herrschaften Dienstboten erhalten. Dieses Versorgungsamt, ein Theil des Municipalgerichtes ist zugleich ein Gerichtsamt, nimmt Klagen der Dienstpersonen und Herrschaften an und hat die Macht diese und jene zu strafen. Durch dieses Amt hat die Polizeibehörde eine Controle, durch welche sie genau weiß, welche Dienstpersonen sich bei dieser und jener Herrschaft befinden; sie hat dadurch auch die Macht, sich die Dienstboten pflichteifrig zu machen und die dienstwilligen gerade zu den Herrschaften zu bringen, deren geheimes Verhalten ihr interessant ist. Viele Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechtes erhalten, so lange sie außer Dienst sind, täglich einen polnischen Gulden Wartegeld. Dies sind die Verpflichteten, andere dagegen erhalten nichts: die unbrauchbaren.

Die Angst vor Denunciationen und Verwickelungen mit der russischen Polizeibehörde ist daher auch in den Palästen auf dem Lande sehr groß, und das Mißtrauen, welches man in jede fremde Person, selbst in Bekannte, sogar in Verwandte setzt, gradezu fürchterlich. Man hat hundertfältig bittere Erfahrungen gehabt und dies hat eine solche Stimmung allgemein gemacht, aber die Demoralisation, welche dadurch bewirkt wird, ist doch sehr traurig. Man behandelt Jeden

als Verräther und wird wie ein Verräther angesehen. Der Glaube an Tugend, männliche Treue und Ehrenhaftigkeit ist verschwunden. Wer Polen ehedem, selbst noch im vorletzten Jahrzehend kennen gelernt hat und das unglückliche Land jetzt wiedersieht, der schaudert, er glaubt, in eine andere Nation versetzt zu sein, denn Niemand naht ihm mehr mit freier Stirn und hellem offenen Auge; alles stiert ihn mit düsterem schüchternem Blicke an und zieht sich scheu zurück.

Doch weiter in unserer Naturgeschichte der geheimen Agenten. Doch die Hotelfactoren darf ich der Gefahr nicht aussetzen, hier übergangen zu werden. Sie sind fast ohne Ausnahme Juden in christlicher Tracht und bisweilen die possirlichsten Kerle von der Welt, eben so zudringlich und gefährlich als komisch und narrenhaft. Der Fremde hat kaum die Schwelle seines Zimmers überschritten, so ist auch der „Factor" da, meldet sich als Einer, der Alles weiß, Alles gilt und Alles vermag, der in allen Aemtern Bekanntschaft hat, für die Fremden die Gesuche bei dem Municipalgericht, bei der Censurcommission, im Paßbureau, bei der Schatzcommission, beim Polizeimeister, in der fürstlichen Kanzlei, in der kaiserlichen Staatsbank, bei allen Banquiers und Handelshäusern, kurz überall Alles besorgt; der alle Raritäten der Stadt kennt und der beste Führer ist; der die vorzüglichsten Kaffeestuben und Speisehäuser kennt, den besten Tisch und die besten Amüsements jeder Art besorgen kann u. s. w. Einen solchen Menschen brauchen die Fremden gewöhnlich sehr; aber kaum ist dessen Vormundschaft angenommen, so beginnt er schon zu forschen: woher man kommt, wohin man will, wen man besucht, welche Ursache und welchen Zweck die Reise hat, was es in der Fremde neues Politisches gibt, was man dazu meint, in wie weit man dabei betheiligt ist u. s. w. Am anderen Tage könnte man von diesem Allen eine sehr genaue Aufzeichnung im geheimen Bureau des Generalpolizeimeisters finden. Nimmt man einen Factor zum Führer, so leitet er einen am liebsten an Orte, welche zu gefährlichen Bemerkungen Anlaß geben. In den Museen des Lyceums stellt er einem die traurigen Ueberreste der ehemaligen so glänzenden Universität dar, und erzählt das empörende Schicksal, dem die polnischen Schulen verfallen sind, wie man die obersten zwei Klassen und die wichtigsten Lehrzweige vernichtet habe, wie man Viele der vortrefflichsten Lehrer pensionirt, Andere ihrer Aemter beraubt, dagegen dumme russische Offiziere in ihre Stellen gesetzt hat u. s. w. Außerhalb Warschau führt er am liebsten in die Citadelle und bei dem Dorfe Wola in die neue kleine russische Kirche, in welcher sechs riesenhafte Metalltafeln mit goldenen Buchstaben die Geschichte des unüberwindlichen kaiserlich russischen Heeres während der polnischen Revolution erzählen. Der Fremde, und wäre er ein Russe, kann, wenn er einiges Gewissen und Wahrheitsgefühl besitzt, nicht ohne Unwillen die Entstellungen, Lügen und Großprahlereien der sechs russischen Gedenktafeln lesen; der Spion aber merkt auf jede Aeußerung und weiß, wohin er dieselbe weiter befördert. Diese sechs Evangelien der russischen Herrschaft haben schon Manchen in eine

Versuchung geführt, die ihm sehr theuer zu stehen kam, obschon die Tafeln wie die Kirche, welche der Lüge die göttliche Weihe schenkt, kaum vier Jahre alt sind. Ich warne jeden Fremden vor diesen Tafeln.

Die Hotelfactoren, die stets einige Gehilfen unter sich haben, sind auch Spione, welche zur geheimen Verfolgung der Fremden gebraucht werden, daher man sie oft auf den Postämtern und in den Postwagen findet. Sie genießen den Vorzug unentgeltlich zu reisen.

Auch die kaiserl. Postämter des Königreichs haben Theil an der geheimen Ueberwachung, und ihre Berechtigung reicht weiter, als sie reichen könnte bei einem höher gebildeten Staatswesen. Von einem Briefgeheimniß ist in Polen nicht die Rede. Jedes Postamt hat das Recht Briefe zu öffnen, welche im Geringsten politisch verdächtig erscheinen und der Akt der Oeffnung wird mit einer stolzen Ungenirtheit ausgeführt. Hat der Brief ein Couvert, so wird dieses so aufgeschnitten, daß immer noch eine überschlagende Klappe bleibt. Findet man den Brief harmlos, so wird er wieder in das Couvert geschoben und die Klappe desselben mit dem Poststempel festgesiegelt. Manche Postämter nehmen sich nicht einmal diese Mühe, sondern lassen den Brief offen an seinen Bestimmungsort gehen. Findet das Postamt, daß der Brief wichtige politische Aufschlüsse gibt, oder zu Entdeckungen führen kann, so geht derselbe an das geheime Bureau des Polizeimeisters in Warschau. Es ist oft der Fall gewesen, daß Personen den mit Schmerzen erwarteten Brief erst beim Polizeimeister vor die Augen bekommen haben, nachdem sie bereits verhaftet waren.

Nach dem Auslande addressirte Briefe werden viel seltener geöffnet, und wenigstens erst dann, wenn sich dringender Verdacht gegen den Inhalt erhebt. Zur Zeit, da der Cartelvertrag mit Preußen abgelaufen und nicht erneuert war, machte man auch mit diesen Briefen wenig Complimente und öffnete sie zum größten Theil. Dadurch wurden sehr viele Pläne, nach Preußen auszuwandern, vereitelt. Viele junge Leute, welche sich brieflich ihren Verwandten und Bekannten angemeldet hatten, wurden auf dem Postamte, viele Andere in ihren Wohnungen und Manche selbst auf Privatfuhren während der Reise verhaftet. Die Gefängnisse in Warschau waren von solchen Verbrechern überfüllt. Es wurde sehr streng gegen diese Personen, besonders wenn sie militärpflichtig waren, verfahren, Viele wurden nach Sibirien geschickt, andere in russische Regimenter gesteckt und noch Andere büßten in den Kasematten der polnischen Festungen ihren Wunsch, sich dem schrecklichen Vaterlande zu entziehen. Die nach dem Auslande addressirten Briefe, welche geöffnet worden, pflegen die Postämter nicht weiter gehen zu lassen, sondern zu vernichten. Daher bei uns oft Personen über die Saumseligkeit in Polen klagen und mit Sehnsucht auf Nachrichten warten, die nie eingehen. Durch ein solches Verhältniß ist auch die Correspondenz für die Zeitungen unmöglich geworden. Kein Mensch in Polen kann es wagen Berichte zu liefern, die in

das Gebiet der Politik eingreifen. Wollte sich Jemand einer Redaction als Correspondent verpflichten, er würde fürchten müssen, bei den ersten Sendungen schon durch das Postamt entdeckt zu sein, und würde sich, berichtet er Wahrheit, ungeheurer Gefahr aussetzen.

Selbst in die Kinderwelt sendet man Spione und der Herr Procurator des Schulwesens, wieder ein General, kann sich rühmen, eine wunderliche Schaar zu dirigiren, arme Lehrer der Schreib- und Zeichnenkunst, des Klavierspiels, Klavierstimmer, und ähnliche Herren. Die Knaben der Gymnasien unschleicht selbst in dem elterlichen Hause die Spionerie. Zusammenkünfte außerhalb der Klasse von mehr als fünf sind streng verboten. Der Gesang eines politischen Liedes, der Besitz der Poesien von Mickiewicz und Aehnliches bringen den Knaben in die höchste Gefahr; denn man muß nicht meinen, daß die stärkste Strafe der Carcer sei; der Knabe ist ein politischer Verbrecher ebenso wie irgend ein Gutsbesitzer oder Offizier, der sich an einer Verschwörung betheiligt hat. Man bringt ihn in die Citadelle, die Kasematten, schickt ihn, wie jeden andern politischen Verbrecher, nach Sibirien oder steckt ihn in eine russische Militärschule, in welcher er für einen fünfundzwanzigjährigen gemeinen Soldatendienst vorbereitet wird. Diese Tyrannei steigt ins Unglaubliche und ich glaube, ich müßte hier die Biographie jenes berüchtigten Spions aus der Zeit vor der Revolution, des Staatsrath Nowosilzow erzählen, um diesen Mittheilungen Gläubige zu werben. Welche Behandlung den unglücklichen Knaben während ihrer Strafzeit zu Theil wurde, läßt sich nicht leicht beschreiben, theils weil sich das Herz des Schreibenden empört, theils weil man nichts als Ahnungen und Muthmaßungen hat, denn als letzter Straftheil pflegt den Bestraften noch ein Stillschweigen auferlegt zu werden, welches für den Schweigenden, dessen Seele gewiß sehr voll ist, fürchterlich sein muß. Als die Entdeckung einer Schülerverbindung im verflossenen Jahrzehnt bewirkte, daß eine ganze Menge von Knaben nach Sibirien geschickt und zum gemeinen Soldatenstande verdammt wurde, gelang es einem Freunde Ihres Correspondenten, dem Baurath S., seinen Sohn, einen harmlosen liebenswürdigen Knaben von etwa siebzehn Jahren, von dem zweiten Theile seiner Verdammniß zu befreien. Nach fünf Jahren kam der junge Mensch aus Sibirien zurück. Alles umringte ihn, Alles frug: „wie ist es dir gegangen, was hast du erlebt?“ „Gut ist es mir gegangen,“ war seine ewige unveränderte Antwort. Aber man sah es seinem verdorbenen Körper an, daß sein Schweigen Häßliches verhüllte. Nur mit Mühe war es seiner Mutter gelungen, soviel aus ihm herauszubringen, daß er in der letzten Zeit Schreiber des Gouverneurs gewesen und daß sich von da ab wirklich sein Leben habe ertragen lassen. Als man später heftiger in ihn gedrungen, hat ihn der Widerstand, den er seinen Freunden und Verwandten entgegenzusetzen gezwungen war, in eine finstere Melancholie versetzt. Man sah den jungen Mann selten und immer schleichend und scheuen Blickes wie ein Irrsinniger umhergehen. Auf Alles antwortete er: „gut, sehr gut,“ selbst die

Grüße erwiederte er mit diesen Worten. Seine Verbannung hatte ihm Geist und Leib entmannt.

Die Furcht der Freigelassenen, das Gebot der Verschwiegenheit zu verletzen, ist genügend motivirt, denn Niemand wird so von Spionen geprüft, versucht und beobachtet als sie. Ueberall lauert man ihnen auf, schleicht ihnen nach und sucht ihnen mit Worten beizukommen, sie in Gespräche zu ziehen, ihre Schweigsamkeit zu prüfen, ihren Gemüthszustand und ihre Ideen zu erforschen. Freilich hat es von der Polizeibehörde einigen Grund, zu glauben, daß diese unglücklichen Menschen an Herzensempörung leiden und mit verzweifelten Racheplänen umgehen, wenn ihnen nämlich die Kraft geblieben ist, überhaupt etwas Ernstes zu wollen.

Die gefährlichste Klasse der russischen Spione im Königreich Polen ist übrigens wohl die, welche in den höhern Klassen der Gesellschaft herumschleicht. Sie gehören größeren Theils dem Offizier- und Beamtenstande an und sind besonders darum gefährlich, weil ihnen alle Mittel zu Gebote stehn, sich in engere Familienzirkel einzuschleichen. In Weinkellern, Theatern und Concerten, beim Promeniren im sächsischen und krasinskischen Garten u. s. w. hängen sie sich an, wenn man den Anstrich eines Gentleman hat, drängen sich, fest an einem hängend, mit in Haus und Wohnung, beweisen sich beim ersten Abend vertraut, zugethan, freundschaftlich, laden sich für den nächsten Abend selbst ein und kommen am dritten und vierten Abende uneingeladen. Bei dem allgemeinen Mißtrauen, welches gegenwärtig wie ein stinkender Molch auf dem Leben der Polen kriecht, sind natürlich solche Gäste stets die Verderber der Gesellschaft, obgleich sie mit gesellschaftlichen Talenten nicht schlecht ausgestattet sind und gute Gesellschafter abgeben. Sie sprechen meist gleich gut russisch, polnisch, deutsch und französisch, sind zuweilen gute Sänger oder Klavierspieler, wissen stets viel von großen Erlebnissen zu erzählen und tragen im Kopfe vorzügliche Anecdotenvorräthe. Demungeachtet pflegt alles zu schweigen und sich zurückzuziehen, wo ein solcher Gast sich eindrängt. Bei einem reichen Fabrikanten, mit dem ich in Verbindung stand, wurde einst der Familienball zur Weihnacht, obschon bereits derselbe begonnen hatte, auf einen andern Tag verschoben, weil ein solcher Spion erschienen war. Alles ging auseinander und wir glaubten, daß sich nun auch der Spion entfernen werde. Allein er blieb bis zwei Uhr des Morgens zur größten Last derer, die in die Familie gehörten. Wie sehr man ihm auch bewies, daß er ein ungern gesehener Gast sei, so spielte er doch mit der größten Ungenirtheit und Aufdringlichkeit die Rolle des Maitre de plaisir fort. Da er den Tag des verschobenen Weihnachtsballes beim Fabrikwächter erkundschaftet hatte und auch bei dem spätern Feste erschien, so wurde derselbe abermals abgebrochen und für unbestimmte Zeit aufgeschoben.

Man hat in Deutschland keinen Begriff von der Zudringlichkeit dieser Spione. Wollte man ihnen geradezu sagen, daß sie als ungebetene Gäste die Gesellschaft stören und sich deshalb entfernen möchten, so würden sie Ja sagen und doch blei-

ben. In die Wohnung eines angesehenen Kaufmanns drängte sich ein solcher Spion, der die Uniform eines Tscherkessenhauptmanns trug. Nachdem er sich bis 1 Uhr des Nachts ein Geschäft daraus gemacht, die kaiserliche Regierung mit Schimpf zu bedecken, die übrigen Anwesenden um ihre Meinung zu fragen und den Eindruck zu beobachten, den seine Schmähungen hervorbrachten, bat er um die Erlaubniß bei dem Hausherrn, dessen Bekanntschaft er am Abend erst gemacht hatte, übernachten zu dürfen. — Ein anderer solcher Spion, der ein litthauischer Grundbesitzer zu sein vorgab und darüber ganz unverdächtige Beweise vorlegte, trieb es vor einigen Jahren so weit, sich mit der Schwester eines Herrn v. E., welcher zwei Dörfer in Podlachien und ein stattliches Haus in Warschau besitzt, zu verloben; ein Beweis, wie sehr er sich das Vertrauen der Familie zu erstehlen gewußt. Aber statt der Hochzeit des Fräuleins von E. erfolgte die Verhaftung ihres Bruders, der sich jedoch durch Bestechungen, die beinahe sein Vermögen ruinirt haben, wieder zu befreien wußte. Der Spion war nun natürlich für immer aus dem Hause des Dupirten verschwunden, zu gleicher Zeit aber auch einige wichtige Briefe. —

Ueber die Spione im Ausland noch eine Bemerkung. Während meines Aufenthalts in Warschau kannte man in dem Kreise der Eingeweihten etwa zwölf. Es ist mir peinlich, mittheilen zu müssen, daß sich in dieser Klasse auch Deutsche befinden. Ein Herr S., aus Berlin gebürtig, der die russischen Sitten sich so sehr zu eigen gemacht hatte, daß er seine Gemahlin, auch ein Kind Berlins, alle Tage einige Mal halb todt schlug, hat sich mir als besonders nennenswerth bewiesen. In dem geheimen Bewachungsdienste hatte er sich bis zu dem Grade eines Obersten emporgeschwungen und dadurch den russischen Adel erworben, auf den er so großen Werth legte, daß er alle, auch die inneren Thüren seiner Wohnung mit seinem Namen schmückte. Seinen Orden hatte er in unedlem Metall mehrere Male copiren lassen und unter Glas an die Wände gehängt u. s. w. Er war bis zum Chef einer Abtheilung des Paßbureaus aufgestiegen und als solcher besaß er die vortrefflichsten Hilfsmittel. Alljährlich wurde er nach den deutschen und böhmischen Badeorten ausgesendet, wo er controlirte. Nachdem jedoch die Regierung dahin gekommen ist, fast gar keine Pässe nach dem Auslande auszustellen, ist wahrscheinlich die Zahl der vornehmen reisenden Spione beschränkt worden und Herr von S. hat seit zwei Jahren Töplitz, Karlsbad u. s. w. nicht mehr untersucht. — Was ich Ihnen hier erzählt habe, wird manchem Ihrer Leser wie eine Fabel klingen. Es ist aber das sehr unvollständige Bild einer sehr kläglichen Wirklichkeit.

Schriften über Ungarn.

Federzeichnungen. Eine Reihe von Skizzen, den socialen und politischen Zuständen in Ungarn vor und während der Revolutionszeit entnommen von Joh. Janotyckh von Adlerstein. 2 Bde. Wien. 1850.

Der bereits gekennzeichnete Federheld bringt hiermit wieder 450 Seiten in die Schlacht, welche er gegen die todte Revolution kämpft. Es ist dies eine Ergänzung seiner Geschichte der letzten zwei Jahre, die deshalb eine wirkliche Ergänzung ist, weil der Autor über sich selbst der neugierigen Welt einige Auskunft gibt. Auf 132 Seiten erzählt Herr v. Adlerstein, was er in seiner Jugend getrieben, wie er nach Ungarn kam und womit er sich dort sein Brot erwarb. Es ist erbaulich. Er selbst erzählt, daß er gemeiner Soldat in der östreichischen Armee war, nach seiner Untauglichkeitserklärung zu Feldkriegsdienstleistungen strich er herrenlos in der Welt herum, und wurde endlich auf der Straße (wörtlich wahr!) von einem Wirthschaftsverwalter nach Ungarn engagirt. Dort kam er von einer Bedientenstube in die andere, verließ endlich diese Carrière und gab Musikunterricht auf dem Lande und endlich in Ofen. Da auch dies nicht genügende Nahrung abwarf, wurde der Hr. v. Adlerstein, auf besondere Protection, als Diurnist in einer Militärkanzlei angestellt, und in diesem Amte überraschte ihn die Revolution, deren Geschichtschreiber er wird. Eine Ergänzung dieser Autobiographie wollen wir am Schluß dieser Besprechung geben; die kleine Skizze genügt, um das Subject kennen zu lernen, das mit solcher Anmaßung das Wort führt. Wir würden Schrift und Verfasser einfach für unwürdig erklären einer kritischen Beleuchtung und ihnen eine Krippe im literarischen Augiasstall anweisen, wenn nicht die Militärherrschaft Schuld wäre an der Cloake, die solches Ungeziefer groß nährt, und es sonach nicht „Gutgesinnte" gäbe, die im Kaufen und Anpreisen solcher Bücher ihre Loyalität bewähren wollen. Dem Heere wird die Anschaffung dieser Lectüre nicht blos gestattet, sondern empfohlen, und der Verfasser benutzt diese Begünstigung, um das Product in allen Kasernen zu colportiren. Deshalb finden wir eine Besprechung nothwendig.

Seite 72 heißt es: Gänzlicher Mangel an Religion, Unglaube an (!) ein künftiges Leben, bilden das Miasma der Demoralisation in Ungarn.

89. Den magyarischen Bauer charakterisirt vor Allem eine unbegrenzbare (!) faulthierähnliche Trägheit. — Verwahrlosung seines Körpers, Schmutz in der Kleidung, Unrath in seiner Wohnung, welche hie und da mehr einem Viehstalle als einer menschlichen Behausung gleicht, sind die Folgen dieser Trägheit, die auch bei der höhern Klasse hervortritt.

90. Der miserable Zustand der Wege ist ein weiterer Beweis für den rohen Naturzustand des sinn- und talentlos dahin lebenden Magyaren; aber zu ihrem Unabhängigkeitssinn (?!), zu ihrem bornirten, auf angeerbte Vorurtheile eingewurzelten Eigendünkel, zu ihrer Hartnäckigkeit und Indolenz gesellt sich das Laster der Trunksucht, welches den magyarischen Halbmenschen vollends zum Thiere erniedrigt.

S. 99. werden die Magyaren asiatische Wollusttrinker genannt — weil deutsch ausgestellte Zeugnisse für ungiltig erklärt wurden; es sei babylonische Verstandesverwirrung der Magyaren.

Ueber den magyarischen Landadel heißt es S. 105: Der Entwickelung geistiger und sittlicher Bildung stehen eingewurzelte Vorurtheile und bornirter Uebermuth entgegen; Müßiggang, Leichtsinn, Leichtfertigkeit, Wildheit, grenzenlose Unordnung, Stolz, Herrschsucht, Aristocratie und auch in der Liebe zum schönen Geschlecht zeigt er keine Beharrlichkeit.

S. 107. Frauen und Töchter werden von den Ehegatten und Vätern wissentlich dem Verlangen Anderer hintangegeben.

Wir citiren diesen Satz, um darzuthun, daß nicht die politische Ansicht des Verfassers zur schärfern Aburtheilung seines Machwerkes auffordert; es ist dessen sittliche Verworfenheit, welche es nicht scheut, eine Nation mit solcher Darstellung zu brandmarken. Hr. v. Adlerstein trägt seinen erhabenen Groll sogar auf die magyarische Sprache über, die er, nach seinem eigenen Geständnisse S. 110, nicht kennt; er nennt sie „armselig und mangelhaft."

Sogar der Tanz entgeht nicht dem Scharfblick des Federzeichners, und im Csárdás entdeckte er: bornirte Eigenliebe, Aufgeblasenheit, Verachtung alles fremdländischen und — — Entciviliſirung! Dieser Kerzentanz, der in allen Salons getanzt wird, spricht allem sittlichen Gefühle Hohn und (S. 115 und 120) entdeckt der Hr. v. Adlerstein im Csárdás „einen jetzt zwar noch verborgenen, aber gewiß nicht eingebildeten politischen Zweck, welchen aber die hochnasigen Edelleute vielleicht selbst noch nicht kennen, und so unbewußt durch diese in Folge der Csárdásemancipation überall eingeleitete Fraterniſirung mit den Knechten und Kuhhirten ihrer Pußten einem Vorhaben die Hände bieten."

Der Unsinn ist gigantesk. — Nach der Autobiographie, welcher wir diese Lichtpunkte entlehnten, ward die Pesther Nationalgarde gefederzeichnet.

Im März 1848 habe man der seit 800 Jahren bestandenen Constitution den letzten Todesstoß gegeben, und (S. 135) die niedrigste Demoralisation, die Verhöhnung der Dynastie, die frevelhafte Antastung aller göttlichen und menschlichen Satzungen waren in der Person der Hetzer und Wühler die verkörperten Teufel."

Herr v. Adlerstein wird den Teufel nicht los. Der Teufel hat die Presse frei gemacht, der Teufel befreite politische Staatsgefangene und der Teufel errich-

tete die Nationalgarde. Aber der Teufel selbst wußte nicht, was eigentlich die bewaffneten Bürger für Zwecke haben, das lag damals (S. 138) „noch tief verborgen in der Brust Kossuth's und seiner Mitverschwornen." Der Herr v. Adlerstein hat es aber schon damals gewußt; aber er sagte es nur nicht, dagegen gibt er jetzt sein Räsonnement über die Unzweckmäßigkeit der Nationalgarde, über das Gefährliche dieses Instituts, und S. 146 sagt er: Kossuth und sein Gelichter konnten ihre teuflische Freude nicht (?) bergen, als sie sahen, wie das bethörte Volk aus allen (?) Ständen heerdenweise (!) dem Rufe zu den Waffen folgte. Wie verderbt aber diese Garde war, beweist der Herr v. Adlerstein in gerechter Entrüstung, daß ihre Wachtposten Cigarren rauchten und sogar Placate lasen! — Das dachte der Herr von Adlerstein nicht, obwohl er 8—10 Jahre lang Schildwache stand.

Die nächste Federzeichnung ist eine Beschreibung des Judencrawalls in Pesth. Herr v. Adlerstein, mit gewohntem Scharfsinn, behauptet, (S. 168) die Pesther Juden hätten die Wiener Revolution schon eine Woche früher gewußt, denn „ein Jude habe sich im Vornherein einen Attila (Schnürrock) bestellt."

Daß die ungarischen Juden die Republik einführen wollten, beweist der Herr v. Adlerstein durch die Notiz, daß ein getaufter jüdischer Tabackskrämer eine rothe Fahne ausstteckte.

S. 173. Der Beschluß, die Republik zu proklamiren, war gefaßt (Ende März 1848) oder vielmehr der geheime Befehl hierzu von Preßburg nach Pesth gelangt; im Pellwax-Kaffeehause wurde sie angenommen (!!!) und einige Juden trugen die Abzeichen, und (175) wurden jämmerlich durchgebläut.

Solche Widersprüche sind dem Herrn von Adlerstein eine Kleinigkeit; am 19. April forderten Pesther Bürger, daß man die Juden aus der Nationalgarde ausschließe, und die nicht 10 Jahre in der Stadt sind, wegschaffe, und der Bürgermeister nannte die Petenten Aufwiegler. Herr v. Adlerstein aber behauptet, die Frechheit der Juden habe diesen Aufruhr provocirt; der Vorgespan Nyary habe mit einigen 100 Gulden den Crawall angezettelt, um die bewaffneten Haufen vom Magistratsgebäude abzulenken. Diese teuflische List gelang. Die Bewaffneten zogen zur Plünderung in die Judenwohnungen. — Batthyanyi forderte sie auf nach Hause zu gehen, aber erst der Militärgewalt wichen sie.

Mit dem Ausrufe: o vanitatum vanitas! schließt dieses an Wahnwitz grenzende Geschichtskapitel.

Hierauf folgt: deutsche Anfrage bei dem magyarischen Nationalstolz. — Herr v. Adlerstein beklagt sich, daß in Ungarn Alles ungarisch ist, und der Deutsche keine Achtung genieße, und fragt: Auf welche grundhaltigen Verdienste reducirt (?) der Magyare seinen stets und überall in der bornirtesten Weise zur Schau ausgestellten Nationalstolz, und mit welchem Rechte wagt er es, den Deutschen, welchen er in Ungarn doch Alles in Allem zu verdanken hat, fortwährend mit der tiefsten Verachtung zu begegnen und ihnen bei jeder Gelegenheit sein mundgeläufiges

bassama Swab, und die noch viel lächerlichere Drohung ne bántsd à Magyart (rühre den Ungar nicht an) nachzudonnern?"

Bums, und schließt den ersten Band der Federzeichnungen.

Der 2. Band beginnt mit einer Schilderung des Militärs in Pesth während der Revolutionsepoche. — Herr v. Adlerstein schwatzt hier aus der Bedientenstube, denn er erzählt, daß das Offiziercorps eine Beschwerdeschrift gegen die Journalistik eingereicht habe, die aber das Justizministerium zurückwies. — Die Kasernen und Mannschaftszimmer seien mit Emissären angefüllt gewesen, und Kossuth sei der Name Carl Albert tief in's Herz gegraben, (S. 12) diesem Rodin. — Die Truppen, welche gegen die raizischen Horden geschickt wurden, hätten sich, (S. 15) meistens nur auf Scheinangriffe und blindes Feuern beschränkt; (S. 21) aber heißt es, daß die Befehlshaber selbst großen Antheil an dem Treubruche der Truppen genommen haben. — Herr v. Adlerstein weiß jedoch selbst in dieser Branche nichts Authentisches mitzutheilen, und es scheint, daß, was er S. 34 erzählt, zu seinen größten Heldenthaten gehört: der größte Theil des Militärs hielt sich verborgen.

Auch in dem nachfolgenden Kapitel: Aus dem Tagebuche eines Militärs, wird darauf hingewiesen, welchen Antheil Hr. v. Adlerstein an der Bekämpfung der Revolution hatte: S. 39. Ich befand mich im Stande (?) eines k. k. Corps, welches während der Revolutionszeit zwar verwaist geblieben, dessen Offiziere und sonstige Individuen (?) den ehrenvollen Muth bewiesen, der Rebellenregierung die Erklärung ihrer Unterwerfung standhaft zu verweigern."

Hr. v. Adlerstein verbarg sich endlich, und zum Lohne für den Unterstand, den er gegen wirkliche oder eingebildete Gefahren für seine Person gewährt erhielt, denunzirt er im Buche seinen Wirth als Anhänger Kossuth's, welcher Toaste auf den Sieg der Ungarn ausbrachte, an demselben Tisch, wo der flüchtige Adlerstein mit Wein bewirthet wurde!!

Der Winterfeldzug in Ungarn 1848—1849 heißt ein neues Kapitel, dem auch nicht ein einziger Moment der Wahrheit abzunehmen ist. Nur des Spaßes wegen heben wir einige Aeußerungen heraus:

S. 70. Kossuth glaubte das Streben zur absoluten (!) Losreißung Ungarns von der Monarchie mit erfolgreicher Sicherheit bauen zu dürfen; vereint mit dem Sardenkönige Carl Albert begann er die Marionettenkomödie des schändlichsten Hochverrathes gegen Oestreich zu spielen.

S. 73. Bei allen Wiener Revolutionen wirkte zumeist ungarisches Geld.

74. Batthyanyi hat den 6. October in Wien gemacht.

75. Die nächsten Theilnehmer am Morde des Kriegsministers erhielten hiezu von Kossuth selbst die nöthige Instruction.

Seite 133 beginnt ein Artikel: die deutsche Schandpresse in Pesth; dabei wird Hr. v. Adlerstein so wohl, denn dies ist sein Element, wo er wenigstens

Etwas versteht und kennt, wenn auch nur Persönlichkeiten. Er beginnt: Die Fesseln der Presse waren gelöst, Israel freute sich mehr wie sonst, und die Dämonen der Hölle schlugen eine teuflische Lache auf, denn es sollte dem Feuerpfuhl der Verdammniß nun wieder reiche Beute verfallen!!

Hierauf folgen die Schlagworte: der widerlichste, moralische Ekel, genothzüchtigt von verbrecherischen Mörderhänden, tiefster Grad moralischer (?) Gesittung (?? S. 134), offen (?) aufgedeckte (??) Schamlosigkeit, grenzenlos beurkundete Frechheit, das Federvieh der Klasse malcontanter, miserabler Notizenscribler, wühlerische Sudler, stupideste Verworfenheit, an Geist und Herz vermoderte Schandbuben, Gauner, die mit den Gebeinen ihres Vaters Domino spielen und seine Asche zum Streusand ihrer schamlosen Lügen nehmen, (S. 138) ꝛc. ꝛc.

All diese Epitheta gelten der Pesther Zeitung, Redacteur Glatz; dem Ungar, Red. Klein; der Opposition, Red. Chownitz; dem wahren Ungar, Red. Zerffi und Bangya u. A.

Die Titel, welche der Ehrenmann Hr. v. Adlerstein diesen Journalisten beilegt, sind unter Anderen: Schandscribler, Kornwucherer, Sobri der Literatur, Jacobiner, literarischer Bandit, Jude, Deutschkatholik, Schandcreatur, Gesudel, Lotterbuben, Geifer der bestialischen Wuth und tiegerhaften Rache bis zur hochaufwallendsten Siedhitze auskochend (S. 167).

Hundert Seiten sind mit ähnlichen Phrasen angefüllt; die Verunglimpfung steigt zur offenen Denunziation, die besonders gegen Dr. Glatz gerichtet ist.

Wir sind zu Ende. Das wiederholte Durchlesen und Excerpiren dieses Buches hat uns mehr Ueberwindung gekostet, als vielleicht der Leser vermuthet. Wir wollen aber zeigen, welche Feder durch die Militärgewalt nicht blos nicht gehemmt, sondern begünstigt wird, wie trostlos es in jenen Kreisen aussieht, wo man durch solche Erzeugnisse zu belehren und zu bekehren hofft. Die Sache Oestreichs gegen Ungarn zu vertheidigen, erfordert mehr als Genz'schen Geist; wie kann man sie durch solchen Marodeur an Kenntnissen, Gesinnung, Character und Moralität verfechten lassen.

Wenn man das Geschriebene nicht versteht, so hätte die nur zu wohl bekannte Persönlichkeit des Hr. Janotyckh von Adlerstein der Censurbehörde Bedenken einflößen sollen. Es bedurfte dazu nur die Conduiteliste des Genannten nachzuschlagen, woraus wir zur Ergänzung der Biographie Einiges nachtragen.

In Prag geboren, zeigte Hr. Janotyckh v. Adlerstein so verdeckte Anlagen, daß ihn sein Vater, ein Advocat, dem Militär widmete; das östreichische Heer ist bekanntlich die Strafanstalt für alle unverbesserlichen Kinder. Er trat als Cadett ein, allein hier traf den jungen Mann bald das Loos des Krummschließens und ähnlicher Spielereien. Er mußte Urlaub nehmen, und wurde dann zu einem andern Regimente transferirt. Aber seine Conduite war derart, daß ihn seine eigenen Kameraden zurücksetzten (Thl. I. S. 7). — Man weiß, welcher Protection

sich die Adeligen sonst im östreichischen Heere zu erfreuen hatten; aber der Cadett Janotyckh von Adlerstein avancirte nicht vorwärts, sondern rückwärts. Er war schon Corporal, aber wiederholter Vergehungen wegen verlor er die Charge und sogar die Cadettenvorzüge. Die böse Welt behauptet, Hr. Janotyckh v. Adlerstein habe sogar die bekannte Bank hin- und hertragen müssen, auf welcher nach ihm das Schicksal seine Schläge in der östreichischen Armee austheilt. Gewiß aber ist, daß der Genannte, noch nicht 26 Jahre alt, mit Laufpaß entlassen wurde.

Hierdurch erklärt sich, weshalb der junge Edelmann nirgends im ganzen Kaiserstaate ein Unterkommen erlangen konnte, und die eigene Familie ihn nicht bei sich aufnehmen wollte. Er ging sogar zu Fuß zu einer Tante nach Frankreich, die aber den Herrn Vetter alsbald wieder per pedes heimreisen ließ. Hr. v. Adlerstein wurde Practikant, Amtschreiber u. dgl., überall aber wurde er alsobald wieder entlassen.

Wofür man ihn hielt, kann man aus seiner Erzählung entnehmen, daß man ihm vorschlug, ein Mädchen zu heirathen, die das Malheur hatte, Mutter einiger Offizierskinder geworden zu sein (S. 20).

Dieser Mann kam zu Ende der dreißiger Jahre nach Ungarn; jede Herrschaft wies ihn ins Bedientenzimmer (eigene Erzählung) und endlich aus dem Hause. Er gab Unterricht im Pianofortespiel. Später etablirte er sich in Pesth als Musiklehrer und — Theaterrecensent. Er schrieb Berichte für die Wiener Theaterzeitung, und daher gründet sich sein Schriftstellerruf, der ihm Anfangs Aehnliches als Honorar zu Theil werden ließ, wozu man in der Kaserne die Bank braucht.

Um die Existenz zu fristen, heirathete Hr. v. Adlerstein, und durch die von der Frau erworbene Protection erlangte der Gatte die Rolle — eines Diurnisten in der Militärkanzlei.

Dieses hochpreisliche Subject schreibt eine Geschichte Ungarns unter Aegide der Wiener Militärgewalt; von solchem Manne läßt man eine Nation beschmutzen, die man pacifiziren und gewinnen will. Die Ansichten des Hrn. v. Adlerstein, seine Geschichten und Urtheile kümmern keinen Spatz auf deutschen oder östreichischen Dächern; allein der besondere Umstand, daß ein Militär von der Militärbehörde die Bewilligung erhält, solche Bücher zu ediren, zeigt dahin, wo das Uebel wurzelt.

Mit dem Belagerungszustand begann die Schandpresse.

Ludwig Löhner.

Ein Portrait.

So wenig es den Anschein hat, so könnten doch einmal Zeiten kommen, wo Oestreich seinen strebsamen Söhnen Gelegenheit böte, noch etwas Anderes zu treiben, als lyrische Poesie und Theater. Wir werden daher von Zeit zu Zeit eine Musterung halten unter denen, welchen die letzten Jahre einen geschichtlichen Namen gegeben, um wo möglich die Spreu vom Waizen zu sondern.

Im Februar 1848 erschienen in Berlin bei dem Hofbuchhändler Alexander Duncker: „Gedichte von L. v. Morajn.“ Ueber der Unruhe der folgenden Tage gingen sie unbeachtet vorüber. Sie schließen sich der großen Reihe östreichischer Lyriker an, die mit Lenau und Anastasius Grün beginnen. Viel sinniges Naturgefühl, das Bestreben, in allen Stimmen des Waldes und der Flur eine Seele zu belauschen, eine ungemeine Empfänglichkeit für jede freie Regung des Geistes, für jede rührende Geschichte, für jeden nobeln Zug, großer Reichthum an wohl oder übel combinirten Bildern, und sehr wenig Melodie in der Sprache wie in der Empfindungsweise.

In der östreichischen Lyrik spricht sich die eine Seite des östreichischen Wesens aus, in Nestroy die andere; die dritte hat man in der Brigittenau und im Hôtel Latour zu suchen. Barbarei und forcirte Gemüthlichkeit; Sentimentalität und blutiger Idealismus. Der Verfasser der erwähnten Gedichte, Ludwig Löhner, ragt wie ein Leuchtthurm über dem Niveau der gewöhnlichen östreichischen Bildung hervor, und doch erinnern seine Verse an jenes Zwitterwesen, das sich bei jedem Volke finden wird, wo die Cultur eine Treibhauspflanze ist.

Nicht als Dichter, sondern als Politiker, als der Führer einer ehemals mächtigen Partei, ist Löhner der Gegenstand unserer Darstellung.

Ludwig Löhner ist im September 1812 auf dem Gute Rostock bei Prag geboren. Sein Vater war der Abkömmling eines steirischen Geschlechts, das sich vor Ferdinand II. nach Böhmen flüchtete, dort aber zuletzt in Noth und Katholicismus zugleich gerieth. Der Sohn eines armen Salzverschleißers, erhielt Joseph Löhner in einem Kloster den Tafelabhub und dürftigen Unterricht, den er durch eignes aufreibendes Studium ergänzte. Er wurde Professor in Leitmeritz, dann Advokat, endlich Gutsbesitzer, ökonomischer Schriftsteller und endlich geadelt. Auf einer Reise durch Deutschland hatte er Wieland's Freundschaft erworben.

Ludwig Löhner wurde schon seit dem 16. Jahre durch Beurtheilung und Auszug von Prozeßakten juristisch vorgebildet. Seine jährlichen Reisen in den östreichischen und schweizer Alpen gaben ihm die Grundlage seiner Naturanschauung. Dem

studentischen Leben blieb er fern, weil er das väterliche Haus nicht verließ. Er studirte Jura, trat aber nach dem dritten Jahre aus, in Folge eines Conflikts mit dem Vater des jetzigen Unterstaatssecretärs Helfert, der sich damals als Professor des Kirchenrechts durch seine Barschheit verhaßt machte. In seinem 21. Jahr trat er in Wien in die Medicin ein, und trieb mit besonderem Fleiß die physiologischen Studien. Erst jetzt nahm er an dem gesellschaftlichen Leben Theil. Ein tiefer melancholischer Zug hatte ihn von Jugend auf beherrscht, seine erste Liebe zu einer jungen Gräfin gab den Grundton dazu. In Wien fesselte ihn jahrelang die unerwiederte Leidenschaft für die jetzige Gattin eines Exministers von 48. Er kehrte zu dem Studium der praktischen Medicin nach Prag zurück, unter dem berühmten Krombholz, dem er enthusiastisch anhing. Damals entstand eine Reihe von Gedichten, Mährchen, Novellen; die meisten bezogen sich auf die seit 1830 coulanten Freiheitsideen. Seiner Gesinnung nach war er ein Deutscher, für das alte Kaiserthum und Friedrich Barbarossa begeistert: eine Begeisterung, die sich vorzugsweise aus Raumer's Hohenstaufen herschrieb. — Nach dem Tode seines Vaters (1836) trat er die Erbschaft des Gutes an, beschäftigte sich gezwungen mit Oekonomie, und frischte im Verkehr mit seinen Bauern die Kenntniß der czechischen Sprache auf, die er schon als Kind gelernt. — Der Liebesgram um seine Wiener Schöne trieb ihn nach einem Jahr nach Italien. Er wurde Doctor der Medicin in Padua, lebte dann in Florenz, Rom und Neapel, sah den Ausbruch des Vesuv im Jahre 1839—40, und schöpfte in Streifereien auf der Küste von Salerno seine Anschauungen für ein Hohenstaufenlied. Im Umgang mit einer gebildeten Bojarenfamilie lernte er die Zustände des ehemaligen Daciens kennen, und nahm daraus den Stoff für ein später vollendetes Trauerspiel: Bojar und Zigeuner. Nach einem Jahr zog ihn eine erst in Italien übermächtig gewordene Erinnerung an ein Mädchen, das er in Wien flüchtig kennen gelernt, zurück, und sie wurde seine Gattin (1840). Er hatte sie durch ihren Oheim Dessauer, den Liedercomponisten, kennen gelernt, mit dem er schon lange befreundet war. Er machte mit seiner jungen Frau eine Reise durch Oberitalien, Frankreich und Süddeutschland. Der Winter 1840 sah ihn in Wien als praktischen Arzt, dann in der Anstellung eines Spitalsekundars, eines Protomedicatspractikanten und endlich eines unbesoldeten Armenarztes in der Vorstadt Rossau, der ärmsten und schmutzigsten von allen. Die alten Zopfverhältnisse der medicinischen Facultät trieben ihn mit mehreren andern, eine Reform dieser Genossenschaft auf der mittelalterlichen Basis gegen die Pedanterie ihres damaligen Tyrannen, Leibarzt Raimann, durchzufechten. Nach Jahren wurde der Sieg endlich erkämpft, das Vorbild einer parlamentarischen Thätigkeit. Es waren Debatten und Memoires nicht gespart worden, und Sedlnitzki hatte gezürnt. — Eine ernstliche Brustkrankheit zwang Löhner, einen Sommer hindurch Erholung im Gasteiner Gebirg zu suchen.

Es kam die Revolution. Löhner hatte am 13. März Abends die Facultäts-

sitzung, die der Director vertagen wollte, mit Andern durchgesetzt; die Facultät schickte ihre Deputation, worunter Endlicher, die letzte an diesem Abend, in die Burg. — Ein Rückfall von Bluthusten hinderte ihn, sich an den folgenden Monaten ernstlich zu betheiligen. Er war Adjutant Endlicher's, später Lieutnant einer Mediciner-Compagnie, nahm aber schon 6 Tage vor dem 15. Mai Urlaub; nach dem 15. trat er aus der Legion in die Nationalgarde. Als am 26. Mai das Proletariat sich in die Bewegung mischte, sah er ein, wohin das führen müsse, und ging nach Linz, um dort eine früher von Salzburg und Linz ausgegangene Idee zu betreiben, den Zusammentritt eines Vorparlaments für die deutschen Theile Oestreichs. Er hatte in der Zwischenzeit das Präsidium des deutschen Vereins in Wien übernommen, der allmälig seine Zweigvereine bis auf 74 vermehrt hatte. Als dessen Deputirter begleitete er die Monstredeputation nach Innsbruck, und sprach dort im deutschen Interesse laut und entschieden für die Rückkehr des Kaisers nach Wien. Im Juni wurde er in Rumburg (Deutschböhmen) für Frankfurt, zu Saaz für den Wiener Reichstag gewählt. Am 15. Juli trat er in den letztern ein. Einen Antrag, den ihm Bach machte, das Unterrichtsministerium zu übernehmen, lehnte er ab, da er zwar von Dobblhof's Ehrlichkeit die beste, aber von seinem Ministerberuf die schlechteste Meinung hatte. Jetzt ist Dobblhof der Pensionär des Ministeriums der Contrerevolution, und Bach geht Hand in Hand mit Schwarzenberg, besonnen aber entschieden rückwärts. Im Reichstag trat Löhner an die Spitze der deutschen Partei gegen die slavischen Uebergriffe; als er aber das Gefährliche dieses nationalen Zwistes erkannte, beschwor er den Reichstag, alle selbst die lästigsten Sprachprätensionen zu gewähren. — Im Allgemeinen sprach er sich im Sinn der Centralisation gegen das damals sehr coulante Stichwort des Föderalismus aus, bei dem man sich ziemlich wenig dachte. Bei der Frage über die feudalen Lasten wies er auf die doppelte Nothwendigkeit hin — die politische der Aufhebung, die juridische und staatsökonomische der Ablösung für alle nicht rein persönlichen Leistungen. Den Adel schlug er vor, nicht aufzuheben, sondern nur nicht mehr anzuerkennen. — Er trat aus dem linken Centrum in die eigentliche Linke, als Bach im Widerspruch mit dem constituirenden Charakter des Reichstags dem Kaiser die Sanction der Verfassung vorbehielt, somit die Befugniß der Verweigerung: nicht der Sache wegen, denn offenbar ist jede Constitution ein zweiseitiger Vertrag, sondern der persönlichen Apostasie wegen, die darin lag. — In der ungarischen Frage sprach er für eine Intervention des Reichstags zwischen den streitenden Nationen. Diese Rede gilt für seine beste, er hat darin bis auf Einzelheiten vorausgesagt, was seitdem eingetroffen ist. — Indessen hatte sich seit August das Gerücht beständig erneuert, es sei in Folge geheimer Conferenzen zu Schönbrunn ein Schlag in Wien gegen die Aula und den Reichstag beschlossen. Am 13. September hatte ein solcher Versuch auch wirklich stattgefunden, damals hatte auf Löhner's Antrag der Reichstag sich permanent

erklärt, und die angebliche demokratische Verschwörung hatte sich in einen Putsch aufgelöst. Am 6. October schien den wahnsinnige Versuch, einige Bataillone vom Marsch nach Ungarn abzuhalten, mit einem ähnlichen Schlage zu drohn. Jellachich hatte am 5. in Schönbrunn gespeist! Löhner drängte mit vielen andern vergeblich bis 5 Uhr Abends auf eine Reichstagssitzung. Strohbach verweigerte sie, bis es zu spät war; wäre der Reichstag um 3 Uhr zusammengetreten, so war der Kampf zu vermeiden, Latour war zu retten! Es sollte nicht sein. Der Ausschuß des Reichstages fand, als er Abends zu Stande kam, weder Gehorsam noch Hilfsmittel. Der Commandant der Nationalgarde hatte nicht zwei Bataillone, mit denen er das Zeughaus hätte cerniren können. Es ward erstürmt und geplündert, und damit das Schicksal Wiens entschieden. Indessen drängten die Anhänger der Ungarn, man solle sie rufen. Löhner ward wegen der privatim ausgesprochenen Ueberzeugung, der Reichstag dürfe die Ungarn so wenig rufen, als die Croaten dulden, verdächtigt, zur Rede gestellt, bedroht. Um 10 Uhr Nachts reiste er mit Depeschen von Kraus dem Kaiser nach, er versuchte in Znaym alles mögliche, um durch Franz Karl eine Vermittelung zu bewirken. Die Gerüchte über ein Gespräch mit der Erzherzogin Sophie sind falsch. — Er wiederholte seine Versuche im Auftrag des Reichstags zuletzt in Olmütz am 16., wo er mit einer Deputation des Reichstages Conferenz hatte. Am 16. Nachts kam er krank in Wien an, besuchte nur noch am 20. und 21. eine Sitzung, und verließ das Krankenlager nur noch, um Anstalten für die Abreise nach Kremsier zu treffen. Dort hinderte ihn sein fortwährender Bluthusten, mehr als 2—3 mal von der Tribune zu sprechen. Dafür publicirte er (1. Januar) ein Schreiben an seine Wahlmänner in der deutschen Frage. In diesem sehr elegant geschriebenen Manifest, in dem er freilich auf die Möglichkeit hinweist, Deutschland und Oestreich in einem gemeinsamen constitutionellen (!) Kaiserthum zu einigen, stellt er, diese beschönigende Eventualität bei Seite gelassen, die Sachlage vollkommen richtig dar. „Als Einzelner bin ich entschlossen auszuwandern, wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, ein Deutscher in Oestreich zu bleiben. Als Ihr Vertreter stehe ich nicht an, unter bestimmten Voraussetzungen Ihnen zu rathen, Ihren Abgeordneten aus Frankfurt zurückzurufen. — — Die Einheit des constituirenden Reichstags verträgt sich nicht mit gleichzeitigem Gesetz-Geben und Nehmen in einem zweiten Parlament.... Schon die Ehre der östreichischen Deputirten erlaubt ihnen nicht, im Frankfurter Parlamente mitzusitzen, sobald Oestreich sich von dessen Beschlüssen losgesagt, denn man kann nur da mitberathen, wo man für die Befolgung der Beschlüsse die Bürgschaft mit übernimmt. Und seinerseits kann Deutschland sein Fertigwerden nicht darum ins Endlose verschieben, weil man mit Oestreich nicht gehen kann, und ohne Oestreich nicht will." —

Mit Stadion schon früher bekannt, überzeugte sich Löhner von dessen sehr

conservativen, aber doch liberalen Absichten. Stadion war die Ehrlichkeit des Schwarzenbergschen Cabinets. — Von ihm erhielt er schon am 10. December einen Ministerialpaß für ein Jahr, um bei besserer Gesundheit in Frankfurt sich Einsicht in die deutschen Verhältnisse zu holen. Er reiste, als der Reichstag sich auf 11 Tage vertagte, am 6. März ab, und begegnete in der Nacht den Pikets, die gegen Kremsier marschirten, um den Reichstag zu sprengen. Ihren Zweck erfuhr er erst in Frankfurt. Dort erkrankte er auf's neue, und hat erst in neuester Zeit in Leipzig seine Gesundheit einigermaßen wiederhergestellt. Gegenwärtig lebt er als Privatmann in Wien.

In Leipzig lernten wir ihn kennen. Eine große, hagere Gestalt, sehr blasses und abgezehrtes Gesicht, dunkles Haar, ein sprechendes Auge und überhaupt interessante Züge. Er spricht gut und geläufig, doch eignet sich seine Stimme wenig für die Rednerbühne. Seine Bildung ist sehr umfassend, sein Verstand scharf und empfänglich, und das Oestreichische in seinem Wesen äußert sich nur in der Art seiner Bilder, in den Sprüngen, durch welche er die verschiedenen Gebiete der Natur und der Geschichte mit einander combinirt. Auch haben die tragischen Schicksale, welche über sein Vaterland gekommen sind, die sanguinische Reibung seiner Ideen nicht getrübt. Dies sanguinische Wesen hat er, hat seine ganze Partei auf dem Reichstag gezeigt; ich glaube, in ganz Oestreich hat in dem Schwindel der glorreichen Revolution kein Einziger die Nothwendigkeit eines furchtbaren Conflicts gefühlt, über den wir draußen uns nicht täuschen konnten. Alle Oestreicher waren heißblutige Jünglinge in der Politik. Die Erfahrung ist aber nicht ohne sehr wohlthätige Wirkung an ihm vorübergegangen; und seine momentane Entfernung aus Oestreich hat wesentlich dazu beigetragen, seinen Blick freier zu machen. Sein Charakter scheint mir mehr weich, elastisch, bildungsfähig, als von der stählernen Sprödigkeit, die einem Führer in Revolutionszeiten zukommt; einem Sturm Trotz zu bieten, oder ihm die Richtung zu geben, würde er kaum der Mann sein. Jedenfalls wird sein großes Talent — als Redner hat auf dem Reichstage keiner mit ihm gewetteifert — sein vorurtheilsfreier Blick, seine umfassende Kenntniß und sein redlicher Wille in Zeiten, wo weder das Bayonnett noch die Laterne die Souveränität führt, ihn noch einmal an eine Stelle führen, wo er in größeren Kreisen für sein Vaterland wird wirken können.

Kleine Correspondenzen und Notizen.

Fürst Windischgrätz.

Aus Prag.

„Warten — das ist die ganze Rache der Wahrheit" sagt der edle Lamartine. Und darin liege die Furcht und auch der Trost für Namen, welche die jüngste Tagesgeschichte zur Ueberlieferung an die Weltgeschichte aufgezeichnet hat; nicht eher als bis die Leidenschaften ausgetobt, die Nebel gelichtet, die Freiheit auch für Blick und Urtheil gewonnen ist, können wir auf ein Schwinden jeder Ueberschätzung und jeder Verunglimpfung hoffen, in welcher die Parteien, hoch zu Steckenpferd, sich so sehr gefallen. Aber die künftige Enthüllung der Wahrheit bliebe denn doch eine mehr dem Zufalle anheim gegebene, wenn nicht die Gegenwart in Hinterlegung von Einreden und Dupliken den Aktenroiul vervollständigen wollte, und der so oft versuchten einseitigen Geschichtsverfälschung wenigstens die Protestation entgegensetzen würde. Darum sei es nicht unterlassen, über einen vielfach geschmähten, neuerdings wieder so häufig und hart angegriffenen Mann eine von Vielen getheilte Ueberzeugung auszusprechen, welche sich freudig der Prüfung Besonnener unterzieht.

Vier Hauptmomente sind es, auf welche die Gegner des Fürsten Windischgrätz ihren Haß und ihre Verdammungsurtheile stützen: sein Erscheinen in Wien in den Märztagen, die Junivereignisse in Prag, die Novembertage vor und in der Residenz und die ungarische Epoche.

Was seine Gegenwart in Wien in den Märztagen betrifft, so ist es durchaus irrig, daß sie der feindlichen Bekämpfung der damaligen Bewegung, welche so plötzlich und rasch, so mächtig und erfolgreich, so zielbewußt und abgeschlossen entstanden und verlaufen war, hätte gelten sollen. Vielmehr war Fürst Windischgrätz am 7. März schon nach Wien gereist, weil bereits damals an der böhmischen Grenze eine Armee hätte aufgestellt werden sollen, worüber er nähere mündliche Instruktionen einzuholen hatte. Am 13. März wollte er nach Prag zurückeilen, um in der ihm anvertrauten Provinz gegenwärtig zu sein, wurde aber zurückgehalten, um das Ergebniß der Landtagssitzungen abzuwarten, über deren ruhigen Verlauf Metternich mehrseitige Versicherungen erhielt. Nachdem er im höhern Auftrage verschiedene Deputationen empfangen, schickte er sich am 14. März abermals zur Abreise an, wurde aber ungeachtet seines Widerstrebens durch ein Handbillett des Kaisers, worin ihm unbeschränkte Vollmacht ertheilt wurde, zum Bleiben gezwungen. Dieses Handbillett wurde bis heute, trotzdem daß der Fürst darum ersucht hatte, vom Ministerium nicht bekannt gemacht. — Eine Kundmachung unter seinem Namen, deren Styl die Wiener Bevölkerung anstößig fand, gab die erste Veranlassung, diesen Namen zum Stichblatte für Parteizwecke zu adoptiren, dem geflüchteten Feinde einen gegenwärtigen zu substituiren, den Haß gegen die Aristokratie in der Uebertragung auf ein Individuum zu verkörpern. Schnell wurde der Satz: „der Mensch fängt erst beim Baron an" als Kind des Fürsten in die Welt gesandt, man wollte der Menge Schlagworte für feudalen Dünkel und ritterliche Beschränktheit geben, und es gelang; allein von der Gerechtigkeitsliebe des Fürsten kann die ganze Armee, und von seiner Leutseligkeit können auch seine frühern Unterthanen Zeugniß geben, und das genügt. Der Haß gegen den Adel im Jahre 1848 war ein ganz natürlicher, allein wir dürfen die Ursache nicht ganz auf die Schultern der Gehaßten legen, sondern zugleich in dem Bewußtsein suchen, daß man sich dem Adel nur (?) aus Eigennutz oder in Kriecherei näherte, ein Bewußtsein,

welches während des edlen Freiheitsrausches eine Satisfaction verlangte und auch reichlich erhielt. Genug, der loyale Diener seines Herrn, welcher bereit war, den constitutionellen Thron wie bisher die unbeschränkte Regierung zu stützen, ward als ein reactionärer Popanz hingestellt und verschrieen, der männliche Charakter als Volksfeind gestempelt, und die große Menge, von welcher unser Göthe sagt: „Urtheilen gelingt ihr miserabel", brach über den Aristokraten den Stab.

So kömmt er nach Prag zurück, wo eben den ersten Regungen des Völkererwachens die fantastischen Aufregungen der Völkermaskeraden gefolgt sind; die Freiheit hielt Fasching, geheime Pläne spielten auf. Oestreich muß zerfallen, damit sich das große Slavenreich gestalte, lispelten die Einen; Oestreich muß zerfallen, weil sein Kaiser die deutsche Fahne geschwenkt und zu Frankfurt das Grab der slavischen Nationalität ist, sagten die Andern. Wer hindert den Zerfall? die bewaffnete Macht, welche die schwankende Dynastie abhält, sich den aus Gnade treuen Slaven blindlings in die Arme zu werfen. Sie werde gebrochen diese Macht, getroffen mit einem Schlage, der wohlgezielt ist nach ihrem Haupte — dem gehaßten und gefürchteten Fürsten Windischgrätz! — Er weigert sich, der Studentenschaft Kanonen zu überlassen — das ist Reaktion! Darum auf, Proletarier! erinnert Euch, wie er im Jahre 1844 Eure Fabriksemeuten mit Beharrlichkeit niedergehalten! In einem Nu Barrikaden in der ganzen Stadt — das Alles hat Windischgrätz gemacht, daran ist nur Er Schuld! Er hat den friedlichen Bürger zur Nothwehr gezwungen, und ewige Schmach bleibt es für die deutschen Einwohner Prags, daß sie nicht mitkämpften!

Wer kann es einer Slavenpartei verargen, wenn sie ihre Brüder zur Selbstständigkeit führen wollte, und darnach strebt, unter den Nationen Europas gleich stimmberechtigt als maßgebend dazustehen? wer kann es den Slaven verargen, wenn sie gegen die schwarz-roth-goldene Fahne zu Felde zogen, weil für ihren Untergang fürchtend? wer könnte es einer Nationalpartei verargen, selbst wenn sie sich einer Regierung entledigen wollte, welche nie der Nationalität Rechnung getragen? Kein Unparteiischer kann darob zürnen, wenn zur Zeit der ersten Jahreshälfte 1848 schwirrende Ideen zu Handlungen hinrissen, welche in ihrer Elasticität so schwellend waren als früher der Druck gewesen: allein empörend und beschämend für unsere Zeit muß es sein, daß diese Parteimänner Fakta, welche den Augen Europas offenkundig vorlagen, und die namentlich hunderttausend Prager unwiderleglich anerkennen mußten, schamlos ableugnen, hundert schlagende Beweise in Abrede stellen, ohne Scheu, daß ein Augenblick die ganze Verkettung mit mehr als gerichtlicher Klarheit aufdecken könnte und nächstens auch aufdecken werde; empörend ist es, daß man der Geschichte mit der Faust ins Gesicht schlagen, und einem Manne Alles aufbürden will, keinesfalls weil er das Motiv, sondern weil er gegen die Motive war und daß man noch immer fortfährt, die lügenhaftesten Berichte mit frecher Stirn in die Welt zu schleudern!

Man hasse den Mann, welcher der Politikmacherei und den nationalen Plänen so Vieler störend in den Weg trat, aber man lüge nicht, denn Lüge zeigt eben von einem Mangel an Stoff zum Hasse.

Eines jedoch konnten die kühnsten Verleumdungen nicht entstellen und verdunkeln: die antike Größe der Selbstverleugnung, die großmüthige jedem Rachegefühle fremde Schonung, womit der schwergebeugte Mann, dessen Ehre vor seinen Augen mit Füßen getreten war, dem eben die theure Gattin ermordet und ein Sohn verwundet worden, seinen bewaffneten und entwaffneten Feinden gegenüber sich benahm und die Anerkennung dieser Schonung ihm in öffentlichen Zeugnissen zu zollen, fühlten sich selbst die hervorragendsten Persönlichkeiten der damaligen Gefangenen z. B. Bonquoi, Faster ꝛc. nach ihrer Freilassung gedrungen.

Und Wien fiel! Windischgrätz zog gegen die Anarchie für die Monarchie zu Felde, nicht für die Despotie, sondern für die constitutionelle Monarchie, und seine Operations-

pläne unter den vorhandenen Umständen wurden selbst von auswärtigen strategischen Autoritäten als ein Meisterstück anerkannt. In Bezug Wiens trifft den Fürsten der Vorwurf, wie noch oft den Verfolgten, daß er schweigt, wo er reden sollte, und Leute reden läßt, die Schweigen sollten.

Nachdem Windischgrätz durch die Erstickung des in Prag ausgebrochenen Feuers die energische Slavenpartei sich zum unversöhnlichen Feinde gemacht und durch die Begriffsverwirrung, welche in dem Treiben der Nationalitätsfanatiker eine edle Erhebung für demokratische Principien sah, auch die Volkspartei im Allgemeinen sich gegen ihn kehrte; nachdem er überdies die Deutschen durch eine männliche Ablehnung ihres Dankes, insofern er Parteidemonstration war, zu gewinnen verschmäht, und durch die Verurtheilung des gefeierten R. Blum, dessen großen Anhang zu offenen Feinden sich gemacht hatte; nachdem die Regierung es für gut befunden, von der Verfolgung der „weitverzweigten Verschwörung" der Slaven abzustehen und über die Blum'sche Angelegenheit sich in ein weises Dunkel zu hüllen, mußte Windischgrätz, isolirt hingestellt, auch der Folgen gewärtig sein. Vergessen wir dazu nicht die beispiellos schwierige Stellung des unbeschränkten Plenipotentiärs — doch mit bindenden Rücksichten, wohl Instructionen! Vergessen wir nicht an das Vorgehen in einer so sturmbewegten Zeit ohne beirathenden Körper, ja ohne eine politisch gewandte Feder, und man muß von dem Fürsten Vorwürfe, selbst wenn sie so gerecht wären, als sie es nicht sind, abwälzen und auf die Schulter Anderer übertragen.

Die von Vielen dafür gehaltene Rettung Oestreichs und der männliche Charakter haben zwar dem Fürsten W. eine eben so große Zahl von Verehrern, als von Feinden geschafft, allein das genügt, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu sehen, denn die Feindschaft hat offensiv vor der Freundschaft das voraus, was defensiv der Verklagte vor dem Kläger, der Verfolgte vor dem Verfolger voraus hat; die Freundschaft handelt erst bei gegebenen Daten und zumeist in Fällen der Dringlichkeit, die Feindschaft aber ist schaffend, sie ruft Momente in's Leben, und triumphirend schreitet sie vorwärts, da Leichtgläubigkeit, Bornirtheit und Böswilligkeit Anderer ihre Quartiermacher sind.

Und so tauchen immer von Neuem Federn in die schwarze Tiefe zerflossener Träume und unedler Zwecke, um einem Manne nahe zu treten, der einen so wichtigen Einfluß auf die europäischen Zustände gehabt, und unter allen Umständen als ein Opfer seiner Tugenden gefallen wäre. Und wer noch so redlich ist, die Thaten des Feldmarschalls zu Wien und zu Prag anzuerkennen, der steigt, weit eher verzeihlich, in den Schacht der ungarischen Begebenheiten. Unberechenbare Wechselfälle haben hier erwarteten Erfolgen die unerwarteten angereiht, die doppelte Kraftäußerung (auf militärischem und politischem Gebiete) mußte Schwäche erzeugen, was und wie viel aber dem Fürsten W. hier zugerechnet werden kann, kann das unparteiische Auge nicht ersehen, genug es strafte sich die Schlauheit, sich hinter einen Plenipotentiär zu stecken, und W. hat zu seiner Rechtfertigung den Umstand, daß man noch heute über die Politik bezüglich Ungarns zur Klarheit nicht gelangen konnte. Die militärischen Operationen werden nach deren bevorstehender Kundmachung gehörig beleuchtet werden.

Das bisher Gesagte ist die Ansicht unbefangener Zeitgenossen, will man sie ein Vorurtheil nennen, so ist es eben so berechtigt als ein gehässiges gefaßt und verkündigt zu werden. H.

Anmerk. der Red. In der letzten Nummer der Grenzboten sind Stimmen laut geworden, welche über Persönlichkeit und Talent des Fürsten ein ganz anderes Urtheil fällten. Da wir die Anklage aufgenommen hatten, war es billig, daß wir auch der Vertheidigung Raum gönnten. Und zum Schluß sei es uns gestattet, die eigene Ansicht über den viel geschmähten und gepriesenen Mann in Kürze dahinter zu stellen. Ueber die militärischen Talente des Fürsten haben wir kein competentes Urtheil, ob er

den Aufstand in Prag und Wien schneller und unblutiger hätte bewältigen können, darüber ist gar nicht abzusprechen, wenn man nur das Treiben und die Situationen der eignen Partei kennt, und die der andern gar nicht oder sehr unvollkommen. Ob er in Ungarn Feldherrntalent gezeigt oder nicht, darüber könnte allenfalls das Renomé Auskunft geben, in welchem er bei dem feindlichen Heer der Magyaren stand. Wenigstens pflegt das Urtheil der Gegner über den feindlichen Feldherrn bei längerer Kriegführung ziemlich richtig zu sein. Wir wissen nun zwar, daß die ungarischen Corpsführer nicht die höchste Meinung von den militärischen Talenten des Fürsten hatten, aber in diesem Fall mögen auch sie nicht im Stande gewesen sein, die Uebelstände und Fehlgriffe, an welchen der Fürst unschuldig ist, von dem zu trennen, was auf seine Rechnung kommt. Also über sein Feldherrntalent können wir nicht sprechen. Dagegen haben wir über seine politische Thätigkeit eine sehr entschiedene Meinung. Bis zur Einnahme Wiens war sein loyales Thun so besonnen, so ehrenhaft, ja hochsinnig, daß er sich allerdings den Dank der Verständigen erworben hat. Daß er Wien im Sturm genommen, war in der Ordnung, denn der Aufstand in Wien war trotz aller Umstände das größte politische Verbrechen, was eine Stadt begehen kann, und die Capitulationsbedingungen, welche er gestellt hatte, waren durchaus nicht ungerecht. Mir haben damals, wo es in Oestreich noch nicht Verbrechen war, mit männlichem Freimuth zu sprechen, den Wienern die Verbrechen ihrer politischen Opposition ohne Rückhalt vorgezählt und dem Fürsten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Da der Schreiber des letzten Aufsatzes die Grenzboten ziemlich genau zu kennen scheint, so verweisen wir ihn auf die Artikel von 48: „von der Ferdinandsbrücke," welche die Ansichten der Redaction aussprachen. — Aber schon bei der Einnahme von Wien zeigte sich, daß der Fürst durch seine Plenipotenz in eine Stellung gekommen war, welche an sich ungesund und unverständig, durch den Mangel an Festigkeit und Plan in den höchsten Regionen und durch seine eigene Kurzsichtigkeit für ihn und das Land verderblich wurde. Die erste Klage gegen ihn sind die schändlichen Grausamkeiten, welche von dem regulären Militär wie von den Croaten bei der Einnahme Wiens begangen wurden. So lange die — polizeilichen — Angaben der Dunder'schen Denkschrift nicht widerlegt sind, haftet auf dem Rufe des Fürsten und seines kaiserlichen Heeres der Schmutzfleck roher und brutaler Grausamkeit; seit der Zeit verloren die Grenzboten das Interesse an ihm, er war ein Schlächter wie die meisten andern, aus Unsicherheit und Schwäche. — Seine Thätigkeit in Ungarn war eine erfolglose, er hatte den richtigen Plan, aber er war zu sehr Aristokrat, um die richtigen Mittel zu gebrauchen. Sehr richtig erkannte er, daß der ungarische Krieg viel besser durch Unterhandlung mit den Häuptern der Magyaren als durch Waffengewalt entschieden werde, aber seine Persönlichkeit und Stellung erlaubten ihm nicht, mit einer andern Partei zu transigiren, als mit der vornehmen, altconservativen, welche damals politisch ohnmächtig war, ihm nicht nützen konnte, aber seine militärischen Operationen lähmte. Hätte er Muth und Blick gehabt, mit Kossuth und den Revolutionären selbst zu unterhandeln, er wäre vielleicht glücklicher, jedenfalls größer gewesen. Wir sind also auch nicht im Stande, über die Thätigkeit in Ungarn den Stab zu brechen, und wenn wir die Summa unsres Urtheils ziehn, so ist uns Fürst Windischgrätz ein vornehmer östreichischer General mit den Tugenden und Fehlern seiner Krone und seiner militärischen Kameraden, ein Mann, wie Andere mehr, wohl noch einer der respektabelsten unter den Prätorianern, welche den Thron des Kaisers schützen; es war eben so gemein, seinen Namen mit allem Schmutz zu bewerfen, als es gemein ist, wenn ihm Bürger wegen seiner Verdienste um das Vaterland einen goldenen Lorbeerkranz überreichen. —

Aus dem Großherzogthum.

Im Großherzogthum Posen ereignen sich bisweilen seltsamliche Geschichten. Ich will den Grenzboten erzählen, wie neulich der Propst von Golejewko zum rothen Adlerorden gekommen ist. Der Mann ist von je ein treuer Anhänger Preußens gewesen, er hat seinen zahlreichen Gemeinden als gewissenhafter Seelsorger vorgestanden und wenn Sie den langen blassen Herrn mit den reinen, offnen Augen inmitten der Schaar seiner von Ungarwein aufgedunsenen, und glotzäugigen Amtsbrüder erblicken sollten, Sie würden in ihm sofort den Priester erkennen, wie er sein soll vor Gott und den Menschen. Die Posener Regierung und der Erzbischof von Gnesen hatten zu vielfache Gelegenheit den Propst näher kennen und achten zu lernen, als daß sie nicht daran hätten denken sollen, ihn auszuzeichnen. Die Stelle eines Regierungs- und Schulrathes sollte ihm gleichzeitig mit einem Canonicat übertragen werden; weltliche und geistliche Behörden waren darin vollkommen einig; da kam das Jahr 1848 und mit ihm erneuerte sich der Kampf der Nationalitäten im Großherzogthum. Ein Wink des Erzbischofs genügte und mehrere meiner schlesischen Studiengenossen, die im Großherzogthum Propsteien haben, verlernten plötzlich ihr Deutsch, denn jeder Geistliche sollte Pole, und nichts als Feind der Deutschen sein. Mein Propst blieb was er war, ein Seelsorger, der dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist. Redlich bekämpfte er Lüge und Heuchelei, die auf den Kanzeln, in den Schulen, in den Versammlungen der Polen sich immer breiter machten. Er hielt mit den Deutschen, die von der Constitution für das gesammte Vaterland Heil und Segen erwarteten und bei den Versammlungen zu den Wahlen, so wie bei diesen selbst bewies er, mit ihm alle Wähler aus seinen Gemeinden, daß sie keine Sonderinteressen, vielmehr die Interessen des ganzen durch und durch erschütterten Staates wahren wollten. Seit dieser Zeit ist mein Propst Seitens seiner vorgesetzten geistlichen Behörden unausgesetzt verfolgt und gekränkt worden. Als die Regierung die Verhandlungen mit dem Erzbischof über die Verleihung des Canonicats und der Schulrathsstelle fortsetzen wollte, erhielt sie keine Antwort; man wurde dringender, erklärte, daß keine Antwort auch eine Antwort sei und daß man sich hiernach zu benehmen wissen werde. Darauf ging ein Bericht des Erzbischofs über die sittliche Verdorbenheit des Propstes bei der Regierung ein. Ich habe den Bericht gelesen; wie traurig ist es doch, daß ein geistlicher Würdenträger durch solchen Lug und Trug die Sache seiner Nation zu schirmen und zu fördern meint. Auf den dringenden Wunsch des Propstes ließ der Oberpräsident die strengste Untersuchung einleiten; sie ergab, was längst feststand, daß der Propst einen wahrhaft christlichen und namentlich einen nüchternen Lebenswandel führte. Trotzdem daß so die Bedenken gegen die Beförderung des Propstes beseitigt waren, sträubte sich die geistliche Oberbehörde mit Erfolg dawider. Endlich gab eine einflußreiche Persönlichkeit in Berlin dem allgemeinen Unwillen über die Chikanen des Erzbischofs Przyluski Worte, und trug den Fall dem Cultusminister Ladenberg vor, seine Hülfe erbittend. Der Minister, nachdem er von Allem auf das genügendste unterrichtet war, versprach lebhaft und mit Entrüstung einem Mann, der mit Gefahr seines Lebens und seiner Habe der thätigste Kämpfer für die Regierung gewesen, Gerechtigkeit zu verschaffen und den Widerstand des Erzbischofs zu beseitigen, er solle Schulrath, er solle auch Canonicus werden. Schon bedauerten wir einen tüchtigen katholischen Priester aus unserer Nähe zu verlieren, aber unsere Resignation war unnöthig; der Propst von Golejewko ist nicht preußischer Schulrath, geschweige Canonicus geworden. Der preußische Minister war schwächer, als der polnische Erzbischof. Doch nein, es ist für ihn aus Berlin ein Adlerorden angelangt, der ihm als einem redlichen Unterthanen mehr sein wird als Canonicat und Schulrathsstelle, die ihm, wenigstens wie jetzt die Sachen den Anschein haben, noch nicht sobald, vielleicht gar nicht zu Theil

werden dürfte. In solchen Fällen ist die Nachgiebigkeit der preußischen Regierung gegen die Intriguen der Polen nichts als tadelnswerthe Schwäche, sie muß sich stark genug zeigen, ihre Freunde im Großherzogthum zu schützen, sonst verdient sie nicht, welche zu haben.

Pages d'histoire de la revolution de fevrier 1848 par Louis Blanc. — Diese Schrift erschien zuerst im März 1849 als Rechenschaftsbericht (Appel aux honnêtes gens), wie auch Lamartine's Geschichte der Februarrevolution zuerst in der Form einer persönlichen Apologie auftrat. Keines von beiden Werken kann auf den Namen einer historischen Darstellung Anspruch machen; mehr Ausbeute findet man bei dem socialistischen Schriftsteller, er unterscheidet wenigstens zwischen den Menschen, es ist bei ihm nicht Alles eitel Milch und Honig, wie in den süßlichen Tiraden des Herrn von Lamartine. Bei Lamartine wundert man sich fortwährend, wie es in dieser Gesellschaft von Engeln und passabel geistreichen Leuten irgend hat zu Conflicten kommen können, um so mehr, da die fleischgewordene Vorsehung in der Gestalt eines unsterblichen Dichters über ihnen schwebte. Louis Blanc hat mehr Galle; die Reaction hat ihm übel mitgespielt, und er wendet nicht viel Schonung an. Ueber einzelne Umstände, z. B. die Einsetzung der provisorischen Regierung, erhält man wenigstens einigen Aufschluß; nach Lamartine scheint es so, als habe eine plötzliche Inspiration ihm diese Namen eingegeben, und als habe Frankreich auf der Stelle huldigend eingestimmt. Louis Blanc erzählt uns nun, daß jenes Verzeichniß aus einem Compromiß zwischen den Redactionen der Réforme und des National hervorging, die seit langer Zeit bei allen geheimen republikanischen Clubs betheiligt waren, daß es dann von Barrikade zu Barrikade getragen, überall durch die Acclamationen des „Volkes" begrüßt, und endlich dem Herrn von Lamartine und den Resten des Parlaments octroyirt wurde. Ueber die spätern socialistischen Bewegungen erfahren wir nichts Näheres; entweder schweigt Louis Blanc absichtlich, oder er weiß wirklich Nichts. Mir scheint das Letztere wahrscheinlich. Die Chefs der Socialisten haben sich eingebildet, die Bewegung in der Hand zu haben, und sie ist nachher über sie hinausgegangen. Soviel hat Louis Blanc wenigstens nachgewiesen, daß die Errichtung der Nationalwerkstätten, die sonderbarste und gefährlichste Erfindung der Revolution, nicht von ihm ausging, sondern zum Theil gegen ihn selber und seinen socialistischen Anhang gerichtet war. — Am ausführlichsten ist die Regierungscommission für die Untersuchung der Arbeiterverhältnisse geschildert, die im Luxembourg unter L. Blanc's und Albert's Vorsitz errichtet war. Bei der Masse wüster Phrasen, mit denen hier den unglückseligen Arbeitern der Kopf verdreht wurde, wird man doch gestehen müssen, daß einzelne nützliche Einrichtungen von da ausgingen. Bei alledem haben wir beständig das Gefühl, als sähen wir betrunkene Menschen mit brennenden Lichtern an offenen Pulverfässern vorbeitaumeln, und wir athmen auf, als die Explosion endlich an einem abgelegenen Orte erfolgt, und Gelegenheit gibt, der unheilschwangern Wirthschaft ein schnelles Ende zu machen. — Zwar bitter, aber sehr wahr ist das Urtheil, welches der Verfasser über Lamartine fällt, dessen eitles, geckenhaftes Wesen Jeden, der sich auch früher durch seine glänzenden Eigenschaften hat bestechen lassen, in der Selbstbespiegelung, die er in seiner Revolutionsgeschichte mit sich vornimmt, empören muß. Auf Louis Blanc's allgemeine Stellung zu der geistigen Bewegung seiner Zeit kommen wir noch einmal zurück.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die deutschen Kunstvereine.

Von August Kahlert.

Das Bewußtsein der Nothwendigkeit, durch Association zu ersetzen, was dem Einzelnen an Kraft abgehe, hat sich in Deutschland auf dem Gebiete der bildenden Kunst vor länger als zwanzig Jahren bereits geltend gemacht, denn man sah damals schon ein, daß, je mehr das Interesse an Kunstwerken ein particuläres, richtiger ein individuelles geworden war, die Förderung ihres Gedeihens nicht mehr von Fürsten und Staatsregierungen allein ausgehen könne, und dennoch die Kräfte des Einzelnen übersteige. Die Einzelnen thaten sich also zusammen, um durch Vereinskassen die künstlerische Produktion zu unterstützen. Wäre dies auf ganz uneigennützige Weise geschehen, so daß die jungen Vereine damals sogleich den Zweck des Einzelnen, im Glücksfalle an den anzukaufenden und zu verloosenden Kunstwerken ein angenehmes Privateigenthum zu erwerben, ausgeschlossen und lediglich für öffentliche Zwecke gewirkt hätten, so wäre freilich ihr Wachsthum sehr langsam von Statten gegangen, in manchen Provinzen würden sie gar nicht aufgekommen sein, aber sie würden vielleicht für das wahre Heil der Kunst kräftiger und bleibender, als sie es so vermochten, gewirkt haben. Wir sagen vielleicht! denn in der Aufgabe der Zeit, die das Privatinteresse in allen Dingen an die Stelle des öffentlichen treten ließ, lag freilich auch schon eine innere Nöthigung für die Kunst, ihrer Laune zu folgen. Man nahm an kleinen Begebenheiten des Einzelnen größeren Antheil, als an denen der Gesammtheit, an der Geschichte des Vaterlandes. Die Gegenstände für Künstler trugen mithin vorzugsweise einen Privatcharakter, und paßten in die behaglichen Wohnzimmer des Wohlhabenden, glücklich genug, wenn sie einen poetischen Funken, und nicht blos eine treue Abschrift des alltäglichsten Lebens hineinbrachten. Die Vermehrung dieser Gattung von Gemälden lag im stillen Verlangen der Zeit, welche an den antiken Gewändern keinen Geschmack mehr fand, und religiöse Bilder durchaus in die Kirche verwies. Das Hereinziehen der Kunst in die Kreise bequemer Unterhaltung, wo es auf schwungvolle Begeisterung gar nicht, sondern nur auf Erhöhung des täglichen Comforts ankam, dies mußte in demselben Maße die Zahl ihrer Gönner

vergrößern, als es die stille, aufopferungsvolle Hingebung, deren dieselben in früherer Zeit wohl fähig gewesen waren, verwischte. Die Mode war es bald, die den Kunstvereinen zu Hilfe kam, deren Walten sofort vielfacher, oft unverständiger, oft böswilliger Kritik unterworfen wurde. Der witzige Detmold in Hannover geißelte damals diese neue Mode in seiner „Anleitung zur Kunstkennerschaft." Und gewiß, hätte hinter der Mode nicht ein tieferes Bedürfniß gesteckt, so würde dieselbe so schnell wie manche andere verschwunden sein. Sie hat jedoch Ergebnisse zur Folge gehabt, die in ihrer Gesammtheit für die Cultur- und Kunstgeschichte zu bedeutend sind, als daß der Spott über die „Bilderlotterien" oder die Behauptung, die Kunstvereine hätten die Mittelmäßigkeit beschützt, eine Menge geringer Talente lediglich zur Selbsttäuschung verleitet, und daher ein künstlerisches Proletariat hervorgerufen, das historische Gewicht jener Resultate entkräften könnte. Den Sinn für bildende Kunst, der durch den für die Musik bei der vergangenen Generation unterdrückt war, hat das Institut der Kunstvereine weit über das ganze deutsche Land verbreitet. Diese Verbreitung ist an sich zu wichtig, als daß die Wahrnehmung der von einzelnen Vereinen hin und wieder begangenen Mißgriffe, die Anerkennung des Gesammterfolgs schmälern könnte.

Es existiren in diesem Augenblicke größere und kleinere Kunstvereine in folgenden Städten: in Augsburg, Berlin, Breslau, Bremen, Braunschweig, Carlsruhe, Cassel, Cöln, Danzig, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt a. M., Greifswald, Halberstadt, Halle, Hamburg, Hannover, Königsberg i. Pr., Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Potsdam, Posen, Prag, Rostock, Salzburg, Stettin, Stuttgart, Triest, Wien. Hierzu sind noch zwei außerhalb der Grenzen des deutschen Vaterlandes liegende Städte, nämlich: Pesth und Straßburg, da ihre Kunstvereine mit Deutschland im engsten Verkehr stehen, zu zählen.

Von allen diesen Vereinen ist der älteste der zu München (1823), wo durch König Ludwigs persönliche Vorliebe für die bildenden Künste ein mächtiger Anstoß gegeben war; die Begründung ging nicht von Dilettanten, sondern von Künstlern, nämlich Stieler, Quaglio, Heß und Gärtner aus. Schnell folgten ihm Vereine zu Berlin (der sich „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate" nannte), Dresden, Leipzig, Breslau (1828). Von besonderem Gewicht und Einfluß wurde bei dem Aufschwunge, den die Düsseldorfer Akademie unter Schadow nahm, der Düsseldorfer, der sich „Verein für die Rheinlande und Westphalen" nannte (1829). Er erhob sich schnell, und zählt jetzt über 3000 Actien zu 5 Thaler. Seine Schritte nahmen sich viele andere Vereine zum Muster. Die Anzahl derselben war bereits 1834 so stark, daß eine Versammlung und Berathung von Commissarien deutscher Kunstvereine zu Berlin im Oktober jenes Jahres stattfand, welche das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Gesellschaf-

ten untereinander zu ordnen versuchten, eine Maßregel, die um so nöthiger war, als die Thätigkeit der Vereine in vielen Städten ein ganz spezielles Ziel hatte, das ohne Gemeinsamkeit nicht erreicht werden konnte, nämlich das der Einrichtung von „Kunstausstellungen." Es zeigte sich hier vielfach ein lokales Bedürfniß, das die mit einer vom Staate geförderten Kunstakademie versehenen Städte, wie Berlin, Dresden, München, Düsseldorf, freilich gar nicht kannten; den Vereinen dieser Städte kamen die Kunstwerke zur Auswahl zu, ohne daß sie selbst sich um deren Herbeischaffung Mühe zu geben brauchten. In den meisten deutschen Städten aber fehlte dem Publikum gänzlich die Gelegenheit, sich durch Anschauung der Werke neuerer Meister zu bilden. Das Verlangen, selbst eine jährlich, oder zweijährlich wiederkehrende Ausstellung neuer Erzeugnisse zu sehen, machte nicht nur in den größeren Mittelstädten, sondern auch in denen unter 20,000 Einwohnern sich so vielfach geltend, daß ohne Verträge, welche die Zeitfolge solcher Ausstellungen regulirten, ein Wettkampf, eine zwecklose Nebenbuhlerei nach dem Besitz von gerade etwa vielbesprochenen Bildern unvermeidlich wurde; diese Zeitfrage aber regelte man, indem die geographische Lage einzelner Städte dieselben darauf führte, sich zu einem Cyklus zu verbinden.

So verbanden sich die preußischen Städte östlich von der Elbe, nämlich Königsberg, Danzig, Stettin, Posen, Breslau, dann die westlich von derselben gelegenen, Halle, Halberstadt, Magdeburg, denen Braunschweig und Kassel sich anschlossen. Eben so machten es andre norddeutsche, dann die süddeutschen, durch die Vermehrung und Ausbreitung der Ausstellungen wirkten die Kunstvereine sehr viel; denn an Orte, wohin früher selten, eben nur wenn ein spekulativer Bilderkrämer auf seiner Tour sie heimsuchte, etwas von neuen, namentlich größeren Werken gelangt war, wurde durch die Möglichkeit der Vergleichung auf die Geschmacksbildung vortheilhaft gewirkt. Daß die Erleichterung des Transports durch die Eisenbahnen diese Unternehmungen sehr begünstigt hat, ist nicht zu leugnen. Mag immerhin die Eitelkeit einzelner Dilettanten, die auf solchem Wege Ansehen und Bedeutung in ihren Wohnorten, wo sie nun als Mäcene verehrt wurden, erreichten, bei dem Betriebe der Sache als mächtiger Hebel in's Spiel gekommen sein, so verringert dies nicht im Geringsten den Werth des Resultates, daß nämlich die Geschmacksbildung in größeren Kreisen nunmehr verbreitet wurde, während sie früher von einigen wenigen Städten als ein Vorrecht in Anspruch genommen wurde. Die Erfahrung lehrt, daß die Anzahl der Mitglieder bei jedem Kunstvereine, sich unmittelbar nach der von ihm veranstalteten Ausstellung vermehrte, Beweis genug, wie nothwendig es war, der Kunst Brücken zu bauen, die sie mit dem Leben verbanden. Lassen wir den Spott, den z. B. L. Tieck in seiner witzigen Novelle: „Die Vogelscheuche" über die modernen Kunstmaßregeln ausgießt, immerhin gewähren, die Thatsachen sind dennoch weit gewaltiger, als sein ironischer Stachel.

Es ist nicht möglich, die Summe, worüber alle deutschen Kunstvereine zu-

sammen jährlich disponiren, mit Genauigkeit anzugeben, da die Jahresberichte nebst Rechnungsbelegen uns nur von einem Theile derselben zugänglich sind, jedoch meinen wir der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn wir dieselbe auf etwas mehr als 100,000 Thlr. anschlagen. Man darf nämlich nicht übersehen, daß die Kräfte der Vereine höchst ungleich sind; mancher nimmt jährlich nur 1000 bis 2000 Thlr. ein, während der Düsseldorfer allein auf 14 bis 15,000 Thlr. zu rechnen hat. Diese finanzielle Macht wird nun zwar nicht überall nach denselben Grundsätzen verwandt, jedoch ist ein Hauptzweck überall maßgebend, nämlich der: den Sinn für Kunstschönheit zu fördern. Ständen die Ansichten über deren Wesen, und über die Zweckmäßigkeit einzelner Mittel fest, so wäre sehr viel gewonnen. Ueber dem Schwanken dieser Begriffe scheitert oft die Hoffnung der Uneigennützigsten und Tüchtigsten. Die Wege, welche zu jenem Hauptziele eingeschlagen worden sind, werden wir hier übersichtlich angeben.

Zunächst ist überall die Absicht, den Absatz neuentstandener Kunstwerke zu erleichtern, und zu vermehren dadurch, daß man von denen, die auf den Markt gebracht waren, die, welche für die besten gehalten wurden, ankaufte, an den Tag gelegt worden. Trifft der einzelne Liebhaber seine Auswahl, so folgt er hierbei allein seinem individuellen Geschmack, hängt aber der Beschluß von einem erwählten Ausschusse ab, so soll der objektive, ja, der absolute Werth des bevorzugten Werkes ermittelt werden. In ästhetischen Dingen ist die Feststellung des Urtheils durch ein Comité oft mißlich, ein einzelner, im wahren Sinne des Worts unbefangner, erprobter Kunstkenner wird am Ende richtiger entscheiden, als eine Mehrzahl, die sich gewöhnlich vereinigt. Nun kommt noch die partikuläre Tendenz vieler Kunstvereine hinzu, von der kaum einer ganz frei ist. Sie nehmen sich nämlich, wie billig, einheimischer, d. i. provinzieller Talente an, dies gebietet ihnen „Rücksichten." Ein verhängnißvolles Wort! Wie oft ist die völlige Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils dadurch gelähmt worden! Und doch ist es so natürlich, daß angehende Talente sich an die ihnen zunächst wohnenden Gönner anlehnen! Ferner frägt sich, wie diese angekauften Gemälde verwendet werden? Die beliebte Ausloosung derselben unter die Actionärs hat ihr Gutes, so viel man auch darüber gekrittelt hat, denn sie ist nun einmal das Hauptmittel, um viele zur Theilnahme heranzuziehen. Aber wohl hat man eingesehen, daß die Zersplitterung im Privatbesitz der Kunst weniger nütze, als die Errichtung von öffentlichen Gallerien.

Dieses war die zweite Maßregel der Kunstvereine, die in vielen Städten Anhänger künftiger Museen bildeten, woraus die Nachwelt einen Ueberblick des sich entwickelnden und wechselnden Geschmacks gewinnen wird. Hier und da hat man bereits eigene Wohnungen zur Ausstellung des Erworbenen gemiethet. Für die Erweiterung solcher Sammlungen ist an einem Orte mehr, an andern weniger geschehn. Verhältnißmäßig hat Königsberg in Preußen diesen Zweck am Nach-

drücklichsten gefördert. Manche Vereine haben sich begnügt, manche ihrer Erwerbungen verschiedenen öffentlichen Zwecken zu widmen, anstatt eigene Sammlungen zu gründen. Sie hatten also Kirchen, Gerichtslocale u. s. w. damit beschenkt. Dies führte nothwendig dazu, sich nicht darauf zu verlassen, welche Gemälde etwa zum Kaufe angeboten würden, sondern selbst dergleichen zu bestellen, weil man bestimmten Zwecken entsprechende Gegenstände im Bilde zu sehn wünschte. Wir dürfen dies, nämlich Aufträge zu bestimmten künstlerischen Arbeiten, unter contraktlichen Bedingungen, als die dritte Maßregel unterscheiden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie die würdigste und edelste von Allen ist, so lange sie in ihrer wahren Bedeutung erfaßt wird. Denn zuvörderst werden dadurch Aufgaben zur Ausführung gelangen, die bei ihrem Umfange sonst bloße Wünsche geblieben wären, da sie höhere Preise nöthig machen, als der einzelne Liebhaber zu zahlen pflegt. Dann werden auch diejenigen Stoffe, deren weltgeschichtliche Bedeutung über einzelne, spezielle Neigungen erhaben, ein Recht darauf haben, in monumentaler Weise verewigt zu werden, zu diesem ihrem Rechte gelangen. Die Kunst nimmt dann ihr höheres Amt in der Bildungsgeschichte der Menschen in Anspruch und überliefert der Nachwelt durch ihre Mittel Ereignisse, wobei Schilderung durch die Feder des Geschichtsschreibers für jene unmittelbar wirkenden sinnlichen Mittel niemals genügenden Ersatz bieten kann. Mit einem Worte, in unsern von Privatleidenschaft hin und herbewegten Tagen wirkt jene Maßregel, einsichtig gehandhabt, dahin, daß die Einzelnen, Künstler wie Kunstfreunde, durch Werke, die ihrer Zeit angehören, und doch über deren innere Zwietracht erhaben sind, gleichsam zur Besinnung gebracht werden. Verloren aber geht dieser Vortheil, wenn gerade durch jene Aufträge selbst einseitigen Tendenzen das Wort geredet, und die Kunst dazu verleitet wird, die Leidenschaften aufzustacheln, anstatt sie zu läutern. Daher ist jene Wahl des Stoffs sehr schwierig. Ferner wird die Zersplitterung unsers Vaterlandes in so viele durch Neigung, Sitte, Verwaltung unterschiedene Theile bei der Ausführung der besprochenen Kunstmaßregel ebenfalls fühlbar. Sie muß gar oft nur dazu dienen, einen ganz lokalen Wunsch zu befriedigen, oder ein provinzielles Talent zu unterstützen und aufzumuntern. Vereinigung zu gemeinsamen Schritten aller Kunstvereine, dies würde hier von wesentlichem Nutzen sein. Wir kommen am Schlusse dieses Aufsatzes hierauf zurück. —

Nun zu einem vierten Punkte! Alle Kunstvereine haben die Vervielfältigung beifällig aufgenommener Gemälde behufs der Vertheilung unter ihre Mitglieder als ersprießlich für Verbreitung des Kunstsinns erkannt. Zuerst wendete man hierzu die Lithographie an, weil sie wohlfeiler als Kupferstich zu stehen kommt, später, als die Vereine ausgebreiteter geworden waren, und man die Unzulänglichkeit der Lithographie bei vielen Aufgaben empfand, den Kupferstich in der schon vor langer Zeit einmal beliebten Aqua-tinta-Manier, womit sich angenehme Effecte erreichen lassen, während die dem Kenner theure Linienmanier zu viel Zeit und

Kosten erforderte. Es wurden so eine Menge hübscher Zimmerverzierungen hervorgebracht, wobei man nur die Bemerkung machte, daß sie den Besitzern nach einiger Zeit gleichgiltig und vielleicht gar in die Rumpelkammer geworfen wurden. Man sah daran, wie leicht Geschöpfe der Mode abgenutzt werden. Dies forderte zur vorsichtigen Auswahl der Gegenstände auf; und in der That lehrt die Vergleichung der in den früheren Jahren ausgegebenen Vereinsblätter mit den neueren und neuesten, daß dieselben meistens nicht blos einen höheren Grad technischer Ausführung, sondern auch einen höheren Compositionswerth an den Tag legen. Allein das wahre Ziel der ganzen Maßregel, Verbreitung der besten, an Geist und Gefühl reichsten künstlerischen Compositionen unserer Zeit ist noch lange nicht erreicht, weil man bei schwankenden eigenen Grundsätzen viel zu sehr den Ach's! und O's! flüchtiger Bewunderung aus dem Munde der neugierigen Besucher der Ausstellungen nachgab. Gerade bei dieser Maßregel sollte man weniger mit dem Strom schwimmen und bedenken, daß wenn man eben das Mittelmäßige als das Bequemste durch die vorhandenen Mittel vervielfältigt, man eben auch dem Sinn für die Mittelmäßigkeit in immer weiteren Kreisen Vorschub leistet. Geistvolle Compositionen sollte man in Umrissen, aber diese in der gediegensten Weise verbreiten, dies würde den Formsinn verbreiten, wecken und nähren, während man durch leidliche Wiedergebung des pittoresken Effects nur das Urtheil besticht und von dem Inhalte ablenkt. Andererseits würde die durch die Rivalität verschiedener Manieren jetzt so sehr beeinträchtigte Kupferstechkunst, deren Blüthe in den alten Meisterschulen wohl den Neid unserer Zeit erwecken sollte, ihren besondern Schutz fordern. Die Ueberschwemmung mit kalten markloſen Stahlstichen ist doch einmal kein ächter Gewinn für die Kunst.

Noch mancher Zweig der Thätigkeit der Kunstvereine, als die hier und da mit Erfolg betriebene Erhaltung vaterländischer Kunstalterthümer, die Bildung von Stipendien für angehende Talente und Anderes wäre hier zu nennen, wenn nicht diese Richtungen der Thätigkeit vereinzelt daständen, und nicht vorzüglich die allen Vereinen gemeinsamen unsere Aufmerksamkeit verdienten. Es wird aus dem in gedrängter Uebersicht bisher gegebenen Stoffe ansichtlich geworden sein, daß die Gesammtwirksamkeit der Vereine ein bedeutendes culturhistorisches Moment bildet. Gesetzt, alle Vereine stellten plötzlich ihre Wirksamkeit ein, es würde daraus der jetzt lebenden und schaffenden Künstlerschaft ein durch nichts zu ersetzender Nachtheil erwachsen; mithin ist der in unzähligen Recensionen stets wiederkehrende Spott und Tadel, der über die Kunstvereine oft von talentlosen oder faulen Künstlern, oft von federfertigen Leuten, denen es nur um Schreiberei, nicht um Erreichung und Begründung eines sachgemäßen Urtheils zu thun ist, ausgegossen wird, es ist derselbe, sagen wir, mindestens ein Zeichen von Unkenntniß der kunstgeschichtlichen Zustände. So viele Mißgriffe vorliegen mögen, den Sinn für bildende Kunst haben die Vereine unleugbar allgemeiner gemacht, als er es noch

vor zwanzig Jahren war. Schon der beſſere Geſchmack der zahlreichen Illuſtrationen ſo vieler Kalender und Zeitſchriften gibt Zeugniß davon, und wenn wir auch zugeben, daß die zum Schaden der Idealiſtik jetzt vorwaltende Vorliebe für charakteriſtiſche Form, z. B. in den Düſſeldorfer Monatsheften, in den Münchner illuſtrirten Blättern mit der Neigung unſerer Zeit zur Carricatur, d. i. der bildlichen Satyre zuſammenhängt, ſo ſind ſelbſt jene in allen Kaffeehäuſern ausliegenden Sachen geeignet, dem Volke ſeine an Verzeichnungen ſo reichen Bilder der früheren Epoche zu verleiden. Man hat aber gewiß etwas für die menſchliche Bildung erreicht, wenn man den Samen des Geſchmacks ausbreitet, denn auch das Auge verlangt ſeine beſondere Erziehung.

Mängel und Schwächen, die ſich in der Verwaltung der deutſchen Kunſtvereine nachweiſen laſſen, ſind oben mehrfach angedeutet worden; wenn es nun darauf ankommt, deren Wiederholung vorzubeugen, ſo können wir nur auf den allgemeinen, in ſo vielen Zweigen deutſcher Cultur nachtheilig fühlbaren Umſtand verweiſen, daß der Partikularismus auch auf dem Kunſtgebiete national-deutſchen Leiſtungen hemmend in den Weg tritt. Der Geſchmack nimmt in den einzelnen deutſchen Ländern ſeine beſondere Färbung an. Iſt es denn in der dramatiſchen Literatur, ſelbſt in der Muſik viel anders? Wir meinen, darin mehr den Ausdruck geiſtigen Reichthums als der Armuth zu finden. Allein für alle die vielen größeren und kleineren deutſchen Kunſtvereine wäre gewiß allmälige ſtärkere Einigung in ihren ſämmtlichen Maßregeln vorzugsweiſe zu empfehlen. Wenn ſich jeder Einzelne für den einſichtigſten hält, jeder Einzelne nur ſein kleines lokales Gebiet bedenkt, ſo wird der national-deutſchen Kunſt, die in ſo unzählige Richtungen zerfahren iſt, nicht geholfen. Was uns alſo für das fernere Gedeihen ſowohl der Künſtler als deren Gönner am Erſprießlichſten ſcheinen würde, dies ſind jährliche Conferenzen von einſichtigen Abgeordneten aller Vereine, mit der Verpflichtung, gemeinſame Zwecke nicht aus den Augen zu verlieren und betreffende Beſchlüſſe jeglicher nach ſeinen Mitteln und Kräften zu befördern. Einſtweilen iſt das „deutſche Kunſtblatt," redigirt von Eggers in Berlin, als ein Verſuch für die deutſchen Kunſtvereine ein gemeinſames Organ zu ſchaffen, ſchon freudig und beifällig zu begrüßen.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Neuchristliche Poesie.

Unter sämmtlichen Notabilitäten des neueren Frankreich ist Chateaubriand so ziemlich die einzige, welche sämmtliche Parteien zu gleicher Verehrung vereinigt. Vor diesem Namen streckt die Kritik ihre Waffen, Romantiker und Classiker finden sich auf neutralem Boden. Selbst aus der älteren Literatur findet sich kein Name von so allgemeiner Anerkennung. Von Racine z. B. wird zwar jede Literaturgeschichte berichten, er sei ein großer Dichter gewesen, denn der Franzose ist zu eitel, um sich den Ruhm seiner Vergangenheit verkümmern zu lassen, und der leidenschaftlichste Republikaner würde sich in seinem Patriotismus verletzt fühlen, wenn man die Größe Ludwigs XIV. zu bezweifeln wagte; aber mit jener unbedingten Anerkennung Racine's wird nur der Classiker schließen, der Romantiker wird, wenn auch noch so bescheiden, immer hinzusetzen: mais c'est perruque. Chateaubriand dagegen ist der große Mann ohne weitere Bemerkung.

Für uns Deutsche hat diese Verehrung etwas Unbegreifliches. Der Inhalt seiner Poesie steht mit der öffentlichen Meinung, auch in Frankreich, in directem Widerspruch, und in seiner Form finden wir eine Frivolität und Oberflächlichkeit, wie sie selbst bei Franzosen selten ist. In einem frühern Aufsatz (Grenzboten 1848, Heft 30.) habe ich Chateaubriand als Totalität zu motiviren versucht. Ich beschränke mich diesmal auf eine bestimmte Periode seiner Thätigkeit, die sich etwa auf das erste Jahrzehend unsers Jahrhunderts zurückführt, und auf eine bestimmte Seite derselben, den Versuch einer Wiederherstellung des Christenthums.

Die Werke, die dahin gehören, zerfallen in zwei Reihen; sie beziehn sich nämlich entweder auf seine Wanderungen in Nordamerika oder auf seine Pilgerschaft nach Jerusalem. In die erste Reihe gehören die beiden kleinen Erzählungen Atala und René, das prosaische Heldengedicht les Natchez und die Voyage en Amèrique; in die zweite das Jtineraire, le dernier des Abencerages; das Epos: les Martyrs ou le triomphe de la religion Chrètienne, und aus der spätern Zeit: la vie de Rancé, die Etudes historiques, und die Uebersetzung des verlorenen Paradieses mit der dazu gehörigen Einleitung: Essai sur la literature anglaise et considèrations sur le gènie des hommes, des temps et des révolutions. In dem Gènie du christianisme finden beide Reihen ihren Knotenpunkt. Mit dem letztern beginne ich.

Der „Geist des Christenthums" erschien in London 1802, in einer Zeit, als Napoleon durch die Restauration der Kirche dem Staat der Revolution

gleichsam ein neues Fundament zu geben suchte. In Deutschland waren damals Schleiermacher, Jacobi, Herder, Schelling und die Romantiker, jeder von seinem specifischen Standpunkt aus, bemüht, die Religion wieder in ihre Rechte einzusetzen. Chateaubriand wie die deutschen Romantiker bekämpften den Unglauben nicht als theologische Zeloten, sondern vom Standpunkt der Bildung aus, die durch eine Selbstkritik auf die alten Wahrheiten zurückkommen sollte. Schleiermacher richtete seine „Reden über die Religion" (1799) an „die Gebildeten unter ihren Verächtern;" er forderte sie auf, in ihrem Unglauben nur recht frei und unbefangen zu sein, und den Glauben zunächst als etwas Thatsächliches zu prüfen, das doch einmal dagewesen sei und eine gewisse Berechtigung gehabt haben müsse. Chateaubriand mißbilligt entschieden die Kämpfer für die gute Sache, welche sich auf die Autorität berufen. „Wir sind nicht mehr in der Zeit, wo es gut war, zu sagen: Prüfet nicht, sondern glaubet! man wird prüfen, trotz unseres Einspruchs." Auch käme es eigentlich nicht darauf an, die Gründe der ungläubigen Sophisten zu widerlegen; es sei ihnen mit diesen Gründen doch kein rechter Ernst gewesen. Die Hauptsache sei: zu zeigen: qu'il n'y a rien de plus aimable, de plus pompeux, als die Dogmen, die Lehren und der Cult des Christenthums.

In anderer Beziehung dagegen ist die Apologetik auf beiden Seiten sehr verschieden, so verschieden als der Feind, den man zu bekämpfen hatte. Das was man nämlich in Deutschland Aufklärung nannte, unterscheidet sich von der Französischen nicht nur dem Grade, sondern auch dem Wesen nach. Man muß dies um so schärfer hervorheben, da man bis jetzt noch gar nicht aufmerksam darauf gewesen ist. Die französische Aufklärung ging theils von den exacten Wissenschaften, theils von der gesellschaftlichen Convenienz aus; von beiden Seiten opponirte sie im Namen der Natur, des gesunden Menschenverstandes und der Aesthetik gegen den Spiritualismus in den Dogmen wie in den sittlichen Lehren des Christenthums. Der deutsche Protestantismus dagegen, wie er sich am reinsten in Kant und Fichte ausspricht, blieb bei diesen äußerlichen Angriffen nicht stehen, sondern ging in das Innere ein; er stellte nicht das Recht der Natur dem Rechte des Geistes gegenüber, er fand vielmehr, daß der Spiritualismus des Christenthums noch viel zu sehr mit natürlichen, materiellen Momenten versetzt sei, und hielt es nun für seine Aufgabe, die Vergeistigung der Religion des Geistes selbstständig fortzuführen. Das Christenthum verlangt eine Reihe von Opfern und Entsagungen, aber nur zum Schein, denn es erkauft diese Opfer durch Verheißungen künftigen Heils; diesen irrreligiösen Zusatz hob Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" auf. Die Pflicht sollte um der Pflicht willen, ohne alle, wenn auch noch so versteckte egoistische Beimischung ausgeübt werden. Von den Dogmen wurde, was sich nicht als Gesetz oder als Beispiel auf

dieſe Praxis der Pflicht bezog, mit kühler Höflichkeit bei Seite geſchoben; es möge ganz wahr und ganz ſchön ſein, aber mit dem Weſen der Religion, dem Gebot des Geiſtes, habe es nichts zu ſchaffen. Fichte hat nachher in ſeinen tiefſinnigen Spekulationen die Gewißheit der Sinne ebenſo kritiſirt, als die Gewißheit des Glaubens; er hat in dieſer Welt des Scheines nur Einen feſten Punkt gefunden: das Gebot der Pflicht. Nur aus der Gewißheit dieſes Gebotes und der ſittlichen Nothwendigkeit, daß es ſich erfülle, ſchließe ich auf die Exiſtenz von Weſen außer mir, die ich mir gar nicht zu erweiſen vermag; nur um ſeinetwillen iſt dieſe Welt vorhanden. Dieſer ganze Gedankengang iſt einſeitig, aber groß; nur die Flachheit unſerer poetiſchen Dilettanten hat dem kühnen Gedanken des ſittlichen Idealismus die Poeſie abſprechen können.

Ich bemerke nebenbei, daß dieſe Verſchiedenheit der Oppoſition gegen den gegebenen Glauben auf dem Unterſchied der beiden Formen des Chriſtenthums beruht, des Proteſtantismus und des Katholicismus, von denen der eine Welt und Natur vergeiſtigt, während der andere Geiſt und Natur von einander ſchied. Näher ausgeführt habe ich das an einem andern Orte.

Danach beſtimmt ſich der Unterſchied in der romantiſchen Reſtauration des Chriſtenthums. Gegen die harten Gebote des ſittlichen Geiſtes nahmen Herder, Schleiermacher, Jacobi die freien Regungen der Seele, die ſich auf das Practiſche nicht beziehen, die Stimmungen, das zartere Empfinden, die ſinnige Naturanſchauung in Schutz; ſie ſtellten das Recht der individuellen Natur den Anforderungen des unlebendigen Geſetzes entgegen. Ebenſo vertraten Schelling, Novalis u. ſ. w. — ſpäter in größerem Stil die Hegel'ſche Schule — die Freiheit der reinen, myſtiſchen Speculation gegen die Anmaßung des ſittlichen Geiſtes, daß man nur darum denken ſolle, um ein Geſetz für ſein Handeln zu finden. Der Verſuch der deutſchen Myſtik alſo, das Chriſtenthum in der Empfindung und im Denken wiederherzuſtellen, war im Verhältniß zu ſeinen Vorausſetzungen ein freilich noch unklarer und verworrener Weg zur Freiheit und zur Natur zurück.

Anders in Frankreich. Die franzöſiſche Aufklärung war in der Theorie materialiſtiſch, in der Sittlichkeit egoiſtiſch, beides mit einer nicht kleinen Beimiſchung von Skepſis. Der Gegenſatz gegen dieſelbe ſtrebt alſo nicht nach der Geltendmachung der Natur und Freiheit, ſondern nach der ſpiritualiſtiſchen Idee des Opfers und der Reſignation zurück. Chateaubriand's Hauptaufgabe beſteht darin, dieſe Idee des Opfers den herrſchenden äſthetiſchen Vorſtellungen, dem conventionellen Denken plauſibel zu machen.

Die Aufklärung hatte in allen Dingen Klarheit und Beſtimmtheit geſucht. Wozu? fragt Chateaubriand. Eigentlich lieben die Menſchen die Myſterien; die ſchönere Hälfte der Menſchheit, die Frauen, können ohne Geheimniſſe nicht leben. Nur vor dem Verborgenen hat man Scheu. Statt mit dem Chriſtenthum zu rechten, ſollte man ihm alſo vielmehr dafür danken, daß es uns Dinge lehrt, die

wir nicht verstehen, denn damit befriedigt es ein tiefgefühltes Bedürfniß der menschlichen Natur. Nicht ohne Sehnsucht kann man an die Schönheit der alten Zeiten zurückdenken, wo die Wälder nicht still, die Grotten nicht tief genug waren für die Gläubigen, welche darin über die göttlichen Geheimnisse nachdachten! — In diesen Mysterien ist um so mehr Stoff für das Empfinden, je weniger bestimmten Inhalt sie bieten. Während die protestantische Mystik in die einzelnen Dogmen die ganze Tiefe ihrer Speculation zu versenken sucht, spielt der reflectirte Katholicismus mit anmuthigen Bildern um dieselben herum. So mit der Idee der Dreieinigkeit, es lohnt nicht darauf einzugehen. Am gefälligsten stellt sich die Gestalt der Muttergottes der halbsinnlichen Phantasie gegenüber: „Maria ist die Göttin der Unschuld, der Schwäche und des Leidens.“ — Wie die Mysterien der Dogmatik, so bieten auch die Gebräuche des christlichen Cultus den Sinnen und der Phantasie eine unerschöpfliche Fülle von anmuthigen Bildern. „Diese Gebräuche sind schon darum von der höchsten Sittlichkeit, weil — — unsere Väter sie schon geübt, weil unsere Mütter sie an unserer Wiege gesungen haben, weil sie das Grabmal unserer Ahnen beschatteten, ihrer Asche Frieden verliehen.“ So könnte freilich jeder Fetischdiener seinen Glauben rechtfertigen. — Die Sacramente beglücken und heiligen das ganze Leben (Göthe hat einmal in Wahrheit und Dichtung eine ähnliche Darstellung versucht). Mit der Geburt die Taufe, mit der erwachenden Pubertät die Confirmation, die Vermählung des Menschen mit dem Schöpfer. Dann folgt die Theilung in die eheloſe und die eheliche Welt (Priesterweihe, Ehe). Das Cölibat ist auch sittlich eine sehr gute Einrichtung, weil sonst die Bevölkerung zu sehr zunähme!! Ueberdies sei die Jungfräulichkeit die Vollendung der Schönheit. Ein Bienenstock wird der Gesellschaft als Muster vorgehalten; die tugendhaften Bienen bleiben keusch, ein einzelnes weibliches Individuum übernimmt die Last der Fortpflanzung. Das göttlichste Wesen ist der freie Weise, ein Plato in der Wüste, nur mit dem Gedanken Gottes beschäftigt. — Beichte, Abendmahl setzen eben das irdische Leben in beständigen Rapport mit dem himmlischen; die letzte Oelung identificirt sie.

Folgt eine Theodicee, in den bekannten Redensarten durch beständige Einflechtung sentimentaler Erinnerungen aus der Urwaldsreise gewürzt. Im Anfang hätte es keinen Tod gegeben. Die Einwendung, daß alsdann die Erde alle die geschaffenen Wesen nicht hätte bergen können, will Nichts sagen, „denn wahrscheinlich wäre dann der größte Theil der Menschen in heiliger Jungfrauenschaft geblieben, oder die Millionen Sterne wären uns zu köstlichem Ruhesitz angewiesen und die Engel hätten uns lebendig hingeführt.“

Gottes Existenz wird von allen Thieren anerkannt, nur unter den Menschen gibt es Atheisten. — Ich wüßte freilich nicht, wie die Rinder und Schaafe zum Atheismus kommen sollten, denn der Atheismus setzt den Gedanken Gottes voraus. — Selbst die leblose Natur hat Augenblicke der Feier, wo sie aus allen

Gegenden des Erdballs ihre Musikanten zusammenruft. — Aber das alles ist nur für uns, zu unserm ästhetischen Vergnügen oder praktischen Nutzen, z. B. die Wüste — für welche Chateaubriand jeden Augenblick in unmotivirten Enthusiasmus ausbricht, — das Meer, der Urwald sind darum da, um in uns das Gefühl des Erhabenen zu erwecken, selbst die Wanderungen der Thiere haben einen solchen ästhetischen oder praktischen Zweck. — Auch die Liebe zum Vaterlande soll das Dasein Gottes beweisen, weil sie doch einen Urheber haben müsse. Den Bauern wird ein melancholischer Instinct zugeschrieben, der ihnen den Himmel zeige. — In dergleichen gedankenlosen Einfällen geht es weiter, bis endlich der Trumpf ausgespielt wird: der Atheismus bringe keinen Nutzen, mache aber viel Kummer, darum sei es zweckmäßig, ihn zu vermeiden. —

Die Aufklärung hatte im Namen der Kunst gegen die Abstractionen des Christenthums protestirt; Chateaubriand sucht nun nachzuweisen, daß es vielmehr der Kunst sehr nützlich sei. Es sei nicht eigentlich Gegenstand der Poesie, aber ein sehr wirksames Mittel, so namentlich die heilige Geschichte, die Legenden mit einbegriffen. Sogar Voltaire der Spötter habe sich in seinen Poesien (Zaire, Alzire) an das Christenthum halten müssen. Es wird nun eine Vergleichung zwischen der heidnischen und christlichen Poesie angestellt, und wir erfahren zu unserm Erstaunen, daß die Figuren des französischen Theaters weit höher stehen als alle Schöpfungen der Griechen. — Das Christenthum — hier treffen wir einmal auf einen wirklichen Gedanken — ist wie ein Wind, der die Segel der Tugend anschwellt und die Stürme des Gewissens vervielfältigt. — Die tiefere Durchforschung der Sünde hat allerdings die tragische Poesie bereichert. — Die Vergleichung der christlichen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) mit den heidnischen, und die Entwicklung der christlichen sieben Todsünden ist sehr oberflächlich gehalten und verdient eine genauere Erörterung. Chateaubriand kommt es nicht viel darauf an, im Augenblick, wo er eine bestimmte Seite der Betrachtung braucht, die Totalität des Wesens vollkommen aus den Augen zu verlieren; so erzählt er einmal mit großer Genugthuung, daß der christliche Gott noch leidenschaftlicher sei als Jupiter, und daß die christliche Kunst auch in der Darstellung der sinnlichen Lust die Griechen übertroffen habe. — Vor allem aber wird die christliche Melancholie als Urquell der eigentlichen Poesie, namentlich der descriptiven, gefeiert, welche den Alten ganz unbekannt war: eben die Neigung zur Einsamkeit und zur stillen Gemeinschaft mit Gott führe die Menschen in die Wüsten und Urwälder, und erschließe ihnen dort die Geheimnisse der Natur und die Wunder einer überirdischen Welt. Die letztere sei mit einem viel zweckmäßigern Geschmack gruppirt als die heidnische, in die Doppelreihe der guten und bösen, und die christliche Hölle zeichne sich nicht allein durch eine viel größere Virtuosität in der Erfindung von Martern aus — la poésie des tortures et les hymnes de la chair et du sang seien eine specifisch christliche Kunst, und alle Sagen vom Tartarus wären

ein Kinderſpiel gegen die ſchreckliche Phantaſie eines Dante und Breughel, — ſondern auch dadurch, daß die Folterer mitleiden.

Das eigenthümlichſte Kapitel hat die Ueberſchrift: Harmonies poétiques et réligieuses. Es handelt vorzugsweiſe von der Poeſie der Ruinen und Gräber im Verhältniß zu der ſie umgebenden Landſchaft, und ſucht nachzuweiſen, daß durch die chriſtlichen Einrichtungen, die Glocken, die gothiſchen Kirchen, die prächtigen Aufzüge, ſelbſt die lateiniſche Sprache beim Gottesdienſt, dieſe innere Poeſie des Gemüths mehr beſchäftigt werde, als durch die ſinnliche Feier der Alten. Ich habe ſchon bei einer andern Gelegenheit erwähnt, wie die Frivolität ſoweit geht, daß die künſtleriſche Attitüde des gekreuzigten Erlöſers unter die Rechtfertigungen des Chriſtenthums mit aufgenommen wird.

Im weitern Verlauf wird dann der Spiritualismus der Religion gerade wegen ſeiner hochgeſpannten Forderungen gebilligt: jemehr ein Geſetzgeber die natürlichen Neigungen bekämpfe, deſto mehr ſichere er die Dauer ſeines Werks, dann wird aber gleich darauf die Gerechtigkeit der Gnade dem ſtrengen Geſetz gegenüber geprieſen, und vom Chriſtenthum geſagt, es ſchone Alles, die Empfindſamkeit, die Eigenliebe, ſelbſt die Schwäche. — Zuerſt wird es der Religion nachgeeifert, daß ſie unverſtändliche Dinge lehre, am Schluß aber doch wieder erklärt: weit entfernt, die Unterwerfung der Vernunft zu fordern, erheiſcht die chriſtliche Wahrheit vielmehr deren ſublimſte Uebung. — Beides iſt übrigens richtig, aber Chateaubriand denkt nicht daran, den Widerſpruch zu löſen.

Den Schluß des Werks gebe ich wörtlich.

„Das Chriſtenthum iſt vollkommen, die Menſchen ſind unvollkommen. Nun kann eine vollkommene Folge nicht aus einer unvollkommenen Vorausſetzung entſpringen. Folglich iſt das Chriſtenthum nicht von den Menſchen gekommen. Wenn es von Gott gekommen iſt, ſo können die Menſchen es nur durch Offenbarung empfangen haben. — Folglich iſt das Chriſtenthum eine offenbarte Religion.“ — Das nennt ſo ein Franzoſe Logik! —

Chateaubriand findet zwar die Welt, ſeitdem die vortreffliche Erziehung der Jugend durch die Jeſuiten aufgehört hat, ſehr ſchlecht, tröſtet ſich aber mit dem Gedanken, die Kirche ſei im Ueberfluß und in der Ruhe erkrankt, ſie habe des Kreuzes vergeſſen, ſeitdem ſie das Kreuz wieder getragen, ſei ſie gerettet. —

Vergleicht man dieſe oberflächlichen, ſpielenden Bemerkungen eines Dilettanten, der in die Tiefe des chriſtlichen Geiſtes niemals eingedrungen iſt, Bemerkungen, die außer der ſeit Montesquieu hergebrachten äußerlichen Form keine Spur von methodiſcher Entwickelung an ſich tragen, mit der energiſchen Myſtik eines Pascal, die ſelbſt wo ſie raſt, wie König Lear an die urſprüngliche Majeſtät des menſchlichen Geiſtes erinnert, ſo erſcheint der Enthuſiasmus, mit dem ſie aufgenommen wurden, unbegreiflich. Ich finde auch keine andere Erklärung, als daß es zeitgemäß, populär und im franzöſiſchen Geiſte gedacht war. Man war

der einseitigen mathematischen Bildung müde, und hier erfuhr man nun, daß diese Bildung wirklich etwas sehr Ungenügendes sei; man wußte von der geistigen Freiheit der Revolution keinen Gebrauch zu machen, und ließ sich daher gerne belehren, daß diese Freiheit in der That etwas Unzweckmäßiges sei. Das Werk strengte das Denken nicht an, und war eben so unterhaltend als pikant, Grund genug, um es in die Mode zu bringen und seinem Verfasser einen großen Ruf zu verschaffen, welcher bei der in diesem Punkt den Franzosen eignen Pietät auch dann noch fortdauerte, als man aufhörte, das Werk zu lesen.

Gleichzeitig hatte sich Chateaubriand als Dichter einen Namen gemacht. Wir kommen auf Atala, René, die Natchez.

Das kleine Büchlein Atala, welches von der Liebe zweier Wilden handelt, hat in ganz kurzer Zeit in Frankreich 11 Auflagen erlebt, ist in sämmtliche Sprachen übersetzt — als Chateaubriand in Egypten war, begrüßte ihn ein türkischer Pascha mit Reminiscenzen aus Atala — der Dichter hat sprachlich so lange daran gefeilt, daß er es zuletzt für vollkommen erklärt hat, das einzige seiner Werke, von welchem er mit solcher Zuversicht redet; und auf Schnupftabacksdosen, Kupfern für elegante Kinder u. s. w. sind Scenen aus der Atala ebenso verbreitet, als die aus Paul et Virginie oder aus Wilhelm Tell. — Die unmittelbaren Beobachtungen auf seiner Reise durch Nordamerika haben ihn in seiner Darstellung wenig gefördert; die frühern Touristen haben uns ein viel deutlicheres Bild von der Natur der Indianer gegeben, und Chateaubriand in seiner Reisebeschreibung hat selber viel mehr originelle, naive und poetische Anschauungen; ich will mich gar nicht auf Cooper beziehen, in dem jede einzelne Redensart, jeder kleine Zug tausendmal charakteristischer ist, als die ganze Atala, wo die Wilden so aussehn, wie elegante, gepuderte Masken im Wildenputz. Ihre Sprache, ihre Empfindung, ihr Denken ist so geziert, so sentimental, so schwülstig, daß ein wirklicher Wilder keinen einzigen Satz daraus verstehen würde. Ich führe nur ein Beispiel an; der eine Wilde weint und sagt zu sich selber: orage du coeur, est-ce une goutte de votre pluie? — Es sind vielmehr frühere Schriften, die den Dichter inspirirt haben, namentlich Ossian, die Études de la nature von Bernardin de St. Pierre, und die Rêveries du promeneur solitaire. Chateaubriand selber behauptet, auch der Werther habe einen großen Einfluß auf ihn gehabt; ich wüßte aber nicht worin, denn so krankhaft die Leidenschaft im Werther erscheint, so ist doch Alles Natur; in der Atala ist davon keine Rede. Dagegen könnte das ganze Gedicht ohne weitere Störung in dem sogenannten Ossian stehen, mit dessen gespreizter, hohler Phraseologie es wetteifert. Der Grund des Erfolges, dessen sich Macpherson wie Chateaubriand erfreuten, lag zum großen Theil in dem Reiz der Neuheit, den die sogenannte poetische Prosa für die Franzosen hatte. Früher hatte man in der Prosa keinen andern Stil gekannt als den mathematisch bestimmten, mit etwas Esprit und Witz gewürzt; im Alexandriner das feierliche Pathos

einer conventionellen Empfindungsweise. Weichheit des Gefühls und erhöhte Stimmung in einer Prosa, die nicht für die Kanzel berechnet war, mußte überraschen, und wenn sie mit Geschick ausgeführt war, bezaubern. — Auf Bernardin de St. Pierre erlaube man mir mit einigen Worten zurückzugehen, weil sein Paul et Virginie seiner Zeit ein ähnliches Aufsehen erregte, und weil es das unmittelbare Vorbild der Atala ist.

Bernardin war ein Schüler Rousseau's. Er theilte mit seinem Meister die Sehnsucht nach der Natur, die er nicht nur in der Gesellschaft, sondern in der eignen Seele (das ist der Unterschied von Werther) als eine verlorne empfand. Er flieht nicht nur vor der öffentlichen Corruption, sondern der des eignen Herzens in die Einsamkeit. In Paul et Virginie ziehen sich zwei Frauen mit ihren Kindern vor den Anfechtungen civilisirter Bosheit und Beschränktheit in eine abgelegene Gegend der Insel Bourbon zurück. Um hier frei und nach der Natur zu leben, müssen sie — und das ist die beste Kritik dieser eingebildeten Natur! — Sclaven halten! Abgesehen davon, daß der Boden so gefällig ist, ohne die Anstrengung des menschlichen Fleißes die schönsten Früchte hervorzubringen. Sie verkehren mit Niemand, weil die Leute ihnen zu gemein sind, sie gehen nur Sonntags in die Kirche, und theilen Almosen aus. Ein alter Herr, gleichfalls Misanthrop, der sich ihnen zugesellt, hat die Ueberzeugung gewonnen, daß „der am mindesten unglückselige Zustand des Lebens der sei, allein zu leben." „Seitdem die Menschen nicht mehr in meinem Wege sind, und ich nicht in dem ihrigen, hasse ich sie nicht mehr, sondern beklage sie nur." „Es ist unmöglich, an einer Empfindung eine dauerhafte Freude zu haben, oder sein Verfahren nach einem beständigen Grundsatz einzurichten, wenn man sich nicht im Innern eine heimliche Einsamkeit bereitet, aus der die eigene Meinung selten hervortritt, und in die eine fremde nie eindringt." — In einer solchen Abgeschlossenheit kann natürlich nichts geschehen, und so flößt jener alte Herr seinem Zögling Paul Abneigung gegen die Geschichte überhaupt und ausschließliche Liebe zur Natur ein. Was geschehen soll, muß von Außen herankommen; durch äußerliche Einwirkungen wird das idyllische Glück gestört. Aber an dem eigentlichen bösen Ende ist doch die sittliche Verschrobenheit Schuld. Schon als Kind erröthet die Heldin, Virginie, so oft das Gespräch über Erbsen und Bohnen herausgeht; als sie nun durch einen Schiffbruch in Lebensgefahr geräth, und nur durch Schwimmen gerettet werden kann, ist sie zu schamhaft, sich zu entkleiden, und so geht sie unter, und wird als Heilige von der ganzen Insel angebetet. Die gesammte Familie stirbt vor Gram, und der alte Herr singt den Chorus: der Tod ist ein Glück für alle Menschen.

Trotz dieser Sentimentalität ist doch in Paul et Virginie eine gewisse Innigkeit und Einfachheit wenigstens im Detail der Empfindungen, die man in der Atala vergebens suchen würde. In einem andern Werk desselben Dichters, La chaumière Indienne, finde ich diese Einfachheit noch liebenswürdiger. Ein euro-

päischer Gelehrter macht weite Reisen, um die Weisheit zu suchen; er sucht sie vergebens bei den indischen Weisen, welche die Selbstsucht verblendet; er findet sie endlich in der Hütte eines verachteten Paria, den das Unglück und die Einsamkeit gebildet. — Wo findet man die Wahrheit? In der Natur. — Wer sieht sie? Ein reines Herz. — Wem darf man sie mittheilen? Nur den Guten. — Wenn dem so ist, wie kann die Menschheit fortschreiten? Durch das Unglück. — — Das alles ist sehr romantisch und sehr einseitig, aber man darf die sentimentalen Ausdrücke nur in die entsprechenden des Verstandes übersetzen, um das Richtige daraus herzuleiten.

In Atala ist die Galanterie, die Sentimentalität und das Rococowesen ganz nach Bernardin's Muster, aber nie so kräftig, nie so graciös. Der junge Wilde Chactas fällt fortwährend vor seiner Geliebten auf die Kniee; diese legt sich „tausend Fragen über den Zustand ihres Herzens" vor, und es erfolgen dann inbrünstige Küsse — um das recht zu würdigen, muß man Catlin's Bilder aus Nordamerika zur Hilfe nehmen —; Atala ist die Tochter einer heimlichen Christin, sie hat ihrer Mutter auf dem Todbett geloben müssen, keusch zu bleiben, und um dem Conflict dieses heiligen Gelübdes mit dem natürlichen Gefühl, das bei einer einsamen Reise mit Chactas durch Prairien sehr lebhaft wird, zu entgehen, nimmt sie Gift. Das Ideal des Romans, der Pater Aubry, der die Wilden nach Art der Jesuiten in Paraguay civilisirt, tröstet ihre Todesstunde durch die Betrachtung, daß sie nur wenig verliert, indem sie diese Welt verliert. Sonderbarer Weise hat der Grund, mit welchem er diesen Ausspruch motivirt, und der so ziemlich der einzige freie Gedanke ist, den ich in diesem Wust süßlicher Phraseologie entdecke, Anstoß erregt: „Die Schmerzen sind nicht ewig, früher oder später müssen sie aufhören, weil das menschliche Herz endlich ist; das ist eine von unseren Schwächen (c'est une de nos grandes misères), daß wir nicht einmal im Stande sind, lange unglücklich zu sein . . . Wenn einige Jahre nach seinem Tode ein Mensch an's Tageslicht zurückkehrte, so zweifle ich, ob er selbst bei denen, die am meisten über seinen Tod geweint, einen freudigen Empfang finden würde, so schnell bilden sich neue Verbindungen, so wenig Werth hat unser Leben in dem Herzen unserer Freunde." — Die Wunder, die sich in der Ertheilung der letzten Oelung ereignen, sind so wenig im Stande, uns einen befriedigenden Eindruck zu hinterlassen, als der sentimentale Schluß, mit dem der Dichter die Austreibung des ihm liebgewordenen Indianerstammes auf sein eigenes Schicksal bezieht: Moins heureux dans mon exil, je n'ai point emporté les os de mes pères.

Die zweite Novelle, René, schließt sich äußerlich an die vorhergehende an. René ist ein junger träumerischer Franzose, der aus Ueberdruß an der Civilisation sich in die amerikanischen Urwälder begibt, und dort Wilder wird, unter der Anleitung des alten Chactas, der seit dem Tode seiner geliebten Atala ein be-

rühmter Häuptling geworden ist. Chateaubriand ist der Ueberzeugung, daß diese Figur das Vorbild der byron'schen Poesie gewesen ist; er hat es Byron, den er für den größten Dichter nach Milton erklärt, sehr übel genommen, daß er ihn, den Chef der neuen französischen Schule, nie erwähnt — Chateaubriand vergißt, daß Byron's Figuren das Schlechteste an seiner Poesie sind, und daß er seine eigentliche Stärke, die lyrische Energie, wahrhaftig nicht dem französischen Vorbild entnommen hat. — René ist der homme incompris der späteren Dichtung: „Ich suche nur ein unbekanntes Gut, dessen Ahnung mich verfolgt . . . Ist es mein Fehler, wenn ich Grenzen finde, und wenn alles Begrenzte für mich ohne Werth ist?" u. s. w. — Er geht mit Selbstmordgedanken um, eine liebende Schwester hält ihn zurück, aber leider findet es sich, daß diese Liebe über das blos schwesterliche Verhältniß hinausgeht; sie geht zur Buße in ein Kloster, stirbt daselbst, und der Schauder über den blos in der Einbildung vorhandenen Incest treibt ihn unter die Wilden, wo er bis an seinen Tod seinem Gram nachhängt, obgleich sein neuer Häuptling ihm sehr vernünftig sagt: „Du mußt dieser außergewöhnlichen Lebensweise, welche nur Sorgen nach sich zieht, entsagen; das Glück weilt nur auf gemeinen Wegen."

Das prosaische Heldengedicht, die Natchez, bildet den Schluß zu den beiden vorangegangenen Erzählungen. Es gehört dieses dreibändige Werk zu den abgeschmacktesten Erzeugnissen der gesammten romantischen Literatur. Wenn Camoens und Tasso die heidnische und christliche Mythologie ineinander verwirrten, so war der melodische Zauber der Stanzen und die phantastische Gleichförmigkeit des Costüms zwar nicht im Stande, uns diese Unnatur vergessen zu lassen, aber er schmeichelte uns doch so, daß wir liebten, selbst wo wir zürnen mußten. Aber diese Combinationen in Ossianischer Prosa, die christliche und heidnische Mythologie noch durch die nordamerikanische bereichert, dazu moderne Uniformen, die Schilderung einer französischen Revue im pseudohomerischen Schwulst, und gleich darauf eine Reise Satans: Cependant le prince des enfers était arrivé aux extrémités du monde, sous le pole dont l'intrépide Cook mesura la circonférence (diese Gedankenverbindung ist charakteristisch), dann der liebe Gott als Jupiter: L'eternel n'avait point encore pesé dans ces balances d'or la destinée de ces guerriers; die Jungfrau Maria, die sich mit holder Schüchternheit naht und Gott umarmt; in ihrem Gefolge die Schutzpatrone Frankreichs, die heilige Genoveva, Katherine, Louis; allegorische Figuren im Milton'schen Geschmack, z. B. das Gerücht, das beiläufig unter dem Nordpol wohnt; dann gleich darauf eine lange Reise des alten Chactas nach Paris, im Geschmack der Lettres Persanes, eine Satyre nicht nur gegen die französische Gesellschaft im Allgemeinen, sondern gegen bestimmte Persönlichkeiten am Hofe Ludwigs XV., die im Text in dem bekannten schwülstigen Indianischen Jargon angedeutet, unten in der Note

namentlich bezeichnet werden, und nachdem diese politische Satyre durch sechs Gesänge ausgesponnen, wieder die Urwälder, wieder Satan, wieder die Jungfrau Maria; wunderbare Irrfahrten, ebenso lügenhaft, aber lange nicht so anschaulich als bei Cooper; Foltern und andere Greuelthaten; raffinirte Gefühlsconflikte in den indianischen Damen; Kampf zwischen Liebe und Patriotismus; Ermordung aller Weißen; Schändung aller Weiber; gespenstische Geburten, Wahnsinn, Selbstmorde u. s. w. — Das Alles ist hinreichend, die Eingangsstrophe zu rechtfertigen, in welcher der Dichter erklärt: ich will Weisen der Einsamkeit singen, solche wie sie noch kein sterbliches Ohr vernommen! — Zur Charakteristik der Sprache ein Beispiel: Die Indianer, um die Melancholie und die Schönheit Celuta's zu schildern, pflegten zu sagen, sie habe den Blick der Nacht und das Lächeln der Morgenröthe.

Das zweite prosaische Epos, die Märtyrer oder der Triumph der christlichen Religion, ist in demselben Geschmack. Ein kurzer Aufenthalt in Rom (1803) als Gesandschaftssecretär gab Chateaubriand die erste Conception zu diesem Gedicht, seine Reise nach dem Orient ergänzte die Lokalfarben, und so erschien es erst 1807. Es spielt in den Zeiten Diocletians. Die Copirung Miltons ist hier bis zum Lächerlichen getrieben, sogar die Titel, mit denen Satan seine Unterthanen anredet: trones u. s. w., sind beibehalten. Die allegorischen Figuren der Sünde, des Todes u. s. w. finden sich in derselben Localität wieder vor. Satan spielt eine große Rolle, und zwar ist er hier noch viel sentimentaler gehalten, als in Milton, er vergießt alle Augenblicke Thränen, empfindet Mitleid und Gewissensbisse u. s. w. In der Schilderung der höllischen Qualen wetteifert der Dichter mit Dante. Da mancher Leser neugierig sein wird, wie der katholische Himmel aussieht, will ich die Beschreibung desselben einschalten.

Im Centrum der erschaffenen Welten, mitten unter zahllosen Gestirnen, die ihr als Wälle, Vorhalle und Zugänge dienen, schwimmt die unermeßliche Stadt Gottes, deren Wunder die Zunge eines Sterblichen nicht aufzuzählen vermag. Der Ewige legte selber die zwölf Grundsteine, und umgab sie mit jener Mauer von Jaspis, welche der vielbeglückte Schüler von einem Engel mit goldenem Zollstab messen sah. Nicht vom Weiten dürfen die Bauwerke der Erde sich mit dieser heiligen Stadt vergleichen! Der Reichthum des Stoffes wetteifert mit der Vollendung der Formen. Gallerien von Saphir und Diamant, Triumphbogen von Sternen, Säulenhallen von Sonnen (!!), die sich endlos im Firmament verlieren, wie die Säulen von Palmyra im Sand der Wüste. Diese Architektur ist lebendig. Nichts ist Malerei in den Wohnungen des Geistes, Nichts todt in den Orten des ewigen Lebens. Die Worte von Staub, welche die Muse anwenden muß, sind falsch, sie bekleiden mit einem Leib, was nur wie der göttliche Traum eines glücklichen Schlummers besteht. — Christliche Gärten breiten sich in das strahlende Jerusalem aus. Ein Fluß entspringt über dem Thron des Allmächti-

gen; er befeuchtet das himmlische Eden und rollt in seinen Wellen die reine Liebe und die Weisheit Gottes u. s. w. u. s. w. — Das Licht, welches diese glückliche Einsiedelei erhellt, ist aus den Rosen des Morgens, der Flamme des Mittags und dem Purpur des Abends gemischt. Kein Stern erscheint an dem glänzenden Firmament, keine Sonne geht auf oder unter; wie ein zarter Thau senkt sich von allen Seiten eine unaussprechliche Klarheit herab. — Die Seligen sind beständig in dem köstlichen Zustand eines Menschen, der eben eine tugendhafte That gethan, eine geniale Idee gefunden, sich einer legitimen Liebe bewußt geworden u. s. w. Gott, von dem eine ununterbrochene Schöpfung ausgeht, läßt ihrer heiligen Neugier keine Ruhe, sei es, daß er an dem entferntesten Rande des Raums eine alte Welt zerbricht, sei es, daß er mit seiner englischen Armee Ordnung in den Schooß des Chaos trägt. — Alle diese schönen Seelen sind in einem beständigen Hallelujah vereinigt. David ist der Kapellmeister. Muse, wie würde es dir möglich sein, diese Concerte zu beschreiben! (Es würde ihr auch schon schwer fallen, eine irdische Symphonie zu beschreiben!) — Marie, die unbefleckte, sitzt auf einem Thron der Reinheit. Auf geheimen Wegen steigen alle Seufzer der Erde zu derselben auf . . sie legt zu den Füßen ihres Sohnes, auf den Altar der Parfums, das Opfer unserer Thränen, und mischt, um es wirksamer zu machen, einige ihrer göttlichen Thränen darunter. Kleine Engel bedienen sie auf den Knien, und schwingen beständig goldene Rauchfässer vor ihr, die melodisch steigen und fallen, und aus denen in leichtem Dampf die Düfte der Liebe und Unschuld sich verbreiten. — Im Sanctuarium des Worts sitzt der Sohn vor einem mystischen Tisch. Wenn er sich in einer intimen Vision offenbart, fallen auch die Seligen wie todt vor seinem Antlitz nieder. — Hinter diesem Sanctuarium breiten sich endlose Räume von Feuer und Licht aus. Der Vater wohnt im Grund dieser Tiefen des Lebens. Dort sind die Quellen der im Himmel selbst unbegreiflichen Wahrheiten verborgen . . . dort erfüllt sich, fern von dem Auge der Engel, das Mysterium der Dreieinigkeit. Der Geist, welcher unabläßig von Vater zu Sohn auf- und absteigt, vereinigt sich mit ihnen in diesen unergründlichen Tiefen. Ein feuriger Triangel erscheint alsdann beim Eintritt des Allerheiligsten; die Sonnenbälle stehen still aus Scheu und Furcht, das Hosiannah der Engel verstummt, das unsterbliche Heer weiß nicht, ob nicht der Dreimalheilige auf der Erde wie im Himmel die materiellen und die göttlichen Formen vertauschen, oder ob er nicht die Principien zu sich rufen, und die Welten zwingen wird, in seinen Schooß zurückzukehren. — Die Wesen trennen sich, der feurige Triangel verschwindet, das Orakel öffnet sich, und man sieht die drei Mächte. Getragen von einem Wolkenthron, hält der Vater einen Compaß in der Hand, ein Zirkel ist unter seinen Füßen; der Sohn, bewaffnet mit dem Blitz, sitzt zu seiner Rechten, der Geist steht wie eine Feuersäule zu seiner Linken. Jehovah macht ein Zeichen, und die Zeit geht ihren Lauf. Alles hört aufmerksam zu. u. s. w.

In einem närrischen Buch des bekannten pietistischen Schneiders und Schulmeisters Jung-Stilling, Geisterkunde genannt, das ziemlich in die nämliche Zeit fällt, finden sich ähnliche Bilder vom Paradiese; der Unterschied der Bildung ist wenig zu merken. — Diese höllischen und himmlischen Mächte mischen sich beständig in die Handlung auf der Erde, ganz wie im Virgil, nur werden die Götter des Meeres u. s. w. durch Engel des Meeres ersetzt. Marie sendet den Gabriel mit ihren Aufträgen an diese verschiedenen Engel; in dem Umgange unter denselben wird immer die pünktlichste Höflichkeit beobachtet. Wenn die dreigestaltige Gottheit zürnt, so wendet sie sich an ihren Sohn: Marie monte vers son fils, elle entre dans la region où l'Agneau regne au milieu des 24 vieillards (Apokalypse), elle s'avance jusqu' aux pieds d'Emanuel, et s'inclinant devant la seconde Essence incréée (wie Napoleons Mutter, die dem Kaiser die Hand küßte): La voix de Marie ne peut-elle rien changer à la rigueur de vos conseils? — Wer kann da widerstehen! — Was die irdischen Gestalten betrifft, so sind auf der einen Seite die Christen, die nicht allein alle sehr tugendhaft, sondern auch sehr altklug sind, die vor Gericht staatskluge Reden halten mit den Ciceronianischen Eingangsformeln der Bescheidenheit und der Eintheilung in refutatio, argumentatio u. s. w.; von denen ein aufgeklärter Heide sagt: mir scheint, daß die Sprache der Christen eine Art Poesie der Vernunft ist, und die auch Heldengesänge haben, so gut wie die Homerischen. — Auf der andern Seite die griechischen Heiden, die in einem wunderlich übertriebenen Homerischen polytheistischen Jargon reden, und vollkommen überzeugt zu sein scheinen, daß die Götter schaarenweise auf der Erde herumziehen; druidische Priester, altgläubige Juden; am schlimmsten kommen die römischen atheistischen Philosophen weg; dem einen ruft Gott persönlich mit einer Donnerstimme zu: Je suis Celui qui est! fort mit dir auf ewig in die Hölle! — Das Gedicht spielt in allen Weltgegenden; alle historischen Personen, die ungefähr in dieselbe Zeit gehören, finden darin ihre Stelle; Schlachten, Martern aller Arten, Staatsgespräche, Irrfahrten à la Ulysses, alles ist darin. — Der Anfang, wie sich gebührt: Ich will erzählen u. s. w. Muse, daignez m'en instruire. Zum Schluß wird sich bei der Muse bedankt.

Ist nun in diesem Gewebe eine Spur — ich will nicht sagen, von Menschenverstand, sondern von natürlichem religiösem Gefühl? Und das ist der neumodische Katholicismus! — Und dann wagt so ein Franzose, uns Deutschen unsere Mystik vorzuwerfen! „Deutschland, sagt er in seinen Studien, ist das Land der Biederkeit, des Genius und der Träume; je unverständlicher die kalten Abstractionen ihrer Nebelgeister sind, desto größeren Enthusiasmus erregen sie unter diesen Träumern, die sich einbilden, sie zu verstehn." —

An die Märtyrer knüpfe ich die Uebersetzung Miltons an. Sie hat Chateaubriand einige dreißig Jahre beschäftigt, und wesentlich auf seinen Styl wie auf seine Anschauungsweise eingewirkt. Seine Neuerungen in der französischen

Sprache, um getreu zu überſetzen, ſollen nach den Erklärungen franzöſiſcher Kritiker gewaltſam ſein, ich traue mir kein competentes Urtheil darüber zu. — Aber über die Einleitung, mit der er dieſe Ueberſetzung begleitet (1835), und die den ſehr bezeichnenden Titel führt: Essai sur la litérature Anglaise et considérations sur le génie des hommes, des temps et des revolutions, muß ich mir einige Bemerkungen erlauben. Es iſt in dieſen literarhiſtoriſchen Notizen eine wunderbare Confuſion; bei der fortwährenden Einflechtung perſönlicher Erlebniſſe und anderweitiger Betrachtungen hört jeder Faden auf; als Beiſpiel für die Sprünge in ſeiner Erzählung nur dieſes. Er berichtet von der Haft eines jungen und ſchönen Oberſt Lovelace, und ſetzt dann hinzu: Sans être jeune et beau comme le colonel Lovelace, j'ai été comme lui enfermé, und nun kommt die Geſchichte ſeiner Verhaftung. — Er gibt eine Menge von Auszügen, aber in der Regel Citate, die nichts ſagen. — Einmal hat er eine Reihe von Phraſen aus Racine angeführt, von denen die eine immer hohler und trivialer iſt, als die andere, und bricht dann aus: ſollte es wirklich Hottentotten, Hunnen geben, die ſo einen Dichter nicht anbeten! — Die Unſicherheit ſeines Urtheils iſt unglaublich. — Einen großen Raum in ſeinem Werke nehmen die Angriffe gegen die Reformation ein; es wird Luther unter andern ein Vorwurf daraus gemacht, daß er nicht das Erhabene des Cölibats gefühlt, daß er ſich den fleiſchlichen Neigungen durch ſeine Ehe unterworfen habe. Die Reformation ſei aus dem beleidigten Hochmuth eines Mönchs und der Habgier der Fürſten hervorgegangen. Für den proteſtantiſchen Prieſter ſeien die Gräber keine Religion, denn er glaube nicht an die Orte der Buße, aus denen das Gebet eines Freundes eine leidende Seele befreien könne! — In Milton und Klopſtock wird ein katholiſcher Geiſt geſucht; in der gegenwärtigen Zeit hält er eine Wiedervereinigung der Kirchen für möglich. — Ueber Shakespeare urtheilt er im Grunde wie Voltaire, wenn er ſich auch höflicher ausdrückt; er citirt Phraſen ſchlechter franzöſiſcher Dichter im übertriebenſten Lohenſteinſchen Geſchmack, und nennt ſie Shakespearisch. Er ſtellt ihn tief unter Racine: ſeinem Styl fehle die Würde wie ſeinem Leben; er wiſſe zu lieben, aber er glaube an die Liebe ſo wenig wie an irgend etwas anderes; ein Atheiſt, ſchlafe er dieſen Schlaf ohne Erwachen, den man Tod nenne! — Sehr ſchlecht wird auch Walter Scott behandelt; Chateaubriand ſagt ſehr naiv, er habe ſich ſelber mit ſo viel Ruinen zu thun gemacht, daß ſie ihm bei einem Andern widerwärtig ſeien. So verwirft er denn auch den romantiſchen Nachwuchs ſeiner eigenen Richtung, und hat darin unſern ganzen Beifall: „Dieſe Liebe des Häßlichen, die uns ergriffen hat, dieſer Abſcheu vor dem Ideal, dieſe Leidenſchaft für Krüppel u. ſ. w. iſt eine Depravation des Geiſtes, und keineswegs aus jener Natur abzuleiten, von der man ſo viel redet. Vor und nach der Civiliſation, wenn man noch nicht oder nicht mehr Geſchmack an geiſtigen Genüſſen hat, ſucht man grob ſinnliche Eindrücke; mit Gladiatoren und Marionetten fangen die Völ-

ker an und hören sie auf; Kinder und Greise sind possenhaft und grausam." — „Woraus geht dieser beständige Wechsel, dieser Wahnsinn, diese Hast im Zerstören hervor? Es fehlt das Gegengewicht gegen die menschlichen Thorheiten, die Religion." —

— Diesem tiefgefühlten Bedürfniß ist durch Daumer nun abgeholfen.*) —

J. S.

Die flämische Sprachbewegung und Hendrik Conscience.

England, Frankreich und Rußland protegiren gern fremde Staaten, Deutschland protegirt fremde Literaturen. Unser jüngster Liebling war vor der Revolution das Vlaementhum in Belgien. Die Stammverwandtschaft zwischen Flamändern und Deutschen gebot und gebietet noch jetzt, der Sprachbewegung in den beiden Flandern, Antwerpen und Brabant einen Blick der Aufmerksamkeit zu schenken, aber bei uns begann man damit, aus dem sanguinischsten Enthusiasmus dafür eine nationale Pflicht zu machen; was ein ehrlicher Deutscher sein wollte, prüfte nicht, sondern schwärmte, und es gab wenige Journale, die nicht, mit oder ohne Verständniß, fortwährend über die Eroberungen des Deutschthums in Belgien trompeteten und darauf schwarzrothgoldene Berge bauten. Ich spreche nicht von den Sachkundigen und Sprachforschern, wie Fallersleben u. A., sondern von den Tagespolitikern. Unter den Letztern hat Kuranda in dem Buch: „Belgien seit seiner Revolution" den Stand der Dinge am richtigsten und feinsten beurtheilt, leider jedoch nicht ausführlich genug; unter den Enthusiasten blies Höfken in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die lauteste Posaune; auf denselben Blättern, wo er seine Kreuzzüge gegen die Wälschen in Brüssel unternahm, turnirten damals zufällig Pulszky und Thun gegen einander, jener für die Hegemonie der Tschikosche, dieser für die der Drathenbinder: ein Vorspiel des magyaroslavischen Racenkrieges. Höfken ist jetzt in Wien und macht Propaganda für das Deutschthum in Oestreich, worin er von kaiserlichen Beamten und militärischen Standrichtern wirksam unterstützt wird. Die deutsche Cultur würde auch auf friedlicheren Wegen in Oestreich allmälig vordringen; gegen den slavischen Osten war sie stets siegreich, gegen den romantischen Westen umgekehrt. In Oestreich lebt die deutsche Schriftsprache, auf dem Stockhaus, wenn man will, aber sie lebt doch und wird die einzige Führerin zur Bildung und Freiheit bleiben: in Belgien steht ein verkümmertes

*) Das Reisetagebuch nach dem Orient, im Vergleich mit dem von Lamartine im nächsten Heft.

Plattdeutsch einem vollkommen organisirten und freien Staatswesen gegenüber, welches französisch redet.

Genug, der Triumph der Flamänder wurde bei uns nationaler Glaubensartikel. Die Buchhändler „reflectirten" auf die neue Fremdliteratur, und in Hendrik Conscience versprach ihnen ein fruchtbarer Scott, Cooper oder wenigstens James aufzuwachsen; ein Bändchen seiner frommen Novellen übersetzte der katholische Kirchenfürst Diepenbrock eigenhändig, seinen „Löwen von Flandern" dolmetschte O. L. B. Wolff für die Webersche Handlung, und somit war die flämische Literatur von Deutschland offiziell anerkannt.

Conscience ist die größte literarische Berühmtheit der Flamänder; ein Blick auf seine Werke wird die Trieb- und Lebenskraft der flämischen Poesie kennen lehren. Man scheint sich jedoch über die politische Bedeutung des flämischen Idioms noch merkwürdige Täuschungen zu machen. Einige allgemeine Bemerkungen mögen deshalb der Kritik vorangehen. Das Flämische ist als Volkssprache im Osten und Norden Belgiens beinahe unausrottbar, für die Bildung des Landes wird es aber weniger leisten, als man erwartet. Andererseits liegt im französischen Idiom nicht die leiseste Gefahr für die Unabhängigkeit und selbstständige Entwickelung Belgiens; der germanische Charakter des kleinen Zwischenstaates liegt überhaupt mehr in seinen Institutionen, als in seiner Sprache, so daß der französisch redende Brüsseler oder der wallonische Lütticher in vielen Fällen geneigter sein wird, sich an Deutschland anzulehnen, als der stockflämische Genter. Diese Behauptungen wollen wir motiviren.

Das Flämische unterscheidet sich vom Holländischen nur durch größere Armuth und durch Mangel an Bildung. Von deutschen Mundarten ähnelt ihm am meisten das niederrheinische Platt. Es wird von über zwei Millionen Menschen, jedoch mit mancherlei Abweichungen, gesprochen, am reinsten in Antwerpen und Gent, — auch diese beiden Städte variiren und führten lange eine orthographische Fehde — am verdorbensten von der untern Volksklasse in Brüssel. Selbst in ganz unverwälschten Gegenden, wie in Antwerpen, Ost- und Westflandern, nimmt das Flämische keine viel höhere Stellung ein wie in unserem Norden das Platt; wenn das Gespräch der Gebildeten sich in höhere Regionen versteigt, fühlen sie sich bald gezwungen, Französisch zu reden, mag ihr Französisch auch nicht vom Feinsten sein. Die literarischen Bestrebungen des seligen Willems, die Gedichte von Van Duyse und der Ruhm von Hendrik Conscience haben darin bis jetzt nicht das Mindeste geändert, und doch dauert die Agitation seit mehr als sechzehn Jahren.

In der ersten Zeit nach der Losreißung von Holland war das Flämische scheel angesehen; die den neuen Staat organisirten, Advokaten, Journalisten und Priester, waren zum großen Theil unter Napoleon erzogen und in der Opposition gegen die Holländisirungssucht des Königs der Niederlande aufgewachsen; außerdem gab es im Osten eine starke orangistische Partei und das Nationalgefühl,

welches der Vlaeme kannte, war ein Genter oder Antwerpener Localgefühl, während in Brüssel und im Wallonerland bereits das Wort „Belge" zu Ehren kam. Die Ueberschwemmung aller Bureaus und Aemter durch französische Abenteurer und Industrieritter (Frausquillons, Französlein) brachte indeß bald eine Reaction hervor, welche der vlaemischen Partei in so fern günstig war, daß man aufhörte, sie als orangistisch zu verdächtigen und zu fürchten. Eine Bürgschaft für die Loyalität ihrer Tendenzen war auch der Umstand, daß der Clerus, Hollands Todfeind, sie nur zu eifrig protegirte. Der Einfluß des Clerus ist eben so sehr ein Hemmschuh flämischer Culturentwicklung, wie der flämische Volkscharakter selbst. Das flämische Idiom würde sich ohne alle Agitation in seinem jetzigen Zustande erhalten durch die bloße vis inertiae, durch die zähe Langsamkeit und Trägheit des Flamänders, dem es nicht nur schwer und widerwärtig, sondern fast unmöglich wird, sich zu französiren; dasselbe platt- und stockdeutsche Naturell, welches ihn vor der Verwälschung schützt, erschwerts auch dem flämischen Idiom, über seinen halbverrotteten Zustand hinauszukommen. Der Flamänder ist so urgermanisch, daß er von Nichts weniger wissen will als von seinen gebildeteren Stammverwandten. Diesen hartnäckigen und mißtrauischen Particularismus hätschelt die katholische Geistlichkeit, in deren Händen sich der Volksunterricht befindet, ohne deren Empfehlung kein Buch gekauft wird. Sie betrachtet das Vlaementhum lediglich als eine chinesische Mauer gegen französischen Unglauben, deutsche Philosophie und holländisches Ketzerthum; es liegt ihr weniger daran, daß das Volk flämisch lerne, als daß es nicht französisch, nicht deutsch, nicht holländisch, nicht englisch, daß es wo möglich außer dem Katechismus gar Nichts lerne. Jetzt wird der Leser wohl begreifen, warum die flämischen Schriftsteller nicht daran denken können, ihre Sprache durch Uebersetzungen aus dem Deutschen, Holländischen oder Englischen zu bereichern und zu bilden. Um aber aus eigenen Kräften ihre Sprache zu heben, müßten sie Genies sein, was ihnen nicht einfällt. Sie haben es noch nicht dahin gebracht, ein politisches Blättchen zu gründen, welches durch eingreifende Besprechung irgend einer Tagesfrage die Beachtung des Publikums und der französischen Zeitungen in Brüssel erzwingen könnte.

Ist die flämische Sprache vielleicht das einzige Bollwerk der belgischen Individualität? Die Ereignisse des Jahres 1848 haben das nicht gezeigt. In der Existenzfrage Belgiens geben die politischen und materiellen Interessen den Ausschlag. Auf ihre politische Selbstregierung, auf ihre treffliche Verfassung deuteten die französisch redenden Belgier eben so stolz wie die flämisch redenden; die Constitution wäre ein Fetzen Papier geblieben ohne den ererbten Sinn für die Municipalfreiheit, und diese ist das eigentlich germanische Element des belgischen Staates, diese ist's, was ihm den Abscheu vor dem Aufgehn in Frankreich einflößt. Sämmtliche Brüsseler Zeitungen sind französisch geschrieben und lieben den Nachdruck französischer Feuilletons, die Nachahmung französischer Eleganz, aber einstimmig verfoch-

ten sie seit dem 24. Februar die Unabhängigkeit ihrer constitutionellen Monarchie gegen die abenteuerliche Republik von Frankreich. Selbst geborne Franzosen, wie der Redacteur der „Indépendance belge," Mr. Perrot, haben sich in das gesunde politische Leben ihres Adoptivvaterlandes so eingelebt, daß sie im Stande sind, die französischen Staatsexperimente vom nationalbelgischen Standpunkt aus zu kritisiren. Jedenfalls wissen sie, daß eine andere Anschauung keine Sympathien bei ihrem Publikum finden würde. Der Triumph Belgiens über seine feste Haltung gegen die Republik ist zwar ein wohlfeiler, er gründet sich auf die Zahnlosigkeit und den abgestumpften Länderappetit der heutigen Franzosen; es hat einen hübschen Küstenstrich, und keine Kriegsflotte, es hat eine Armee von 100,000 Mann, welche schwerlich gegen die Colonnen eines Lamoricière Stand hielte, aber im Augenblick der Gefahr, wenn es gälte, Deutschland sich in die Arme zu werfen, da fragt es sich, ob dies die Brabanter und Lütticher mit weniger Widerstreben thun würden oder die Herren in Antwerpen und Gent.

Die materiellen Interessen Belgiens kommen der nationalen Begeisterung wenig zu Hilfe, denn schwer empfinden sie die prekäre Stellung des kleinen Staates. In Brabant schwärmte man eine Zeit lang für den Anschluß der katholischen Rheinlande an Belgien (!), die Wallonen liebängelten mit Frankreich, nicht als Romanen von Geblüt, sondern als Kohlengrubenbesitzer *); dieselbe orangistische Partei in Flandern aber, welche die Losreißung von Holland beklagte und eine Restauration Oraniens in Brüssel, wegen des Handels nach den niederländischen Colonien, mit Freuden begrüßt hätte, hat sich dem Gedanken einer Vereinigung mit dem sittenlosen Frankreich, ihrer käuferlosen Leinwand wegen, stets hold gezeigt, Conscience, Van Duyse, de Laet, Broederhand und dem ehrwürdigen Schatten des seligen Willems zum Trotz.

Heudrik Conscience, den 3. December 1812 zu Antwerpen geboren, Sohn eines kleinen Spekulanten, brachte seine erste Jugend unter einer Bibliothek von Maculatur in großer Lesewuth zu, die spätere Zeit seines Knabenalters in vollständiger Einsamkeit auf dem Lande, entfernt von allem Verkehr mit Menschen, mutterlos, Monate lang auch ohne den wunderlichen Vater. Eine Stiefmutter und die Revolution von 1830 trieben ihn unter das belgische Militär, er diente

---

*) Im März des Jahres 1848 sagte ein Wallone zu mir: Ce cochon de Louis Philippe, il a bien mérité, d' être mis à la porte. Il n'a pas voulu de la Belgique. — Haben Sie denn die Franzosen so lieb, daß Sie ihm aus der Ablehnung der belgischen Krone ein Verbrechen machen? fragte ich. — Quoi, les Français? Je les déteste, mais nous aurions enfoncé la France avec nos charbons!!!

sechs Jahr, zuletzt als Sergeant; dann fing er an patriotische Geschichtsromane zu schreiben, und zwar in flämischer Sprache. Nach einem langen Kampf seines Talentes mit der Noth und dem Zweifel erhielt er das Amt eines Greffier bei der Academie der schönen Künste zu Antwerpen, wurde Professor an der Universität Gent, Lehrer der königlichen Kinder, Ritter, Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Die weiche Seele des Kindes war angefüllt worden mit einer Menge von Bildern, Anschauungen und unklaren Vorstellungen, alle reflectirt und künstlerisch zugerichtet, wie sie durch die Lectüre zu kommen pflegen. Das massenhafte Lesen ohne Wahl verkümmert Kindern immer die Originalität und Unmittelbarkeit des eigenen Empfindens, reizt aber die Phantasie übermäßig auf, und wenn nun, wie bei dem jungen Hendrik, auf eine solche Zeit der massenhaften Reception, Jahre der vollständigen Absonderung von Menschen und Büchern kommen, so darf man schließen, daß die bereits krankhaft affizirte Seele in ein sinniges Brüten versinken werde, welches die umgebende Natur, Himmel und Erde mit einen beschränkten und deshalb gefährlichen Idealismus verklärt. Wenn Hendrik seinem Leben unter belletristischer Maculatur die erste Anregung zu literarischer Production verdankt, so wurzelt seine christlich fromme Stimmung, welche zu weichlich ist, um einem Mann zu gefallen, in den Jahren ungesunder Einsamkeit. Die derbe deutsche Anlage seines Stammes verhinderten, daß er unpraktisch wurde, und die politische Begeisterung ließ den Sohn des Volkes einen Punkt finden, wo er seine poetischen Ideale auf patriotische Weise verwerthen konnte. Er begeisterte sich für das freie Bürgerthum der Vlaemländer und für die eigene Sprache des kräftigen Volkes im Gegensatz zum französischen.

Es ist für Ausländer schwer über die beliebten Schriftsteller eines Stammes zu urtheilen, welcher aus Patriotismus eine verkümmerte Sprache cultivirt und ihr eine Literatur zu verschaffen sucht. Nicht deshalb, weil der Werth derartiger Leistungen fast immer viel geringer ist als ihr Ruf, sondern deshalb, weil ein Ausländer in der That ihr Verdienst und den Genuß, welchen sie ihren Mitbürgern verschaffen, nicht vollständig verstehen kann. Denn die Hauptthätigkeit solcher Schriftsteller pflegt zu sein, eine arme und verhältnißmäßig ungefüge Sprache für den Ausdruck feinerer Empfindungen und höherer Interessen zurecht zu machen. Jede geschickte Wortbildung, jede glückliche Verbindung der Sätze, ja jeder neue Stoff, welchen sie in die Sprache einführen, bereitet ihnen und ihrem Publikum ein Behagen, und wird eine Eroberung, an welcher das ganze Volk Theil nimmt. Wenn wir in russischen, ungarischen oder czechischen Dichtungen zumeist die Reminiscenzen aus fremder Literatur achselzuckend herausfühlen, so genießt der Inländer in ihnen mit Entzücken den Zuwachs an Feinheit und Geist, welchen die nationale Sprache gewonnen hat. — So verliert auch Conscience in's Deutsche über-

setzt seinen Hauptreiz. Vor uns liegt sein „Jakob von Artevelde“*), welcher in einer hiesigen Buchhandlung erschienen ist, deren Verdienst in Verbreitung der stammverwandten Literatur mit Dank anerkannt werden muß. Es fehlt diesem Roman fast an Allem, was die deutsche Kritik lobend hervorheben könnte. Wir können kein Interesse an den Helden nehmen, denn ihre Idealisirung ist dürftig. Ueberall entweder weißes Licht, oder schwarzer Schatten, die Tugendhaften sind Rhetoriker, die Bösewichter sind Intriguanten, nach der alten Schablone. Der Dichter versteht es nicht, die kleinen epischen Züge, durch welche die Figuren uns anschaulich und interessant werden, zu schildern, weil er sie nicht deutlich genug empfindet; wo er es versucht, ist er ungeschickt. Auch der Ton des Romans, die breite, rhetorische und doch an Detail arme Manier der Erzählung haben wir in Deutschland längst überwunden. Nur eines hat der Flamänder voraus, was allerdings seine Kunst noch nicht erhöht, er ist ein moderner Patriot. Es ist bei ihm fast immer das Treiben einer Commune, der enge Kreis einer tüchtigen Genossenschaft, aus welcher sich einige bedeutende Persönlichkeiten erheben, und die Interessen, um welche es sich handelt, sind einfach und leicht verständlich, weil sie großentheils noch jetzt bestehen. Leider weiß Conscience den guten Grund, welchen er hat, nicht zu benutzen, und mit dem Roland von Berlin unsers Willibald Alexis ist sein Jakob Artevelde gar nicht zu vergleichen.

Bedeutender ist er in seinen kleinen Novellen, wo er genrehaft Zustände des Volkes aus der Gegenwart schildert. Sind es doch auch diese Arbeiten, welche ihn in Deutschland bekannt gemacht haben. Nur muß man auch hier nicht zu viel erwarten. Alle seine Figuren sind in eine Sentimentalität getaucht, die sie künstlerisch unwahr macht und ein dauerndes Behagen nicht aufkommen läßt. Der Rekrut*) ist eine solche flaemische Dorfgeschichte. Viel Rührung und Weichherzigkeit, eine bedeutsame Traumerscheinung der Mutter Gottes, und gute Menschen, welche für ihre Güte vom Himmel belohnt werden. Aber trotzdem ist die Erzählung das Product einer Dichterkrat, keiner großen, umfangreichen, sondern einer liebenswürdigen, kleinen, warmherzigen Natur, welche sich Freunde erwerben wird auch unter den Ungläubigen, aber schwerlich geeignet ist, der schönen Literatur einer neuen Sprache Halt, Charakter und Richtung zu geben.

---

*) Der Rekrut. Aus dem Blämischen übersetzt von Philipp Gigot. Mit 4 Illustrationen von Dujardin. Brüssel. Leipzig, Kießling und Comp. 1850.

**) Jacob von Artevelde. Historischer Roman. Unter Mitwirkung des Verfassers, deutsch von O. L. B. Wolff. Leipzig, Carl B. Lorck. 1849.

Macaulay und die engliſche Geſchichtſchreibung.

Zwei hiſtoriſche Abhandlungen von Thomas Babington Macaulay (über Machiavelli und Lord Clive), welche neuerdings aus dem Edinburgh Review überſetzt ſind*), veranlaſſen uns, auf das große Geſchichtswerk des britiſchen Staatsmannes zurückzugehen, das ſowohl ſeiner Behandlung als ſeinem Inhalt nach von unſerer Zeit eine ernſthafte Beherzigung verdient. Vorher noch ein kurzer Blick auf die erſte jener beiden Abhandlungen.

Sie ſcheint aus einer früheren Zeit herzurühren, wahrſcheinlich aus 1825. Leider kenne ich ſie nicht im Original, wenn die Ueberſetzung wortgetreu iſt, ſo hat ſich Macaulay's Styl ſeitdem weſentlich verändert**). Was wir bei uns geiſtvoll nennen, das Zuſammenfaſſen verſchiedener Geſichtspunkte und Perſpectiven in Einem Blick, finden wir in dieſer älteren Schrift mehr, als in der Geſchichte Englands, die uns nur durch ruhigen, klar gewordenen Verſtand imponirt. Die Abhandlung iſt ungeachtet ihres geringen Umfanges geeignet, uns vor der tiefen und gründlichen Gelehrſamkeit des Verfaſſers den größten Reſpekt einzuflößen, denn ohne dieſe iſt die Sicherheit des Urtheils, die ſich durch keinen Schein des Widerſpruchs verwirren läßt, nicht denkbar. Das Urtheil über Machiavelli iſt das unbedingt richtige, weil es alle Geſichtspunkte umfaßt, von denen man dieſen merkwürdigen Mann aufzufaſſen hat, und weil es ihn in allen dieſen Beziehungen nicht iſolirt, ſondern im Zuſammenhang mit dem Charakter ſeines Volks und ſeiner Zeit betrachtet. Wenn der Engländer über irgend eine geiſtige Erſcheinung berichtet, ſo wird er uns zu ihrer Erklärung nicht mit einzelnen philoſophiſchen Geſetzen abſpeiſen, ſondern er wird auf ihre Baſis eingehen, auf die materiellen Verhältniſſe, auf die bürgerlichen Einrichtungen, bis auf den Stand der Courſe. Und er thut wohl daran, denn ohne die Kenntniß dieſer materiellen Grundlage iſt die Sicherheit des Urtheils nur ſcheinbar, ſie hält gegen einen ernſten Angriff nicht feſt.

---

*) Von Dr. Otto Seemann. Königsberg, Pfitzer und Heilmann.

*) Z. B. „Mit eigenthümlicher Freude muß jeder gebildete Geiſt auf dem ſchönen Florenz ausruhen, den Sälen, die widerhallten von Pulci's Scherzen, dem Kämmerchen, wo Politian's mitternächtliche Lampe ſchillerte, den Statuen, die Michel Angelo's junges Auge mit der Gluth verwandter Begeiſterung anſtarrte, den Gärten, in denen Lorenzo ein funkelndes Lied zum Maitanz etruriſcher Jungfrauen erſann. Ach über die reizende Stadt! Ach über den Geiſt und das Wiſſen, und das Genie und die Liebe!

Die Fraun, die Ritter, all die Luſt und Plagen
Die ſie durch Lieb' und Edelſinn erfuhren,
Da wo jetzt ſo gemein die Herzen ſchlagen.

Um dieses Urtheil im Kurzen wiederzugeben: Macaulay weist nach, daß die Sittlichkeit, welche sich im Fürsten, in den Discorsi, der florentinischen Geschichte und den übrigen Schriften Machiavelli's ausspricht, die in seinem Volke und seiner Zeit herrschende war; daß sie keineswegs Seelengröße und Edelmuth ausschloß; und daß sie erst an unserer germanisch-protestantischen Bildung, die sich auf die entgegengesetzten Tugenden stützt, als Widerspruch gegen das sittliche Wesen überhaupt empfunden wird.

Ich will beiläufig darauf aufmerksam machen, daß der Erste, welcher diese Ansicht, freilich nicht mit der wissenschaftlichen Gründlichkeit unserer Bildung aussprach, ein Mann ist, von dem man es am wenigsten erwarten sollte, ein Theolog und Mystiker, Valentin Adreae in seiner Menippischen Satyre (erstes Jahrzehent des 17. Jahrhunderts).

Macaulay hätte noch einen Punkt schärfer hervorheben können. Durch die theoretische Gewissenhaftigkeit, mit welcher Machiavelli die Maximen seiner Zeit in ein System ordnete, hat er, freilich ohne es zu wollen, die Sittlichkeit gefördert, denn er hat der Welt jenen diamantnen Schild des Rinaldo vorgehalten, der Selbsterkenntniß und Scham über das eigne Wesen gibt.

Nach diesen flüchtigen Bemerkungen gehen wir auf die Geschichte Englands über. Soweit sie uns vorliegt, enthält sie zuerst eine historische Einleitung bis zum Tode Karls II., dann eine Schilderung der englischen Zustände im Jahre 1685, endlich die Geschichte der folgenden drei Jahre bis zur Thronbesteigung Wilhelms von Oranien.

Aus der Einleitung erfahren wir im Wesentlichen keine neuen Details, die uns nicht schon aus Hume und Andern geläufig wären. Und doch macht diese historische Skizze den Eindruck eines Neuen. Das kommt daher, daß Macaulay die moralischen Eigenschaften, die neben wissenschaftlicher Bildung und künstlerischem Talent ein Geschichtschreiber besitzen muß, wenn er ein wahrhaft dauerndes Werk schaffen will, in höherem Grade als irgend ein früherer sich vindiciren darf: unbedingte Liebe zur Wahrheit, unbestechliches Gefühl für Freiheit und Recht, und eine in staatsmännischer Kenntniß begründete Liebe zum Vaterlande.

Die Sittenschilderung des Jahres 1685 dagegen enthält eine Fülle neuen Stoffes. — Ich muß dabei eine Seitenbemerkung machen. Ich bin früher der Ansicht gewesen, daß ein Geschichtswerk, welches den Ruhm künstlerischer Vollendung in Anspruch nehmen will, diese culturhistorischen Notizen in den geistigen Zusammenhang des Ganzen verarbeiten, sie immer nur da eintreten lassen muß, wo sie gleichsam ein Moment der dramatischen Entwickelung werden — in der Weise ungefähr, wie es Ranke bei uns gethan hat, wie es die Franzosen, freilich mit einer viel weniger umfassenden Bildung, überall versuchen. Ich habe diese Ansicht aufgegeben. Die künstlerische Form der Geschichtsschreibung soll nicht außerhalb ihrer wissenschaftlichen Bestimmung liegen, sie soll vielmehr durch die

Wissenschaft bestimmt werden. Das erste Postulat der Wissenschaft ist aber Ordnung und Vollständigkeit. Durch das gelegentliche Einweben culturhistorischer Notizen in die dramatische Action täuscht man sich selbst; der Leser muß in jedem Augenblick für eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort finden können, wenn es auch nur die ist, daß man über den Punkt nichts weiß. In der That wird durch diese Regelmäßigkeit die künstlerische Gruppirung nur scheinbar gestört. Man lese jene Sittenschilderung, in der Macaulay Punkt für Punkt alle die Fragen erledigt, welche ein verständiger und practischer Staatsmann an eine Zeit zu stellen berechtigt ist, und frage sich, ob sie nicht zwanzigmal interessanter ist, als alle historischen Romane mit obligaten Sittenschilderungen zusammengenommen.

Die Geschichte von 1685—88 ist mit einer Ausführlichkeit behandelt, die uns freilich erschreckt. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, daß sie für Engländer berechnet ist, die an den dargestellten Persönlichkeiten und den Institutionen, um die es sich handelt, noch ein ganz anderes Interesse nehmen, als ein blos objectiv historisches. Außerdem hat diese Ausführlichkeit den Vorzug, daß wir gleichsam das Gras wachsen hören, daß wir jenes wunderbare Ereigniß, die Vereinigung zweier feindlicher Parteien, die sich ein Menschenalter hindurch bekämpft, der Whigs und Tories, in seiner genetischen Entwickelung vollkommen begreifen.

Macaulay ist für uns ein *trostreiches* Buch. Die auswärtige Politik Englands in der Zeit, die er darstellt, war noch viel schwächlicher, unsicherer, trübseliger als die heutige desjenigen Staats, der Deutschland repräsentirt, Preußen. Die öffentlichen Charaktere, die sich in den drei Jahren geltend machten, geben ein noch viel unerfreulicheres Bild, als die der Jahre 1848—49. Was sind unsre Reactionäre gegen Jeffreys, Sunderland u. s. w., was unsre Democraten gegen Ferguson und das übrige Gelichter. Wir sehen dort eine Reihe von Schurken und Narren, vom König herunter bis zum Friedensrichter, und eine unbedingte Herrschaft der gemeinsten egoistischen Interessen. Dennoch hat in wenig Jahren England aus dieser tiefen Erniedrigung sich zu einer welthistorischen Bedeutung ohne Gleichen erhoben. Nicht durch ungeheure Thaten — die erzählten Emeuten kommen einem Festländer spaßhaft vor, sondern durch die natürliche Schwere der realen Interessen. Englands Institutionen waren im Kern gesund, seine Kräfte groß, wenn auch die letzte Spitze derselben und ihre Handhabung verkehrt war.

Beides haben auch wir. Die Gemeinsamkeit unserer „bürgerlichen" Interessen ist zu groß, als daß sie nicht endlich in der Politik Bahn brechen sollte; und der Organismus des preußischen Staats, welcher bestimmt ist, den Kern der neuen Organisation zu bilden, zu kräftig, als daß die Verschrobenheit romantischer Staatsmänner, oder die kleinliche Angst vor den Wühlern ihn zerstören könnten. So lange wir noch hoffen dürfen, daß der gesunde Menschenverstand nicht ganz aus uns gewichen ist, so lange dürfen wir an Deutschland nicht verzweifeln.

Ein Tag in Homburg.

Ich grüße dich, du schönes Homburg, mit deinen Heilquellen, deinen reizenden Umgebungen, und euch würdige Gebrüder Blanc, Vorsteher*) jener menschenfreundlichen Anstalt, wo vermittelst einer kleinen Drehscheibe und winziger Elfenbeinkügelchen auf einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische Glück und Segen verbreitet wird über das ganze Land Homburg. — Das Städtchen Homburg macht einen angenehmen Eindruck, die Hauptstraße, in welche man einfährt, ist sauber und schön; breite bequeme Trottoirs; zu beiden Seiten große stattliche Gebäude, man glaubt sich mit einem Male in eine große Residenz versetzt. Dazu das landgräfliche Schloß mit seinen terrassenförmig absteigenden Gärten, Orangenbäumen, Springbrunnen und schattigen Baumgängen. Das Schloß ist zu Ende des 16. Jahrhunderts vom Landgrafen Friedrich II. erbaut, hat zwei Höfe und in einem derselben befindet sich ein Thurm von 180 Fuß Höhe. Man dichtet diesem Thurm ein sehr hohes Alter an und behauptet, er sei römischen Ursprungs, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, wenigstens befinden sich in der nächsten Umgebung Homburgs manche Ueberreste aus der Römerzeit. In architectonischer Hinsicht ist es von keiner Bedeutung; das Innere dagegen ist prächtig und geschmackvoll, eine kleine Gemäldesammlung, meistens Porträts, mehrere alte Waffen, auch einige römische Alterthümer, die in der Nachbarschaft aufgefunden sein sollen. Vom Schloß eilt der Reisende nach dem Kursaal, der nebst den dazu gehörigen Gärten und Parkanlagen Eigenthum der „anonymen Gesellschaft," d. h. der Herren Blanc ist. Der Weg führt durch die Parkanlagen des Schlosses und des Kursaales, welche beide an einander grenzen und sich so unmerklich in einander verlieren, daß man nicht weiß, wo der Fürst aufhört und die Herren Blanc anfangen. Der Kursaal selbst, im griechischen Styl erbaut, ist das schönste Gebäude der Residenz Homburg, und prachtvoll und grandios ist auch das Innere! Ich glaube nicht, daß es etwas Aehnliches gibt in Deutschland. Es ist hier Alles vereint, Eleganz und Comfort, Luxus und Geschmack, und welche Räume! Ein großer prächtiger Ballsaal, ein kleinerer Salon, mehrere Lese- und Conversationscabinette, ein Speisesaal, Kaffee- und Rauchzimmer, und daneben jene Hallen, wo der Fortuna geopfert wird und wohin die Pilger wallfahrten aus allen Landen, gläubig und voll Hoffnung. Fortuna ist die Göttin, die noch immer die eifrigsten und treusten Verehrer hat. — Die Fronte des Kursaales nach der Mainstraße zu hat

*) Sie nennen sich selbst Bevollmächtigte der (sogenannten) anonymen Gesellschaft, welche jene Anstalt begründet haben soll. Man will jedoch die Bemerkung gemacht haben, daß ihre Vollmacht sehr ausgedehnt ist; bis jetzt, so sagt man, habe die anonyme Gesellschaft gegen das, was sie unternommen, noch nicht ein einziges Mal Protest eingelegt. Sie haben wohl nur einen Associé, und der ist zugleich ihr Protektor.

eine Länge von funfzig Ellen, in dem davorliegenden Garten finden sich die herrlichsten Gewächse, nach dem Eingange führt eine Allee blühender Orangenbäume, aus dem Ballsaal und den Kaffeezimmern gelangt man auf die Terrasse mit entzückender Aussicht. Mit einem Blick übersieht man von hier aus die Promenade und das Thal, wo die Heilquellen sprudeln; überall schauen aus dem dunkeln Grün die Baumgruppen, unzählige Prachtgebäude hervor, alle so rein und schmuck und einladend, und den Hintergrund des lieblichen Gemäldes bildet eine Kette waldbekränzter Hügel. Ich stand entzückt vor dem herrlichen Bilde. Es war gerade die Zeit, wo die Musik zu spielen anfing, um die schöne Welt herbeizurufen. Es wurde lebhafter, von allen Seiten zogen die Gäste heran, und lockende Melodien tönten durch die Lüfte. Wahrlich, eine buntgemischte Gesellschaft fand sich hier zusammen, aus allen Ständen, von allen Nationen; man hörte beinah alle Sprachen der Welt, von den süßklingenden Dialecten Italiens an bis zu den rauhen Idiomen des Nordens. Und diese Damentoiletten! welch' ein Luxus, welch' ein Glanz! Ja, es gibt viel Reichthum in der Welt, oft aber ist es auch eitles Blendwerk: nicht alle jene geschmückten Damen, die wir vor uns schauen, sind wirklich das, was sie scheinen. Manche von ihnen, die heute noch in kostbaren Seidenstoffen vorüberrauscht, mag sich vielleicht schon im nächsten Winter sehr glücklich preisen, wenn sie nur ein Obdach und ein Stückchen Brot hat; und Manche, die jetzt hier im Ueberfluß schwelgt, beschließt ihre Tage in einem Spital.

Die reichen und vornehmen Leute, welche hierher kommen, finden, wie sich von selbst versteht, keinen Gefallen, sich mit einem Male eine andere Lebensweise anzugewöhnen, es ist ihnen sehr angenehm, daß hier Alles beim Alten bleibt; und gerade das ist's, was sie hierher lockt, eine gute Tafel, vortreffliche Weine, hohes Spiel, charmante Intriguen, Gelegenheit zu interessanten Abenteuern und aufregenden Scenen. Für Geld ist hier Alles zu haben, Alles ist käuflich, auch die Liebe; die Herzen werden feil geboten wie Zahnstocher. Allerdings geht man bei solchen Abenteuern einen leisen und vorsichtigen Tritt, und man muß einigermaßen eingeweiht sein, um die lebendigen Waaren, welche sich selbst darbieten, zu erkennen. In unserer Zeit, wo Alles in's Große getrieben wird, gibt es auch eine Prostitution, die auf Reisen geht, einherstolzirt in Sammet und Seide, sich mit einer glänzenden Wolke von vornehmer Exclusivität umgibt und zu blenden weiß mit vornehm klingenden Namen und aristokratischem Gepränge. Sehet auf jene beiden eleganten Damen in dunklem Seidengewand, auf welche alle Blicke, alle Lorgnetten gerichtet sind! Welche Bewegung hat ihr Erscheinen hervorgebracht, und wie leicht, wie graziös sie dahinschweben. Nachdem sie einige Male auf dem weichen Rasen hin- und hergewandert sind, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, gehen sie zu einem schattigen Plätzchen, wo mehrere Sessel stehen, und lassen sich nieder. Sie bleiben nicht allein, nach wenigen Minuten hat sich ein dichter Kreis eleganter Herren um sie gebildet. Man sieht, wie ein

Jeder sich bemüht, ihnen artig zu sein. Ah, beide Damen sind bei vortrefflicher Laune, sie scherzen und lachen und agaciren die Herren auf jede mögliche Weise. Die lebhafte Unterhaltung dauert etwa ein halbes Stündchen, dann erheben sie sich und lenken ihre Schritte dem Kursaal zu, die Mehrzahl der Herren folgt ihnen auf dem Fuße. Sie kommen in unsere Nähe, nehmt die Lorgnette und betrachtet sie genauer. — Es sind zwei Schönheiten, wie man sie selten neben einander sieht, und man weiß nicht, welcher von Beiden man den Preis zugestehen soll. Sie haben die Absicht in den Spielsaal zu gehen, um dort ihr Glück zu versuchen. Sie sprechen das reinste Französisch, man muß sie für Französinnen halten. Sollte man nicht glauben, daß sie zur Crême der Gesellschaft gehören? Tragen sie doch einen vornehmen Namen, und haben die allernobelsten Manieren. Die Größere, jene junonische Gestalt, stolz und majestätisch einherschreitend, mit den dunkelblauen Augen und dem schwärmerischen Blick, nennt sich Gräfin de Senneterre; und die Kleine, reizend und anmuthig, dahinschwebend wie eine Sylphide, trägt den Namen eines Fräuleins von St. Lierre. Seit etwa drei Wochen sind sie hier, man erzählt, sie seien von Paris hierher gekommen. Im Anfang freilich war das Verhältniß der Damen anders: die Frau Gräfin lebte hier auf einem sehr vornehmen Fuße, als grande dame, sie hatte eigne Equipage, zwei männliche Domestiken, eine Kammerzofe, und bewohnte eins der elegantesten Hôtels. Doch der Schimmer war von kurzer Dauer, sie hatte gewagt, sich in einen Kampf einzulassen mit der anonymen Gesellschaft; acht Tage hatte sie muthig gestritten; aber wer vermag auf die Länge der Zauberkraft des Alles verschlingenden Zero zu widerstehen? Auch sie erlitt eine vollkommene Niederlage, und ihr letzter Napoleon rollte in den Orkus des grünen Tisches. Jetzt nahm Alles eine andere Gestalt an: Die beiden Diener wurden entlassen, die Gesellschafterin, die man bis dahin nur in dem hübschen kleidsamen Costüm eines Kammermädchens gesehen hatte, erschien mit einemmale als vornehmes Fräulein in der elegantesten Toilette, und wurde als Fräulein von St. Lierre präsentirt. Diese Beiden lebten von da in Harmonie und Vertraulichkeit, man sah sie unzertrennlich Arm in Arm. Die Herrenwelt ward aufmerksam auf das reizende Paar, man sprach nur von den beiden bildschönen Pariserinnen, vornehme alte und junge Sünder umflatterten sie und buhlten um ihre Gunst. Anfangs ward die Wahl schwer, sie schwankten längere Zeit; aber sie wußten mit anerzogenem Takt die beiden Rechten, das heißt die Reichsten ausfindig zu machen. Die Gräfin erkor sich zu ihrem Ritter einen jungen, steinreichen Lord, und die cidévant Kammerzofe entschied sich für einen alten russischen Grafen.

Es ist zwar außerdem noch eine Menge andrer sehr respektabler junger und alter Herren, welche die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, den Einen oder Andern der beiden Glücklichen aus dem Felde zu schlagen, doch es wird ihnen

nicht gelingen, denn Jenen können sie's nicht gleichthun. Man kann begreifen, daß die Frau Gräfin und ihre Freundin sich jetzt sehr wohl befinden, daß sie sogar im Stande sind, mit der anonymen Gesellschaft von Zeit zu Zeit einen kleinen Kampf zu bestehen. Uebrigens ist dergleichen hier etwas so Gewöhnliches, daß es gar nicht auffällt. — „Gehen wir, unser Ziel sei der Spielsaal, dort treffen wir andre interessante Figuren." Es wurde Roulette gespielt, es war grand jeu, Alles drängte sich zur grünen Tafel und die Croupiers verdienten heute ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts. Der größte Theil der Spielenden pointirte sehr niedrig, Einige dagegen wagten enorme Summen. Es war ein interessantes Schauspiel. Allerlei bekannte Spielerphysiognomien kamen hier zum Vorschein. Die stieren, scheuen Blicke, die Stirnen gefurcht von Kummer und Verzweiflung, Gesichter, auf denen die Geschichte eines ganzen unglücklichen Lebens zu lesen war! Und alle diese verschiedenartigen Menschen, die man hier beisammen sah, hatten ein und dasselbe Ziel vor Augen, reich zu werden in wenigen Stunden, ohne Arbeit, ohne Mühe, durch ein kurzes Wagniß. Vor Anderm zeichnete sich ein junger Engländer durch sein hohes Spiel aus. Zuerst setzte er jedes Mal eine kleine Geldrolle von funfzig Napoleon, als das Gold verschwunden war, zog er eine Brieftasche hervor und fing an, mit Banknoten zu spielen. Ich sah, wie er in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl davon verlor, mein Nachbar schlug seinen Verlust auf mindestens 5000 Thaler an. Er ist allein des Spiels halber hergekommen, und man behauptet, er habe in kurzer Zeit — er mochte etwa sechs Wochen dort sein — schon eine Summe von 40—50,000 Thalern verloren. Im Uebrigen gilt dieser junge Mann für einen der ärgsten Knicker, man erzählte sich davon Unglaubliches, ich sah, wie derselbe mit einer armen Frau, die ihm Obst zum Verkauf anbot, um einige wenige Kreuzer lange Zeit gehandelt und zuletzt nicht einmal etwas gekauft hat. Dicht neben dem Briten sitzt ein Frankfurter Wirth, der tiefverschuldete Besitzer eines Hotels, der Mann spielt mit einer großen Zaghaftigkeit, man sieht, er hat nicht viel mehr zu verlieren, sein Muth ist schon gebrochen, von Zeit zu Zeit wirft er verzweiflungsvolle Blicke umher, er flößt Mitleid ein. Als er das letzte Goldstück verloren hatte, seufzte er tief auf, wischte sich mit dem Tuche den Angstschweiß von der Stirn, blieb noch einige Augenblicke wie betäubt auf seinem Platze und schlich dann langsam zur Thür hinaus. Dem Unglücklichen mag schlecht zu Muthe sein auf der Heimfahrt! —

Auch ein deutscher Baron brachte sein Scherflein dar, ein blutjunger Mensch, der gar keinen Begriff vom Spiel hatte, er verstand es nicht einmal, sein Glück zu benutzen, was bekanntlich leichter sein soll, als im Unglück sich zu beherrschen. — Der leidenschaftlichste und unglücklichste Spieler aber ist jener bleiche Mann mit der karrirten Toilette, ein Straßburger Schneider; wie viele Millionen Nadelstiche mochten wohl erforderlich sein, um das Geld, was er hier in wenigen Minuten der anonymen Gesellschaft zufließen ließ, wieder zu verdienen? — Aber

einen widerwärtigen Eindruck machen die spielenden Frauen. Uns gerade gegenüber hat eine ältliche Dame Platz genommen; sie verfolgt das Spiel mit der allergrößten Aufmerksamkeit, nach jedem Coup zeichnet sie in das vor ihr liegende Blatt mit einem Nadelstich, sie merkt sich's, wie oft die Farben gewonnen haben, dann wartet sie den günstigen Moment ab, und wenn nach ihrem System die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens für eine oder die andere Farbe sich herausgestellt hat, macht sie ihren Satz, der jedesmal drei Gulden beträgt. Wenn sie verliert, pflegt sie ihn zu verdoppeln. Indem sie so operirt und während das Elfenbeinkügelchen umherrollt, ist sie in einer fieberhaften Aufregung, ihr dunkles, glanzloses Auge stiert auf die wirbelnde Scheibe, mit zitternder Hand preßt sie ihr Foulard zusammen und um die welken Lippen zuckt häßlich das bekannte erkünstelte Lächeln der Spieler. Diese Frau lebt allein vom Spiel und hält sich deshalb den größten Theil des Jahres hier auf. — Neben ihr sitzen zwei Damen der Haute volée; bei ihnen gilt es nicht um die Existenz, Brot wollen sie nicht verdienen, es ist die Gewinnsucht und die Aufregung des Spiels, die sie hierhergelockt hat. Die Aeltere spielt ebenfalls mit einer unangenehmen Leidenschaftlichkeit, auf den ersten Blick scheint sie eine ruhige und gleichgiltige Zuschauerin zu sein, beobachtet man sie aber genauer, so sieht man deutlich, wie es in ihrem Innern tobt wie in einem Vulcan, aus ihren Augen blitzt auf Augenblicke ein wildes Feuer, und bei jedem unglücklichen Coup, den sie ausführt, fliegt ein dämonisches Lächeln über ihre eisigen Züge; nach jedem bedeutenden Verlust nimmt sie aus ihrer mit Brillanten besetzten Tabatière eine große Prise. Man erzählt, in ihrer Jugend sei sie eine der berühmtesten Schönheiten ihres Landes gewesen, davon war keine Spur mehr zu entdecken, die Zeit und die grüne Tafel der anonymen Gesellschaft hatten mit einander ihre Schuldigkeit gethan. Die Jüngere, eine schöne Frau von dreißig Jahren, zeigt in ihrer äußeren Haltung zwar größere Unruhe und Beweglichkeit, aber sie ist weit weniger ins Spiel versunken, die Leidenschaft hat das Mark ihres Lebens noch nicht ergriffen, sie gehört jedenfalls zu den heilbaren Patienten. Beide vornehme Damen verloren übrigens in kurzer Zeit eine recht ansehnliche Summe. — Dagegen ist diese Frankfurter Kaufmannsfrau ein ächtes Bild des weiblichen Jammers. Zagend und zitternd schiebt sie ihren Satz — einen Gulden — jedesmal auf Roth, und während die Scheibe sich im Kreise dreht, faltet sie unter dem Tische die Hände und bewegt die Lippen, als wenn sie ein stilles Gebet gen Himmel sendete. Halte nicht auf rouge, gute Seele, die Farbe ist treulos wie die Freude, deren Bild sie ist. Setze auf Schwarz, die Farbe des Kaffees, den du so gern trinkst, und der Hölle, die dich beim Schopf gefaßt hat. — Die anonyme Gesellschaft machte in der kurzen Zeit, wo wir dem Spiele zuschauten, brillante Geschäfte; sie hätte ein Spital oder Irrenhaus von dem gewonnenen Gelde fundiren können.

Jetzt wundert Euch nicht mehr über das prachtvolle Etablissement der Herren

Blanc, über den grandiosen Kursaal, die herrlichen Parkanlagen und alle diese kostbaren Einrichtungen. Wem es so leicht gemacht wird, Schätze zu gewinnen, der kann allerdings Stadt und Land verschönern. Allerdings ist nicht zu leugnen, die Herren Bevollmächtigten der anonymen Gesellschaft haben in Verschönerung des kleinen Homburgs und in Unterhaltung der Fremden Außerordentliches geleistet. Dieser Kursaal bietet Alles was das Herz nur begehren kann: eine vortreffliche Restauration, zweimal des Tages table d'hôte, mehrere Zimmer für Whist und Piquet; ein Lesezimmer, wo alle möglichen Zeitungen und Journale zu haben sind (ich zählte 17 französische, 9 englische, 15 deutsche und holländische, und 2 russische). Auch hat die „Gesellschaft" das Jagdrecht über 30,000 Acker Land erworben und macht sich ein Vergnügen daraus, sämmtliche Kurgäste daran Theilnehmen zu lassen.

Die Herren verstehen sehr gut zu speculiren und haben nichts vergessen, was ihnen von Nutzen sein könnte. Auch sind sie wohl bedacht gewesen, ihrem Unternehmen einen gewissen Anstrich der Solidität und Uneigennützigkeit zu geben. Auf ihrem Roulette befindet sich nur eine Null, was allerdings für den Banquier weniger vortheilhaft ist, denn man bedarf zum wenigsten mehr Zeit zum Verlieren. Bekanntlich ist der Cylinder am Roulett in 38 Felder getheilt, welche mit den Nummern 1 — 36, einer einfachen und einer doppelten Null bezeichnet sind. Hiernach hat die Bank einen Vortheil von $5^{1}/_{38}$ Procent. In Homburg dagegen hat der Cylinder nur 37 Theile; der Vortheil der Bank ist mithin nur $2^{26}/_{37}$ Procent. Das Verhältniß ist wie 74 zu 38. Wenn also Jemand bei einer andern Bank zwei Jahre bedurft hätte, um mit seinem Vermögen zu Ende zu kommen, so wird er in Homburg dies wünschenswerthe Ziel erst in vier Jahren erreichen. Dagegen spielt man in Homburg vom 1. Januar bis zum 31. December, und gerade im Winter sollen oft die größten Summen gewonnen werden. Man sieht, die Herren Blanc wissen was sie thun.

Abscheu, Verachtung und Ekel vor diesem Treiben! Wie lange wird man in Deutschland noch solchen Unfug dulden? Als vor einiger Zeit das Hazardspiel durch ein Reichsgesetz überall verboten wurde, da nannten sich auf mehreren Bädern die Banquiers und Croupiers eine geschlossene Gesellschaft und der Zutritt zu ihren Spielsälen war nur gegen einzulösende Karten gestattet. Man beachtete jenes Verbot also nicht. Nirgend aber tritt das Laster des Spiels abscheulicher auf, als hier, wo der Hermelinmantel einer kläglichen Souveränität sich schützend darüber breitet, ein Laster fördernd und durch das Laster erhalten. v. B.

Kleine Correspondenzen und Notizen.

Aus Wien.

Oestreich ist ruhig, nur in Kroatien und der Woywodina gibt es Zähneknirschen und geballte Fäuste, und man wird unwillkürlich an die im November 1848 in einem

Prager Blatte ausgesprochene Prophezeihung erinnert, daß die Revolution in Oestreich erst mit dem feierlichen Bombardement von Agram zum Abschluß gelangen werde. Der Zorn der „Illyrier," die sich betrogen glauben, und die Wölkchen, die man auf der Stirn des Banus seit Kurzem bemerken will, haben indeß keine große Bedeutung, so lange unser Hausfreund Nicolaj I. es nicht in seinem Interesse findet, als offener Fürsprecher der Südslaven aufzutreten. Er wird es früher oder später, aber die Zeit ist noch nicht reif. Vor der Hand wäre ein Serben- oder Kroatenaufstand bald unterdrückt und würde bei den andern Nationalitäten, von denen diese Naturkinder als Reichsschergen angesehen werden, schwerlich übertriebene Sympathien erwecken. Die Drau- und Saugegend ist also jetzt, mit Ausnahme Italiens, der einzige und letzte Schmollwinkel der Monarchie. In Ober- und Unteröstreich, in Tyrol und Salzburg, in Steiermark, Kärnthen und Istrien, in Böhmen, Mähren und Schlesien, in Ruthenien und selbst in der Slowakei, welche trotz Stur und Hurban kein Kronland geworden ist, — überall die tiefste Ruhe, die artigste Folgsamkeit und die christlichste Ergebung in den Willen des „allerunterthänigsten und treugehorsamsten" Ministeriums. Regierung, was willst du mehr? Die Wiener Zeitungen finden an der Weisheit der zahlreichen Cabinetsordonnanzen so gar Nichts auszusetzen, daß sie aus Mangel an Stoff sich sämmtlich auf die höhere, auf die sogenannte Conjecturalpolitik geworfen haben. England, Frankreich und der Orient erfreuen sich ihrer publizistischen Intervention: vor Allem jedoch haben sie es auf das arme Deutschland abgesehen, dem sie täglich einen andern Schreckschuß auf den Pelz brennen. — Sie werden hoffentlich erfahren haben, daß nächstens 100,000 Oestreicher das kleine Würtemberg besetzen sollen. Die Nachricht ist authentisch, denn schon vor sechs Wochen gab ein hiesiges Oppositionsblatt dem marschbereiten Occupationscorps gute Lehren mit auf den Weg: Führt euch in Schwaben hübsch liberal auf, ihr tapfern Herren; sucht Oestreich Ehre zu machen und vergeßt nicht, daß die „Heimath Schiller's und Uhland's kein Tummelplatz für Finsterlinge ist." Köstlich ist der angebliche Grund dieser bevorstehenden Execution. Oestreich fürchte den Ausfall der würtembergischen — Wahlen. Der Commandant des Corps in Vorarlberg wird sich die Wahllisten kommen lassen, und sobald er sieht, daß mehr als drei Democraten in die würtembergische Kammer gewählt sind, heißt es: Marsch, vorwärts! — Ein anderer Schreckschuß klingt gewaltiger. Haynau übernimmt den Befehl über die 80,000 Mann, die sich an der sächsischen Grenze langweilen. Haynau! Der Name sagt genug, der heißt so viel wie Krieg, Standrecht und Confiscation über alle die verstockten Kleindeutschen. Das Ministerium ist empört über die Unverschämtheit, mit welcher die Presse Norddeutschlands die östreichische Handelsdenkschrift zu ignoriren oder zu belächeln wagt; denn durch sie würde das große Werk des Heils vollendet, wie die Augsburger Zeitung sagt, und über Mitteleuropa würde sich eine geheimnißvolle undefinirbare Glückseligkeit durch eine jener spontanen Triebkräfte ergießen, wie sie in Wiener Zauberpossen vorkommen: goldenes Vließ des asiatischen Verkehrs, Füllhorn der Levante, Donauschiffahrt, Culturnach-Ostentragung, Einführung des Piasters als Weltmünze, dadurch Welthandel, ungeheuere Beziehungen, fabelhafte Verhältnisse, schwindelerregende Aussichten! Aber der kleingeistige, schwunglose Liberalismus, welcher Alles von parliamentarischen Formen und politischen Rechten erwartet, hat kein Ohr für das wachsende Gras der großdeutschen Schöpfung. Folglich gilt das alte Sprichwort: wer nicht hören will, muß fühlen. Haynau wartet mit dem rechten Fuß in der Luft die Eröffnung des Erfurter Tages ab, um die Grenze zu überschreiten und die deutsche Handelswelt zur Annahme der östreichischen Schutzzölle zu zwingen. Während Paskiewitsch aus Polen gegen Berlin marschirt, rückt Haynau durch das Beifall jauchzende Sachsen ohne Schwertstreich gegen Erfurt. Der Ausgang läßt sich denken. Grade ist man in der Augustinerkirche beschäftigt, die Revision der Maiverfassung zu beginnen, als Herr v. Gerlach triumphirend auf das Portal deutet.

Das Parlament ist von östreichischen Truppen cernirt. Großer Tumult. Bismark-Schönhausen spricht von Uebergabe, die Linke hofft auf Entsatz durch Radowitz. Nach einigen Stunden aber spielt Radowitz die Rolle Görgey's, ergibt sich, und erhält Karlsbad zum Aufenthalt angewiesen, wo er seine unfreiwillige Muße der Alchymie widmet, den Augustinern aber den Rath gibt, unnützes Blutvergießen dem Vaterlande zu ersparen und eine ehrenvolle Capitulation anzunehmen. Sie folgen seinem Rath und ergeben sich. Inzwischen hat die würtembergische Occupationsarmee Frankfurt a. M. besetzt und Franz Joseph zum Kaiser von Deutschland ausgerufen. Schmerling salbt ihn in der Paulskirche. Haynau macht's mit der Erfurter Capitulation wie mit der Komorner. Mantteuffel, Gagern und Bodelschwingh erhalten freien Zwangspaß in ihre Geburtsorte, Gerlach und seine Freunde natürlich ebenfalls, die übrigen Augustiner dagegen werden, unter dem Vorwande, daß sie als gemeine Mitglieder der Garnison nicht in der Capitulation mit inbegriffen waren, theils zum Fuhrwesen, theils zu den Honveds „abgestellt." Einem Feldherrn von solcher Energie und so großen Verdiensten um die gute Sache muß man einige Willkür zu Gute halten, aber die radikalen Zeitungen Wiens geben doch zwischen den Zeilen zu verstehen, daß sie das Verfahren Haynau's nicht vollständig billigen können, indem das nicht der Weg sei, die Herrschaft Oestreichs in Deutschland beliebt zu machen, und die Augsburger Allgemeine Zeitung bemerkt dazu mit froher Befriedigung, wie das vielverschrieene östreichische Militärregiment den Wiener Journalen doch eine so auffallend freie und würdige Sprache erlaube! —

Und die Märzverfassung? Wird sie dann vom ministeriellen Papier in die Wirklichkeit heruntersteigen? Auch daran ist noch zu zweifeln. Herrscht doch, wie gesagt, schon jetzt die loyalste Stimmung in Oestreich und Vater Welden macht keine Miene aufzustehen, sondern bleibt als ein sichtbarer und greifbarer Alp auf der Brust der Wiener Journalistik sitzen. Daher kommen ihr die bösen Fieberträume und die lächerlichen Gespenstervisionen, mit denen sie Deutschland heimsucht. — Man ist hier mit der anfangs so mager gefundenen Märzconstitution jetzt vollkommen zufrieden, man schmachtet mit Heißhunger nach dem oktroyirten Schaubrote, man bittet auf den Knieen um das harte Preßgesetz und das ironische Vereinsrecht; ich fürchte, diese ungestüme Sehnsucht nach der Constitution beginnt dieselbe in den Augen ihrer Verfasser verdächtig und mißliebig zu machen; und am Ende wird es heißen: Nun, Ihr Undankbaren, wo Ihr einseht, was wir euch geben wollten, nun erst recht nicht! - —

Frau Therese von Pulszky.

Als jüngst im Parlamente zu London die Debatte auf Ungarn gelenkt wurde, erhob sich Lord Stuart in eifriger Rede für das unglückliche Land. Um seinen Anklagen und Vorwürfen gegen das Verfahren der östreichischen Regierung Nachdruck zu geben, zog er ein Manuscript hervor und las daraus lange Stellen. Es waren Memoiren einer Dame. Diese Dame ist die Gattin des Hrn. Franz v. Pulszky, der mit 20 Jahren Deputirter eines Comitats im Unterhause zu Preßburg war, dann Aufsehen erregte durch seine Polemik mit Baron Zedlitz, dem journalistischen Vorkämpfer für die Metternichsche Politik in der Augsburger Allg. Zeitung, später Attaché oder Secretär wurde beim Fürsten Esterhazy, als dieser als Minister des Aeußern sich in der Umgebung des Kaisers Ferdinand aufhielt, und nach den Octoberereignissen den Kaiserstaat verließ und als Agent des magyarischen Gouvernements in London sich niederließ.

An den Schicksalen des Mannes nahm die Frau vollen Antheil, und sie ist wohl im Stande durch Mittheilung ihrer reichhaltigen Erlebnisse manchen werthen Beitrag zur Revolutionsgeschichte zu liefern; die Memoiren werden um so größern Werth haben, da Erziehung, Charakter, gesellscha ftliche Stellung und Lauterkeit der Gesinnung

zu Gunsten der Verfasserin einnehmen. Eine kleine biographische Notiz wird die nähere Aufklärung geben.

Der Name Walther ist in der Wiener Gesellschaft sehr bekannt. Aus Baiern abstammend, etablirten Onkel und Neffe in der Kaiserstadt ein Großhandlungsgeschäft, und bald war das reiche Haus ein Sammelplatz von literarischen und künstlerischen Notabilitäten, die hier gastlich aufgenommen wurden. Der Aeltere war sehr reich, der Andere nur vermögend; jener war Wittwer, dieser hatte eine excellirende Schönheit zur Frau, was, wie man sagte, Ursache war, daß die Familie München verließ. Beide machten zusammen ein Haus. Jeder derselben hatte eine Tochter, und auf die Erziehung dieser Mädchen wurde besondere Sorgfalt verwandt.

Therese ist die Tochter des minder vermögenden jüngern Walther. Ein zartes Kind, zeigte sie in der ersten Jugend keine hervorragenden Geistesanlagen, gewann aber durch Anmuth und Natürlichkeit die Zuneigung Aller. Die ausgezeichnete Gesellschaft, welche das väterliche Haus besuchte, mag das Mädchen aufgeweckt haben, und mit immensem Fleiße erwarb es sich Kenntnisse, welche das junge Fräulein zum Gegenstand aller Aufmerksamkeit machten. Sie excellirte in Sprachen, von denen sie englisch, französisch und italienisch eben so geläufig inne hatte, wie deutsch. Die Schätze der italienischen Literatur erklärte ihr Professor Battaglio. Der bekannte Orientalist Baron Hammer-Purgstall zeigte dem lernbegierigen Fräulein die poetische Pracht jener Sonnenländer, Trost, Professor an der Theresianischen Ritteracademie, lehrte sie die Literatur, später Adalbert Stifter. Superintendent Hausknecht gab den ersten Religionsunterricht; sie ist Protestantin, sowie ihr Gemahl.

Das Wissen der jungen Dame ging tiefer, als bei unserer oberflächlichen Frauenbildung in der Regel zu geschehen pflegt; sie lernte denken und Ernstes ernsthaft behandeln. Die Kunst aber wurde mit besonderer Vorliebe cultivirt. Gesang und Clavierspiel wurden mit gründlicherem Eingehen in die Musikwissenschaft verbunden. Prof. Lickl und die bekannte Künstlerin Milder-Hauptmann waren die Lehrer. Die Schauspielerin Frau Gley-Rettich war eine Freundin des Hauses, und das Fräulein profitirte Manches von der trefflichen Künstlerin.

Diese Angaben sollen nur dazu dienen, um zu beweisen, daß für die Ausbildung von Geist und Herz, Geschmack und Sinn in diesem bürgerlichen Hause mehr angewandt wurde, als sonst gewöhnlich. Fräulein Therese Walther war mehrere Jahre eine geschätzte und beliebte Erscheinung in jedem Salon, den sie durch ihre mannigfachen Talente erheiterte. Sie war auch Malerin, und dilettirte nicht ohne Anerkennung.

Man kann wohl denken, daß die Hand dieses Fräuleins nicht ohne Bewerber blieb. Sie war klein und zart von Gestalt, das hübsche Gesicht erhielt durch die dunklen Augen seinen größten Reiz; Grazie und Bescheidenheit bei so vielen Talenten eroberten dem Fräulein alle Herzen. Auch Fortuna wollte dem Mädchen wohl, es gewann mit einem, zum Geburtsfeste als Geschenk erhaltenen Güterloose 200,000 fl. Trotz dieser Summe war sie bei weitem nicht so reich als die Cousine, deren aristokratischer Sinn auch höhere Pläne hatte, als Theresens Einfachheit.

Auf ein für Kunst und Wissen so empfängliches Gemüth konnte wohl nur ein verständiger und geistvoller Mann tiefen Eindruck machen. Wir wissen nicht wie es kam, aber wir wissen, daß Fräulein Therese Walther aus reiner Herzensneigung dem im väterlichen Hause als Gast eingeführten, ungarischen Edelmann Pulszky ihre Hand reichte, sogenannte große Parthien zurückweisend.

Die Cousine heirathete den Grafen Breda.

Pulszky zog mit der jungen Gattin in die Heimath, in den Norden Ungarns, wo sie für ihre Mitgift ein Gut ankaufte. Er lebte der Politik und sie der Häuslichkeit und dem Wohlthun. Die Armen Wiens, Ischls und Salzburgs wußten Viel von den milden Gaben des Fräulein Walther zu erzählen, auch die armen Unterthanen der jun-

gen Herrin verehrten sie bald als Wohlthäterin, besonders als die Drangsale des Hungerjahres hereinbrachen. Der Pamphletist Mathias Koch könnte über diese wohlthätigen Spenden Bericht erstatten.

Der Beginn der Revolution störte auch dieses freundliche Wirken. Pulszky wollte sich nicht dem Dienste des Vaterlandes entziehen; jedes Talent mußte Hand anlegen zur Neugestaltung der Verhältnisse. Zwei Kinder waren der glücklichen Ehe bereits entsprossen, und ein schönes Familienleben war in seinem Hause aufgeblüht. Der Ruf für's Vaterland führte den Hausherrn von seinem glücklichen Heerd in's Getriebe der Parteien.

Hier ist nicht der Ort, über die politische Gesinnung und Bestrebung Pulszky's zu sprechen; aber wohl gehört es auch hierher, die fortwährend von den schlechten Organen der östreichischen Gewalthaber ausgestreute Anklage, daß Pulszky Theil habe an der Ermordung Latour's aus inneren Gründen zu widerlegen. Pulszky und Frau genossen in vollen Zügen die Seligkeit eines reinen Familienlebens; keine materielle Sorge drückte sie, und ihre Bildung ließ sie in den besten geistigen Genüssen leben, für die sie Talent, Erziehung und Gemüth empfänglich machte. Solchen Verhältnissen entkeimt kein Mörder; außerdem ist die politische Anschauung Pulszky's die eines gebildeten Mannes, welcher die Folgen solcher Thaten wohl zu erwägen weiß. Die moralische Versunkenheit der Standrechtspresse und serviler Denuncianten hat diese elende Anklage erhoben; sie entbehrt jeder Begründung, ja jedes gerichtlichen Indicinms.

Frau Pulszky hatte keinen directen Antheil an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 genommen. Um so mehr mochte sie überrascht werden, als nach den Oktobertagen nicht blos Steckbriefe gegen ihren Mann erlassen wurden, sondern auch nach ihr gefahndet wurde. Ueber diese Tage werden wahrscheinlich die Memoiren genauen Aufschluß geben.

Sogleich entschloß sich Frau von Pulszky, ihrem Manne zu folgen. Die Einen sagen, sie hätte als Knabe verkleidet Wien passirt, was, nebenbei bemerkt, ihrem ganzen Wesen widerspricht; Andere lassen sie als Stubenmädchen einer Dame durch ganz Oestreich und über die Grenze fahren. So viel ist gewiß, daß die Nachricht, die Dame sei wohlbehalten in London angekommen, die nachfolgenden Polizeilente überraschte. Auch die greisen Eltern sollen erst nach dem Gelingen der Flucht Nachricht darüber erlangt haben.

Die Bemühung der servilen gutgesinnten Denuncianten ist dahin gerichtet, wenn man dem Inculminirten nicht den Kopf abschneiden kann, ihm wenigstens die Ehre abzuschneiden. Frau von Pulszky, welche in der Londoner Gesellschaft mit aller Auszeichnung aufgenommen wurde, wird von hier aus geschmäht und beschimpft. So viel wir aber erfuhren, haben diese Verleumdungen die Achtung nicht verringert, mit welcher die Dame in den gewähltesten-Cirkeln begrüßt wird, obwohl sie — zum Stundengeben in Musik und Sprachen sich entschloß, um ohne fremde Unterstützung ihren Haushalt führen zu können. Das Vermögen in der Heimath scheint der Confiscation verfallen zu sein, oder ist wenigstens jetzt noch nicht disponibel. —

Mit dieser Skizze beabsichtigen wir keineswegs eine Recommandation der angekündigten Memoiren, durch deren Veröffentlichung die Dame der öffentlichen Beurtheilung verfällt; wir wollten nur zeigen, daß es eine reine Persönlichkeit ist, gegen welche der Schmutz unserer Presse ausquillt.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**
Druck von Friedrich Andrä.

Deutsche Staatsmänner.

1. Joseph von Radowitz.

Die pikante Darstellung des General Radowitz in Laube's Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche hat durch die authentische Biographie, welche seitdem erschienen ist, eine Berichtigung erfahren. Radowitz ist nicht der ewige Jude, nicht der Graf St. Germain, und in seinem Lebenslauf liegt nichts übertrieben Mystisches. Ehe wir an die Charakteristik dieses Staatsmanns gehen, dessen Bedeutung für die politische Entwicklung Deutschlands von Tage zu Tage größer erscheint, geben wir einen kurzen Abriß seines Lebens nach Anleitung jener authentischen Biographie.

Radowitz' Familie stammt aus Ungarn, aber schon sein Großvater zog nach Deutschland in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sein Vater lebte als braunschweigscher Titularrath in Altenburg, und betheiligte sich später an den Geschäften einer Weinhandlung, bei welchen er sein Vermögen einbüßte. Er starb 1819.

Joseph war 1797 geboren. Als einziges Kind einer gemischten Ehe stand er zunächst unter der Leitung seiner protestantischen Mutter, und wurde bis zum 14. Jahr auf den protestantischen Schulen in dieser Confession erzogen. Von dieser Zeit an übernahm sein Vater die Anordnung seiner religiösen Erziehung, so daß er seit 1812 in der katholischen Kirche aufwuchs. — Schon früh für den westphälischen Militärdienst bestimmt, schickte ihn sein Vater zur Erlernung der französischen Sprache nach Frankreich. Auf französischen und westphälischen Schulen empfing er seine kriegswissenschaftliche Vorbildung, bestand glänzende Prüfungen, avancirte im December 1812 zum westphälischen Artillerieoffizier, erhielt den Orden der Ehrenlegion, und wurde in der Schlacht bei Leipzig, wo er eine westphälische Batterie kommandirte (gegen Deutschland), verwundet und gefangen.

Nach Auflösung des Königreichs Westphalen trat er in kurhessische Dienste, und machte den Feldzug gegen Frankreich mit. 1815 wurde er erster Lehrer der Mathematik und Kriegswissenschaft im Kadettencorps zu Kassel, 1817 Hauptmann im Generalstab und Lehrer des Kurprinzen. Umfassende Studien, auch im Generalbaß. Als er die Parthie der Kurfürstin (Schwester des Königs von Preu-

ßen) gegen die Mätresse des Kurfürsten, Emilie Ortlepp, nahm, wurde er verabschiedet (1823), ging nach Berlin, wo er schon 1821, als er im Auftrage seines Hofs über eine Militärconvention unterhandelte, vom Kronprinzen ausgezeichnet war, und trat in preußische Dienste. — Hier ward er Hauptmann im Generalstabe und Lehrer des Prinzen Albrecht, in Folge einiger mathematischen Schriften Mitglied der obersten Militärstudienbehörde, Major (1828) und Chef des Generalstabs der Artillerie (1830), Oberstlieutenant (1839), Oberst (1840).

Die persönliche Freundschaft mit dem Kronprinzen knüpfte sich enger seit dem Aufenthalt in Sanssouci. Damals bildete sich jene legitimistisch-romantische Salonconcerie, die unter dem Namen der Politiker der Wilhelmstraße bekannt ist — die Gerlach, Voß, Brandenburg, Gröben u. s. w. von denen die Gründung des Berliner politischen Wochenblatts (1831) unter Jarcke's Leitung und unter Protection des Kronprinzen ausging, und die Radowitz in seinen „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" charakterisirt hat. Radowitz gehörte zu den geistreichsten Mitgliedern dieses Kreises, er heirathete aus demselben die Tochter des Gesandten Graf Voß (1828), schrieb eine Reihe leitender Artikel in das Wochenblatt, und später (1839) in demselben Sinn eine Schrift über die spanische Successionsfrage. Auch die „Ikonographie der Heiligen, ein Beitrag zur Kunstgeschichte" (geschrieben 1829, veröffentlicht 1839) gehört dahin.

1836 wurde Radowitz zum preußischen Militärbevollmächtigten am Bundestage ernannt. Bei der drohenden Kriegsgefahr 1840 wurde er mit General Grolmann nach Wien gesandt, um die Uebereinkunft wegen der Vertheidigung Deutschlands zu schließen. Durch ihn und den östreichischen General Heß wurden die nöthigen Schritte am Bundestag vereinbart, und die Erweiterung und Verschärfung der Kriegsverfassung durchgesetzt. Jeder Staat mußte von nun an 1¼ Prc. seiner Bevölkerung als Contingent, Ersatz und Reserve bereit halten; innerhalb vier Wochen sollte diese Truppenstärke stets marschfertig sein. Damit aber diese Anordnungen nicht wieder in Verfall geriethen, wurde festgestellt, daß Commissionen, aus Generalen aller Bundesstaaten bestehend, sämmtliche Contingente in gewissen Zeitabschnitten inspiciren und darüber berichten sollten. Im folgenden Jahre betrieb er die Ergänzung des fortificatorischen Systems durch den Bau von Ulm und Rastatt.

Gleichzeitig hatte Radowitz den Auftrag, auf eine Revision der Bundesverfassung überhaupt anzutragen. Er stattet in seiner Schrift „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." (1848) darüber Bericht ab. Die Unterhandlungen blieben ohne Resultate. Ein Preßgesetzentwurf, von Radowitz verfaßt, scheiterte an dem Widerstand des preußischen Ministerraths (Februar 1843); ein neuer Entwurf, von Preußen dem Bundestage vorgelegt (Juli 1846), der in manchen Beziehungen schlimmer war als die Censur, wurde gleichfalls ad acta gelegt. Nach dem Schluß des Vereinigten Landtags beschloß der König, ernstlicher an die Bundes-

reviſion zu denken. Er genehmigte (20. November) einen ihm von Radowitz vorgelegten Entwurf, auf deſſen Inhalt wir ſpäter zurückkommen, und ſchickte ihn nach Wien, zugleich, um die Schweizer Angelegenheiten zu ordnen. Das letzte war die Hauptſache. Radowitz, der neben ſeiner militäriſchen Stellung auch den Geſandtenpoſten in Karlsruhe bekleidete, hatte ſchon im Juni auf eine europäiſche Intervention zu Gunſten des Sonderbundes angetragen. Englands Widerſpruch hielt die Ausführung auf; Radowitz kam mit ſeiner Reiſe zu ſpät, der Krieg war bereits entſchieden. Doch reiſte er am 15. December nach Paris, und veranlaßte die bekannte Note der drei Mächte (18. Januar 1848): die Eidgenoſſenſchaft beruhe auf der Souveränität der 22 Cantone; ohne die einhellige Zuſtimmung derſelben dürfe keinerlei Umwandlung des Bundesvertrags vorgenommen werden, und durch die Beſetzung der Sonderbundscantone habe die Schweiz ihre Neutralität verwirkt. — Der entſchieden ablehnenden Antwort (15 Februar) ſollte eine Intervention folgen, da wurde die Regierung in Frankreich geſtürzt.

In Folge dieſer Ereigniſſe wurde Radowitz — der die Julidynaſtie feſtgegründet wie Eiſen gefunden hatte — den 2. März nach Wien abgeordnet, theils um für den nöthigen Fall militäriſche Maßregeln zu verabreden, theils um auf Grundlage der oben erwähnten Denkſchrift eine Bundesreviſion anzubahnen. Den 10. März ſchloß er die Uebereinkunft ab, nach welcher noch in demſelben Monat ein Congreß in Dresden zuſammentreten ſollte. Im Bundestag wurde der Entwurf (19. März) genehmigt. Der Aufſtand in Wien und Berlin vereitelte auch dieſen Plan.

Im April 1848 nahm Radowitz in Folge der Berliner Revolution ſeinen Abſchied aus preußiſchen Dienſten — er war ſeit 1845 Generalmajor — trat im Mai als Abgeordneter für Arnsberg in Weſtphalen in die deutſche Nationalverſammlung ein, und bildete mit den Ultramontanen die Partei des „ſteinernen Hauſes.“ Seine Hauptreden ſind bekannt genug, ich komme noch darauf zurück. Nach der Abſtimmung, in welcher der König von Preußen zum deutſchen Kaiſer ausgerufen wurde — ein Act, an dem er Theil nahm mit der Verwahrung, „daß er der Verſammlung nicht das Recht zuerkenne, die Verfaſſung des Reichs endgiltig zu beſchließen und deſſen Krone zu vergeben, ſondern daß die Rechtsbeſtändigkeit dieſer Handlungen von der freien Zuſtimmung der Regierungen abhängig ſei,“ — wurde Radowitz nach Berlin berufen (23. April), und ihm mit dem Rang eines Generallieutenants die Führung der deutſchen Angelegenheiten übertragen. Das Miniſterium des Auswärtigen, welches man ihm anbot, lehnte er ab. Die Unterhandlungen, welche den 28. April begannen, führten zum Bündniß vom 26. Mai. Am 25. Auguſt hielt Radowitz als Regierungscommiſſar in der zweiten Kammer die bekannte Rede, in welcher er die Politik der Regierung zu rechtfertigen ſuchte. Zum zweiten Mal nahm er das Wort am 24. Oktober; das Interim ſowie die Einberufung zum Reichstag ſollte gerechtfertigt werden.

Seine Ernennung für's Interim (11. November) — dessen einzige Thätigkeit, so viel mir bekannt ist, darin bestanden, die mecklenburg-schwerin'sche Angelegenheit in seine Competenz zu ziehen, — so wie neuerdings seine Wahl in's Erfurter Volkshaus und seine Berufung zum Regierungscommissar wie zum Präsidenten des Verwaltungsrathes sind noch Allen im Gedächtniß.

Da er nun in Erfurt Gelegenheit haben wird, seine bisher nur fragmentarisch zur Anschauung gekommene Politik im Zusammenhang zu entwickeln, so könnte es angemessen erscheinen, mit seiner Charakteristik so lange zu warten. Wir glauben aber, sein Wesen bereits so vollständig zu übersehen, daß der Reichstag nicht viel neues Licht darauf werfen dürfte. —

Diese Behauptung klingt um so anmaßender, da man ziemlich von allen Seiten und in allen Parteien darüber einig ist, in Radowitz einen der tiefsinnigsten und gefährlichsten Politiker zu finden, dessen Maske undurchdringlich sei. Ich las in einem Leipziger Blatt von einem jungen Demokraten, dessen rosenblutwangige Naivetät in unserer Zeit wirklich wohlthuend ist, offene Briefe an die preußischen Reactionärs, in denen z. B. Herr v. Gerlach im Vertrauen belehrt wird, er sei eigentlich die Drahtpuppe, die der geheime Maschinist, der Oberteufel Radowitz, nach Belieben hin- und herziehe; der Oberteufel, in dessen Netzen Metternich, Schwarzenberg, der König von Preußen, die Constitutionellen, der Papst und Pater Rothaan, Louis Napoleon und Lord Palmerston gefangen seien.

Eine allgemein verbreitete Ansicht muß immer einen gewissen Grund haben. Allein hier liegt der Grund zu offen auf der Hand. Einmal hat Radowitz ein Gesicht, welches man nicht wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen hat. Sämmtliche Journalisten des heiligen römischen Reichs haben in den kühnsten Bildern gewetteifert, dieser Physiognomie gerecht zu werden. Diese hohe Stirn, dieses dunkle Auge, dieser finstre Blick, der doch anzuziehen versteht — wir Deutschen müßten keinen Lavater gehabt haben, wenn wir dahinter nicht etwas recht Mystisches suchen wollten. Sodann versteht Radowitz mehr als ein Anderer die Kunst, durch kleine Freundlichkeiten zu bestechen. Man denke sich ein Männchen, das im Allgemeinen die Potentaten und ihre Schergen sehr geringschätzt, aber im Besonderen doch vielfach in Verlegenheit kommt, diese Ueberlegenheit über die bestehende Ordnung der Dinge zu specificiren, man denke es sich, wie es z. B. in der Paulskirche sein schüchternes maiden-spech gehalten, und wie es nun plötzlich den großen Radowitz langsam sich erheben, auf sich zu kommen sieht, einen warmen Händedruck fühlt, und die sanften Worte vernimmt: „Ganz aus meiner Seele gesprochen!" — was übrigens ganz richtig sein kann, denn bei der weitumfassenden Gesinnung unseres Helden wird es selten eine Ansicht geben, die nicht in gewissem Sinn aus seiner Seele gesprochen wäre. Es wäre nun schlimm, wenn jenem jungfräulichen Redner nicht irgend eines der tausend politischen Blätter zu Gebot stände, wo es in einer referirenden Notiz die Bemerkung einfü hren könnte:

„wir theilen die Ansichten des Herrn von Radowitz keineswegs, aber jedenfalls ist er einer der größten Geister unserer Zeit.“ Als Originalcorrespondenz macht dieses Referat und die daran geklebte Bemerkung die Runde durch alle tausend Zeitungen, und 500 Correspondenten der zweiten Hand spinnen sie den folgenden Tag zu einer weitläufigen Schilderung aus, bis die Größe des Herrn von Radowitz zu einem Dogma wird. — Weiter. Radowitz will sprechen: er ist als Jesuit, als Absolutist, als Fürstendiener verschrieen, man erwartet das Schrecklichste. Er aber hält einen ruhigen Vortrag, einen Vortrag, in welchem er nicht nur das „mir“ mit dem „mich“ nie verwechselt, wie es doch dem preußischen General ziemt, sondern sogar eleganter stylisirt, als irgend ein anderer Redner; in welchem er nicht nur die Demagogen, die Republik, der Socialisten und die Freigeisterei nicht lästert, sondern nie verfehlt, einige Phrasen einzuflechten, in welchen man bei einigem Wohlwollen leicht einen gewissen Anflug von Liberalismus, Freidenkerei u. s. w. finden mag.

Für ein deutsches Gemüth ist eine derartige Ueberraschung erdrückend. Entweder ist man entzückt — so einen Mann habe ich verkannt! wie hat man diesen aufgeklärten, geistvollen Sprecher verlästern können! Oder, wo das Mißtrauen vorwaltet: der Jesuit spricht logisch; das ist irgend eine teuflische Verrätherei! Er muß über einen entsetzlich tiefen Plan brüten, um so seine innere Ueberzeugung verhehlen zu können. Denn daß diese vorhanden sei, daran zweifelt der Deutsche nicht. Und nun fragt man nicht weiter, ob in jener verständigen Rede auch wirklicher Verstand, d. h. ob der Gesichtspunkt, von dem aus der Redner das Sachverhältniß richtig betrachtet, auch der richtige sei; Radowitz hat ja gesagt, ich will einen ganz bestimmten Standpunkt einnehmen, z. B. in der italienischen Frage den militärischen. Ob aber auf die Entscheidung über die Fortdauer der östreichischen Herrschaft in Italien die strategische Bedeutung der Mincliolinie irgend einen Einfluß habe, das zu erörtern, ist der Redner so weit entfernt, daß er die Nothwendigkeit dieser Vertheidigungslinie für Deutschland annimmt, ohne einmal zu untersuchen, ob denn Oestreich wirklich zu Deutschland gehöre; eine Untersuchung, die für den Verfasser des Bündnisses vom 26. Mai, wenn er wirklich ein consequenter Staatsmann war, denn doch sehr nahe liegen mußte.

Und so hat sich denn das Publikum durch den guten Styl seines Helden so übertäuben lassen, daß es sich gar nicht um seine praktischen Erfolge gekümmert hat. Der Erfolg ist nicht Alles, aber auch hier gibt es eine gewisse Grenze. Radowitz erfindet ein Preßgesetz; es wird von allen Betheiligten verworfen. Er geht nach Wien, um durch eine Intervention den Sonderbundskrieg zu verhindern; in dem Augenblick ist der Sonderbundskrieg zu Ende. Er bestimmt Guizot, den Minister einer Dynastie, die ihm fester zu stehn scheint als je, zu einer nachträglichen Intervention; in dem Augenblick stürzt Guizot und mit ihm die Dynastie. Er bestimmt Metternich zu einer Bundesrevision; Metternich wird ver-

jagt. Er vertheidigt die Minciogrenze; Radetzki vernachlässigt die strategischen Punkte, und geht bis zum Tessin. Er schließt das Dreikönigsbündniß, und die beiden betheiligten Könige heben durch ihren Vorbehalt das Bündniß auf. — Und so in allen Dingen. — Es ist ein schlimmes Zeichen für einen praktischen Staatsmann, wenn er überall den rechten Augenblick verfehlt.

Aber das Uebel liegt noch tiefer. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Radowitz weder vor, noch während, noch nach der Nationalversammlung einen festen bestimmten Plan verfolgt hat; daß ihm immer nur etwas „vorgeschwebt," und daß seine ganze Thätigkeit darin bestanden hat, diesem Etwas geistreiche und pikante Gesichtspunkte abzugewinnen.

Radowitz gehört zu den Naturen, die in dem modernen Preußen nicht selten sind, die ihre Waffen so lange schleifen, bis nichts davon übrig bleibt. Eigentlich war der leichtfüßige Haugwitz, obgleich weit entfernt von dem doctrinären Nimbus unserer heutigen romantischen Staatsweisheit, ein passendes Beispiel dieser Klasse. Der glänzendste Kopf unter ihnen ist Leopold Ranke. In seinem bunten historischen Bildersaal herrscht eine wahrhaft beleidigende Unparteilichkeit; der Geschichtschreiber steht überall außerhalb der Begebenheiten, besieht sie von rechts und links, von vorn und hinten mit seinem scharfen Augenglas, mit seinem feinen diplomatischen Lächeln, und sieht Dinge, auf die kein anderer Mensch kommen würde. Nur — er sieht den Wald vor Bäumen nicht. Der gesunde Menschenverstand, der in jedem Augenblick zwischen Recht und Unrecht unterscheidet, wenn er auch nicht gleich sein „Celarent" oder „Barbara" als Beleg zur Hand hat, ist ihm zu gemein. Außerdem hört noch in einem Punkt seine Unparteilichkeit auf: wenn er einer Natur begegnet, die gerade aus und grob ist. Das verletzt die ästhetische Feinheit seiner Nerven. — Der Geschichtschreiber, namentlich in Zeiten, die kein gegenwärtiges Interesse haben, kann trotzdem Großes leisten, wie denn Ranke's Schriften eine reiche Fundgrube der vortrefflichsten Wahrheiten bieten. Mit dem Geschäftsmann ist es schon schlimmer. Ein preußischer Diplomat, in dem ich viel von dem Ranke'schen Geist finde, ist Herr v. Usedom. In seinen „politischen Briefen" mit dem Motto: aequo pondere! läßt er aller Welt Gerechtigkeit wiederfahren, Metternich und Jacoby, Louis Philipp und seinen Feinden. Es ist viel Schönes und Richtiges darin gesagt, und doch wird einem unheimlich bei dieser Leidenschaftslosigkeit. Die preußischen Diplomaten sind durch ihre Stellung in diese Lage gebracht. Als Bevollmächtigte einer europäischen Großmacht, die doch keine ist, haben sie die Aufgabe, in jede Frage mit einzureden, soviel kluge Worte als möglich, und doch so wenig bezeichnend als möglich zu sagen. Sie sind daher überall klüger und tiefer als alle andern, sie stehn über den Parteien, d. h. sie haben keinen Einfluß auf sie; sie treiben ein Nebengeschäft, z. B. den Generalbaß, mit Leidenschaft, und studiren im Salon die Physiognomie der wirklichen Staatsmänner. Im Gespräch, wenn zwei Gegner mit hefti-

gem Grimm auf einander losgehn, fühlt man sich lebhaft versucht, den Dritten, der mit der lächelnden Versicherung dazwischen tritt, daß man ja eigentlich einig sei, zu ohrfeigen; denn in der Hitze des Streites verliert man die Freiheit, dem Unbetheiligten die sehr triviale Wahrheit einzuschärfen, daß es allerdings Punkte gibt, in denen die Gegensätze sich vermitteln, ohne daß sie darum aufhören Gegensätze zu sein. — In seinen „Gesprächen aus der Gegenwart" spielt Radowitz diese Rolle des Alles besser wissenden, alles ausgleichenden Unbetheiligten. Er schildert seine Gesellschaft aus der Wilhelmstraße: einen pietistischen General, einen Bureaukraten, einen liberalen Bourgeois, einen jungen Socialisten. — Er läßt sie alle zum Worte kommen, und widerlegt sie dann alle von seinem höhern Standpunkt aus, der, abgesehen von der ultramontanen Schattirung, die in der Sache selbst nichts entscheidet, ziemlich farblos ist. Aber man kann sagen, daß in jedem Augenblick der Pietist, der Bureaukrat, der Liberale und der junge Revolutionär ihm gegenüber Recht haben, obgleich er sich selber elegantere Worte in den Mund legt, denn sie bringen ihm einen bestimmten Inhalt entgegen, dessen Einseitigkeit dadurch keineswegs aufgehoben wird, daß man die scharfen, charakteristischen Ecken diplomatisch abglättet. Freilich hört der Contrast der Farben auf in der süßen Dämmerungsstunde, in der alle Katzen grau sind.

Ohne Leidenschaft, ohne den Zorn einer intensiven Ueberzeugung ist kein fester Wille möglich. Auch keine sichere Erkenntniß. Um zu unterscheiden, zu begreifen, muß man seiner selbst sicher sein, muß man für bestimmte Fälle hart, unbeugsam — einseitig sein können, wie die Leute sich ausdrücken. Mit beiden Seiten des Schwertes zugleich zu schlagen, ist unmöglich. Wer klüger sein will als Alle, wird von Allen dupirt. Wer jedem Conflict ausweicht, wird von Allen überholt. Ich kann mir Radowitz im Interim lebhaft vorstellen, wie er den beiden Oestreichern seine höhern Standpunkte auseinandersetzt; er schätzt sie gewiß in ihrer Einseitigkeit sehr gering, und sie werden nicht versäumen, ihm ihre Complimente im gemüthlichen Wienerisch zu machen. Aber morgen sagen sie dasselbe, was sie gestern sagten, und seine Weisheit ist umsonst gewesen.

Dabei ist mit jener Kälte des Herzens eine gewisse Schwärmerei nicht nur verträglich, sie hängt sehr genau damit zusammen. Jene Kälte ist das Zeichen, daß man unbestimmt empfindet, und dieser Dilettantismus des Gefühls ist mit der Empfänglichkeit für unklare Vorstellung eng verbunden, wenn man auch das Einzelne noch so mathematisch genau zu ordnen versteht. — Ich komme bei dem Ultramontanismus darauf zurück; für jetzt wende ich mich zu den Plänen, die Radowitz in Beziehung auf die deutsche Frage vor dem März gehabt haben will.

Sein „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." ist nur dem Namen nach eine Apologie des Königs. Der König von Preußen hat viel öffentliche Reden gehalten, die bezeichnender sind als die paar Aktenstücke, die uns jenes Buch mit-

theilt; er hat in der Proclamation des 18. wie in dem Ritt des 21. März Ideen ausgesprochen, die man sehr mit Unrecht zur Grundlage seiner Charakteristik benutzen würde. Der eigentliche Held, um den es sich darin handelt, ist nicht Friedrich Wilhelm, sondern Joseph von Radowitz.

Die militärischen Einrichtungen lasse ich bei Seite. Es versteht sich von selbst, daß im Umfang des alten Bundes in materiellen, auch selbst in geistigen Dingen auf friedlichem Wege viele nützliche, zweckmäßige und wesentliche Reformen sich durchführen ließen. Nicht durch den Bund, sondern ungeachtet des Bundes, durch einzelne Verträge. So will es aber Radowitz nicht aufgefaßt wissen. Es soll eine totale, auf das ganze Leben Deutschlands sich beziehende Wiedergeburt sein. Und da müssen wir sagen, daß die Idee, welche ihm vorschwebte, eine sehr unbestimmte, haltlose und weitaussehende war, die, wenn man sie sich ausgeführt denkt, in der Hauptsache nicht viel gefruchtet haben würde, und an deren Ausführung nach den uns mitgetheilten Maximen nicht in Jahrtausenden zu denken war. Diese Maxime besteht darin, daß man, wenn Oestreich in Noth war, es zur Reform aufforderte, daß es dann antwortete, es ist gegen die Pietät, unsere Lage zu benutzen, später! und daß Preußen dann sich bescheiden verbeugte, allerdings wäre es unfreundlich; also später! — Und daß, wenn die Noth vorüber war, Oestreich freundlich bemerkte: nun ist es ja nicht nöthig; warten wir ab, bis Noth da sein wird.

Aber was sollte denn eigentlich ausgeführt werden? „Allgemeine Inspicirungen des Bundesheeres, Bundeswappen *), Bundesgericht, gemeinsames Strafrecht, Ausdehnung des Zollvereins über den ganzen Bund, Preßgesetz." — „Zuerst sollte die Zustimmung des kaiserlichen Hofs um jeden Preis errungen werden. War dieses Ziel erreicht, so trat Preußen zurück, und überließ die Leitung der fernern Schritte Oestreich. — Hätte Oestreichs Zustimmung nicht erreicht werden können, dann würde Preußen diesen Weg mit Schmerz, aber furchtlos betreten haben. Es würde seinen eignen Ständen (! die noch gar nicht existirten!!) und dem gesammten Deutschland offene Rechenschaft abgelegt haben von dem, was es für Alle gewollt und angestrebt. Es würde dann diejenigen Regierungen, bei welchen für die eine oder die andere der neuen Institutionen Anklang erwartet werden durfte, direct angegangen haben, um eine Reihe von Specialvereinigungen nach Art des Zollvereins zu Stande zu bringen." — Es ist hier absolut unbegreiflich, worin das Schmerzhafte eines solchen Verfahrens hätte liegen sollen. Derartige Verträge lassen sich natürlich nur zwischen einzelnen Staaten schließen, so lange die Souveränität derselben nicht principiell aufgehoben ist. Der Beitritt Oestreichs zum Zollvereine stieß auf andere als blos politische Schwierigkeiten;

*) Vous êtes orfèvre, Mr. Josse!

in Geldsachen hört bekanntlich die Gemüthlichkeit auf. Wozu diese ungeheuern Umstände, eine Sache ins Werk zu setzen, die man auf viel einfacherm Wege erreichen konnte! — Um doch von sich sprechen zu machen! — Vergleicht man dabei, daß Radowitz die preußische Regierung nur aus Rücksichten gegen den Bund die Entfesselung der Presse verschieben läßt, in demselben Augenblick, wo Preußen seine eigene und die Presse der übrigen Bundesländer gewaltsam unterdrückt, so wird es schwer, das Gefühl zum Schweigen zu bringen, das sich unwillkürlich dabei aufdrängt.

In demselben Augenblick, wo Deutschland nach einer Bundesrevision strebt, die doch mehr oder minder die Duodezsouveränität beschränken mußte, intriguirt Radowitz gegen denselben Versuch der Eidgenossenschaft, auf die Gefahr hin, einen europäischen Krieg zu erregen! begegnet man in Berlin den getreuen Ständen mit Hohn und Verachtung, und erklärt ihnen, daß man nie ein beschriebenes Papier zwischen Gott und die königliche Majestät wolle sich drängen lassen.

Genug von der vormärzlichen Zeit. Radowitz war ein Diener seines Herrn, und hatte nur darüber Rath zu ertheilen, wie die Beschlüsse desselben auszuführen seien, nicht was man beschließen solle. Gehen wir auf seine parlamentarische Thätigkeit über.

Radowitz eröffnete dieselbe, indem er aus preußischen Diensten trat. Sein Biograph findet diesen Schritt bei dem Eintritt einer neuen Regierung, wo man irgend auf constitutionelle Begriffe etwas halte, ganz unvermeidlich. — Ich habe noch nie etwas davon gehört, daß in einem constitutionellen Staat die Offiziere ihre Entlassung geben, wenn ein neues Ministerium an's Ruder kommt. — Radowitz wollte freie Hand haben, aber nicht der Nationalversammlung gegenüber, denn er hätte als Preuße nicht weiter rechts rücken können, als er ohnehin saß; sondern Oestreich gegenüber. Damals — und noch im August — war preußischer Dienst keine Empfehlung für das neue Regiment. Später, als die preußischen Actien stiegen, hat Radowitz sich mit einer gewissen Ostentation darüber entschuldigt, daß er sich so sehr preußisch gerire; er hat versprochen, in Berlin desto deutscher zu sein. Ich weiß nicht, wo er eigentlich sein Preußenthum so entschieden, herausgekehrt haben will. Gelegenheit war damals hinlänglich gegeben; fand doch selbst Schmerling Veranlassung, die gemeine Kriecherei vor Oestreich, welche damals die Mainzer Demokraten mit hämischen Angriffen gegen Preußen verbanden mit kalter Verachtung zurückzuweisen. — Ich will nicht sagen, daß Radowitz sich die verschiedenen Eventualitäten mit klarer Unterscheidung zurecht gelegt habe; aber er wollte auf alle Fälle gerüstet sein.

Daß er aber schon damals die später sehr gegen seinen Willen zu Stande gekommene kleindeutsche Idee verfolgt haben soll, sucht uns sein Biograph vergebens einzureden. Seine Neigungen, seine Principien, seine Ansichten waren groß-

deutsch. Die Nationalversammlung selbst, ein wesentlich großdeutsches Institut, kann ich ihm nicht zur Last legen; er war nicht Schuld daran, daß sie zusammenkam. Aber er scheint auch nicht erkannt zu haben, daß die Anwesenheit der östreichischen Abgeordneten in derselben eine constitutionelle Centralisation unmöglich machte; er war es, der den Antrag stellte, die Czechen mit Gewalt zur Wahl zu zwingen; er war es, der Italien bis zum Mincio zu einem Reichsland machen wollte. Als die Nationalversammlung endlich auf den Gedanken kam, daß es nothwendig sei, die Stellung Oestreichs zu dem projectirten Bundesstaat in Erwägung zu ziehn, fehlte er; als dann die bisher in formalen Differenzen erstarrten Parteien sich nach organischen Gesetzen sonderten, schwankte er lange; endlich stellte er der Weidenbuschpartei seine abenteuerliche Idee einer dreifachen Stufenfolge der Reichsgewalt gegenüber. Schon das war seiner Partei, der Jesuitischen, welche Preußen mit aller Gewalt der östreichischen Herrschaft unterthan machen wollte, zu viel; sie fing an, ihn als einen halben Verräther anzusehn. — Bei der Verhandlung über den Welcker'schen Antrag sprach er mit großem Ernst dagegen und stellte ihn als einen für Deutschland höchst gefährlichen dar; dennoch stimmte er einige Tage später dafür. Das Amendement, welches er am 17. März gestellt hatte, und welches für sein späteres Wirken maßgebend war, enthält folgende Punkte. 1) Annahme der Verfassung nach dem Welcker'schen Antrag. 2) Der nächste Reichstag behält das Recht der Revision. 3) Die Regierungen werden eingeladen, diesem Beschluß zuzustimmen und ihn in Ausführung zu bringen. 4) Mit denjenigen deutschen Staaten, welche der Reichsverfassung nicht beizutreten erklären, besteht das Bundesverhältniß fort; die durch die veränderten Umstände gebotenen Modificationen in derselben bleiben einer unverzüglichen Revision vorbehalten. 5) Nach eingegangener Erklärung sämmtlicher Regierungen über ihren Beitritt wird die Wahl des Reichsoberhaupts erfolgen. —

Ein gebildeter Staatsmann, der sich selber ein klares Bild von dem Wege gemacht hatte, auf welchem Deutschland zu regeneriren sei, mußte es als seine wesentliche Aufgabe erkennen, der Versammlung, welcher es gar nicht an gutem Willen, wohl aber an klarer Erkenntniß fehlte, dies Bild Tag für Tag vorzuhalten und sie zunächst daran zu gewöhnen. Radowitz hat das nicht gethan; er ließ sich durch den Gang der Versammlung bestimmen, auch wo er sich ablehnend verhielt; er ging auf ihre Fictionen ein (z. B. die Fiction, daß die einzelnen deutschen Staaten constitutionelle wären, und durch die aus der Majorität der Kammern hervorgegangene Regierung vertreten würden); er bildete seine Partei nicht nach einem bestimmten organischen Gedanken, sondern nach dunkeln Sympathien, nach unfruchtbaren historischen Reminiscenzen. In seinen Reden, so geschickt sie angelegt waren, wenn sie nur darauf berechnet sein sollten, den guten Redner zu zeigen, und jeden Anstoß zu vermeiden, geht er nie auf das Wesentliche der Sache ein; sie imponiren, aber sie belehren nicht; sie beschränken künstlich den Gesichts-

kreis — wie z. B. die Empfehlung der Schäferschen Demarkationslinie in Posen, wo man meinen sollte, der abzutrennende Theil des Großherzogthums solle gegen Preußen in ein fremdes, militärisches, feindliches Verhältniß treten, und das in einer Zeit, wo man über diese Fictionen schon längst hinaus war. Die Reden athmen auch nie die Gluth einer edlen Ueberzeugung, sie verletzen nie, aber aus demselben Grund erwärmen sie auch nicht, denn was den Haß mit Aengstlichkeit vermeidet, wird auch keine Liebe erregen. Sie machten stets den Eindruck, der Redner sei ein geistvoller Mann, der mehr zurückhalte, als er ausgebe: für einen Diplomaten der alten Zeit eine Empfehlung, nicht so für einen Staatsmann der neuen. Radowitz hat weder gewußt, die wohlgesinnte Partei der Versammlung zu leiten -- dazu war er theils zu isolirt, theils wieder zu befangen in den allgemeinen Voraussetzungen; er hat aber auch, und das ist ein schlimmerer Vorwurf, nichts gethan, um sie mit den Regierungen in einen wesentlichen Rapport zu setzen. — Er und diejenigen, die ihm ähnlich waren, haben freilich das Verdienst, die Versammlung, welche ursprünglich ein Hebel gegen das Bestehende sein sollte, zu einer Schutzwehr für das Bestehende gemacht zu haben; aber sie haben auch die Schuld, daß aus ihr für die neue Organisation keine Frucht hervorging.

Radowitz' nachmärzliche Wirksamkeit ist vor Aller Augen. Ob er bei dem wichtigsten Schritt Preußens, der Ablehnung der Kaiserwürde mitgewirkt hat, weiß ich nicht, ich glaube es auch nicht. Der Schritt war für ihn zu bestimmt. In dem Abschluß der Maibündnisse hat er den Diplomaten mit einer solchen Feinheit gespielt, daß er sich von aller Welt hat dupiren lassen, sogar von Sachsen und Hannover. Seine Vertheidigungsrede in der zweiten Kammer hat großen Beifall gefunden, weil er die Stichwörter des Tages, z. B. die Verachtung gegen den alten Bundestag, redlich darin verwerthete, und weil er sanguinische Hoffnungen äußerte, während sein College in der ersten Kammer, Bülow, mit preußischer Ehrlichkeit gerade herausſagte, daß die Sache schlimm stehe. — Als er aber im Interim jenen Beschluß in der mecklenburgischen Angelegenheit sanctionirte, der das Dreikönigsbündniß im Princip vollkommen aufhob, als er gegen seine eigene Schöpfung intriguirte, da konnte die deutsche Partei sich nicht länger verhehlen, wie es mit den Hoffnungen sei, die man auf diesen Mann gesetzt hatte. — Freilich hat er es nicht aus Uebermuth gethan, er hat in höherem Auftrage gehandelt. Aber das ist es eben. Er glaubt zu schieben, und er wird geschoben.

Seine Stellung zur ultramontanen Partei hat er verwirkt; mit Recht. Er hat nur mit ihr coquettirt. Um ultramontan zu denken, muß man entweder ein wirklicher Fanatiker sein, oder ein blasirter Paradoxenjäger, wie der Herr von Lassaulx, der aus Langeweile auf den Gedanken gekommen ist, einen slavischen Messias zu prophezeihen; oder reale Interessen haben. Für Radowitz ist der dunkle Hintergrund der altkatholischen Kirche nur ein Relief. Als er in der Rede über Posen damit anfing: „wäre hier das Interesse meiner Kirche im Spiel, so würde

ich alle andern Rückſichten hintanſetzen," war das nur eine Redefigur, um Aufſehn zu erregen. So verkehrt denkt keiner der modernen Jeſuiten, geſchweige ein gebildeter Mann. Aber Radowitz denkt wie Prinz Heinrich: ſeine Sonne ſoll durch romantiſche Wolken um ſo imponirender leuchten. — Es iſt nicht einmal der aus der Reflexion hervorgegangene Haß, wie er z. B. bei Herrn v. Montalembert ganz dieſelben Erſcheinungen hervorruft, die man ſonſt nur beim Fanatismus findet; es iſt die Tändelei eines feingebildeten Dilettanten, den es freut, daß er Sinn hat für Dinge, die „Caviar ſind für's Volk." Er hat eine Iconographie der Heiligen geſchrieben, wie er ſpäter die Rebus des Mittelalters herausgegeben hat; man hat nicht verfehlt, auch dabei ſich vor dem neuen Loyala zu entſetzen, es war aber nichts, als eine äſthetiſche Spielerei.

Daß die Kreuzzeitung ihn jetzt mit Gagern und Schlöffel ſo ziemlich auf einen Punkt ſtellt, iſt nicht zu verwundern. Die Gerlach u. ſ. w. ſind in ihrer Vorliebe für Oeſtreich ſehr beſtimmt; Oeſtreich hat mehr Radicale hängen laſſen, als Preußen, alſo muß Preußen den Kaiſerſtaat zum Vorbild nehmen und ihm in allen Dingen den Willen thun. Eine ſolche Partei läßt ſich in Zeiten der Noth wohl einen geiſtreichen Mann gefallen, wenn er auf anderm Wege zu ähnlichen Reſultaten kommt — wie die altkirchliche Partei ſich den Hegel gefallen ließ — ſobald aber ihre Fluth im Steigen iſt, entfernt ſie den zweideutigen Bundesgenoſſen mit einem Fußtritt. Ein Mann, der ſich ſoweit in die Ideen der Revolution eingelaſſen hat, daß er einmal erklärte, in Schleswig dürfe man kein Dorf den Fremden herausgeben, kann von der ſiegreichen Reaction nicht geduldet werden.

Die altpreußiſche Bureaukratie kann mit einem Katholiken, einem Romantiker nicht lange Hand in Hand gehen; unſre Partei muß endlich erkennen, daß ſeine Wege nicht die ihrigen ſind. Was bleibt ihm? — der König.

Gegen dieſen iſt er in der unangenehmen Lage, daß er von ihm abhängig iſt. Er wird weder — wie die Arnim u. ſ. w. — durch eine freie, äußerliche Stellung, noch wie die Gerlach u. ſ. w. durch eine fanatiſche Ueberzeugung getragen. Er wird dem geiſtreichen Mann eine geiſtreiche Charade bleiben, mit der man ſich in Mußeſtunden gern beſchäftigt; er wird vielleicht noch einmal Miniſter, wenn er den Muth hat, aus ſeinem unbetheiligten Dilettantismus herauszutreten, was ich übrigens bezweifle, aber er wird dem Staat Friedrichs des Großen keine neue Richtung geben. Sich zu der Rolle eines Genz zu degradiren, dazu iſt er zu ſtolz.

Kleine Bilder aus England.

1. Wie der Reisende verkannt wird.

Noch immer gibt es wohlgeborene Leutchen unter uns, die sich eine übermenschliche Ehre daraus machen, für Franzosen gehalten zu werden. Das schleift von Jugend auf sein Zünglein, das plagt sich mit der hagern Genfer Bonne und mit der dicken Grammaire des Grammaires und vergießt doch seinen edlen Schweiß vergebens, denn in der Fremde darf's kaum den Mund aufthun, so ist's erkannt, und dann schämt sich's, als wär's gar nicht ehrlicher Leute Kind. Diesen Unglücklichen kann geholfen werden? Ich will ihnen den kürzesten und sichersten Weg zeigen, auf welchem sie zu der schmeichelhaften Auszeichnung gelangen können, nach der ihre Herzen schmachten. Folgen Sie mir, lieber Herr von Schnürpfeifer, lassen Sie Ihre Bonne sitzen, werfen Sie Ihre Grammaire hinter den Ofen, und fahren Sie schnurstracks nach London. Gehen Sie dann in Ihren gewöhnlichen Sonntagskleidern durch Holborn oder Leicester-Square spazieren, und geben Sie Acht. Bald wird Ihnen John Bull durch die unzweideutigsten Huldigungen zu erkennen geben, daß er Sie für ein leibhaftiges Kind der grande nation hält. Sie brauchen zu diesem Zweck kein Sterbenswörtlein zu sprechen, Sie haben nur zu erscheinen, und Ihr Triumph ist fertig.

Meine erste Erfahrung dieser Art machte ich in der Nähe von Cranbourne Street in Leicester-Square. Ich wollte nach Finsbury und wartete an der Ecke auf einen Omnibus. „Bank! Bank!" schrie der Conducteur hinten auf dem ersten 'Bus, der vorüberrumpelte. Das war mein Mann. Wie er mir den Wagentritt zur Hinterthür hinaufhilft, grinst er mich lustig an, — vermuthlich hatte er in aller Früh mit dem nationalen Wachholdergeist ein Wörtchen zu viel gesprochen — und fragt: Parli vow Frainci? Mansignour comprehend? — D — your bloody eyes, entgegnete ich; seht Ihr nicht, daß ich ein Deutscher bin? — Da machte ich eine zweite Erfahrung. Der lustige Patron bat mich um tausendfachen Pardon und schüttelte mir die Rechte wie einen Pumpenschwengel, so daß ich bald vom Tritt wieder in die Straße hinabgefallen wäre.

Endlich gelang es mir, im Innern der vierrädrigen Arche meinen Sitz zu finden. Beide Divans waren voll von Passagieren. Lauter gesetztes, ehrbares Cockneyvolk mit Thurmuhren in den Westentaschen, schweren Goldketten über dem Leib, von denen gewaltige Reichssiegel über den Bauch herunterbummelten, endlich alle mit hohen Vatermördern, die, steifer als Kartenpapier, den Ohrläppchen der guten Leute gefährlich wurden. Ich kam mir vor wie ein armer Sperling in Gesellschaft buntgefiederter Papagaien. Eine Zeitlang musterte man mich von oben bis unten, dann warfen sich meine Nachbarn einen wissenden Blick zu, und dachten bei sich: Ein französischer Tanzmeister, Sprachlehrer oder sonst so'n

Windbeutel! Geschwiegen wurde mit Energie und Ausdauer, so daß mir Muße zu mehr Betrachtungen blieb, als ich anzustellen Stoff hatte. Auf dem Festlande erkennt man den Engländer auf funfzig Schritt, in England erkennt man den Fremden auf hundert Schritt Entfernung. Den Londoner Kümmeltürken aber ist jeder Ausländer ein Franzose. Gibt doch der Pariser allen Städten Europas Gesetze über Tracht und Manieren, so daß er einem oberflächlichen Auge als Vertreter der ganzen nichtenglischen Welt, und daß der deutsche Städter auf den ersten Blick als ein verpfuschter Franzose erscheinen muß. Auch wird man es begreiflich finden, daß, trotz der Philippistischen entente cordiale, und trotz der Wechselbesuche, die englische Freihändler und Pariser Nationalgarden einander abstatten, die historischen Erinnerungen beider Völker am Leben geblieben sind. Die Abneigung vor der internationalen Friedenspfeife äußert sich dies- und jenseits des Kanals auf sehr verschiedene Weise. In Frankreich sind es nicht nur die Gamins und Ouvriers, die das perfide Albion gern mit einem Nasenstüber in den tiefsten Abgrund des Meeres stürzen möchten, sondern erleuchtete Staatsmänner, gravitätische Geschichtschreiber und demokratische Feuilletonisten verschmähen es unter Umständen nicht, entweder aus Gier nach einem Sou Popularität oder aus weibisch wüthender Eifersucht, mit den Gamins zu stimmen und die Engländer als Barbaren, Molochsanbeter und menschenopfernde Mammonpriester*) mit rother Kreide an die Wand zu malen. Anders in England. Die Franzosenfresserei gehört hier längst nicht mehr zum guten Ton. Der gebildete Brite hat Humor genug, um über die Ausfälle der Franzmänner zu lächeln. Er ist sich des Gegensatzes zwischen seinem und dem französischen Naturell klar bewußt und erklärt sich daraus mit ziemlicher Unparteilichkeit die gegenseitigen Antipathien und Vorurtheile; dabei fühlt er zu sehr seine Ueberlegenheit in allen praktisch wichtigen Dingen, um nicht gern und oft sogar mit warmer Vorliebe die glänzenden Liebenswürdigkeiten und großen Fähigkeiten seines Nebenbuhlers anzuerkennen. Selbst der englische Pöbel kennt keinen rechten Haß mehr gegen Frankreich und erlaubt sich selten mehr als harmlose Neckereien auf den Fremdling loszulassen. Wie sagte mein Freund Jack Rollicker, der Fuhrmann? „S'ist kein Verbrechen, ein Franzos zu sein, aber ein Hanswurst wär ich lieber als so'n Kerlchen. Das kleidet sich in Spinneweben und nährt sich von Bonbons; hat kein zu Hause, sondern wohnt im Kafé und auf der Straße; das geht nicht, sondern tanzt, red't nicht, sondern singt, singt nicht, sondern kräht, trägt den Hut auf dem Ohr und kann nicht boxen; wie soll man so'n Geschöpf ernsthaft nehmen? Und doch ist nicht mit ihm zu spaßen; macht die zierlichsten Complimente, so lang ich ihm Recht geb', aber kaum sag ich 'mal Nein, pauz, explodirt er wie 'ne Rakete."

In der Verhöhnung der Franzosen liegt eine gewisse Anerkennung. John

*) Siehe die Schriften und Reden von Michelet, Thiers, Toussenel, Emile Girardin u. a. m.

Bull schmunzelt und lacht über ihn nur deswegen so gern, weil er sich erinnert, daß er ihn einst grausam gefürchtet hat. Wir Deutschen dagegen existiren noch gar nicht für das Londoner Volk. Prinz Albert und die Revolution haben den Namen Germany zwar viel bekannter gemacht als er einst war, — Manchester, Leeds und Bradford machen eine Ausnahme, weil sich dort viel deutsche Commanditen befinden — aber John Bull in London reißt immer noch die Augen auf, wenn er sieht, daß der fremde Monsieur ein Deutscher ist, und zwar ein Gentleman, kein beggar, kein Lump, der bei dem reicheren Vettervolk sich satt essen will. Er hat etwas läuten gehört von seiner Verwandtschaft mit den Germans, von ihrem Fleiß und ihrer Ehrlichkeit, und daß es ihnen nur an dem rechten Geschick und Muth fehle, um auf einen grünen Zweig zu kommen. John Bull nimmt darum häufig eine beleidigende Protectormiene an, allein man braucht nur einigen Stolz in das Wort: Ich bin ein Deutscher, zu legen, und er ändert den Ton. Er hat einen angebornen Respect vor jedem halbwegs berechtigten Selbstgefühl und wird gleich irgend ein Compliment, daß er mit gutem Gewissen aussprechen kann, für die Deutschen herausfuchen. Fürchtet nichts, er wird uns keine Schmeicheleien über unsere Größe und Einheit sagen, denn er glaubt daran so wenig wie an die französische Freiheit oder die deutsche Flotte, aber — das werden wir gleich sehen.

Bei der Bank stieg ich aus, allein ehe ich meinen Besuch in Finsbury Circus abstattete, sprang ich in einen Barbierladen in Little Moorfields und warf mich rasch in den Lehnstuhl, um mein Kinn civilisiren zu lassen. Mr. Lather, der Principal des Ladens, ein kleiner hagerer Mann mit gewaltigem schwarzem Backenbart und kahlem Scheitel, blieb eine Weile mit sehr nachdenkendem Gesicht vor mir stehen, bevor er mich zu bedienen anfing. Endlich war ich eingeseift, bemerkte aber, daß er mir keinen Schaum auf die Oberlippe gelegt hatte. Meine Frage deshalb führte zu einem für mich sehr ergötzlichen Gespräch. — No moustache, no moustache? rief Mr. Lather. Warum sagten Sie das nicht gleich? you must think for yourself. Why, ich glaubte, ihr Franzosen könnt ohne Moustache nicht leben. — Aber zum Geier, ich bin kein Franzose, ich bin ein Deutscher! — Indeed! So! kopfschüttelte der gravitätische Kleine und ließ vor Ueberraschung einen Augenblick das Messer feiern. — Ich bitte tausendmal um Vergebung, fuhr er fort. Das Deutsche ist eine sehr, sehr schöne Sprache. — Sprechen Sie deutsch? fragte ich. — Kein Wort, lächelte er; aber unsere Königin spricht sehr oft deutsch. Unsere Königin ist leider jetzt in Schottland. Gehen Sie nach Schottland? — Nein. — Ach so, Sie warten, bis unsere Königin wieder nach London kommt. — Nein, sagte ich, denn ich reise in vierzehn Tagen wieder ab. — Sie werden also unsere Königin hier nicht sehen? — Schwerlich. — Nun, vermuthlich haben Sie unsere Königin bei einem früheren Besuch in England gesehen? — Ich bin heute das erste Mal in London. — Hm, Sie haben unsere Königin gewiß vor einigen

Jahren schon in Deutschland gesehen, als sie den Rhein besuchte? — Nein. — Er schwieg eine Minute ganz verdutzt über mein räthselhaftes Benehmen, zuletzt aber konnte er sich nicht mehr halten, und fragte in halb verzweifeltem Tone: Aber, mein Gott, wo werden Sie denn unsere Königin einmal sehen? — Sein Erstaunen erstieg den höchsten Gipfel, als ich ihm jetzt trocken und unerbittlich erklärte, daß ich die Nothwendigkeit, seine Königin zu sehen, durchaus nicht einsähe, und daß es für mich in London viel interessantere Schauspiele gebe, als das Gesicht seiner Königin. Er strich die Segel, kam jedoch gleich wieder auf seine Königin zu sprechen. Er hatte von dem prächtigen Empfang gehört, den seine Königin am Rhein erhalten; ob das richtig und wahr sei? — Ich bestätigte Alles, was die englischen Zeitungen darüber gemeldet hatten, und hob mich dadurch sehr in seiner Achtung. Auch das Feuerwerk in Köln am Rhein, sagte ich, habe seines Gleichen nie gehabt. Allein da geriethen wir auf einen Punkt, wo in dem loyalen Barbier plötzlich der freie Brite erwachte: auf den Kostenpunkt. Wer hat das Feuerwerk bezahlt, der König oder der Staat? — Ich glaube, der Staat! erwiederte ich absichtlich. — Das würden wir nicht thun! We would not allow that! rief er mehrmals, indem er bei dem Wir sich mit dem Finger feierlich auf die Brust klopfte.

Ich ließ Mr. Lather in Gedanken über seine Königin und die Sonderlinge, die es unter den Deutschen gebe, sitzen, und ging nach Finsbury Circus, wo ich erfuhr, daß die Familie, der mein Besuch galt, in Brighton sei und mich dahin freundlichst einlade. Also nach Brigthon. In einem Waggon zweiter Klasse sitzt mir ein vierschrötiger Pächter gegenüber, dessen festes und feistes Gesicht aus ungeräuchertem Schinken geschnitten schien. Zufriedenheit mit Gott und der Welt, ja selbst mit Sir Robert Peel und der Aufhebung der Korngesetze strahlte von den Wangen des ehrlichen Farmers, die winzigen grauen Aeuglein aber, obgleich sie Mühe hatten, die fetten Lider so weit in die Höh zu schlagen, um Himmel und Erde zu erkennen, versuchten zuweilen einen schelmischen Strahl auf mich zu schießen. Ich gewahrte dies Anfangs nicht, weil ich in Bewunderung seiner kurzen Stierbeinchen vertieft war. Bald jedoch nahm seine Aufmerksamkeit einen fast beunruhigenden Charakter an. Er beäugelte mich, den Kopf bald nach rechts, bald nach links neigend, wie eine Dogge, die mit einem kleinen Mops Bekanntschaft machen will. Dann zog er plötzlich ein Blatt Papier und einen Bleistift aus der Tasche, schrieb einige Zeilen darauf und überreichte mir's, rieb sich dann die Hände, und beobachtete die Wirkung seines Aktenstücks. Sich mündlich zu verständigen war unmöglich, weil das Gerassel der Waggons auf Viaducten und in Tunnels jeden Laut übertönte. Ich antwortete daher ebenfalls schriftlich. Seine Note lautete: „Frage. Ob Gott der Allmächtige, wenn er im Wirbelwind nach Frankreich kommt, seinen Paß vorzeigen muß?" — Guter Pächter, dein Abscheu vor der abomination des französischen Paßwesens ist gerecht, aber wart', ich will dich doppelt enttäuschen. Meine Gegennote: „Es scheint mir zweifelhaft, daß der liebe Gott überhaupt jemals nach Frankreich kommt. In Deutschland aber wäre es für ihn sicherlich gerathen, einen Paß mitzubringen, gleichviel, ob er per Wirbelwind oder per Säuseln reist. So spricht aus Erfahrung

Ein Deutscher."

Mein Pachter faßte sich gar nicht vor Erstaunen. Allein obgleich er hörte, daß die „Abomination" des Paßwesens in Deutschland eben so stark wie in Frankreich grassirt, glaubte er mir doch eine Genugthuung für seinen Mißgriff schuldig zu sein; er nickte mir mit wohlwollendem Lächeln zu und als wir ausstiegen, schüttelte er mir die Rechte wie einen Pumpenschwengel.

Hans Jörgel-Weis*).

Der Name Hans Jörgel ist gewiß Jedem der Leser schon bekannt. Unter diesem Titel erscheinen seit vielen Jahren Briefe im Wiener Dialekte, welche sich die Aufgabe stellen, dem östreichischen Landvolke eine Lectüre zu bieten. Ein gewisser Herr Weis schrieb diese Hefte im gemeinsten Style; aber begünstigt durch das vormärzliche Polizeisystem, welches kleine Sittenverletzungen duldete, um von den politischen Fragen abzulenken, welches den Theaterklatsch hätschelte, um alle ernsteren Erörterungen zu verhüten, erwarb sich diese periodische Schrift ein großes Lesepublikum. Dienstbotengeschichten, kleine Prellereien, Ballbegebenheiten, Recensentenscandale u. dgl. m. waren die Themata, welche diese Volkszeitung im Jargon behandelte. Die Märztage machten den Hans Jörgel plötzlich zum Politicus, er legte sich den Beinamen constitutionell zu, und kramte seine Weisheit aus. Der Verlust an Abnehmern war aber eine deutliche Demonstration, daß Hans Jörgel nicht als politischer Weiser betrachtet werde, und er verfiel darauf, durch größere Gemeinheit das Fehlende zu ersetzen. Alle Phasen der Revolution durchmachend häufte Hans Jörgel auf den Reichstag, auf die Aula, auf Pillersdorf, auf die Juden und auf alle Welt, die nicht seiner Ansicht huldigte, die maßlosesten Beschimpfungen, pochend auf seine Verdienste um Staat, Thron, Ordnung und wer weiß was noch. Leider wollte man diese großen Verdienste nicht gehörig würdigen; Hans Jörgel veranstaltete eine Todtenfeier für Latour, sammelte Gelder für Soldaten und Stiftungen, aber — es wollte doch Niemand mit Hans Jörgel zu thun haben. Endlich wurde er auch in seiner Blöße dargestellt, und zwar in Heften, welche in gleicher Form und in gleichem Dialecte erschienen; man wies ihm seine Ignoranz, seinen Farbenwechsel, seine Speculation auf die Immoralität des Bauernvolkes, und besonders sein Denunciantenthum vor, denn jedes Heft war eine Denunciation bei der Militärgewalt. Hans Jörgel wußte nichts Besseres, als — die Kläger zu verklagen, und es dürfte interessant sein Einiges aus seiner Eingabe bei der k. k. Stadtkommandantur zu vernehmen. Hans Jörgel klagt: „daß das Volk offen zum Morde gegen ihn aufgefordert werde, es soll ihm den Gnadenstoß geben, da er schlechter als ein Dieb ist.“ „Es gibt keinen Ausdruck der Entehrung,“ schreibt Hans Jörgel-Weis, „der nicht gegen mich angewendet ist. Ich erlaube mir daher, um Schutz zu bitten, da ich sehr be-

*) Man vergleiche einen früheren Artikel von anderer Feder: Wiener Zeitungen und Zeitungshelden.

ängstigt bin, daß diese Aufreizungen eben so ihre Früchte bringen können, als sie solche bei Latour gebracht haben, denn ich und Ebersberg (Redacteur des Zuschauers) sind die Einzigen, (!!) die treu mit dem Kaiserhause und der Regierung gehalten haben, und noch halten (!!!) und dafür soll uns das Volk hängen. Nicht meine Person, das System ist es, das man in mir verfolgt."

Man muß wohl über diese Naivität lachen, wenn Hans Jörgel sich ein System nennt; eher ist noch Hanswurst eine Offenbarung, oder Thaddädl ein Prinzip.

Hans Jörgel klagt ferner: „Herr Bachmann (Redacteur der Carricaturenzeitschrift Punch) nennt mich öffentlich eine Schandsäule Wiens, einen Denuncianten, Schurken, Verleumder, ein moralisches Aas, das auf den Schindanger gehöre u. s. w." Dieses „und so weiter" steht wirklich in der Klagschrift des Hrn. Weis, so wie obige Schmeichelnamen öffentlich im Punch, in der Geißel und den Witzblättern.

Hans Jörgel klagt weiter: „Der Herr Civil- und Militärgouverneur sichert jedem Staatsbürger Schutz vor Hohn, Spott und Schmähung zu, hier handelt es sich um das Leben (!) eines Menschen, das jetzt mehr bedroht ist, als es im Jahr 1848 bedroht war."

Um der Militärgewalt die Nothwendigkeit darzustellen, daß die Geklagten bestraft werden müssen, bringt Hans Jörgel folgende Motive in Frageform vor: „Will man nicht Jeden entmuthigen, sich an die Regierung anzuschließen? Reißt man durch solche Aufsätze nicht das Herz aus der Brust des Volkes?" „Gibt nicht die große Pränumerantenzahl (die Blätter nämlich, die gegen Hans Jörgel schreiben) den besten Beweis über den herrschenden Geist des Volkes?"

Herr Weis hat in seiner Schlichtheit keine Ahnung von den Widersprüchen, die in diesen Sätzen liegen; er legt nur diese Fragen an's Herz (!) der k. k. Stadtcommandantur, bittet, daß man die schrecklichen Folgen von ihm abwende, und schließt: „es ist traurig, daß ich im Belagerungszustande wegen meinen Gesinnungen um Schutz gegen laut ausgesprochenen (?) Mord bitten muß."

Der Bescheid auf diese am 7. Februar 1850 eingereichte Klage lautete dahin, Hans Jörgel solle sich — an's Preßgericht wenden.

Herr Weis hatte gleichzeitig an die Polizei sich gewandt, und auch diese wies den Armen an's Preßgericht. Verzweifelnd ruft Hans Jörgel im letzten Hefte aus:

„I weiß nit, will man die Leut mit ein Preßgericht foppen, was nit existirt, oder was dös is? Wie kann Ein denn sowohl das Militär- als Civilgericht an ein Gericht weisen, was nit existirt? Was is das für ein Zustand im Belagerungszustand? Die Antwort is nit schwer. Vor der Hand nix als literarische Anarchie." —

„Was will i machen?" seufzt Hans Jörgel hierauf aus der durch den Be-

lagerungszustand sogar ihm gepreßten Brust, und kurz entschließt er sich, der undankbaren Krone, der undankbaren Regierung, der undankbaren Militärcommandantur und dem undankbaren Volke Adieu zu sagen, und Alle ihrem traurigen Schicksale zu überlassen, „er setzt dawcil im Belagerungszustande seine Hefte aus," zu deutsch, er schreibt keine Briefe mehr. Ganz radical, wühlerisch und revolutionär setzt Hans Jörgel hinzu: „i muß sagen, dös is eben so wenig eine Zeit für'n Hans Jörgel, als sie's im October war. Wir haben dös jetzt geistig und moralisch, was wir im October physisch gehabt haben, un bis nit dagegen Gesetze, nit auf'n Papier, sondern im Leben da sein, bis dahin wird der Hans Jörgel verstummen."

Also auch Du, Hans Jörgel, machst Opposition, auch Weis setzt sich auf die Linke!? „Lang kann dieser Zustand ja unmöglich dauern," exclamirt der Umsturzmann Weis, „un kummt a Gesetz, dann is a der Hans Jörgel wieder da."

Zum Schlusse dieses Schlußheftes citirt Hans Jörgel, um zu beweisen, daß er kein moralisches Aas und kein schlechter Kerl sei, die Sammlungen, die er für verschiedene wohlthätige Zwecke, für Abgebrannte, Nothleidende, für Armeebedürfnisse ꝛc. veranstaltete, und geht hierauf ab von der Schaubühne, nach Andern Schandbühne des Hans Jörgel mit den Worten:

„Möge für die Regierung mein Schweigen beredter als meine Worte sein."

J. B. Weis.

Der Verleger Dirnböck erklärt, daß er das lucrative Geschäft durch einen Andern fortführen werde, also Hans Jörgl est mort, vive Hans Jörgel.

Die scherzhafte Sache hat doch einige ernste Seiten. So tief gesunken sind die Zustände nach dem Einmarsch des Fürsten Windischgrätz in Wien und seit Beginn der Militärherrschaft, daß Käuze dieser Art wie Hans Jörgel politische Rollen übernehmen konnten, und sich für Stützen des Thrones und des Reiches ausgeben. Herr Weis ist unfähig einen gramatikalisch richtigen Aufsatz zu verfassen, es fehlen ihm die ersten Elementarbegriffe jeder Wissenschaft. Wir wollen dem Charakter, dem guten Herzen und guten Willen des Genannten nicht nahe treten; aber der trefflichste Charakter und das beste Herz wird verdunkelt, wenn die Arroganz vorherrscht, sich in Dinge zu mengen, die weit den Horizont des Betreffenden überragen. Herr Weis ließ sich in seiner Aufwallung gegen junge Leute und im gerechten Zorne gegen Latour's Mörder zum untersten Spitzelthum fortreißen; er und Ebersberg steckten die Fahne der rothen Reaction aus, wofür Letzterer von Preußen den rothen Adlerorden erhielt, Ersterer die Concession der Militärbehörde zur Herausgabe einer „Volkszeitung", und comme on dit eine Subvention vom Ministerium mit 5000 Fl. jährlich. Die böse Welt meint nun, daß Herr Weis den nicht mehr so einträglichen Hans Jörgel aufgebe, um sich ganz der Volkszeitung zu widmen.

Der Unwille des lesenden Volkes, und zwar der Landbewohner Oestreichs gegen Ton und Haltung dieser Schrift hat aber das Gouvernement belehrt, daß in solcher Weise und mit solchen Leuten keine Propaganda für die Regierung gemacht werde. Die Vertheidiger des Standrechts und die Lobpreiser der Militärgewalt finden keinen Anhang im Volke; selbst der frühere Günstling Hans Jörgel wird als serviler, reactionärer Knecht und Denunciant aus der Hütte des Bauers geworfen. Trotz Polizei und Censur im Vormärz, wie trotz Militär und Polizei im Nachoctober ist das Gemüth des Oestreichers unverdorben geblieben, und außer beim „Heurigen" ist sein Kopf nicht umnebelt; er hat nur Eins verloren in dieser schweren Zeit, und das ist die Neigung und Anhänglichkeit für den Thron, seitdem ihn Räthe umgeben, welche Gnade für Schwäche halten und Executionen für Stärke. Scribenten, welche dies billigen oder gar dazu ermuntern, haben auf keine gastliche Aufnahme beim östreichischen Volke Anspruch.

Hans Jörgel wird daher desavouirt und höhnend weist man ihn an ein Preßgericht; es wird andern Subjecten ebenso ergehen, und all' die kleinen Käfer der Journalistik, die sich im Belagerungszustande gütlich thun, werden vom Volke wie von der Behörde verjagt werden, sobald eine Meinung sich äußern darf. Möglich, daß die Regierung einen Hrn. Böhringer, (Redacteur der Geißel), Hrn. Bäuerle und Aehnliche mit dem neucreirten Franz-Josephs-Orden beschenkt; aber die Regierung hat auch sonst das Vertrauen verwirkt, daß diejenigen, die sie mit Auszeichnungen bedenkt, eine ehrende Auszeichnung verdienen. Das Schooßkindchen Hans Jörgel wird öffentlich eine Schandsäule Wiens genannt, ein Schelm u. s. w., und nicht öffentlich werden noch Viele so genannt, die ihre Libelle fortererscheinen lassen, hohen und höchsten Schutz genießen oder statt mit der Feder mit der bösen Zunge handthieren. Die Stimmung gegen die Menschen bezeichnet Hans Jörgel am besten, der sich mitten unter Kanonen und Bayonnetten bei Belagerungszustand und Kriegsgericht vor dem Aufhängen fürchtet. Solches Schicksal droht dem Armen gewiß nicht, außer wenn etwa die Commandantur seine incendiarischen Artikel für straffähig hält; aber spurlos wird Hr. Weis aus dem Gedächtnisse verschwinden, wie jetzt seine Hefte, höchstens daß die durch seine Denunciationen Gekränkten und Beeinträchtigten ihm ein würdiges Denkmal widmen dürften. Es dürfte keine Ehrensäule für Hans Jörgel sein.

Der Czar und die türkischen Südslaven.

Das Wasser der weißen Save, dessen helle Farbe im Sommer die Freude unserer croatischen Grenzposten ist, stürzt jetzt trüb und schmutzig in ungeheuern Massen dem Strombett der Donau zu, welche rasend hinabrollt in das russische Meer, den Rand ihrer Ufer zerreißend und hier und da die Ebene mit ihrer todten Lehmfarbe bedeckend. Zornig und zerstörend eilen die Fluthen dahin, ein wüstes Nachspiel des völkerzerstörenden Kampfes, welcher in den letzten Jahren um sie herum tobte. Das weiße Leichentuch ist von den Thalebenen im Banat und der untern Donau geschwunden, der Jammer, welcher hier herrscht, die verkohlten Brandstätten, die zerstampften Aecker sind um so sichtbarer geworden. Wer menschliches Elend sehen will, schamlos und massenhaft, wie irgend sonst, der komme hierher in die Gegenden, wo der Bürgerkrieg durch zwei Jahre vernichtet hat. Es sind nicht die erschlagenen, sondern die verdorbenen Menschen, welche er zumeist beklagen wird, die Verwilderung und Ruchlosigkeit, welche in die Seelen der Ueberlebenden gekommen ist. Alles ist hier zerstört, was von Keimen eines Staatslebens vorhanden war, die Furcht vor dem Gesetz und jede Pietät gegen die Regierung. Wie unvollkommen auch vor dem Jahre 1848 die östreichische Verwaltung und Rechtspflege in unserer Gegend waren, sie existirten doch, und der hündische Sinn des Walachen, der beschränkte Egoismus des deutschen Kolonisten und die rohe Abenteuerlichkeit des Serben wie der Stolz des Magyaren mußten sich, wenn auch widerwillig, beugen vor dem Gesetz, welches der „schwäbische" Kaiser und sein Palatinus beschützten; und wie sehr auch die einzelnen Stämme einander haßten und verfolgten, zu dem goldnen Stuhle des fernen Herrschers sahen sie Alle andächtig auf. Das ist jetzt ganz anders geworden. Als die Furie des Racenhasses entfesselt war, haben die Feinde, Serben wie Magyaren, den Thron in Wien wanken gesehen und selbst sie haben deutlich gemerkt, daß die Fänge des Adlers, der seine Häupter drohend nach dem schwarzen und Mittelmeer streckt, nicht stark genug waren, sie festzuhalten. Aber noch mehr; wie ein Beschwörer, der den Teufel zu bändigen versteht, stieg das Bild des russischen Czaren in ihrer Seele auf, des griechischen Kirchenfürsten, dieses Slavengottes, der von seinem kalten Sitze aus die Schicksale aller Völker regiert, auch die ihrigen. Kaiser Nicolaus hat im Jahre 1849 die Phantasie aller östlichen Slaven mit dem Glanz seiner Herrlichkeit und Stärke erfüllt und als Bundesgenosse Oestreichs mehr Terrain im Reiche der Habsburger erobert, wie er als Feind hätte gewinnen können. Noch andere Leute als General Knikanin sehen auf ihre russischen Orden mit größerem Stolz, als auf die östreichischen.

Das Jahr, welches wir begonnen haben, wird die veränderte Stimmung in den südslavischen Gebieten auf sehr unerfreuliche Weise zu Tage bringen; der Ausbruch aber wird nicht bei uns im Norden der Save, sondern auf türkischem Gebiet stattfinden. Ich bitte Ihre Leser, schnell einen Blick auf die Stellung Oestreichs zu der Türkei zu werfen.

Als das Jahr 1848 außer vielen andern Träumen in östreichischen Patrioten auch den Wunsch rege machte, die Aufwallungen der Volkskraft zu einer Arrondirung der südlichen Grenze des Staates zu benutzen, war dieser Wunsch weder unverständig noch unausführbar, denn für den Kaiserstaat und seine jetzigen Grenzen sind die slavischen Grenzkönigreiche in ihrem gegenwärtigen Bestand mehr eine nothwendige Last, als ein wirklicher Vortheil. Wohl sichert Dalmatien den Besitz des adriatischen Meeres, aber so lange eine russische Hand von den Höhen hinter Cattaro Steine aus Montenegro bis in das Meer zu werfen vermag, ist dies Eigenthum eine sehr unsichere Schutzmauer; und ebenso hören die Königreiche an der Save auf, eine sichere Soldatengrenze zu sein, sobald der Russe statt des Türken im Süden der Save herrscht. Wenn es dagegen gelang, Serbien, Bosnien und die Herzegowina an die stammverwandten Grenzländer allmälig und ohne Kampf heranzuziehen, so war die Herrschaft Oestreichs in dem untern Donaugebiet gesichert und dem Vordringen Rußlands ein Ziel gesteckt. Die Zukunft des Kaiserstaates erhielt dadurch Garantien für die Entwickelung seiner Industrie und seines Handels, und durch diese für sein Bestehen, welche ihm jetzt leider nur zu sehr fehlen. Freilich setzte eine solche Vermehrung des Gebietes eine föderalistische Organisation der außerdeutschen Gebiete Oestreichs voraus. Seit dem Herbst 1848 konnte von diesem Plane nicht mehr die Rede sein, ist er doch östreichischen Staatsmännern nie etwas Anderes gewesen, als eine Phantasie. Seit jener Zeit ist die östreichische Politik gegen Osten wieder geworden, wie sie in den letzten 35 Jahren gewesen war, furchtsam bemüht sich das Vorhandene zu conserviren, jede weitere Erwerbung aber abwehrend. Und wie die Sachen jetzt stehen, bei der Confusion, in welche die Finanzen des Staats und die Stimmungen der Völker gekommen sind, wäre es fast abgeschmackt, wenn die Regierung daran denken wollte, ihren Bestand durch Vergrößerung zu sichern, ihr selbst fehlen die Kräfte und bei den Südslaven hat sie die Meinung verloren.

Außerdem ist die Politik des jetzigen Cabinets, Rußland gegenüber, eine so unsichere, und die Persönlichkeiten, von denen das Schicksal des Kaiserstaats abhängt, sind in dieser Beziehung selbst so unsicher, daß Rußland bei seinen Plänen von seinem natürlichen Gegner Oestreich offiziell eher selbstmörderische Förderung, als Opposition zu erwarten hat. Dagegen hat Rußland während des letzten Jahres in der Türkei reißende Fortschritte gemacht. Es hat die Moldau und Walachei in Besitz genommen, und mit bewundernswerther Schlauheit in Serbien, Bosnien und den Gebirgen der Herzegowina, wie in Griechenland, seinen Einfluß

gesichert. Leise und heimlich hat es seit Jahren seine Fäden gesponnen, es hat den Gläubigen das griechische Kreuz entgegen gehalten, den Häuptlingen sein Gold zum offenem Fenster hineingeworfen, die Ehrgeizigen durch Ehrenzeichen, Würden und Aussicht auf glänzende Carrière gefesselt. Wenn es rathsam wäre, durch die geschwollenen Fluthen der Save nach Belgrad überzusetzen, wollte ich Ihnen in der Serbenstadt zeigen, wie hoch die russische Partei jetzt ihr Haupt trägt. Es war sehr natürlich, daß das serbische Militär russisch organisirt wurde, bis zu den Signalen und dem Commando, es war auch natürlich, daß die Häuptlinge der Serben, welche den schwachen Sohn des schwarzen Georg regieren, durch Geschenke und Auszeichnungen des großen Czaren geehrt wurden, und sehr natürlich ist es auch, daß die Herrschaft des jetzigen Fürsten von Serbien und verhältnißmäßige Ruhe im Lande besteht, so lange Rußland kein Interesse hat, innere Unruhe zu erregen. Sie wissen, daß der jetzige Fürst, Alexander Karageorgewicz, ein unbedeutender Mann, der aber von einer starken Partei der serbischen Patrioten gestützt wird, seine Erhebung zum Fürsten der Vertreibung der Familie Obrenowicz verdankt. Fürst Milosch Obrenowicz und sein Sohn Michael haben seitdem die Hoffnung nicht aufgegeben, die Herrschaft wieder zu gewinnen. Der alte Satan Milosch suchte sich in Rußland beliebt zu machen, sein Sohn Michael wußte die liberale slavische Jugend in Oestreich für sich zu interessiren. Jetzt hören wir, daß Michael Obrenowicz in Wien angekommen ist, und schließen, daß der Plan reif sei, an die Stelle Alexanders wieder die verwandte Fürstenfamilie einzusetzen. Schon lange ist eine starke Partei im Fürstenthum für sie thätig. Ob Schwarzenberg bei diesen Intriguen die Hand im Spiele hat, den russischen Einfluß zu fördern oder zu kreuzen, wissen wir hier nicht, wohl aber weiß hier Jeder, daß eine Erschütterung des serbischen Fürstenthums dem Czaren auch ohne Krieg mit der Pforte die beste Gelegenheit gibt, öffentlich als das aufzutreten, was er factisch bereits ist, als Herr von Serbien. Schon sprechen seine Agenten, abgedankte russische Offiziere, in den Kaffeestuben zu Belgrad laut von der Verpflichtung aller serbischen Christen im bevorstehenden Kampfe Rußlands mit der Türkei loszuschlagen und sich an Rußland anzuschließen, und der Serbe, welcher mit Ingrimm die blauen Spencer und rothen Käppchen der türkischen Besatzung in der Veste und an dreien seiner Stadtthore sieht, erwartet mit wilder Freude den Tag, wo er seinen Handzar gegen ihren Hals drehen wird. Schon bringt der russische Consul bei einem öffentlichen Gastmahl den Toast aus: Auf die Vereinigung der Serben mit Rußland! und keiner von den Patrioten, welche um ihn sitzen, wagt zu widersprechen. Sobald der erste Kanonenschuß Rußlands gegen die Pforte gefallen ist, werden die Serben über die Besatzung der türkischen Veste herfallen, und russisches Militär wird die wichtige Donauposition besetzen. Und kommt's nicht zum Kriege, so thut vielleicht ein Thronwechsel denselben Dienst. Die Türken vermögen dies nicht zu hindern, denn sie dürfen nach dem Friedenstraktat

nicht mehr Militär in das Fürstenthum Serbien führen, als zur Besetzung von Belgrad und drei kleineren Forts nöthig ist, und unsere Regierung wird die Sache noch weniger hindern können, selbst wenn sie den Willen hätte.

Fast eben so schlimm steht es in Bosnien. Im vorigen Jahre habe ich versucht, in Ihrem Blatt eine Darstellung von den verworrenen Verhältnissen dieses Landes zu geben. Was sich schon beim Beginn des Aufstandes vorhersehn ließ, ist eingetroffen. Die Türken waren nicht im Stande, den Aufstand der muhamedanischen Bosnier zu unterdrücken, welche von der südslavischen Bewegung angesteckt und durch die Steuerreform der Pforte aufsässig gemacht, angefangen haben, sich als Slaven gegenüber ihren eigenen Glaubensgenossen, den Türken, zu fühlen. Damals sahn diese verwilderten Männer noch nach Oestreich und auf Jellachich. Bereits im Jahr 1848 hatten sich ihm die Beys und türkischen Bandenführer längs der Grenze als Helfer bei seinem Zuge gegen die Ungarn angetragen; natürlich hatte er ihre Hilfe zurückgewiesen. Noch im Jahr 1849 putzten sie ihren Aufstand mit seinem Namen heraus und erklärten, das nördliche Bosnien zu seinem Königreiche werfen zu wollen, denn das Stammschloß seiner Familie liege in der Kraina (dem nordwestlichen Winkel Bosniens) und er sei ihr Landsmann und Held. Jetzt aber hat Jellachich durch seine Treue gegen die Regierung so viel von seiner Popularität an der Grenze eingebüßt und Oestreichs Ansehn bei diesen Barbaren ist durch die russische Intervention so sehr verringert worden, daß die aufsässigen Bosnier sich nach einem andern Namen umsehn müssen, durch den sie ihrer Empörung einen guten Anstrich und Rückhalt geben. Es ist nicht zweifelhaft, daß sie ihn finden werden. Kaiser Nikolaus hat nicht nöthig, selbst mit dem rebellischen Gesindel zu verhandeln, seine Agenten werden auch ohne directen Befehl mehr Versprechungen einblasen, als nöthig sind, die Insurrection von Neuem in Flammen auflodern zu lassen. Allerlei Versprechungen, welche der türkische Vezir von Travnik den Empörern gemacht hatte und der herannahende Winter haben die Haufen der bosnischen Empörer am Ende des vorigen Jahres zerstreut, jetzt aber ist kaum der Schnee von ihren waldigen Hügeln herabgeschmolzen und sie erheben trotziger und anspruchsvoller das Haupt als im letzten Jahre. Schon während ich dies schreibe, laufen sie wieder auf ihren Burgen zusammen, schießen ihre Pistolen in die Luft und stoßen wilde Drohungen gegen die Pforte aus, halten weise Berathungen und hören auf den Rath solcher, welche im Winter die Reise nach Belgrad in die Häuser der russischen Agenten gemacht haben.

Im Südwesten Bosniens aber beherrscht Rußland ohne Widerspruch sogar ein Gebiet und einen Heerbann von 20,000 Männern. Zwischen dem See von Scutari, der Herzegowina und dem Meer von Cattaro liegen die „freien" Berge der Montenegriner, ein Felsenland von mehr als 80 Quadratmeilen und mehr als 100,000 Einwohnern unter der Herrschaft Sr. Eminenz des griechischen Bischofs Petrovic Negosch, des Vladika von Montenegro und Berda. Monsignor und

sein Land stehen unter dem „Schutz" Rußlands; das heißt der Czar entscheidet über die Einsetzung des Bladika, dessen Würde in der Familie der Petrovice erblich ist, freilich nicht in grader Linie, da der Bischof nicht heirathen darf; in Petersburg wird der Erwählte geweiht, durch die Weihe erst erhält er die Herrschaft; während der Minderjährigkeit des gegenwärtigen Bladika ließ Rußland durch einen Bevollmächtigten das Land verwalten. Der Präsident des Senats von Montenegro, ein Vetter des Bladika, war russischer Offizier, der Geheimsecretär des Häuptlings ist ein geborner Russe aus einer serbischen Familie; Rußland gibt zu den Einkünften des kleinen Staats jährlich circa 50,000 Gulden C.-M., fast ⅔ der Staatseinnahmen u. s. w. Die Abhängigkeit ist so groß, als der Czar nur wünschen kann, und auf einen Wink von ihm stürzt sich ein Heer von 10,000 dieser Gurgelabschneider raublustig auf die Länder in Albanien und Bosnien oder auch auf Dalmatien; denn die Herren der schwarzen Berge leiden an dem Uebelstand, daß alle ihre Nachbarn ihre erbitterten Feinde sind, und daß von allen Seiten alljährlich genügende Veranlassung zum Raufen und Blutvergießen gegeben wird. Das letzte Jahr aber hat sie weder friedlicher noch respectvoller gegen Oestreich gemacht; und wenn irgendwo, wurzelt dort in den Gemeinden der rohe Enthusiasmus für ein großes griechisches Slavenreich, dessen Vorkämpfer sie bis jetzt gegen die Ungläubigen waren. — So sind die Minen Rußlands durch die ganze nördliche Türkei gelegt, und warten auf den Kriegsfunken, der sie explodiren macht. Die Moldau und Walachei in russischer Gewalt, die türkischen Slavenländer in ungeduldiger Erwartung des Kampfes gegen die Türken, und im Süden Griechenland und die Inseln in knechtischer Abhängigkeit von russischem Gold und Willen; — wahrlich die Existenz der Türkei ist noch nie so gefährdet gewesen. Zu spät versuchen die Engländer durch eine brüske Diversion die russische Partei in Griechenland zu demüthigen, und das Ansehn der Pforte und ihrer Verbündeten zu heben. In der nördlichen Türkei sind die Sachen so weit gediehen, daß es auch ohne großen Krieg zu einer zerstörenden Gährung kommen wird, verderblich für das Reich der Gläubigen, und nach menschlicher Berechnung gibt es keine Kraft mehr, welche die allmälige Ausdehnung der russischen Herrschaft bis zum Meerbusen von Cattaro hindern könnte.

Und die östreichischen Slavenländer? Der tiefe Groll, welcher die Volksführer der letzten Jahre gegen die Regierung und ihre Bevollmächtigten erfüllt, ist durch die neuen Maßregeln des Cabinets nicht vermindert worden. Die Verfolgungen der südslawischen Presse, die Gefangennahme einzelner „Patrioten", welche panslavischer Tendenz verdächtig sind und vor Allem das Bestreben der Regierung, an die Stelle der wüsten Unordnung und übermüthigen Siegesfreude der Serben einen gesetzlichen Zustand einzuführen und sie den Arm fühlen zu lassen, den sie vor kurzem noch gestützt haben, das Alles hat in weiten Kreisen die sogenannte

loyale Gesinnung gänzlich vernichtet, und sanguinisch, wie unerfahrene Träumer zu empfinden pflegen, hefteten sie ihre Ideale schnell von Oestreich ab, an die Macht des Nachbars und hoffen von ihm das slavische Eden; kokettiren doch selbst die demokratischen Wortführer in Kroatien zuweilen mit dem Bild des großen Slavenfürsten. Wenn Rußland im Süden der Save herrscht, wie wird es möglich sein, die Nordseite des Flusses vor seinen Lockungen zu bewahren? Schon gleiten die Wünsche der Ruthenen im östlichen Galizien nach Rußland herüber, die griechischen Südslaven haben noch stärkern Grund zu derselben Sehnsucht. Es ist freilich für den Kaiserstaat nicht zu schwer, eine solch unklare Volksbewegung durch Waffengewalt nieder zu halten, aber der Schaden wird dadurch ein chronischer. Das gute Einverständniß der beiden kaiserlichen Höfe, die Uneigennützigkeit des Czars und die Pietät Franz Joseph's werden uns schwerlich über diese Gefahr hinweghelfen.

Es ist eine ernste, aber fesselnde Thätigkeit, den Prozeß zu beobachten, durch welchen Rußland sich langsam im Süden und Westen ausbreitet, die entgegenstehenden Felsen fremder Volksindividualitäten zerfressend und in Trümmern niederwerfend. Kosaken, Tartaren, Tscherkessen und Walachen, die Polen, Finländer und Ostseeprovinzen. Die nächsten sollen die selbischen Völker sein. —

Ein demokratisches Manifest.

Das Organ der sächsischen Radicalen, die vereinigten Vaterlandsblätter, bringt ein Manifest des Leipziger Volksvereins über die deutsche Frage, welches charakteristisch genug ist, um hier mit einigen Worten besprochen zu werden. Ich fange mit der stärksten Pointe an. „Der deutsche Staatenverein, sagen die Schüler Robert Blum's mit gesperrten Lettern, werde gegründet durch Vereinbarung zwischen Fürsten und Völkern. — Daß man zu Anfang der Frankfurter Versammlung das Volk für souverän erklärte und das Recht der Fürsten dabei unbeachtet ließ, daran ist die Frankfurter Reichsversammlung gescheitert. Man baue also nicht abermals in die Luft einer leeren Formel, einer hohlen Redensart, die in der Wirklichkeit keinen Grund und keine Wahrheit hat!“

Kaum traut man seinen Augen! Also aus dem Saulus ist ein Paulus geworden! Also habt ihr es endlich eingesehen, daß unsere Partei, die Rechte, von Anfang an das Zweckmäßige erkannt hat, als sie die Nationalversammlung zu einer Vereinbarung mit den Fürsten aufforderte; daß sie Recht hatte, als sie das Stichwort eurer Partei, die Volkssouveränität, für eine leere Formel,

eine hohle Redensart erklärte! Ihr habt es eingesehn, daß sämmtliche Deputirte Sachsens, mit Ausnahme Biedermann's und Koch's im Unrecht waren, als sie sich jener leeren Formel bedienten, als sie auf jene hohle Redensart das neue Staatsgebäude gründen wollten! Ihr habt es eingesehn, daß es von euerm Führer Robert Blum vermessen und unklug war, das Recht der Fürsten unbeachtet zu lassen, und einer leeren Formel, einer hohlen Redensart zu Liebe, das Volk für souverän zu erklären!!

Die neuen Vorschläge dieser Männer des Volks, welche eingeständig sind, im Jahr 1848 das Volk belogen zu haben, als sie ihm die leere Formel der Volkssouveränität vorsagten, als sie alle diejenigen, welche an diese hohle Redensart nicht glaubten, für Verräther ausschrieen, die neuen Vorschläge, welche diese Helden des Vaterlandsvereins den sächsischen Kammern machen, sind folgende.

Erstens. Sachsen soll seine günstige Lage zwischen Oestreich und Preußen benutzen, um eine unabhängige, selbstständige Politik einzuschlagen, wie eine Großmacht.

Zweitens. Sachsen soll sich mit Baiern, Hannover u. s. w. verbinden, gegen den Einfluß und die Uebergriffe Oestreichs und Preußens.

Drittens. Sachsen soll das Princip des Interims und des damit verknüpften Staatenbundes (im Gegensatz zum Bundesstaat) anerkennen und für dasselbe wirken. „Deutschland bilde einen Staatenverein unter einer aus mehreren Gliedern bestehenden Gesammtregierung."

Viertens. Sachsen soll auf die Einberufung einer Nationalversammlung antragen, die den besagten Staatenverein zwischen Fürsten und Völkern vereinbaren soll, und deren erste Aufgabe wäre „die Grundsätze und Grundgesetze der Vereinbarung zu bestimmen" (das soll doch wohl heißen: zu vereinbaren?).

Ich erlaube mir, zu diesen Vorschlägen einige Amendements zu stellen.

Zum ersten. Da Sachsens unabhängige Politik nicht auf seiner militärischen Macht beruht, so wird ihm von Seiten der 5 Großmächte eine Neutralität zugesichert, wie die Schweiz sie besitzt, und es wird Oestreich und Preußen auf das Strengste untersagt, im Fall eines Krieges zwischen ihnen, das sächsische Gebiet zu betreten. Da ferner der sächsische Handel und die sächsische Betriebsamkeit von der Handelspolitik abhängig ist, welche Preußen verfolgt, und da man einem souveränen Staat nicht zumuthen kann, die gegenseitigen Interessen in einer gemeinsamen Volksvertretung auszugleichen, so wird decretirt: alle Gesetze, welche Sachsen gibt, gelten auch für Preußen.

Zum zweiten. Die verbündeten Großmächte Sachsen, Baiern, Hannover und Würtemberg, würden schwerlich im Stande sein, einem gemeinsamen Angriff von Seiten Oestreichs und Preußens zu widerstehn. Sie müssen sich an einen mächtigen Schutz anlehnen. Wer könnte dazu geeigneter sein, als der Neffe des Mannes, dem jene vier Königreiche ihren Ursprung verdanken? Es wird also Prinz

Louis Napoleon zum Protector der neuen Conföderation ernannt, und München, Dresden, Stuttgart durch französische Besatzungen verstärkt.

Zum dritten. Der neue Bundestag soll das Recht haben, die deutsche Politik im Auslande zu vertreten; das darf aber die souveränen Einzelstaaten nicht hindern, ihre eigene Politik gleichfalls im Ausland zu vertreten. Die Bundesregierung hat volle Gewalt in allen innern Angelegenheiten, aber das Veto eines einzelnen Staats kann ihre Beschlüsse annulliren. Nur Oestreich und Preußen ist es untersagt, ihr Veto gegen einen Majoritätsbeschluß der übrigen Bundesglieder einzulegen.

Zum vierten. Da Oestreich und Preußen bereits erklärt haben, ein aus Urwahlen hervorgegangenes Parlament für die gesammten Bundesländer nicht anzuerkennen, und da Baiern ungefähr das Nämliche gesagt hat, so müssen diese drei Staaten von den übrigen dazu gezwungen werden. —

Sich ernsthaft mit diesen neugroßdeutschen Einfällen zu beschäftigen, lohnt nicht der Mühe. Aber Eines soll das deutsche Volk aus dem Manifest lernen. — Die demokratische Partei erklärt jetzt die Ideen, die sie seit zwei Jahren gepredigt, für die Robert Blum und Andere in den Tod gegangen sind, für die noch viele Mitbürger in den Gefängnissen schmachten, sie erklärt sie *für hohle Redensarten*; sie gibt ihr bisheriges Feldgeschrei, die Reichsverfassung vom 28. März, vollständig auf zu Gunsten des alten Bundestags.

Mögen dem Volke endlich die Augen aufgehen über diejenigen, die es bisher verführt haben!

Wir müssen noch eine Bemerkung anknüpfen. Wir haben uns in der letzten Zeit dahin ausgesprochen, daß wir uns von Erfurt nicht Viel versprechen; daß wir gegen den Carlowitz'schen Antrag gestimmt haben würden, so sehr wir auch mit der redlichen Gesinnung und dem gesunden Blick dieses edlen Staatsmannes mitfühlen, so einig wir mit ihm sind über das nächste Ziel, welches die deutsche Bewegung zu verfolgen hat.

Nicht darum sind wir bedenklich über Erfurt, weil wir Preußen erobernde Gelüste zutrauten; weil wir ihm die Absicht unterlegten, die kleinen Staaten in den wesentlichsten Eigenschaften ihrer Souveränität zu beschränken, sie auf eine gelinde Weise zu mediatisiren. — Wäre dies unsere Ansicht, so würde uns das bestimmen, aus allen Kräften für Erfurt zu wirken. Denn ein freies politisches Wesen kann nur dann gedeihen, wenn es eine angemessene materielle Basis gewinnt.

Vielmehr haben uns die neuesten Ereignisse — die Botschaft, die Art des Schwures, das Verhalten in der mecklenburgischen Frage, die räthselhafte Geschichte in Kassel und vieles Andere — zu der Ansicht gebracht, daß Preußen gegen sich selber intriguirt, daß es mit der einen Hand von sich stößt, was es mit der an-

dern ergreift, mit einem Wort, daß es selber nicht weiß, was es will. — Wenn wir in dieser Ansicht recht hätten, so könnte eine Theilnahme an den bundesstaatlichen Bestrebungen Preußens keinen Nutzen haben, und Sachsen verführe auf alle Fälle am zweckmäßigsten, wenn es abwartete, was in Erfurt vor sich geht.

Diese Ansicht können wir aber nicht mit objectiver Gewißheit begründen; wir müssen selber gestehen, daß Manches dagegen zu sprechen scheint, namentlich was man sich von den Militär-Verträgen mit Baden und Braunschweig erzählt. Sollte sie irrig sein, — was wir seit den neuesten Nachrichten, namentlich seit der königlichen Ernennung der Mitglieder des Staatenhauses, weniger hoffen als je — so würde Niemand eine herzlichere Freude darüber haben, als wir.

Kleine Correspondenzen und Notizen.

Plaudereien aus Paris. — Sie haben wohl gelesen, daß unser zukünftiger Kaiser — Niemand in ganz Paris nennt den Präsidenten anders — den ersten Schritt zur Begründung einer Militärherrschaft dadurch gethan, daß er Frankreich in vier strategische Districte getheilt hat. Paris steht unter dem Befehl des Generals Changarnier, Gemeau commandirt den Bezirk Lyon, Neştolan Montpellier und Castellane Bordeaux. Diese liebenswürdige und gescheite Einrichtung scheint das Häkchen zu sein, an dem ein langer und starker Faden angeknüpft werden dürfte, der sich noch in den curiosesten Formen abwickeln wird. Das Ende der ersten Präsidentschaft der neuen Republik rückt immer näher heran, und Jedermann ist begierig auf die Ereignisse, welche zweifelsohne in seinem Gefolge kommen werden. Wollte man ein Augurium gründen auf das Benehmen des Präsidenten selbst, so könnte dies für ihn nur höchst günstig ausfallen. Er lebt mit solcher Sicherheit in den Tag hinein, wenigstens vor den Augen der Welt, bestrebt sich so sehr, mit Pracht und Glanz die Hohlheit seiner Stellung zu übertünchen, daß auch ein geübter Blick von ihm getäuscht werden mag. Selbst unter dem Königthum entwickelte sich nur selten der Luxus und die Ueppigkeit, die Napoleon Louis bei den vielen Festen und Bällen, welche er in dieser Saison veranstaltete, zur Schau zu stellen wußte. Freilich haben die Säle der Tuilerien ehedem eine ganz andere Gesellschaft gesehen, wie jetzt diejenigen des Elysée nationale, der Rotürier hat die Vicomtes verdrängt, und schwere Nagelschuhe bohren in dem spiegelglatten Parquet, das nur für Atlasschuhe gelegt worden ist. Es ist dies in der That ein seltsamer Anblick, zwischen den strahlenden Damenreihen der Salons des Präsidenten, Gestalten umherwandeln zu sehen, deren Abenteuerlichkeit der lose Griffel des Charivaristen kaum ganz getreu wiedergeben, geschweige denn noch carikiren kann. Denn wenn gleich die Herren vom Berge, die Männer des Phalansteriums und der Barrikaden die erbittertsten politischen Feinde des Prinzen Louis sind und ihn mehrmals schon in Anklagestand versetzen, ja geradezu in Vincennes einsperren wollten, so hindert sie das doch keineswegs, große Freunde seines Champagners und demzufolge auch Besucher seiner Bälle und Soireen zu sein! Alle Mitglieder der Nationalversammlung sind selbstverständlich immer geladen. Und da schlürft denn der dicke Pierre Leroux, dieses untersetzte Drittheil der heiligen socialistischen Dreifaltigkeit, sauer-süß lächelnd über den glatten Boden, und die etwa im Plafond hausenden Spinnlein flüchten vor seinem gräulichen, schmutzigen, nach allen

Richtungen divergirenden Haarwuchs. Dort lorgnettirt Cremieux, der Juiferrant, die Damen, welche die Fächer vor die Gesichter halten, weil seine exquisite Häßlichkeit ihnen Zuckungen, Nervenzufälle verursacht. Selbst der finstere Lagrange, le héros au fusil de piston, wie ihn der Volkswitz nennt, hat es nicht verschmäht zu erscheinen und behauptet seinen eingenommenen Posten am Büffet mit einer Ausdauer, welche einer besseren Sache würdig wäre. Seinen erwähnten Beinamen hat er erhalten, weil er neulich von der Tribune herab erklärte, bei dem ersten Versuche, das Königthum wiederherzustellen, würde er nach Hause gehen und sein Percussionsgewehr holen, und dann — gare à vous, messieurs les royalistes! Ein wieherndes Gelächter erfolgte auf diese Drohung, welche den Mann in den Augen des niederen Volks zum Heros erhob. Lagrange ist ein Fanatiker durch und durch, eingefleischter Republikaner, aber auf dem Boden des Gesetzes. Seinen großen persönlichen Muth hat er schon bei der Lyoner Emeute im Jahre 1832 bewiesen, in welcher er die Arbeiter anführte, und mit der Büchse in der Hand sich tapfer und hartnäckig gegen die Linientruppen schlug. — Unbegreiflich ist es noch immer, woher der Präsident das Geld nimmt, welches er ausgibt. Gewiß ist es, daß er mehr als das Dreifache der hunderttausend Francs ausgibt, welche seine Monatsrevenüen bilden. Viele wollen behaupten, die Familie Napoleon, welche allerdings einige sehr reiche Mitglieder hat, habe zusammengeschossen und, gleichviel zu welchem Zweck, demjenigen eine bedeutende Summe zugestellt, der ihr vielleicht berufen scheint, den Glanz des alten Kaiserreichs wieder über sie zu ergießen. Nicht weniger, als seine Feste, kostet den Präsidenten seine Geliebte, Miß Good, mit welcher er schon als Verbannter in England eine zärtliche Liaison gehabt hat. Dieselbe wohnt in den Champs Elysées, ganz nahe bei dem Palast des Elysée nationale, und ihre Wohnung ist mit einer Pracht und Eleganz ausgestattet, welche selbst hier, wo man doch in dieser Hinsicht so leicht nichts mehr bewundert, Aufsehen macht. Das Haus der Miß Good ist zugleich mit besonderer Sorgfalt ausgewählt. Es steht, nach jeder Seite frei, mitten in einem reizenden Garten, welcher mit einer hohen Mauer rings umgeben ist. Zuverlässige Personen und furchtbare Hunde bewachen es bei Tag und Nacht. Denn der Prinz fürchtet sehr das Schicksal des Bürgerkönigs, aber er glaubt nicht, dessen Glück zu haben. In seiner eigenen Wohnung, inmitten seiner treuen Chasseurs de Vincennes, fühlt er sich geborgen, nicht aber außerhalb derselben. Und so furchtsam ist er geworden, daß er trotz aller Wachen und geheimen Polizeiagenten, welche es fortwährend umschleichen, im Hause seiner Geliebten dennoch einmal von irgend einem coup de pistolet überrascht zu werden glaubt, und deshalb den Speisesaal, welcher von der Zinne der Gartenmauer beherrscht werden kann, au premier verlegt hat, als kürzlich die Unruhen ausgebrochen und unterdrückt waren. Indiscrete Personen seines Haushalts, welche dies erzählten, wissen über seine Furcht noch gar Vieles und Ergötzliches zu erzählen: daß er einen tscherkessischen Kettenpanzer, stets geladene Pistolen in den Taschen trage, und selbst die dringendsten Geschäfte an den geheimsten Orten nicht vornehme, ohne eine solche mit gespanntem Hahn neben sich zu haben. Der arme, eingebildete Mann mißt wahrscheinlich seinem Leben eine weit größere Wichtigkeit bei, als es in der That für seine Feinde hat. Sein Streben nach Einfluß und Popularität hat immer noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Das von ihm selbst herausgegebene und redigirte Blatt, Le Napoleon, welches seit diesem Jahr erscheint, hat zwar große Sensation erregt, keineswegs aber der zum Sprichwort gewordenen „persönlichen Politik" neue Anhänger geworben. Auch seine Besuche in den Werkstätten der Fabriken und Arbeiter gewinnen nur hie und da einen Ehrgeizigen. Ich war kürzlich Zeuge eines solchen Besuchs im Atelier des Herrn Allard, eines der größten Möbelfabrikanten von Paris, im Marais. Das Eintreffen des Präsidenten war schon Wochen voraus angezeigt, aber verschoben worden, weil er mit mehreren seiner Intimen in St. Cloud Schlittschuhe gelaufen und dabei so arg gefallen war, daß er sich einen

gewissen Theil seines Körpers auf eine Weise verletzte, die ihn zwang, viele Tage das Zimmer zu hüten. Die vierhundert Arbeiter der Fabrik, fast Alle die eingefleischtesten Socialisten erwarteten ihn mit Ungeduld und hatten sich verabredet, augenfällige Demonstrationen zu machen, die Marseillaise, das Mourir pour la patrie zu singen, und man konnte von der Zeit an eine seltene Uniformität an ihnen bemerken, denn alle trugen Tag für Tag rothe Mützchen und Blousen. Endlich kam der Prinz, aber so unerwartet, daß nicht allein Alles unterblieb, was die Ouvriers hatten unternehmen wollen, sondern, daß auch viele ihre Mützen abzogen und unter die Hobelbänke warfen. Andere dagegen richteten sich stolz und drohend empor, strichen den verwilderten Bart und brummten wenigstens zwischen den Zähnen. Darin blieben sich alle gleich, daß sie fortarbeiteten, und, ohne sich stören zu lassen, die Fragen des Präsidenten kurz mit Ja oder Nein beantworteten. Der letztere ging in Begleitung des Fabrikherrn, welcher selbst ein eifriger Anhänger Proudhons ist, die Säle mehrmals auf und ab, wagte aber nicht, wie er früher wohl versucht hätte, die Arbeiter durch eine Oratio pro domo zu haranguiren. Denn er ist der Mann des leeren Wortes, der größte Phraseur von der Welt, und wie er selbst nichts weiter ist, als ein wesenloser Schemen, der Abklatsch eines großen Todten, so steckt auch hinter seinem endlosen Wortgeklingel, hinter seinen sogenannten napoleonischen Ideen nicht ein Körnlein gesunden Menschenverstandes und geläuterter Staatsklugheit. Mehrere Tage nach dem Präsidenten besuchte auch der ehrwürdige Erzbischof von Paris, Mr. Sybour, die genannte Fabrik. Der ausgezeichnete, bei allen Klassen der Gesellschaft in der höchsten Achtung stehende Würdenträger, wurde ganz anders empfangen, als das Oberhaupt des Staates. Jedermann drängte sich zu ihm, um seine Hand oder seinen Ring zu küssen; er dagegen sprach freundlich und liebevoll zu allen Arbeitern, ertheilte ihnen seinen Segen, und ward mit enthusiastischen Lebehochs wieder an seinen Wagen geleitet. Es ist ein wenig Ostentation in diesen Besuchen der Ateliers, welche jetzt in der Mode sind, und bei vielen Besuchern weiß der sogenannte gemeine Mann sehr wohl zu unterscheiden, ob sie aus purer Menschenliebe, oder aus irgend welchen egoistischen Nebenabsichten kommen. Die Koketterie der höheren Stände mit dem Ouvrier wird immer augenfälliger, je reißender die Fortschritte der Theorien des Socialismus sind. Und diese sind nicht wegzuleugnen. Ganze Phalangen gehen in geschlossenen Gliedern und mit klingendem Spiel zu seinen Fahnen über, und täglich wirbt er neue Anhänger, und zwar, auffallender Weise, in Paris jetzt viel weniger, wie in den Provinzen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hat das Departement du Gard, welches zur vorletzten Nationalversammlung mit ungeheurer Majorität einen Legitimisten wählte, zur jetzigen mit noch weit größerer den socialistischen Kandidaten gewählt. Ist ja sogar Victor Hugo, der so lange auf der äußersten Rechten gesessen, plötzlich mit Sack und Pack in's Lager der Montagnard's übergegangen. (?) Als einer der Choragen der Socialisten macht Emile Girardin, der Redakteur der Presse, jetzt dem Gouvernement am meisten zu schaffen durch eine wüthende, maßlose, nicht immer gerechtfertigte Opposition. Man muß gestehen, daß er ein Champion ist, der seine Sache mit Muth, Ausdauer und Geschicklichkeit zu führen versteht, dem es aber auch durchaus nicht darauf ankommt, ob die Mittel, die er anwendet, um zum Ziele zu gelangen, moralisch oder unmoralisch, gut oder schlecht sind. Er ist ein Mann, wie deren dazu berufen sind, große Rollen in der Politik zu spielen; von unermeßnem Ehrgeiz beseelt, ist er bereit, demselben Alles aufzuopfern, er strebt sichtlich nach der höchsten Gewalt im Staate, und wer weiß, ob er nicht mit der Zeit noch dahin gelangt, denn er besitzt Geist und Verstand, oder vielmehr List und Schlauheit, wie nicht Viele. Eigenthümlich ist sein Verhältniß zu Lamartine. Bekanntlich hat er dessen ehemalige Geliebte, die Dichterin Delphine Gay, geheirathet, und sich durch diese Verbindung zuerst eine Position in der Welt geschafft. Er greift ihn daher niemals an, und ihm, der Alle ver-

folgt, ist der alte Dichter heilig, den jetzt Alle verfolgen, weil er den Royalisten zu republikanisch und den Republikanern als verkappter Royalist erscheint. Girardin nimmt es übrigens mit der Praxis des Socialismus und der Gleichheit des Besitzes nicht allzu genau. Sein ungeheures Einkommen weiß er selber allzu gut zu verzehren, als daß er an's Theilen dächte. Seine legitime Wohnung in den Champs Elysees, sowie sein Lieblingshaus in der Rue de Provence, worin seine Mätresse wohnt, sind mit einer Pracht und einem Luxus ausgeschmückt, welche an die Mährchen der Tausend und Eine Nacht erinnern. Und er selber residirt daselbst, wie ein Sultan, oder besser, wie der Graf von Monte-Christo in seinem unterirdischen Palast, den er sich zum Muster genommen zu haben scheint, denn das gesammte Hauswesen ist ganz orientalisch eingerichtet, und eine Unzahl dienstbarer Geister und blendender Nymphen sind stets des leisesten Winkes vom Gebieter aller dieser Herrlichkeiten gewärtig. Dem Journalisten ähnelt sein Geistesverwandter, der bekannte Romanschriftsteller Eugen Sue, der es trefflich versteht, die Leiden des verhungernden Proletariers zu schildern, während er sich auf schwellenden Seidenkissen dehnt und türkische Vogelnester mit Chioswein hinunterspült. — Seit einigen Tagen sind die Réunions électorales für die am 10. März stattfindenden Wahlen wieder eröffnet, und die Affichen und Bulletins de vote spielen wieder eine große Rolle. Es ist unmöglich die Straße zu passiren, ohne ein Dutzend Wahlzettel nolens volens in die Hand gedrückt oder in die Tasche gesteckt zu bekommen, in welchen entweder L'union électorale (das Wahlcomité der royalistischen Partei) oder die verschiedenen Clubs der Rothen ihre Candidaten auf das Dringendste empfehlen. Selbst zu Hause ist man nicht sicher, denn die Briefträger erliegen unter der Last von Briefen mit Wahlzetteln, welche Notabene sämmtlich frankirt sind. Ich wohnte dieser Tage einer Wählerversammlung der Socialisten in der berühmten Salle de la fraternité rue Martel, bei. Wie ehedem, wird noch immer daselbst das absurdeste Zeug von der Welt verhandelt, und die Langeweile thront hier recht behaglich mitten unter den sansculottes pur sang. Es ist die Wahl der Wahlmänner. Ein Candidat nach dem andern betritt die Bühne, spricht, wie er kann und mag, aber nur der Keckste und Gemeinste trägt den Sieg davon. Während meiner Anwesenheit betrat ein ziemlich anständig gekleideter Mann die Rednerbühne, und entwickelte in pathetischen Floskeln den Wust seiner socialistischen Grundsätze. Man applaudirt ihn, und seine Candidatur scheint gesichert. Da fragt eine rauhe Stimme mitten aus dem Saale: Quelle profession? — Avocat — erwiedert der Redner mit etwas furchtsamem Tone. Und richtig erhebt sich sogleich ein furchtbarer Tumult: A bas l'Aristo, le bavard, nous n'en voulons pas! — kurz der Advokat ist genöthigt, so schnell als möglich zu decampiren. Da springt ein kolossaler Kerl in zerrissener Blouse und mit rothem, schmutzigem Bart auf die Tribune. Frères, schreit er, frères, j'ai combattu dans les journées de Juin, j'ai été transporté et je viens reclamer vos suffrages! Ungeheurer Applaus. Quelle profession? verlangt der Präsident. — Tondeur de chiens (Hundescheerer), entgegnet der Riese mit einem Stolze, dessen ein König sich nicht zu schämen gehabt hätte. — Bravo, bravo, voilà notre homme! Und der Hundescheerer ist Wahlmann. Die bleus oder gemäßigten Republikaner hatten den Rothen eine Vereinigung zur Aufstellung einer gemeinschaftlichen Wahlliste vorgeschlagen, weil ihre Zahl selbst allzu gering ist, um auf einigen Erfolg rechnen zu können, aber diese Proposition ist in allen socialistischen réunions électorales mit Entrüstung verworfen worden. Rien de commun, sagten sie, avec les hommes du boucher Cavaignac! — Unsere Nationalversammlung verliert von Tag zu Tag mehr an Credit, und wird im eigentlichen Wortsinn der Kinder Spott. Ewiges kindisches Zanken und Wortgemäkel; Schimpfworte sind billig zu haben, auch Faustschläge; die wichtigsten Verhandlungen werden bewitzelt und in's Lächerliche gezogen, und dem Unbefangenen muß es scheinen, diese Leute seien blos zusammenberufen, um Comödie zu spielen, und dafür täglich 25 Francs zu verzehren. Als vor wenigen Tagen Montalembert, der Jesuitengeneral, welcher sich Paul

Courier's Warnung vor blumenreichem Styl nicht zu Herzen genommen zu haben scheint, auf der Tribune von seinen Beziehungen zu Thiers sagte: Wir Beide haben zusammen auf dem beau navire de la monarchie constitutionelle geschwommen — da begann sogleich die Montagne mit heller Stimme das bekannte Volkslied: „Adieu mon beau navire!" ꝛc. zu singen, und zwar so beharrlich, daß die Sitzung suspendirt werden mußte. Was sagen Sie zu solchen Zuständen? Ist das nicht unwürdig und widerlich? Aber man muß die Verhältnisse näher betrachten, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß sie, wie sie jetzt sind, unmöglich Bestand haben können. Ich versichere Sie, daß mir, so oft ich aus der Nationalversammlung komme, Paris wie ein großes Irrenhaus erscheint, in welchem ich eben die Zelle der Gefährlichen besucht habe. Alfred H.

Das Landesöconomiecollegium und die Resultate der Ernte von 1849 im preußischen Staate. — Das Landesöconomiecollegium, eine Schöpfung des jetzigen Königs von Preußen, seiner Zusammensetzung nach bekanntlich ein berathendes Collegium aus landwirthschaftlichen Autoritäten und einigen Ministerialbeamten der betreffenden Ressorts, hat in den wenigen Jahren seiner Existenz die Landescultur vielfach und bedeutsam gefördert; nicht nur dadurch, daß es der Staatsregierung durch seine Gutachten und Vorschläge den Weg angab, auf welchem der Staat zum Gedeihen des Ackerbaus und seiner technischen Gewerbe beitragen müsse (die Ackerbauschulen, die belgische Flachsbereitung), sondern vielleicht noch mehr dadurch, daß es einen Mittelpunkt abgab für die freien Associationen der Landwirthe, die Resultate der Local- und Provinzialvereine, ihre Beobachtungen und Erfahrungen sammelnd und verarbeitend.

Seit einigen Jahren hat dies Collegium Nachweise über den Ausfall der Ernte in sämmtlichen Provinzen des Staats gesammelt. Es hat dabei, um ein Resultat zu erreichen, einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Die Ermittelung des Ernteertrags nach Scheffeln durch Inventur der einzelnen Wirthschaften, ist sehr schwierig, ja unmöglich. Dagegen kann jeder erfahrene Landwirth nach einigen angestellten Proben genau angeben, wie sich die beste Ernte zu dem normalen Ertrage seiner Aecker verhält, und so ungern er die gewonnene Scheffelzahl angibt, mit den Verhältnißzahlen seines Ertrages zurückzuhalten hat er keinen Grund. Das Landesöconomiecollegium hat demnach aus allen Theilen der Monarchie tabellarische Berichte verlangt, in welchen das Ernteresultat der einzelnen Feldfrüchte in Zahlen so ausgedrückt ist, daß die Durchschnittsernte der Gegend = 1 angenommen wird. Ein Ernteertrag, welcher nicht größer wäre als eine halbe normale Ernte, wird in der Liste bezeichnet mit 0,50 u. s. f. Durch diese Methode wurde der Zweck erreicht, eine Uebersicht zu gewinnen über Mangel oder Ueberfluß der einzelnen Gegenden; um so vollständiger, da diese Localberichte von landwirthschaftlichen Vereinen ausgehn und die Ziffern derselben wieder die Mittelzahl einer Menge von einzelnen Angaben sind. Das Landesöconomiecollegium hat die Resultate zuerst nach Regierungsbezirken, dann nach Provinzen zusammengestellt, und eine Generalübersicht über die Ernte der ganzen Monarchie zugefügt. Diese Beobachtungen sind nicht nur von höchster Wichtigkeit für den Nationalöconomen, sondern auch von Interesse für jeden denkenden Menschen, dem es nicht gleichgiltig ist, ob er und seine Mitbrüder die nothwendigsten Nahrungsmittel theuer oder billig einkaufen und ob sein Vaterland im nächsten Jahre Ueberfluß an denselben oder eine Theurung zu erwarten hat. Die Grenzboten können sich deshalb nicht versagen, ihren Lesern die Hauptresultate im Auszug mitzutheilen, trotz der vielen Zahlen, welche ihnen ein sehr geschäftsmäßiges Aussehn geben. Der Vortheil, welcher für den Staat aus dieser Zusammenstellung hervorgeht, ist zunächst, daß er kurz nach der Ernte erfährt, ob Zufuhr von Außen und in welchen Gegenden dieselbe nothwendig sein werde, ferner daß die Speculation der Privaten auf die richtigen Wege geführt werden kann, und daß durch

Veröffentlichung dieser Resultate übermäßigen Besorgnissen und der schon daraus hervorgehenden Theuerung gesteuert wird. Wer das Detail nachlesen will, den verweisen wir auf die Beilage zum Preußischen Staatsanzeiger Nr. 36, und lassen hier die allgemeinen Bemerkungen folgen:

An Getreide und Erbsen hat in der ganzen Monarchie eine mehr als reichliche Durchschnittsernte stattgefunden, die Kartoffelernte aber war im Ganzen um 21 pCt., also um mehr als ein Fünftel geringer, als sie nach dem Durchschnittsertrage hätte sein dürfen, und dieser Ausfall findet schon seit vier Jahren statt.

Was speziell das Wintergetreide anlangt, so ist bei dem Weizen im ganzen 1 pCt. über den Durchschnitt geerntet worden, d. h. es findet sich noch ein Ueberschuß von 300,000 Scheffeln über die 30 Millionen Scheffel, welche eine Durchschnittsernte liefern soll.

Eben so hat der Roggen im Ganzen einen Mehrertrag von 7 pCt. geliefert, d. h. statt der 70 Millionen Scheffel, die als eine Durchschnittsernte betrachtet werden können, sind 74,900,000 oder nahe 5 Millionen Scheffel mehr erbaut worden, genug, um die gesunkenen Roggenpreise zu erklären, zumal wenn man hinzunimmt, daß schon das Jahr 1847 (unmittelbar nach dem Nothjahre) ein mehr von 22 pCt., und das Jahr 1848 von 4 pCt. gegeben hatte, also in jenem 15,400,000, in diesem 2,800,000 Scheffel über den Bedarf erbaut worden waren. — Allerdings hat der Ausfall an Kartoffeln, ganz abgesehen von dem wahrscheinlich nicht unbedeutend verminderten Anbau derselben, durchschnittlich in jedem der drei verflossenen Jahre 22 pCt. des früheren Durchschnittsertrages, welcher nicht unwahrscheinlich auf mindestens 160 Millionen Scheffel im Jahre sich belaufen hat, betragen und es würde hiernach der Ausfall in der Ernte dieses so wichtigen Nahrungsmittels in den letzten drei Jahren die bedeutende Höhe von über 100 Millionen Scheffeln erreichen; indessen hat doch dieser Mindererertrag wahrscheinlich die zur menschlichen Nahrung bestimmte Quantität viel weniger betroffen, als den für das Futter der Thiere und den Brennbetrieb bestimmten Antheil. Jedenfalls aber wird er durch den Nahrungswerth des in den letzten drei Jahren mehr erbauten Roggens (über 23 Millionen Scheffel) hinlänglich gedeckt.

Wenn nun aber hiernach die Ernte des verflossenen Jahres im Ganzen eine befriedigende erscheint, so zeigt sich doch eine sehr große Verschiedenheit derselben hinsichtlich der einzelnen Provinzen. Wenn namentlich Preußen, Posen und Schlesien in den Cerealien und den Erbsen eine sehr reiche und die beiden letztgenannten Provinzen sogar auch in den Kartoffeln eine befriedigende Ernte gemacht haben, wenn in Preußen ein außerordentlicher, in Posen ein reichlicher und in Schlesien ein genügender Strohgewinn stattgefunden hat, und wenn in allen 3 Provinzen auch die Heuernte nicht fehlgeschlagen ist, so hat dagegen das auch in seinen natürlichen Bodenverhältnissen im Ganzen viel weniger begünstigte Pommern, namentlich der lange Küstenstrich zwischen Oder und Weichsel, nicht blos in allen Fruchtgattungen, besonders in den dort so unentbehrlichen Kartoffeln, sondern auch in Raps und Rübsen, Stroh und Heu den allerempfindlichsten Ausfall erlitten. Wird dazugerechnet, daß gerade dieser Landstrich vorzugsweise schwer durch den dänischen Krieg heimgesucht worden ist, daß der dort überhaupt nicht lebhafte Verkehr fast gänzlich gehemmt wurde und daß endlich die Preise des vorzugsweise dort gebauten Roggens so gesunken sind, daß kaum die Productionskosten gedeckt werden, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß Pommern die Bewahrung des alten Ruhmes der Tapferkeit und Treue durch schwere Opfer hat erkaufen müssen. Nur in Beziehung auf die Wolle hat auch Pommern an dem allgemeinen reichlicheren Ertrage des verflossenen Jahres, und zwar in bevorzugtem Maße, theilgenommen. Die Schur beträgt dort 6¼ pCt. mehr als der Durchschnitt, während sie im Ganzen denselben nur um 3¼ pCt. übersteigt. — Indessen, wenn auch hinzuge-

rechnet wird, daß die Preise der Wolle gleichzeitig in die Höhe gegangen sind, so leistet diese Mehreinnahme doch auch nicht annähernd einen Ersatz für die gesunkenen Roggenpreise. Es werden in der Monarchie im Ganzen ungefähr 32 Millionen Pfunde Wolle erzeugt, die etwa einen Werth von 18 Millionen Rthlrn. haben mögen. Die Mehrschur von 3½ Procent in allen Provinzen würde daher nur einen Werth von 630,000 Rthlr. repräsentirer, welcher für das Ganze kein bedeutender Gegenstand ist, wenigstens keine Entschädigung für den großen Verlust, welchen die niedrigen Roggenpreise dem Landmanne und mittelbar dem ganzen Lande bereiten. Wenn man nämlich erwägt, daß von den 70 Millionen Scheffeln Roggen, die alljährlich erzeugt werden, mindestens 30 Millionen wirklich an den Markt gebracht werden, und daß also ein Abschlag von ¼ Thaler für den Scheffel eine Mindereinnahme von 10 Millionen bedingt; daß aber nicht blos diese bedeutende Summe selbst unmittelbar dem Producenten, mittelbar dem gesammten Verkehr entzogen wird, sondern auch, daß sie sich im Laufe des Jahres mindestens zehnmal umgesetzt haben könnte, und deshalb einer Bewegung von hundert Millionen Thalern gleichgekommen sein würde und bei dieser Bewegung sich vielleicht mehr wie einmal reproducirt, nämlich in wirkliches Kapital umgewandelt hätte, so erhält man einen Maßstab für den verderblichen Einfluß, welchen allzuniedrige Kornpreise auf den ganzen Verkehr und auf den gesammten Wohlstand ausüben können.

Aus Wien schreibt man uns: Endlich wurde in der Aula wieder mal eine Vorlesung gehalten. Der vortragende Professor war ein Feldmarschallieutnant und die Hörer waren Militärs. Graf Clam-Gallas, Feldmarschallieutnant, ließ nämlich eine Anzahl außer Dienst befindlicher Offiziere zusammenkommen und eröffnete ihnen: sie hätten künftig eine vornehmere Zurückhaltung gegen das Civil zu beobachten; mit peinlichem Befremden sehe man (?) auf den Promenaden oft Uniform und Frack Arm in Arm spazieren; sie sollten sich keine Täuschung machen, die Partei des Umsturzes wühle noch immer fort, es gelte in nächster Zeit den Kampf gegen den „Communismus, der sich hinter der Maske politischer Fragen verberge," wieder aufzunehmen u. s. w. — O Weisheit, du sprichst wie ein k. k. Feldmarschallieutnant. Wir wissen längst, daß in den meisten höhern Regionen Europas zwischen Constitution und Communismus kein Unterschied gemacht wird; denn was will ein unverfälschtes constitutionelles Staatswesen? Theilen!! Die Volksvertretung theilt mit der Krone die Regierungsgewalt. In England herrscht dieser Unfug seit längerer Zeit, in Belgien erst seit zwanzig Jahren, der ganze Continent aber will jetzt ebenfalls theilen, und leider haben wir das Vergnügen, dem militärischen Professor der Wiener Aula sagen zu müssen: Alle Feldmarschallieutnants des Kaiserhauses werden diesen Communismus nicht überwinden! Und die Physiognomie unserer Stadt? — Man ist sehr ruhig in Madrid, mein Freund: Doch nein, ruhig waren wir nicht, wir haben Karneval gefeiert, wie ehemals; unser alter Vormund von Säbel hat in seiner Begeisterung für Schiller und seine Freude über uns gutgesinnte Bürger gnädig gestattet, daß wir während des Faschings bis in die Nacht hinein tanzen dürfen. Das haben wir uns redlich zu Nutze gemacht, wir haben getanzt, wir haben unsern Wein getrunken, wir sind in dem lustigen Sonnenschein spazieren gegangen; Herz und Kopf und Taschen, Alles leicht; in der Tasche steckte nämlich kein Metall, nur die Papierzettel. Man kann auch dabei glücklich sein. Nur hier und da sieht man ein mürrisches Gesicht, und hört in einer Ecke einer ruhigen Kneipe manchmal noch leise raisonniren, die Meisten freilich vermeiden auch das. — Aber sonderbar, auch bei den Bedenklichen, Oppositionellen, welche der Regierung im Stillen zürnen und die Faust in der Tasche ballen, herrscht eine fabelhafte Zuversicht zu dem guten Stern Oestreichs. Der letzte Bankausweis gab so viel zu denken, das Agio für Silber ist auf 14, das für Gold auf 21 gestiegen, auf auswärtigen

Börsen sind die Banknoten wieder unter 90 gefallen, aber dem Wiener, auch dem gescheidten, weitersehenden, wird es doch fast unmöglich den ganzen Schrecken unserer Lage zu verstehn. Zum Theil ist es Leichtsinn und „Gemüthlichkeit," die finstern Gedanken sind so peinlich und es hat schon oft mit den Geldverhältnissen Oestreichs schlecht gestanden, das gute Glück wird auch diesmal heraushelfen; zum Theil aber ist der Optimismus auch aus der Lage Wiens erklärlich. Hier ist wirklich viel Geld, massenhafter Reichthum saß noch vor kurzem in Hunderten von aristokratischen Equipagen, welche dem Frühling nach dem Prater entgegenfuhren. Der zahlreiche große Grundbesitz, die reichen Banquierhäuser, der starke Consum aller Luxusartikel, Alles das war bei uns massenhaft vorhanden und drängte sich der Phantasie jedes Einzelnen auf. Und deshalb ist die letzte Rede jedes guten Wieners, wir haben noch ungeheure Hilfsquellen. Worin diese liegen, ist den Meisten nicht klar, und ob sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen fließend zu machen sind für das Nationalvermögen, darüber hört man die verkehrtesten Ansichten. Unser Reichthum ist unser Grundbesitz. So lange die Bande der Roboten und Servituten die Wirthschaften im alten Betriebe erhielten und die ungeheure Mehrheit der Baarerträge in die Kassen der großen Grundbesitzer fielen, kam das Geld aus der ganzen Monarchie in Massen auf den Wiener Markt. Jetzt ist es anders geworden: wenn Sie ernste Urtheile und ein Verständniß unserer kritischen Lage suchen, müssen Sie nicht den liberalen Wiener fragen, auch nicht den Börsenmann, der ein Actionär unserer Bank ist, sondern die große Aristokratie Oestreichs. Sie fast allein kann Ihnen sagen, wie schlecht es mit uns steht, wie überall die Kapitalien fehlen für Umformung unserer Wirthschaften, wie sehr landwirthschaftliche Bildung fehlt, so daß es fast unmöglich ist, auch bei disponiblen Kapitalien für die großen Güter Inspectoren, Beamte und Pächter zu finden, welche zu einem rationellen Betrieb befähigt sind. Jahrzehnte gehören dazu, unsere Agrikulturproduction von dem Schlage zu heilen, den sie durch die plötzliche Aufhebung der bisherigen schlechten Methode erlitten hat. Und während der Zeit, wo wir voraussichtlich alle Jahre viel mehr ausgeben, wie wir einnehmen können! Wäre nur erst dieses Frühjahr ohne Anleihe vorüber! —

Unterdeß haben wir im Kärnthner Thor den Propheten gehört und Meyerbeer mit einem silbernen Kranze gekrönt. Der schlaue Maestro übt einen Zauber aus auf die Orte, wo er sich niederläßt; so reich für die Banquiers, von solchem Künstlerstolz nebst gutem Ton für die Aristokratie, und so liebenswürdig, zuvorkommend und dienstbeflissen gegen die Journalisten. Es ist bewundernswürdig, wie der Mann sein Geschäft versteht. Lange, bevor er in die Stadt kommt, sind seine Fäden gesponnen, an denen er die armen Kritiker und wer sonst öffentliche Meinung macht, einfängt, durch Diners in reichen Familien, welche ihn anschwärmen, durch zarte und geistreiche Aufmerksamkeiten Dritter, welche auf seine Veranlassung ausgeübt werden; was weiß ich, wodurch Alles. Endlich erscheint er, zieht die Fäden zusammen und hält die Vögel in seinem Netz fest: ja, er läßt sogar aus Klugheit einen ruppigen, ganz discreditirten Recensentenvogel, der vor Begierde brannte, sich fangen zu lassen, ungefesselt schreien und schimpfen; damit sein verrufenes einsames Geschimpf die nöthige Opposition darstelle und das Abgeschmackte der Angriffe ihn selbst um so besser hervorhebe. O, er ist ein großer Mann; aber sein Prophet ist doch eine überkünstelte Arbeit und sieht aus wie ein recht schweres Stück Arbeit. —

Die Soiree des Generals Levschin zu Belgrad. — In dem Artikel dieses Heftes: Der Czar und die Südslaven ist das Benehmen des russischen Consuls in Belgrad erwähnt. Seitdem bringen die Zeitungen die Beschreibung der Scene, auf welche unser Correspondent anzuspielen scheint. Wir lassen sie nach einem Blatt, welches gute Nachrichten hat, nach dem „Wanderer" folgen: — „Am Dreikönigstage gab General Levschin, russischer Konsul, eine Soiree, zu welcher sämmtliche Notabilitäten Bel-

grads geladen waren. Im Verlaufe der Abendunterhaltung oder vielmehr während des Soupers wurde über die europäischen Parteien im Allgemeinen und über die Slaven gesprochen. Einer der Gäste bemerkte: Rußland habe in Serbien eine sehr starke Partei, und sein Einfluß lenke die Geschicke Serbiens. Herr Levschin fiel ihm in die Rede mit den Worten: „„Was spricht man hier von russischer Partei und von russischem Einflusse? Es gibt hier weder eine Partei noch einen Einfluß. Wir sind allesammt Russen, Russen an Herz und Gesinnung, wir Alle wollen die Serben von dem drückenden Joche der Ottomanen befreien.““ Diese Worte dienten als Signal; Herr Stojan Simitsch, das Haupt der russischen Partei, erhob sich und brachte einen Toast dem mächtigen und hochherzigen Rußland, dem Slavenreiche unter dem glorreichen Scepter der Romanoffs, dem serbischen Königreiche, das die Südslaven unter der Protection des Kaisers von Rußland vereinigt, u. s. w. Diese Demonstration verletzte den französischen Konsul Herrn von Goepp, er nahm seinen Hut und ließ sich nur durch die dringende Bitte des Hausherrn zurückhalten.“ — Für die Wahrheit der angeführten Einzelheiten wollen wir nicht bürgen. Jedenfalls ist die Hauptsache wahr; das trotzige Selbstgefühl der russischen Partei im Süden der Donau.

Otto Wigand für Oestreich. Herr Otto Wigand, Mitglied des Leipziger Volksvereins, dessen neuestes Manifest wir oben mitgetheilt haben, und Abgeordneter in Dresden, hat in der deutschen Frage das Wort genommen. Er hat sich mit großer Entschiedenheit gegen das Dreikönigsbündniß und für das Festhalten an Oestreich ausgesprochen. Preußen habe sich durch sein reactionäres Verhalten das Vertrauen des deutschen Volks verwirkt, die Sache der Freiheit könne nur noch von Oestreich gefördert werden. Ich glaube, Schwarzenberg selber würde über die Kühnheit dieser Ansicht in Erstaunen gerathen. — Wenn der geehrte Abgeordnete statt dessen gesagt hätte: Oestreich ist der reichste Markt für den Leipziger Buchhandel, so würde ihn der Minister eher verstanden haben. — Die materiellen Interessen haben allerdings ein gewichtiges Wort mitzusprechen, und nur aus einem gesunden Egoismus geht eine vernünftige Freiheit des Staats hervor; aber wenn man, um diesen vollkommen gerechtfertigten Egoismus vor der gedankenlosen Menge durch die üblichen Redensarten zu beschönigen, der Wahrheit in's Gesicht schlägt, dann darf sich die Kritik eine gelinde Mißbilligung wohl erlauben.

Der Abgeordnete Müller in der zweiten sächsischen Kammer erklärt dagegen, er wolle gern dem preußischen Volk die Hegemonie einräumen, aber nicht der schlechten preußischen Regierung. Es ist dies ein Irrthum, dem man nicht oft und nicht entschieden genug begegnen kann. Das Preußische Volk hat kein Recht auf die Hegemonie, es fällt ihm auch gar nicht ein, darauf Anspruch zu machen. Im Gegentheil: damit der edle sächsische Volksstamm zu der freien, der preußischen ebenbürtigen Entwickelung gelangt, die ihm jetzt trotz seiner verständigen Verfassung, der enge politische Horizont seines Staatslebens verkümmert, soll sich Sachsen so enge als möglich an das politische Leben seines mächtigeren Nachbarstaates anschließen, so enge, daß es sich zuletzt gänzlich mit demselben identificirt.

Die 85. Sitzung des Verwaltungsraths am 1. März 1850. Es ist ein angenehmes Omen, wenn sich im preußischen Staatsanzeiger Protocolle des Verwaltungsraths einstellen; bis jetzt war das Erscheinen dieser Protocolle immer, wie das Heraustreten des Wettermännchens aus seinem Hause, es zeigte gut Wetter für den Bundesstaat an und verbreitete Courage und sittliche Befriedigung. Lange war nichts von ihnen zu lesen, das war eine schlechte Zeit des Schwankens und Zweifelns; in der letzten Woche aber sind sie wieder erschienen und üben ihre gute Wirkung auf die Stim-

mung der Menschheit aus. Keins dieser Protocolle aber macht einen so wohlthuenden Eindruck, wie das zuletzt publicirte, oben angegebene. Da hört man doch wieder einmal männliche, kräftige Sprache, und sieht etwas von der festen Entschlossenheit Preußens und seiner Verbündeten, nach welcher sich auch noch andere Leute sehnen, als solche, welche zu dem neuen Bundesstaat gehören werden. Die Veranlassung zu dieser Sitzung war keine erfreuliche, Hannover hatte mit einer mürrischen Erklärung seinen Abschied aus dem Dreikönigsbündniß genommen, der Vorsitzende, welcher noch v. Bodelschwingh war, theilte die Note des hannöverschen Ministers ohne weitere Bemerkungen mit, und erklärte seinen Auftrag, zunächst die Aeußerungen des Verwaltungsraths darüber einzuholen. Er beantragte dabei, die Note vor Abgabe jeder Erklärung an die Verfassungscommission des Verwaltungsraths zu schleuniger Berichterstattung zu verweisen. Da aber erhob sich der Bevollmächtigte von Hessen-Darmstadt und forderte augenblickliches Aussprechen der Ansichten. Ja, und gute Worte waren es, welche von der Mehrzahl der Mitglieder in das Protocoll geschleudert worden. Zuerst steht Baden, Freiherr v. Meysenbug, auf, und fordert entschiedenes Auftreten, damit die Wahrung des Rechts nicht hinter der Rechtskränkung zurückbleibe, es fordert energischen Protest gegen die Lossagung Hannovers in dem Protocoll des Verwaltungsraths und Klage gegen Hannover bei dem Bundesschiedsgericht. — Hessen-Darmstadt aber spricht durch Freiherrn v. Lepel: Es ist recht, daß Preußen mit seiner Ansicht über das Benehmen Hannovers zurückhält, wir aber wollen sprechen. Die Wortbrüchigkeit dieser Regierung befremdet uns nicht, es ist nicht das erste Mal, daß sie einer rechtsgiltigen Verfassung gegenüber treubrüchig wird. Auch ich verlange sofortige Klage gegen Hannover und Sachsen, und zwar wollen zunächst wir alle klagen, die wir mit allen drei Regierungen den Vertrag abgeschlossen haben, ohne Vorbehalt, im Glauben an die Redlichkeit und Treue deutscher Regentenworte. Wir vertrauen und wissen, daß Preußen nicht bei der Klage stehn bleiben, sondern zugleich alle diejenigen völkerrechtlichen und sonst zulässigen Maßregeln ergreifen und ausführen wird, die erforderlich sind, den thatsächlichen Beweis zu führen, wie Preußen nicht nur mächtig und entschlossen ist, die Anarchie niederzuhalten, sondern mit gleicher Kraft und Entschiedenheit entschlossen ist, für das Recht der deutschen Nation und für das Recht derjenigen Staaten aufzutreten, die ein der Nation gegebenes Wort nicht brechen, sondern nach allem Vermögen ehrlich erfüllen wollen. Hätten wir die Absicht der beiden Regierungen gekannt, durch den Vertrag nur ihre eigene Existenz für den Augenblick zu retten und sich im günstigen Moment wieder loszusagen, wir würden uns mit der preußischen Regierung auch in diesem Fall vereinigt haben, nimmermehr aber mit den beiden. — Darauf spricht Seebek im Namen aller thüringischen Staaten, auch für Nassau und die Anhaltiner: so ist es, wie Darmstadt sagt; die Erklärung von Hannover soll die übrigen verbündeten Regierungen nur veranlassen, um so fester auf dem Bündniß zu stehen, und brüderlich mit vereinten Kräften durch alle Mittel des Rechts sowohl als der Macht den großen Zweck durchzuführen. Für Thüringen, Nassau und Anhalt gebe ich die Versicherung, daß sie auf diesem Wege nicht wanken werden. — Legationsrath v. Schack für Mecklenburg-Schwerin: Auch wir werden festhalten. — Obrist Mosle: für Oldenburg: Auch wir, wir vertrauen der Flagge, welche Preußen aufgezogen hat. — Dr. Liebe für Braunschweig, die Fürstenthümer Lippe-Detmold und Waldeck: Auch wir halten fest. — Die Hansestädte schließen sich diesen Aeußerungen an. — Das Churfürstenthum Hessen, Freiherr v. Dörnberg, Mecklenburg-Strehlitz, v. Oertzen und Schaumburg-Lippe, Dr. Helwing stimmen ohne Aeußerungen des Enthusiasmus dem Antrag des Vorsitzenden bei. Schließlich wird derselbe angenommen und die Erklärung Hannovers der Commission zur schleunigen Berichterstattung überliefert. An die Stelle des ausgetretenen Präsidenten Vollpracht von Churhessen wird Freiherr v. Meysenbug aus Ba-

den zum Mitglied der Verfassungscommission ernannt. — — Die starken Worte, welche gegen die treulose Regierung von Hannover gefallen sind, in einer Conferenz von Gesandten, in einem diplomatischen Aktenstück, unter dem Vorsitze Preußens, bedürfen keines weitern Commentars, es waren nicht nur Verwahrungen, sondern offenbare Drohungen, nicht darauf berechnet einzuschüchtern, sondern ausgesprochen in dem festen Entschluß, den Bundesstaat durchzusetzen. Die beiden lauen Mitglieder, Churhessen und Mecklenburg-Strelitz werden, wie die Sachen jetzt stehen, dem Strome folgen müssen. Von Strelitz, dem kleinen Torynest, das von Anfang an eine gewisse Kratzbürstigkeit nicht verleugnet hat, kann das nicht zweifelhaft sein, und der Churfürst von Hessen ist durch seinen schlechten Einfall, ein Ministerium Hassenpflug zu octroyiren, zu seinem eigenen Lande in eine so schwierige Stellung gerathen, daß er ohne die Consistenz, welche der Bundesstaat seinem Sammetsessel gibt, schwerlich diesen Sommer überstehen würde. Trotz allen bösen Launen, welche Churhessen beherrschen, werden die regierenden Köpfe dort einsehen, daß bairisches oder östreichisches Militär, selbst wenn es den guten Willen und die Möglichkeit hätte, einzurücken, der schlechteste Alliirte ist, welchen sie finden können. — Das Protokoll des Verwaltungsrathes wird seine Wirkung zu Gunsten des Bundesstaates nicht verfehlen. Möchten wir von jetzt ab allwöchentlich ähnliche Zeichen eines kräftigen Wollens erhalten. — Es wird jetzt endlich Ernst mit Erfurt, Ernst mit der Union, und bald wird ein organisirter Staat seinen unschlüssigen Nachbarn zurufen: Ihr Brüder kommt zu uns! —

Nisard histoire de la litérature Française. Wir richten bei unserer französischen Lectüre unsere Aufmerksamkeit noch immer viel zu ausschließlich auf die Belletristen, und lernen von der Kritik nur das kennen, was uns im Journal des Débats oder in der Presse begegnet. Diese Feuilletonisten à la Jules Janin, so allerliebst sie zu schreiben verstehn, sind aber die schlechtesten unter den französischen Kritikern, und man würde sehr Unrecht thun, wenn man die übrigen nach ihnen abmessen wollte. Die Lherminier, die Villemain, die St. Beuve, die Planche — kurz die Kritiker der Révue de deux mondes übertreffen unsere Rötscher u. s. w., ebenso wie das moderne französische Theater das deutsche. Trotz unserer großen Prätensionen sind wir in unserer Kritik in diesem Jahrhundert ebenso zurückgekommen wie in unserer Poesie. Männer wie Vischer, Gervinus u. s. w. geben sich nicht die Mühe, die Erscheinungen der Gegenwart ins Auge zu fassen, sie überlassen dies Geschäft den Journalisten von Profession, und werden dadurch auf ihre Art ebenso einseitig als diese, denn nur durch eine starke, organische Verbindung zwischen dem Studium des Alten und dem Interesse für das Neue kann eine lebendige Kritik hervorgehn.

Nisard, auf dessen Literaturgeschichte wir das deutsche Publikum aufmerksam machen möchten, geht von seinen Vorträgen auf der Ecole normale aus; strenge Disciplin ist der Charakter seines Stils und seiner Methode. Er ist entschiedener Classiker, ohne mit dieser einseitigen Richtung die mangelhafte Bildung zu verbinden, die wir Zöglinge der romantischen Schule darin vorauszusetzen geneigt sind. — Er will in seiner Literaturgeschichte nichts anderes geben, als die Rechtfertigung der öffentlichen Meinung, welche, wo sie lobt, wo sie tadelt, und wo sie ignorirt, überall richtig urtheilt. Er findet den vollkommensten Ausdruck dieser öffentlichen Meinung über die Literatur in Boileau, und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ist seine Kritik nichts weiter als ein Nachweis, daß Boileau in seiner art poétique immer richtig geurtheilt hat. — Die Herrschaft des „gesunden Menschenverstandes" ist in dieser Exposition so überwiegend, daß er oft genug zu Parodoxien führt. Das zeigt sich namentlich in den Definitionen. — Die Literatur fängt ihm an, wo die Kunst anfängt; Kunst aber ist der Ausdruck allgemeiner Wahrheiten in einer vollendeten Sprache, d. h. einer Sprache, die vollkommen mit dem Geist des Volkes, das sie redet, und dem menschlichen Geist übereinstimmt. Composition ist die Kunst, alle Theile eines Gegenstandes mit Ordnung

und Verhältniß zusammenzustellen und zu entwickeln, ihm den Umfang zu geben, der ihm zukommt, Nichts eintreten zu lassen, als die dahingehörigen Ideen, und das Ganze für ein auch noch so wenig vorbereitetes Verständniß einzurichten. Es gibt keine Ursprünglichkeit ohne eine vollkommene Uebereinstimmung mit den andern Menschen, keine Originalität ohne Wahrheit. L'homme de génie n'est qu'un homme de bien qui a le don de trouver et d'exprimer la vérité. — Die Literatur selbst ist das Bestreben des particulären Geistes einer Nation, sich zum allgemein menschlichen Geist zu erweitern. Die französische Literatur war am meisten dazu geeignet, weil sie, dem Geist des Volkes entsprechend, am frühesten Disciplin und Regel anerkannt hat. Das Wesen des französischen Geistes hat zwei Seiten: logische Strenge, die sich schon in der Sprache ausdrückt, und eine liebenswürdige Freiheit, welche die Logik geregelt hat, ohne sie zu geniren. Der erste Dichter, welcher einen Platz in der Literaturgeschichte behauptet, ist derjenige, welcher es verstand, nur solche Empfindungen (sentimens) auszudrücken, welche ihm mit aller Welt gemein waren, und die ihm eigenthümlichen für sich zu behalten. Les lieux communs sont les seules nouveautés, parce que ce sont les seules choses éternelles. — Nach diesen Grundzügen wird das Einzelne gruppirt. — Der älteren französischen Literatur fehlt es nicht an Talent, aber an allgemeinen Ideen; diese gab ihnen die Renaissance (die Wiederauffindung des Alterthums) und die Reformation, aber in so überströmender Fülle, daß Auswahl und Geschmack fehlte. Der Charakter dieser Zeit (Calvin, Rabelais, Montaigne) war überwiegender Scepticismus*). — Mit diesem Que suis-je? machte das 17. Jahrhundert ein Ende. Der Zweifel, im Anfang so süß, wurde unerträglich. Man wollte an Stelle der Neugier die Auswahl, welche unter allen Nahrungsmitteln die substantiellsten aussuchte; an Stelle des bequemen Zweifels an allen Dingen die Entscheidung der nöthigsten und bestimmtesten Fragen. In der Sprache verlangte man Regeln, einen allgemeinen Gebrauch, der die individuelle Caprice beseitige. — Diese große Disciplin des 17. Jahrhunderts, der mehr daran lag, in jedem Einzelnen die allgemeine Vernunft zu befestigen, als die individuelle Laune und Stimmung zu begünstigen, beständig mißtrauisch gegen die Willkür, zwang den Dichter, unter seinen Gedanken eine Auswahl zu treffen. Die Akademie hat diese Regeln in's Werk gesetzt, Descartes hat den Ruhm, den Franzosen ihren eigenthümlichen Geist gewiesen zu haben, Corneille und Pascal**), die Beide die gemeinschaftliche spiritualistische Neigung hatten, die Natur der Pflicht zu opfern, erhaben zu sein auf Kosten der Wahrheit, haben dieser logischen Sprache die Größe und Poesie gegeben, die eine größere Kraftentwickelung möglich machte; und der Verein von Boileau, Racine und Lafontaine hat ihre Harmonie vollendet. — Schon aus diesen Andeutungen sieht man, daß die französische Neigung zu Antithesen das gesunde Urtheil des verständigen Mannes häufig auf Abwege geführt hat, daß wir über seine Paradoxien oft den Kopf schütteln werden, daß aber durch ihn das Gefühl dessen, was unserer Literatur fehlt: Disciplin und Gemeinsinn, in uns rege wird.

Ueber einen zweiten eklektischen Kritiker, Villemain, im nächsten Heft.

*) Das Urtheil über Montaigne ist von Interesse: Cette intelligence qui a si peur de servir, qui se défie de la vérité à cause de sa ressemblance avec l'autorité, qui redoute si fort de se laisser surprendre, qui s'estime au-dessus de son objet: voilà qu'un paradoxe, un trait d'esprit, un jeu de mots, a l'honneur de la mettre en branle! Une rime la fait changer de route?

**) Alors que Pascal croit le plus à la force de ses raisons, lisez-le avec un coeur touché de cette sublime misère, et vous verrez, jusque dans sa conviction, l'horreur secrète du doute qui s'y glisse, et l'idée de la mort . . . C'est une argumentation passion née dans laquelle un homme mortel raisonne avec Dieu.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt
Druck von Friedrich Andrä.

Studien zur Geſchichte der franzöſiſchen Romantik.

Lamartine.

Nach langem Schweigen iſt Lamartine wieder öffentlich aufgetreten, und zwar, wie ſeine ganze Bildung es vermuthen ließ, mit einem Bonmot. Herr Thiers iſt mit dem vollſten Cynismus des geſunden Menſchenverſtandes gegen die Romantik der Februarrevolution zu Felde gezogen, und Herr von Lamartine hat ſich in jener Attitude, die er in den Februartagen einſtudirt, erhoben, und die Worte geſprochen: „Die ſchönen Geiſter machen Epigramme, die Völker machen Revolutionen!“ Dieſes Bonmot iſt von der Linken mit großer Begeiſterung beklatſcht worden, ſie hat ſich erhoben, und der Republik ein dreimaliges Lebehoch gebracht, und Herr von Girardin, deſſen biegſamer Geiſt ſich jetzt in ſocialiſtiſchem Enthuſiasmus bewegt, erklärt den alten Liebling ſeiner Delphine auf's Neue für den größten Mann Frankreichs.

Wir, die wir dieſes Urtheil nicht unterſchreiben, finden in dem berühmten Dichter wenigſtens eines der ſprechendſten Bilder für den Charakter des modernen Frankreich: eine ſeltene Harmonie in ſeinen ſtaatsmänniſchen, ſeinen poetiſchen und ſocialen Werken; freilich nicht die Einheit eines gediegenen ſittlichen Charakters, ſondern eines routinirten Schauſpielers.

Wir laſſen unſerm Endurtheil eine objective Geſchichte ſeiner Empfindungen, ſeiner Thaten und Schickſale vorausgehen, eine Geſchichte, in der wir um ſo beſſer zu Hauſe ſind, da ſelten ein Mann ſein eigenes Leben in ſo viel Selbſtbeſpiegelungen angeſchaut hat. Wir beginnen mit ſeiner Jugend.

Alfons de Lamartine wurde auf dem Schloſſe Milly, in der Grafſchaft Burgund am 21. October 1790 geboren. Sein Großvater war ein alter Edelmann, der lange Zeit in den Armeen Ludwig's XIV. und XV. gedient, das Ludwigkreuz in der Schlacht bei Fontenoy erhalten hatte, und dann mit dem Grade eines Kapitäns auf ſeine Güter zurückgekehrt war. Die Gewohnheiten des Hoflebens, ein nicht unbedeutendes Erbe und eine reiche Heirath ließen ihn als großen Herrn in der Provinz leben. Von ſeinen 6 Kindern ſollte nach den Ideen der Zeit der älteſte Sohn das ganze Erbtheil der Familie ungeſchmälert erhalten,

der zweite wurde wider seinen Willen zum Geistlichen bestimmt, zwei Töchter in's Kloster gesteckt, die dritte als Kanonissin in einem Fräuleinstift untergebracht. Der jüngste Sohn — Lamartine's Vater — trat mit dem 6. Jahr in dasselbe Regiment ein, in welchem vor ihm sein Vater gedient hatte. Seine Bestimmung war, ehelos zu bleiben, in der bescheidenen Stellung eines Kapitäns alt zu werden, von Zeit zu Zeit auf Urlaub in das väterliche Haus zu kommen, im Lauf der Jahre das Ludwigkreuz zu gewinnen, das höchste Ziel für den Ehrgeiz eines Landedelmanns; im höhern Alter mit einer kleinen Pension auf einem der Güter seines ältesten Bruders wohnen, den Garten in Ordnung halten, mit dem Pfarrer auf die Jagd gehn, die Pferde dressiren, die Kinder unterhalten, mit den Nachbarn Trictrac spielen, gegen alle Welt dienstfertig sein, von allen als gutes altes Hausmöbel behandelt zu werden, bis ihn endlich Altersschwäche ganz an die Wände seiner Dachkammer bannte, an welchen sein alter Degen hing, und man sich eines Tages sagte: der Chevalier ist gestorben.

Die Sache kam anders. Eine Körperschwäche des älteren Bruders brachte die Familie auf die Idee, den Chevalier zu verheirathen. Ein unerhörter Fall, dem man sich erst nach langem Sträuben fügte, um doch das Haus nicht aussterben zu lassen.

In einem Fräuleinstift zu Salles, einem Dorf in der Nähe von Mâcon, lebte damals ein schönes 16jähriges Mädchen, Alix des Roys, die Tochter eines Intendanten des Hauses Orleans, gemeinschaftlich mit der Schwester des Chevaliers. Diese Stifter waren ziemlich die einzige Gelegenheit, in jenen Tagen verhärteter Convenienz, eine Heirath aus Neigung zu schließen. Sie bestanden aus einer Reihe kleiner Häuschen, nach einem gemeinsamen Plan malerisch um die Kapelle des Kapitels gruppirt, die in der Regel in einer angenehmen Gegend lag. Jedes Fräulein hatte, sobald es mündig war, seinen eignen Haushalt. Sie blieben nur während der schönen Jahreszeit in ihrem Kloster, im Winter kehrten sie zu ihren Familien zurück, um die Honneurs des Hauses zu machen. Ihr Dienst war nicht strenge; sie mußten zweimal des Tages in der Messe singen, und auch damit wurde es nicht genau genommen. Jede Kanonissin durfte ihren Bruder empfangen, und ihn ihren Freundinnen vorstellen. Daraus entspannen sich zarte und romantische Verhältnisse. Eins von diesen führte die Eltern Lamartine's zusammen.

Alix des Roys war zu St. Cloud geboren, und mit Louis Philipp zusammen erzogen, dessen zweite Gouvernante ihre Mutter war. Sie hatte schon als Kind Gelegenheit gehabt, die großen Geister der damaligen Zeit in der Nähe zu betrachten. Voltaire, d'Alembert, Laclos (Verfasser der Liaisons dangereuses), Frau von Genlis, Buffon, Gibbon, Necker standen in ununterbrochenem engem Verkehr mit ihrer Mutter; am höchsten aber in den Familien-Erinnerungen stand J. J. Rousseau, der Logiker zärtlich empfindender Seelen.

In den Eltern Lamartine's lag also ein scharfer Contrast. Die Mutter hatte, was damals an Geist und Seele irgend aufgewandt werden durfte. Der Vater, um 20 Jahre älter, war ganz Soldat; während seines Aufenthalts in der Provinz war die Jagd seine einzige Beschäftigung; in der Garnison der Dienst. Sein Regiment war ihm wie eine Familie, sein Stand sein höchster Ehrgeiz; militärisches Ehrgefühl und schrankenlose Loyalität sein Cultus.

Die Heirath fällt in die Zeiten der constituirenden Versammlung. Der Chevalier trat nicht aus dem Dienst, er sah in der Revolution vorläufig nichts anderes, als eine Gelegenheit, unter Umständen für den König einzutreten und gegen die Unordnung zu kämpfen. Uebrigens war seine Familie liberal, wie es damals der Adel war; der alte Herr sammt seinen Söhnen war in der Voltaire'schen Philosophie aufgewachsen, und voll von dem Ruhm Lafayette's, mit welchem der zweite Sohn, der Abbé von Lamartine, gemeinschaftlich erzogen war, voll von den Bildern der amerikanischen Freiheit und der Idee der Menschenrechte. Diese Neigung kühlte sich freilich mit der demokratischen Wendung des Jahres 91 ab, dennoch nahm an der Emigration keiner aus der Familie Antheil, der Chevalier gab nur seine Entlassung, und trat, um den König zu retten, in den Tagen des 10. August unter die „Dolchritter." Im Kampf des 10. August wurde er gefangen genommen, durch einen alten Gärtner gerettet, und zog sich ganz in die ländliche Einsamkeit des Schlosses Milly zurück.

Die Ruhe des Hauses blieb nicht lange ungestört. Die Jagd auf die Aristokraten begann auch in der Grafschaft, und in einer Nacht wurde die ganze Familie aufgehoben und in das Gefängniß von Autun geführt. Nur Lamartine's Eltern wurden in Mâcon eingekerkert, und Lamartine erzählt uns in seinen „Confidences" eine Reihe eben so anmuthiger als rührender Geschichten, wie Liebe die beiden Gatten zusammenführte. Frau von Lamartine correspondirte mit ihrem Gemahl durch Pfeile, die sie in sein Fenster schoß, und der Chevalier ließ sich in einer Nacht vermittelst eines Seils über die Straße aus einem Fenster in das andre ziehn, um seine Gattin zu besuchen. Nicht immer benahmen sich die Blauröcke barbarisch. Als die Mutter einmal mit Zittern zusah, wie ein Jacobiner den kleinen Alphons auf seinen Armen schaukelte, sagte dieser: „Fürchte nichts, Bürgerin! wir Republikaner haben auch Kinder. Dein Knabe ist hübsch genug für ein Aristokratenkind; erziehe ihn für's Vaterland und mache einen Bürger daraus."

Der 9. Thermidor öffnete die Gefängnisse. Bald darauf starb der Großvater, seine Güter wurden vertheilt, und der Chevalier blieb mit seiner Familie und dem mäßigen Einkommen von 3000 Livres auf dem Schlosse Milly. Er saß Abends am Kamin und las seiner Frau und den Kindern — auf Alfons folgten mehrere Töchter — aus Tasso's befreitem Jerusalem vor, in der Uebersetzung von Lebrun. Lamartine erzählt uns, daß er noch im spätern Alter jenes Buch be-

wahrt, hin und wieder eine Seite aufgeschlagen und sie mit heiligen Thränen der Pietät benetzt habe. Im Sommer trieb der Knabe mit den andern Dorfkindern die Schafe und Ziegen auf die Weide, und briet am Ufer eines Bachs geplünderte Kartoffeln und Maronen. Indem er diese allerliebsten Idyllen erzählt, kann er nicht unterlassen, in Beziehung auf den Bach folgende charakteristische Bemerkung zu machen. „Das Wasser ist das Element der Trauer. Super flumina Babylonis sedimus et flevimus. Warum? Weil das Wasser mit der ganzen Welt weint. So klein wir waren, wir wurden von dem Rauschen des Baches gerührt!" Das ist wohl mehr „Dichtung" als Wahrheit, aber es ist schon ganz der anticipirte Lamartine der Revolution, der mitten im Feuer der Barrikaden sich selber in Thränen spricht, um dem Publikum durch Gefühl zu imponiren, wenn dieses Gefühl auch nicht im mindesten zur Sache gehört.

„Ich war damals, erzählt Lamartine, eins der schönsten Kinder, das jemals mit seinen nackten Füßen den Steinboden unserer Berge betreten hat, in einem Lande, wo doch die Race so gesund und so schön ist. Dunkelblaue Augen, wie die meiner Mutter, reine und fast römische Formen, gemildert durch einen etwas nachdenklichen Ausdruck; das Gesicht von einem blendenden Strahl innerer Freudigkeit verklärt; sehr feine und geschmeidige kastanienbraune Haare mit Goldglanz, die in reichen Locken auf meinen gebräunten Hals herabwogten; hoher Wuchs; behende, gelenke und graciöse Bewegungen; eine fast zu große Zartheit des Hautgewebes, durch welche die Gewalt der Herzensbewegungen in Röthe und Bläße sich Bahn brach, kurz, das Conterfei meiner Mutter (die er eben als das vollkommenste Ideal menschlicher Schönheit dargestellt hat). Glückliche Formen, ein glückliches Herz, ein glücklicher Charakter — *ich hatte der Natur nichts vorzuwerfen.*" Der Junge muß beständig einen Handspiegel in der Tasche mit sich herumgeführt haben.

Dieser physischen Vollkommenheit entsprach die moralische. „Meine Mutter verlangte nichts weiter von mir, als gut und wahr zu sein. Das machte mir keine Mühe. Meine Seele, die nur Güte athmete, konnte nichts anders hervorbringen. Ich hatte nie zu kämpfen, weder mit mir, noch mit sonst wem." Ein sehr bedenklicher Umstand für die Entwickelung eines Charakters! — Der erste Unterricht wurde ihm spielend beigebracht; den Ernst der Schule sollte er sowenig kennen lernen, als den Ernst des Lebens. Seine Lectüre waren Empfindungsschriften: außer einer „gereinigten" Bibel die Werke der Frau von Genlis, von Berquin (dem französischen Geßner), Bruchstücke aus Fenelon und Bernardin de St. Pierre, das befreite Jerusalem, Racine und einige Tragödien von Voltaire, namentlich Merope — alles Schriften, die ganz geeignet waren, einen Knaben von ohnehin vorwiegend contemplativer Anlage vollständig zu demoralisiren, weil sie ihn zum weichen, gegenstandlosen Empfindeln, zur fortwährenden Selbstbeschauung und daher zur Unwahrheit verleiteten. Dem kleinen Pythagoreer wurde

sogar Abscheu vor Fleischspeisen eingeflößt, und er versichert, sich bis zum 12. Jahr nur von Früchten genährt, und auch noch jetzt, obgleich er sich den Gewohnheiten der Welt gefügt, dennoch die Ueberzeugung bewahrt zu haben, daß der Mord der Thiere etwas Unmoralisches sei.

Die Mutter war eine von jenen „schönen Seelen," wie sie die Reaction gegen den Geist der Aufklärung, namentlich in den höhern Ständen, die Muße hatten, sich mit dem Zustand ihrer Seelen gründlicher zu beschäftigen, nicht selten hervorgebracht hat. Sie hat in fortlaufenden Tagebüchern ihren geheimen Umgang mit Gott aufgezeichnet. Von diesen Tagebüchern hat ihr Sohn 15—20 Bände aufbewahrt. Sie war eine von jenen Frauen, die nicht von der Höhe ihres Geistes, sondern von der Höhe ihrer Seele auf die prosaische Welt herabblicken. Der Ehemann, der überhaupt in den „Confidences" kaum erwähnt wird, scheint diese Seele mit resignirter Verehrung angebetet zu haben, wie es einem Soldaten in Pension ziemt, dessen Gesichtskreis nicht weit über den Horizont seiner Uniform herausgegangen ist. Alle ihre Gedanken und Reden bezogen sich auf Gott, den guten Gott, dem man alles mögliche Schöne und Liebenswürdige zuschreiben kann. Eine Stunde des Tages, und eine bestimmte Allee im Garten, die den Profanen sich verschloß, war diesem intimen Umgang mit dem Schöpfer geweiht. „Was Gott zu dieser Seele sprach, weiß Gott allein; was sie aber zu Gott sagte, war theils salbungsvolle Reue über die leichten Fehler, die sie in der Ausübung ihrer Tagespflichten begangen, zarte Vorwürfe, die sie sich selber machte, um sich aufzumuntern, der göttlichen Gnade ihrer Lage immer besser zu entsprechen; theils leidenschaftliche Danksagungen für das kleine Glück, das ihr die Vorsehung zu Theil werden ließ; theils einige entzückende Betrachtungen über die Größe des Firmaments, das Heer der Sterne, die Schönheit der Jahreszeit, den Bau der Blumen, der Insekten u. s. w. Alles das in ihrem Herzen aufbewahrt wie die Erstlinge auf einem Altar, und entzündet vom Feuer des jungen Enthusiasmus, der sich in Blicken, Worten, Gesten ausdrückt, und den so die Blumen und die Sterne vernehmen." Sogar der Gang und die Haltung, in welcher sie diese Andacht ausübte, hatte etwas Imponirendes. Diese Andacht, die zu ihrer Natur gehörte, wie die Poesie, suchte sie ihren Kindern einzuflößen, sie hielt sie zu jeder Tageszeit zum Gebet und zum Ausdruck ihrer Empfindungen an, namentlich bei schönem Wetter, um ihnen die Pflicht angenehm zu machen. Abends wurde den versammelten Domestiken aus einem Andachtsbuch vorgelesen.

Zehn Jahre alt, wurde Lamartine in die Dorfschule zu Bussières geschickt. Der Vikar, der den Unterricht ertheilte, Abbé Dumont, hatte in den Tagen der Revolution mit der Tochter eines geächteten Edelmannes eine romantische Liebesgeschichte gehabt, und war nicht eben geneigt, sich um den Knaben viel zu kümmern. In spätern Jahren wurde er mit Lamartine näher bekannt, und gab ihm die Idee zu seinem Jocelyn. Was er ihm vorläufig an Bildung mittheilte, war

nicht in dem religiösen Sinn seiner Mutter. Raynal, Voltaire, Rousseau waren seine Hauptlectüre. Aber er war Royalist, wie dieses ganze Geschlecht, dessen Doctrinen die Revolution befriedigt, dessen Lage sie aber gestört hatte. Der religiöse Indifferentismus Lamartine's, den die sentimentale christliche Tünche nur schwach überdeckte, und der immer eine Unsicherheit der religiös-sittlichen Basis bezeichnet, hing mit dieser doppelten Richtung zusammen. Sein Christenthum war in den Tapeten und Laubgängen seines väterlichen Schlosses; in seinem Geist hatte es keine Stätte.

Dies idyllisch freie Leben mußte endlich aufhören. Er wurde in eine Erziehungsanstalt zu Lyon gebracht, die einigen Ruf hatte. Die Disciplin und der ernsthafte Unterricht fremder Lehrer war ihm zuwider, in den Muthwillen und die kleinen Reibungen der Mitschüler konnte er sich, bisher an die Verehrung gewöhnt, die ein Dorfknabe dem Junker nie versagen wird, nicht finden. Er entlief, und wurde nach einigen Umständen in die Jesuitenschule zu Belley gebracht, an der Grenze von Savoyen. „Dieses Collegium stach sehr günstig gegen die Tambourerziehung in den kaiserlichen Lyceen ab, wo Bonaparte die Gedanken von ganz Frankreich in Uniform stecken und die Nation an's Commando gewöhnen wollte. Die adeligen Familien, die ihm abhold waren, schickten aus Frankreich, Savoyen, Deutschland und Polen ihre Söhne in diese aufblühende Anstalt. 300 Knaben aus allen Gegenden empfingen dort eine ebenso fromme als liberale Erziehung." „So lange der Geist des Jahrhunderts sich nicht zu einem religiösen Glauben gestaltet, der die Seele mit sich fortreißt, werden die weltlichen Erziehungsanstalten vergebens mit den geistlichen wetteifern. Kein Budget reicht hin, im Kauf der Seelen ein Korn des Glaubens zu überbieten." „Ich erkannte bald den Werth eines Unterrichts, der im Namen Gottes mit religiöser Hingebung ertheilt wird. Ich fand Gott wieder, die Reinheit, das Gebet, die christliche Liebe, eine sanfte väterliche Aufsicht, den wohlwollenden Ton der Familie. Gern beugte ich mich unter ein Joch, das vortreffliche Lehrer uns sanft und leicht zu machen wußten. Ihre Kunst bestand darin, uns für den Erfolg des Hauses zu interessiren, und uns durch unseren eigenen Enthusiasmus zu leiten. Unsere Seelen fanden ihre Schwingen wieder, und erhoben sich im natürlichen Flug dem Guten und Schönen entgegen; das religiöse Gefühl wurde uns liebenswürdig und die Liebe Gottes unsere Leidenschaft. Die Frömmigkeit wurde der Hebel meiner Arbeit. Ich schloß innige Freundschaft mit Knaben, die ebenso rein und ebenso glücklich waren, als ich." „Meine schwärmerische Neigung zur Natur vermählte sich in meiner Seele mit himmlischen Gedanken und Visionen. Eine sanfte Melancholie warf auf meine natürliche Heiterkeit einen Schleier, und gab meinen Gedanken wie meiner Stimme einen ernsteren Accent. Meine Eindrücke wurden so stark, daß sie schmerzlich wurden. Diese unbestimmte Traurigkeit, welche alle irdische Dinge in mir erregten, wandte meine Seele dem Unendlichen zu. Die häufigen Gebete, die Betrachtun-

gen, die Weihen, die häufig wiederholten Ceremonien, gehoben durch die Pracht der Altäre, der Kleidungen, der Gesänge der Weihrauch, die Blumen, übten auf unsere kindliche Entwickelungsstufe eine sinnliche Wirkung aus, wie der religiöse Rausch im Orient. Die Geistlichen übten diese Andacht aus der vollen Gluth ihres Glaubens. Ihre Sanftmuth flößte mir wieder das Gefühl meiner Pflicht ein, die Gemeinschaft Gottes, die Lust der Meditationen und Gebete, die Gewohnheit der innern Sammlung, und die Extase in der Anbetung, die nur mit der ersten Liebe verglichen werden kann. — „Jetzt wird der Spiegel wieder vorgesucht. „Meine Physiognomie wurde durch diese Empfindungen entwickelt. An Stelle der kindlichen Flüchtigkeit trat ein milder und sanfter Ernst, die nachdenkliche Sammlung des Blickes und der Züge, welche dem Gesicht Sinn und Einheit gibt. Ich sah aus wie eine Statue der Jugend, die man einen Augenblick vom Altar nimmt, um sie jungen Leuten als Muster vorzuhalten. Meine Spielkameraden näherten sich mir mit einer gewissen Ehrfurcht, und liebten mich mit Scheu."

„Meine glücklichsten Stunden waren Abends, wenn ich mich dem Spiel entzog, und durch eine geheime Pforte in die Kirche eintrat. Ich versteckte mich hinter einen Pfeiler, hüllte mich in meinen Mantel, stützte meine Stirn an den kalten Marmor einer Balustrade, versenkte mich in eine stumme, aber unversiegliche Anbetung, und fühlte nicht mehr die Erde unter meinen Knien; mein Wesen war in Gott aufgegangen, wie das Atom, von der Sonne angezogen, sich in der wogenden Atmosphäre verliert, durchsichtig wie der Aether, flüchtig wie die Luft, leuchtend wie das Licht." —

Diese Darstellung bedarf eigentlich keines Commentars. Das Wesen, zu welchem die Jesuiten ihre Zöglinge heranbildeten, war liebenswürdige Lüge. Die große Achtung, mit der sämmtliche Franzosen der höhern Klasse von diesen Anstalten sprechen, ist charakteristisch für die Nation. In England sind die Schulen ein beständiger Kampf übermüthiger Freiheit gegen unverstellte Disciplin, die noch gegen den 14jährigen Knaben die Peitsche anwendet. Der Schwache leidet in diesem unerbittlichen Guerillakrieg, für die kräftige Anlage sind die Streiche, die man den Lehrern spielt, ebenso bildend, als der Unterricht selbst, dessen Gründlichkeit durch dergleichen homerische Episoden nicht leidet.

Nach drei Jahren (Winter 1805) kehrte Lamartine zu seiner Familie zurück. Er erhielt jetzt, als junger Mann, ein eigenes Zimmer, eine Uhr, ein Reitpferd und ein Gewehr, und bemächtigte sich der Schätze einer Leihbibliothek. Die schlüpfrigen Romane der Kaiserzeit konnten seine zartgestimmte Seele nur abschrecken, um so begieriger sog er das süße Gift jener ätherischen Sinnlichkeit ein, die in sentimentalen Liebesgeschichten das junge Herz zu träumerischem Müßiggang verleitet. Frau v. Stael, Me. Cottin, Frau v. Flahault, Richardson, der Abbé Prevost (Verfasser von Manon Lescaut) und unser deutsche Lafontaine wurden

seine Lieblingslectüre, unter den Dichtern Tasso, Dante, Petrarca, Milton, Chateaubriand, über alle hinaus aber trat Ossian, der Dichter des Nebels, der Ruinen und der sentimentalen Gespenster. Baour-Lormian hatte ihn damals übersetzt, und ganz Frankreich schwärmte für ihn. Die jungen Mädchen begleiteten ihre abreisenden und empfingen ihre wiederkehrenden Anbeter mit den Romanzen von Morven. Das Zwielicht dieser selbstgefälligen Melancholie reizte die junge Einbildungskraft des sechzehnjährigen Schülers, der bei den Jesuiten trefflich gelernt hatte, im Unbestimmten und Grenzenlosen zu verschwimmen. Er steckte die kleine Handausgabe in die Tasche, wenn er auf die Jagd ging, las sie laut zum Bellen der Hunde, und „benetzte das Schneefeld mit heißen Thränen." Er kam sich vor wie eines jener verliebten, klagenden Gespenster, das mit Harfenbegleitung weint.

Das allgemeine Liebesgefühl sehnte sich nach einem Gegenstand. Ein sechzehnjähriges Mädchen in der Nachbarschaft, das sich in einer Pariser Pension an Gedichten und Romanen zu erbauen gelernt hatte, entsprach allen Anforderungen. Man las ihr den Ossian vor, weinte mit ihr in zärtlicher Sympathie unter dunklen Tannenzweigen, machte sie auf Regenbogen und romantische Aussichten aufmerksam, sammelte ihr Blumen und Kräuter, die man in ein Exemplar des Macpherson'schen Urdichters einpreßte, beschäftigte sie mit einer schüchternen Blumensprache, beschenkte sie mit verliebten Alexandrinern, und kam zuletzt auf den Einfall, bei nachtschlafender Zeit über den Gartenzaun zu klettern, zu einem platonischen Stelldichein. Die beiden Liebenden saßen auf einer Steinbank, und wußten nicht recht, was sie mit einander anfangen sollten. „O Lucy! begann endlich Fingal, wie malerisch fällt der Mondschein auf den gefrornen Bach und den Schnee im Thal! Welches Glück, diese Aussicht mit Ihnen betrachten zu können!" „Ja, seufzte sie, alles verschönert sich durch die Gemeinschaft mit einem Freunde, der die Bewunderung für Aussichten theilt." — Ein Hund, der die Liebenden anbellte, störte das Rendezvous und machte der ganzen Geschichte ein Ende.

Zur weitern Ausbildung wurde Lamartine nach Paris geschickt, wo er drei Jahre blieb (bis 1808). „Ich lebte in allen Unordnungen und Ausschweifungen einer müßigen Jugend. Es waren Jahre, die dem spätern Alter nur Demüthigung und Reue zurücklassen, deren Gedächtniß man von sich fern hält, wie einen bittern Nachgeschmack, welcher den Lippen weh thut."

Nach Ablauf derselben reiste er mit einer anverwandten Familie nach Livorno. Er verfehlte nicht, zum Gruß Italiens das Lied der Mignon und Reminiscenzen aus der Corinna anzustimmen. Anstatt von Livorno mit seinen Freunden zurückzukehren, reiste er heimlich nach Rom. Der Sänger David und seine Nichte Camilla, die ihm zuerst in männlicher Tracht begegnete, machten ihn mit den Alterthümern der Stadt bekannt. Nach ihrer Abreise miethete er sich den Winter über

bei einem alten Maler ein. Der alte Maler hatte einen Bruder, eine Art Volkstribun, dessen republikanischer Haß gegen Bonaparte mit dem legitimistischen des jungen Lamartine glücklich correspondirte. Er fing nun an, sich für Alfieri und Monti zu begeistern, und die republikanischen Träume des jungen Italien für das angemessene Ideal einer strebsamen Jugend anzusehn. „Wie oft vergossen wir bittere Thränen über das Loos dieser Welt, die allen Tyranneien preisgegeben ist! wo die Philosophie und die Freiheit nur auf einen Augenblick aufblühten, um gleich darauf überall verrathen, verkauft, mit Füßen getreten zu werden! Was für leise Flüche quollen aus unserer Brust gegen diesen Tyrannen des menschlichen Geistes, gegen diesen gekrönten Soldaten, der sich nur in die Revolution tauchte, um aus ihr die Kraft zu schöpfen, sie zu zerstören, und die Völker von Neuem den alten Vorurtheilen und der alten Knechtschaft preiszugeben! Von dieser Zeit schreibt sich meine Sehnsucht nach der Emancipation des Menschengeschlechts, und mein Haß gegen den Helden des Jahrhunderts, ein Haß, der ebenso von meinem Herzen wie von meinem Verstande gerechtfertigt wurde, den die Zeit gekräftigt hat, trotz der feilen Schmeichler seines Andenkens; ein Haß, mit dem ich mich rühme, gelebt zu haben, und in dem ich zu sterben hoffe."

In den zerstreuten Studien über Rom empfing Lamartine eine Reihe mächtiger Eindrücke, aber nicht jene Klarheit des Wissens, die ohne Schule nicht gedacht werden kann. Von Rom reiste er nach Neapel, wo er den 1. April 1809 ankam. Die Räuberbanden des Fra Diavolo, welche unter dem Vorwand, den Usurpator Murat zu bekämpfen, die Reisenden ausplünderten, und die französischen Detachements, die alle Wege kreuzten, um sie einzufangen, führten ihn aus seinen antiquarischen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Er lebte in Neapel mit einem Jugendfreunde von den Jesuiten her, Aymon de Virieu. „Müde der eitlen Bestrebungen des Lebens, ohne sie durchgemacht zu haben, beneideten wir die glücklichen Lazzaroni, die Tags im Meeresstrande schliefen, hin und wieder einen Improvisator anhörten und Abends mit den jungen Mädchen ihres Standes die Tarantella tanzten. Wir kannten ihre Gewohnheiten, ihren Charakter und ihre Sitten viel besser als die der eleganten Welt, in die wir niemals gingen. Dieses Leben gefiel uns und schläferte jene fieberhafte Unruhe der Seele ein, welche die Einbildungskraft junger Leute ohne Frucht abnutzt vor der Stunde, wo ihr Schicksal sie zum Handeln oder zum Denken ruft."

Dieses vagabundirende Treiben führte zu der anmuthigsten Episode seines Lebens. Er lernte eine Fischerfamilie auf der Insel Procida kennen, theilte ihre Beschäftigungen, wohnte ein halbes Jahr lang unter ihrem Dache, las ihnen sentimentale Schriften vor — die Briefe des Jacopo Ortis von Ugo Foscolo, den italienischen Werther mit republikanischer Färbung, und Paul et Virginie von Bernardin de St. Pierre — um die Empfindungen des „Volkes" zu erproben.

Er fand, daß ihre Herzen für wehmüthige Liebesgeschichten weit empfänglicher sind, als für politischen Weltschmerz. Neben diesen Studien und dem Fischfang knüpfte er ein Liebesverhältniß mit der schönen Fischerstochter Graziella an. Es konnte nicht ewig dauern; ein ernster Brief der Mutter rief ihn (Mai 1810) ins Vaterhaus zurück, das gute Mädchen starb vor Kummer und Sehnsucht, und er feierte ihren Tod in einem blumenreichen Gedicht: die erste Reue. „So sühnte ich durch diese geschriebenen Thränen die Härte und Undankbarkeit meines neunzehnjährigen Herzens. Ich kann diese Verse nicht lesen, ohne noch einmal von diesem lieblichen Bild zu träumen, welches auf den durchsichtigen und klagenden Wogen des Golf von Neapel schaukelt, und ohne mich selbst zu hassen. Aber die Seelen verzeihen da oben. Die ihrige hat mir vergeben. Vergebt auch ihr! ich habe geweint."

Trotz dieser banalen Redensarten ist die Geschichte von Graziella das lieblichste Idyll, welches Lamartine gedichtet hat.

Nach dem Einzug des Königs trat Lamartine, wie alle jungen Leute aus den legitimistischen Familien, in die Garde ein. Die 100 Tage waren seine erste politische Enttäuschung, sein erster Zweifel an der Macht der öffentlichen Meinung. Als Marmont's Corps, dem er angehörte, sich dem Kaiser anschloß, warf er sich mit andern Royalisten nach Béthune. Es mußte sich nach einigen Tagen ergeben, und Lamartine wurde in seine Heimath entlassen. Aber die Conscriptionen begannen auf's Neue, und um ihnen zu entgehen, um nicht zum Dienst des Usurpators gepreßt zu werden, flüchtete er nach der Schweiz. Eine verarmte royalistische Familie, de Vincy, nahm ihn gastlich auf, der Haß gegen Bonaparte bildete das verwandtschaftliche Band. Mit Frau von Staël, die in der Nähe zu Coppet lebte, konnte er trotz seines heißen Wunsches keine Verbindung anknüpfen, weil seine Beschützer, denen sie zu liberal war, ihrem Umgang auswichen. Doch hatte er einmal Gelegenheit, sie in einer rasch vorüberbrausenden Equipage zu bewundern. Er las den Gastfreunden seine politischen, landschaftlichen und verliebten Gedichte vor, und wurde zum erstenmal als schaffender Künstler verehrt. Endlich verließ er sie, um ihnen nicht zur Last zu fallen. Er trug sich mit abenteuerlichen Plänen herum, er wollte sich als Hofmeister einer russischen Familie anschließen, mit seinen Zöglingen die Krim, das Land der Tscherkessen und Persien bereisen, um die Poesie, die Mysterien und die Abenteuer des Orients zu genießen, die seine junge Phantasie mit aller Gluth eines halbgebildeten Liebhabers ausmalte. Aber die Rückkehr des Königs ließ ihn diesen Plan aufgeben.

Er kehrte in seine militärische Stellung nach Paris zurück. Sein hauptsächlichster Umgang war sein Freund Aymon de Virieu, eine skeptische Natur, die zu der geistigen Entwickelung Lamartine's in einem ähnlichen Verhältniß gestanden zu haben scheint, wie Merk zu Göthe. Er ergänzte die Empfindungen und

Träume des Dichters durch Ideen, durch Kritik, durch große wissenschaftliche Bildung. Er hat nie etwas geschrieben, weil er sich in seinen Vorstudien nie genügte. Wie alle strebsam gewissenhafte Geister ohne Gestaltungskraft, war er ein großer Verehrer von Montaigne. Mit Recht bekämpfte Lamartine diese Vorliebe. Denn der Zweifel, der sich genügt, macht den Geist unfruchtbar. An Nichts glauben, führt zum Nichtsthun. Die Philosophie, die mit allen Dingen tändelt, ist ruchlos. Die Welt ist der Mühe werth, sie ernst zu nehmen.

Im Sommer brachte Lamartine regelmäßig einige Monate auf dem Landgut seines Freundes im Dauphiné, bei der geistreichen Schwester desselben zu. Eine Reihe seiner poetischen Meditationen sind aus diesem Umgang entsprungen.

Wie Lamartine, trat Virieu später in die diplomatische Carrière ein. Aber er wurde der Welt früher müde, und zog sich in die einsame Beschaulichkeit seines Landgutes zurück.

Ein zweiter Freund, dessen Umgang wesentlich auf seine Bildung einwirkte, war Louis de Viguet. Er hatte mit ihm bei den Jesuiten studirt, aber Viguet's männliche Natur hatte dem sanften Zwang des Ordens Widerstand geleistet. Er galt unter den frommen Schülern als eine Art Dämon. Eine Alpenreise, die Lamartine unternahm, nachdem er seinen Dienst definitiv aufgegeben, und sich wieder nach Milly zurückgezogen hatte, führte ihn auf das kleine Gut seines Freundes. Bei ihm lernte er zum ersten Mal in seinem Leben zwei originelle Menschen kennen, zwei Grafen de Maistre, Verwandte seines Freundes, der Eine Oberst außer Dienst, der Andere Canonikus in Savoyen. Sie hatten ihre Zeit gründlich studirt, und wußten sie auf das Trefflichste zu ironisiren. Der Canonikus führte neben seinen Predigten ein Register von närrischen Anekdoten, und führte mit Frau von Staël, über deren Enthusiasmus er sich gern lustig machte, einen ebenso lebhaften als bizarren Briefwechsel. Später lernte er auch die beiden berühmten Brüder, Xaver und Joseph de Maistre, kennen, die sich damals in Rußland aufhielten, ebenso excentrisch, paradox und geistvoll als Jene.

„Dieser Umgang war mir sehr nützlich. Er befreite mich von jener Unteroffizierphilosophie und von jener verweichlichten Literatur, die damals in Frankreich herrschte. Er zeigte mir ursprüngliche Naturen an Stelle jener verwischten Copien, die damals in Paris die Gesellschaften ausmachten. Er verpflanzte mich in eine neue, originelle Welt, deren Typus mir bis dahin unbekannt geblieben war." Es wurden gegenseitig Gedichte vorgelesen und kritisirt, und Entwürfe einer republikanischen Theokratie ausgedacht.

— „Es folgen zwei Jahre, von denen ich nur Unregelmäßigkeiten, Fehler und Unheil berichten könnte. Das Spiel war meine hauptsächliche Beschäftigung. Ich gewann und verlor wechselsweise beträchtliche Summen, zu Mailand, zu Paris, zu Neapel. Meine Mutter kam endlich, mich in das Vaterhaus zurückzuführen, das durch unerwartete Unglücksfälle beinahe ruinirt war.

„Ich lebte damals — wenn man das leben nennen kann — wie in einer halbdunkeln Winterdämmerung. Bevor ich gelebt hatte, war ich müde zu leben. Ich zog mich gleichsam aus der Existenz in eine innere Sammlung ohne Illusionen zurück, in diese Einsamkeit des Herzens, welche alle Freuden der Weltbewegung abschneidet: eine Art von anticipirter Gewissenhaftigkeit, unter deren kalter Hülle neue, heißere Stürme sich entwickeln."

Lamartine lebte auf seinem Schlosse einen Sommer lang allein. Die ganze Familie war auf Reisen nach allen Richtungen hin zerstreut. Eine alte Magd, ein Hund und ein Pferd waren seine einzigen Gefährten. Das Haus war verfallen genug, um seiner Stimmung zu entsprechen. Er bewegte sich in einem unruhigen Müßiggang; von seinem Zimmer ging er in den leeren Ahnensaal, wo er träumte, aus dem Saale in den Stall, wo er sein Pferd fütterte, aus dem Stalle in den Garten, wo er die Erbsen begoß, aus dem Garten auf den Berg, wo er das Fallen der Herbstblätter betrachtete. Er war in seiner Entmuthigung soweit gekommen, daß es ihm eine Art bitteren Vergnügens machte, auf der Eitelkeit aller Gedanken und Empfindungen zu verweilen.

Er fand endlich einen Gefährten seiner Einsamkeit in dem Abbé Dumont, seinem ersten Lehrer, der ein ähnliches melancholisch-verwilderts Leben führte. Sie begegneten sich häufig auf ihren Spaziergängen, und fingen endlich an, sich gegenseitig zu besuchen. Zuletzt kam Lamartine allabendlich in die einsame Pfarrwohnung, half dem Abbé in seinen ländlichen Beschäftigungen, und disputirte mit ihm über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das Eitle des Ehrgeizes, die Veränderlichkeit und die Ungewißheit der menschlichen Ideen u. dgl. Als Belege wurden dann hin und wieder philosophische Schriften aufgeschlagen, zuletzt im Zusammenhang gelesen. Man schwärmte für die Republik und gegen die Jakobiner, für die Restauration als das Ende der kaiserlichen Tyrannei, und gegen den schlechten Hof. Lamartine suchte umsonst seinen philosophischen Freund durch die neumodisch religiösen Werke eines Chateaubriand, Bonald, Lamenais, Freyssinous zu bekehren, obgleich der stylistische Werth derselben seine Wirkung nicht verfehlte. Lamartine suchte sich durch angestrengte Phantasien zum Glauben seiner Kindheit zurück zu reflectiren, um doch etwas Positives zu haben, bis er zuletzt ernstlich krank wurde, und der Arzt, um ihn seiner Einsamkeit zu entreißen, ihm die Bäder von Aix in Savoyen verordnete. Mit 25 Louisdor, die er von einem weitläufigen Verwandten entlehnt, reiste er nach Chambery ab.

Wir kommen jetzt auf seine eigentlich praktische Laufbahn, die wir in einem der nächsten Hefte zu verfolgen gedenken.

Deutsche Staatsmänner.

II.

Otto Freiherr von Manteuffel.

Als Camphausen zu Anfang der verflossenen Session den Antrag stellte, das in der Verfassung vom 5. December gewahrte Recht der Krone, die mit der Reichsverfassung nicht übereinstimmenden Punkte der preußischen Constitution abzuändern, vorbehaltlich der nachträglichen Einwilligung der Stände, auf den Verfassungsentwurf vom 26. Mai zu übertragen, trat Gerlach diesem Antrag, der scheinbar eine Unterstützung der ministeriellen Politik enthielt, eigentlich aber darauf berechnet war, das Ministerium in einer Bahn festzuhalten, die nicht in allen Punkten mit seinen sonstigen Grundsätzen übereinstimmte, mit der sehr bezeichnenden Bemerkung entgegen, er finde das Hauptverdienst des Ministeriums nicht in seiner Consequenz, sondern in seiner Inconsequenz, in der Fähigkeit, den passenden Augenblick zu ergreifen, in dem es seine Concessionen an den Geist der Neuerung zurücknehmen dürfe, und er hoffe auf eine ähnliche heilsame Inconsequenz in der deutschen Frage.

Diese Bemerkung enthält Alles, was sich zu Gunsten und zum Nachtheil des Ministeriums Manteuffel sagen läßt. Ich nenne es so, weil Manteuffel der einzige unter den gegenwärtigen Ministern ist, der sich von Zeit zu Zeit bemüssigt findet, allgemeine politische Grundsätze auszusprechen. Er gilt mir hier nicht als Persönlichkeit, wie Radowitz, sondern als Typus. Ich übergehe daher die einzelnen Züge, die man aus seinem Privatleben erzählt, z. B. daß er ein guter Vater ist, was er bei einem Concert zeigte, als er sein Söhnchen durch das Gedränge eigenhändig nach Hause trug; ein Zug väterlichen Wohlwollens, der einen guten Bürger in der Vossischen dergestalt rührte, daß er ausrief: wo so ein guter Vater am Ruder des Staates sitzt, da kann Preußen nicht untergehn.

Manteuffel's Departement ist dasjenige, welches man als das eigentlich politische der jetzigen Regierung bezeichnen kann. Wie man sagt, hat er auch auf die auswärtige, namentlich auf die deutsche Politik des Cabinets einen großen Einfluß; doch ist hier seine persönliche Ueberzeugung stets höheren Ansichten untergeordnet. Was die andern Zweige der Regierung betrifft — Finanzen, Handel, Justiz, Lehre und Cultus — so hat das Cabinet noch nicht Muße gefunden, einen selbstständigen Weg einzuschlagen, und das Militärwesen, die eigentliche Stütze des Staats, ruht auf zu festen Grundlagen, als daß es einem politischen Einfluß erheblich unterliegen könnte. Im Ministerium des Innern oder der Po-

lizei hat sich immer die preußische Politik concentrirt; in der vormärzlichen Zeit hatten die Rochow, Graf Arnim, Bodelschwingh, in der nachmärzlichen die Auerswald, Kühlwetter, Eichmann einen größeren Antheil an dem Fortgang der Staatsgeschäfte, als ihre Collegen von scheinbar höherem Rang.

Vor der Revolution hat sich Manteuffel als Beamter wie als Mitglied der Märkischen Ritterschaft bekannt gemacht. — Daß sich unsere Bureaukratie in alle öffentlichen Geschäfte mehr als billig einmischt, ist allgemein bekannt, weniger die Art, wie sie zu denselben vorbereitet wird. Sie recrutirt sich entweder aus Juristen oder aus Kameralisten, bei den letztern ist wenigstens die Fiction vorhanden, daß sie sich ein Jahrlang mit der praktischen Landwirthschaft vertraut gemacht haben. Sie werden dann in verschiedenen Zweigen der höhern Administration beschäftigt, und müssen endlich in Berlin das große Examen machen, welches sich von allen ähnlichen dadurch unterscheidet, daß man nicht nur eine bestimmte technische Schule, einen bestimmten auf eine einzelne Branche sich beziehenden Umfang von Kenntnissen nachzuweisen hat, sondern eine universelle Bildung, eine Einsicht in sämmtliche Dinge und noch einige andere. Man muß einen guten deutschen Aufsatz machen, über einen Gegenstand von allgemein wissenschaftlicher Bedeutung; einen historischen, oder politischen, oder auch ästhetischen. Außerdem juristische und staatswirthschaftliche Probearbeiten. Dann wird man unter andern in der Geschichte examinirt, man muß ein wenig in die Astronomie geblickt haben, in die Literatur, die Philosophie, es wird einem auch wohl der Plato zum Exponiren vorgelegt, und so fort. Jeder wohlbestellte Regierungsassessor hat in seiner Prüfung die Bürgschaft abgelegt, daß er auch als Minister über die verschiedenartigsten Fragen mit Anstand wird zu sprechen wissen. — Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn noch eine gute Weile, wie auch das Wahlgesetz ausfallen möge, die Beamten neben den großen Grundbesitzern, welche die nämliche Erziehung genossen haben, und einigen Kaufleuten der größern Städte, den Grundstamm der Volksvertretung bilden werden, denn sie haben vorzugsweise die Eigenschaft ausgebildet, die für einen Abgeordneten eine der wesentlichsten ist: Die Leichtigkeit, sich in Fragen jeder möglichen Gattung zu orientiren. Eben daraus erklärt sich aber auch, daß die preußische Volksvertretung noch lange zu thun haben wird, ehe sie das leistet, was sie soll: die Repräsentation selbstständiger, bestimmter Interessen. Denn jene bureaukratische Erziehung gibt freilich eine Reihe von Ansichten, aber nicht die Solidität, welche ohne einen ausschließenden, eigenen, unabhängigen Lebenszweck nicht denkbar ist. — Die unabhängigen Interessen der bureaukratischen Bildung entgegenzusetzen, wie man es in den alten ständischen Landtagen versuchte, konnte darum nichts fruchten, weil die überlegene Bildung auch stets die berechtigte ist.

Die Aristokratie, welche in den Staatsdienst eintritt, ist darin günstiger gestellt. Sie hat in der Regel Grundbesitz, also ein selbstständiges Interesse neben

ihrer staatlichen Wirksamkeit. Nur inficirt in der Regel das Eine das Andere. Als Mitglied des Märkischen Landtags — der bekanntlich stets „wußte, was er wollte," d. h. was er nicht wollte, nämlich eine selbstständige politische Meinung der Krone gegenüber aussprechen, zeigte Manteuffel stets den Bureaukraten; in seinem Amt den Edelmann. Aber er war es nicht überwäßig; sein Bruder, der sich auf den Landrathposten beschränkte, blieb reiner in seiner torystischen Richtung; auf dem Vereinigten Landtag standen sie zusammen in der Opposition gegen die modernen, constitutionellen Ideen, aber als Mitglied der ersten Kammer hat der Landrath von Manteuffel in manchen Schritten des Ministeriums so revolutionäre Maßregeln gefunden, daß selbst die Democratie es nicht ärger treiben könne, und der Minister hat dem „ehrenwerthen Abgeordneten" mit seiner bekannten Ironie geantwortet. — Uebrigens hat Manteuffel von der pietistischen Färbung der Staatsmänner von 1840 nicht mehr gezeigt, als was unumgänglich nöthig war; ebenso von dem romantischen Doctrinärismus der historischen Schule. Wie wenig er die Doctrinärs liebt, haben wir in einem frühern Aufsatze gezeigt. Doch hat er von der universellen Bildung der preußischen Bureaukratie soviel, um Laien gelegentlich zu imponiren; des Vogel Phönix haben wir schon gedacht. Charakteristisch ist eine Unterredung mit Arnold Ruge, in der diese Universalität den durch Einzelheiten leicht zu bestechenden Philosophen so frappirte, daß er Herrn von Manteuffel für den geistreichsten aller preußischen Staatsmänner erklärte, in demselben Augenblick, als dieser das Decret seiner Ausweisung schon ausgefertigt hatte.

Die Märzministerien haben den Stamm der alten Bureaukratie nicht wesentlich verändert. Es war nicht allein ein conservatives Interesse, gleichsam ein Rechtsbedenken, das sie bestimmte, in dieser Rücksicht dem Drängen der Democratie zu widerstreben; die parlamentarischen Capacitäten fühlten doch in vielen Punkten das Bedürfniß, sich durch die geschäftliche Routine des alten Systems zu ergänzen. Es war dies übrigens in der alten Zeit nicht anders gewesen. Zu den höchsten Stellen des Staats hatte man die universelle Bildung gebraucht; man hatte einen geistreichen Mann, oder einen gottesfürchtigen General, oder einen großen Edelmann als die politischen Träger des Systems vorangestellt; das eigentliche Geschäft dagegen wurde von den Departementschefs verwaltet. So ist es z. B. erklärlich, daß von den Finanzministern vor dem März kein einziger ein eigentlicher Finanzmann war; man gab diesen Posten als Auszeichnung für anderweitige Verdienste, wie das Geld geschafft werden sollte, das blieb den Männern von Fach, den Rother u. s. w. überlassen. Die Administration ist daher in gewisser Beziehung in Preußen immer etwas Selbstständiges gewesen, das durch die augenblicklichen Ideen, die sich in der höheren Region geltend machten, nicht wesentlich alterirt wurde.

Als nun in der Hofpartei die Novemberentschlüsse gereift waren, galt es, in

den Vertretern der Krone zweierlei zu finden: aufopfernde Treue, mit Muth und Energie verknüpft, und die geschäftliche Sicherheit, welche über den nothwendigerweise eintretenden Verwirrungen den Faden der Verwaltung nicht aus den Händen verlor. Bloße Treubündler hätten nicht genügt. Beides zusammen zu finden, war nicht leicht, seitdem Männer, wie der alte Pfuel, selbst Meding, sich von den neuen Ideen hatten inficiren lassen, seitdem selbst die übrigen Mitglieder des Pfuel'schen Kabinets nicht die Energie gezeigt hatten, welche allein in einer Krisis die Möglichkeit des Gelingens gibt. Es war daher ein großer Gewinn für die Krone, daß man in den Departementschefs des Innern und des Cultus zwei Männer fand, durch deren administrative Geschicklichkeit das militärische Regiment, das nun an die Reihe kam, ergänzt werden konnte. Die Brandenburg, Strotha, Wrangel gaben den eigentlichen Inhalt des neuen Preußen, die Form mußte Manteuffel finden.

Man ist jetzt, seitdem man hinter die Hohlheit der democratischen Demonstrationen gekommen ist, allzu geneigt, den Entschluß des Novemberministeriums zu gering anzuschlagen. Damals hatte man es aber noch nicht erkannt, und es gehörte allerdings Muth dazu, der Revolution offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Auch ist die Energie anzuerkennen, mit der vom Ministerium des Innern aus alle Bewegungen, die aus der Steuerverweigerung entsprangen, und die namentlich bei der Unzuverlässigkeit mancher Beamten zu bedenklichen Folgen führen konnten, im Keim erstickt wurden.

Allein das Verhalten des Ministeriums bot in anderer Hinsicht ein wichtiges Bedenken.

Die Regierung ging nicht von einer geschlossenen Partei, nicht von einer großen Ueberzeugung aus, welche sie der Revolution entgegensetzen konnte. Die Uebergriffe der Democratie hatten die bisher verfeindeten Altliberalen und Altconservativen in dem allgemeinen Gedanken der constitutionellen Monarchie vereinigt. Die liberalen Ministerien waren gefallen, weil sie über die eigentlichen Staatsmittel, das Heer und die Verwaltung, nicht selbstständig disponiren konnten. Ein neupreußisches Ministerium hätte das Beamtenthum ebenso gegen sich gehabt wie die Liberalen und die Democraten. Farblos, wie das Cabinet Brandenburg aussah, entsprach es zunächst seinem Zweck, die augenblickliche Verwirrung aufzuheben, und, mit der Unterstützung aller conservativen Elemente, den Staat wieder in seine Fugen einzurenken. Damals dachte man sanguinisch genug, das Ministerium werde nach Erfüllung seiner Mission zurücktreten und einem andern von bestimmter Färbung Platz machen. Selbst die Deputation der Nationalversammlung, die sich, freilich ohne irgend eine legale Befugniß, helfend und warnend in die preußische Krisis einließ, beruhigte sich bei diesem Gedanken. Man vergaß, daß der Sieger in einem gefährlichen Kampf nicht leicht die Waffen aus den Händen gibt.

Der über alles Erwarten günstige Erfolg diente, wider die natürliche Voraussetzung, nur dazu, die Eigenthümlichkeit der im Grunde principlosen Politik noch schärfer herauszukehren. Die leitende Politik der Regierung war eine Politik der Umstände. Eine Reihe von Maßregeln, die dem ersten Anscheine nach einander vollständig widersprachen, diente doch nur dazu, den einmal eingeschlagenen Weg weiter zu bahnen, nicht als ob das neue Cabinet von vornherein sich einen bestimmten Plan gemacht, sondern weil die Fluth, wenn man ihr einmal Bahn bricht, nach dem Gesetz der Naturnothwendigkeit weiter geht, in der Contrerevolution wie in der Revolution.

Zuerst ward die Entfernung der Nationalversammlung aus der aufgeregten Hauptstadt für nothwendig erkannt. Dies führte einerseits zum Hereinziehn des Militärs nach Berlin, zur Auflösung der Bürgerwehr, zum Belagerungszustand; andererseits zur nachträglichen Auflösung eines Convents, der sich selber für unauflöslich ansah. Die Auflösung machte selbstständige Ausführung dessen nöthig, was nach den Märzgesetzen der Nationalversammlung vorbehalten war. Eine Verfassung wird einseitig verliehen; in den wesentlichsten Bestimmungen, namentlich dem Wahlgesetz, entspricht sie dem democratischen Geist der Nationalversammlung, dagegen wird der Regierung durch höchst bedenkliche Clauseln freie Hand der Repräsentation gegenüber gegeben. Die Verfassung soll erst dann volle Geltung haben, wenn sie von den Kammern revidirt sein wird — wenn sie, so stellt es sich wenigstens die öffentliche Meinung vor, in freisinnigerem Geist revidirt sein wird. Schon ist die Reaction in dem Geist des Volkes so weit vorgeschritten, daß aus dem democratischen Wahlgesetz eine conservative Kammer hervorgeht, welche die „rettende That" der Regierung sanctionirt. Als dennoch auch diese Kammer mit der Regierung in der deutschen Frage in Conflict geräth, ist die letztere ihrer Kraft schon so sicher, daß sie die Kammer auflöst und ein neues Wahlgesetz octroyirt. Auch diesem Rechtsbruch fügt sich die conservative Partei; die Democratie beschränkt sich auf ihren üblichen passiven Widerstand, d. h. sie sieht ruhig zu, wie über sie und ohne sie entschieden wird. Die neuen Kammern revidiren die Verfassung in streng conservativem Sinn, und nachdem das geschehen, verzögert die Krone, getrieben durch die immer weiter um sich greifende reactionäre Partei, die Vollendung der Constitution, bis sich die Kammern zu neuen, das Wesen der Verfassung in verschiedenen Punkten aufhebenden Concessionen verstehen.

Aehnlich in der deutschen Frage. Das Gagernsche Programm wirft Deutschland Preußen in die Arme; die Note vom 23. Januar führt diesen Act des Enthusiasmus auf den angemessenen Ausdruck des nüchternen Verstandes zurück, vertritt aber das Recht desselben Oestreich gegenüber mit ziemlicher Schärfe. Es erfolgt die Kaiserwahl, und von Seite Preußens jenes unheilvolle Schwanken zwi-

schen dem Wunsch nach Machtvergrößerung und der Abneigung gegen einen Bund mit der Revolution, bis man sich endlich, um doch zu irgend welchem Entschluß zu kommen, einen kräftigen Ruck gibt, und nun eine Reaction ohne Maß erfolgt. Man verstärkt den Widerstand der Höfe gegen die deutsche Partei, in dem thörichten Wahn, sie würden später aus Dankbarkeit zugeben, was man nur aus Noth zugibt. Als dann diese bittere, aber unvermeidliche Wahrheit sich geltend macht, weiß man nichts besseres, als zu schmollen, eine Beschäftigung, mit der man sich noch in diesem Augenblick genügt.

Diese Politik der Umstände, als deren vollständigsten Typus wir Manteuffel auffassen müssen, wirkt nachtheiliger auf das sittliche Gefühl des Volks, die einzige solide Basis des Staats, als es ein augenblicklicher offener Bruch mit der Vergangenheit gethan haben würde. Manteuffel gilt für einen specifisch ehrlichen Mann. Aber diese sogenannte Ehrlichkeit hält nur in ganz gewöhnlichen Verhältnissen Stich. Nach der Auflösung der zweiten Kammer war es sehr bequem, zu sagen: sollen wir uns einem Experiment überlassen, das den Ruin des Staats nach sich ziehen kann, einem gegebenen Wort zu Liebe? — Aber dieses Wort ist etwas Geistiges, in seiner Nichtachtung liegt Gefahr. Man hat nicht allein die liberale Partei compromittirt, die um den Staat zu erhalten, damals der Regierung sich anschließen mußte, weil sie nicht die Mittel hatte, allein zu stehn, — mit diesem Erfolg wäre man rechts und links sehr zufrieden gewesen — man hat sich selber compromittirt, denn der Beifall, mit dem die Gerlach'sche Partei diese langsamen, aber sichern Rückschritte verfolgt, ist unverhüllter Hohn. Ein tüchtiges Volk beugt sich, wenn es bezwungen ist, selbst einer tyrannischen Gewalt, wenn es einen eisernen Willen in ihr sieht, den es achten muß, auch wo es ihn haßt; aber wo man in dem Sieger nur die äußere Ueberlegenheit sieht, im Innern Hohlheit und Schwäche, da gesellt sich zum Haß gar bald eine andere Empfindung. Manteuffel hat die Krone über die augenblickliche Noth hinausgeführt, aber ihr die Festigkeit zu geben, die ihr allein ewige Dauer verheißt, jene Kraft, die nur im Verein mit Würde denkbar ist, das ist er nicht im Stande gewesen.

Warum hält sich diese Regierung? — Weil alle Parteien, die sogenannte gemäßigt reactionäre oder eigentlich ministerielle nicht ausgenommen, gleichmäßig fühlen, daß in der vollständigen Verwirrung und Rechtlosigkeit, in der jetzt die Sache liegt, noch fortdauernd Dinge geschehen müssen, zu denen sich ein Anderer nicht hergeben würde: Graf Arnim nicht, Gerlach nicht, Vincke nicht. Der Politiker der Umstände gibt sich dazu her, ohne seine „Ehrlichkeit" damit innerlich zu beschädigen, denn er sieht weder sich noch den Staat als Totalität, er sieht immer nur die augenblickliche Noth und freut sich kindisch über den augenblicklichen Erfolg.

Der Erfolg hat Manteuffel offenbar geblendet. Während der Februar-Kammer, wo noch ein dreister, lärmender Gegner ihm gegenüber saß, und die eigne Partei ihn beständig fühlen ließ, ihn fühlen lassen konnte, daß er von ihr ab-

hängig sei, war er wortkarg, zurückhaltend, unruhig, selbst wo er entschlossen war. Seitdem ist er redselig geworden, er plaudert beständig, was es auch sein mag; wie er in der ersten Kammer seine Verbrüderung mit den Spionen ausschwatzte, wie er erzählte, man wolle ihm an's Leben, aber er würde seine Feinde schon zu fassen wissen, da konnte man sich eines gewissen Mitleids nicht erwehren. Die Verhandlungen des Waldeck-Ohm'schen Processes haben nicht allein die Partei der Kreuzzeitung getroffen, sondern auch das Ministerium, das sich mit ihr compromittirt hat, ja sie haben es mehr getroffen als jene, denn die Einbläser des Ohm und Gödsche haben sich nie über die Natur ihrer Creaturen getäuscht, sie haben in majorem Dei gloriam die entsprechenden Mittel gebraucht; sie zürnen dem Gericht, weil es das Recht über die Partei stellt. Der „ehrliche" Mann dagegen, der Politiker der Umstände, weiß sich in diesen Ausgang nicht zu finden; er hat sich der Gewalt der Umstände so vollständig hingegeben, daß er bei dem besten Willen Recht von Unrecht nicht mehr zu unterscheiden vermag. Wie jener Geisterbanner, der sich vor seinem eigenen Spuk entsetzt, fühlt er seine eignen Sophismen als eine fremde Macht, von der er abhängig ist.

Popularität ist ein mißliches Ding. Sie hängt sich an die Erscheinungen des Augenblicks. Kein Name ist jetzt bei der conservativen Partei in Preußen populärer als der des Herrn von Manteuffel. Aber es ist, wie bei Lamartine vor zwei Jahren, eben nur der Name, ein neutraler Boden, auf welchem die Gegensätze noch gebunden sind. Die Parteien, die einzeln noch nicht fähig sind, für sich aufzutreten, halten sämmtlich an ihm fest, sobald aber einer von ihnen so weit erstarkt sein wird, selbstständig zu sein, so wird nicht sie allein, so werden sie Alle den Mann der Umstände bei Seite werfen.

Oestreichische Finanzen.

Ehe es zur Ordnung der östreichischen Finanzen oder zum Bruche derselben kömmt, wird den Interessenten an dieser schwebenden Frage noch manche bange Stunde verfließen; so viel auch schon darüber geschrieben wurde, ist doch noch immer nicht der Schlüssel zu all den Wirren und Verwicklungen gegeben. Die Revolution hat sich von der Straße in die Geldkisten, vom Schlachtfeld auf die Börse, von der Aula in die Landwirthschaften gezogen, und hier sind die brutalen Kräfte der Schuß- und Stichwaffen nicht im Stande, einen wohlfeilen Sieg zu erfechten, sondern im Gegentheil je stärker das Heer, desto größer die Verlegenheiten, desto schneller die Niederlage. Die Armuth eines Landes ist nicht immer

ein Beweis für die Schlechtigkeit der Regierung, denn je größeren Spielraum eine liberale Verwaltung den Einzelkräften überläßt, desto häufiger wird auch die Erscheinung, daß man den Gebrauch derselben verschmäht; das wohlthätige Gesetz der Freizügigkeit wird oft den Mißbrauch bis zum Vagabundiren hervorrufen, während das Sklavengesetz der Hörigkeit die Ansässigmachung forcirt. Die Robott verhielt zur Arbeit, wenn auch zur schlechten, die Befreiung von der Robott bevölkert die Wirthshäuser und dringt vielen Herrschaftsfeldern eine unfreiwillige Brache auf, obwohl die Grundbesitzer einen weit höhern Taglohn anbieten. Die Armuth des Landes und das Proletariat im Volke ist daher selten, oder fast nie als ein Maßstab für die Regierung anzunehmen. Anders aber verhält es sich mit dem bereits erreichten Vermögen des Landes und dem Besitz des Volkes. Eine gute Regierung schützt nicht blos den Nationalreichthum, sondern sie bahnt die Wege, wodurch er erhöht werden kann; wenn jedoch das vorhandene Vermögen abnimmt, schwindet, versliegt, so ist in hundertfachen Fällen eher die Regierung daran Schuld, als die Verhältnisse der Einzelnen.

Die Märzereignisse haben Oestreichs Geldzustände nur kurze Zeit darniedergedrückt; in den Sommermonaten des Jahres 1848 erholte man sich bereits vom ersten Stoße, und es war kein größerer Druck fühlbar, als der auf allen europäischen Ländern lastete. Trotz des unglücklichen Krieges in Italien, und obwohl damals nicht die geringste Aussicht vorhanden war, daß Ungarn an den allgemeinen Lasten und an der Staatsschuld homogenen Antheil nehmen werde; obwohl endlich die Nationalbank ihre Verwechslungskassen sperrte, sprach sich dennoch die öffentliche Stimme nicht mit großem Mißtrauen aus. Die baare Münze, das Silber, begann damals als Gradmesser des Credits zu dienen; die Valuta entthronte die Staats- und Industriepapiere vom Börsensitz. Letztere sind, bei aller Wichtigkeit, dennoch auf einen gewissen Kreis beschränkt, der, so groß er auch sein mag, dennoch einen bemeßbaren Cirkel bildet; die Börsenwelt ist jedoch durch eine scharfe Linie vom allgemeinen Verkehr geschieden, und was jene, auf- oder abwärts stürmisch bewegt, wirkt nur in leisem Wellenschlag auf jenen. Das Silber jedoch rollt in seiner runden Gestalt über Berge und Thäler, durch die mit Maschinen verschlossenen Geldkasten und durch die Lederbeutelchen der Landleute. Die Völker Oestreichs und das gesammte Ausland sprachen sich dazumal (Juli bis October 1848) deutlich aus, indem sie der Silbermünze nicht mehr als 5 bis 6 Procent Agio gegen östreichische Banknoten beilegten. Man kann das füglich ein Vertrauensvotum für den Staat nennen.

Alles Dazwischenliegende überspringend, da wir keine Genesis und keine Chronik der östreichischen Geldzustände zu schreiben beabsichtigen, sondern blos zeitweilige Ueberblicke über den jeweiligen Stand und die nächsten Erwartungen, spähen wir darnach aus, welches Vertrauensvotum heute für den Kaiserstaat von seinen eigenen Völkern und vom Auslande gespendet wird.

Das Coursblatt der verflossenen Woche verzeichnet einen Silbercours von 15 Procent Agio!!!

Wir müßten eine lange Litanei hermurmeln, wollten wir alle sichern und muthmaßlichen Gründe für diesen Geldzustand angeben. Man kann sie nicht darin suchen, daß nach dem Februarausweis der Nationalbank nur 31 Millionen baar vorhanden sind, gegen 247 Millionen emittirte Noten. Das Verhältniß von 1 Florin Silber zu 8 Florin Papiernoten war mehrmals vorhanden, ohne daß deshalb eine solche Erschütterung aller Besitzverhältnisse die Folge war.

Der hauptsächliche Grund für das Mißtrauen bleibt das Verhältniß der Bank zum Staate; die Regierung, welche der unabhängige Schutzherr dieses Institutes sein soll, ist die geldbedürftige Partei desselben, und jene setzt ihm die Pistole auf die Brust, damit es in Zeiten der Noth aushelfe. Die Regierungsmänner bedachten nicht, daß die Nationalbank nicht allein die Interessen einer Privatgesellschaft, sondern die gemeinsamen des Nationalvermögens als Opfer darbringen mußte. Der Staat nahm die Kräfte der Nationalbank derart in Anspruch, daß sie zehnfach ihren Fond überstieg, und nun ist sie unzertrennbar an das Geschick der Staatsmaschine gekettet. Frankreich, das eine weit tiefer greifende Krisis durchmachte, hat in den Bankkellern einige Millionen Silber *mehr* liegen, als Noten im Umlauf sind, und sein Credit steht ungeschwächt, sein Nationalvermögen blieb ungeschmälert. Die Banknoten sind durch die Forderungen der Regierung und durch die servile Nachgiebigkeit der Bankdirection ein Staatspapier geworden.

Den Uebelstand erkennend versuchte der Finanzminister mancherlei, eine Trennung von Staat und Bank zu erzielen; allein die Umstände vereitelten ebenso die Operationen, wie die ausgesonnenen Finten. Die Regierung konnte das ungeheure Deficit für 1848 und 1849, nach muthmaßlicher Berechnung 3 — 400 Millionen, nicht durch die Aushilfe der Bank allein decken, und man griff zu verschiedenen unlautern Mittelchen, als das Fehlschlagen einer reellen Anleihe durch die vom ganzen Auslande einlaufenden Refus gewiß war. Unter der Form von Anweisungen fabricirte der Finanzminister unfundirtes Papiergeld; aber diese Staatspapiere flossen alsobald an Zahlungsstatt in die Nationalbank, und auch das freiwillige Anlehen war zumeist nur ein Auswechseln des einen Staatspapieres gegen ein anderes. Auf die neue Anleihe wurden 45 Millionen eingezahlt, darunter befanden sich 23 Millionen Staatsanweisungen; es ist die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

Das kaiserliche Versprechen, in einer Ordonnanz mit Nachdruck hervorgehoben, daß der Credit der Bank vom Staate nicht mehr in Anspruch genommen werden darf, wird pünktlich eingehalten; allein der Minister konnte leicht dieses Versprechen ertheilen lassen, nachdem er die Emission von Staatsgeldpapier in Form von Kassenanweisungen, ungarischen Landesanweisungen, Viglietti di tresoro, Münzscheinen zu 6 und 10 Kreuzer, Reichsschatzscheine mit Verzinsung u. dgl., mit

Verletzung des Bankprivilegiums, beschlossen hatte. Der Minister erspart sich das Ansuchen bei der Bank, und gibt selbst so viel Papiergeld aus, als er braucht. Die Nichtvermehrung der Banknoten, und die Schuldabtragung an die Bank sind daher nur ein Wechsel der Masken.

Ein noch unwürdigeres Gaukelspiel ist die Zuweisung des sardinischen Tributs an die Bank. So gering die Summe von 30 Millionen Gulden ist, so wäre sie dennoch von bedeutendem Einfluß auf den Werth der Noten gewesen, wenn sie baar und klingend, wie es der Kaiser nach dem Rathe des Ministeriums bestimmte, an die Bank abgeführt worden wären. Je größer der Fond, desto größer das Vertrauen. Mit voller Erkenntniß dieser Sachlage wurde in mehreren ministeriellen Erlässen darauf hingedeutet, und dieser Zuwachs an Silber in helles Licht gestellt. Aber schon die ersten Raten werden vom Ministerium nur theilweise an die Bank abgegeben, da die Regierung baare Münze zur Zahlung der an den Grenzen stationirten Truppen benöthigte. Sardinien hat bereits über 8 Millionen gezahlt, aber kaum die Hälfte davon floß baar in die Bank.

Die Einwirkung der auswärtigen politischen Zustände auf die östreichischen Geldverhältnisse war in den letzten Monaten eher hebend als niederdrückend; in Paris, Amsterdam, Frankfurt und Berlin zeigte sich gute Miene. Allein die innern Zustände paralysirten alsobald jedes günstige Symptom. Man überzeugte sich, daß die Entlassung der Militärs und Reducirung der Armee nur ein willentlich ausgestreutes Gerücht sei; der Minister gab der Lüge einen Stempel, indem er eine Verminderung der Heerausgaben in nahe Aussicht stellte. Aus der Verminderung wurde eine Vermehrung, da kein Mann entlassen, hingegen so viele Tausende Honvéds eingereiht wurden, und schon nach wenigen Wochen sah sich derselbe Minister gezwungen, auf den fortgesetzten Bedarf des Heeres anzuspielen, um die neueingeführten Steuern zu rechtfertigen.

Das Kapitel der Steuern wollen wir nicht vom Gesichtspunkte der Ungesetzlichkeit betrachten, weil sie ohne Mitwirkung des Reichstages ausgeschrieben und eingetrieben werden. Vom staatlichen Standpunkte ist es nur zu billigen, daß statt des Schuldenmachens, der Bankcorruption und anderer momentanen Behelfe die eigenen Quellen des Landes angebohrt werden; allein jeder Brunnenmeister weiß, wie viel Wasser auf einer Stelle zu erlangen ist, und legt keine größere Röhre an, als der Boden zu füllen vermag. Der östreichische Finanzminister ist kein solcher Brunnenmeister. Die Einkommensteuer, die erhöhte Grundsteuer, die Stempeltaxe, die Einregistrirungstaxe u. dgl. belasten das Reich mit einem Mehr von 50—60 Millionen Gulden, dieses Mehr für den Staat ist ein Minus für das Land, es ist ein Entziehen von Geldkraft, wo ohnehin keine Kapitalien vorhanden sind. Wir wollen nur ein Beispiel angeben. Das so eben erschienene Grundsteuerprovisorium für Ungarn, Croatien u. s. w. belegt die Grunderträgnisse und die Nutzung von Gebäuden mit einem Tarif, welcher keinesfalls der

Bebauung des steuerfreien Landes förderlich sein kann. Der ungarische Grundbesitzer hat bisher wenig baares Geld aus seiner Wirthschaft bezogen; außer den Magnaten lebten die Landedelleute auf ihrer eigenthümlichen Scholle, und von dem Weizen und Kukurutz, den sie davon ernteten. Die auferlegte Steuer muß mindestens zu einer Besitzveränderung führen, denn der Edelmann wird seine Lebensweise nicht ändern, Hände fehlen, Geld hat er keins, und die Execution läßt sich nicht wie sonst verhindern. Diese Irritation bleibt nicht ohne Rückwirkung auf das Nationalvermögen und auf das Staatseinkommen, und Jahre werden verstreichen, ehe ein Ausgleich zwischen Einkommen und Abgabe des Bürgers ermittelt ist.

Der Finanzminister dringt aber auf sogleiche Vermehrung der Einnahme, da die Ausgaben riesenmäßig anwuchsen und eine Einschränkung im Militäretat ferner ist denn je. Das Stempelgefäll und die Registrirungstaxe sind eine solche Fundgrube, wo man nicht lange nach Gold zu schlagen hat; schon jetzt müssen die betreffenden Papiere dem neuen Stempel unterzogen werden, und es dürfte namentlich ein Mehreinkommen von 1—2 Millionen abwerfen. Das Umgehen dieses Gesetzes wird aber mannigfach versucht werden, und Banquiers werden ihre Wechsel, wenn nur irgend thunlich, außerhalb Oestreich ausstellen und zahlbar machen, und unter der Form eines Domizils innerhalb Oestreich präsentiren. Um die Taxe zu ersparen, werden sich Schuldner und Gläubiger leicht wegen dieser Umgehung verständigen, der Verkehr jedoch ist erschwert, und es ist hiermit ein Kanal gegraben, welcher die Capitalien hinausströmen läßt statt herein. Der Passivhandel Oestreichs ist hiermit neuerdings belastet, und seine Vermittlerrolle zwischen dem Orient und dem Norden in Bezug des Handels vernichtet, noch bevor sie beginnt. Der Kaufmann in Konstantinopel wird keine Zahlung in Wien anweisen, wo das Document einem Stempel ($\frac{4}{0}$) unterliegt, wenn er die Zahlung mit demselben Document in Leipzig stempelfrei leisten kann.

Solche Erwägungen scheinen nicht im Bureau des östreichischen Finanzministers gepflogen zu werden, der nur auf die Befriedigung des augenblicklichen Bedarfs speculirt. Alle seine Sinne sind darauf gewendet, den vermeintlichen Wucher und die Börsenspeculation zu bekämpfen, in welchen er fälschlich die Quelle der Geldzustände sieht. Statt dem Münzbedarf zu genügen, der sich so groß äußert, daß für Kupferkreuzer 4 bis $5\frac{0}{0}$ Agio gegen Banknoten gezahlt werden, läßt der Finanzminister an der Börse Gold und Silber sowie Devisen für auswärtige Plätze um $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{4}\frac{0}{0}$ niederer ausbieten, und die großen Summen bewirken einen kleinen Rückgang der Course; in der nächsten Stunde schnellt aber das Agio doppelt hinauf, denn die bezogenen Colonialwaaren müssen in klingender Valuta oder gleichgeltenden Papieren bezahlt werden. Die unwürdigsten Personen und Finten wurden bereits gebraucht, um den gemuthmaßten Börsenmanövres zu contreminiren, denn der Minister glaubt es nicht, daß der wirkliche Bedarf so groß sei; mit dem Steigen des Silbercourses steigt auch immer die Besorgniß

der Privaten, und Reiche wie Arme halten sich für jeden Fall einige Baarschaft versteckt.

Es bedarf nicht erst des Mißtrauens in die Regierung und in die Militärherrschaft, um die Furcht einer Geldkrisis zu steigern; wer rechnen kann, hat bald die Ziffern zur Stelle, welche der Finanzminister so gern verheimlicht. Neun Monate werden es, seitdem der letzte Ausweis über das Budget gelegt wurde, und weder das Deficit des vergangenen Verwaltungsjahres, noch der Voranschlag des laufenden sind bekannt gegeben. Man sieht keinen Zwanziger im Umlauf, hingegen mehren sich die mit Zwangscours versehenen Papierzeichen in maßloser Weise. Von Tag zu Tag steigt das Mißtrauen, und das eher einem Mäkler als einem Staatsminister anpassende Operiren zeigt die ärgsten Blößen.

So weit ist es gekommen, daß der Finanzminister Baron Kraus bei dem Banquierhause Heine in Hamburg $5\frac{0}{0}$ Metalliques **in Versatz** gegeben haben soll, um durch Trassiren darauf dem Steigen des Silberagio entgegenarbeiten zu können. Die Häuser Rothschild und Sina verkauften große Summen auf London und deutsche Plätze im Auftrage des Ministers, aber wie durch ein löcheriges Sieb fielen die Millionen, und der Cours steht schlechter als vorher.

Nicht ohne Grund vermuthet man, daß in Holland ein ähnlicher Versatz versucht wird!

Wir werden in spätern Uebersichten auf diese und ähnliche Manipulationen zurückkommen; es ist Quacksalberei und Kurpfuscherei. Nur ein Conflux von besonders günstigen Umständen könnte eine Erleichterung in die östreichischen Geldverhältnisse bringen; der jetzige Minister wird das Uebel nicht heilen. Wir verweisen auf eine in Frankfurt anonym erschienene Brochüre über die östreichische Nationalbank, deren Verfasser, Baron Stifft sen., aus dem Staatsdienste trat, weil er als Unterstaatssecretär im Bureau der Finanzen sich nicht mit den Ansichten und Projecten des Ministers verständigen konnte. Er schreibt:

„Die executive Gewalt war es, die durch das Medium der Bank *von der Nation* selbst Opfer **forderte.**

„Die Bank war hierdurch in ihrem Berufe: als Regulator und Wächter der Geldcirculation zu fungiren, gestürzt. Durch die Verpflichtung, das Staatspapiergeld gleich ihren eigenen Noten anzunehmen, wurde sie in ihren Grundfesten erschüttert, in ihrem innern Bestande entkräftet.

„Die Einzahlungsbestimmungen des neuen Anleihens (nämlich die Annahme der Staatsnoten) stellten eine neue Forderung der Bank an den Staat in einer andern Form. — Somit bleibt das künftige Schicksal der Bank in der Schwebe, ihre Beziehungen zur Staatsgewalt haben sich wenig verändert, ihr Umlauf hat sich unbedeutend vermindert, ihr Münzschatz unbedeutend vermehrt. — Bis zu ihrer Reform ist sie *nicht* in der Lage, auf vermehrtes Vertrauen Anspruch manchen

zu können, und ihr Credit ist der Einwirkung aller ungünstigen Ereignisse blosgelegt."

Freiherr von Stifft findet in der gegenwärtigen Ausdehnung der Notenemission keine Beruhigung, und setzt hinzu: „Noch viel weniger läßt sich erwarten, daß die Summe von 355 Millionen Gulden Papiergeld die Verwechslung gegen Metallgeld **jemals** ermöglichen oder geeignet sein könnte, der Entwicklung der Nationalöconomie und Industrie förderlich zu sein."

Die Entwerthung der Banknoten ist nicht allein im Coursblatte ausgedrückt, sie ist in einem weit ungünstigern und sehr nachtheiligem Verhältnisse in allen Lebensbedürfnissen und in den Erzeugungskosten enthalten. Dieser Krebsschaden kann nur in der Beschränkung der Notenemission sein Heilmittel finden, und es mag in Zukunft die Nationalbank Staats- oder Privatbank sein, dieses kranke Glied muß von dem gesunden Körper abgelöst werden.

Auf den Schlußseiten der Brochüre heißt es: „auf einem durch grundsätzliche Fehlgriffe durchwühlten Boden der Geldcirculation läßt sich kein dauerhaftes Gebäude gründen."

Die Worte des Baron Stifft sind deshalb von größerer Bedeutung, weil er bei etwaigem Ministerwechsel ein Aspirant auf das Portefeuille der Finanzen ist. Wenn ein solcher Mann sein damnatur über das Gebahren im Geldwesen ausspricht, so sollte der Minister anderswo als auf der Börse den Grund suchen, weshalb das Silberagio steigt; das allgemeine Mißtrauen findet aber hierin seine volle Rechtfertigung. Mag auch der Cours abwechselnd sich besser stellen, es ist dennoch nur ein Schlimmerwerden zu prophezeihen. Ist das neue Anleihen voll eingezahlt, so versiegt auch dieses Bächlein zur Verminderung der Banknoten, während andererseits der Strom für staatliches Geldpapier durch Herausgabe der verzinslichen Reichsschatzscheine noch höher anschwillt.

Wir werden den Geldzuständen Oestreichs fortwährend unsere Aufmerksamkeit widmen, da sich außer den materiellen Interessen auch die politischen daran knüpfen.

Austria Felix.

Wer sich durch den Schein trügen läßt oder wer auch heute noch der Patrimonialidee, dem großen Spruch l'etat c'est moi zu huldigen vermag, dem wird es unzweifelhaft scheinen, daß die bekannte Phrase Austria Felix, sich gerade in der letzten Zeit, wo ein Felix in Person das Staatsruder führt, in sofern be-

währt hat, als man Austria mit der Dynastie identificirt, ein östreichisches Volk aber vollkommen verleugnen will. Betrachten wir das bisherige Resultat, all die Wirren, welche Oestreich seit zwei Jahren erschütterten, so ergibt es sich, daß dieses Oestreich wie eine willenlose durch Ströme Blutes zu Brei erweichte Thonmasse heut zu den Füßen dieser Dynastie liegt, und gestampft, geknetet, und in beliebige Formen gedrückt zu werden, von den Händen der heutigen Modelleurs. — Leider sind es aber nur Thongebilde, die man formt, wie bald der scharfe Luftstrich sie zerbröckelt, wird die Zeit uns lehren.

Ganz Oestreich ist tabula rasa, der alten Provinzialstände hat man sich entledigt und setzt willenlose wie machtlose Landtage ein, mit welchen man umspringen wird, wie mit dem Gemeinderath eines Landstädtchens; die alte starre Verfassung Ungarns ist man los, eine Verfassung, welche ungenügend in ihren Prinzipien, dennoch bedeutende Zähigkeit und Bildungsfähigkeit in sich getragen. In Ungarn wie anderwärts nivellirt man die Zustände, und betrachtet die Völker nur als todte Ziffern, die man beliebig gruppirt.

Alles was die Revolution niedergeworfen, weil es der Volksgunst verfallen war, läßt man wohlbedächtig begraben sein im Schutte der Revolution, man ist klug, man restaurirt nicht zum Vortheil gewisser Klassen, man baut ganz neu ein großes Haus für die Völker Oestreichs, es sieht aus wie ein Gebäude nach dem Zellensystem. Die Landtage sind die Zellen für die Einzelvölker.

Aber das Alles ist nothwendig für den Bestand des Kaiserstaates? — Hört weiter, noch ist die Klage nicht am Ende. Während man baut, erklärt man alles gebaute zwar für nur provisorisch, doch fügt man das Gebälk mit Eisenklammern zusammen und baut dieses Provisorium in einer Weise, die es einem künftigen Reichstage unmöglich machen muß, den Bau im Wesentlichen zu ändern, ohne Oestreich noch einmal einzureißen. Acht Menschen, die man das Ministerium nennt, maßen sich an, den Völkern Oestreichs, denen man gleiche Theilnahme an der Gesetzgebung zugewiesen, das Gesetz in allen Dingen vorerst zu diktiren, und später haben sie das absolute Veto, mit welchem sie jeden Aenderungswunsch vernichten können. Die Baupläne zu den Gefängnißhäusern sind fertig, das Gesetz, das nur fügsame willenlose Geschworne ernennt, liegt vor, das Gens'darmennetz wird über das Land ausgebreitet, die Armee wird gehätschelt bis zum Ekel, die Steuern werden zu fabelhafter Höhe willkürlich gespannt, die Presse läßt man unter der Willkürherrschaft der Generale an der Schwindsucht sterben*), ist man mit der Gesetzgebung fertig, so entledigt man sich dann durch einen kühnen Handstreich der ohnehin verfehlten Reichsverfassung und regiert, unterstützt von Terrorismus

*) Von den Zeitungen und Zeitschriften, welche noch unter Stadion's Verwaltung zu Anfang des vorigen Jahres im Kaiserstaat erschienen, sind seitdem 76 verstorben, die meisten eines gewaltsamen Todes. Anm. d. Red.

und Mouchards, absolut in napoleonischer Weise weiter, nur vergißt man dabei die Hauptsache man hat keinen Napoleon, der zu regieren verstände, und man hat keine Franzosen vor sich, sondern gefährliche Volkselemente. Gerade das ist der Weg zur Vernichtung Oestreichs und seiner Dynastie.

Bei uns wurde jetzt von dem Ministerium Schwarzenberg ein Kronland nach dem andern, mit der octroyirenden Geburtszange fertig constituirt in die Welt gesetzt, und jedes zu gebärende Kronland wird vorher enthirnt, und in eine lebensunfähige Mißgestalt verwandelt.

Den bisher kundgemachten Landesverfassungen der Kronländer ist das Merkmal der Perforation sehr bedeutsam in die Stirne gedrückt. Alle bisher neugebornen Kronländer ähneln in ihrer Verfassung einander wie Zwillinge. Alle sind durch diese Verfassungen nicht zu berechtigten Provinzen, wohl aber zu Automaten geworden; alle tragen sie dieselbe Verfassungsuniform, wie die neu creirten Beamten, deren Uniform deutschen Schnittes, besonders in Ungarn den bittersten Widerwillen hervorruft. In Ungarn, fürchte ich, spielt man gewagtes Spiel, denn man jagt selbst die altconservative Partei der Kossuthpartei in die Arme, Altconservative, Radikalen, Magyaren, Serben, Slowaken, sie Alle sind in gleichem Maße erbittert. Man tritt dem Nationalgefühle unerbittlich auf den Nacken, man regiert und organisirt in jenen Landstrichen mit einer nichtsachtenden Brutalität, die alle Begriffe übersteigt, und mit Ungeschick zugleich.

Ich bin überzeugt, man würde auf die Servilität und volkzertretende Bereitwilligkeit der für Ungarn bestellten Beamten mit derselben Zuversicht rechnen können, ließe man sie in ungarischer Attilla-Kaepah fungiren, das arme Volk aber fände dennoch einigen Trost — wenn auch einen jämmerlichen daran, trüge der verhaßte Beamte wenigstens den volksthümlichen Rock.

Die Regierung aber glaubt den Ungar zwingen zu können zu vergessen, er sei Ungar, und das eben gelingt ihr nimmer und niemals, das Nationalgefühl des Ungars wie der übrigen Stämme überlebt hundert Haynau'sche Schnurrbärte, seien sie noch so tigergrimmig.

Die Regierung ist in der allerdings trübseligen Lage, sich vor ihrem eigenen überstürzten Verfassungswerke fürchten, sich dessen Unausführbarkeit in pectore gestehen zu müssen, ohne den Muth zu haben, ein lautes peccavi zu rufen; endlich aber wird es doch zu diesem peccavi kommen müssen.

Da stützt man den alten Staat mit den Kanonenläufen des Belagerungszustandes aller größern Länder, und baut indessen im Wege des Provisoriums das ganze neue Staatsgebäude aus; man glaubte es würde stehen bleiben, wenn man dann jene Eisenstützen wegzieht, man irrt sich aber entsetzlich, denn gerade auf diesem Wege richtet man Oestreich vollends zu Grunde.

Die Erbitterung der Völker steigert sich mit jedem Tage, die Croaten, die Serben, die Romanen, welche geblutet und sich geopfert für die Regierung in un-

erhörter, vielleicht dummer Weise, weil sie für ihre nationale Anerkennung zu kämpfen glaubten, werden durch das nivellirende System von heute geradezu wüthend, berenen ihre Opfer und sympathisiren mit Kossuth.

Hätte man ohne viel nach Schematisirung zu fragen, die Landtage und sofort den Reichstag berufen, vielleicht hätte auf diesem Versöhnendes zu Stande kommen können.

Je weiter man aber einen Reichstag hinausschiebt, je weiter man in der alles nivellirenden provisorischen Organisirung vorschreitet, welche Alle gleichmäßig erbittert, je mehr man die Steuerlast eigenmächtig erhöht, bis zur Unerträglichkeit, ohne dadurch den kläglichen Finanzzustand im Mindesten zu bessern, weil die Armee Alles vorweg verschlingt, desto unvermeidlicher wird die Niederlage, welche ein kräftiger Reichstag der Regierung bringt, welche sich bisher alle Nationalitäten, wie alle Klassen der Gesellschaft zu Feinden gemacht hat. Der Adel grollt bitter, die freisinnige Partei wird boshaft pessimistisch, der entlastete Bauer wird seiner Entlastung nicht froh, denn die überspannte Steuer, die unerträgliche Einquartierung verschlingt seinen Grundertrag, und die allerdings sehr billige Entlastungsrente wird ihm neben den neuen Lasten unerschwinglich.

Ich bin überzeugt, man wird einen Reichstag erst dann versammeln, wenn die Finanznoth dies unerläßlich macht, dann aber wird dieser Reichstag bittere Rache nehmen, wird alles Provisorische über den Haufen werfen, wird Bedingungen stellen wollen, man wird die Wahl haben anzunehmen oder aufzulösen, und das alte provisorische Narrenseil den Völkern wieder anzulegen, und dann? — —

Die Unerträglichkeit der heutigen Zustände, der tiefe Groll der Gemüther hat sich zu kaum beschreiblicher Höhe gesteigert, daß sich diese Stimmung nicht laut manifestiren darf, ist ein Ferment mehr für dieselbe. Eine freie, dem Preßgesetz allein unterworfene Besprechung würde wenigstens als Blitzableiter dienen und die Wolke des Grimmes entladen helfen, so aber bildet sich eine feste, compakte Partei der unversöhnlich Grimmigen, durch instinktgebotene Attraction, diese Partei bildet keinen Club, keine geheime Gesellschaft, es ist die gemeinsame Idee, welche alle Vernünftigen und Ehrenhaften, die Zeit Begreifenden zu dem Hasse gegen das Bestehende vereinigt, und dieser Partei gesellen sich die stürmischen bewußtlosen Elemente der untern Schichten bei, so daß Oestreichs Zustände heute erst vollständig unterminirt und aufgewühlt sind, während im Jahre 1848 blos die Oberfläche von der Revolutionskrise Frankreichs zu leichten Wellchen aufgekräuselt gewesen.

Die Loyalitäten und Kriechereidemonstrationen des Wiener Gemeinderathes, des Triester Handelsstandes, des Prager Spießbürgerthums machen mich nicht irre in meiner Ansicht, das sind nur wurmige Aepfel an dem faulenden Baume Oestreich, diese Aepfel scheinen gesund und roth, sind aber ungenießbar.

Das Pudelgeschlecht des stupiden, corrupten Spießbürgerthums macht Oest-

reichs Bevölkerung nicht aus, Pudel gibt es überall, diese wedeln immer dem, der eben die Peitsche in der Hand hat, und eine Personalstatistik jener Pudelpartei würde im Vergleiche mit den Antecedentien ihrer Mitglieder die erbaulichsten Resultate liefern. Jedem einzelnen dieser Pudel kann bei Thaler und Pfennig nachgewiesen werden, wie viel ihm das Wedeln einträgt, oder einzutragen verspricht. Die Verfassungen der Kronländer, so weit sie vorliegen, sind offenbar nur Gemeindeordnungen, und schließen durch den enggezogenen Wirkungskreis der Landtage eine politische Bewegung vollkommen aus.

Allerdings kann ein irgend gewandter Redner jede Debatte, handle es sich immerhin nur um Landeskassen, Vorspannsleistung, oder Schuldotationen, auf politische Prinzipienfragen zurückführen, die Regierung hat aber solchen Digressionen sehr weise dadurch vorgebaut, daß sie in den Landesverfassungen die Unantastbarkeit und Unverletzlichkeit der Landtagsabgeordneten keineswegs garantirte, während diese in der Reichsverfassung den Reichstagsabgeordneten zukömmt.

Der Landtagsabgeordnete hat also die angenehme Aussicht, jedes seiner Worte auf die Wagschale der Inquisition gelegt zu sehen, und es kann ihm passiren, daß ihn die Gensd'armerie von der Tribune reißt, und dem in Oestreich ohnehin permanenten Standrechte überliefert.

Ohne Zweifel sollen die Landtage gleichzeitig als Mausefallen benützt werden, um die wenigen fest liberalen Persönlichkeiten, welche trotz erhöhtem Census, trotz der öffentlichen Stimmgebung dennoch aus der Wahlurne hervorgehen sollten, darin zu fangen, sie sofort durch eine zwangsrechtliche Untersuchung schlecht und für den Reichstag unwählbar zu machen. Vortrefflicher Marinelli!! Ich bin überzeugt, die ehrlichen, liberalen Männer Oestreichs werden nicht in die Falle gehen, werden keine Wahl zum Landtage annehmen, in welchem sie nur die Wahl hätten zwischen niederträchtigem Servilismus oder Kerker.

Zugleich werden in dieser Falle die Wahlen für das Oberhaus ganz scandalös ausfallen, doch das wird wenig zu bedeuten haben, die Oberhäuser sind von Gottes Gnaden ohnehin nur des Scandales wegen da.

Erwäge ich all den Jammer zumal, so komme ich auf das Resultat, daß der vollständige Absolutismus, vollständiger als 1847, über Oestreich die eisernen Fäuste ballt, und man nur den Muth nicht hat das offen auszusprechen und die constitutionelle Larve abzuwerfen, und das erkläre ich geradezu für perfide Feigheit.

Entweder hat das Ministerium nicht den Muth sein eigenes Werk durchzuführen, seinen eigenen Gesetzen über Presse und Vereine Geltung zu geben, oder es darf diesen Muth nicht haben, weil Oestreichs Kaiser vor der Hand nur Soldat ist. In beiden Fällen ist es Pflicht des Ministeriums und seiner Ehre abzutreten, und dem Soldaten die Bildung eines Ministeriums zu überlassen.

Wir Alle wünschen das, denn Wahrheit ist uns lieber, als gleißende Lüge, wir wollen Wahrheit, sei Sie noch so bitter.

Hat man den Muth nicht constitutionell zu sein, so habe man doch wenigstens den Muth offen absolutistisch zu sein; wir wollen uns lieber vor dem Despotismus beugen, als vor dem politischen Jesuitismus, jenen werden wir hassen, diesen aber müssen wir verachten.

Ein Ministerium, das die Presse fürchtet, trotz der gesetzlichen Fesseln, die es dieser selber dekretirt, und doch nicht den Muth hat die Censur zu dekretiren, ein Ministerium, das Alles gethan zu haben glaubt, wenn es den Verrath blos jesuitisch verleugnet, kann nicht existiren, muß verachtet werden; der offene Räuber ist jedenfalls respektabler als der gemeine Dieb.

Ein Erlaß des commandirenden Generals von Ungarn.

Aus Ungarn.

Daß Baron Haynau mit der öffentlicher Meinung (?) kokettiren sollte, er, der so sehr das Urtheil der Geschöpfe vom Civil verachtet, klingt mährchenhaft. Aber es steht im offiziellen Theil der „Pesther Zeitung." Vor dieser Autorität muß auch der ärgste Skeptiker das Knie in ehrfurchtsvoller Gläubigkeit beugen.

Das Factum hat uns unangenehm überrascht. Es hat uns abermals eines Ideals beraubt, eine unserer Illusionen zerstört. Wir verehrten bisher den gnädigen Herrn von Ungarn als einen unabhängigen Charakter unserer Zeit, als einen Mann, der über die kleinlichen Schwächen anderer Erdenkinder erhaben ist, der sein großes Ziel beharrlich verfolgt, unbekümmert um das Urtheil der blinden Mitwelt und der noch nicht vorhandenen Nachwelt, unbeirrt von dem Haß und dem Fluch des „Pöbels" und der Galgenvögel, der Zeitungsschreiber. Und jetzt — jetzt fällt er anbetend vor diesem Götzen des Tages nieder, vor der öffentlichen Meinung. Vom Obercommando des 3. Armeecorps.

„Nachdem allgemein bekannt ist," sagt der Erlaß, „daß die ungarischen Aufwiegler, namentlich die ins Ausland geflüchteten Häuptlinge der Revolution, sich die Aufgabe gestellt haben, das gerichtliche Verfahren Oestreichs gegen die Revolutionäre mit den grellsten Farben barbarischer Strenge (sic!) zu schildern, das ihrige hingegen als höchst schonend darzustellen, — so liegt es unzweifelhaft im Interesse der östreichischen Regierung, gegen diese schnöden Lügen mit widerlegenden Thatsachen hervorzutreten und jene unzähligen Opfer, welche unter dem Henkerbeil des ungarischen Terrorismus verblutet sind, Zahl und Namen nach dem Publikum vorzuführen u. s. w.

Der Erlaß wurde nicht nur an alle Jurisdictionen versendet, sondern muß auch — um die „Ehrenrettung" Oestreichs möglichst zu beschleunigen — von allen Kanzeln herab verlesen werden, damit das ganze Volk Ungarns zu dem schönen Werk der Nachsuchungen mithelfe.

Noch ist es keinem europäischen Erdenkind in den Sinn gekommen, für des Feldmarschall Haynau Thaten Beweise *suchen* zu wollen. Sie liegen so offen am Tag, daß auch der Blinde sie findet. Jede Nachricht der „Pesther Zeitung" liefert seit dem Einzug Haynau's in Pesth täglich eine lange Liste solcher Beweise. Um diese aber für ein - - angeblich — gleiches Verfahren magyarischerseits aufzufinden, müssen sämmtliche Behörden, die ganze Bevölkerung Ungarn's aufgerufen werden, daß sie mithelfe, diese blutigen Beweise — zu *suchen*!

Wer erkennt nicht, daß schon in diesem Aufruf selbst das schärfste Verdammungsurtheil über die Tyrannei der Herrschenden, ein Zeugniß für die Humanität der „Rebellenhäuptlinge" niedergelegt ist. Die ungarische Revolution wird dem Herrn Baron für dieses versteckte Lob danken, welches er ihr vor den Augen der ganzen Welt spendet.

Wo und *wann* fielen die „unzähligen" Opfer „unter dem Henkerbeil des magyarischen Terrorismus?"

Lamberg's und Zichy's Ermordung braucht man nicht erst *suchen* zu lassen. Diese Unthaten sind allbekannt, werden aber von Niemanden der ungarischen *Regierung* zur Last gelegt werden. Ersterer wurde von wüthenden Volkshaufen, Letzterer von Görgey getödtet. Die Regierung wurde von beiden Todesfällen eben so *überrascht*, wie jeder Andere.

Aber *gerichtliche*, von der Rebellen*regierung* angeordnete Hinrichtungen: *wo* finden sich diese in „Unzahl"?

Bis zu dem ersten Abzug der ungarischen Regierung von Pesth war allerdings in der Hauptstadt und in einem großen Theil des Landes das Standrecht publicirt. Aber es war leere Form. Ihm fiel *kein einziges* „Opfer", wiewohl in letzterer Zeit der excessive Madarás Polizeiminister war und es auch an Gelegenheit zur Anwendung des Standrechts nicht gefehlt hätte. Nur *ein* Individuum — ein Spion aus dem Sachsenlande, Namens *Unverricht*, ein Lehrer seinem Amte nach — wurde während des ganzen 48er Jahres zum Galgen *verurtheilt*, aber nicht a la Haynau zu Pulver und Blei begnadigt, sondern nachdem er einen Tag lang im Hofraum des Rathhauses *ausgesetzt* war — völlig freigelassen.

In Debreczin existirte das Standrecht nicht einmal dem Namen nach. Es war auch ganz überflüssig. In jenen echtmagyarischen Gegenden wuchs kein Verräther. Das magyarische Henkerbeil war während dieser vier Monate ganz unbeschäftigt. Erst nach dem Wiedereinzug der ungarischen Regierung in Budapesth stellte sich die Nothwendigkeit eines Standgerichtes ein. Denn wiewohl Manche

mit Windischgrätz geflüchtet, waren doch Viele — im Vertrauen auf die magyarische Großmuth, zurückgeblieben. Das Volk drang auf Untersuchung und Bestrafung. Daniel Irányi, bevollmächtigter Regierungscommissar für Pudapesth, setzte am 1. Mai, unter Alexius Fenyes' Präsidium, im Auftrage der Regierung eine „standrechtlich urtheilende gemischte Militär- und Civilgerichtsbarkeit" nieder. Diese Behörde war die einzige, welche das Henkerbeil des magyarischen Terrorismus schwang. Aber nicht über unzählige Opfer.

Da dem Feldmarschall das Suchen so schwer fällt, will ich ihm sein Werk erleichtern und die unglücklichen Opfer aufzählen und nahmhaft machen. Es waren ihrer fünf, nämlich: Franz Lengyel, Spion; Emerich Mikei, k. k. Monturungscommissär; Chr. Ofener, Pulverfabrikant; Daniel Novák, Beamter und Wilhelm Mayer, Pfandhauswächter. Eine Unzahl war das nicht.

Mit diesen fünf Urtheilen glaubte man der Parteirache und dem Vaterlande Genüge gethan zu haben. Wiewohl noch sehr Viele in Budapesth einherschritten, welche den Tod ebensowohl verdient hätten, wie irgend ein Füsilirter von Arad, wurde doch kein einziges Urtheil, weder auf Tod noch auf sonstige Bestrafung mehr gefällt. Anfangs Juni reichte das Standgericht seine Demission ein. Sie wurde angenommen. Das magyarische Henkerbeil rastete und rostete.

Um Nichts zu verschweigen, muß ich noch Eines Opfers erwähnen.

Lange nach der Katastrophe zu Világos wurde in Komorn (11. September 1849) ein Mähre, Namens Weißberg aufgehängt. Der Mann war sehr loyal. Sie wissen das am besten, Excellenz? Wir finden es für den Augenblick nicht an der Zeit, die Veranlassung zu diesem Todesurtheil anzugeben. Aber das Eine wollen wir bemerken: Der Armselige, welcher vor dem Kriegsgericht Anfangs hartnäckig leugnete, hat vor seinem Hinscheiden dem Schreiber dieser Zeilen ein offenes Geständniß abgelegt.

Und mit diesen sechs Hinrichtungen, zu denen sich auch bei den emsigsten „Nachforschungen" keine siebente, gerichtlich angeordnete wird auffinden lassen, will Haynau seine zahllosen Henkerthaten beschönigen, die öffentliche Meinung gegen Ungarn aufregen und für sich gewinnen?

Kleine Correspondenzen und Notizen.

Haynau — Hinrichtung. — Leider muß ich wieder ein Thema auftischen, das Ihren Lesern gewiß nicht angenehm ist. Es hilft aber nichts, ich halte es für Pflicht der Presse, die Rohheiten eines Staats, der sich civilisirt nennt und einen vorwiegenden Einfluß auf Deutschland in Anspruch nimmt, nicht unkritisirt vorbeigehn zu lassen. Die Art, wie die öffentliche Meinung Europas im vorigen Herbst sich über die Hinrichtungen in Pesth und Arad aussprach, hat eine momentane Wirkung nicht verfehlt. Nach dem neunzehnten oder zwanzigsten Opfer feierte der Galgen, und die offiziellen Blätter brachten die Versicherung, Se. Majestät habe befohlen, künftig keine Hinrichtung wegen früher begangener politischer Verbrechen mehr in Ungarn aufzuführen. Die Zusage schien gehalten zu werden, doch entschädigten sich die Kriegsgerichte auf höchst sinnreiche Weise: sie verurtheilten eine unverhältnißmäßige Anzahl Gefangener zum Tode; da diese Urtheile dann erst auf dem Gnadenwege in 16-, 18- oder 20jährigen schweren Kerker verwandelt wurden, so haben die schon einmal Begnadigten keine Aussicht auf baldige Milderung ihrer harten Strafe. Alle Festungscasematten sind vollgepfropft von diesen Unglücklichen und täglich kommen neue aus den höchsten wie aus den mittlern Ständen hinzu: Bischöfe*), Magnaten, Gelehrte, kleine Edelleute, arme Studenten, kurz was sich im Geringsten über den Bauernstand erhebt, was auf irgend eine Weise die magyarische Intelligenz vertritt, trifft dieses Schicksal. Wem selbst ein Kriegsgericht nichts anhaben kann, der wird assentirt; ob dabei eine Capitulation zu brechen ist oder nicht, macht keinen Unterschied. Selbst auf die Militärtauglichkeit oder Militärpflichtigkeit kommt es nicht an; daß anständige Familienväter und invalide oder ziemlich bejahrte Personen aus den gebildeten Ständen unter das Fuhrwesen gesteckt werden, müssen Sie gehört haben. Ich bin überzeugt, daß man so praktisch sein wird, viele dieser Gepreßten zu entlassen, sobald man sich an ihrer Demüthigung sattsam geweidet hat. Genug von diesem Jammer; man tröstet sich ja noch immer mit der Hoffnung auf Amnestie. Plötzlich aber gibt Haynau wieder ein Lebenszeichen von sich, das uns die feierlichen Zusagen der offiziellen Blätter vom vorigen Herbst in's Gedächtniß ruft. Die Pesther Zeitung nämlich meldet die Hinrichtung Ludwig Hauk's in Arad am 19. Februar 1850! Unser erster Gedanke ist, daß der Unglückliche kein blos politischer Verbrecher, daß er der Betheiligung am Morde Latour's wenigstens verdächtig war. Wurde doch jedem Wiener Oktoberflüchtling ohne Unterschied diese Beschuldigung von der guten Presse nachgerufen. Und würde man sonst so spät, so lange nach der Beendigung des Kampfes, eine kriegsrechtliche Hinrichtung vornehmen, die unter den jetzigen Umständen nicht anders als wie eine That der unerbittlichen Rachsucht aussehen kann? — Wir lesen das Urtheil zwei, dreimal mit Aufmerksamkeit durch. — keine Andeutung wegen Latour, keine Spur von einem gemeinen Verbrechen. Wohl aber wird hervorgehoben, daß Hauk im Sommer 1848 Redacteur der Wiener radicalen Zeitschrift „Constitution" war. Dergleichen freilich würde unsere Armee noch im Sommer 78 nicht verzeihen. Kein Obercensor, kein Sedlinitzki, kein Novosilzow kann

*) Erst gestern wurde der katholische Bischof von Großwardein, Ladislaus Baron Bémer von Vaks, weil er Hirtenbriefe für Kossuth erlassen, zu zwanzig Jahren Festung in Eisen begnadigt!

einen blindern und unversöhnlichern Haß gegen den Namen: Schriftsteller haben, als ein gutgesinnter östreichischer Offizier. In dieser Beziehung ist unser Militär vom reinsten polizeilichen Geist beseelt. Hauk ist ferner mit den Waffen in der Hand gefangen, das Kriegsrecht kann daher sein Blut fordern, aber daß er nicht begnadigt wird wie so viele Andere, erklärt das Kriegsgericht, indem es ihn des „Hochverraths unter den erschwerendsten Umständen" schuldig erkennt. Dies Motiv reicht aus, um die Zusage des Kaisers zu Schanden zu machen. Hochverräther unter erschwerenden Umständen sind gewissermaßen keine politischen Verbrecher, sagt die Logik des östreichischen Militärs. Und welches sind die erschwerenden Umstände? Hauk hat nicht blos gefochten, sondern, wie es scheint, tapfer gefochten, nämlich an der Sophienbrücke und in der Jägerzeile in Wien; die einzigen Punkte, wo es heiß herging. Noch mehr spricht dafür, daß ihn General Bem, der bekanntlich nicht gerne Memmen neben sich sah, zu seinem Adjutanten in Siebenbürgen machte. Nun denn, in Gottes Namen, der Gefangene war ein so gefährlicher Gegner Oestreichs, daß die Rücksicht für die Sicherheit des Staats seinen Tod verlangte. Aber erwarten ließe sich doch, daß der Soldat die Tapferkeit selbst am Todfeinde ehren und ihm wenigstens das Ende eines Kriegers gönnen wird. Auch darin täuschen wir uns. Haynau, der Ritterliche, bestätigt das Urtheil, welches auf den Strang lautet, und die gute Presse meldet mit Triumph: „wurde sofort gehängt!" —

Der Fall macht hier sehr böses Blut, denn er wird als ein Anachronismus angesehen, der andere Anachronismen in größerem Maßstabe erwarten läßt. Hoffentlich täuscht man sich, und der Hauk'sche Ausnahmsfall bedeutet vielleicht weiter Nichts, als daß Haynau wieder einmal guter Laune war. Peinlich aber ist es für den „Ausländer" zu hören, wie der Volkshaß gegen den gefürchteten Feldherrn hier und in Ungarn sich Luft macht. „Haynau ist kein Oestreicher, sondern ein ausländischer Prinz," sagen die Leute; „kein östreichischer General hätte das Herz, so mit den Menschen zu verfahren. Von dem biedern Schlick gar nicht zu reden, aber weder Radetzky, noch Windischgrätz, noch der Kroate Jellachich ist jemals so grausam gewesen wie die Hammerstein und Haynau, wie diese Deutschen, die für Geld und Orden dienen."

Die deutsche Sprache in Galizien. Die Behauptung, daß die Germanisirung in Galizien unter östreichischer Herrschaft außerordentlich fortgeschritten sei, daß deutsche Sitte sogar schon in die Häuser und Gesellschaften der polnischen Ureinwohner gebracht worden sei, ist eine arge Unwahrheit. Leider läßt sich gerade das Gegentheil behaupten. Nicht die Polen nahmen von den Deutschen, wohl aber nahmen die eingewanderten Deutschen von den Polen Sitten und Gebräuche, löbliche und tadelnswerthe, sehr schnell und begierig an. Bei dem Beamtenstande in Galizien, der sich aus natürlichen Gründen immer compact als scharfgetrennte Masse hält, ist dies allerdings nicht der Fall; desto mehr aber bei den deutschen freien Bürgern der Städte und den Ansiedlern auf dem Lande. Der Deutsche aus diesen Klassen, welcher sich zehn Jahre lang in Galizien aufgehalten hat, ist gewiß schon ein halber Pole, und seine hier gebornen Kinder sind stets so ächte Polen, daß man sie mit Erstaunen weit fanatischer für die polnischen Staatsideale schwärmen hört als die alten Söhne der alten Familien des Landes. So z. B. war die Menge der deutschen Namen in den Listen des Revolutionsheeres von 1830 erstaunlich groß. Man hört diese in Polen und Galizien geborenen Deutschen in der Regel ihre deutsche Abkunft mit einer wahren Erbitterung verleugnen und mit Eifer darnach trachten, für echte Polen zu gelten. Diese moralische Vaterlandsverrätherei empört, aber sie ist wahr und liegt ohne Frage im deutschen Sinn und Gefühl. Es ist fast ekelhaft, in jenen Ländern die Deutschen, welche selbst kaum ein paar Worte von der fremden Sprache verstehen, sich stets polnisch begrüßen zu hören, und zu vernehmen, wie sie jedes polnische Wort, welches ihnen im Gedächt-

niß hängen bleibt, mit einer wirklich fanatischen Geckenhaftigkeit in ihre deutsche Rede hineinzwängen. Dieses Verachten des Eigenen und Trachten nach dem Fremden ist dem Polen ganz und gar nicht eigen. Vielmehr stößt er alles Fremde mit Widerwillen und stolzem Groll von sich. Der Pole ist auf seinem Extrem, denk ich, ein eben solcher Narr wie der Deutsche, aber er ist nicht ein so sinnenschwacher Affe. Selbst da, wo der Pole etwas Fremdes annehmen muß, z. B. in der Geschäftssprache, ist er doch bemüht, den demüthigenden Diebstahl durch die veränderte Form zu maskiren, um sich selbst glauben zu machen, daß die Beute ein altes Eigenthum sei. Der Deutsche dagegen wahrt auch die fremde Form, sich stolz fühlend in dem Besitze des fremden Stoffes. Der Pole hat mehrere deutsche Wörter in seine Sprache aufgenommen, aber er vergönnt ihnen nicht die deutsche Schreibart. Er braucht das Wort Halstuch, aber er schreibt es Halsztuk. Deutsche und Polen, beide haben sich französisch geniren lernen; aber der Deutsche genirt sich treu französisch, der Pole dagegen szenirt (szenowac) sich polnisch und beweist, daß er das Erbtheil seiner Väter höher achtet als fremde Waare. So ist es in jeder andern Beziehung. Der Pole weist ebenso entschieden und hartnäckig alles Fremde von sich, wie der Deutsche es begierig an sich rafft. — Die Herstellung einiger deutschen Staatsinstitute, sowie das massenhafte Einschieben deutscher Personen in die galizischen Aemter macht noch lange kein germanisches Galizien, am wenigsten, so lange die freistehenden Deutschen, welche einen starken Theil des städtischen Bürgerstandes ausmachen, mit gar zu freudiger Eile sich in Polen verwandeln.

Zur Geschichte des englischen Postwesens — gibt eine eingeweihte Feder in Fraser's Magazine neue und höchst anziehende Beiträge. In den goldenen Tagen der Königin Elisabeth und unter Jacob I. gab die Regierung jährlich 3400 Pf. Sterling für die Post aus, welche natürlich nur königliche Briefe und diese mit höchst unköniglicher Langsamkeit beförderte. Privatleute mußten ihre Schreiben durch Boten zu Fuß auf gut Glück in die Welt schicken; aus Schottland oder Irland wanderte ein Brief nach London volle zwei Monate (heute einen Tag). Im Jahre 1635 führte man zuerst regelmäßige Postreiter zwischen Edinburgh und London zur allgemeinen Benutzung ein; ein Brief ging damals 6 Tage und Nächte. Schon das war eine wirksame Reform und die Post begann eine Einnahmequelle für den Staat zu werden. Cromwell verpachtete sie für 10,000 Pf. jährlich; ein einfacher Brief kostete auf 80 engl. Meilen weit von London 2 Pence (etwa 16 sächs. Pfennige), weiter 3 P., nach Schottland 4 und nach Irland 6 P.; was kein hohes Porto war, wenn man die Auslagen an Pferdefleisch und Postillonslungen bedenkt, denn der Reiter war verpflichtet, im Sommer 7, im Winter 5 Meilen die Stunde zu traben und abgesehen von besondern Veranlassungen vier Mal stündlich in sein Horn zu stoßen. Karl II. verpachtete den Postgewinn für 21,500 Pf. jährlich. Im 18. Jahrhundert gab die Einführung der Briefpostkutschen dem Correspondenzwesen einen Schwung, der endlich in unserer Zeit durch den Dampf und noch mehr durch Rowland Hill's Pennypost ein fabelhafter wurde und noch täglich im Wachsen ist. Die Einführung der auf den Brief zu klebenden Frankostempel, welche im Kleinverkehr als Scheidemünze dienen und von der Post als einer neuen Art von Bank für baar Geld eingelöst werden, ist vor Allem eine unberechenbare Zeitersparniß; man denke nur an die nervenzerrüttende, fieberhafte Ungeduld, die der arme Briefträger ausstand, während alte Damen im Strickbeutel nach dem Porto suchten! Die Penny- und die Schilling-Frankostempel (ein Brief nach den Colonien kostet 1 Schilling=10 Silberg.) sehen nicht elegant aus, und das Bildniß der Königin daran ist ein freches Pasquill auf das Gesicht Ihrer allergnädigsten Majestät, dennoch gelten diese Stempel bei der Post für ein Meisterstück der Prägekunst. Sie sind auf Zweckmäßigkeit, nicht auf Schönheit berechnet; die Verworrenheit der Zeichnung nämlich und gewisse geheimnißvolle Buchstabencombinationen in den Ecken sichern vor Nach-

machung und bringen den Falschmünzer zur Verzweiflung. — Die Anzahl der Briefe, welche jährlich aus dem Schooß des Londoner Postgebäudes über London, Großbritannien und die fünf Welttheile auf Flügeln des Dampfes oder unter bauchigem Segel ausgehen, beläuft sich heutzutage auf die Kleinigkeit von drei hundert Millionen. Außerdem befördert die Post durchschnittlich 70 Millionen Zeitungsnummern im Jahr: eine Papierlast von etwa 9765 Schiffstonnen Gewicht. Bis Indien, China und Australien aber geht das Exemplar einer Monstrezeitung wie die Times für einen Penny. Die Last ist der Post kein Gegenstand, denn auf ein paar Centner mehr oder weniger kommt es dem Dampfleviathan nicht an; sonst müßte jedes Exemplar 10 Pence statt eines zahlen oder der Verlust des Postamtes würde jährlich 2,625,000 Pf. betragen.

Nach den neuern Regelungen übernimmt die Post auch die Beförderung aller möglichen Dinge, die sich überhaupt verschicken lassen. Ganze Menagerien von Papagaien, Canarienvögeln, Eidechsen, Murmelthieren und Blutegeln, dazwischen Glacéhand- und Damenschuhe, Schawls, Perrücken und andere leichte Gegenstände reisen manchmal hunderte von englischen Meilen weit unter der zärtlichen Obhut rauher Postknechte. Selbst Stücke von Menschenleichen, zum Seciren, sind schon aufgegeben, aber durch den Geruch erkannt und zurückbehalten worden. — Die Postbeamten haben eine feine Nase, ein scharfes Auge und eine übermenschliche Geduld. Mancher Brief hat eine Adresse, die kein gewöhnliches Erdenkind entziffern würde: eine räthselhafte Handschrift, noch räthselhaftere Orthographie und Wohnungsangaben, die bestimmt scheinen, den Adressaten vor polizeilichen Nachforschungen ein Jahrhundert lang zu verstecken. Solche Briefe kommen in das „Blind Letter Office“ (Bureau blinder Briefe) und im Nu pflegt der geübte Clerc das Räthsel der Sphynx zu lösen. Manchmal kostet es einige Tropfen edlen Schweißes, wie ein Bluthund erster Race aber spürt der Brief gewöhnlich zuletzt seinen Mann auf. Es gibt jedoch Adressen, denen selbst ein Londoner Postbeamter nicht beikommen kann. Folgendes ist eine buchstäblich wahre Adresse, die unlängst im Blind Letter Office vorkam: „Mrs. Smith, hinter der Kirche, in England.“ Die Clercs waren außer sich, daß ihnen der Triumph entging, diese Charade zu lösen, denn die Smiths sind in England so häufig wie bei uns die Schmidt, Müller und Schulze, an Kirchen aber ist bekanntlich in England auch kein Mangel. Der Brief mußte leider für stockblind (stone blind) erklärt und in's Bureau der „todten Briefe“ (Dead Letter Office) geschafft werden, wo er erbrochen und, wenn der Schreiber zu ermitteln ist, diesem zurückgestellt, sonst aber ins Feuer geworfen wird. Es langen sogar Briefe mit ganz blankem Rücken an, ohne alle Spur einer Adresse, die sogleich ins Dead Letter Office wandern. Auffallender Weise finden sich in den blinden oder stockblinden Briefen, die ihren Herrn nicht finden können, sehr häufig Werthsendungen, Kupfer-, Silber- oder Goldstücke, Handschuhe, Spitzen, Ringe u. s. w. Wenn der Absender nicht zu ermitteln ist, fällt das Geld theils in den Staatsschatz, theils in eine Armencasse. Kleine Toiletteartikel pflegen die Clercs der Todtenbriefpost unter einander zu versteigern. Man rechnet auf jeden Tag in London acht stockblinde Briefe. Leer sind gewöhnlich die schottischen, selten sind es die irischen Episteln dieser Art. Der gemeine Irländer ist in einer zärtlichen Freigebigkeit gegen verwandte oder geliebte Personen eben so unerschöpflich wie in seiner Orthographie unergründlich und in seiner Unvorsichtigkeit unverbesserlich.

Ein Gemach ist in dem großen Gebäude von St. Martin's Le Grand für uns Festländer von besonderem Interesse: die Geheimstube (the secret room). Eine verborgene Treppe führte dahin und ein Beamter, von dessen Dasein und Wirken, nach der Versicherung unseres Gewährsmannes, das übrige Postpersonal kaum eine Ahnung hatte, saß manchmal den ganzen Tag darin eingeschlossen und stahl sich des Abends im tiefsten Incognito wieder nach Hause. Auf seinem Tisch lag eine zahlreiche Sammlung von Siegeln, ferner eine Brotkrume und eine Thonpfeife; seine Beschäftigung war

— Brieferbrechung. Wenn keines von den Siegeln paßte, so wurde vom Lack ein Abdruck in Brot genommen; die Thonpfeife, glühend roth gemacht, diente dazu, das Wachs zu schmelzen. In den chambres noires kontinentaler Hauptstädte gab oder gibt es eine reiche Auswahl feinerer Werkzeuge; das Geschäft scheint demnach in England ohne große Virtuosität betrieben worden zu sein. Die Erlaubniß zur Brieferbrechung (der warrant) mußte vom gesammten verantwortlichen Ministerrath ausgehen; im vorigen Jahrhundert jedoch soll das Cabinet mit diesen Vollmachten sehr verschwenderisch um sich geworfen haben, was wir ohne Bedenken glauben können. Sie wurden nicht blos ertheilt, wenn die Sicherheit des Staats auf dem Spiele stand, sondern zu Privatzwecken. Ein Hr. A. erhielt a. 1741 die Erlaubniß, alle Briefe an zwei Damen, mit denen sein Sohn in Verbindung stand, sich öffnen zu lassen. In diesem Jahrhunderte fungirte die Thonpfeife am fleißigsten zur Zeit der Napoleonischen Kriege, wo ihr Gluthauch täglich von ein paar Dutzend flämischen, französischen und deutschen Briefen das Siegellack der Verschwiegenheit löste; dann als der Chartistenaufstand in Nordengland drohte und endlich in der Angelegenheit Mazzini's, dessen Correspondenz gar nicht im schwarzen Postgemach, sondern von Herrn Graham im Foreign Office erbrochen und gelesen ward. Graham nahm sich diese Freiheit auf eigene Faust, ohne Wissen seiner Minister-Collegen. Man erinnert sich der stürmischen Debatten, welche darüber im Parlament stattfanden, und daß Mr. Duncombe im Namen und Auftrag des Flüchtlings Mazzini dem Minister hart zu Leibe ging. Seitdem soll die Geheimstube verlassen und verödet und das System der Brieferbrechung, welches dem Staat zuweilen einen guten Dienst und dafür dem Princip der öffentlichen Sittlichkeit tausend schlechte Dienste leistet, ganz verworfen und aufgegeben sein. Obgleich, bei der festgewurzelten Unabhängigkeit der Gerichte und bei der Unmöglichkeit willkürlicher Polizeichikanen in England, die Brieferbrechung dort dem Einzelnen nie so gefährlich werden und überhaupt niemals die Bedeutung haben konnte wie bei uns, so mögen wir doch einen Trost daraus schöpfen, daß die Postspionage selbst im freien Großbritannien erst 1842 vollständig aufgehört hat. Kriegszeiten und große Staatskrisen werden auch dort stets eine Ausnahme bedingen, und wenn wir den Erklärungen unserer Cabinette trauen können, so wird ja auch bei uns das zugesicherte Briefgeheimniß seit 1848 heilig gehalten. England hätte also in dieser Errungenschaft nur einen Vorsprung von sechs Jahren vor Deutschland voraus!? Und wollen wir jenen offiziellen Erklärungen kein unbedingtes Vertrauen schenken, so betrachten wir schon das Geständniß, daß man sich der Postspionage schämt, als einen Gewinn. Vor der Revolution z. B. schwieg Oestreich auf jede Beschwerde wegen Brieferbrechung still, es vindicirte sich sie als ein Recht. Neulich dagegen protestirte das k. k. Wiener Postamt in allen Zeitungen feierlich und förmlich gegen die Beschuldigung, daß es das Briefgeheimniß verletze. Das ist ein Fortschritt, sogar wenn die Protestation eine bloße Redensart wäre, denn — l' hypocrisie est un hommage rendu à la vertu.

Literarische Novitäten in England. — Ungarn nimmt noch immer die Aufmerksamkeit des englischen Publikums in Anspruch. Bei Colburn in London erschien: „Memoirs of a Hungarian Lady" (Memoiren einer ungarischen Dame) von Theréſè Pulsky. Mit einer historischen Einleitung von „Francis" Pulsky. Zwei Bände. — — Deutsch erscheinen dieselben Memoiren binnen Kurzem in Leipzig. — Longman kündigt den „Dorfnotar" von Baron Eötvös an, in's Englische übertragen von Otto v. Wenkstern (wahrscheinlich nach einer deutschen Uebersetzung aus dem Magyarischen) und mit einer Einleitung versehen von Francis Pulsky. Baron Eötvös, der im März 1848 ungarischer Cultusminister wurde, gehört bekanntlich zu den geistvollsten und reformfreundlichsten Männern der altconservativen Partei in Ungarn. — Eines der besten touristischen Werke über das östreichische Donauland, „Hungary and Transylvania. By

John Paget" (bei Murray in London) hat merkwürdiger Weise erst in Folge der letzten Ereignisse, eine zweite Auflage erlebt. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien vor mehrern Jahren in hiesigem Verlage von Weber; die halb großdeutsche, halb christlich-germanische Censur jener Zeit aber fand sich bewogen, eine der interessantesten Partien des Buches, über das Verhältniß der Südslaven zu Rußland und über die Interessen der Donauschifffahrt zu streichen. Inzwischen sind Paget's Voraussetzungen ihrer Erfüllung einen Schritt näher gekommen. — Die Revolutionen des Continents überhaupt werden den englischen Buchhandel noch lange beschäftigen. Bentley bringt „The Political Movements of Austria" (die politischen Bewegungen in Oestreich) in den Jahren 1848 und 1849 vom Baron Pillersdorf, aus dem Deutschen übertragen von George Gaskell, Esq., „a Resident at Vienna" (einem Bewohner Wiens) wie auf dem Titelblatt bemerkt wird. Es ist nichts Anderes als die kleine Flugschrift von Pillersdorf, welche voriges Jahr bei Manz in Wien herauskam, und das Athenäum hat Recht, den „vorsichtigen und leidenschaftslosen" Ton derselben zu rühmen, denn sie ist beinahe zu vorsichtig und so allgemein gehalten, daß man sie nur als eine Vorrede zu einem künftigen historischen Werk ansehen kann. — Unter Andern erscheint bei Bentley auch „The Battle Summer" (der Schlachtensommer) oder Erlebnisse auf dem europäischen Festland im Jahre 1849, von H. Marvel, Verfasser „der frischen Nachlese; oder eine neue Garbe von den alten Feldern des continentalen Europa." Ein militärisch-romantisches Buch.

Haynau zum dritten Mal. — Unser Correspondent aus Ungarn beantwortet vorn den wunderlichen Erlaß Haynau's, indem er nachweist, daß das magyarische Revolutionstribunal nicht mehr als sechs Todesurtheile gefällt hat. Das ist der Standpunkt des Magyaren. Der Deutsche wird auf die Anschauung des östreichischen Militärherrschers gar nicht eingehen. Angenommen, Haynau's Behauptung sind gegründet, was beweisen sie? Rechtfertigt eine Barbarei die andere? Haynau scheint von dem Grundsatz auszugehen, daß der conservative Pacificator wenigstens eben so viel Opfer schlachten muß, wie früher der revolutionäre Terrorismus, gleichviel wen das Opferloos trifft. Aug um Auge, Zahn um Zahn! Für uns liegt eine schreckliche Naivität in jenem Erlaß, dessen Verfasser sich auf den Standpunkt eines Cabrera im spanischen Bürgerkrieg stellt. Carlisten und Christinos nahmen gegenseitig blutige Repressalien, aber sie nannten's nicht Justiz.

Politische Plaudereien. — Vor einem Jahre sagte in Wien ein Levantiner zu mir: „Gott gebe, daß die Revolution in Europa recht lange dauert." — Sehr menschenfreundlich von Ihnen, erwiederte ich, aber was habt Ihr im Morgenland von unsern Revolutionen? — „O, sehr viel," antwortete der Mann im rothen Fes „Sehen Sie, Kyrie, bei uns ist jetzt das schönste Leben von der Welt, Alles eine Lieb' und Eintracht, es kann im Paradies nicht friedlicher zugehn: und zwar aus einem einfachen Grunde. Eure Diplomaten haben jetzt zu Haus zu thun und lassen uns in Ruh; seit diese Sp—n nicht mehr um die Ehre streiten, unsere Angelegenheiten zu ordnen, hat alle Unordnung und Streiterei im Orient aufgehört!" — Jetzt hat sich das Blättchen gewendet. Die Diplomatie hat zwar im Abendlande noch keine Ferien, sie hat nirgendswo einen dauernden und beruhigenden Zustand geschaffen, das ist überhaupt ihre Sache nicht, aber die erste Angst ist vorüber, sie verschnauft ein Weilchen und kann die Hälfte ihres wiedergewonnenen Athems verwenden, um in die glimmende Asche der orientalischen Frage zu blasen. Rußland rückt der Pforte immer näher. Den Weg nach Constantinopel hat es sich durch die Intervention in Ungarn wieder eine Strecke weit fest gepflastert. Oestreich ist so gefällig, ihm dazu die Steine zu

klopfen; denn während es mit der einen Hand die Magyaren sich zu Todfeinden macht, muß es mit der andern die Südslaven von sich stoßen, welche jetzt mit ihren Brüdern jenseits der Donau gemeinschaftlich zum weißen Czaren beten. Der bosnische Aufstand wird, wie einst der secbische, von St. Petersburg begünstigt, und sollten die Insurgenten auch diesmal im Stich gelassen werden, das nächste Mal werden sie es gewiß nicht. Die russische Hand scheint noch tiefer unten bei einer kleinen Wühlerei von englischen Gegenwühlern ertappt worden zu sein, sonst hätte sich Lord Palmerston besonnen, wegen einer Geldforderung den Collectivzorn der ganzen östreichisch-bairischen Presse durch die Blockade Griechenlands herauszufordern. Die Blockade ist ein Gewaltstreich gegen den andern. Rußland verletzt in den Donauprovinzen die Verträge, England verletzt gegen das russisch gesinnte Hellas die Billigkeit und das Herkommen. Aber einen Sinn hat dieser Gewaltschritt. Wenn Titoff einst zu Stratford Canning sagte: „Was haben wir von euch Engländern zu fürchten? Vous nous pincerez le cul, auf deutsch: Ihr werdet uns in Odessa zwicken, bah, das läßt sich aushalten" — so will Palmerston zeigen, daß England im Nothfall noch andere Mittel hat, um den Plänen Rußlands ein Schach zu bieten. Komisch ist die Rolle, welche die andern Großmächte bei diesem Handel spielen. Frankreich, das leidenlahme, macht den Achselträger zwischen John Bull und dem Moskoff. Oestreich läßt seine offiziellen Blätter auf russisches Commando gegen England bellen, als wäre sein Beruf im Osten gefährdet, wenn dem Wachbären an der Donau und am schwarzen Meer die Klauen ein wenig gestutzt würden. Den Zorn der Großmacht Baiern können wir begreifen. Unser kleiner Finger hat uns die geheimen Hintergedanken des Hauses Wittelsbach verrathen. Es geht mit großen Dingen schwanger, und hat sich nichts weniger vorgenommen, als Griechenland sich zu annexien. Dadurch wird es eine faktische Großmacht, bringt Deutschland als Mitgift eine fertige Flotte mit, über deren täglich mächtiger schwellende Segel sämmtliche Lords der englischen Admiralität die Gelbsucht bekommen haben, wie kann es dann fehlen, daß der Wittelsbacher den Hohenzoller und den Lothringer ausstieht, ein Parlament in die Walhalla beruft, zum Kaiser von Deutschland ausgerufen wird, und die Wiedervereinigung des occidentalischen mit dem orientalisch-römischen Reiche anbahnt. Nur so kann ein wahrhaft und genügend großes Großdeutschland zu Stande kommen, und nur, um zur Verwirklichung dieser Entwürfe Zeit zu gewinnen, hat Hr. v. der Pfordten einen so windigen Verfassungsentwurf für das noch viel winzige Siebzigmillionenreich auf's Papier geworfen. Wir verstehen. Nur sollte in diesem Falle der Grimm der Augsburger Allgemeinen weniger einseitig donnern. Sie nennt die Engländer seit einigen Wochen „Seeräuber"; wir hätten Nichts gegen dieses Compliment, wenn sie den Russen den ihnen mit eben so gutem Recht gebührenden Titel „Landräuber" oktroyirte; denn auch Rußland steht den Wittelsbach'schen Absichten auf das occidentalisch-orientalische Kaiserthum im Wege.

Wäre Lord Palmerston identisch mit England, so käme, aller Wahrscheinlichkeit nach, die orientalische Frage in diesem Frühjahr zur Entscheidung. Eine Ausgleichung wird aber für dieses Mal nicht ausbleiben. Machen wir uns indessen keine Täuschung; die endliche Krisis läßt kein Menschenalter, vielleicht kein Decennium, vielleicht keine zwei Jahre mehr auf sich warten. Aber auch nach einem Menschenalter wird Deutschland nicht so weit erstarkt sein, um beim Völkerstreit um die türkische Erbschaft ein großes Wort mitsprechen zu können. Ein Stück dieser Erbschaft, welches jetzt ein Scheinleben für sich führt, kann bei einer solchen Gelegenheit der Versteigerung nicht entgehen; der griechische Staat ist ein todtgebornes Diplomatenkind, welches nicht bestimmt scheint groß zu wachsen. Die griechische Frage wird dann lauten: englisch oder russisch? Deutschland dürfte schwerlich lange im Zweifel sein, welche Antwort seinen politischen und vielleicht auch seinen commerziellen Interessen tröstlicher klingt.

— Die kurhessische Restauration hat ihre humoristische Seite. Die Nachricht: Hassenpflug am Staatsruder, traf das Ländchen wie ein Donnerschlag. Aber der ver-

schrieene Reactionär läßt einige Notabilitäten Kassels zu sich kommen und beruhigt sie mit den Worten: Fürchten Sie keine Reaction von mir, ich bin zwar mein Lebtag ein arger Absolutist gewesen, aber durch die Revolution bin ich gewitzigt worden, ich werde mir die Lehre merken. Selbst der Kurfürst legt eine ähnlich klingende Beichte ab und sagt: „Ich bin durch meine Vergangenheit hinreichend gewarnt worden." Nun, über einen bekehrten Sünder ist im Himmel und bei Hofe mehr Freude als über neun und neunzig Gerechte. Das kurhessische Volk aber hat keine Freude an diesen reuigen Sündern, weil es an ihre Bekehrung nicht glaubt. Die ersten Ernennungen und Verordnungen Hassenpflugs geben dem Unglauben des Volkes Recht, die Kammer hat ihm ein entschiedenes Mißtrauensvotum ertheilt, welchem die Bürgerschaft sich angeschlossen hat. Doppeltes Mißtrauen hat Hassenpflug durch sein Verhalten in der deutschen Sache sich zugezogen. Er erklärte dem Staatenbund beizutreten, wenn durch ihn die Vereinigung des ganzen außerösterichischen Deutschlands zu Stande komme, wozu, wie man weiß, jetzt keine Aussicht ist.

Während Hannover sein Wort mit Kraft bricht und dem Vertrag vom 26. Mai vor der Kündigungszeit den Rücken kehrt, während Hessenkassel gegen den Willen des hessischen Volkes zu laviren anfängt, hat das sächsische Ministerium einen viel genialeren Weg betreten. Es stellt sich über die feindlichen Parteien in der deutschen Frage, es unterzeichnet den Vierkönigsbund des Herrn v. d. Pfordten gerade so wie den Dreikönigsbund des Herrn v. Manteuffel und erklärt, beides seien doch eigentlich nur „Entwürfe," an denen man zu gleicher Zeit sich betheiligen könne, wie man zugleich in die östreichische und in die preußische Lotterie setzen kann. Wen das Ministerium Beust in seinem Herzen protegirt, darüber läßt es uns im Dunkeln, doch scheint es ausgemacht, daß seine Protection weder da noch dort den Ausschlag geben wird.

Die „Leipziger Zeitung" protegirt mit ansdauernder Geschwätzigkeit Alles, was von Baiern und Oestreich kommt: Verfassungsentwürfe, Klatschereien und Zeitungsenten. Sie ist selbst eine Art journalistische Ente, und hat von diesem gemüthlichen Thiere die Eigenschaft, keine Kostverächterin zu sein; ihr breites Schnäbelchen fischt z. B. aus dem Sumpf der „Oestreichischen Reichszeitung" die schmutzigen Correspondenzen aus Schumla wie Leckerbissen auf. Die „Oestreichische Reichszeitung" glaubt dem Cabinet Schwarzenberg einen Dienst zu erweisen, wenn sie das Privatleben der ungarischen Emigration in Schumla in schlechten Geruch bringt, Kossuth als einen leichtsinnigen Ehemann und seine Frau als einen weiblichen Othello schildert. Diese Pikanterien verflicht sie in die Besprechung der Flüchtlingsfrage, wahrscheinlich um Haynau über den ungehenkten Zustand der Rebellen und Baron Stürmer über seine diplomatischen Niederlagen in Konstantinopel zu trösten. Ihr Correspondent, der in das geheimste Treiben der Verbannten eingeweiht ist, kann nur ein ungarischer Renegat, der sich zum k. k. patriotischen Spion ausbildet, oder ein östreichischer Polizeiagent sein, denn es ist kaum anzunehmen, daß einer von den bulgarischen Einwohnern des Ortes an ein Wiener Blatt correspondirt. Jedenfalls ist die östreichische Reichszeitung sicher vor direktem Widerspruch. Weder Kossuth noch Dembinski ist in der Lage, sie mit einer Entgegnung zu behelligen, wenn sie sich auch zu einem solchen Schritt herablassen wollten. — Ein deutsches Blatt sollte so viel Ehrgefühl haben, um mit solchem Schmutz seine Spalten nicht zu verunreinigen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**
Druck von **Friedrich Andrä.**

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Lamartine.

II.

Kaum wiederhergestellt von einer schweren Krankheit, tief bekümmert über den Verlust einer Geliebten, bot Lamartine im Jahr 1820 eine Sammlung seiner ersten Gedichte verschiedenen Pariser Buchhändlern zum Verkauf. Nach vielen mißlungenen Versuchen fand er endlich in Nicolle einen Verleger. So erschien sein erstes Werk, die Méditations poétiques, welches einen so ungewöhnlichen Anklang fand, daß in Frankreich allein, ohne den belgischen und deutschen Nachdruck zu rechnen, innerhalb des kurzen Zeitraums von 4 Jahren 45,000 Exemplare verkauft wurden.

Dieser literarische Erfolg, der glänzendste in Frankreich seit Chateaubriand's Génie du Christianisme, eröffnete Herrn von Lamartine die diplomatische Laufbahn. Als Attaché der Gesandtschaft begab er sich 1821 nach Florenz, lernte hier eine reiche junge Engländerin kennen, Miß Marianne Birch, die sich in seine Verse verliebt hatte, und verheirathete sich mit ihr. Von da an lebte er nach und nach erst in Neapel als Gesandtschaftssecretär, dann mit demselben Titel einige Zeit in London, und kam endlich als Geschäftsträger nach Toscana zurück. Während dieser Zeit war sein schon durch seine Heirath bedeutendes Vermögen noch durch die Erbschaft eines reichen Oheims vergrößert worden. Auch aus seinen Gedichten hatte er eine bedeutende Einnahme. Im Jahre 1823 erschienen die Nouvelles méditations, und darin die berühmte Ode an Bonaparte; in demselben Jahre „der Tod des Socrates," und nach dem Tode Byron's der „letzte Gesang von Childe Harold's Pilgrimfahrt." In dem letzteren kam eine Stelle vor gegen die entarteten Nachkommen der alten Römer, für welche der neapolitanische Obrist Pepe im Namen seiner Nation Genugthuung forderte. Es kam zu einem Duell, in welchem Lamartine gefährlich verwundet wurde. Nachdem er bei der Krönung Karls X. den Chant du Sacre veröffentlicht hatte, kehrte der Dichter im Jahre 1829 nach Frankreich zurück, und im Mai desselben Jahres erschienen die Harmonies poétiques et religieuses. Er wurde in Folge dieses

Werkes in die Akademie aufgenommen, wo er bei seinem Eintritt (1. April 1830) eine Lobrede auf seinen Vorgänger, den kaiserlichen Staatsmann und Historiker Daru hielt, und sollte eben als bevollmächtigter Minister nach Griechenland abgehen, als die Julirevolution ausbrach. Die neue Regierung bot ihm die Fortdauer seiner bisherigen diplomatischen Stellung an, er schlug es aber aus und blieb im Privatleben. — Soweit die zweite Periode seines Lebens, auf die wir hier nachträglich noch einen kritischen Blick werfen wollen.

„Bei meinem Eintritt in die Welt," sagt Lamartine selber, „war nur eine Stimme darüber, daß die Poesie, diese geheimnißvolle Kraft des menschlichen Geistes, auf immer untergegangen sei. Das Kaiserreich war eine Incarnation der materialistischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Die herrschenden Mathematiker, die damals allein zu Worte kamen, und die uns jungen Leute niederhielten, glaubten alles Göttliche und Melodische im menschlichen Denken unterdrückt zu haben. Es war das satanische Lächeln eines bösen Geistes, dem es gelungen ist, ein ganzes Geschlecht zu entwürdigen, die Tugend in der Welt zu tödten. Mit Triumph sagte man zu uns: „Liebe, Philosophie, Religion, Begeisterung, Freiheit, Poesie, alles das sind leere Worte. Berechnung und Gewalt, Ziffer und Säbel, darauf kommt Alles heraus. Wir glauben nur, was sich beweisen, empfinden nur, was sich greifen läßt. Die Poesie ist gestorben mit dem Spiritualismus, aus dem sie entsprungen war." „Mit einem sichern Instinct zitterten sie vor der Auferstehung des freien Empfindens, und drückten es in ihren Schulen im Keim darnieder. Die Ziffer allein war erlaubt und geehrt, das sicherste Werkzeug der Tyrannei und der Tyrannen jeder Zeit, weil sie gleichgültig ist gegen den Inhalt." „Nur zwei Geister protestirten gegen dieses Todesurtheil der Seele, Frau von Staël und Chateaubriand." — Den letztern haben wir in seiner poetisch-christlichen Thätigkeit bereits gewürdigt, auf die erstere kommen wir noch einmal zurück. — „Mit der Rückkehr der Bourbons trat in die Poesie eine neue Richtung; die Jugend, die jetzt auf dem Schauplatz erschien, war ein neues, besseres Geschlecht." „Die Poesie, aus welcher eine Art geistiger Profanation unter uns so lange eine raffinirte Folter der Sprache gemacht hatte, ein unfruchtbares Spiel des Geistes, erinnerte sich ihres Ursprungs und ihres Ziels. Elle renaît fille de l'enthousiasme et de l'inspiration, expression idéale et mystérieuse de ce que l'ame a de plus éthéré et de plus inexprimable (Ausdruck dessen, was nicht auszudrücken ist!), sens harmonieux des douleurs ou des voluptés de l'esprit u. s. w. Vor allen Dingen wird der menschliche Gedanke durch eine religiöse Gluth in seinen innern Tiefen aufgewühlt."

Dieses religiöse Element, welches der nothwendigen Reaction des öffentlichen Geistes in Frankreich gegen den nur scheinbaren, ganz oberflächlichen Sieg der Aufklärung entsprach, hat ebenso wie bei Chateaubriand, wesentlich zu dem großen Erfolg dieser Gedichte beigetragen. Für uns hat dieses süßliche, gezierte

Christenthum, dem man es jeden Augenblick ansieht, daß es nicht der Ausdruck einer tiefen innern Ueberzeugung ist, daß es lediglich aus einer raffinirten Caprice entspringt, etwas höchst Widerliches. Wir Deutschen haben in unsern Kirchenliedern aus dem 17. Jahrhundert, so sehr sie dem Standpunkt unserer Bildung und dem Ideal unserer Empfindungsweise widersprechen, einen Schatz von echter Poesie, der zehnfach all die schönen Worte aufwiegt, welche das moderne Christenthum dem lieben Gott, der heiligen Jungfrau und den übrigen Personen des offiziellen Cultus gesagt hat. Denn jene schlichten, rohen Gesänge waren die realen Seufzer einer gepreßten Brust, die qualvolle Anstrengung des Glaubens, das widerspenstige Herz zu überwinden, und diese subjective Wahrheit ist poetisch, auch wo sie rast; diese unheilige Coquetterie dagegen ist für den Theetisch berechnet, und ist kraftlos, unwahr, siech, wie die restaurirte Religion überhaupt.

Auch über den formalen Werth jener Poesien müssen wir Deutschen anders urtheilen als unsere überrheinischen Nachbarn. Es ist allerdings nicht jene Kälte des Herzens, die uns bei Victor Hugo befremdet hat, die sich in ein bloßes Raffinement der Form verliert, es ist eine sentimentale Geschwätzigkeit, eine Gewohnheit der Thränen und Seufzer, die aller Intensivität entbehrt; ein geläufiges Aneinanderreihen von Bildern und Empfindungen, die weder eine Melodie noch eine Größe des Gedankens erlauben. Von dem deutschen Liede, wie es Göthe geschaffen, wie er es eigentlich unserm alten Volkslied abgelernt, hat der Franzose keinen Begriff; er hat nie die Ruhe, ein einfaches Bild, eine reine Stimmung festzuhalten. Aber er hat auch keinen Begriff von jener kühnen Poesie, die mit der Dialektik des Gedankens den stolzen Wettstreit unternimmt, die in die Sprache der Empfindung übersetzt, was in der Philosophie nur dem Scheine nach eine nüchterne Aufeinanderfolge von Schlüssen, in der That aber ein entschlossener Griff des Geistes ist in das widerspruchsvolle Gewebe der Natur. Spinoza's mathematisch-scholastische Syllogismen würden sich von einem poetischen Geist in ein echtes Gedicht übersetzen lassen. Schiller's sogenannte didactische Gedichte werden darum all die Ephemeren unserer neuen Reflexion überleben, weil sie in höherm Sinn philosophisch sind, weil sie in der Freiheit das Gesetz verehren. Lamartine wie unsere Anastasius Grün reflectirt schlecht und recht, was ihm gerade einfällt; seine Reflexionen haben keinen Anfang und kein Ende, und so ermüdend schon in ihrer gegenwärtigen Länge die eintönige Geschwätzigkeit ist, mit der der Dichter mit seinen Einfällen spielt, so ist nie ein Grund abzusehn, warum sich dieses Spiel nicht noch viel weiter ausdehnen sollte.

Sehr lehrreich ist die Schilderung, welche Lamartine in der Vorrede zu seinen Recueillements (1838) von der Art und Weise seines Producirens gibt. — — Sein Dichten fällt gewöhnlich in den Herbst. — „Kaum hat es fünf geschlagen auf der langsamen und heisern Uhr des Thurmes, der meinen Garten beherrscht, so verlasse ich mein Bett, ermüdet von Träumen, zünde meine

kupferne Lampe an und mache Feuer in dem Kamin, um mein Wachen in diesem kleinen, gewölbten, stummen und isolirten Thurme zu erwärmen, welcher aussieht wie ein Grabgewölbe, noch durch die Thätigkeit des Lebens bewohnt. Ich öffne mein Fenster, ich thue einige Schritte auf den wurmstichigen Fußboden meines hölzernen Balkons. Ich betrachte den Himmel und die schwarzen Bergzacken, die sich bestimmt und scharf auf dem Blaßblau des Winterhimmels abzeichnen, oder ihre Spitzen in einem schwerfälligen Ocean von Nebeln verbergen; wenn es windig ist, so sehe ich die Wolken über die letzten Sterne ziehen, welche leuchten und verschwinden wie die Perlen der Tiefe, welche die Welle in ihren Krümmungen bloßlegt und wieder bedeckt. Die schwarzen, entblätterten Zweige der Nußbäume auf dem Kirchhof winden sich klagend unter der Folter der Lüfte, und der nächtliche Sturm fegt die Haufen der trockenen Blätter durcheinander, die wie eine Brandung an den Fuß des Thurmes schlagen. Bei einem solchen Schauspiel, in einer solchen Stunde, in einem solchen Schweigen, in Mitte dieser sympathetischen Natur, dieser Hügel, wo man groß geworden ist und wo man zu altern gedenkt, zehn Schritt von dem Grabe, wo Alles, was man am Meisten auf dieser Erde beweint hat, ausruht und uns erwartet — ist es möglich, daß die erwachende Seele, welche sich in die Luft dieser Nächte taucht, nicht in einem Schauder das Gefühl des Universums in sich rege werden läßt (n'éprouve pas un frisson universel), sich nicht für einen Augenblick verliert in dieses prachtvolle Ineinandergreifen des Firmaments in die Berge, der Sonne in die Wiesen, des Windes in die Bäume, und daß nicht ein schneller, elastischer Gedanke sich aus dem Herzen erhebt, um zu diesen Sternen zu steigen, und von diesen Sternen zu Gott! Ein Etwas trennt sich von mir, um sich mit dem All zu vermischen, ein Seufzer führt mich zu Allem zurück, was ich gekannt, geliebt, verloren habe, in diesem Hause und anderswo; eine starke Hoffnung führt mich in den Schooß Gottes, wo Alles sich wiederfindet; Melancholie und Enthusiasmus mischen sich zu einzelnen Worten, in welche ich laut ausbreche, ohne Furcht, daß Jemand anders sie vernehmen werde, als der Wind, der sie zu Gott trägt. — Es wird kalt, ich schließe mein Fenster und kehre in den Thurm zurück, wo das Kaminfeuer prasselt und mein Hund mich anwedelt. — Was soll ich nun während dieser drei stummen Stunden thun, welche dem Erwachen des Tages vorangehen? Alles schläft u. s. w. u. s. w. Man ist ruhig und vertrauensvoll, denn der Tag gehört den Menschen, die Nacht nur Gott. Ich genieße einen Augenblick die Wollust dieser vollkommenen Sicherheit. Ich mache einige Schritte nach allen Seiten hin, ich betrachte ein oder zwei Porträts, die an der Wand hängen, Bilder, die um tausendmal besser in meinem Herzen ausgeprägt sind, ich rede zu ihnen, ich rede zu meinem Hunde, der mit einem intelligenten und unruhigen Auge allen Bewegungen meines Geistes und meines Körpers folgt. Zuweilen falle ich auf die Kniee vor einem dieser theuern Andenken; noch häufiger gehe ich auf und ab, indem ich meine Seele

zum Schöpfer erhebe, und einige Fragmente von Gebeten stammle, die unsre Mutter uns in der Kindheit lehrte u. s. w.

„Nachdem ich dies gethan — und muß man damit nicht Alles anfangen und beschließen? — setze ich mich an den alten Eichentisch, an dem mein Vater und Großvater gesessen. -- (Dieser wird beschrieben.) — In Mitte vieler bestaubter Bände liegt schönes weißes Papier, Bleistifte und Federn. Den Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf auf die Hand (die Lieblingsstellung des Dichters, wie wir später bei der Revolutionsgeschichte sehn werden), das Herz angeschwollen von Gefühlen und Erinnerungen, den Gedanken voll von unbestimmten Bildern, die Sinne in Ruhe oder in gelinde Melancholie gewiegt durch das Gemurmel des Waldes, welches sich an meinen Fenstern bricht, lasse ich mich in meinen Träumen gehen, empfinde Alles, denke an Alles, spiele mit meinem Bleistift — die Bewegung des Gedankens macht Halt, die Empfindungen und Bilder häufen sich zusammen, sie suchen eine Gestalt, und ich sage zu mir selber: Ich will schreiben. — Die besten dieser Gedichte zerreiße ich wieder, denn das Auge oder das Ohr der Menschen würde sie entweihen. Ce qu' il y a de meilleur dans notre coeur n'en sort jamais." —

Ich knüpfe an diese coquette Schilderung zwei Bemerkungen. Wenn man sich diese poetische Empfindungsweise als constante Morgenbeschäftigung denkt, so möchte sie doch ebenso demoralisirend auf die Wahrheit und Gesundheit der Empfindung einwirken, als der Pietismus. Ich würde es eher begreifen, wenn Lamartine Cigarren rauchte; ich wage es aber kaum zu hoffen. — Sodann ist dieses blos receptive Verhalten gegen die poetischen Stoffe verderblich für die Kunst. Auch das lyrische Gedicht, obgleich es am meisten Stimmung verlangt, verlangt doch die ordnende Hand des denkenden Künstlers, um diese Stimmung wiederzugeben. Der unrhythmische Fluß der Empfindungen, die geschmacklose Gruppirung der Farben und Gestalten, das Verschwimmen in inhaltlosen Gefühlen, die keine Berechtigung haben, weil sie ohne Tiefe sind, wird uns bei dieser Entstehungsweise deutlich. — Ich gehe nun auf das Einzelne über.

In den *Méditations* ist das hervorstechendste Gedicht eine Ode an Lord Byron. „Du, dessen wahren Namen die Welt noch nicht kennt, geheimnißvoller Geist, Sterblicher, Engel oder Dämon. Die Nacht ist dein Aufenthalt, der Schrecken dein Gebiet. Der Schrei der Verzweiflung ist deine liebste Musik. Das Böse ist dein Schauspiel, der Mensch dein Opfer. Dein Auge hat, gleich Satan, den Abgrund ermessen, und dein Geist sich tief hineintauchend fern von dem Tageslicht und von Gott, hat von der Hoffnung auf ewig Abschied genommen. — Deine Stimme singt in einer höllischen Melodie dem finstern Gott des Bösen Siegeshymnen. — Auch Ich! ich habe vergebens das Wort gesucht, welches das Räthsel des Lebens löst; die Welt ist für den menschlichen Stolz ein verschlossenes Buch.

Cherchant ce grand secret sans pouvoir le surprendre,
J'ai vu partout un Dieu sans jamais le comprendre,
Et ma voix se brisant contre ce ciel d'airain,
N'a pas même en l'honneur d'irriter le desten.

Aber eines schönen Morgens rief es in mir: Ruhm sei dem Ewigen! Hoffentlich wird es auch dir tagen, enfant déchu d'une race divine. Laß den Söhnen der Nacht den Zweifel und den Fluch. Notre crime est d'être homme et de vouloir connaître. Ignorer et servir, c'est la loi de notre être." — Ein eben so fader Trost, als jene Schilderung des britischen Dichters ungenau ist. So scharf Byron die Contraste zwischen der Welt des Wissens und der Welt des Wollens auszumalen versteht, so ist doch sein Standpunkt ein sittlicher; er verzweifelt zuweilen, obgleich nicht immer, aber auch diese Verzweiflung ist nur ein Ausdruck des sittlichen Glaubens, der sich in die Sinnenwelt nicht zu finden weiß. — Später hat Lamartine den Childe Harold, diese bei allen einzelnen Schönheiten im Ganzen ziemlich langweilige Reisebeschreibung, durch einen letzten Gesang zu ergänzen gesucht. Was aber Byron's eigentlichen Vorzug ausmacht, diese lyrische Energie, in der ihm kaum ein anderer Dichter gleichkommt, diese Gluth der Empfindung, die uns erschüttert, auch wo wir sie nicht theilen können, fehlt bei Lamartine gänzlich. Es ist stets die oberflächlichste Reflexion, die erst ungeheure Anstrengungen macht, ruchlos zu sein, und dann mit einer scheinheiligen Miene das Kreuz schlägt über die eigne Kühnheit: O christ, pardonne-lui! Byron, sagt er, hat seine glänzendsten Seiten durch einen frechen Scepticismus vergiftet, der ebenso verderblich war für die Jugend, die ihn bewundert, als für sein eignes Talent.

Wir wollen ihn nicht entschuldigen, vielleicht, wenn er länger gelebt hätte u. s. w. Aber er ist nicht mehr, wir wollen einen Schleier darauf werfen u. s. w. — Welch gleisnerische Sprache! — Als Epiker fühlt Lamartine sich verpflichtet, die Muse anzurufen, aber nicht die objective, griechische des Maaßes und der Schönheit, sondern die christliche, subjective: toi qui n'as pour séjour, pour temples, pour autels, que le sein frémissant des généreux mortels, die man also erst gar nicht anzurufen brauchte. — Von dem Byronschen Gott wird gesagt, er sei cet agent suprême, ce Pan mysterieux, insoluble problême, als ob der christliche Gott ein auflösbares Problem wäre! — Harold, der sich hier ganz in die Person seines Dichters verwandelt, setzt seine Reise mit den nöthigen Episoden weiter fort, bis er nach Griechenland kommt. Ein alter frommer Einsiedler sucht ihn zu bekehren, vergebens. Harold ringt beständig nach einer unmittelbaren Offenbarung Gottes, seine Zweifel aufzuklären, denn unser katholischer Freund, der Schüler der Jesuiten, sieht den Contrast immer nur äußerlich, und glaubt, ihn auf eine äußerliche Weise heben zu können, während der Widerspruch zwischen dem Weltlauf und den Wünschen des Herzens in der Natur der Sache

liegt und durch zwanzig Offenbarungen nicht gelöst werden kann. Das höhere Wesen wirkt also hier nur durch äußerliche Mittel; als Harold auf dem Sterbebette liegt, ruft ihm eine Stimme von Oben zu: Jetzt ist der schreckliche Augenblick gekommen, jetzt wähle! wenn du dich nicht unterwirfst, so kommst du in die Hölle! — Harold erstarrt vor Schreck, und bebt in den furchtbarsten Schauern der Todesangst, aber er schweigt doch. Da ruft jene Stimme: Jetzt ist es zu spät! Harold stirbt, und käme in die Hölle, wenn nicht Lamartine dazu wieder zu gutmüthig wäre, er hofft vielmehr, Gott werde in seiner Weisheit doch noch Mittel finden, sein freilich gerechtes aber, strenges Urtheil zurückzunehmen. - - Vermuthlich im Fegefeuer. — Wir kehren zu den Meditationen zurück.

Der specifisch christliche Inhalt derselben ist schon erwähnt. Gott, Unsterblichkeit, Christus u. s. w. kehren überall wieder. Auch die vortrefflichsten Dinge ermüden, wenn sie an ungehöriger Stelle auftreten. Die lyrischen Theodiceen sind im Geschmack unserer früheren Kinderschriften über Naturgeschichte, wo man die Weisheit Gottes unter andern aus den Krebsscheeren herleitete. Die Zweifel, mit denen sich der Dichter abquält, würden bei uns einen jungen Studenten zum Lächeln bringen, und die Lösung derselben ist von der Art, daß Tiedge's Urania im Vergleich damit eine wahrhaft erschreckende speculative Tiefe aufschließt. Gott sagt einmal: das ganze Weltall traut auf mich, der Mensch allein wagt zu zweifeln. Mais ma vengeance paternelle confondra ce doute infidèle dans l'abime de ma bonté. — So bricht die Gutmüthigkeit des Dichters immer die Spitze ab. — Desto herzhafter werden die vereinzelten Kämpfer für die gute Sache der Religion, Bonald, Lamenais, Chateaubriand u. s. w. in verschiedenen Oden aufgemuntert, immer frisch darauf zu gehn. Ueberhaupt hat unter der jungen Poetenschule das gegenseitige Anfingen und Weihrauchstreuen auf eine bedenkliche Weise überhand genommen. Der eine wird nicht müde, den andern für einen großen Mann zu erklären, und dabei bescheiden zu bemerken, er hoffe, seiner Freundschaft würdig zu sein. — Die mathematische Richtung des Zeitalters wird mit Leidenschaft bekämpft. Le lourd compas d'Euclide étouffe nos arts enchanteurs. Elans de l'ame et du génie, des calculs la froide manie chez nos pères vous remplaça; ils posèrent sur la nature lé doigt glace qui la mésure, et la nature se glaça. Der Enthusiasmus sei berufen, die Welt zu erklären, nicht die Vernunft. — Schiller hat Aehnliches ausgesprochen, aber in einer andern Verbindung. Allerdings hat die Mathematik mit der Poesie nichts zu thun, aber wenn die Poesie unternimmt, die Mathematik zu bekämpfen, so macht sie sich lächerlich. — Ich übergehe die andern Gedichte, welche aus dem Kampf gegen das Zeitalter entsprangen: der sterbende Christ, der sterbende Dichter; Saul und Samuel, ein dialogisirtes Fragment ohne Pointe; Sappho, der Geist Gottes; der Engel, ein episches Fragment u. s. w. In der landschaftlichen Poesie, die überall, auch bei den religiösen Dithyramben, den eigentlichen Hintergrund bildet, hat Lamartine die meiste Verwandt-

ſchaft mit Mathiſſon und Salis, nur daß er ſich nicht auf ſo barocke Reime legt. Doch bringt er es auch hier nie zu einem eigentlichen Bilde, dazu iſt ſein Idealismus zu trübe und unbeſtimmt. Il me faut, ſagt er einmal, un séjour qui n'ait pas d'horizon; l'infini dans son sein absorbe ma pensée. Das iſt eine unglückliche Neigung für einen contemplativen Dichter, der ohnehin nicht viel Anlage zur Geſtaltung hat. — In den „Neuen Meditationen" nimmt er Abſchied von der Poeſie. Bekanntlich hat die Trennung nicht lange gedauert.

Der „Tod des Socrates" iſt eine ſehr ſeichte und weitſchweifige Paraphraſe des Kriton und Phädon, ohne eigentliches Verſtändniß der Sache mit eingeſtreuter Polemik gegen den herrſchenden Materialismus, anderweitigen chriſtlichen Reminiscenzen und einer ſehr proſaiſchen Theorie von der Unſterblichkeit der Seele. Von dieſem Gedicht wie von ſämmtlichen ſpätern, auch wenn ſie einen ſehr bedeutenden Umfang haben, erklärte Lamartine, es ſeien nur Fragmente eines großen, Himmel und Erde, Natur und Geſchichte, Religion und Liebe umfaſſenden Ganzen, an welchem zu arbeiten die Aufgabe ſeines Lebens ſei, obgleich er nie hoffen könne, es zu vollenden. Schlimmer iſt es mit dem Chant du sacre; die Lobhudeleien nicht allein gegen Karl X. und ſeine Familie, ſondern auch gegen ſämmtliche Pärs ſind ſo ſtark, daß ſie empören würden, wenn man nicht zweierlei in Erwägung zöge: die Unſicherheit im Urtheil, welche Lamartine auch in ſeinen hiſtoriſchen Schriften an den Tag gelegt hat, und die Neigung der Franzoſen, bei einem hübſchen Versbau und den angemeſſenen conventionellen Steigerungen jedweden Inhalt hinzunehmen. Lamartine hat noch in mehreren Oden ſeiner legitimiſtiſchen Neigung Luft gemacht, ganz wie Victor Hugo; in der einen: „der verbannte Engel," feiert er die Herzogin von Berry; in einem andern auf die Geburt des Herzogs von Bordeaux geräth er außer ſich über das der Welt widerfahrene Heil: Il est né l'enfant du miracle! héritier du sang d'un martyr, il est né d'un dernier soupir u. ſ. w. — In der berühmten Ode an Bonaparte geht er Anfangs höflich genug zu Werke: Tu grandis sans plaisir, tu tombas sans murmure, rien d'humain ne battait sous ton épaisse armure; sans haine et sans amour, tu vivais pour penser (!) Comme l'aigle regnant dans un ciel solitaire, tu n'avais qu'un regard pour mesurer la terre, et des serres pour l'embrasser. Das alles, ſage ich, iſt höflich genug, wenn es auch nicht wahr iſt; ſobald er aber auf den Tod des Herzogs von Enghien zu ſprechen kommt, verliert er völlig alle Faſſung und Beſinnung. — Bei einem gewöhnlichen Lyriker würde nichts darüber zu ſagen ſein, aber der angehende Staatsmann veranlaßt dadurch ein gelindes Kopfſchütteln.

Die „Harmonies" (1830) ſind kein weſentlicher Fortſchritt, weder in Beziehung auf den Inhalt noch auf die Form. „Es gibt Herzen, die durch den Kummer gebrochen, von der Welt verſtoßen, ſich in die Welt ihrer eigenen Gedanken flüchten, in die Einſamkeit ihrer Seele, um zu weinen, zu harren, oder

anzubeten; für sie ist diese einsame Muse; die Welt hat ihrer nicht Noth, sie hat ihre eignen Sorgen und ihre eignen Gedanken." Es sind Hymnen an Gott, Sehnsuchtsseufzer nach dem Unendlichen u. s. w. „Was sind deine Tempel, o Herr! enge für meine Seele! Stürzet ein, ihr ohnmächtigen Mauern, stürzet ein! laßt mich den Himmel sehen, den ihr mir entzieht! Aus Flammen, göttlicher Baumeister, sind deine Dome. Stürzet ein u. s. w." — „Woher, mein Gott, dieser Friede, der mich einwiegt! woher dieser Glaube, von dem mein Herz überströmt? Ich, der noch zur Stunde ungewiß, aufgeregt, von den Fluthen des Zweifels nach allen Richtungen hingetragen, das Gute und Wahre in den Träumen der Weisen suchte, und den Frieden in Herzen, die von Stürmen widerhallten — kaum sind einige Tage über meine Stirn hingezogen, so scheint es mir, von jener Zeit durch eine unendliche Kluft getrennt, als ob ein neuer Mensch in mir aufgegangen sei. — Das kommt daher, weil ich aus der Stadt auf's Land gezogen bin." — In einer Ode werden die Christen „in den Tagen der Prüfung" aufgefordert, welcherlei Anfechtungen sie auch erleiden mögen, doch stets der Liebe eingedenk zu sein, die ihr Meister gelehrt hat: — que l'homme, outrageant ce que notre âme adore, dans notre coeur brisé ne doit trouver encore que ce seul mot: Aimons! — Empfindungen eines Kindes beim Erwachen; Versuche, durch Häufung von Prädicaten dem höchsten Wesen gerecht zu werden; Andenken an die Todten, und Vergleichung derselben mit den Herbstblättern; Betrachtungen über die Unermeßlichkeit des Himmels; eine Hymne an den Schmerz: „Triff noch einmal, wenn du einen Platz findest! triff! Dies blutende Herz dankt dir, indem es dich verabscheut! Obgleich meine Augen dir keine Thräne mehr geben können, so ist doch vielleicht in mir eine widerhallende Saite, die unter deinem Blicke noch zucken kann, comme un serpent coupé sur le chemin gisant, dont le tronçon se tord sous le pied du passant, quand l'homme, ranimant une rage assouvie, cherche encore la douleur où ne bat plus la vie! Il est peut-être encore dans mon coeur déchiré quelque cri plus profond et plus inespéré que tu n'as pas encore tiré d'une âme humaine, musique ravissante aux transports de la haine! Cherche! je m'abandonne à ton regard jaloux, car mon coeur n'a plus rien à sauver de tes coups!" Und zuletzt finden sich diese greulichen Dissonanzen doch wieder veranlaßt, auf die Harmonie Gottes zurückzugehn. — „Ach! der Mensch ist das beste Buch, selbst in den Fiebern seines Herzens leset, ihr Sterblichen, es gibt einen Gott!" — „Ach wenn ich doch Worte hätte, Bilder, Symbole, zu malen, was ich empfinde! wenn meine stammelnde Zunge Accente finden könnte, meinen Gedanken zu offenbaren!" — „Jehovah! Jehovah! dein Name allein tröstet mich! er ist das Echo, das meiner Seele antwortet!" — „Unerschaffenes Wort! fruchtbare Quelle der Freiheit und Gerechtigkeit! Wort, das die Welt erlöst, lebendiger Strahl der Wahrheit u. s. w." — Die Versmaße wechseln mit den Empfindungen.

Pourquoi gemis-tu sans cesse,
O mon âme, réponds-moi?
D'où vient ce poids de tristesse
Qui pèse aujourd'hui sur toi? . .

Et qu'est-ce que la terre? Une prison flottante,
Une demeure étroite, un navire, une tente
Que son Dieu dans l' espace a dressé pour un jour u. s. w.
Fange en palais pétrie, helas! mais toujours fange,
Où tout est monotone et cependant tout change!

In diesen Appositionen geht es noch lange fort. — Es wird auch eine Hymne an den Engel der Erde gesungen, nach der Zerstörung des Weltalls; es wird der Tod in schreckenvollen Bildern ausgemalt, aber dann kommt wieder der Refrain:

Mais pourquoi m'entraîner vers ces scènes passées?
Laissons le vent gémir et le flot murmurer;
Revenez, revenez, ô mes tristes pensées,
Je veux rêver et non pleurer!

Den Schluß macht ein Gedicht auf die Revolutionen, in welchen der beständige Fortschritt des Menschengeschlechts, auch in den Ideen, als das Motiv beständiger Veränderungen in der Gesellschaft nachgewiesen und mit dem christlichen Glauben ausgesöhnt wird.

Ich knüpfe an diese Skizze der lyrischen Poesie unsers Dichters die Abhandlung „über die Bestimmung der Poesie," mit welcher er eine neue Ausgabe seiner Meditationen (Februar 1834) einleitete, in demselben Augenblick, da er durch seinen Eintritt in die politische Laufbahn vorläufig sich der dichterischen Thätigkeit entzog. — Er glaubt an die Ewigkeit der Poesie, da Gott selber sie dem Menschen gegeben habe. „Die Welt ist jung, denn der Gedanke übersteht noch einen unermeßlichen Abstand zwischen dem gegenwärtigen Zustand der Menschheit und dem Ziel, welches sie zu erreichen hat." Also hat die Poesie noch eine große Aufgabe. Aber in zwei Punkten wird eine wesentliche Veränderung mit ihr vorgehen. — Einmal wird sie ihre beschränkte Form aufgeben; sie wird aufhören, lyrisch, episch oder dramatisch zu sein. Namentlich das Theater wird lediglich den niedern Volksklassen zufallen. La poésie sera de la raison chantée, philosophique, politique, sociale; intime, personelle, meditative et genre; nicht mehr ein Spiel des Geistes, sondern das tiefe, reale Echo seiner höchsten Begriffe. Sie wird der Mensch selber sein, nicht mehr blos sein Bild. Die Poesie hat nach und nach ihre künstlichen Formen von sich abgestreift, sie hat fast keine Form mehr als sich selber. Wie Alles in der Welt sich mehr und mehr vergeistigt, so die Dichtung. Sie schwebt richtend über der Gesellschaft, sie zeigt dem Menschen die Nichtigkeit seiner Werke, sie weist ihm das Reich Gottes und flößt seinem Her-

zen Muth ein, ihm nachzutrachten. In diesem Sinne sind die Meditationen nur zerstreute Blätter, le symbole vague et confus de mes sentimens. — Zweitens. Elle doit se faire peuple et devenir populaire comme la religion, la raison et la philosophie.

„Wie die Idee über den Thatsachen, so steht die Dichtung über der Politik. Aber der Mensch lebt nicht blos vom Ideal. Es handelt sich darum, zu entscheiden, ob die Idee der Moral, der Religion, der evangelischen Barmherzigkeit an Stelle der Selbstsucht in der Politik treten soll; ob Gott in seiner praktischen Bedeutung endlich in unsere Gesetze herabsteigen wird. — Um diese höhere Ueberzeugung in die politischen Gruppirungen einzuführen, entsage ich auf einen Augenblick meiner Einsamkeit. Sobald ich diese Aufgabe erfüllt haben werde, kehre ich in das poetische Leben zurück. Eine Welt von Poesie wogt in meinem Gehirn, in der wirklichen Welt erwarte ich nichts als Kummer und Verlust."

Ich lasse vorläufig diese dichterische Politik auf sich beruhen, weil ich Lamartine's politische Laufbahn im Zusammenhang verfolgen will. Was aber jene Ansicht von der Poesie betrifft, so darf ich wohl kaum erst erwähnen, daß sie nicht allein falsch, sondern die allergefährlichste Abweichung von der rechten Bahn der Dichtung ist. Sobald die Formen sich verwischen, hört die Poesie auf; sobald der wissenschaftliche Stoff und die politische Tendenz sich den heitern Gestalten der Phantasie bemächtigen, hat die Kunst keine Gewalt mehr über sie. — Wie wahr das ist, davon zeugen uns Lamartine's eigne Werke am besten.

Ich nehme seine späteren Poesien gleich herzu. Es sind: Jocelyn, Journal trouvé chez un curé de village (1836); la chute d'un ange (1838) und Recueillements poétiques (1839).

Jocelyn macht zwar Anspruch darauf, nichts zu sein, als die Episode eines großen Weltgedichts, welches die Menschheit schildern soll, wie Lucrez die Natur; aber es ist kein Grund abzusehen, warum man für eine einfache Idylle die gesammte Geschichte als Hintergrund aufspannen soll, sie würde auch nichts dadurch gewinnen. Jocelyn ist das Beste, was Lamartine geschrieben hat. Zwar ist in seiner Sprache, in seinen Empfindungen und Bildern viel von jenem Lavendelduft, der uns seine Lyrik fast überall ungenießbar macht, zwar ist die künstlerische Gruppirung, das Gesetz der Steigerung u. s. w. so nachlässig beobachtet, wie überall in seinen Dichtungen; aber es ist für die Welt der Empfindungen doch ein realer Boden und eine Successivität gefunden, wir haben doch wenigstens die Ahnung einer Form, und dürfen nicht jeden Augenblick fürchten, in der Unermeßlichkeit des Weltalls zu verschwimmen.

Ich habe schon erwähnt, daß eine Episode aus seinem eigenen Leben Lamartine den Stoff zum Jocelyn gegeben hat: die Geschichte des Abbé Dumont, seines ersten Lehrers. Der Faden der Begebenheiten ist folgender:

Jocelyn, ein junger Mensch von lebhafter Sinnlichkeit, der uns zuerst in ei-

nem Ball entgegentritt, entschließt sich aus Liebe zu seiner Schwester, die zur Heirath mit ihrem Geliebten eine Aussteuer bedarf, der Welt zu entsagen und Priester zu werden. Er tritt ins Seminar, wo er sieben Jahre in ossianischen Träumereien verlebt, bis die Revolution die Anstalt zersprengt. Er flieht in eine Alpengegend im Dauphiné, und stellt dort seine Betrachtungen über die Revolutionen an. Ein junges Mädchen, Laurence, die Tochter eines Geächteten, flieht vor ihren Verfolgern in Knabentracht in seine Berge, er nimmt sich ihrer an, hält sie für einen Knaben, und lebt ein Jahr hindurch mit ihr in der zartesten Freundschaft, bis er endlich ihr Geschlecht entdeckt und nun über die Natur seiner Empfindungen in die größten Gewissensbisse verfällt. Doch überwiegt noch die Liebe, er schwört ihr ewige Treue. Noch hat er das verhängnißvolle Gelübde nicht abgelegt. Da wird er abberufen, um seinen kranken Abt zu pflegen. In dieser Zeit des Unglaubens und der Verfolgung sollen die Gläubigen enger zusammenhalten. Er läßt sich durch die Androhung von Flüchen u. s. w. bewegen, wirklich Priester zu werden. Laurence geräth in Verzweiflung über seine Untreue, er selber klagt seine eigne Schwäche, sowie Gott an, und bereut seine falsche Tugend. Es ist zu spät. Im Kloster von Grenoble findet er seinen Aufenthalt. In der öffentlichen Stimmung ist mittlerweile eine große Reaction eingetreten, man verehrt die Priester als Heilige. Er hängt in seiner Einsamkeit Faustischen Betrachtungen nach, beschäftigt sich mit den conventionellen Kloster-Empfindungen und verfällt auch auf communistische Träumereien. Auf einer Reise nach Paris sieht er Laurence wieder, als Gefallene; sie sucht wieder anzuknüpfen, er flieht sie, macht eine Elegie darauf, und findet endlich Gelegenheit, ihr die letzte Oelung zu ertheilen. Zuletzt beschäftigt er sich damit, armen Kindern Unterricht zu ertheilen, und in dieser Beschäftigung stirbt er eines Morgens sanft und selig.

Wenn wir von der Unnatur absehn, die mit einem unnatürlichen Problem nothwendig verbunden ist, so bleibt immer noch viel falsche Empfindelei, die dem Dichter eigen angehört. Lamartine ist eigentlich immer zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen, um viel zu erleben, darum ist in den Seelenkämpfen, die er schildert, keine objective Nothwendigkeit. Die Willkür spielt immer eine große Rolle. Dennoch nimmt Jocelyn in den Evangelien der Empfindsamkeit — Siegwart, Paul et Virginie, Werther, René, Atala, Giaur — eine verdiente Stellung ein. Es fehlt ihm die epigrammatische Schärfe Byron's, die zarte Natur Goethe's; aber wir empfinden doch eine innere Wärme der Seele, nicht blos die Schattenspiele einer überreizten Einbildungskraft.

Dagegen steht es mit der zweiten Episode seines universellen Gedichts, „der Fall eines Engels," sehr böse aus. Sie stellt sich in ihrer vollständigen Sinnlosigkeit würdig den „Natchez" von Chateaubriand an die Seite. In der Einleitung haben wir einige Reminiscenzen aus der orientalischen Reise; ein Prophet auf dem Libanon, der mit gekreuzten Beinen in abstracter, seliger Con-

templation seit mehreren hundert Jahren auf einer Stelle sitzt und in entzückten Visionen die Vergangenheit des Menschengeschlechts erfährt. Lamartine ist der Auserwählte, dem er diese Visionen offenbart, um sie der Welt mitzutheilen. — Also in alten Zeiten sieht ein Engel, Namens Cedar, ein schönes Mädchen in Gefahr, von Riesen geraubt zu werden; um sie zu retten, wird er Mensch, obgleich er sich dadurch Verdammniß auf mehrere Millionen von Jahren zuzieht. Als Mensch stürzt er auf die Räuber an, rennt ihnen wie ein Stier mit dem Kopf gegen die Brust, und tödtet sie dadurch — beiläufig ein Experiment, das er in allen seinen zahlreichen Kämpfen anwendet. Leider findet es sich nun, daß er weder sprechen, noch die Sprache der Menschen verstehn kann; denn die Menschen sind durch ihre willkürliche Bezeichnung der Dinge in Worten von der Natur abgefallen; weder die Pflanzen und Thiere noch die höhern Wesen verstehn sich darauf. Da er sich also nicht verständlich machen kann, so hält ihn der Stamm seiner Geliebten für einen Blödsinnigen oder Feind, macht ihn zum Sclaven, beugt ihn unter ein schweres Joch, sperrt ihn zu den Schweinen, aus deren Trog er essen muß, und unterwirft ihn den gräßlichsten Mißhandlungen. Das soll nämlich der Naturzustand des Menschengeschlechts sein. Er resignirt, weil er doch Gelegenheit hat, der Liebe zu pflegen. Als das entdeckt wird, begräbt man ihn mit seiner Geliebten lebendig unter einen Felsen; er wird zornig, reißt die Felsen aus, zertrümmert damit das ganze Volk; was übrig bleibt, beißt er todt, und entflieht dann mit seiner Geliebten zu einem Einsiedler, dem Propheten der wahren Gottheit, der ein köstlich eingebundenes Buch, vielleicht die Bibel, als Heiligthum aufbewahrt und ihm zuweilen daraus vorliest, z. B.:

— La création, force intime de Dieu,
N'a ni commencement, ni terme, ni milieu;
Ce que nous appelons le temps, n'est que figure,
Ce qui n'a point de fin n'a rien qui le mesure.

Aber eines Morgens kommt aus der Stadt der Götter ein geflügeltes Schiff durch die Luft mit Trabanten, welche den Gottesleugner martervoll hinrichten und die beiden Liebenden als Sclaven mit sich fortnehmen. Jene sogenannten Götter sind nämlich schreckliche Menschen, die ihre Brüder zu Boden getreten haben und sich von ihnen göttlich verehren lassen. — Sie leben sehr wollüstig, kleiden sich nur in Gewänder, die aus frischabgeschnittenen Haaren sechszehnjähriger Mädchen gewebt sind; bei ihren Trinkgelagen auf Polstern zu liegen, ist ihnen nicht gut genug, es müssen sich eine Masse nackter Jungfrauen in verschiedenen Stellungen auf den Boden legen, und theils als Sophas, theils als Tische und Stühle dienen. Der Boden wird nicht mit Besen gekehrt, die Sklaven müssen ihn mit ihren Haaren ausfegen. Als Würze ihrer Gelage lassen sie sich Greuel vormachen. Z. B. einem Menschen wird erst ein Glied nach dem andern abgerissen, er wird allenthalben angebrannt, zuletzt wird in seine Hirnhaut ein Netz eingeschnitten,

und er an demſelben über einen Abgrund aufgehängt, bis es reißt, und er hinunterfällt. Oder ein Mann mit ſeinem Kinde ſchwebt an einem Seil über einem Gewölbe, und wird durch die Schwankungen deſſelben an die Mauern geſchmettert, mittlerweile entehrt man vor ſeinen Augen ſeine Frau, bis endlich die ganze Geſchichte den Tiegern vorgeworfen wird. U. ſ. w. — Cedar ſelbſt iſt nicht ſehr zart; er ſoll zum Eunuchen gemacht werden, ein freilich nicht ſehr tugendhaftes Mädchen rettet ihn und entflieht mit ihm, er hält ſie für ſeine Frau, bis er die Wahrheit entdeckt, und ſie voller Ekel mit den Füßen in einen Cloak ſtößt, wo ſie erſtickt; vorher küßt ſie noch inbrünſtig ſeine Füße.* Er eilt nach der Stadt zurück, findet gerade einen „Gott“ im Begriff, ſeinem Weibe Gewalt anzuthun, beißt ihm die Rippen durch, bis er an's Herz kommt, und dieſes durch einen tüchtigen Biß tödtet, und flieht dann in die Wüſte Sahara, wo er, in Gefahr, zu verhungern, ſich mit ſeinem Weibe auf einem Scheiterhaufen verbrennt.

Das Stück ſieht gerade ſo aus, als wenn es im Delirium tremens geſchrieben wäre. Aber dieſe blutig-wollüſtige Trunkenheit iſt nur die andere Seite jenes unnatürlichen ſpiritualiſtiſchen Empfindens, welches das Herz nicht adelt, weil es ſiech und ohnmächtig iſt. Auch Robespierre zeigte in ſeinen Gewohnheiten viel Delicateſſe. Hier iſt noch dazu die ganze Greuelſchilderung vollſtändig unnütz, denn es wird nichts dadurch motivirt, nichts geſchildert.

In der letzten lyriſchen Gedichtſammlung, den Recueillements, ſpricht der Dichter es aus, daß er früher nur die eignen, ſubjectiven Leiden empfunden habe, jetzt dagegen leide ſein Herz nur an den Leiden des Menſchengeſchlechts, der Geſchichte. La liberté que l'homme immole ou prostitue, du peuple qui la souille au tyran qui la tue, passant des cachots à l'égout!. . . le sage du ciel, parlant en paraboles! obligé d'écarter en tremblant ces symboles, de peur de mutiler le Dieu! u. ſ. w. Er iſt jetzt die Magdalena der gekreuzigten Menſchheit: — prenant tes deux pieds froids contre ma poitrine, je les chauffe en mon sein sous mon front qui s'incline et le barde se change en femme de douleurs, et ma lyre devient l'urne de Madeleine alors qu'elle embaumait le corps de son haleine dans l'arome de ses pleurs! Die Welt wird glücklich, frei und heilig werden, und Chriſtus ihr Hort:

Non tel qu'en terrestres accents
L'écho lointain du sanctuaire
En laissa fuir le divin sens,
Mais, tel qu'en ses veilles divines
Le front du Couronné d'épines
S'illuminait d'un jour soudain;
Ciel incarné dans la parole,
Dieu dont chaque homme est le symbole,
Le songe du Christ au jardin!

Kleine Bilder aus England.

2. Brighton.

Die wilde Nordsee kann recht liebenswürdig sein. In ihren guten Stunden lächelt sie dem Himmel so sanft und unschuldvoll in's Gesicht, als hätte sie nie in ihrem Leben eine Barke verschluckt, nie einem armen Schiffsjungen ein Leids gethan. Aber traut nur der Weiberlaune! Tagelang geht der Neuling an den Grenzen ihres Reichs spazieren. Was sieht er? Nächst dem Strande ein weites Feld voll sanft wogender Garben aus smaragdenem Kristall, die Häupter mit diamantenem Schaum gekrönt, darüber hinaus unendliche stille Fluren, die kleinen Segel in der Ferne scheinen schneeweiße Lämmchen auf sicherer Weide zu sein. Der Neuling sehnt sich nach Sturm, so lang er am Lande ist, denn von der Küste sieht und hört sich solch' ein Seeconcert nicht nur am sichersten, sondern auch am großartigsten an: vergebens, wir haben das Stürmen verlernt, singen die schmeichelnden Wellen, indem sie eine nach der andern sich auf den blinkenden Ufersand schlafen legen. Kaum geht er unter Segel, so fängt die Schadenfrohe zu lachen an und klatscht in die Hände, den Winden und Wogen zum Zeichen. Jetzt sollst du sehen, wie ich tanzen und singen kann. Es pfeift und schnalzt in der Leinwand so lustig, es schluchzt und gluckt unter den Planken des Kiels so kläglich, dem Neuling schwindelt schon, ehe der Tanz begonnen hat. Noch ist der Himmel blau, und die Nordsee wiegt ihn in ihren gewaltigen Armen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Das war Scherz, aber die Nordsee hat sich in Wuth getanzt und will jetzt ihre Kraft in vollem Ernst zeigen. Ueber den Horizont guckt ein schwarzer Punkt, das ist das Aug' der Wetterhexe. Plötzlich sind alle Himmelsräume von finstern Wolken besetzt, die See wechselt die Farbe, ihr Busen empört sich, in den Lüften ein unarticulirtes Geschrei, alle Winde musiciren toll durcheinander. Nun wird der Neuling seine Sturmessehnsucht bereuen, denn Himmel und Hölle spielen Fangball mit ihm, aus dem Abgrund der Tiefe geht's in den Abgrund der Höhe, — der Augenblick ist gekommen, wo sich die Begriffe Oben und Unten, Hinauf und Hinab vollständig vermischen, — und unablässig mit kurzen, rasch auf einander folgenden Donnerschlägen hämmert die See, jäh empor steigend, auf die Seiten des unglücklichen Fahrzengs nieder. Jede Woge ist eine Riesin, die mit wuchtiger Streitaxt das taumelnde Schiff überfällt. Ist es aber glücklich in den Hafen geflohen und wandelt der Fremde am nächsten Morgen den Strand entlang, so thut die grüne Nordsee wieder fromm und unschuldig wie früher.

Mir wenigstens ist es also ergangen. Binnen vierzehn Tagen kreuzte ich einige

Mal dieſe Gewäſſer, nie hatte ich eine Fahrt ohne Sturm, nie ſah ich vom Ufer das Meer anders als in halcyoniſcher Stille. Es mag Zufall geweſen ſein, ich will die Nordſee nicht verleumden, aber gewiß iſt, daß ſie bei allen Seefahrern im ſchlimmſten Ruf ſteht. Sie gilt für launiſcher als irgend eine See beider Hemiſphären. Der „german ocean“ (die Nordſee) und der „channel“ (der Kanal) verſchlingen mehr Dreidecker ſammt Theerjacken, Waarenballen und Paſſagieren in einem Jahr als das mittelländiſche Meer in fünf Jahren. „S'iſt eine böſe, eine hackende See (a chopping sea), „Sir,“ ſagte ein engliſcher Matroſe an Bord der Venezuela vor Calais zu mir, und zeigte auf die Wellen hinaus, die in wilder Balgerei ſich tummelten; „müſſen immer raufen, ſind Vollblut, ſind unſere Kettenhunde, die hier im Salzwaſſergraben die Küſte Altenglands bewachen.. Unſereiner,“ fuhr er fort, eine Cigarre, die ich ihm bot, wie ein Hamſter in die linke Backentaſche ſchiebend und zerkauend, „lacht dazu, aber euch Landskindern dreht's wohl den Magen um, he?“ Nun, ich hörte, zum Ruhm der Nordſee, alte ausgepichte Seevögel erzählen, daß ſie mehrmals nach Indien, Canada und Braſilien geſchwommen, ohne im friſcheſten Wetter den Appetit zu verlieren, darauf kamen ſie zum erſten Mal in den Canal, und wie der Wind mit den Wellen Gallop zu tanzen anfing, wo waren die Veteranen? Unten in der Kajüte, auf ihren Knieen lagen ſie vor Neptun's Opferteller, dem Waſchbecken, und verrichteten ihre abſcheuliche Andacht ſo zerknirſcht wie die gemeinſte Landratte.

Doch kein Wort mehr von ihren Tücken, nur ihrer Reize will ich gedenken, und das kann ich nicht beſſer thun als indem ich im Geiſte mich wieder auf den Uferabhang von Brighton hinlege, um gleich andern Badegäſten Sonne, Seeluft und dolce far niente zu genießen. Sachte, mit zierlichem Damenſchritt ſteigt die amphitheatraliſch gebaute Stadt Brighton vom Kamme der South-Downs bis ans Geſtad herunter; die oberſte Terraſſe bedeckt ſie mit kleinen Sommerwohnungen, zwiſchen die ſich beſcheidene Gärten ſchmiegen, tiefer unten entfaltet ſie ſchon den Fächer großſtädtiſcher Pracht und Schönheit, bis ſie endlich im Angeſicht des Meeres ſich zu einem weiten Halbmond pittoresker Paläſte ausdehnt, deſſen blinkende Hörner die ganze grüne See umarmen wollen. Vom Meere oder vom Ende des weit in die Fluth hinausgehenden Landungsdammes geſehen, macht die Façade Brightons einen überraſchenden Eindruck. Die flachen Dächer findet man überall in England, aber die bunte Maſſe von Vorſprüngen, luftigen Söllern und ſoliden Erkerthürmen, die oft aus der Mitte eines Palaſtes ſich weit heranswölben, und in die Vertheilung von Lichtern und Schatten maleriſche Abwechslung bringen, gibt dem Ganzen den Anſtrich einer halb antiken, halb mittelalterlichen Veſte; man würde glauben zu träumen und im Traume ein Panorama von Troja oder Tyrus zu ſehen, wenn Einem die rothe Abendſonne nicht aus einigen Dutzend moderner Spiegelſcheiben entgegenblitzte, hinter denen bald ein Juwelier ſeinen Gold- und Brillantenſchmuck auslegt, ein Londoner Vogelhändler ſeine Kakadus

und Papageien zwischen exotischen Pflanzen paradirt oder eine ehrbare Privatfamilie ihre Blumenvasen aufgestellt hat.

Hier unten befinden sich die stattlichsten Hotels und die geräumigsten Squares (viereckige Plätze), deren vierte Seite das Meer bildet; nur durch eine breite macadamisirte Straße ist es vom Platz getrennt. Diese Straße ist der Corso von Brighton und selbst im Anfang der Season stets von lustigem Sonntagsvolk belebt. Die Lustigkeit der englischen Gentry von heutzutage bemüht sich aber, so wenig Lärm als möglich zu machen. Sie ist ein Stillvergnügtsein. Der Londoner aus dem Mittelstande, der mit seiner Familie einige Wochen in Brighton zubringt, sucht keine rauschenden Belustigungen, keine Bälle und keine neuen Bekanntschaften; Concert und Theater werden ein, zwei Mal besucht, weil es Styl ist, sein Hauptgenuß aber besteht in der Erholung von der wilden Jagd der Geschäfte in der kohlendunstigen Hauptstadt. Hier kann er wieder von früh bis Abend seiner Häuslichkeit leben; Morgens ein Seebad und ein gutes Frühstück, dann seine Zeitung in sabbathlicher Ruhe auf dem Söller lesen, wo er mit dem Fernrohr den Fischerbooten auf die hohe See folgen kann, dann ein sehr gutes Mittagsessen, dazwischen ein Spaziergang am Strande, eine Kahnfahrt oder ein Ausflug auf die heerdenreichen South-Downs, von deren Gipfel man zugleich das Meer und das Gartenland der Grafschaften Sussex und Kent überblickt, — das ist der siebente Himmel unseres Londoners, diese Freuden, täglich dieselben, kann er sechs Wochen lang wiederholen; er ist im Stande, von einem Sonntag zum andern dasselbe Paar Schüsseln, Hammelskeule und Steinbutte, oder Steinbutte und Hammelskeule, sich auftischen und jedesmal wird er, lippenschmatzend, die Gottesgabe mit einem very sweet, very rich! lobpreisen und sie so wenig satt werden, wie die köstliche Seeluft, deren Einfluß auf den Appetit, den Teint und die strammer werdenden Wangen von Weib und Kind er alle Morgen gewissenhaft beobachtet. Er vergißt in keinem Augenblick die ursprüngliche Bestimmung des Badeortes; die unruhige Phantasie des Festländers, der in seinen Bädern ein gesteigertes Residenzleben voll abenteuerlicher Ueberraschungen sucht, ist ihm völlig fremd, sogar widerwärtig. Er will nichts Unerwartetes, er ersehnt keinen Genuß, auf den er nicht vorbereitet ist. Regelmäßigkeit und Ausdauer würzen ihm das Vergnügen, wie sie ihm die Arbeit befruchten. Er feiert im Badeort den Sonntag so streng wie in London und es ist vorgekommen, daß ruchlose Fremdlinge, die den Tag des Herrn auf ihrem Zimmer durch lärmendes Klavierspiel entweihten, durch eine Deputation von Nachbarn zur Ruhe verwiesen wurden. Ein richtiger Engländer, wie mein Gastfreund sagt, kommt nach Brighton, setzt sich ruhig hin, freut sich seines Daseins (enjoys himself, wörtlich: er genießt sich) und muckst nicht.

Auf der Straße zwischen Meer und Stadt hält die fashionable Welt ihre

Morgen- und Abendprocession, Reiter und Reiterinnen, vierspännige Kutschen und flinke Gigs wirbeln leichten Staub auf. Die Hälfte der Spazierenden trägt Trauerkleider; es ist Mode, die Trauerzeit entsetzlich lang auszudehnen, und häufig wird das schwarze Gewand lediglich aus Oekonomie angelegt, denn der angeblich Betrauerte ist ein Groß-Groß-Stiefvetter, der vor zehn Jahren in Calcutta das Zeitliche gesegnet oder gar nie existirt hat. Mehr als eine junge Dame führt selbst die Zügel ihres Tilbury und manche kühne Reiterin hat auf dem Sattel ihrer Nase eine große Brille sitzen; ob der Brille ein blauer Strumpf am Bein entspricht, läßt der lange Schlepprock nicht errathen. Je weiter die Season vorrückt, desto stärker wird die Procession anschwellen, und feingeputzter Pöbel wird durch seine confiscirten Physiognomien die Gesellschaft bunter färben, doch selbst der Verschwender, der Wüstling, der Spieler, der Gauner, welcher sich für einen Neffen des Herzogs von Blubberford oder des Marquis von Moonshine ausgibt, — alle werden äußerlich das ehrbar stille Wesen des echten Gentleman nachahmen und so wenig Lärm machen als möglich.

Die vornehme Welt bietet also der Neugierde des Fremden, wenn er nicht ausgedehnte Bekanntschaften hat, wenig Interessantes; seine Schaulust stößt überall auf verhangene Fenster und verschlossene Thüren. Dennoch vergehn mir die Tage wie Minuten. Wenn ich des Essens, Spazierens und Plauderns müde bin, lege ich mich auf den südlichen Abhang der Straße, auf den Strand, um mich zu sonnen und zu träumen. Vor mir steht ein baumstarker Matrose mit ausgespreizten Beinen; er hält einen kugelförmig gestalteten Fisch, den er eben gefangen hat, mit den Fingern der linken Hand am Maul. „Kaufen Sie den Fisch, Sir, oder einen Penny für's Ansehen", grunzt er einige Mal, ohne sich vom Fleck zu rühren. Sein breiter Oberleib verdeckt mir die schöne Aussicht, aber zwischen seinen Beinen blicke ich weit in die Ferne und zähle eine Flotille von drei Segeln und einem Dampfer, sogar ein Stückchen blauen Himmel über dem Horizont und ein goldenes Sommerwölkchen daran kann ich erkennen, und eine Unzahl weißer Wellenspitzen, die den grünen Plan des Meeres unterbrechen; alles zwischen den lebendigen Säulen des wandelnden Colosses von Rhodus; und die faltigen weißen Leinwandhosen, in der sanften Brise flatternd, sind ein passender Rahmen für das kleine Seestück. Wie nennt Ihr das seltsame Thier, fragte ich aufstehend. — Fisch. — Ja, aber was für ein Fisch ist's? — Kann nicht sagen, Sir — Ihr seid doch ein Engländer? — Hm! meint er unschlüssig; ist schwer zu sagen, Sir — Ihr müßt doch wissen, wo Ihr geboren seid? — O ja, ich glaub' nördliche Breite 50°, Länge vergessen, an Bord der Katharine, Zweimaster, verdammt schönes Schiff, Sir, ging unter mit Mann und Maus, Sir, mich ausgenommen. War keine fünf Jahr alt, Sir, ich nämlich, trägt mich ein verflixt dicker Balken an's Land, in Wales. Seitdem zweimal Schiffbruch gelitten, ja Sir. — Und die Flagge der Katharine? — Alle möglichen Flaggen, Sir, amerikanische, eng-

lische, spanische, französische; war in der Kriegszeit, eine Art Seeräuber, Sir. — Und euer Vater? — Nie einen gehabt, Sir. — Aber die Mutter muß euch gesagt haben. — Zu viel gefragt für einen Penny, Sir, Zeit ist Geld, Sir. Und damit wandelt das Amphibium gravitätisch ab. Jetzt stürmen aber eine Masse kleiner Pennyliebhaber auf mich los; der eine Junge hält mir mit beiden Händen ein Ungethüm von einer Schildkröte vor's Gesicht, andere wollen mir Muscheln verkaufen, ein drolliger kleiner Teufel gar zieht einen Stein aus der Tasche, reißt den Mund von einem Ohr zum andern auf und schreit: Ein echter Brightoner Kieselstein, Sir! Für einen Penny, Sir, einen einzigen Penny! Dort an den Cliffs gefunden, Sir, ich zerschlag' ihn vor Ihren Augen. — Richtig, er schmeißt den Stein mit solcher Gewalt auf eine Quader des Straßenpflasters, daß er zerspringt, und will mir beweisen, daß sich auf der Durchschnittsfläche ein Portrait erkennen lasse*). — Sehen Sie, Sir, das leibhafte Portrait einer reichen Erbin, zum Entführen schön, Sir, laufen Sie mit ihr davon und sein Sie glücklich, Sir. — Ja, ja, ich laufe schon. Glücklicher Weise habe ich zum Hause meiner Gastfreunde an der Ecke des Regency Square, dort, wo die grün angestrichenen Verandahs um den ersten und zweiten Stock laufen, keine dreißig Schritt. Im Hausflur springt mir Johann lächelnd entgegen. Ach, Herr von *, gut, daß Sie kommen. Der Großvater frägt seit einer Stunde nach Ihnen.

Preußen und der Bundesstaat.

Den 20. März.

Die rothen Sammetsessel im Augustinerkloster zu Erfurt werden heut besetzt, der Reichstag beginnt und wir sehn wieder blauen Himmel über Deutschland. Aus einer schlechten Zeit des Schwankens und Zweifelns sind die Angelegenheiten des Bundesstaates und Deutschlands endlich vor die Tribüne von Repräsentanten der Nation gekommen. Wir täuschen uns nicht über die Größe des moralischen Einflusses, welchen das Erfurter Parlament auf die öffentliche Meinung ausüben wird. Wie seine Vertreter gewählt worden sind, fast ohne eine Spur von Begeisterung, so werden auch die Verhandlungen des Parlaments von dem größten Theil der Nation ohne Enthusiasmus, in vielen Theilen Deutschlands mit den entgegengesetzten Empfindungen beurtheilt werden. Denn der Reichstag in Erfurt ist im Großen betrachtet, nichts als die Versammlung einer Partei, welcher in den

*) Man erzählt, daß sich oft in den „Brighton Flints" Figuren, Landschaften und andere Zeichnungen finden. Mir ist das Naturspiel nie zu Gesicht gekommen.

einzelnen Staaten, zumeist im Süden, feindliche Stimmungen gegenüberstehn. Aber der ungeheure Vortheil der Erfurter ist, daß sie gegenwärtig in Deutschland die einzige Partei ausmachen, welche volle politische Berechtigung hat, d. h., welche sehr genau ihren Zweck und ihre Mittel kennt und in ihrer Organisation so weit fortgeschritten ist, daß ihre Staatsmänner die Regierung des Bundesstaates und Deutschlands zu leiten im Stande wären. Deshalb wird das Parlament mit banger Sorge von seinen Feinden und mit einer zweifelnden Aufmerksamkeit von den Völkern betrachtet. Es wird nicht dazu helfen, einen allgemeinen Enthusiasmus für den Bundesstaat hervorzurufen, aber es wird langsame und sichere Fortschritte in den Seelen der Lebenden machen; nicht mehr wird das warme Gefühl in den Massen die vollständige Reflexion unterdrücken, wie im Jahr 48 fast allgemein geschah, sondern das Erkennen des Nützlichen und Nothwendigen wird allmälig das widerstrebende Gefühl der vielen Einzelnen besiegen.

Während die Glocken in Erfurt den feierlichen Gottesdienst einläuten, welcher das Parlament weihen soll, während Radowitz als Vorsitzender des Verwaltungsraths im Erfurter Schlosse den Reichstag eröffnet, und die Häuser sich im Augustinerstift constituiren, den vorläufigen Präsidenten wählen und die Vollmachten ihrer Mitglieder prüfen, bitten wir unsere Leser, einen schnellen Blick auf die Begebenheiten der letzten Wochen zurückzuwerfen, auf Preußen und seine Politik, auf das Interim, die Verhandlungen des Verwaltungsraths und das Bundesprotokoll der kleinen Königreiche vom 27. Februar 1850.

Die Umstände, unter welchen Preußen im Januar ein constitutioneller Staat wurde, waren für den Bundesstaat nicht vortheilhaft. Viel und hart ist über die königliche Botschaft und ihre Zusätze zur Verfassung geurtheilt worden, auch unser Blatt hat die allgemeine Stimmung darzustellen versucht. Es muß aber auch gesagt werden, daß man diesen Akt vielfach falsch aufgefaßt und zu schlecht gedeutet hat. Ein Theil der Veränderungen, welche die königliche Botschaft vorschlug, war an sich ganz zweckmäßig, ja nothwendig; und wenn man aus der ungeschickten Art, in welcher diese Bedenken der Krone sich zu spät äußerten, Schwanken und Unsicherheit in den leitenden Regionen des preußischen Staates peinlich herausempfand, so durfte andererseits auch nicht verkannt werden, daß die Regierung dabei eine Ehrlichkeit und Offenheit gezeigt hat, welche die Furcht vor ihrer Unzuverlässigkeit bedeutend vermindern mußte. Die spätern Ernennungen zum Staatenhause von Seiten des Königs aber, welche ebenfalls die Kritik herausforderten, zeigten mehr ein Bestreben, die hohe Aristokratie und die altpreußische Partei mit der Union zu verbinden, als eine unpolitische Hinneigung zu antideutschen Tendenzen. — Im Allgemeinen ist es für einen Nichtpreußen schwer, die Schwierigkeiten Preußens auch in Beziehung zum Bundesstaat vollständig zu schätzen, und vieles, was unmännliches Schwanken scheint, ist nichts als die natürliche Folge

kritischer Verhältnisse, welche vielleicht auch eine geniale Regentenkraft jetzt nicht bewältigen könnte. Dies Blatt hat oft darauf hingewiesen, wie Preußen im Jahre 1848 dem Untergang näher schien als ein anderer Staat, und doch schneller seine Kraft wiedergewonnen hat als ein anderer. Es verdankt seine Rettung, und gerade unser Whigblatt soll das offen sagen, der preußischen Torypartei, dem Vorwiegen der Ackerbauinteressen in den östlichen Landestheilen und der kriegerischen Loyalität der alten Landwehrmänner. Diese altconservative Partei, deren energisches Auftreten für die Krone eine Reaction von so auffallender Stärke hervorgebracht hatte, erscheint sehr natürlich der Regierung noch jetzt als Garant für die Kraft und Dauer des Staates (freilich nicht Hr. von Gerlach und die Kreuzzeitung), und doch kann man der Regierung nicht den Vorwurf machen, daß sie sich ihr urtheilslos und unbedingt in die Arme geworfen habe. Die specifisch preußische Partei aber ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, dem kleindeutschen Bundesstaat aus Zuneigung zu Oestreich principiell abhold, in ihr lebt mehr als in jeder andern Partei der preußische Soldatengeist, und sie würde, ihrer großen Majorität nach, mit demselben Eifer gegen Oestreich und Rußland zu Felde ziehn, wie gegen demokratische Aufstände, vorausgesetzt, daß ein Vortheil für Preußens Ruhm und Terrain zu hoffen wäre. Bei unserer Union ist ihr die parlamentarische Seite lästig, dies langweilige Kokettiren, wie sie es nennen, mit der Volksgunst in den kleinern Staaten; dagegen ist sie sehr bereit, sich kurz militärisch zu nehmen, was ihr nützlich wird. Die preußischen Generäle waren recht eilig, die Militärconventionen mit den kleinen Staaten einzuleiten und abzuschließen, das war ein Weg der Verbindung, der ihnen verständlich war und wohlgefiel, und dessen immense Bedeutung sie früher und besser verstanden, als irgend eine andere Partei. Seit die Lebensinteressen des Grundbesitzes durch neue Gesetze gesichert sind, bei deren Annahme in den Kammern dieselbe Partei mehr Uneigennützigkeit und Patriotismus bewiesen hat, als man jetzt noch anzuerkennen geneigt ist, fühlt sie sich sicher in ihrem Hause und hat keinen Grund, sich in Erfurt dem Ministerium zu widersetzen, sie wird die preußische Regierung nicht vorwärts treiben, aber ihr ehrlich und patriotisch folgen. Und so hat jetzt die preußische Regierung in Erfurt freie Hand und ist sicher, die Majorität des Volkes hinter sich zu haben. — Weit schwieriger dagegen ist die Stellung Preußens zu den großen Nachbarstaaten. Diesen gegenüber ist Preußen ein unfertiger Staat, seinem Ursprung und Princip nach bedenklich. Die dreißigjährige Abhängigkeit von russischer Politik, welche durch Preußens Lage mehr als durch die Sympathien der Regierung zu erklären ist, hat seit der Revolution, seit Einführung des constitutionellen Lebens, einen unheilbaren Riß erhalten, das weiß Rußland so gut als die preußische Regierung. Für Rußlands Existenz ist ein mächtiges Preußen mit Volksrepräsentation und einem Ministerium, das von Stimmungen der Majorität abhängt, gefährlich; und uns gegenüber ist das Rußland des Jahres 1850 ein sehr

viel anderer Staat, als der barbarische Gegner und Bundesgenosse Friedrichs des Großen. Schon hat es den Ländercomplex, welchen wir Deutschland nennen, von drei Seiten umschlossen, im Süden reicht sein Arm fast bis an das adriatische Meer und die Jonischen Inseln, im Norden über Dänemark bis an das Fahrwasser zwischen Föhr und Helgoland. Einem solchen Nachbar gegenüber, furchtbar durch seine Größe und sein Princip, erscheint Preußen überall gehemmt, denn es hat keine Bundesgenossen. Die gegenwärtige Regierung von Oestreich ist es lange noch nicht, das zerrüttete Frankreich hat dem Auslande gegenüber gar keine nationale Politik, und hätte es eine, sie würde schwerlich mit Preußen Hand in Hand gehen; England aber, der zukünftige Verbündete der Union, kann trotz seiner Riesenkraft zur See bei einem Kampf zwischen Preußen und Rußland, den Ruin des ganzen östlichen Preußens, welches sich halbmondförmig in ungeheurem Bogen den russischen Landherrn öffnet, nicht verhindern. Nirgend in Europa hat Preußen jetzt einen starken Verbündeten, wohl aber Gegner von allen Seiten. Ein Krieg mit Rußland wäre in den Jahren 1848 und 49 für Preußen noch größere Tollkühnheit gewesen, als er in diesem Jahre sein würde; man muß sich das klar machen, um manches Zaudern und Schwanken der preußischen Politik nicht mißzuverstehn. Wer einem Andern widersteht, muß wissen, wie weit er gehn kann. Nun lebt allerdings im preußischen Volk viel kriegerischer Sinn und ein lebhaftes Gefühl für die Ehre des preußischen Namens und allerdings gibt es Rußland gegenüber einen Punkt, wo auch die jetzige preußische Regierung alles Andere hintansetzen und für ihre Ehre das Schwert ziehn würde, aber ein solcher Kampf wäre für Preußen jedenfalls eine Todesgefahr. Nun hat es zwar den Anschein, als ob es die Bestimmung Preußens sei, grade nur durch solche tödtliche Gefahren, welche seine ganze politische Existenz in Frage stellen, zu neuen Entwickelungen seines Lebens zu kommen; aber trotz allen Umständen wäre für die Existenz eines deutschen Föderativstaates ein solcher Völkerkampf grade so verderblich, als für den Wohlstand und die bürgerliche Freiheit der deutschen Völker. Und so ist die preußische Regierung unserer Partei gegenüber in der schwierigen Lage, daß sie in Dänemark, wo wir energische Maßregeln fordern, böse Rücksichten nehmen muß, deren Grund nicht in den Zeitungen zu finden ist; daß sie die alten Verhältnisse des Bundes und die Beziehungen zur östreichischen Regierung mehr schonen und pflegen muß, als vorläufig für die Freiheit der neuen Union gut ist, denn Oestreich muß seinen staatlichen Interessen nach allerdings bei gesundem Körper der Alliirte gegen Rußland sowohl, als gegen Frankreich sein, und es ist kein geringes Zeichen von der Verwirrung der österreichischen Verhältnisse, daß seine Regierung in eine so gereizte Stimmung gegen die englische gekommen ist.

Von solchem Standpunkte aus war das Interim zu beurtheilen, es ging hervor aus dem Gefühl des Königs von Preußen und seiner Rathgeber, daß mächtige Interessen Preußen mit Oestreich verbinden, und daß Preußen nach der

ungarischen Intervention Rußlands, doppelt Ursache habe sich Oestreich zu nähren, so wohl seiner selbst wegen, als auch Oestreichs wegen, damit Oestreich nicht in eine isolirte und feindliche Stellung gegen Europa gerathe, ohne irgend einen Anhalt und ein Gegenwicht gegen Rußlands brüderliche Uebermacht. Mit dieser würdigen und politischen Empfindung, welche beide Staaten bei Abschluß des Interim hatten, verbanden sich freilich bei beiden auch kleinere egoistische Interessen. Oestreich fürchtete Preußens Vordringen in Deutschland auf Grund des Dreikönigsbündnisses und Preußen wollte durch das Interim seinen Bundesstaat vor den Protesten und Heeren des Ostens sichern. Ob die preußischen Diplomaten bei Abschluß des Interims klug genug waren, Oestreich durch die Betheiligung an einer Commission, deren Schicksal Unpopularität und Resultatlosigkeit zu sein scheint, abzufinden, wird erst die Zukunft zeigen, jedenfalls hat sich das Interim in gemeinsamen Verwaltungssachen (Matrikularbeiträge, Festungen und Flotte) als nützlich bewiesen; vielleicht noch mehr dadurch, daß es die preußische Regierung belehrt hat, wie auf dem Wege eine Lösung der deutschen Frage nicht zu erreichen sei. Wenigstens beweist die Uebersiedlung des preußischen Vertrauten Hrn. v. Radowitz nach Erfurt, daß Preußen den Angelpunkt seiner deutschen Interessen in Erfurt und nicht mehr bei der Interimscommission in Frankfurt findet.

Schon die letzten Verhandlungen des Verwaltungsrathes lehrten das. Er hatte in der letzten Zeit den publizirten Protokollen nach eine bedeutsame Thätigkeit entwickelt. Er hat den Antrag gestellt, die Regierung von Hannover beim Schiedsgericht zu verklagen, dies ist geschehen, und Preußen hat seinen Gesandten aus Hannover fortgezogen. Er hat ferner eine Zusatzacte zu dem Entwurfe der Verfassung berathen, welche dem Reichstage vorgelegt werden soll: Der deutsche Bundesstaat soll deutsche Union heißen, so lange nicht alle Staaten dazu gehören. Das Volks- und Staatenhaus führen den Namen Parlament der deutschen Union. Di deutsche Union übt als Einheit dem deutschen Bunde gegenüber alle Rechte und Pflichten aus, welche bisher den einzelnen Regierungen zukamen, sie sendet ihre Gesandten auch zu den deutschen Bundesstaaten, welche der Union nicht beigetreten sind, das der Unionsgewalt zustehende Recht des Krieges und Friedens darf gegen nicht unirte deutsche Staaten nicht ausgeübt werden. Das Heerwesen der Union wird so geordnet, daß es sich der Kriegsverfassung des deutschen Bundes anschließt; folgen die Modificationen über Zusammensetzung des Fürstencollegiums des Staatenhauses, wobei Sachsen und Hannover noch als zur Union gehörig betrachtet werden. Darnach besteht das Fürstencollegium aus fünf Stimmen, von denen Preußen eine hat, das Staatenhaus aus 120 Stimmen, von denen Preußen 40 entsendet. — Endlich hat der Verwaltungsrath die mecklenburg-schwerin'sche Angelegenheit in die Hand genommen, und in Folge eines vortrefflichen Referats von Dr. Liebe sowohl erklärt, daß das Schiedsgericht der Union die competente Behörde dafür sei, als auch, daß das bisherige

Verhalten Preußens, und die Verschleppung der Streitigkeit vor das Interim kein Präjudiz gegen die Competenz des Schiedsgerichtes sein könne. — Unsere Freunde in Mecklenburg mögen vertrauen, daß durch das Zusammentreten des Parlaments auch für ihren Verfassungsstreit eine gesunde Lösung gefunden wird. Ist die Union erst förmlich constituirt, so werden sich diese wie andere Differenzen vor dem Forum der geschorten und competenten Tribunale entscheiden. — Dem Verwaltungsrath aber, dessen collegialische Thätigkeit durch Zusammentritt des Parlaments in den Hintergrund treten muß, müssen die deutschen Patrioten durch die Presse ihren Respekt und Dank ausdrücken. In einer bösen Zeit der Unsicherheit war dies verständige und patriotische Collegium der einzige Anker, an welchen sich Hoffnungen klammerten; es hat durch unzählige Schwierigkeiten und Dissonanzen, die Sache der Union durchgeführt, mit staatsmännischem Takt und entschlossener Beharrlichkeit, ehrlich und liberal. Es hat den Beweis geführt, daß die Nation ihre besten Führer noch in anderen Räumen schätzen lernt, als auf der Tribune seiner Parlamente.

Ueber den Entwurf der drei Königreiche, diese wunderliche Spätgeburt verletzten Familienstolzes im nächsten Heft.

Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden.

Von Kurt v. Schlözer.

(Berlin, 1850. Wilhelm Hertz.)

Ein Werk von allgemeinem deutschen Interesse, die älteste Geschichte der russischen Ostseeprovinzen. Wie sie ursprünglich von finnischen Völkern bewohnt wurden, zwischen welche sich Letten als halb slavischer Stamm einschoben, und wie von Norddeutschland aus die Deutschen als Missionäre, Krieger und Kaufleute an den unbekannten Küsten landeten, die Ureinwohner dem Kreuz und Schwert unterwerfend. Jahrhunderte tobte der Kampf zwischen dem nationalen Heidenthum und der fremden Macht, die Nachbarn, Dänen und Russen schürten und halfen der einen und der andern Partei; oft waren die christlichen Stiftungen in Todesgefahr, aber eine Generation von Colonisten trat in die Fußstapfen der andern und eroberte das Terrain wieder, welches durch die Leichen der Väter und Stammgenossen geweiht war. Zur Zeit der Hohenstaufen war der großartigste Kolonisationskampf an dem baltischen Strande, der Priester schritt voran, ihm folgte der Ritter und Beiden auf dem Fuße der Kaufmann. Das Geschäft von Bremen, dann von Lübeck nach diesen Gegenden erhielt einen plötzlichen und ungeheuren Aufschwung, Handelscolonien wurden angelegt, und Gothland wie Nowgorod wurden Stapelplätze. Klar und übersichtlich stellt Schlözer diese Verhältnisse der mittelalterlichen deutschen Colonien unter den Barbaren dar, wir haben nur Eines an dem Buche auszusetzen, daß es nicht weiter geht als bis zur Gründung der Hansa und zum 14. Jahrhundert. Freilich scheint es zunächst bestimmt, Lappenberg's Geschichte der Hansa und K. v. Schlözer's Geschichte von Lithauen zu ergänzen. Unsere Leser aber bitten wir, aus dem Buch jene alten Eroberungen Deutschlands mit der jetzigen Lage derselben Länder zu vergleichen, vermehrt der Vergleich auch nicht unser Selbstgefühl, so ist er doch nützlich. — Wir lassen hier als Probe der Darstellung des verehrten Verfassers eine Schilderung der deutschen Handelscompagnie in Nowgorod folgen, wie sie im Jahre 1225 blühte.

Etwa eine Meile vom Ilmensee entfernt, lag am Wolchow das alte Nowgorod und zog sich zu beiden Seiten des klaren Stromes in weiter Ausdehnung hin mit seinen hölzernen Häusern und stattlichen Brücken, seinem wohlbefestigten Kreml und seinem Markte, wo auf den Schall der großen Wetschagglocke die Bürger sich versammeln mußten, mit seinen Kaufhöfen und Meßplätzen und mit seinen Klöstern, Kapellen und Kirchen, unter denen neben der ehrwürdigen Sophienkathedrale der griechischen Christen sich bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die „heilige „Pätniza" erhob, in welcher die duldsame Republik dem abendländischen Handelsmanne bereitwillig gestattete, seine Andacht nach römischem Kirchengebrauche zu verrichten.

Zu einer Zeit, da noch dichtes Dunkel über dem ganzen Nordosten Europas lagerte, stand Nowgorod schon als ein selbstständiges städtisches Gemeinwesen da. Durch seine vortheilhafte Lage an der alten Handelsstraße, die sich von Griechenland den Dniper hinauf nördlich zum Wolchow wandte, vermittelte es hauptsächlich den Verkehr des Südens mit den finnischen Völkerschaften, während ihm zugleich die Karavanen der Bulgaren von der Wolga her die Schätze des Orients zum Umsatz gegen nordische Producte brachte.

Noch lag der weite finnische Norden vom Ural längs des Eismeeres bis zum baltischen Gestade unbezwungen da. Dorthin lockte den Handelsmann schon lange der Erwerb des kostbaren Pelzwerkes. Dorthin wandte daher der Freistaat jetzt sein Hauptaugenmerk, und während anderthalb Jahrhunderte wurden von nun an jene Landschaften „hinter den großen Waldungen", wie sie die Chronik nennt, der Tummelplatz der nowgorodschen Krieger. Bald zieht ein Haufen verwegener Freibenter vom Wolchow aus, um zu den „eisernen Pforten", in's Land der heutigen Sürjänen vorzudringen. Bald stehen die Feldherren der Republik mit ihren Heeren an den Ufern des Ladoga, um dort im wilden Kampfe die Jemen zu bezwingen. Im Jahre 1830 beugt sich schon alles Volk bis zum Onegasee unter der Herrschaft Nowgorodes. Nach allen Richtungen durchstreifen seine Steuereinnehmer die neuerworbenen Lande, um „Eichhornfelle" und anderes Pelzwerk einzutreiben. Drei Jahre später sind bereits die Anwohner der Petschora ihnen tributpflichtig und im Jahre 1137 zehnten die Uferlandschaften des weißen Meeres dem heiligen Georgskloster am Wolchow.

Um auf diesem wichtigen Platze keinen anderen Fremden aufkommen zu lassen und auch aus der Ferne den dortigen Handel sicher leiten zu können, suchten die Deutschen sich schon frühe bei den Nowgorodern die Erlaubniß zu einer festen Niederlassung am Orte selbst auszuwirken. Bald wurden ihnen hierzu von der Republik in einem besonderen Stadtquartiere die nöthigen Bauplätze angewiesen. Dort gründeten sie nun ihre eigene deutsche Kirche zum heiligen Peter. Um dieselbe herum führten sie geräumige Waarenlager und Packhäuser auf, nebst zahl-

reichen Meßbuden, Comptoiren, Wohnstuben und Versammlungssälen, und so entstand zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, „der Hof der Deutschen zu Nowgorod", der nach seinem Schutzpatron auch schlichtweg den Namen „Sanct Peter" führte. Wie in Wisby, nahm hier am Wolchow die deutsche Kaufmannsinnung den Lilienbusch in ihr Wappen auf. Durch strenge Gesetze, denen sich jedes Mitglied der Genossenschaft, die Handelsherren und Handwerksmeister, wie Gesellen, Lehrlinge und Packknechte fügen mußten, sicherten sie das Gedeihen ihrer neuen Niederlassung und richteten sich allmälig mit eigener Gerichtsbarkeit, eigener Handelsordnung- und Gemeindecasse hier inmitten der fremden Stadt ganz häuslich und behaglich ein.

Ihr Gesetzbuch, die „Schra dere Dhutschen to Nogarden", die in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunders aufgezeichnet sein muß, führt uns das innere Wesen und Getriebe dieser Stiftung lebendig vor.

An der Spitze der ganzen Niederlassung standen zwei Aelterleute der Kaufmannschaft, der „Olderman dhes Hoves" und der „Oldermann Sante Peteres". Dem letzteren lag die Sorge für den Haushalt des Hofes und die Verwaltung der Innungscasse ob. Er trieb die Steuern ein, die jedes handeltreibende Mitglied der Gesellschaft je nach dem Werthe und der Menge der von ihm eingeführten Waaren zu entrichten hatte und nahm die Strafgelder in Empfang, die nach erfolgtem richterlichen Ausspruch für irgend welch' Vergehen, Betrug, Waarenverfälschung, Geldunterschleif, für Nachlässigkeit im Dienste, anstößiges Betragen gegen Vorgesetzte, Trunkenheit oder Schlägereien von den dabei Betheiligten zu erlegen waren. Oberster Richter war der Oldermann des Hofes, der auch die allgemeinen Versammlungen zu berufen hatte und die Leitung über das Ganze führte. Er sowohl wie der Aeltermann Sanct Peters gingen aus der Wahl der Kaufleute hervor, wählten sich dann selbst vier Männer zu Gehilfen und bezogen aus dem gesetzlichen Antheil an Sporteln und Strafgeldern ihr besonderes Einkommen. Außerdem stand dem wortführenden Aeltermann das Recht zu, sich nach eigenem Gutdünken eine Wohnung auf dem Hofe auszusuchen. Um die übrigen Häuser mußten die Kaufleute loosen. Diese Wohnungen mochten jedoch klein und für die Nachtruhe geeignet sein. Die langen Winterabende brachten daher die Handelsherren, nach Schluß des Geschäftes, in der „großen Stube" zu, die als Versammlungsort und Speisesaal diente. Ein ähnliches Local, die sogenannte „Kindern Stove", war zu ähnlichen Zwecken für die jüngeren Handelslehrlinge, Gesellen und Knechte eingerichtet.

Mit Ausnahme der Geschäftsverbindungen unterhielt der Hof nur geringen Verkehr mit den übrigen Bewohnern der Stadt. Zu Dienstleistungen innerhalb seiner Ringmauern wurden daher nur Deutsche zugelassen. Eine eigene Hofbrauerei lieferte hier den süßen Meth, der aus Honig, Wasser und Hopfen zubereitet wurde. In dem „Sanct Peterskessel" mußte alles Wachs geschmolzen werden,

wie auch Sanct Peter seine eigenen Holzniederlagen hatte. In Gemeinschaft mit Russen durften keine Geschäfte getrieben werden. Bei Strafe von fünfzig Mark Silber war jedem deutschen Kaufmanne des Hofes geboten, kein Gut mit den Russen in „Kumpagnie" zu haben und der Russen Gut nicht als Frachtgut zu führen. Verbrecher mußten auf dem Hofe selbst, im „Thurme" bei Wasser und Brot ihre Strafzeit absitzen. Starb einer der Gemeinde in Nowgorod, so nahm der Begräbnißplatz St. Peters seine Leiche auf. Andere Deutsche, die sich in Nowgorod aufhielten, ohne sich der Innung anzuschließen, durften nur mit besonderer Erlaubniß des Aeltermannes den Hof betreten. Um solche Fremde, so wie Diebe und Gesindel am nächtlichen Einschleichen zu verhindern, waren für den Hof und die Kirche eigene Wächter angestellt, die zu bestimmten Nachtstunden auch die großen Kettenhunde loslassen durften.

In diese fast klösterliche Abgeschiedenheit des Hofes trat alljährlich zweimal, wenn die deutschen Kauffahrteiflotten mit ihren reichen Waarenladungen anlangten, ein neues, verändertes Leben ein.

So gediehen durch deutsche Betriebsamkeit in Nowgorod wie auf der Insel Gothland Handelsstiftungen, die unter sich wie mit dem Mutterlande im engsten Verbande lebend, gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wußten, zur selben Zeit, da jene Rittercolonien in Estland und Livland, durch festen Anschluß an den deutschen Orden neu gekräftigt, das Haus der deutschen Kirche hier zu schirmen und zu erweitern strebten.

Die Hinrichtungen der Ungarn.

Von einem Ungarn aus Breslau.

Herr Redakteur! Recht war das Losungswort unseres Kampfes, Wahrheit das Ziel, nach dem wir strebten. — Wir sind erlegen. Ungarn, mein schönes Vaterland, liegt zerdrückt unter dem habsburgischen Aar. Doch selbst die Wiedergeburt meines Vaterlandes wollt' ich mit einer Lüge nicht erkaufen; und es mußte mich um so mehr wundern, daß einer Ihrer ungarischen Correspondenten, die doch sonst gut unterrichtet zu sein pflegen — in dem Aufsatze „Ein Erlaß des kommandirenden Generals in Ungarn" sich einer Unwahrheit bedient, um Haynau zu perssifliren. —

Er behauptet nämlich, daß von Seite der ungarischen Regierung nicht mehr als sechs standrechtliche Urtheile, fünf in Pesth nach dem Abzug von Windischgrätz, und eines in Komorn, gefällt seien; und ferner, daß bis zu dem ersten Abzuge der

Ungarn aus Budapesth allerdings in der Hauptstadt und in einem großen Theile des Landes das Standrecht publicirt, aber nur leere Form geblieben war. Ich halte es als Ungar für meine Pflicht, diese Angaben, welche durch authentische, ja selbst amtliche Berichte widerlegt werden dürften, dahin zu berichtigen, daß zwar in der Hauptstadt vor dem ersten Abzuge der Ungarn wirklich keine, und später auch nicht mehr als 5 Hinrichtungen stattfanden, daß aber in den Provinzen dies keineswegs der Fall war. Ich weiß zwar nicht die Namen derjenigen anzuführen, die von den ungarischen Standgerichten zum Tode verurtheilt und geführt wurden, doch ich brauche nur die Thatsache im Allgemeinen zu erwähnen, und Jeder, der nämlich nicht nur die Revolution in Pesth, sondern in Ungarn überhaupt miterlebt hat, und die damaligen Tageblätter und besonders das amtliche Közlöny gelesen hat, wird von dem Irrthum des Correspondenten in Nummer 12 überzeugt werden. —

Zunächst will ich der 5 Naitzen erwähnen, die in Groß-Kikinda schon im Juli 1848 auf Anordnung des ungarischen Regierungscommissärs Csernowics gehenkt wurden, was in allen Zeitungsblättern und in dem amtlichen Közlöny mitgetheilt wurde; auch sollte es dem Verfasser nicht entgangen sein, daß in der Slowakei im Monat Oktober 1848 Mehrere von Hurbans Bande hingerichtet wurden. Zweien dieser Executionen hat Schreiber dieser Zeilen bei der Festung Leopoldstadt selbst beigewohnt, und weiß aus der zuverlässigsten Quelle, daß in dieser Zeit auch in Nádás und an andern Punkten der Slowakei einzelne Hurbanisten hingerichtet wurden. Ob diese Executionen in den Pesther Blättern mitgetheilt wurden, kann ich, da ich damals fern von der Hauptstadt lebte, nicht mit Gewißheit angeben; das Faktum aber ist richtig. Endlich ist es aller Welt bekannt, daß in Siebenbürgen, bevor Bem das Commando in dieser Provinz übernahm, mehrere Walachen gehenkt wurden. Ich glaube der Wahrheit keinen Zwang anzuthun, wenn ich die Zahl der Unglücklichen, welche unter der ungarischen Regierung am Hochgericht starben, auf 40—50 angebe.

Sollte es wirklich nöthig erscheinen zwischen der Handlungsweise der ungarischen Regierung und Haynau's eine Parallele aufzustellen, so finden wir wahrlich ganz andere Gesichtspunkte als die Zahlen, um diese wie Recht von Unrecht, Himmel von Hölle zu unterscheiden.

Vor Allem waren die Meisten von Jenen, welche durch die ungarische Regierung oder deren Organe hingerichtet wurden, durchaus keine politischen Verbrecher, sondern meist solche, welche die Fahne der Loyalität ergriffen, um unter derselben rauben, morden, schänden und im wörtlichen Sinne des Worts schinden zu können. Ich will die „Opfer, welche unter dem Henkerbeile des ungarischen Terrorismus verblutet sind," zwar nicht wie Haynau fordert, nach Zahl und Namen, aber ihrem Charakter und Handwerk nach dem Publikum vorführen.

Was die in Pesth hingerichteten 5 Individuen betrifft, so ist ihr Conduiten-

zeugniß allerdings nicht das beste: Franz Lengyel war ein notorischer Spion; Emerich Mikei war früher emeritirter Stuhlrichter, später im Vertrauen der ungarischen Regierung, wurde er in mehreren Angelegenheiten derselben als Commissär verwendet, trat gleich nach dem Einzug Windischgrätz's zu den Kaiserlichen über, verrieth dem Feinde mehrere verborgene Monturmagazine, und wirkte eifrig als k. k. Rekrutirungscommissär in dem Pesther Comitate. Ofen erhielt von der ungarischen Regierung einige Tausend Gulden Münze zur Errichtung einer Pulverfabrik in Altofen, er aber behielt das Geld, arbeitete während der Monate Oktober und Dezember frisch darauf los, lieferte kein Korn seines Fabrikats dem ungarischen Ministerium ab, sondern hob es für eine bessere Kundschaft auf; Daniel Nowak und Wilhelm Meyer waren Spione von Fach wie Franz Lengyel.

Dazu Einiges über die 5 Raitzen in Groß-Kikinda. — Es dürfte vielleicht dem deutschen Leser unbekannt sein, daß der raitzische Vertilgungskrieg in diesem unansehnlichen Provinzialstädtchen seinen Anfang genommen hat, und zwar aus folgender Veranlassung. Der schnelle Wechsel des Verhältnisses zwischen Edelmann und Bauer hatte bei dem letztern manche Begriffsverwirrung hervorgebracht, die nur zum kleinen Theile von exaltirten sogenannten Volksfreunden, größtentheils aber von böswilligen oft gedungenen Aufwieglern zu einem wirklichen Chaos gesteigert wurde. Die letzteren hatten eine ähnliche Aufgabe, wie sie sich zuweilen die Pariser Polizei gestellt hat, nämlich kleine Krawalle hervorzurufen, der Welt den Teufel des Sozialismus in der Bauernjacke oder Arbeiterblouse zu zeigen und zuletzt den Staat zu retten.

Bei dem magyarischen und deutschen Volksstamme wollten, Dank dem gesunden und biedern Sinn, der ihnen innewohnt, diese Manoeuvers nicht gelingen, schnell aber wurden manche slavische und walachische Gemeinden, die übrigens auch vor dem März nicht viel über die Gebote von Mein und Dein nachgedacht hatten, von diesem süßen Gifte inficirt. — Die Waldungen und Wiesen waren es besonders, welche zu Uebergriffen vielfache Veranlassung gaben. — In Ungarn fand man nämlich vor dem März sehr wenige Dorfgemeinden, die nicht einen wenigstens 100jährigen Wald- oder Weideprozeß mit der Herrschaft hatten, und der Reisende, der in eine Schenke trat, oder sich in dem Schatten eines Weinbergs niederließ, fand bald einen Trink- oder Rastgefährten, der ihm nach der ersten Begrüßung und einigen gestellten Fragen über die Verhältnisse der Dorfbewohner von der einstigen Größe und dem Reichthum des Dorfes erzählte und gewöhnlich mit den Worten schloß: „Ja das war Alles, bevor die Herrschaft uns unsern großen Wald genommen und jene Wiese, die von der Mühle, oder dem Hügel, bis zum Hotár (Grenzstein) des Dorfes sich erstreckt. Jetzt können wir kein Holz zum Verkauf in die Stadt führen, und jeder Wirth darf nur eine Kuh halten, denn das Bischen Weide, welches uns die Herrschaft nicht geraubt hat, reicht nicht hin mehr Vieh zu ernähren" u. s. w. — Zuweilen war eine solche

Klage wirklich begründet, oft war sie nicht begründet und eine Bauernphantasie, wie sie überall vorkommt; so viel aber war immer gewiß, daß die armen Bauern von Advocaten und sogenannten hohen Beamten Jahrelang ausgebeutet wurden, und endlich genöthigt waren, entweder die ganze Sache fahren, oder sich mit einem Stückchen Wald oder Wiese abfertigen zu lassen, die nicht die Interessen von dem Kapitale aufwogen, welches die Gemeinde zur Bestreitung der Prozeßkosten aufnehmen mußte. —

Nach der Sanction der ungarischen Märzgesetze, die das Recht des Schwachen gegen den Stärkern schützen sollten, erhoben sich von allen Seiten Klagen der Gemeinden gegen die Grundherren, und während in den magyarischen und deutschen Ortschaften die Patrioten bemüht waren, jede Demonstration gegen das Eigenthum zu verhindern, und die Gemeinden auf den Weg der Gesetze hinzuweisen, die jetzt dem Bettler wie dem Fürsten gleichen Schutz gewähren sollten, gelang es Einflüssen, welche nicht magyarisch waren, im Banat und in der Bacska, in Siebenbürgen und einigen Gegenden der Slowakei, den Haß der Bauern gegen den vorigen Herrn zu schüren, und dadurch die ungarische Regierung, die auf ihrem rechtlichen Standpunkt gegen diese Feinde der öffentlichen Ruhe und des Eigenthums mit aller Strenge des Gesetzes verfahren mußte, verhaßt zu machen. — In den sogenannten freien Märkten, die durch Privilegium oder Loskauf der herrschaftlichen Botmäßigkeit entzogen waren, aber dennoch nicht zu den königlichen Freistädten zählten, wurde der Samen der bürgerlichen Zwietracht ausgestreut, indem man dem Pöbel das Gelüst eingab, die Gemeindewiesen unter den Einwohnern zu vertheilen. So war es auch in Groß-Kikinda, dem Hauptort des Kreises mit gleichem Namen in der Torantaler Gespannschaft. Hier hatte sich schon im Juni 1848 unter der raitzischen Bevölkerung das Verlangen nach Theilung der städtischen Wiesen kundgegeben; der Magistrat mit dem ungarischen und deutschen Theile der Bevölkerung widersetzten sich diesem Vorhaben, der Haß entbrannte zwischen den Nationen und die Raitzen faßten den patriotischen Entschluß, alle Magyaren und Deutsche auszurotten und sich zu alleinigen Herrn der Stadt zu machen. Leider gelang ihnen zum Theil ihr frevelhaftes Beginnen; an einem Sonntage zerrte der Aufruhr an den Strängen der Glocke, raitzische Haufen stürzten gegen die Häuser ihrer Feinde, viele ehrliche Deutsche und Magyaren fielen den Wüthenden als Opfer; der wackre Stadtrichter mit mehreren Magistraten wurden unter unsäglichen Qualen gemordet, und des erstern kopfloser Rumpf als Siegestrophäe vor seinem eigenen Kaufladen auf einen Sessel gebunden und dem Hohne des mordberauschten Pöbels Preis gegeben. — Ein großer Theil der magyarisch-deutschen Bevölkerung suchte und fand Rettung in der Flucht.

Dies war, mit Wrbna zu sprechen, „der Anfang jener Operationen, welche mit der Vernichtung der magyarischen Rebellion enden sollten;“ dies die erste Waffenthat der damals so loyalen Südslaven.

Die ungarische Regierung konnte natürlich solchen Frevel nicht ungeahndet lassen, sie schickte den Grafen von Temes-Csernowics, als Regierungscommissär nach Kikinda; die Raitzen machten Anstalten zum Widerstande, aber eine vom General Hrabowski aus Peterwardein hieher beorderte Truppenabtheilung mit 3 Kanonen trieb die Mörderschaar so in die Enge, daß sie die Waffen strecken und die Hauptschuldigen ausliefern mußten. Diese wurden, wie oben gemeldet, dem Henker überliefert, während der größte Theil der Kikindaer Raitzen sich in die benachbarten Ortschaften begab, um dort einen Ausrottungskrieg gegen Magyaren und Deutsche aufzuregen.

In der Slowakei waren es die evangelischen Prediger Hodzsa und Hurban, welche mit den Waffen der Gütertheilung für das legitime Oestreich zu Felde zogen. Ersterer hatte sich schon vor einigen Jahren durch seine Mäßigkeitspredigten berühmt gemacht, in welchen er den Bauern als Präservativmittel gegen das Brandweintrinken anrieth, die Destillationsapparate zu zerstören und die Brandweinbrenner todtzuschlagen, (buchstäblich wahr); der zweite fand in den Bergschluchten des nordwestlichen Theiles der Neutraer Gespannschaft, in den sogenannten Kopaniczen, einzelnen zerstreuten Weilern der Gebirge und in dem Grenzstädtchen Miava, welches von den verwegensten Schmugglern und Bravo's bewohnt ist, sehr eifrige Zuhörer und Schüler. Ich hatte Gelegenheit, zwei „Volksversammlungen" dieses Apostels beizuwohnen, der sich später rühmte, zum k. k. Obristen avancirt zu sein — die eine in Waagneustadtl und die andere in Szobotich — und ich bekam den nöthigen Respect von der riesenfesten Logik dieses Mannes. Sein Lieblingsthema war: „Der gütige Kaiser hat Euch von dem Joche der Herren (Pàni) befreit; nun aber haben sich die Herren mit den Juden vereinigt, den König abzusetzen und Euch wieder in das alte Joch zu spannen: wir müssen also gegen diese Hochverräther ausziehen; ihre Habe ist Euch, den treuen Unterthanen seiner geheiligten Majestät, als rechtlich erworbenes Eigenthum, und ihr Leben dem Henker verfallen." — Daß er nicht tauben Ohren und unwilligen Herzen predigte, haben die Judenplünderungen in Neustadtl, Nádas, Szered u. a. O. bewiesen und beweisen noch heute die vielen Geldstrafen, welche jetzt den Einwohnern dieser Gegend von der k. k. Regierung wegen der in dieser Zeit verübten Wald- und Weidefrevel auferlegt werden*). Die Urtheile, welche den zwei oben erwähnten Delinquenten bei der Festung Leopoldstadt vorgelesen wurden, lauteten auch in ihren Hauptpunkten auf Plünderung, Schändung und Mordbrennerei, und das Verbrechen des Hochverraths gegen die Landesconstitution war so kurz als möglich erwähnt. —

*) Dem Dorf Jablonicz z. B. welches 190 Häuser zählt, ist als Strafe für die Verletzungen fremden Eigenthums jetzt von den Regierungsbeamten die Summe von 16,580 Gulden Münze auferlegt worden.

Dasselbe war auch mit den in Siebenbürgen standrechtlich hingerichteten Walachen der Fall. Die Leser dieser Blätter werden sich noch der Gräuelthaten erinnern, welche diese Halbmenschen in den Städten Zalathna und N. Enyed, die sie vom Grunde aus zerstörten, verübt haben, und an das Schicksal des edlen Grafen Török, dem diese Kannibalen lebendig die Haut abzogen und ihn langsam am Feuer brieten.

Und so wird sich bei den Meisten der 40—50 Unglücklichen, welche durch die ungarische Regierung gerichtet worden sind, beweisen lassen, daß sie durch die schändlichsten Verbrechen, welche an sich politischer Natur waren, den Tod in einer Zeit verdient haben, wo nicht nur die Bestimmungen des Staatsrechts, sondern die Gebote jedes Rechts und aller Sitte in Gefahr waren unterzugehen, und jede Regierung — wie man auch ihre politische Berechtigung ansehen mag — die Pflicht hatte, mit Strenge für Sicherheit des Eigenthums und Privatlebens aufzutreten. — Bei der kleineren Anzahl der Hingerichteten, etwa bei 10 Menschen, worunter jene 6 in Pesth Verurtheilten sind, wird man je nach dem individuellen politischen Standpunkt das Urtheil entweder höchst gerecht oder höchst beklagenswerth finden; man wird aber jedenfalls zugeben müssen, daß ein Krieg in offenen Schlachten stattfand zwischen Ungarn und den Kaiserstaaten, und daß der unleugbare Kriegszustand auch die Folge haben mußte, daß die Gebräuche des Krieges, welche unter allen Nationen herrschen, von den Magyaren wie von den Kaiserlichen beobachtet wurden. Zu diesen Gewohnheiten der Kriege gehört aber überall, daß man überwiesene Spione der Feinde durch das Gesetz tödtet.

Außer diesen Fällen ist nur ein einziger Fall bekannt, wo im Namen der ungarischen Regierung ein wirklicher höchst bedauernswerther Justizmord begangen wurde, und zwar an dem Pastor Roth in Siebenbürgen. Dem hat zwar eine strenge Untersuchung gegen die Mörder dieses edlen Priesters eingeleitet, und wir können von der strengen Gerechtigkeitsliebe dieses Mannes voraussetzen, daß er diese ebenso schnöde als unpolitische That strenge geahndet hat, aber der Tod kann die Sünden nicht tilgen, und Männer wie Roth, die in ihrem Leben einem ganzen Volke angehörten, pflegen in ihrem Tode von einem Volke gerächt zu werden.

Uebrigens will nicht ich, und wird kein wahrheitsliebender Ungar behaupten, daß unter der revolutionären Regierung nicht manche einzelne Commissäre aus Parteihaß, oder aus Härte ihres Gemüths in einer Ecke des Landes einzelne Thaten verübt haben, die nicht zu beschönigen sind, so viel aber ist gewiß, daß die ungarische Regierung von solchen Thaten nichts wußte, am wenigsten aber sie anbefohlen hat. Und doch war damals eine Zeit, wo die furchtbarsten Leidenschaften entflammt waren, und doch hatte die ungarische Regierung, während sich ihre Heere nach Außen in offenen Schlachten schlugen, von Innen gegen schleichenden Verrath und gegen den Fluch des markverzehrenden Bürgerkrieges zu kämpfen,

und oft sah sie sich heftig gereizt und tief gekränkt dadurch; was aber jetzt in Ungarn geschieht, dies Befriedigen einer unversöhnlichen Rache durch unaufhörliche Executionen, dies brutale Assentiren fast der gesammten Jugend, diese herzlose Methode, durch Contributionen und erpreßte Strafgelder die eroberte Provinz zu züchtigen; Alles was das jetzige Regiment in Ungarn verhaßt und gefährlich macht — das war unter der einheimischen Regierung des Landes, die leider das Unglück hatte, nicht loyal zu sein, unmöglich, und der kommandirende General von Ungarn müht sich vergebens, sein Verfahren durch herbeigeführte Analogien aus der Revolutionszeit in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. — Hätte Haynau selbst das Schicksal gehabt, im Jahre 1849 vor einem ungarischen Tribunal zu stehen, er hätte Richter gefunden, welche mehr ritterlichen Sinn und weniger Neigung zu Executionen gehabt hätten, als er; Zeugniß dafür sind die Generäle Roth und Philipowicz, Hunderte von k. k. Officieren und Tausende von Gemeinen, welche an sich selbst erfahren haben, wie der Magyar die Gefangenen seines Säbels behandelt.

Kleine Correspondenzen und Notizen.

Ein deutscher Bart in Rußland.

Sie haben in früheren Nummern Ihres Blattes Mittheilungen über die russische Polizei gemacht, gestatten Sie mir, einen kleinen Beitrag dazu zu liefern, der freilich nichts Tragisches hat, außer etwa für mich selbst, aber vielleicht andern Reisenden zur Lehre oder doch zum Trost dienen kann. — Als ich den ersten Schritt über die Grenze des Königreichs Polen gethan und über die Schwelle eines deutschen Gasthauses geschritten war, frug mich der Wirth: „Sind Sie aus dem Königreiche, oder kommen Sie erst herein?“ „Ich komme herein,“ antwortete ich. „Zum ersten Male?“ — „Allerdings zum ersten Male.“ „Dann,“ versetzte der Wirth, „erlaube ich mir Ihnen einen Rath zu ertheilen: hüten Sie sich, über politische Dinge zu sprechen, und thun Sie es um Gotteswillen dann niemals, wenn irgend eine fremde Person gegenwärtig ist.“ Ich zog lachend weiter. Als ich in dem elenden Gasthause in Turek äußerte, ich habe mir zwar Polen so patriarchalisch, als ich es beim ersten Anblick gefunden, nicht gedacht, aber es gefalle mir doch ganz gut, bemerkte lächelnd der Wirth, ein Pole: „nehmen Sie sich nur ja in Acht, Ihr Gefallen und Mißfallen zu ungenirt zu äußern.“ Wieder zog ich unbesorgt weiter. Der alte Schweizerbäcker in Kutno, ein treuherziges

deutsches Wesen, bei dem ich mit staubigen Gamaschen Kaffee trank, zog mich, als er hörte, daß ich aus Deutschland komme, auf die Seite und gab mir die entsprechende freundschaftliche Ermahnung: „da Sie Polen noch nicht kennen, so halte ich es für eine Landsmannspflicht, Ihnen zu sagen, daß es das gefährlichste aller Länder sei, und vor allen Dingen Jeder seine Zunge mit wahrer Todesangst zu bewachen hat — sprechen Sie ja niemals über den Kaiser, die Kaiserin, irgend einen Großfürsten, den Statthalter Paskiewitsch, irgend einen General, die Regierung, ein Amt u. s. w.; oder wenn Sie darüber sprechen, so loben Sie; unter jeder Bedingung loben Sie, wenn Sie einmal darüber sprechen wollen. Ueber die polnischen Interessen aber sprechen Sie um Himmelswillen gar nicht, denn bei denen wird nicht natürlich aufgefaßt, sondern gedeutet. Bei dieser Sache versteht man auch die „Blumensprache" vor dem Criminalgericht." Auch dieser Redliche bekehrte mich nicht. Als ich in Warschau einen Kaufmann, an den ich empfohlen war, harmlos frug, wie sich in Polen das Volk seit der Revolution von 1848 unter der russischen Regierung fühle, versetzte er: „Still, still, werther Freund, über dergleichen befragen Sie mich nie! Meinem Bruder, meinem eigenen Weibe würde ich keine Antwort darauf geben. Wir leben hier nicht in Deutschland." —

Diese vier Warnungen des Schicksals, die mir auf dem Wege von Kalisch nach Warschau zu Theil wurden, machten mich doch bedenklich, ich versuchte sehr vorsichtig zu sein und kam richtig trotz kleiner Polizeianfechtungen mit Hilfe einiger Rubel und meines Passes bis in die Nähe von Moskau. Was ich während meines Aufenthaltes in Rußland von Bemerkungen über die Polizei der außerpolnischen Länder machte, sei den frühern Bemerkungen Ihres Blattes bescheiden zugefügt. —

Das System der russischen Regierung, welches dem Volke die Ehre erweist, dasselbe als eine Gegenmacht, ein feindseliges und gewissermaßen teuflisches Wesen zu betrachten, hat auch außerhalb Polens geheime Wachtanstalten nöthig gemacht, welche desto mehr an Ausdehnung, Verbindung und Organisation zunahmen, je mehr die Befürchtung der Regierung, daß ihr System vom Volke gemißbilligt werde, durch Kundgebungen gerechtfertigt wurde. In den Ostseeprovinzen ist das geheime Bewachungswesen der Vollkommenheit so nahe gebracht, daß sich kaum ein Mensch in seinem Hause rechts oder links drehen kann, ohne daß die Behörden, oder vielmehr eine gewisse Behörde davon wüßte. In Groß- und Kleinrußland ist die geheime Ueberwachung weniger ausgebildet, weil die geringe Bildung des Volks die Haltung der Regierung weniger der Kritik unterwirft. Dort beschränkt sich die Bewachung fast nur auf die Gubernial- und andere Städte von vorzüglicher Bedeutung, z. B. solche, in welchen sich ein Gymnasium, eine Universität oder Fähnrichschule befindet. Das Geheimbewachungswesen wird in Klein- und Großrußland von den Gouverneuren selbst geleitet und ist einer besondern

Abtheilung ihrer „Bureaus," deren jedes seinen besondern Chef hat, zugetheilt. Je mehr die Gouvernien Mittelrußlands sich nach Osten entfernen, desto unbedeutender werden diese Anstalten, die persönliche Bekanntschaft mit Morgenröthe und aufgehender Sonne erhält dort offenbar eine gewisse Unschuld, doch ganz verschwindet die geheime Polizei nirgends — sie zeigt sich wenigstens in jeder bedeutenden Stadt. So klagte mir z. B. der Kaufmann B. . . . . aus Orenburg, dessen Vater 1812 als Gefangener in Rußland zurückgeblieben war: „Wir wohnen hinter der asiatischen Grenze, unsere Genossenschaft ringsum, ja in der Stadt selbst, ist die roheste, fremdeste und einfältigste von der Welt, wir conspiriren wahrhaftig nicht, aber unsere Herren Gouverneure können es nicht unterlassen uns zu belugen und zu behorchen, als ob wir die größten Politiker wären und als ob wir in unserem Obtscheigebirge, fern von der Welt, die für politische Ideen Sympathie empfindet, im Stande wären, diabolische Entwürfe auszuführen. Es ist eine schwache Seite der Herren, und je weniger sie erfahren, desto erpichter werden sie auf die Entdeckung unserer politischen Nichtswürdigkeit. Aber unsere Leute am Obtschei sind noch schlauer, als die Gouverneure. Sie thun ihnen den Possen und conspiriren nie."

Im südlichen Rußland dagegen besitzt die geheime Polizei wieder eine achtbare Größe, besonders auf den Odessa nahegelegenen Küstenstrichen des schwarzen Meeres und in dem an die Donaufürstenthümer grenzenden Bessarabien. Hier richtet sie ihre Sinne vorzüglich auf die Fremden, und verfolgt ihre Spuren mit schätzenswerther Energie. Kein Franzose oder Türke, Deutscher oder Engländer betritt mit visirtem Paß den Weg von Odessa nach dem Innern, ohne daß sein Name schon auf eine weite Strecke hin bei den Polizeiämtern angezeigt wäre, und ehe der reisende Fremdling die Städte seiner Tour nur mit dem Auge gefunden, stehen schon spähende Personen am Schlagbaume, die ihn erwarten und Tritt und Schritt beobachten. — In dem Innern des Reichs richtet sich natürlich die Spionerie weniger auf die Fremden als auf die Einheimischen. Demungeachtet bleiben die Reisenden im Innern Rußlands nicht unbeachtet, und ich selbst sollte das mit Schrecken erfahren.

Ich kenne nicht die Ansichten Ihrer Leser über Kinn- und Backenbärte, genug ich hatte einen. Ich habe ihn leider nicht mehr, und deshalb mag mir vergönnt sein, den Verlorenen zu rühmen. Es war bei weitem nicht der schlechteste Bart, welcher in Deutschland im Winde rauscht, er war eine Märzerrungenschaft, seiner Größe nach noch salonfähig und nicht unverträglich mit weißer Cravatte. Arglos hatte ich ihn bis in das Innere von Rußland getragen, oft von Polizeibeamten angefahren, von Spionen sehnsüchtig betrachtet. Endlich betrete ich den Bannkreis von Orel. Ich übergebe meinen Paß dem Hôtelwirthe, einem Deutschen, damit er ihn visiren lasse; äußere höflich, daß ich den Paß bis zum andern Morgen wieder zu erhalten wünsche, darauf bemerkte der Wirth, so schnell werde es nicht

gehen, denn der Herr Gouverneur pflegen erst Erkundigung über die Reisenden einzuziehen. Allein bis zum Abend des nächsten Tages werde die Angelegenheit wohl beseitigt sein; vergebens schickt der Wirth am anderen Abend in das Bureau des Gouverneurs; der Paß ist noch nicht visirt; am zweiten Abend gibt der Bureauchef den Bescheid: der Herr Gouverneur habe den Paß zu sich genommen. Der botenlaufende Kellner begibt sich nun zu dem Gouverneur und erhält den Bescheid, der Herr habe absichtlich den Paß an sich genommen, damit der Reisende vor ihm persönlich erscheine, er habe Etwas mit ihm zu verhandeln. Ich gehe selbst zu dem Herrn General, werde angemeldet — ein stämmiger Herr, röthliche Nase und wässerige Augen, begrüßt mich herablassend mit den Worten: Mein Freund, ich habe Sie veranlaßt sich selbst Ihren Paß abzuholen in der Erwartung, daß dies Ihnen eine Aufforderung sei, sich Ihren französischen Bart abnehmen zu lassen. — Der Satan hatte Kundschafter gehabt, welche ihm meinen Bart verrathen hatten. —

Nun bin ich ein sehr friedlicher Mensch, aber das lächerliche der Situation und vielleicht das Jahr 1848 machten mich tollkühn und ich fing an, einige zweckmäßige Worte für die Unschuld meines Bartes zu reden; ich sprach sicher so beredt, wie Huß vor dem Collegium zu Kostnitz, und mit ähnlichem Erfolg. Während meiner Rede öffnete der Gouverneur die Thür, zwei Schergen der Gewalt traten ein. Setzt die C— auf einen Stuhl und schneidet ihm den Bart ab, brüllte der Herr und die beiden Gauner fuhren grinsend auf mich zu. Schon war ich auf einen Stuhl gedrückt, schon sah ich eine Art Papierscheere in der Luft glänzen; da erlangte ich durch eine Ruhe, die mich sehr viel Ueberwindung kostete und durch den imponirenden Klang zweier Rubel, die ich für den Schlingel auf den Boden warf, der mir einen Barbier holen würde, die Erlaubniß, in Begleitung der beiden Polizeibeamten zu einem Mann vom Fach zu gehn und mich nach den Regeln der Kunst barbiren zu lassen. — Als ich zurückkam, drückte mir der Gouverneur mit Grinsen den visirten Paß in die Hand und wünschte mir höflich guten Weg. —

Die Begebenheit ist für Andere komischer als für den, der sie erlebt hat. Ich theile sie Ihrem Blatt mit, und bitte die Leser, wenn sie über mein Abenteuer lachen, zu gleicher Zeit daran zu denken, daß man einen Fremden in Rußland nicht nur wegen seines Bartes schlecht zu behandeln versteht.

Aus Wien.

(Ein Leichenzug für Hans-Jörgel — Der Prediger Veit wird in der Stephanskirche ausgezischt — Schrecken an der Börse — Bach und Schmerling superoktroyiren oktroyirte Ordonnanzen — Das Ministerium gegen Haynau — Grünne als Stellvertreter des Kaisers.)

Hans Jörgel ist gestorben; diese Blätter berichteten bereits das Aufhören der Wochenbriefe unter jenem Titel. Sein Verscheiden ist nicht ohne Theilnahme unter jener Volksklasse vorübergegangen, auf die er eigentlich rechnete, und es wurde ihm von

dieser eine eigene Feierlichkeit bereitet. In der Vorstadt Gumpendorf, in welchem Bezirke sich sehr viele Fabrikarbeiter, Wäscherinnen und dgl. befinden, sammelte sich ungeachtet des Belagerungszustandes eine Menge von 4 bis 500 Menschen, und veranstaltete einen großartigen Leichenzug für Hans Jörgel. Eine Figur wurde ausgestopft, und stattlich herausgeputzt auf ein Brett gelegt; über 30 Personen, mit allerhand Trauerzeichen versehen, trugen das Brett auf den Achseln, und die Uebrigen folgten in langem Zuge mit trauernden Geberden. Man zog in einen Hofraum und stellte den Popanz neben — eine Senkgrube; hier wurden Leichenreden gehalten, die — kerniger als Schakespear'sche Reden, — kaum wiederzugeben sind. Hätte sie Hr. Weis gehört, so würde er gewiß neuerdings eine Klage bei der Stadtcommandantur einreichen, daß man ihn einen schlechten Kerl, einen Schurken, einen Ehrabschneider, einen Denunzianten heiße. Die Scene dauerte lange, und die Anwesenden heulten, bis man endlich den Popanz bei Händen und Füßen ergriff und mit Schwung — in die Mistgrube warf; jeder beeilte sich, einen Stein oder was sonst in die Hand kam, nachzuschleudern. Hierauf ging das Volk ruhig und friedlich auseinander, die anwesenden Sicherheitswachen, welche das Vorhaben nicht hinderten, rapportirten an die Behörden, und bald hernach erschienen Patrouillen, die wie gewöhnlich mit pfiffigem Lächeln angegafft wurden. —

Schnell ein anderes Bild.

Die Geistlichkeit ist nicht sonderlich zufrieden mit dem neuen Stande der Dinge. Ihre Anstrengungen, festen Fuß am Sitze der Regierung selbst zu fassen, was bei der Jugend des Kaisers und dessen Lust zum Soldatenthum etwas schwierig ist, dauern ununterbrochen fort. Das Fastenmandat des Erzbischofs, im Amtsblatt der politischen Zeitung publicirt, hat seine Wirkung verfehlt; an demselben Tage als es erschien, und das Fernehalten von allen Ergötzlichkeiten dringend ans Herz legte, wurde die Oper: der Prophet, zum Erstenmale gegeben, und die ganze kaiserliche Familie ergötzte sich daran. Der Cardinal Fürst Schwarzenberg, Bruder des Premierministers, läßt alle Minen springen, um den erzbischöflichen Sitz in Prag zu erlangen; die Bestätigung der Wahl durch das Ministerium und den Kaiser würde gewiß erfolgen, aber die Wahl selbst ist mehr als zweifelhaft, da die nationale und liberale Gesinnung Böhmens und sogar eines großen Theils der kathol. böhm. Geistlichkeit dem aristokratisch-reactionären Prälaten, dem Günstling der Jesuiten in Salzburg und Tirol feind ist. Das Augenmerk der geistlichen Würdenträger ist, nebst Wiedergewinnung des Einflusses auf die Regierungskreise, auf Bearbeitung und polizeiliche Ueberwachung des Volkes gerichtet. In der Fastenzeit entwickeln die Priester ihre volle Thätigkeit, und einer derselben gab diese Woche Anlaß zu großem Scandal. Der bekannte Veit hat wieder die Kanzel bestiegen, und haranguirt seine Zuhörer gegen den Teufel der Demokratie. Der sonst gefeierte Redner merkte jedoch bald, daß das Publikum verstockt sei, und nicht wie sonst reuig in Thränen zerfließe; er ließ sich zur Steigerung seiner Ausfälle gegen politische Gesinnungen verleiten, und erregte Unwillen und Erbitterung. Dieser Tage kam es dahin, daß er ausgezischt und ausgepfiffen wurde, und zwar in der Kirche selbst. Das Aergerniß führte die Wache herbei, und man griff zwei Männer aus der Menge heraus, die auf die Polizei gebracht wurden.

Ein kleiner panischer Schrecken bemächtigte sich der Börse, als die Pariser Notirungen nach dem Ausfall der Wahlen bekannt wurden; die Course sanken um 3 bis 4 Prozent; das Gold stieg um 1 bis 2 Prozent. Im Finanzministerium aber halten sie Berathungen, wie der Silberagiotage entgegengewirkt werden könne. Einer der Beamten, und zwar einer der höhern, hatte die gute Idee, den Verkauf von Gold und Silber ganz und gar zu verbieten, und nur die einstimmige Gegenansicht, daß augenblicklich die Course auf 40 und 50 Prozent steigen würden, hielt jenen ab, seinen Vorschlag höhern Ortes zu unterbreiten. Der Minister selbst fährt fort, das in Ham-

burg begonnene unwürdige Spiel auch an andern Orten anzuwenden; in Augsburg, in Stuttgart, in Frankfurt und in Amsterdam sollen Metalliques *versetzt* worden sein, worauf nun trassirt und die Devisen an der Börse veräußert werden. Bei diesen Manipulationen bringt es der Minister nicht dahin, den Tagsbedarf mit *Scheidemünze* zu decken; weder Kupferkreuzer noch die verrufenen Silbersechser (aus der Mark statt 20 fl. — 36 fl. geprägt) sind in den öffentlichen Kassen zu bekommen. Die sogenannten Kassenanweisungen trogen täglichen Zins, der in seinen Bruchtheilen auf die Rückseite dieses Papiers mit dem laufenden Datum notirt ist; da der Staat seinem Geldpapier ebenfalls den Zwangscours auflegte, so ist die Nationalbank verpflichtet, Jedem diese Zinspapiere gegen Banknoten auszuwechseln. Die entfallenden Kreuzertheile wurden bisher in Metallmünze gegeben; — auch dies mußte eingestellt werden, und seit dieser Woche gibt die Bank statt Kupfergeld die Münzscheine zu 6 und 10 Kreuzer! — Jene Silbersechser, welche 66⅔ Prozent an Silber verlieren, werden dennoch mit $11\frac{1}{9}$ *Agio* gegen Papiergeld bezahlt; die Kupferkreuzer werden von Wirthen, Fleischern, Bäckern und dgl. mit 4 bis $5\frac{1}{2}$ *Agio* gesucht. Die Wiener Münze hat das Prägen von kleinem Silber ganz eingestellt, nachdem 7 Millionen zu 6Kreuzerstücken, kaum ausgegeben, wie durch Zauber verschwanden; die Prager Münze prägte an 4 Millionen, und nirgends im Lande ist ein weißes Geldstück zu sehen. Geldspeculanten lassen sich russische Imperiale in großen Quantitäten kommen, und übergeben sie der Münze, um sie in kaiserl. Ducaten umzuschmelzen, die im ganzen Orient eine gangbarere Münze sind, und daher höher als andere Goldsorten stehen. An dieser Operation wurden schon Tausende gewonnen, aber die Geldzustände besserten sich nicht um einen Deut. Die französische Bank hat 10 Millionen Francs *mehr* in Baarem vorräthig, als sie Noten ausgab; die östreichische Bank hat 215 Millionen Gulden *weniger* in Baarem, als sie Noten ausgab. An diesem Mißverhältniß scheitern alle Versuche, eine Besserung herbeizuführen, selbst wenn der Staatshaushalt kein so enormes Defizit hätte und in Paris keine rothen Wahlen vorkämen.

Der Minister des Innern, Dr. Bach, hat einige Ergänzungen zum Grundgesetze vom Stapel gelassen; so klein und unscheinbar, so unschuldig und wohlwollend! Keine Gemeinde darf eine Wahl ihrer Gemeindebeamten, Ortsvorsteher oder Bürgermeister vornehmen, ohne Beisein eines Regierungsbeamten; der Bezirkshauptmann, oder ein *von ihm* Delegirter hat zu präsidiren und die Wahl zu leiten. — Eine zweite Ergänzung ist, daß nur 30jährige Gemeindeangehörige gewählt werden können! — Diese beiden Bestimmungen, deren Bedeutung nicht erst erklärt werden muß, befinden sich nicht in dem ursprünglichen Octroy des Gemeindegesetzes, sondern erst nach Jahresfrist werden sie hinzuoctroyirt.

Der Justizminister von Schmerling erließ eine Ordonnanz zur Organisation des Gerichtsverfahrens in Croatien und Slawonien, und findet sich bewogen, das Geschwornengericht zu cassiren, als nicht passend für die Culturzustände der Länder.

Dagegen hat der Ministerrath, nach 6monatlichem Erwägen, die Courage gefaßt, dem Oberkommandanten Ungarns, Herrn Haynau, zu erklären, daß die den Juden auferlegte Contribution unrechtmäßig sei. Wir haben keine zu großen Begriffe von den Talenten im Ministerium, aber die beiden Juristen Bach und Schmerling mußten doch im ersten Augenblicke urtheilen können, daß eine solche Solidarität von Glaubensgenossen allen Rechtsbegriffen widerstreitet. Sie urtheilten in der That auch ebenso, wie die ganze Welt darüber, allein es fehlte ihnen die Kraft, ihrer Entscheidung Gehorsam zu verschaffen; die kommandirenden Generäle sind Dictatoren, selbst der Regierung und bis zu gewisser Grenze auch dem Kaiser gegenüber. Als ein erfreuliches Zeichen der Ermannung ist es zu begrüßen, daß wenigstens Einem Unrecht eine Schranke gesetzt wird.

Nicht mit Unrecht macht man der Oppositon (auch diesen Blättern und dem

eben schreibenden Mitarbeiter) den Vorwurf, daß sie die ganz eigenthümliche Stellung der Minister zwischen vielen Parteien und Personalitäten nicht berücksichtigen. Es macht uns dieser Vorwurf zwar nicht im Geringsten wankend in unserer Ansicht, denn das Ministerium trägt die ungeheure Schuld, durch die Erdrückung und Vernichtung der maßgebenden Volksgewalt, jenen Parteien und Personalitäten neuerdings Geltung verschafft zu haben; dennoch wollen wir darauf achten, und als Beleg für die peinliche Situation des Ministeriums den jüngsten Vorgang berichten, wie er in glaubwürdigen Kreisen erzählt wird.

Wir bitten um Aufmerksamkeit.

Eine Ministerconferenz war in der Burg anberaumt, welcher Se. Majestät selbst präsidiren sollten. Die Minister warteten lange, der Kaiser erschien nicht. Endlich kam Graf Grünne. Der Kaiser ließ absagen, er habe den Grafen ermächtigt, an seiner Statt zu präsidiren!

Graf Grünne dürfte hinlänglich bekannt sein. Kammerherr bei Sr. kaiserlichen Hoheit Erzherzog Stephan, als dieser Gouverneur von Böhmen, Palatin und Alter ego des Königs war, ist das Räthsel noch nicht gelöst, wie er in der Gunst des Hofes bleiben konnte, während Prinz Stephan außerhalb des Reiches weilen muß. Graf Grünne ist nicht blos Flügeladjutant des Kaisers, sondern Rathgeber in allen Regierungsangelegenheiten. Er führt das große Wort in jenem Cabinet, das neben- oder über dem Ministerium sich befindet, und wodurch das Kriegsministerium zu einem bloßen Verwaltungsbureau wurde. Graf Ginlay wollte längst deshalb das Portefeuille abgeben, aber es findet sich kein General, der eine so zweideutige Rolle übernehmen möchte; jener ist abgereist und Degenfeld soll einstweilen die laufenden Geschäfte besorgen. Die Zwitterstellung führte bereits zu manchen Conflicten, worüber das Nähere noch nicht bekannt wurde. Graf Grünne blieb aber fest im Vertrauen des Monarchen, und dieser wollte ihn sogar an seine Stelle im Ministerrathe präsidiren lassen.

Fürst Schwarzenberg war energisch genug, sogleich die Sitzung aufzuheben.

Wir vermögen nicht die Wahrheit des Erzählten zu verbürgen, die Sache ist zu delikat, als daß die Theilnehmer sich selbst darüber äußern sollten. Man glaubt es aber, und deutet darauf hin, welche Kämpfe die Minister zu bestehen haben. Die Floskel, das Volk sei nicht reif für das constitutionelle Leben, ist minder begründet, als die Wahrnehmung, wie schwer es den höheren Kreisen wird, sich diesen Formen anzuschmiegen.

Nachträgliches zur Charakteristik von Radowitz. Indem ich die „Gespräche aus der Gegenwart" durchblättere, fallen mir noch einige Züge ein, die für seine Politik charakteristisch sind. — In der Anpreisung der ständischen Monarchie im Gegensatz zu der constitutionellen, gegen welche letztere er seine Verachtung nicht stark genug aussprechen zu können glaubt, ist es eigentlich nur ein positives Moment, durch dessen Einschiebung in den neuen Staat er sich dem mittelalterlichen Ideal zu nähern hofft: die Wiederbelebung der Aristokratie durch zeitgemäße Erweiterungen. Der Grundbesitz, die hohen Stellen im Militär- und Civildienst, und das Patriciat in den Städten sollen mit Adelsrechten verknüpft werden: ein Gedanke, der bekanntlich in den ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms IV. durchschien, aber sehr bald wieder aufgegeben wurde. Damals ertheilte man einer Reihe bürgerlicher Rittergutsbesitzer für ihre Person und für diejenigen ihrer Descendenten, welche sich im Besitz des gesammten Gutes erhalten würden, den Adelsstand. Es zeigte sich aber, daß diese englische Auffassung den deutschen Gewohnheiten nicht entsprach; kurze Zeit darauf wurden die neuen Adelsdiplome ganz nach Weise der alten abgeändert. — Uebrigens wird der thatsächliche Umstand, daß wenigstens in den alten Provinzen des preußischen Staats vorläufig noch immer der Grundbesitz der vorzüglichste Träger aller politischen Func-

tionen ist, durch dies moderne System der allgemeinen Wahlen keineswegs aufgehoben — denn in allgemeinen Wahlen, wenn sie auch für den ersten Versuch unangemessene Resultate geben, stellt sich in Kurzem das richtige Verhältniß heraus, d. h. es werden die eigentlichen politischen Capacitäten an die Spitze des Staats getrieben — ebensowenig, wie durch ein künstliches System, wie das der alten Landtage, das sogar das städtische Wahlrecht auf den Grundbesitz zurückführte, ein der Natur der Sache nicht entsprechendes Verhältniß aufrecht erhalten wird. — Das Wesentliche dessen, was Radowitz und seine Schule ständische Monarchie nennt im Gegensatz zur constitutionellen, nämlich die Anerkennung der Verschiedenheit in den staatlichen Grundlagen, wird sich in dem natürlichen Lauf der Dinge auch bei dem angeblich nivellirenden Repräsentativsystem geltend machen. — Als eine weitere Fortbildung des Staats blickt Radowitz auf eine allmälige Wiedervereinigung der beiden Kirchen, und zwar der Art, daß die katholische Kirche, die in Bezug auf den Inhalt keine Concessionen machen darf, sich in der Disciplin nachgiebig zeigen soll. Das Beispiel der englischen Puseyiten gibt ihm Trost und Hoffnung: eine Hoffnung, der man kaum einen andern Ruhm als den der Curiosität wird zuschreiben können. — Radowitz weiß auch von Strauß, Feuerbach und den Socialisten allerlei Erbauliches zu erzählen, wahrscheinlich aus den Brockhausischen Blättern für literarische Unterhaltung oder aus den kritischen Denkschriften, welche die Berliner Censoren der Regierung von Zeit zu Zeit einschicken mußten. Wie es sich erwarten läßt, rühmt der Tory die demokratischen Ultras wenigstens ihrer Consequenz und ihres idealistischen Anflugs wegen, während der bürgerliche Liberalismus ganz nach der bekannten Art des Zerbino abgethan wird. — Hinter all den gewagten Behauptungen zeigt sich denn doch eine bedenkliche Unsicherheit, die öfters geradezu die Form des Skepticismus annimmt, und nur durch eine künstlich gesteigerte Gefühlsaufwallung beseitigt wird. Einmal vergißt sich der Verfasser so weit, von einer Strahlenbrechung des Lichts der Wahrheit zu reden, das in verschiedenen Farben erscheinen könne; der donnernden Antwort des pietistischen Obersten wird noch ein bescheidenes „Aber — —" entgegengesetzt, als dieser aber siegesgewiß fortfährt: „Weg mit der Einflüsterung, als sei dem Christen nicht die absolute Wahrheit zugänglich," so läßt Radowitz oder sein Repräsentant Waldheim gern dieser Versicherung ihr Recht widerfahren: „Ich bekenne mein skeptisches Gebäude für zerstört." — Eine Unterwerfung, die ohne Mitwirkung des Lichtes der Gnade nicht befriedigen kann. — Derselbe Skepticismus waltet auch bei den Plänen vor, mit denen man auf die irdische Verwirklichung des Guten und Wahren hinzuarbeiten gedenkt. Als den Grundzug seines Lebens und Trachtens bekennt Radowitz den Spruch Montlosier's: Triste du mal que je prévois, impuissant pour le bien que je désire, je voudrais terminer par un peu de repos une vie que je n'ai point épargnée, mais que je n'ai pu rendre utile. Les temps actuels sont difficiles, je dois dire plus, ils sont impossibles. „Ja soweit das menschliche Auge reicht, sind sie es, sie sind unmöglich! Aber unsere Wege sind eben nicht die Seinigen! Daher immer wieder die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!" — Grundsätze, die mehr bei einem Priester, Schulmeister, Philosophen u. s. w., als bei einem praktischen Staatsmanne zu billigen sind. — Noch eine beiläufige Bemerkung. Ich habe unter den preußischen Staatsmännern, die von einer ähnlichen dilettantischen Universalität der Bildung in kirchlichen und politischen Dingen ausgehen, Ulfedom genannt; ganz in dieselbe Categorie gehört auch Ritter Bunsen, von dem die Grenzboten seiner Zeit eine Charakteristik geliefert haben.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt
Druck von Friedrich Andrä.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

9. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1850.

Inhalt.

Nr. 14. v. Carlowitz und die deutsche Frage in der I. sächs. Kammer. Seite 1.— Das Parlament der Union und die Liga. S. 13. — Meyerbeer's Prophet und die Oper. S. 17. — Die letzte Concertsaison in Leipzig. S. 25. — Die Kämpfe des Ministeriums. Aus Wien. S. 28. — Die Monken bei den Serben. S. 34. — Stellung der Parteien in Böhmen. Aus Prag. S. 36. — Marino Falieri von Byron, übersetzt von Deahna. S. 39.

Nr. 15. Französische Romantik: Edgar Quinet und die romantische Kritik. S. 41. — Aus Wien. S. 51. — Das provisorische Oestreich von Franz Schnselka. S. 54. — 1 u. 2) Bilder und Scenen aus dem Slovakenland. S. 56. — 3) Kleine Bilder aus England. S. 63. — Der Panslavismus in Rußland. S. 70. — Eine kräftige Rede des Gouverneurs vom Kap in der „Gegenwart" von Brockhaus. S. 77. — Die letzte Wahl der französischen Academie. S. 80.

Nr. 16. Französische Romantiker: Eugen Sue. S. 81. — Englische Schriften über den Orient. S. 90. — Ein französisches Urtheil über deutsche Einheit im J. 1831. S. 95. — Das Parlament zu Erfurt. S. 99. — Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten. (Pesth, Hartleben.) S. 101. — 3 und 4) Bilder und Scenen aus der Slovakei. S. 105. — Die Gefangenen im Pesther Neugebäude. S. 114.

Nr. 17. Die deutsche Frage in der II. sächsischen Kammer. S. 121. — Die Rede eines Ministers in Erfurt. S. 135. — 5 und 6) Bilder und Scenen aus der Slovakei. S. 137. — Aus Wien. S. 146. — „Aus Ungarn" von Max Schlesinger. (Berlin. Franz Dunker.) S. 150. — 4) Kleine Bilder aus England. S. 156. — Notizen. S. 160.

Nr. 18. Deutsche Staatsmänner: 3) G. Freih. v. Vincke. S. 161. — I. Paris unter Louis Napoleon. S. 176. — Aus Berlin. S. 183. — 1 und 2) Geschichten aus Siebenbürgen. S. 187. — Bilder und Scenen aus der Slovakei. (Schluß.) S. 193. — Herr Jelen. Von Wien. S. 197. — Schreie von Jean Journet, Apostel. S. 199. — Ausgesetzte Preise. S. 200. — François le Champi, Schauspiel von George Sand. S. 200.

Nr. 19. Studien zur Geschichte der französischen Romantik. S. 201. — Jenseit der Berge. S. 210. — II. Paris unter Louis Napoleon. E. v. Girardin. S. 215. — 2) Geschichten aus Siebenbürgen: Eine Familie in Nagy Enyed. S. 219. — Andrioni's Programm: Centralisation und Decentralisation. S. 225. — Die Grenzboten und die kaiserliche Regierung. S. 230. — Aus Prag. S. 233. — Lessing, Berliner Skizzen. S. 235. — Stahr, preußische Revolution. S. 237. — Oelsner, Rothe und Blaue. S. 239. — Bismark und die Journalisten. S. 239.

Nr. 20. Die Freimaurerei in Deutschland. S. 241. — III. Paris unter Louis Napoleon. A. d. Leben v. Eugen Sue. S. 250. — Jüten und Zigeuner. S. 252. — 2) Oestreichische Finanzen: Die neue Anleihe in Italien. S. 259. — 3) Geschichten aus Siebenbürgen: Eine Familie in Nagy Enyed. S. 263. — Eine Bemerkung für die A. A. Zeitung. Aus Hamburg. S. 270. — England: Neue Erscheinungen der Literatur und Kunst. S. 272. — Rußland: Das b üchtigte Gedicht Puschkin's. S. 276. — Frankreich: Eugen Sue, Carrikaturen, dramatische Symphonie. S. 278. — Deutsche Demokratie. S. 280.

Nr. 21. Festus. Gedicht von Bailey. S. 281. — Toussaint Louverture. Von Lamartine. S. 287. — Französische Romantik. Michelet. S. 291. — 4 u. 5) Geschichten aus Siebenbürgen: Eine Familie in Nagy Enyed. S. 303. — Aus Pesth. S. 313. — Neue Nachrichten aus Frankreich: Literatur, Theater, Politik. S. 315.

Nr. 22. Preußischer Brief: Die Union und der Bundestag. S. 321. — Geschichten aus Siebenbürgen: Eine Familie in Nagy Enyed. (Schluß) S. 329. — Ungarns Gegenwart. S. 338. — Schulwesen in Ungarn. I. S. 342. — Aus Holstein. S. 352. — Aus Meiningen. S. 356. — Literarische Neuigkeiten aus Frankreich. S. 357.

Nr. 23. Der Mordanfall auf den König von Preußen. — Aus Frankreich: Verhandlungen über das neue Wahlgesetz. S. 366. — Pariser Briefe. Von einem Engländer. S. 369. — Französische Romantik: Delavigne. S. 372. — Ein Wort über Phrenologie. S. 379. — Zur griechischen Frage. S. 382. — Parteistimme aus Ungarn. S. 385. — Aus Wien. S. 392. — Studien zu Shakespeare. S. 396. — Neue historisch-politische Schriften. S. 396. — Ein Gedicht von Puschkin. S. 399. — Neue Romane. S. 400.

Nr. 24. Die Dresdner Ordennanzen. S. 401. — Karl Gutzkow. S. 406. — Das Mysterium des Christenthums. S. 409. — Don Juan Tenorio. S. 413. — Schulwesen in Ungarn. II. S. 416. — Aus Holstein. S. 427. — Zehn Jahre (1840—1850). S. 431. — Ein anderes Wort über Phrenologie. S. 434. — Aus Pesth. S. 437. — Literarisches. S. 440.

Nr. 25. Die preußischen Hochteries. S. 441. — Die Bewegung in Baden. S. 446. — Oestreichische Finanzen. S. 449. — Aus Pesth. S. 453. — Aus Galizien. S. 460. — Emilia Galotti. S. 463. — Wordsworth. S. 468. — Musikalische Neuigkeiten. S. 469. — Romantische Uebertreibungen. S. 470. — Theater. S. 472. — Neue Romane. S. 473. — Neue historisch-politische Schriften. S. 476. — Die Besoldung der großbritannischen Gesandten. S. 479. — Das Journal des Savans. S. 479. — Vermischtes. S. 480.

Nr. 26. Die Revolution in Glacéhandschuhen. S. 482. — Römische Zustände. S. 484. — Die modernen Flibustier. S. 486. — Currer Bell. S. 487. — Jeremias Gotthelf. S. 489. — Henriette Herz. S. 494. — Die Walachen in Mähren. S. 495. — Oestreichische Finanzen. S. 500. — Aus Pesth. S. 505. — Wysocki's Memoiren. I. S. 510. — Notizen. S. 518.

Die deutsche Frage in den sächsischen Kammern.

Herr v. Carlowitz und die erste Kammer.

„Das Ministerium erwartet mit Sehnsucht den Augenblick, wo es sein Verfahren in der deutschen Frage vor den Kammern rechtfertigen wird.“ So ohngefähr ließ sich die Leipziger Zeitung, das Organ der Regierung, kurz vor dem Beginne des Landtags vernehmen. Der Landtag trat zusammen, aber die erwartete Vorlage blieb aus — die Sehnsucht des Ministeriums nach Rechtfertigung seines Verfahrens mußte also wohl so groß nicht sein. Größer schien dessen Besorgniß wegen der Stimmung der Abgeordneten in Betreff der deutschen Frage. Mit schlechtverhehlter Aengstlichkeit suchte man die Einzelnen auszuforschen, auch zu gewinnen. Den phantasiereichen sprach man von neuen, großartigen Einigungsplänen, von der Gewinnung Oestreichs, von dem „europäischen Mittelreich von 70 Millionen.“ Die ängstlichen schreckte man durch bedeutsame Winke über eine nicht zu vermeidende Kammerauflösung, wenn in dieser wichtigen Frage die Mehrheit sich gegen das Ministerium erklären sollte. Wieder andre glaubte man durch Zuvorkommenheiten aller Art zu bestechen. Die lebhafteste Sorge verursachte den Ministern die Ungewißheit: wie sich Herr v. Carlowitz in dieser Sache zu ihnen stellen werde. Herr v. Carlowitz war bis zum Jahre 1846 der gewaltigste, einflußreichste Redner in der ersten Kammer und als Führer der Aristokratie, abwechselnd bald der gefürchtete Gegner, bald der gewichtige Bundesgenosse der Regierung gewesen. Nach dem Landtage von 1845 — 46 hatte der König ihn in das Ministerium berufen. Im März 1848 mußte er mit diesem abtreten; doch folgte ihm unter allen seinen Collegen der geringste Haß und die größte Achtung von Seiten der öffentlichen Meinung; sein offener, fester Charakter, seine zwar aristokratischen, aber die kleinlichen bureaukratischen Maßstäbe seiner Collegen weit überragenden Ansichten nöthigten auch dem politischen Gegner Anerkennung ab, und sein Benehmen bei der Krisis des März, dem man theilweise die unblutige Lösung zuschrieb, sicherte ihm einen Anspruch auf die Dankbarkeit des Volkes, der, wenn auch damals von der hochgehenden Bewegung überflutet, doch bei wieder

hergestellter Beruhigung der Gemüther zur Geltung kommen mochte. Während der drangvollen Zeiten 1848 und 1849 hielt sich Carlowitz zurückgezogen, aber bei den Wahlen zum Landtage als Candidat aufgestellt und für die erste Kammer gewählt, nahm er die Wahl an, obschon er inzwischen seine sämmtlichen Güter im Sächsischen verkauft und sich in Preußen angesiedelt hatte, also kaum noch recht seiner bisherigen Heimath angehörte.

Dieser Mann nun, der durch Geburt und Reichthum zur höchsten Aristokratie zählte, den diese so viele Jahre lang als ihren Führer verehrt hatte, der als Rathgeber der Krone der Person des Monarchen nahe gestanden, der allgemein als der Vertreter streng conservativer Grundsätze galt, erklärte sich entschieden gegen die Politik des Ministeriums in der deutschen Frage. Wie man später erfuhr, hatte er aus diesem Grunde im Mai 1849 den Auftrag abgelehnt, als Bevollmächtigter Sachsens zu den Conferenzen in Berlin zu gehen; schon damals traute er dem Minister des Auswärtigen „kein deutsches Herz" zu.

Die Agitation für den Bundesstaat unter Preußens Vorstand und die Opposition gegen die sich mehr und mehr nach Oestreich hinneigende Politik des Ministeriums war bis dahin fast lediglich in den Händen von Mitgliedern und Anhängern der sogenannten Gothaischen Partei gewesen. Der Landeswahlausschuß, der im Sommer 1849 unter Mitwirkung der beiden ehemaligen Märzminister Braun und Georgi zusammenzutreten versuchte, wollte das Programm von Gotha zu dem seinigen machen; allein er löste sich unverrichteter Sache auf, und als die Reste desselben im October vor. J. eine allgemeine Versammlung von Vertrauensmännern nach Riesa beriefen, da war der deutsche Gedanke so sehr vor dem speciell sächsischen in den Hintergrund getreten, daß lediglich der letztere, nicht jener das entscheidende Moment bei der Aufstellung von Candidaten abgab. Nur in Leipzig hatte sich eine Partei gebildet, welche den Gedanken des deutschen Bundesstaates mit parlamentarischer Regierung, also unter den gegebenen Verhältnissen die Verfassung vom 26. Mai als Losungswort bei den Wahlen auf ihre Fahne schrieb. Aber so schwach und vereinzelt war damals noch diese Richtung, so wenig vermochte sie gegen die, nur auf Unterdrückung der Demokratie und auf Unterstützung der Regierung um jeden Preis hindrängende Befangenheit der conservativen und specifisch sächsischen Partei aufzukommen, daß sie genöthigt war, gerade diejenigen ihrer Candidaten, die sie als die entschiedensten Vertreter der deutschen Idee vorangestellt hatte, fallen zu lassen und neben einem einzigen sichern und einem zweiten halbsichern Anhänger der Dreikönigsverfassung auch zwei Candidaten mit in den Kauf zu nehmen und zu unterstützen, von denen der eine in Bezug auf seine deutsche Politik sehr zweifelhaft, der andere ein entschiedener Großdeutscher war.

Auf dem Landtage selbst fanden die Gothaner für nothwendig, mit ihren Wünschen etwas zurückzuhalten, um nicht ihrer eignen Sache zu schaden, wohl gar

persönlicher Absichten beargwohnt zu werden. Zwar zeigten sich unter den Abgeordneten stärkere und verbreitetere Sympathien für den Bundesstaat, als man anfänglich geglaubt; allein die Meisten schienen Bedenken zu tragen, damit offen und entschlossen hervorzutreten; sie wünschten die Entscheidung so lange als möglich hinauszuschieben, und sahen es nicht gern, wenn Jemand sie zu einem festen Entschlusse drängte. Die deutsche Frage ward daher im Club der Rechten während der ersten Zeit wie ein Noli me tangere behandelt; ihretwegen hauptsächlich unterblieb die Abfassung einer Adresse, weil man durch vorzeitiges Anrühren dieser Frage deren Erfolg zu gefährden fürchtete. Auch nachher wartete und wartete man, täglich dem Eintreffen der von der Regierung verheißenen Vorlagen entgegensehend. Da warf Carlowitz, wie zwei zündende Bomben, erst seine Interpellation wegen dieser Vorlagen, dann seinen Antrag auf Wiederbeschickung des Verwaltungsrathes und sofortige Wahlen zum Reichstage in die überraschten Kammern hinein. Carlowitz hatte sich geflissentlich von der Partei der Rechten fern gehalten, daher auch Niemand in den Kammern von seiner Absicht vorher in Kenntniß gesetzt war. Schon zuvor verlautete, daß die Regierung ihre Vorlage zunächst an die erste Kammer bringen werde. Dies geschah nun auch bald nach Einbringung des Carlowitz'schen Antrags. Das Ministerium mochte wohl seine guten Gründe haben, weshalb es der ersten Kammer die Priorität in dieser Frage zuschob; es hatte, wie sich später auswies, nur zu sicher berechnet, um wie viel besser seine Actien dort ständen als in der zweiten Kammer. Die Bundesstaatspartei war mit ihrem Calcul nicht so im Reinen; auch erschien das Vorangehen des Herrn v. Carlowitz als ein für das Gelingen der Sache so wichtiges Ereigniß, daß man darüber vergaß, ob es nicht besser wäre, der andern Kammer den Vortritt in dieser Sache zu verschaffen. Der Autoritätsglaube und die Rücksichtnahme nach obenhin, zwei in Sachsen vorzugsweise verbreitete Eigenschaften, fanden im entschlossenen Auftreten eines so hochgestellten Mannes in dieser Frage eine starke Ermuthigung zum Betreten desselben Weges und eine Beschwichtigung der eignen Bedenken. Die Verdächtigung, welche bisher rücksichtslos die Anhänger des Bundesstaats als verkappte „Wühler" oder als „müßige, ehrgeizige Köpfe" verfolgt hatte, verstummte gegenüber einem Manne, dessen conservative Gesinnung nicht wohl in Zweifel zu ziehen und dessen bürgerliche Stellung und politische Vergangenheit von der Art war, daß man ihm eigensüchtige, ehrgeizige Hintergedanken kaum unterlegen konnte.

So überließen denn die Verfechter der Bundesstaatsidee in der zweiten Kammer gern und neidlos diesem so erwünschten Bundesgenossen den Vortritt in der gemeinsamen Sache. Nur um die Nachfolge der zweiten Kammer zu beschleunigen, wählte man hier fast gleichzeitig mit der ersten Kammer einen außerordentlichen Ausschuß für die deutsche Frage.

Bald jedoch stellte sich als ziemlich zweifellos heraus, daß in der ersten

Kammer eine Mehrheit für die Verfassung vom 26. Mai nicht zu erreichen sei. Selbst unter der Rechten daselbst gingen die Ansichten über den in dieser Frage einzuschlagenden Weg nach allen Richtungen hin auseinander. Da war zuerst eine absolut ministerielle, halb großdeutsche, halb für das specifische Sachsenthum schwärmende Fraction; da waren Andere, welche auf neue Offenbarungen von Seiten des Ministeriums oder auf neue Ereignisse warteten, die plötzlich das geträumte „Mittelreich" zur Wahrheit machen sollten, und darum jede Entscheidung so lange als möglich offen halten wollten; eine dritte Fraction sah zwar die Nothwendigkeit des Bundesstaates ein, aber es schien ihr bedenklich, sich ohne Weiteres dafür zu erklären; als gute Juristen von altsächsischem Schrot wollten sie allerhand Clauseln, Reservationen und Fristen anbringen, um ja nichts zu übereilen; noch ein Theil endlich hoffte auf eine Verständigung mit Baiern und warnte vor jedem Schritte, der diese erschweren möchte. Derer, die, wie Carlowitz, entschieden und rücksichtslos direct auf das Ziel losgingen, gab es nur eine sehr kleine Zahl. Ohnedem war die Linke in der ersten Kammer verhältnißmäßig stärker, und der Rechten, wenn diese nicht ganz fest zusammenhielt, viel mehr überlegen als in der zweiten Kammer.

Bei solchen Aussichten ward die Frage: welche von beiden Kammern zuerst in der deutschen Frage Beschluß fassen solle, zu einer Lebensfrage für das Gelingen oder Mißlingen dieser Sache selbst. Daher ward in der Partei der Rechten die Frage angeregt, ob es nicht gerathener sein möchte, durch Einbringung eines besondern Antrags in der zweiten Kammer und schleunige Berichterstattung des Ausschusses darüber die Initiative der Berathung und Beschlußfassung dorthin zu übertragen. Aber theils formelle Bedenken, theils der Widerspruch, den die Mitglieder der ersten Kammer dagegen erhoben, ließen den Gedanken nicht zur Ausführung kommen. Indessen traten die Vorfälle des 7. Januar in Berlin dazwischen, welche die ganze Bewegung nach dem Bundesstaate hin für einen Augenblick in's Stocken brachten. Durch sie ward auch das, was man bisher für sicher halten durfte, von Neuem schwankend. Man konnte jetzt ebensowenig in der zweiten als in der ersten Kammer auf eine Mehrheit in der deutschen Frage mit nur einiger Zuverlässigkeit rechnen. Der Ausschuß der ersten Kammer stellte seine Arbeiten ein, ohnstreitig um die Entwickelung der Ereignisse abzuwarten; aber auch der Ausschuß der zweiten Kammer schien wenig Neigung zu haben, inmitten dieser Ungewißheit voranzugehen. So war man auf allen Seiten mehrere Wochen lang unthätig.

Endlich, am 15. Februar, kam in der ersten Kammer der Bericht des Ausschusses zur Verlesung. Er gewährte ein trostloses Bild von der Zerrissenheit der Kammer in ihren Ansichten über die deutsche Frage. Der Ausschuß, aus fünf Personen bestehend, ging in vier verschiedene Richtungen auseinander, von denen nur eine einzige zwei Mitglieder in sich vereinigte, aber auch dies nur dadurch,

daß Carlowitz seine Anträge aufgegeben und sich denen des Abgeordneten Küttner angeschlossen hatte, welche freilich die präcise Fassung jener vermissen ließen. Der Berichterstatter Schenck wollte zwar eine Wiederbeschickung des Verwaltungsrathes, aber zugleich „solche Abänderungsvorschläge zu dem Entwurf vom 26. Mai, welche die Regierung nunmehr für nöthig erachte", und eine Mittheilung des Resultates dieser Verhandlungen an die Kammern. Bis dahin sollten die Anträge des Abgeordneten v. Carlowitz auf sich beruhen. Mammen (ein Mitglied der ehemaligen Frankfurter Linken) verlangte die Berufung einer neuen Nationalversammlung auf Grund des Wahlgesetzes vom 27. Mai 1849 zur Revision der in Frankfurt beschlossenen Verfassung, insbesondere des „unausführbar gewordenen" Abschnitts vom Reichsoberhaupte. Ein zweites Mitglied der Linken, gleichfalls ein ehemaliger Frankfurter, Joseph, „enthielt sich zur Zeit der Stellung specieller Anträge", verfolgte also die beliebte Politik des Abwartens. Keiner der Antragsteller, außer dem Berichterstatter, hatte sich die Mühe genommen, die Motive seiner Anträge und die entscheidenden Momente der Frage, worüber Beschluß gefaßt werden sollte, in schriftlicher Auseinandersetzung der Kammer vorzulegen. Und doch wäre dies so nöthig gewesen für eine Versammlung, von welcher vielleicht mehr als die Hälfte noch ohne klare Vorstellung von der eigentlichen Sachlage, auch kaum im Stande war, eine solche aus den dickleibigen und dennoch unvollständigen Vorlagen der Regierung zu gewinnen. Der Bericht selbst war eine äußerst dürftige Arbeit. Er schloß sich fast in allen Punkten den Ansichten und Behauptungen der Regierung an, ohne tiefer einzugehende selbstständige Prüfung, ohne höheres politisches und staatsrechtliches Urtheil; er hieß Alles gut, was die Regierung gethan, ein paar unbedeutende formelle Ausstellungen abgerechnet. In den Kammern circulirte das Witzwort: es sei ein Druckfehler auf dem Titel des Berichts; statt: „Berichterstatter Schenck" müsse es heißen: „Berichterstatter Beust."

Die Verhandlungen begannen am 16. Februar; sie währten zwei Tage. Nur drei Redner erklärten sich fest und bestimmt, ohne „Wenn's" und „Wie's", für den Anschluß an Preußen, die beiden Antragsteller Küttner und v. Carlowitz und neben ihnen der Abgeordnete Kretschmar. Die Rede, in welcher v. Carlowitz seine Anträge begründete, war ein oratorisches Kunstwerk im edelsten Style. Die ganze altbewährte Meisterschaft des gewaltigen Redners leuchtete daraus hervor, noch verklärt durch das Medium des großen patriotischen Gedankens, in dessen reinem und warmem Aether sich diese Rede bewegte. In seinem frühern parlamentarischen Wirken war Herr v. Carlowitz durch seinen Standpunkt, den des historischen Rechts, vorzugsweise auf die Politik des Widerstandes gegen die vorwärtsdrängenden Tagesmeinungen angewiesen. Die „Marklosigkeit" des Jahres 1848 (wie er es freimüthig nannte) fand daher begreiflicher Weise an ihm keinen sonderlichen Freund und Bewunderer. Aber ein großer schöpferischer Gedanke,

der aus der wirren Bewegung jenes Jahres hell emporleuchtete, riß auch seinen Geist von der bloßen Abwehr hinweg nach einem positiven Ziele hin — der Gedanke einer Neugestaltung Deutschlands im Sinne der Einheit und einer praktischen Freiheit, im Sinne des Bundesstaates mit constitutionellen Einrichtungen und starker einheitlicher Gewalt. Schon lange vor 1848 hatte Carlowitz in der sächsischen Kammer dem alten Bundestage den Fehdehandschuh hingeworfen, hatte an zeitgemäße Befriedigung wohlberechtigter nationaler Bedürfnisse gemahnt — leider vergebens. In den drangvollen Tagen des Mai 1849 zum König berufen, um ihn zu berathen, um selbst wieder an's Ruder des Staates zu treten, soll er (so sagt ein Gerücht, welches in manchen Andeutungen dieser neuesten Rede des Herrn v. Carlowitz eine Bestätigung zu finden scheint) von dem Widerstande gegen die Reichsverfassung abgemahnt haben, wie wenig auch Inhalt und Ursprung derselben seinen Grundsätzen entsprechen mochte. Als echter Staatsmann, den Blick fest auf das hohe Ziel gerichtet, sah er über die Unebenheiten des Weges hinweg, und sein starker Glaube an die Nothwendigkeit und innere Kraft des nationalen Gedankens scheute auch vor solchen Formen nicht zurück, die von seinem Standpunkte aus ihm bedenkenerregend erscheinen mochten. Wie sehr mußte einen solchen Geist das kleinliche Gebahren des sächsischen Ministeriums anwidern, diese diplomatische Intrigue, deren höchster Zweck und Triumph darin besteht, daß Nichts zu Stande komme, und deren Mittel eben so zwerghaft sind wie ihr Zweck? Wie konnte er Gefallen finden an dem nebelhaften Schattenspiel großdeutscher Illusionen, an diesen ewigen „Vorschwebungen", die niemals Fleisch und Bein werden, sondern nur dazu dienen sollen, den Blick zu verwirren und von dem Ziele einer festen Gestaltung Deutschlands abzuziehen?

Scharf und entschlossen trat Herr v. Carlowitz dieser schwankenden, trügerischen Politik des Ministeriums entgegen. „Das Warten auf Oestreich", begann er, „sagte ein bekannter preußischer Abgeordneter, ist der Tod der deutschen Einheit; ich sage das Warten auf Baiern, wie die Sachen jetzt liegen, und wie ich die deutsche Einheit verstehe, vielleicht nicht minder. In diesen wenigen Worten liegt bereits meine Abstimmung, liegt das Bekenntniß, daß das Ministerium in der deutschen Frage mein Vertrauen nicht besitzt." Und dann fuhr er fort: „Noch will ich glauben, so schwer mir dies fällt, daß es dem Ministerium mit der deutschen Einheit in der Form eines Bundesstaates Ernst sei, daß es mit uns einem Zwecke zustrebe und sich nur in der Wahl der Mittel zu diesem Zwecke vergriffen habe; aber vergriffen hat es sich darin, als es sich mit Preußen entzweite und die Idee eines demnächst zu beschickenden Reichstags verwarf, das ist meine feste, innige Ueberzeugung." Er schilderte sodann, wie nach dem Zerfallen der Frankfurter Versammlung und ihres Werkes Vielen, selbst von Denen, die anfangs nur auf jenem Wege das Heil für Deutschland gesehen, die Dreikönigs-

verfassung als der letzte Rettungsanker erschienen sei, an dem das strandende Schiff der deutschen Einheit sich noch festhalten könne."

„Und gerade in diesem Augenblicke allmäliger Aussöhnung der öffentlichen Meinung mit dem Dreikönigsbündniß, in der Zeit kurz vor Eröffnung des Landtags, dessen Zustimmung man sich mit Recht vorbehalten hatte, tritt Sachsen zurück, bricht mit einem Staate, dem es noch kurz zuvor die Rettung aus den Händen der Anarchie verdankte, und nähert sich den in vieler Beziehung uns ferner stehenden süddeutschen Staaten."

Der Redner beleuchtete hierauf die Geschichte des sächsischen Vorbehalts. Die rechtliche Giltigkeit desselben gab er zu, aber er leugnete, daß es politisch gewesen, ihn zu stellen, noch mehr von ihm Gebrauch zu machen. Das Erstere habe, da der Vorbehalt doch nicht geheim bleiben konnte, das Zustandekommen des Einigungswerkes gefährdet. Durch das Letztere sei Sachsen, indem es weder ganz vom Bündniß zurück treten, noch aber auch zu dessen Durchführung ferner mitwirken wolle, in eine völlig unhaltbare Lage gerathen. Sodann wird Oestreichs und Baierns Stellung zum Bundesstaate besprochen. Die erstere faßte der Redner in den Worten zusammen: „Oestreich läßt uns nur die Wahl zwischen einem Deutschland ohne Oestreich, oder gestehen wir uns offen: keinem Deutschland." Von Baiern sagt er: „Baierns unglückliche Halbheit zwischen groß und klein wird es kaum jemals zu einem großartigen Entschlusse kommen lassen; der Nothwendigkeit aber wird auch Baiern sich fügen und Opfer bringen müssen. Wer sich von Preußen lossagt, um sich an Baiern anzuschließen, der gebe nur die deutsche Einheit auf! Baiern ist vielleicht stark genug, das, was geschehen soll, auf eine Zeit lang zu hindern, es ist aber nicht stark genug, selbstständig zu schaffen."

Unter den Gründen der Regierung für ihren Widerstand gegen das völlige Aufgehen im Bundesstaate, war einer, dessen scharfe Beleuchtung, wie man aus der späteren Entgegnung des Ministers sah, dessen empfindlichste Stelle berührte: „Es gibt ein Opfer," sagte Carlowitz, „welches zu bringen, wie mir scheint, der sächsischen Staatsregierung unsäglich schwer fällt; ob dem sächsischen Volke? das möchte ich noch bezweifeln. Es ist dies die Aufgebung des Rechts, das Ausland mit Gesandten zu beschicken. Aber mit Recht behauptet Preußen, daß diese Befugniß der einzelnen deutschen Staaten der wundeste Fleck im deutschen Staatsleben sei. Meine Herren! Was wir unter uns von der deutschen Einheit halten, darauf kommt im Ganzen weniger an, aber darauf kommt im Interesse eines starken und mächtigen Deutschlands unsäglich viel an, was das Ausland von dieser Einheit hält. Nie und nimmermehr aber wird das Ausland an diese Einheit glauben, wenn es neben den Gesandten des großen deutschen Bundesstaates auch noch die Gesandten einzelner deutschen Staaten empfängt. Ich halte dafür, daß ein Gesandter eines einzelnen deutschen Staates nicht mehr nützen könne, als ein Ge-

sandter des einigen starken Deutschlands; ich halte dafür — ich spreche dies offen aus, daß nur dynastische Interessen in Frage sein können, wenn sich irgend eine deutsche Regierung weigert, dem deutschen Bundesstaate gerade dieses Opfer zu bringen." Natürlich führte diese Betrachtung den Redner sogleich zu einer andern, wegen der Besorgniß vor angeblichen Mediatisirungsgelüsten Preußens. „Nein, meine Herren," rief er mit Bezug hierauf aus: „nicht sowohl Preußens Vergrößerungsgelüste ist es, welches die Selbstständigkeit der kleinen deutschen Staaten gefährdet, nein! ist es etwas, so ist es das Mißbehagen des deutschen Volkes an der meist so kleinlichen, so particularistischen und doch so schwachen Politik der kleinern Regierungen, das Mißbehagen des deutschen Volkes an der sogenannten Kleinstaaterei. Ist es etwas, was mit der Zeit auch Sachsens Selbstständigkeit gefährden könnte, so ist es das immer höher ansteigende Ausgabenbudget, das zur Verarmung der Steuerpflichtigen führt, so ist es eine Heeresmacht, welche zu schwach ist, um unsere Selbstständigkeit gegen das Ausland, wäre sie wirklich bedroht, zu vertheidigen, und doch zu stark, um nicht das Land mit Abgaben zu erdrücken und im Geheimen den Wunsch aufkommen zu lassen, daß es besser sei, sich an einen größern Staat anzuschließen."

Hier zum ersten Male brach ein Beifallsruf innerhalb der Kammer und auf den Gallerien los, der sich bei den folgenden Stellen dieser trefflichen Rede in steigender Lebhaftigkeit wiederholte. Der Redner fuhr fort:

„Das sind die wahren Feinde der Selbstständigkeit der kleinen Staaten, und diese Feinde wird man am Besten dann entwaffnen, wenn man den Geist, der Deutschland durchweht, zu begreifen vermag und ihm sein gebührendes Opfer bringt. Der Regent, der Volksstamm, welcher in diese Bahn rechtzeitig und freiwillig einlenkt, er wird noch am Meisten von seiner Selbstständigkeit retten, während diejenigen Regierungen, welche die Mahnungen der Zeit überhören, die nächste Catastrophe, die über Deutschland hereinbricht, verschlingen wird." (Mehrfaches Bravo!)

Es folgte nun Schlag auf Schlag. Jeder neue Redesatz hob die Hörer auf einen höhern Standpunkt, ließ sie die freiere Atmosphäre großer staatsmännischer und nationaler Gedanken athmen, entrückte sie mehr den engen Anschauungen eines kleinlichen Particularismus. Das specifische Preußenthum ist eines der Schlagwörter, womit man den sächsischen Patriotismus gegen das preußische Bündniß aufzustacheln sucht. Carlowitz, indem er dieses Sprachbild entlarvte, hielt zugleich jenem beschränkten Sachsenthum den Spiegel vor, in dem es seine eigenen Mängel erblicken sollte. „Ich gebe zu," sagte er, „daß eine gewisse Partei in Preußen ihre Zeit sehr schlecht wählt, um mit ihrem Preußenthum an's Licht zu treten, ich gebe zu, daß die Haltung dieser Partei für die beitretenden übrigen deutschen Stämme etwas Verletzendes haben kann. Aber vergessen wir auch nicht, daß der Nationalstolz Preußens seine Quelle zumeist in jener Zeit hat,

wo Preußen in glorreichem Kampfe vor allen andern deutschen Staaten das deutsche Vaterland aus fremder Knechtschaft rettete; vergessen wir nicht, daß ein Nationalstolz — wollte Gott, er wäre mehr das Erbtheil der deutschen Nation, als er es ist! — in die rechte Bahn geleitet, nur dem Gesammtvaterland zum Nutzen gereicht. Denn, wenn die Flammen, welche jetzt in der Brust so manches Preußen für sein specifisches Preußenthum lodern, einst in das deutsche Vaterland schlagen, — und ich hoffe das gewiß — dann mögen Deutschlands Feinde feststehen." (Lauter Beifall von vielen Seiten.)

Und jetzt, nachdem er alle Gründe, die gegen eine nähere Verbindung mit Preußen aufgeführt werden, siegreich widerlegt, jetzt ergriff der Redner plötzlich die Offensive und warf den Gegnern die Frage in's Gesicht: „Wer wußte denn bisher etwas Besseres vorzuschlagen?" — „Oestreich? — Vergebens harrte man auf Oestreich, es blieb stumm. Baiern? Vergebens glaubte man, Baiern werde den Stein der Weisen gefunden haben, als einer seiner Staatsmänner sich geschäftig zwischen Wien und Berlin hin und herbewegte und sich in der Hoffnung gefiel, der große Pacificator Deutschlands zu werden. Baiern überschätzt seine Kraft. Baiern wird es kaum weiter bringen, als zu einigen unreifen Vorschlägen über Deutschlands Einigung nach bairischem Zuschnitt. Sachsen? Vergebens glaubte man, als die Regierung mit ihrer Vorlage über die deutsche Frage an die Kammern zauderte, Sachsens Regierung gehe mit einem großartigen Plane der Vereinigung Deutschlands um, habe für denselben die übrigen deutschen Staaten bereits gewonnen und werde nun mit diesem Plane vor die erstaunten Kammern treten und den unbescheidenen Frager beschämen. Keineswegs! Sachsen beschränkt sich in seiner Denkschrift auf einige magere Andeutungen über noch mit süddeutschen Staaten zu pflegende Unterhandlungen. Was Sachsen *nicht will*, das lehrt uns die Denkschrift; was Sachsen *will*, das ist ein Räthsel, zu schwer für einen Oedypus. Sehen wir gleichwohl, was Sachsens Regierung *wollen könnte*! Will sie vielleicht einen *Staatenbund* statt eines *Bundesstaates*, einen Staatenbund, ausgerüstet mit allerlei liberalen Institutionen? Aber die Zeit ist seitdem mächtig vorgeschritten, und, was vor wenig Jahren noch befriedigt hätte, das genügt jetzt nicht mehr. Die sibyllinischen Bücher werden mit den Jahren theurer. Oder will sie vielleicht das gesammte Oestreich mit seinen ungarischen, czechischen, italienischen Provinzen in den deutschen Bundesstaat aufnehmen? Aber was ungarisch, czechisch, italienisch ist, kann ja eben nicht deutsch sein. Oder will sie Oestreich zwingen, seine Verfassung vom 4. März aufzugeben, um wenigstens mit seinen deutschen Landestheilen in Deutschland aufzugehen? Aber es scheint das eben Oestreich nicht zu wollen, vielmehr an seiner Verfassung festzuhalten. Oder will sie endlich, die Hand in den Schooß gelegt, unthätig harren, bis sich sämmtliche deutsche Regierungen gleichzeitig in einem und demselben Einigungsplane zusammenfinden? Glaubt sie, die deutsche Einheit werde, wie Pallas aus

Jupiters Haupte entsprungen, urplötzlich eines schönen Morgens in aller ihrer Glorie vor uns stehen?“ (Vielfacher Beifall.)

„Nein, meine Herren, wohin man auch die Blicke wendet, immer scheint es, als ob der preußische Entwurf — freilich nur als ein Uebergang und noch nicht als ein vollendetes Ganzes, ich betone diese Worte, weil sie ein Angelpunkt meines Vortrags sind — den Vorzug verdiene. Möglich, daß es auch Preußen nicht gelingt, ein einiges Deutschland herzustellen. Aber das hat mich die Denkschrift gelehrt, daß Preußen vor allen andern deutschen Staaten der thätigste gewesen ist, in Verwirklichung der Idee einer deutschen Einheit, daß Preußen nie müde geworden ist, neue und immer neue darauf abzweckende Vorschläge auf die Bahn zu bringen, und durch Einberufung des Reichstags den ersten thatsächlichen Schritt vorwärts thut. Andererseits dagegen, meine Herren, vernahm ich nur Phrasen, Phrasen über Deutschlands Einheit, die, wenn sie nicht bald zu Thaten werden, nachgerade anfangen, die Geduld des deutschen Volkes zu ermüden, und uns vor dem Auslande lächerlich zu machen. Und Zeit ist es, hohe Zeit, daß man von Worten zu Handlungen übergehe, damit nicht der Dämon der Revolution erwacht, und gestärkt durch den Mißmuth der in ihren edelsten Hoffnungen abermals getäuschten Nation das Vaterland in's Verderben stürzt. Noch thürmen sich freilich dem preußischen Entwurf Hindernisse von innen und außen mächtig entgegen, aber noch kann das Werk gelingen, wenn man nur unter Benutzung der Erfahrungen, die das maßlose Treiben des Jahres 1848 an die Hand gegeben hat, wenn man nur frei von jeder Stammeseifersucht, frei von dynastischen Gelüsten schnell und muthig die Hand an's Werk legt! Denn der Kreuzzug nach dem gelobten Lande der deutschen Einheit, das kann nun einmal nur der noch leugnen, der mit Blindheit geschlagen ist, er hat begonnen, und ob, wie damals im Mittelalter, die ersten ungeregelten Schaaren, die sich in Bewegung setzten, durch ihren maßlosen Ungestüm zu Grunde gingen, ehe sie ihr Ziel erreichten, — der große Gedanke der deutschen Einheit, er lebt noch fort im Kerne der Nation und wird nicht ersterben. Darum, meine Herren, lenken wir in den alten Staatenbund wieder ein und harren anderweit 35 Jahre auf ein einiges und starkes Deutschland, oder geben wir ein großartiges Beispiel, das nicht ohne Nachahmung bleiben wird, schließen wir uns Preußen und seinen Verbündeten an, und beschicken auch wir den Reichstag. Ich fühle einerseits, daß die Zeit drängt, soll nicht der letzte Funke des Vertrauens erlöschen, das in dieser Frage Deutschlands Völker auf Deutschlands Regierungen setzen; ich sehe andererseits keinen andern, keinen bessern Ausweg, und darum ist und bleibt mein Wahlspruch: „„mit Preußen und durch Preußen zu Deutschland.““

Bei diesem Schluß der Rede ward das Bravo auf den Gallerien besonders auf derjenigen der Mitglieder der zweiten Kammer so laut, daß der Präsident daran erinnern mußte, wie es Pflicht jedes Anwesenden im Saale sei, die Ruhe

und Würde der Versammlung nicht durch Ausdrücke des Gefühls zu stören „wie gerechtfertigt im einzelnen Falle dieses Gefühl vielleicht sein möge."

Die Freude an dieser Rede, wenn auch nicht die Bewunderung des Redners, ward sehr getrübt durch den Gedanken an ihre praktische Erfolglosigkeit. Denn wer auch nicht schon aus den Privatverhandlungen außerhalb der Kammer erfahren hatte, daß die Sache des Anschlusses in dieser Kammer als eine völlig verzweifelte selbst von ihren eignen Anhängern betrachtet werde, der mußte aus dem Gange der Debatte entnehmen, daß sie es wirklich sei. Man übersah sehr bald, daß den Anhängern des Bundesstaates jeder Zusammenhalt, jeder Plan einmüthigen Handelns und gegenseitiger Unterstützung fehle. Was half es unter solchen Umständen, daß der Führer mit starkem Arm eine breite Gasse in die feindlichen Reihen brach? was half es, daß er am Ende des Gefechts noch einmal mit scharfen Hieben hier und dort und nach allen Seiten hin die Gegner niedermachte? Er blieb vereinzelt, von Wenigen rückhaltslos gefolgt, von Andern halb unterstützt, halb bekämpft, von Manchen, die unter derselben Fahne zu fechten vorgaben, sogar im Rücken angegriffen. In wohlgemeinter, aber wenig bedeutender Rede suchte nach Carlowitz Küttner die gemeinsamen Anträge zu verfechten, in etwas schlagenderer, praktisch populärer Beweisführung trat ihm Kretschmar zur Seite. Weinlig, von dessen staatswirthschaftlicher Einsicht man eine gründliche Erörterung der materiellen Seiten der Frage, von dessen politischer Autorität als Mitglied des im Mai vor. J. um der Reichsverfassung willen zurückgetretenen Ministeriums man einen entscheidenden Einfluß zu Gunsten des Anschlusses an den Bundesstaat (als dessen erklärter Anhänger er bekannt war) gehofft hatte, vertiefte sich in allerhand unpraktische Subtilitäten in Betreff des Vorbehalts und stellte schließlich verschiedene besondre Anträge, die schwerlich eine Mehrheit für sich zu gewinnen, wohl aber die Mehrheit für die Hauptanträge, wenn eine solche überhaupt möglich war, zu beeinträchtigen Aussicht hatten. Noch größere Verwirrung brachte Metzler in die Reihen der Partei, als er eine Verschiebung der Beschlußfassung über sämmtliche Anträge bis dahin verlangte, wo das Ministerium die versprochenen Mittheilungen über seine Unterhandlungen mit Baiern und Würtemberg gemacht haben würde, „längstens jedoch auf 14 Tage." Zum Glück machte der Minister diesen Fehler wieder gut, indem er rundweg erklärte: die Regierung könne gar nichts Bestimmtes darüber sagen, bis zu welcher Zeit sie im Stande sein werde, die gewünschten Mittheilungen zu machen. Dadurch gewann Metzler die Gelegenheit eines leidlichen Rückzugs; er verwahrte sich gegen den seinem Antrag beigemessenen Character eines „Vertrauensvotums," versicherte mit etwas trotzigem Tone, „daß seine Geduld nun auch zu Ende sei," und zog den Antrag zurück. Der Berichterstatter endlich — ja was wollte er denn eigentlich? Er bezeichnete seine Anträge als „eine politische Demonstration, um der Regierung klar und augenscheinlich vor Augen zu legen, daß das sächsische Volk den lebhaften Wunsch hege, in der deutschen Ver-

faſſungsfrage mit dem Brudervolke in Preußen Hand in Hand zu gehen;" aber er gab der Regierung vollkommen Recht, daß ſie in das Bündniß mit Preußen ohne Baiern und Würtemberg nicht eintreten wolle; er meinte „Sachſen habe Zeit zu warten;" er polemiſirte gegen Preußen, gegen deſſen mangelhaften Conſtitutionalismus, gegen die Beſtrebungen der Ariſtokratie daſelbſt — mit einem ziemlich verſtändlichen Seitenhiebe auf Carlowitz — obgleich er zwor geſagt hatte: Preußen habe den Beruf, in der Entwickelung des conſtitutionellen Lebens für Deutſchland voranzugehen. Alles in Allem wollte er nichts Anderes, als die Regierung, nämlich: abwarten; — aber was? — von Neuem unterhandeln — aber auf welcher Baſis? zu welchem beſtimmten Endzweck? Das wußte er wohl nicht, wenigſtens ſagte er nichts Klares darüber und Carlowitz hatte unſtreitig Recht, wenn er den Schenk'ſchen Antrag ebenfalls ein bloßes Vertrauensvotum für die Regierung nannte.

So ſtand es auf Seiten Derer, die wenigſtens nicht von Haus aus gegen den Anſchluß an Preußen waren. Ihnen gegenüber bildete ſich eine compacte Repealpartei, allerdings aus den verſchiedenartigſten Elementen gemiſcht, aber zuſammengehalten durch die gemeinſame vis inertiae, die gemeinſame Politik des Negirens. Der Republikaner Watzdorf, welcher die Frankfurter Reichsverfaſſung um ihres erblichen Kaiſers willen perhorrescirt, ſich aber jetzt doch derſelben als Waffe gegen die „verwerfliche" Verfaſſung vom 26. Mai bediente, verlangte in Gemeinſchaft mit dem Großdeutſchen Mammen eine neue Nationalverſammlung, von welcher Mammen die Errichtung einer Directorialverfaſſung, Watzdorf die einer republicaniſchen Spitze erwartete. Hand in Hand mit dieſen Beiden ging Poppe, der mehr als conſervative Kramermeiſter von Leipzig, er, dem die Frankfurter Verfaſſung ebenſogut wie die vom 26. Mai eine „Chimäre" iſt, der den Spruch des Miniſters v. Beuſt: „ein wahrer deutſcher Patriotismus müſſe auf einem warmen Localpatriotismus fußen" in jener ſchönen Uebertreibung auffaßt, vermöge deren ihm Sachſen über Deutſchland, Leipzig über Sachſen, ſein Geſchäft aber über Alles geht; der in gleisnerischer Gmſtbubleret mit der Linken Beſorgniſſe heuchelt wegen der durch die Berührung mit Preußen gefährdeten „freiſinnigen Inſtitutionen" Sachſens, und ſchließlich Alles der Regierung vertrauensvoll anheimgibt, die „einen edleren und ſicheren Weg" der Einigung Deutſchlands finden werde, im Stillen aber hofft, ſie werde gar keinen finden und folglich Alles beim Alten bleiben. Sie Alle wollten Nichts! Nichts! Nichts! Die Einen, weil ſie ihre Zeit noch nicht für gekommen halten, die Andern, weil ihnen überhaupt jede große nationale Geſtaltung zuwider iſt und ſie ſich am behaglichſten fühlen in dem engen Winkel ihres „Localpatriotismus." Der ſchlaue Schweiger Joſeph ſprach kein Wort bei der Verhandlung, ſondern brachte nur den Antrag ein, die Beſchlußnahme über die Anträge von Schenck, Küttner und Carlowitz „auf unbeſtimmte Zeit" zu vertagen. Das hieß, das Abwarten

und Nichtsthun zum System erheben. Consequent war das mindestens, und praktisch dazu, denn auf diese Weise präjudicirte man sich jedenfalls am Wenigsten.

Die Kammer verwarf zwar diesen Antrag mit 25 gegen 19 Stimmen, aber sie brachte ihn gleichwohl auf anderm Wege zur Verwirklichung, indem sie alle Anträge ablehnte und Nichts beschloß. Es war ein schmerzlicher Eindruck, der die zahlreich besetzten Gallerien durchzuckte, als der Präsident dieses negative Ergebniß der Abstimmung verkündigte. Der deutsche Bundesstaat war um eine Hoffnung ärmer, die Geschichte der deutschen Volksvertretung um eine traurige Erfahrung reicher geworden. Aber um den Mund des Kramermeisters Poppe spielte das gewöhnliche höhnische Lächeln, der Minister v. Beust konnte nur mit Mühe seine Freude verbergen, und Joseph erklärte diesen Tag für einen der glücklichsten seines Lebens.

Das waren die Verhandlungen der ersten sächsischen Kammer von 1850 über die deutsche Frage!

Das Parlament der deutschen Union und die Liga.

Die Parlamentshäuser zu Erfurt haben sich constituirt, die Geschäftsordnung ist vorläufig angenommen, die Abtheilungen prüfen die Vollmachten der Mitglieder, die Botschaften des Verwaltungsrathes sind dem Parlament mitgetheilt und die Commissionen für dieselben werden gebildet. Unter den Männern aber, welche dort versammelt sind, zeigt sich neben der ernsten Empfindung, daß ihre Thätigkeit verhängnißvoll für Deutschland ist, auch frischer Muth und das fröhliche Vertrauen, welches durch ein politisches Zusammenleben bedeutender Kräfte hervorgebracht wird. Der energische Wille, welcher sich jetzt im Gebiet der Union zeigt, hat die entsprechende negative Spannung in den Ländern der Liga hervorgerufen, das Bündniß der drei Königreiche, ein schlaues Versprechen des Beitritts von Oestreich, die Thronrede des Königs von Würtemberg.

Ueber das Bündniß der drei Königreiche ist in allen Zeitungen unserer Partei so Vieles und Gutes gesagt worden, daß wenig Neues beizubringen sein dürfte. Es erschien in der Form eines Protokolls, welches die Grundzüge einer neuen Föderation Deutschlands enthält, einer unvollständigen, unpraktischen und — wie die Sachen jetzt stehen — unausführbaren Föderation. Eine Bundesregierung aus sieben Mitgliedern (Oestreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, die beiden größern Hessen*) welche an Instructionen ihrer

*) Baden nicht und die Meklenburger nicht.

Regierungen gebunden sind; neben der gemeinsamen völkerrechtlichen Vertretung gegen das Ausland bestehen die Gesandtschaften der einzelnen Staaten fort; die Nationalvertretung besteht aus 300 Mitgliedern, Oestreich 100, gleichviel ob es ganz oder mit einem Theil zutritt, Preußen 100, die kleinern Staaten 100; die Deputirten werden durch die Landesvertretungen der einzelnen Bundesstaaten gewählt. — Dieser Entwurf würde, wenn er noch ausgeführt werden könnte, einen deutschen Bund schaffen, der durch die Intriguen und entgegengesetzten Interessen von sieben Höfen, welchen den andern gegenüber ein Privilegium gegeben ist, und durch das Gesandtschaftsrecht der einzelnen Staaten dem Ausland gegenüber eben so ohnmächtig und unbehilflich wäre, als der alte heilige Bund war, und er würde bei der Zusammensetzung seiner Kammer, welche durch Kammern gewählt werden soll, die allgemeine Sehnsucht der Nation nach Betheiligung des Volkes an der Regierung zu wenig befriedigen. Obgleich diese letzte Bestimmung noch im Jahre 48 nichts weniger als unpraktisch gewesen wäre, so würde sie doch jetzt kaum einer Partei gefallen und außerdem, im Fall ganz Oestreich zuträte, die seltsame Aussicht eröffnen, daß etwa der vierte Theil (vielleicht bei der Majorität der Slaven in einem östreichischen Parlament der dritte Theil) der gewählten Deputirten solchen Ländergebieten angehörte, welche entschieden feindlich deutschem Leben, selbst deutscher Sprache gegenüber stehen. Der Entwurf ist aber auch in seinen übrigen Bestimmungen unpraktisch, denn es würde auf dem Wege, welchen er vorzeichnet, wenigstens noch ein Jahr dauern, bis die erste Volksvertretung zusammenkommen könnte, um die neue Verfassung mit den Regierungen zu vereinbaren. Er soll nämlich zunächst die Genehmigung der Regierungen des frühern deutschen Bundes erhalten, dann soll die Bundesregierung zusammentreten und auf der Grundlage des Entwurfs ein Bundesgrundgesetz ausarbeiten, dann soll dasselbe den einzelnen Regierungen mitgetheilt werden, diese müssen ihre Kammern zusammenrufen und durch diese die Nationalvertreter wählen lassen, dann wird die Nationalvertretung zusammen geladen und ihr das Grundgesetz zur *Vereinbarung* vorgelegt. Das ist ein so weiter Weg, und auf jeder Station desselben liegen so viele Hindernisse, daß sich sicher voraussehen läßt, die Verfassung werde nie in's Leben treten. Nach zwei Jahren des Blutes, der Sünde, des Enthusiasmus und der enttäuschten Erwartung wären wir jetzt glücklich eben so weit, wie wir im April 1848 waren. Der Entwurf kann die Genehmigung sämmtlicher Regierungen nicht erhalten. Ganz abgesehen von den Staaten der Union, wird auch weder Dänemark noch Limburg und Luxemburg sich mit *ernstem* Willen daran betheiligen. Selbst Oestreich *kann* es nicht Und gesetzt, alle Regierungen nehmen den Entwurf an, und, Preußen und die Union helfen artig, nach den Artikeln des Herrn von der Pfordten einen neuen Catechismus auszuarbeiten, ist es denkbar, daß irgend eine Nationalvertretung, selbst so zusammengesetzt, wie der Entwurf sie will, eine Verfassung mit siebenköpfigem Directorium, dessen

Mitglieder an Instructionen gebunden sind, mit Legation im Auslande, z. B. Rußland, welche durch die Gesandten der einzelnen Staaten, Oestreichs, Preußens, selbst Baierns und Hamburgs paralysirt wird, und mit einer solchen Zusammensetzung der Kammer annehmen werde? Es ist unmöglich, daß auf diesen Grundzügen eine wahrhafte Versöhnung zwischen dem Volk und den Dynastien stattfinde, denn der Entwurf demüthigt und verletzt fast alle großen Parteien im Volke, er würde, im Fall er zur Ausführung käme, nichts sein als der Anfang einer neuen Revolution, und er könnte nichts Anderes werden, als eine Ausdehnung des russischen Prinzipats über Deutschland, denn es wäre dem russischen Cabinet eine leichte und angenehme Thätigkeit, vier von den sieben regierenden Cabinetten zu beherrschen. Zu schattenhaft ist diese Liga, um den lebendigen Körper der Union vernichten zu können, zu unbefriedigend ihr Inhalt, um einem ehrlichen Mann Hoffnungen zu erregen; zu abenteuerlich und weitschichtig der Weg, auf welchem sie in's Leben treten soll, als daß an ihre wahrhaftige Realisirung zu denken wäre. Baiern, Würtemberg und Sachsen haben diesen Entwurf aufgestellt, Hannover scheint ihn eben so unpraktisch zu finden als den Anschluß an Preußen. Oestreich hat in einem merkwürdigen Aktenstück sein Wohlwollen erklärt, und bedingungsweise seinen Beitritt ausgesprochen.

Diese östreichische Erklärung ist bezeichnend für die Politik und Stellung des Cabinets Schwarzenberg. Sie ist sehr wortreich, aber nicht eben so aufrichtig; die Rücksichten auf den russischen Willen scheinen vielleicht wider den Willen des Verfassers hindurch. Nach langer lobender Anerkennung des schönen Strebens der Königreiche verspricht Oestreich beizutreten, — vorausgesetzt, daß die Grundzüge des Verfassungsentwurfs bei der Ausarbeitung und bei der Vereinbarung mit der Volksvertretung „in ihrer Wesenheit" beibehalten werden, daß insbesondere die Bundesgewalt nicht vergrößert werde, daß ferner unter den der Nation garantirten Rechten nicht die verhaßten Grundrechte zu verstehen seien, und endlich, daß dem Kaiserstaat die Möglichkeit geboten werde, sich dem Bunde mit dem gesammten Gebietsumfange des Staates anzuschließen. In jeder von diesen aufgestellten Bedingungen liegen so viele Hinterthüren für den Nichtbeitritt, ja Veranlassung zu Protesten gegen die neue Verfassung, daß die ganze Erklärung dadurch für den projectirten Bund selbst bedeutungslos wird; sie ist eine höfliche Phrase, deren letzter Sinn ist: der Sprechende behält sich vor, ganz nach Umständen und nach seinem Vortheil zu handeln. Oestreich darf in jeder Abänderung des Entwurfes eine wesentliche Veränderung finden, es wird höchst wahrscheinlich einzelne der verheißenen Volksrechte als einen Theil der Grundrechte auffassen und es kann in unzähligen, gar nicht zu berechnenden Umständen die Unmöglichkeit erkennen, seine Ungarn, Italiener und Serben zum deutschen Bund zu schlagen.

Mit dem Zusammentreten des Parlaments fiel die Thronrede des Königs von Würtemberg zusammen. Es ist ungewöhnlich, daß ein deutscher Regent die Rolle

eines schlechten Journalisten übermuth und die Verdächtigungen und Invectiven gegen seine politischen Gegner herausprudelt, welche er aus der Luft, in der er lebt, eingesogen hat. Die Majestät von Würtemberg hat einen alten persönlichen Widerwillen gegen die leitende Macht der preußischen Regierung mit mehr Energie als Besonnenheit ausgesprochen, Preußen hat zur Antwort seinen Gesandten in aller Form aus Stuttgart zurückgezogen. Denn während es den Gesandten von Hannover sich mündlich beurlauben ließ, was dieser so zart abmachte, daß die hannöversche Regierung gar nicht merkte, daß der Mann aus Empfindlichkeit fortgegangen sei, hat bei Würtemberg eine formelle Anzeige des Grundes der Abberufung und all die officielle Entrüstung stattgefunden, welche im diplomatischen Verkehr zu äußern schicklich ist. Für die Union ist aus der Thronrede des Würtembergers der bedeutsamste Passus der, wo er erklärt, Würtemberg werde nicht zu der Union treten, so lange er regiere.

Von den Staaten, welche der Union beigetreten, sind einzelne unsicheres Terrain geworden. Zunächst Oldenburg, dessen Ministerium treu an der Union gehalten hat, bis die Isolirung Hannovers und die dadurch motivirte Opposition der oldenburgischen Ständeversammlung gegen die Union dem Ministerium die Erklärung abnöthigte, daß, im Fall Hannover bei seinem Rücktritt beharre, auch Oldenburg genöthigt sein werde, die Beschlüsse der Erfurter nicht fernerhin als bindend anzuerkennen. Ueber die Schwankungen, welche in Hessen-Kassel und Mecklenburg-Strelitz stattfinden, haben wir nur Zeitungsnotizen, noch keine Beweise. Der Rückmarsch von Mecklenburg-Strelitz wäre eine thörichte Lamé, ohne weitere Folgen; der von Hessen-Kassel aber, bei welchem außerdeutsche Einwirkungen nicht zu verkennen wären, würde im eigenen Land auf eine gefährliche Opposition stoßen, deren Festigkeit und Energie dort größer ist, als in irgend einem andern deutschen Staate. Vorläufig steht fest, daß es gegenwärtig keine Aussicht auf eine staatliche Einheit der deutschen Stämme gibt, wenn die preußischen Bestrebungen durch feindliche Intriguen vereitelt werden könnten; daß eine nur formale Vereinigung, wie die Liga sie will, in nächster Zukunft neue Empörungen des Volkswillens und neue Revolutionen zur Folge haben müßte, und endlich, daß dieses Jahr uns die Entscheidung bringen wird, ob Deutschland die Kraft hat, selbstständig sein Staatsleben zu formen oder ob es in seiner alten Abhängigkeit von dem großen östlichen Nachbar zu bleiben bestimmt ist. Unsere Partei in Erfurt weiß, daß sie die letzte Schaar darstellt, welche das gedemüthigte und verwirrte Volk auf den friedlichen Kampfplatz der Tribünen stellen konnte. Was hinter ihr folgt, ist Herrschaft der Cabinette und eine bewaffnete Reaction, Sclaverei und Schande.

Meyerbeer's Prophet und die Oper.

Ziemlich schnell ist die Leipziger Aufführung des Propheten auf die Dresdner gefolgt. Der besonnene Leipziger hat sich nicht beeilt, von dieser Gelegenheit zu eifrigen Gebrauch zu machen; das Haus war nicht sehr voll, die doppelten Preise sagen unserm Publikum nicht zu; es hat die Ueberzeugung, daß doch noch einmal eine Zeit kommen werde, wo es sich den nämlichen Genuß wohlfeiler verschaffen könne, und sein Eifer ist nicht von der Art, daß er ihn zu hastigen Entschlüssen drängte. Unsre Stadt ist ihrer ganzen Natur nach conservativ: wir wollen nicht die Contrerevolution, aber wir wollen das Gegentheil der Revolution.

Die Ausstattung war den großen Ansprüchen angemessen, welche der Componist an die Aeußerlichkeiten seiner Stücke zu stellen gewohnt ist. Eine ganz neue, stattliche und untadelhafte Garderobe, viel neue Statisten, das Corps de ballet in vielfachen Metamorphosen, an den Windmühlen, dem Sonnenaufgang, der Winterlandschaft und dem Schlittschuhlauf nichts Erhebliches auszusetzen. Eine Bemerkung erlaube ich mir, was die Treue des Costüms betrifft. Das Pariser Muster war strenge festgehalten, aber nicht zur Befriedigung des ästhetischen Sinnes. Zweifarbige Tricots — das rechte Bein blau, das linke gelb — galt bisher für das officielle Narrencostüm, und es befremdet, ein ganzes tragisches Stück in Narrenmasken gespielt zu sehen. Die runden Filzmützen mit aufgekrempetem hinterem Rande tragen nicht dazu bei, den Ernst des Eindrucks zu erhöhen. Was geht es uns an, daß diese geschmacklose Tracht wirklich eine kurze Zeit in Holland grassirt hat! Wenn wir in dem Krönungssaal Johann's von Leyden Pariser Ballet-Tänzerinnen ertragen, so können wir uns auch schon, ohne eine Sünde am heiligen Geist historischer Gewissenhaftigkeit zu begehen, einfarbige Beine gefallen lassen. Wir sind um so scrupulöser im Costüm, in den Naritäten, je leichtsinniger wir mit dem eigentlichen Inhalt der Geschichte umgehen, und man kann von unserer historischen Genremalerei die Ausdrücke gebrauchen, mit denen der Holkesche Jäger den Wachtmeister verspottet: Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt, aber sein Genie, ich meine sein Geist, sich nicht auf der Wachtparade weist. — Ich gehe zur Sache über.

Die Anforderungen, die man an das Theater stellt, und zu stellen berechtigt ist, sind heute der Art, daß die Oper, welche man früher als eine Luxuspflanze aus dem heiligen Garten der Poesie verbannte, eine vollkommen gleichberechtigte und ebenbürtige Stellung einnehmen darf, wenn sie ihre Aufgabe versteht. Das moderne Drama, wie es seine vorzüglichsten Träger in Shakespeare, Lessing und Goethe gefunden hat, und wie es noch von den französischen Romantikern, den Jungdeutschen u. s. w. verstanden wird, hat sich in seiner subjectiven Richtung so verloren, daß es nach allen Seiten hin der Gefahr eines psychologischen Raf-

finements verfällt, mag es sich in weichen, empfindsamen Naturen bewegen, wie bei Gutzkow, oder in harten, verstockten, wie bei Hebbel, oder in gemischten, die durch neue Combination widersprechender psychischer Momente in eine unzweckmäßige Stellung gebracht werden, wie bei V. Hugo. Die Vertiefung in die specifische Eigenthümlichkeit eines Charakters ist mit der Gefahr verbunden, Probleme zu stellen, Motive aneinanderzureihen, die dem Volk nicht mehr verständlich sind, denen es nicht folgen kann, für die es also auch das Interesse verliert. Wenn das Publikum dieses Raffinement als etwas Unberechtigtes empfindet, und sich von Zeit zu Zeit mit großem Behagen in einem bekannten Kreise sittlicher Vorstellungen bewegt, die ihm mit technischer Sicherheit zurecht gemacht werden, wie es Frau Birch-Pfeiffer versteht, so ist durchaus nichts dagegen zu sagen; von der Kritik ist es aber lächerlich, wenn sie der Poesie zumuthet, sie solle ihre Grübeleien aufgeben, und sich wieder den einfachen, natürlichen, allgemein verständlichen Gegensätzen und Voraussetzungen der Iffland'schen Muse zuwenden: eben so lächerlich, als wenn man von der Philosophie, weil sie sich oft genug ins Dunkle, Mystische und Trübe verloren, verlangen wollte, sie solle die speculative Tiefe vermeiden, und sich auf dem heitern Gebiet des Catechismus bewegen: Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab u. s. w. Umsonst ermahnen sie den Mann, er solle wieder Kind werden. Die neuen Variationen auf alte Themata, wie sie die französischen Classiker versuchen, z. B. Ponsard, erregen für den Augenblick eine gewisse Sensation, eben ihrer Neuheit wegen, aber sie gehen ohne Spur vorüber, weil ihre Aufgabe nicht mehr die der Zeit ist. Vielmehr wird die Poesie aus ihrer sittlichen Unsicherheit, dem Grundgebrechen der Zeit, nur durch ein noch tieferes Eindringen in das Labyrinth des Herzens, die Speculation aus ihrem mystischen Dunkel nur durch ein noch gewaltigeres Zusammenfassen der Gegensätze, die in der Natur und dem Geiste den Blick verwirren, sich befreien können. Durch! ist die Losung unserer Zeit. Wir werden das Fieber nicht heilen, wenn wir es ignoriren.

Nun hat man in der letzten Zeit den Versuch gemacht, die Objectivität der poetischen Welt, ihre Anschaulichkeit und Verständlichkeit, dadurch herzustellen, daß man sich zum historischen Gebiet zurückwendet. Man ist darin durch Schiller's Vorbild geleitet worden, der seine Popularität zum Theil den objectiven Interessen verdankt, die er in seinen Dramen verarbeitet. Wenn nun einerseits nicht zu leugnen ist, daß geschichtliche Helden, als Träger allgemeiner sittlicher Ideen, ein höherer Gegenstand sind für die Kunst, als Individuen, die sich lediglich mit dem eignen Schicksal beschäftigen, so möge man dabei doch nicht übersehen, daß die Schwierigkeit der poetischen Darstellung sich dadurch nur noch steigert, denn der subjective Dichter hat nur die Eigenthümlichkeit einer besondern Individualität verständlich zu machen; die Basis derselben, die Zeit mit ihren sittlichen Anschauungen und Problemen, setzt er als bekannt voraus. Das historische Drama,

wenn es nicht zu einer Haupt- und Staatsaction im Geschmack des 17. Jahrhunderts herabsinken soll, wie die Sudelei, welche in den letzten Tagen den Beifall des Leipziger Publikums in so hohem Grade erregt hat, darf das nicht, es muß uns vielmehr die Individualität der Zeit, welche es uns darstellen will, in sich selbst und in ihrem Verhältniß zu unserm eignen Glauben, wie in ihrem Verhältniß zu dem über die zeitliche Bedingtheit hinausreichenden menschlichen und göttlichen Recht verständlich machen. Wollte uns der Dichter mitten in das Fieber einer aufgeregten, revolutionären Zeit versetzen, deren Inhalt qualitativ von der unsrigen verschieden ist, ohne dasselbe genetisch zu entwickeln, so würden wir, je treuer er schildert, um so mehr glauben, uns in einem Irrenhause zu befinden, wir würden weder die Sprache noch die Empfindungen der Menschen verstehen, die durch einen fremden Geist aus ihrer Sphäre herausgerissen sind. Es würde uns gehen, wie einem, der ohne die successive Steigerung der revolutionären Leidenschaft verfolgt und gewissermaßen mit durchgemacht zu haben, den Moniteur des Jahres 93 aufschlüge.

So wenig, wie durch die Verständlichkeit der den Schicksalen zu Grunde liegenden sittlichen Basis, ist das historische Drama durch das Herabdrücken der Individualität unter die allgemeine Erregung geeignet, die objective Darstellung zu erleichtern. Man sagt, und mit Recht, daß trotz der Verkehrtheiten, welche auf der Oberfläche der Gesellschaft zur Erscheinung kommen, im Grunde die menschliche Natur doch stark genug sei, um von diesen Verirrungen nicht vollständig unterwühlt zu werden; daß die sittliche Gesinnung des Volks über der Schuld der Individuen stehe. Aber eine seltsame Verkehrtheit ist es, dieses „Volk" den handelnden Individuen gegenüberzustellen; eine Verkehrtheit, die sich am deutlichsten auf der Bühne zeigt. Die sittliche Gesinnung ist eine Abstraction, die handelnden Individuen sind eine Abstraction; sie sind nicht in ihren Trägern verschieden, sondern nur in dem Gesichtspunkt, von dem man sie auffaßt. Der Chor der Alten ist nicht das „Volk" im Gegensatz zu den „Helden," sondern die unbetheiligte Reflexion im Gegensatz zur Leidenschaft. Daß auch die erstere in Schuld verfallen könne, hat der Hamlet der modernen Tragödie sehr gründlich nachgewiesen. Dem modernen Drama steht jene Abstraction des Chors nicht zu Gebote; wenn es also das Volk auf die Bühne bringt, so kann es dasselbe nur in den Individuen zeigen, und diese sind natürlich viel weniger berechtigt als die eigentlichen Helden, die einen weiteren Gesichtskreis, einen stärkeren Willen und eine größere Stellung haben. Es ist nicht aristokratische Gesinnung, wenn Shakespeare im Coriolan und Cäsar, wenn Goethe im Egmont das Volk als Pöbel darstellt, es liegt vielmehr in der Natur der Sache, und der angeblich demokratische Dichter Griepenkerl hat es nicht besser zu machen gewußt. Der Dichter mag 10, 20, 100 Statisten als Volk zusammentrommeln, es sind immer nur einzelne Statisten,

nie eine Totalität, und wer von ihnen unser Interesse in Anspruch nehmen will, muß als Individuum aus der Masse heraustreten.

Das doppelte Bedürfniß des Publicums also: Massen in Bewegung zu sehen, und das Volk, den Repräsentanten der sittlichen Gesinnung, als Totalität zu empfinden, wird durch das historische Drama so wenig befriedigt, als durch das subjective. Hier ist nur der Punkt, in dem ich nun das poetische Recht der Oper zu begründen glaube. Durch Vermittlung der Musik ist der Dichter im Stande, die Masse in Bewegung zu zeigen, und das Gemeingefühl als eine Totalität darzustellen. Die Musik versteht es, die Dissonanzen einer durch einander wogenden Volksmenge harmonisch zu beherrschen; sie versteht es, die Individuen als Glieder eines Gesammt-Organismus zu behandeln. Ich möchte wissen, ob der größte Dichter der Welt durch eine Scene, in der Massen betheiligt sind, auch nur im Entferntesten einen ähnlich ergreifenden Eindruck erzeugen könnte, als z. B. Meyerbeer in der Verschwörungsscene in den Hugenotten oder Auber bei dem Ausbruch der Insurrection in der Stummen. Wenn im Drama viele Personen durch einander sprechen wollten, so würden wir nichts davon verstehen, und es würde keinen andern Eindruck auf uns machen, als den des Verdrusses über ein zweckwidriges Getümmel; die Musik gibt den vermittelnden Leitton.

Es versteht sich von selbst, daß die Oper nur dann an die Erfüllung dieser Aufgabe denken kann, wenn sie sich auf einfache, große, in ihrem Gegensatz vollkommen verständliche Empfindungen beschränkt.

Von diesem Gesichtspunkte aus finde ich in der neuen Form der Oper, welche Meyerbeer und Scribe gefunden haben, zweierlei auszusetzen. — Ueber ihre Berechtigung den früheren Kunstformen gegenüber im Folgenden.

Einmal — und das ist ein äußerlicher und sehr handgreiflicher Vorwand — sie wirken auf den Effect durch gemeine, unkünstlerische Mittel. Der *Prophet* ist bei weitem reicher an solchen Verirrungen als die beiden frühern Werke des Meisters — das *Feldlager* möchte ich nicht gerne hinzuziehen. Der Kunst gehören nur diejenigen Mittel an, welche auf den Totaleindruck berechnet sind. Meyerbeer bietet aber alle Kräfte auf, die Sinne zu beschäftigen und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen: Decoration, Ballet, Costüm u. s. w. Gleich zu Anfang werden uns zwei Windmühlen vorgeführt, die erst stehen, dann in Bewegung gesetzt werden; daß die Landleute, auf welche von Seiten der Wiedertäufer gewirkt werden sollen, Müller sind, thut nicht das Geringste zur Sache. Im dritten Act soll ein ganz ungewöhnliches, noch nie dagewesenes Ballet aufgeführt werden: ein Schlittschuhlauf. Wie wird das motivirt? — Wir sind in einer Winterlandschaft, das Heer der Wiedertäufer sammelt sich, die Anführer unterhalten sich recitativisch.

„Jetzt ist der Abend da, und unsre Schaar,
Seit frühem Tag war sie im Kampfe." — Für

Die Ehre! — „Aber bleibt der Magen leer,
Reicht sie allein nicht aus.“ — Es reifen jetzt
Für sie die Früchte ihrer Siege, denn
Auf dieses Teiches Eisesspiegel eilt
Von allen Seiten eine Schaar herbei,
Und schlanken Leibes, leichten Fußes bringt
Sie Speis' und Trank heran.

Und nun folgen eine Viertelstunde hindurch die halsbrechendsten equilibristischen Kunststücke; das Corps de Ballet gleitet auf Schlittschuhen, die auf Rädern ruhen, über die Bühne, jeden Augenblick in Gefahr, ins Orchester hinunterzufallen, und in sichtbarer Todesangst. Diese Künste mögen Interresse erregen, wo sie wollen, in den Zusammenhang der Handlung und in die Einheit der Stimmung wirken sie nur störend ein. — Es wäre an der Zeit, überhaupt einmal ein ernstes Wort gegen das Unwesen des Pariser Ballets zu sagen, an dem wir aus reiner Pietät Geschmack finden, weil der Gebrauch es einmal geheiligt hat. Eigentlich sind diese verschrobenen Stellungen so unschön als möglich, und mehr auf die Sinnlichkeit als auf das ästhetische Gefühl berechnet. In der Oper sind sie nur da im Recht, wo sie eine bestimmte, in dem Lauf der Handlung begründete Stimmung versinnlichen, wie das Ballet der Mexikanischen Zauberer im Cortez, oder die Elfen im Oberon. Ein störendes Intermezzo dagegen, wie z. B. der Zigeunertanz in den Hugenotten, ist schlechthin verwerflich. — Man suche in diesen Verwürfen keine Pedanterie, bei einer gemischten Kunst ist ein strenges Festhalten der leitenden Tendenz noch nöthiger, als bei dem einfachen Drama, wenn nicht bald eine völlige Verwilderung eintreten soll.

Der zweite Vorwurf trifft mehr das Wesen der Sache. Die Dichtung läßt sich zu sehr auf Intrignen, auf ein sorgfältiges Motiviren ein; und die Musik folgt mit ihrer Declamation zu sehr dem einzelnen Bild und der einzelnen Stimmung, um das hervorzubringen, was ich als das Wesentliche der heroischen Oper angedeutet habe, große Gegensätze. Einmal im Propheten wird sogar das Anschlagen von Feuer musikalisch dargestellt, wie im Robert das Werfen der Würfel. Scribe's dramatische Anlage hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Calderon, wie überhaupt die Verwandtschaft zwischen dem französischen und spanischen Theater bei genauer Betrachtung sich nicht verkennen läßt. Der kalte Verstand in der Conception des Stücks, der Witz im Combiniren, die Virtuosität in der Intrigue, zeichnet das Lustspiel beider Dichter aus; und für das phantastische Wesen, welches der neufranzösische Dramatiker nicht wie sein Vorbild in gläubigen Tragödien ausdrücken durfte, findet er in der Oper den angemessenen Schauplatz. Auf den ersten Blick hält man es kaum für möglich, daß ein Libretto, wie das zu Robert dem Teufel, von dem Verfasser so verständiger Stücke, wie le verre d'eau und une chaine herrühren sollte. Allein bei genauerer Betrachtung finden wir doch die Gleichheit. Auch bei einer phantastischen Fabel kann der Dichter die Intrigue

nicht lassen; auch bei einer Anhäufung von Wundern, Zauberei u. s. w. muß er motiviren. — Bei der Analyse unseres Stücks wird sich das näher ergeben. -

Die eigentlichen Träger der Handlung sind die drei Wiedertäufer — eine sehr glückliche Mischung von Chor und Solo, die man im Drama nicht so geben könnte. Sie reisen von Ort zu Ort, um die Bauern zu einer Erhebung gegen die Tyrannei des Adels anzuregen. Zu ihrem Erfolg gebrauchen sie aber ein Medium, welches auf die Phantasie wirkt. Sie finden es in Johann von Leyden, der theils durch sein Aeußeres, theils durch sein schwärmerisches Wesen befähigt ist, die Rolle eines Propheten, eines Sohnes Gottes zu spielen. Bestimmt wird er dazu durch einen persönlichen Conflict mit dem Adel; ein hochmüthiger Edelmann hat ihm seine Braut geraubt. Aeußerlicher Erfolg wird ihm in hohem Grade zu Theil, aber bald kommt er in Conflict mit der Rohheit und der gemeinen Natur seiner Verbündeten; theils veranlaßt die Unwahrheit seiner Stellung einen innern Bruch: er muß seine Mutter öffentlich vor allem Volk verleugnen, denn der Sohn Gottes darf durch menschliche Bande nicht gefesselt sein, und diese Gottlosigkeit zieht ihm einen Fluch von denen zu, die ihm die Liebsten sind; und er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er sich mit seinem Palaste, seinen Freunden und Anhängern in die Luft sprengt. — Eine Fabel, die eine rein tragische Durchführung wohl zuließe, wenn nicht jener satyrische Pragmatismus, der aus der ganzen Geschichte ein Gewebe von Intrignen macht wie im Glas Wasser, die Entwickelung verwirrte.

Erster Act. Indifferenter Chor der Landleute, auf welche gewirkt werden soll. Die Mutter Johann's, Fides, und seine Braut, Bertha, benachrichtigen das Publicum, daß die Letztere zu ihrer Vermählung die Einwilligung ihres Herrn, des Grafen Oberthal, bedarf. Auf einer Erhöhung erscheinen die drei schwarzen Gestalten der Wiedertäufer. Die Aufregung der Bauern geht sehr einfach vor sich. Wie in den Hugenotten ist ein alter, finsterer Choral zu Grunde gelegt, aber ohne die weitere Anwendung, die in jenem Chor davon gemacht ist.

Zu Dreien. Ad salutarem undam,
Ad nos, venite miseri.
Baß. Die ihr düngt diese Saaten mit eurem Schweiß,
Wollt ihr nicht auch den Lohn für euren Fleiß!
Zu Dreien. Ad nos salutarem undam
Iterum venite miseri.
Tenor. Wollt ihr das stolze Schloß, von dem die Banner wehen,
In Zukunft demuthvoll gleich euren Hütten sehen?
Zu Dreien. Ad nos u. s. w.
Bariton. Es muß die Tyrannei vor eurem Zorn erbeben,
Und was erniedrigt war, das soll sich neu erheben.
Zu Dreien. Erhebet euch! erhebet euch!

Nun mischt sich das Volk ein: „O hört auf sie, folgt ihrem Wort! sie sprechen wahr, so will es Gott!" „Tod den Tyrannen!" u. s. w. Getümmel, man

bewaffnet sich. Hier ist Alles verständlich, man wird ganz in die Stimmung einer gewaltigen Empörung versetzt, und mit wie einfachen Mitteln wenn man den Apparat damit vergleicht, den das Drama bedarf. — Die Ankunft des Grafen mit seinen Bewaffneten unterbricht den Tumult. — Die Wiedertäufer, in deren einem — und das ist der erste verwirrende Moment — er einen diebischen Knecht erkennt, werden fortgejagt; Bertha bringt ihre Bitte an, deren Einfachheit durch das unmotivirte humoristische Benehmen der Fides (unsikalisch gezeichnet) gestört wird; der Graf sagt: ein hübsches Mädchen behalte ich lieber selbst, und führt sie mit sich fort. Murren des Volks über diese Freveltat. Oben erscheinen wieder die drei Wiedertäufer mit ihrem Choral, und wir wissen beim Fallen des Vorhangs mit Zuversicht, daß sie nun einen festen Boden haben.

Zweiter Act. Johanns Wohnung. Unnöthiger Tanz. Die drei Wiedertäufer erkennen in Johann den Mann, den sie brauchen, und suchen ihn zu bereden, Prophet zu werden. Er weigert sich, er will heirathen. Wie sie fort sind, flüchtet seine Braut, von den Reitern des Grafen verfolgt, im größten Entsetzen herein. Er verbirgt sie, aber man bringt seine Mutter, und zwei Henker mit gehobenem Beil drohen, ihr den Kopf einzuschlagen, wenn er nicht Bertha ausliefert. Er thut es endlich nach einigem inneren Kampf. Die Mutter dankt in einer gerührten Arie. Die rückkehrenden Wiedertäufer finden ihn jetzt in der nöthigen Stimmung; um Rache zu finden, wird er Prophet, verpflichtet sich, allen menschlichen Banden zu entsagen, und verläßt die Mutter ohne Abschied. — Es ist viel dramatische Kraft in der unsikalischen Ausführung dieser Scene aufgewandt, nur herrscht die Deklamation fast zu sehr über die Harmonie.

Dritter Act. Winterlandschaft. Das siegreiche Heer der Wiedertäufer lagert vor Münster. Der Triumph- und Rachegesang, der zur Fortsetzung des Verständnisses sehr wesentlich ist, unter andern auch dazu, daß das Publikum etwas von den Ausschweifungen der Wiedertäufer erfährt, von denen sonst nichts zu sehen ist, hat die Leipziger Regie ausgelassen. Es folgt der Schlittschuhlauf, der übrigens eine sehr artige Melodie veranlaßt. — Zelt der Anführer. Es ist dunkel. Ein Neugeworbener wird eingeführt, und muß beschwören, alle Klöster anzuzünden, alle Edelleute zu hängen.

Endlich noch nothwendig ist,
Du lebst stets als guter Christ, höchst heilig!

Und unmittelbar darauf: Schenket ein, ihr Herzensbrüder, Becherklang u. s. w. — Das Terzett ist unsikalisch einer der Glanzpunkte, aber in dem dramatischen Zusammenhang sehr störend, denn wir sehen nun die drei Helden, in denen wir bisher das Symbol einer zwar dunkeln, aber relativ berechtigten Idee anerkannten, als gemeine Schurken vor uns. An einfache Schwärmerei kann der französische Pragmatiker nicht glauben. — Es wird Licht angezündet, und man erkennt in dem angeblichen Recruten den Grafen selbst, der sich als Spion in's Lager eingeschlichen

hat. Er soll zum Tode geführt werden; da tritt der Prophet mit seinem Ansehen dazwischen. Ihn ekelt schon seiner Rolle, er möchte das Schwert niederlegen. Selbst den Feind — von dem er beiläufig erfährt, daß Bertha nach einem vergeblichen Selbstmord-Versuch nach Münster entflohen ist — begnadigt er. Dann muß er zum Heer zurück, das durch einen Verlust erbittert ist. Er weiß es durch seine schwärmerischen Reden wieder in Begeisterung zu setzen, und mit einem brillanten Sonnenaufgang und dem Sturm auf Münster schließt der Act.

Vierter Act. Münster. Der Prophet herrscht in der Stadt, die Bürger zittern vor seinen Soldaten. Fides als Bettlerin, bittet in der berühmten Arie um Almosen, um für ihren Sohn, den sie für todt hält, und dessen Tod sie dem grausamen Propheten Schuld gibt, Messe zu lesen. Sie trifft Bertha, als Pilger gekleidet. Beide fluchen dem vermeintlichen Mörder, und beschließen, Rache an ihm zu nehmen. — Großer Kriegszug. Der Prophet wird als König von Zion gesalbt. Er ist in schwärmerisch weicher Stimmung, und die Musik läßt beinahe vermuthen, daß er selber ungewiß ist, ob er nicht wirklich der Sohn Gottes sei. Fides erkennt ihn als ihren Sohn und spricht es aus. Aber die Gewalt seiner Schwärmerei besiegt sie. Er fragt sie, ob sie ihren Sohn geliebt habe? sie möge ihn nun fest ansehen und erklären, ob er ihr Sohn sei; wenn sie ja sage, so möge das Volk ihn als Betrüger niederstoßen. Die mütterliche Liebe siegt, sie verleugnet ihn.

Fünfter Act. Gewölbe. Die drei Männer wollen ihren Propheten an den Kaiser verrathen, der mit großer Heeresmacht heranrückt. — Gespräch zwischen Johann und seiner Mutter; sie beschwört ihn, seinem greuelvollen Leben zu entsagen, und mit ihm zu entfliehen. Nach einigem Sträuben ist er es auch Willens. Bertha, die noch nichts weiß, und sich über sein Wiederfinden freut, gesellt sich zu ihnen; als sie aber in ihm den Propheten erkennt, flucht sie ihm und tröstet sich selbst. So bleibt ihm nichts weiter übrig, als zu sterben. — In der letzten Scene sind wir in einer wüsten Orgie; es wird getrunken, getanzt, bis die Verschwörer eindringen; Johann läßt die Pforten verschließen, und ruft ihnen zu: ihr seid in meiner Hand! schon brechen von unten Flammen auf, das Zimmer wird von Rauch erfüllt; er hat die Pulverkammer angezündet, die im Schloßkeller lag, und das Schloß begräbt die Wiedertäufer mit ihren Feinden.

Die gewaltigen Contraste, zu denen diese Scenen überreiche Gelegenheit bieten, sind von der Musik trefflich ausgebeutet. Die Intentionen sind, die oben gerügte Detailmalerei abgerechnet, durchweg zu loben. Aller Effect, den ein Meister wie Meyerbeer aus einer geschickten Behandlung der Instrumente ziehen kann, ist in mehr als hinreichendem Maße vorhanden. Die Gesangpartien sind dankbar und schonend angelegt; die reichste ist bekanntlich die der Fides, für deren tiefe Alt-lage die Leipziger Sängerin übrigens nicht ausreichte. — Dennoch scheint mir im Ganzen die musikalische Kraft, welche sich im Propheten ausspricht, ge-

ringer zu sein, als die im Robert und den Hugenotten, während die von allen Musikverständigen anerkannten Fehler der Meyerbeer'schen Musik — das Nebeneinanderstellen gemeiner Motive neben wahrhaft ergreifenden, die Coquetterie in den Ueberraschungen u. s. w. — sich wiederfinden. Ich meine nicht bloß den Mangel an Melodieen, der im Vergleich mit jenen beiden Opern jedem Ohr auffällt, sondern auch die harmonischen Gänge. — Dennoch bleibt der Prophet ein bedeutendes Werk, und wenn das Publikum nicht so närrisch wäre, auf den Schlittschuhlauf, den es doch auf dem wirklichen Eise viel bequemer haben kann, und ähnliche Schnurrpfeifereien das Hauptgewicht zu legen, so sollte einmal eine verständige, und in der Achtung des Publikums feststehende Direction versuchen, durch Ausmerzung dieses überflüssigen Prunks, der die Kosten der Aufführung in's Unendliche steigert, die Länge des Stücks, namentlich wegen der unvermeidlichen Vorbereitungen in den Zwischenacten unerträglich macht, einen reinen dramatischen Eindruck herzustellen, der sicher nicht geringer sein würde, als der gemischte, den wir jetzt aus der Vorstellung davontragen.

Die verflossene Concert-Saison

in Leipzig.

In den letzten Tagen sind wir aus dem Füllhorn der tönenden Muse auf eine Weise überschüttet worden, daß eine Erholung Noth that. Die heilige Woche, in welcher weder Concert noch Theater ist, mit Ausnahme des Mendelsohn'schen Paulus, der wie ein versprengter Nachzügler den weiten Zug unserer musikalischen Genüsse schließt, kommt selbst den eifrigsten Musikliebhabern sehr gelegen. 21 große Orchester-Concerte im Gewandhaus, 6 Soireen für Kammermusik, 1 Benefiz für Frln. Nissen, 1 für Clara Schumann; 9 Orchester-Concerte des Musikvereins Euterpe. — Das ist gerade so viel, als ein leidlich standhafter Hörer vertragen kann.

Es haben uns diese Concerte viel des Schönen und Neuen geboten.

Es wurden folgende Symphonien aufgeführt. Von Beethoven im Gewandhaus die Eroica, Pastorale, Bdur, Fdur, Adur, Cmoll; in der Euterpe die Eroica und Cmoll. Von Mozart im Gewandhaus die Esdur, in der Euterpe die große Cdur mit der Fuge. Von Haydn im G. die Symphonie militaire, in der E. die eine in Ddur. — Wenn man das mit den Concerten der königlichen Capelle in Berlin vergleicht, so waren diese drei großen Meister verhältnißmäßig allerdings wenig vertreten. Außerdem von Franz Schubert im G. die Cdur, in der E. eine ungedruckte in Cmoll, die wohl zu Schubert's schwächern Werken gehört; von Robert Schumann im G. die Cdur und Bdur,

in der E. die B dur; von Spohr im G. die C moll (Nro. 3.), in der E. die Weihe der Töne; von Niels Gade im G. Nro. 2. (E dur) und 3 (A moll); von Felix Mendelsohn im G. die A moll (Nro. 3.) und eine ungedruckte in A dur; vom Abt Vogler im G. die Symphonie Nro. 1.; von jungen Componisten im G. eine von Spindler, von Lührß (D moll), von Gouvy (F dur, fand vielen Beifall); in der E. eine Frühlingssymphonie von Louis Ehlert aus Königsberg. — An Ouvertüren hörten wir: von Beethoven im G. Op. 115 und 124; die erste und dritte zur Leonore, und Coriolan; letztere auch in der E.; von Weber im G. die Jubel-Ouvertüre, Oberon, Freischütz, Preciosa und Euryanthe; in der E. Oberon und Euryanthe; von Cherubini im G. Elisa, Medea, Faniska und Abenceragen, in der G. zum Wasserträger; ferner im G. von Mozart die Ouvertüre zur Zauberflöte; von F. Schubert zur Rosamunde; von R. Schumann zur Genoveva; von Spontini zur Olympia; von Gluck zur Iphigenie; von N. Gade „zum Hochland"; von Marschner zum Vampyr; von Sterndale Bennet zur Waldnymphe; von Mendelsohn Meeresstille, Sommernachtstraum, Melusine und Hebriden; von Rossini Tell (die beiden letzten auch in der E.); von Rietz Op. 7.; von Méhul zur Oper: la chasse du jeune Henri; von Kaliwoda eine neue; von Ferdinand Hiller ein Traum in der Christnacht; von Siegfried Saloman (Componist des Diamantenkreuzes) im G. die Ouverture zu Tordenskiold, in der E. eine neue Concert-Ouverture in D moll; ferner in der E. eine neue von Horn, von G. Flügel, von Vettig (A moll), von E. Frank (E dur), von Silphin (Gnomen und Elfen). — Von größeren Pianofortestücken wurde u. a. ausgeführt: von Beethoven das Concert in G dur, die C dur-Sonate; von Schumann das Concert in A moll, und ein neues, Introduction und Allegro-appassionato; von Mendelsohn das Concert in G moll, außerdem mehreres von Mendelsohn, Schumann, Chopin u. s. w.; auch eine Suite von Sebastian Bach. — Unter den größeren Gesangpartien erwähne ich von Mendelsohn die Musik zum Oedipus, die Psalmen 47 und 98; die zweite Messe von Cherubini, das Finale aus Fidelio, den ersten Theil der Schöpfung, von C. F. Richter Psalm 129; von Einzelstimmen wurde mehrmals Rossini's Una voce, die Nachtarie der Susanne im Figaro und die große Scene der Agathe ausgeführt.

Was die einzelnen Virtuosen betrifft, so war für den Gesang im Gewandhaus Frl. Henriette Nissen engagirt, die sich vielen Beifall erwarb, wenn auch nicht ungetheilten, welcher letztere Umstand theils daraus zu erklären ist, daß unverständige Freunde die Erwartung auf eine unangemessene Höhe gespannt hatten — man war so weit gegangen, sie mit der Lind zu vergleichen; theils aus dem Uebermaß neuitalienischer Musik, welche sie uns zu hören gab. Das Gewandhaus-Publicum kann Donizetti u. s. w. nicht mehr recht wohl vertragen; bei den Stellen wo die bekannte lüderliche Begleitung mit einem recht scharfen Einschnitt eintrat,

pflegte ein hörbares Lächeln durch den Saal zu gehen. Die Stimme der Sängerin war verschieden disponirt, in einzelnen Tagen befriedigte sie alle Aufforderungen. — In einzelnen Concerten traten auf: zwei Damen Cornet, Mutter und Tochter, aus Hamburg; Frl. Caroline Mayer, unsere gefeierte Primadonna, von der es heißt, sie stehe im Begriff, unser Theater zu verlassen; Frl. Ida Buck, eine junge volle Altstimme, an der das Theater eine gute Acquisition gemacht hat (letztere beide auch in der E.); Frau Palm-Spatzer aus Dresden; Frl. Bertha Johannsen aus Kopenhagen; Frl. Rosalie Agthe aus Weimar, erfreulichen Angedenkens; in der E. Frl. Minna Stark aus Weimar, Fr. Titel, Frl. Fritzsche, Frl. Kietz. — Auf dem Pianoforte die gefeierten Meister Fr. Clara Schumann, die Herren Charles Mayer, Kullak aus Berlin, Brennung, Mertel, Dronet; am dankbarsten wurde ein junges Talent aufgenommen, Frl. Wilhelmine Clauß aus Prag, welche das schwierige Amoll-Concert von Schumann mit ebensoviel technischer Sicherheit als Geist, Leben und Feinheit spielte; in der E. Frl. Wieck, die hoffnungsvolle Schester der Fr. Clara Schumann; die Herren Epstein und Blaßmann aus Dresden. Auf der Violine Herr Concertmeister David, Hr. Joachim, Zahn, Deichmann aus Hannover; in der E. die Herren Zahn, Wilschau aus Marienwerder Becker und Seelmann aus Dresden. Die übrigen Orchester-Instrumente gaben den einzelnen Mitgliedern der Capelle Gelegenheit, die Macht zu zeigen, mit welcher sie ihre Instrumente beherrschten. So hatten wir Gelegenheit, auf dem Cello die Herren Cosmann, Ahrendt und Grützmacher zu bewundern; auf der Clarinette Herrn Landgraf; auf der Flöte die Herren Haacke und Klausnitzer, auf der Oboe die Herren Diethe und Kiefer, auf dem Waldhorn die Hrn. Pohle und Jonicken, auf der Trompete Herrn Burckhardt. Auch die Harfe, dieses romantische Instrument, welches zuerst einen unglaublichen Reiz ausübt, auf die Länge aber ermüdet, war durch durch zwei junge Dame von vollendeter Bildung vertreten: Frl. Albertine Eyth aus Carlsruhe und Frl. Spohr aus Braunschweig, die Nichte des berühmten Componisten, welche mit ihren Phantasien von Parish Alvers einen großen Beifall erregte. Auf der Viole d'amour trug Herr Kral aus Prag vor; ein neu erfundenes Instrument wies Hr. Ed. Bayer aus Augsburg.

In beiden Kunstinstituten versammelte sich ein zahlreiches, sehr aufmerksames Publikum. Das Gewandhaus hat unter der ausgezeichneten Direction des Hrn. Kietz, der zugleich Kapellmeister im Theater ist, den alten Ruhm Leipzigs, den es unter Mendelsohn und Gade gewann, auf das Glänzendste behauptet. Es macht eine Freude, die man mit wenig andern vergleichen kann, dieses sichere Ineinandergreifen von Kräften, diese entschiedene Herrschaft des Verstandes über die Spiele der Phantasie. Auf die Einrichtung dieser in Deutschland einzigen Anstalt, so wie über einzelne Einwendungen, die man gegen sie machen darf,

komme ich später zurück. Der jüngere Verein, Enterpe, welcher über so bedeutende Mittel keineswegs zu disponiren hat, hat unter der einsichtsvollen Leitung des jetzigen Dirigenten, Hrn. Riccius, eines jungen, sehr strebsamen Musikers, einen erfreulichen Aufschwung genommen. — Von dem eigentlichen Höhepunkt unserer musikalischen Leistungen, der Kammermusik, ein andermal. — Nur noch einige Worte über die Oper. Außer dem Prophet, über den wir oben referirt, hatten wir zwei Novitäten, das Diamantkreuz von Siegfried Saloman aus Kopenhagen und die Deserteure von Conrad. Der größere Erfolg, den die letztere Oper davontrug, liegt in localen Gründen. Das Thal von Andorra, das hier die in hohem Grad verdiente Anerkennung fand, die ihm Berlin versagte, ist seit dem Abgang der Frln. Würst schlafen gegangen; desto mehr Gelegenheit hatte das Leipziger Publikum, die niedlichen Melodieen aus Martha und dem Maskenball sich einzuprägen. — Der Oper droht durch den Abgang des besten unter unsern Sängern, des Bassisten Salomon, nach Berlin, ein sehr empfindlicher Verlust, der schwer zu ersetzen sein dürfte, und der noch größer wäre, wenn es sich bestätigte, daß auch Frl. Mayer uns verläßt. Fr. Gnudy ist wohl nur vorübergehend engagirt; Frln. Buck hat noch wenig Gelegenheit gehabt, sich zu zeigen. In ihrem Debüt als Oberpriesterin in der Vestalin erntete sie reichen Beifall ein. Frau Günther-Bachmann hat mit ihrem liebenswürdigen Gesang, der nur leider zuweilen über die Kräfte angestrengt wird, wie als Mantell Zephyrine im Diamantkreuz, einer schwierigen Coloratur-Partie, überall aushelfen müssen. — Von den männlichen Mitgliedern befriedigt der Tenor, Hr. Wiedemann, am meisten; Hr. Bost, der Baß, hat unsern Behr nicht ersetzen können, und der Bariton ist gar schwach. Als Tenor-Buffo leistet Hr. Henry anerkennenswerthes. — Das Orchester ist ausgezeichnet, dagegen lassen die Chöre sehr viel zu wünschen übrig, was nicht an der vortrefflichen musikalischen Direction liegt, sondern an der Neigung unsers gegenwärtigen Theaters, mehr auf die Beine als auf die Kehle zu verwenden. Das Ballet cultivirt sich immer mehr, und macht doch keinem eine rechte Freude, denn mit der Berliner Pracht können wir doch nicht wetteifern, und in diesem Genre erregen Sprünge, die nicht die höchste Höhe erreichen, nur Bedauern.

Die Kämpfe des Ministeriums.

Aus Wien.

Jetzt, wo das Geschick des Kaiserstaats sich hinter verschloßenen Thüren der Ministerien und des Kaiserlichen Kabinettes abspielt, dringen nur einzelne Gerüchte über das Verhältniß der Machthaber zu einander in das große Publikum, eine

unfruchtbare Conjecturalpolitik herrscht in der Presse und aus leisen Andeutungen baut man sich Verhältnisse und Systeme auf, zieht Hoffnungen oder Befürchtungen groß, je nach dem Standpunkt des Urtheilenden. Ihr Blatt greift die Maßregeln des Ministeriums oft sehr entschieden an, gestatten Sie einem unabhängigen Mann auch einige Bemerkungen für das Ministerium, welches doch einmal die bedeutendsten administrativen Kräfte des Kaiserstaats, — mit sehr wenigen Ausnahmen — an sich herangezogen hat.

Zunächst die Bemerkung, daß die Existenz und Dauerhaftigkeit des Ministeriums hauptsächlich daher kommt, weil es an Kräften fehlt, welche ein anders bilden könnten. Sehn Sie sich nur in der ganzen Monarchie, Sie werden keine Partei finden, welche im Stande ist, durch ihre Talente die Regierungsbedürfnisse zu befriedigen, weder die Aristokratie, noch die Czechen, noch die liberalen Deutschen des Reichstags von 48. Einzelne bedeutende Persönlichkeiten, welche im Stande wären, sich zu Staatsmännern auszubilden, werden Sie bei allen finden, keine aber ist stark genug ein ganzes Ministerium zu formiren, selbst wenn sie, was nicht der Fall ist, das Vertrauen der Majorität der Völker für sich hätte. Außerdem fehlen allen parlamentarischen Helden die Kenntnisse und die Erfahrungen, welche nöthig sind, um in dieser gefährlichen Zeit das Steuer mit Kraft zu führen. Die wenigen administrativen Talente, welche nicht mit dem Ministerium verbunden sind, z. B. Pillersdorf, gehören kaum einer politischen Partei an, und sind wieder so verschieden gebildet, daß eine Combination derselben zu *einem* Ministerium gar nicht möglich wäre. Es kommt hier nicht darauf an, woher dieser Mangel an politischen Talenten in Oestreich stammt, wohl aber ist es nöthig sich klar zu machen, daß er in der That vorhanden ist; denn wo die Armuth nicht an Capacitäten, sondern an technischer Sicherheit so groß ist wie bei uns, gewinnt jedes Ministerium, welches im Stande ist, die Regierung zu führen, eine relative Berechtigung. Schärfer, aber nicht weniger wahr, läßt sich das so ausdrücken, daß auch dem edelsten Volk das Recht bestritten werden kann, die Staatsangelegenheiten nach der Majorität seiner Stimmungen und seines Willens zu verwalten, so lange es nicht im Stande ist, aus sich selbst heraus Charaktere in genügender Anzahl zu schaffen, welche die Last auf ihre Schultern nehmen können.

Und betrachten Sie unbefangen die Wünsche und Stimmungen der östreichischen Völker, die so weit divergiren, daß sie freigelassen den Staat noch jetzt sprengen müßten; war es möglich aus ihnen eine Verwaltung für den Gesammtstaat zu schaffen? Hat nicht das jetzige Ministerium sich eine östreichische Partei erst schaffen müssen? Es ist wahr, es ist eine unverzuverläßige und deßhalb schlechte Partei, sie hat keine Thatkraft, keinen eigenen Willen, aber sie ist doch vorhanden und vorläufig eine Stütze für die Regierung, deren Thätigkeit den Unthätigen imponirt und deren Herrschaft den Einzelnen erlaubt mit verhältnißmäßi-

ger Sicherheit den eigenen Kohl zu bauen. Es wird bei solchen Verhältnissen dem verständigen Urtheil immer frei stehn müssen, jede einzelne Maßregel der Regierung für verderblich zu erklären, ja auch die Verhältnisse des Jahres 48., denen das Ministerium seinen Ursprung verdankt, als die Folge von Fehlern und Sünden der Regierenden, wie der Völker zu verdammen; aber kein Politiker von Erfahrung wird das Ministerium deshalb prinzipiell angreifen, weil es seinen Ursprung einer unseligen Zeit verdankt, deren Schatten weit in die Zukunft des Staates hineinreichen und das Licht verringern, in welchem das Ministerium nach unsrer Ansicht vorwärts wandeln müßte.

In der That aber stellt sich die Frage so: dürfen wir die Männer, welche das Ministerium Schwarzenberg bilden, deshalb verurtheilen, weil sie ihr Amt unter Verhältnissen fortführen, welche ihnen nicht erlauben, in allen Punkten nach ihrem besten Erkennen zu handeln? In jedem geordneten Staatsleben muß der Mann von der öffentlichen Meinung verurtheilt werden, welcher als Mitglied eines Ministeriums zugibt, daß Verfügungen erlassen werden und Dinge geschehen, welche mit seinen Ueberzeugungen in wesentlichem Conflict stehen; aber bei uns steht die Sache doch anders. Es galt, die ungeheure Wucht der Völkermassen Oestreichs, welche wie eine stürzende Lawine dem Abgrund zurollten, mit Anspannung aller Kräfte aufzuhalten. Riesengroß war die Gefahr, und das Verderben drohte von allen Seiten. Wer in solchem Fall zur Hülfe gerufen wird, und instinctmäßig nach dem ersten Mittel greift, welches sich ihm darbietet, der wird selten die Möglichkeit haben, sich zu fragen, wie viel die Opfer kosten, im Verhältniß zu dem, was er retten will; und er wird das Recht haben, auch von seinen Feinden ein milderes Urtheil zu beanspruchen, wenn er Kostbares geopfert hat, um Größeres zu erhalten. Und so wird die Frage nach der Berechtigung des Ministeriums zuletzt darnach beantwortet werden müssen, wie hoch man die Existenz des Habsburgischen Staates anschlägt, und nur der wird das Recht haben, principiell das Ministerium zu verurtheilen, der den Wunsch hat, daß Oestreich sich auflöse. Er verurtheilt dann aber nicht als ein unparteiischer und gerechter Mann, sondern er haßt vom Standpunkt seiner Partei, von dem aus er jede mögliche Berechtigung haben mag.

Bis jetzt hat das Ministerium überhaupt noch wenig Gelegenheit gehabt, seine Regierungsprincipien frei zu äußern, denn bis zu diesem Augenblick sind die activen Kräfte desselben: Schmerling, Bach und Bruck, noch in einem Kampf begriffen, den das Publikum zwar zuweilen merkt, dessen Peinlichkeit aber sie allein durchzukosten haben. — In der äußern Politik ist seit der russischen Intervention leider für den Staat ein Weg vorgeschrieben, von welchem abzugehen vorläufig höchst gefährlich, ja verderblich wäre. Man hat den Fürsten Schwarzenberg mit Recht wegen des Bündnisses mit Rußland angeklagt, aber man hat den Punkt nicht genau bezeichnet, wo er schuldig ist. Nicht daß er im Frühjahr 49 die

russischen Truppen nach Ungarn rief, war sein Unrecht, denn damals blieb ihm nichts Anderes mehr übrig, sondern sein Unrecht war, daß er nicht Geistesgröße und Weisheit genug besaß, um im Herbst 48, als er das Ministerium antrat, Ungarn durch Unterhandlungen zu pacificiren; sein Unrecht ist, daß er zu klein war für die großen Verhältnisse, die er beherrschen sollte. Wie auch die Collegen des Fürsten über die jetzige Abhängigkeit der kaiserlichen Politik vom Czaren denken mögen, sie betrachten dieselbe als eine Nothwendigkeit für Oestreich, denn sie erkennen jeder in seinem Ressort mit banger Furcht, daß der Staat vor Allem Ruhe braucht, um sich zu erhalten, und daß eine wachsame und selbstständige Politik gegen den Osten einen größern Aufwand von Kraft und Mitteln erfordern würde, als der Staat jetzt aufzuwenden im Stande ist.

Für die Reorganisation im Innern aber ist ihnen durch die Kriege des vergangenen Jahres das furchtbare Hinderniß der Generalcommandos und des militärischen Regiments aufgeschossen. Die wichtigsten Theile des Staates stehen unter dem Militärgesetze, und was für die Minister empfindlicher wird, unter der Herrschaft von Generälen, von denen sie als Parvenus und Civilisten verachtet werden. Dieser Haynau, selbst der weniger gefährliche Welden, sind jetzt die größten Feinde der Minister, denn täglich geben sie durch Brutalitäten und rohe Willkür der Regierung das größte Dementi. Als die Retter des Thrones und die Helden an der Tafelrunde des jungen Kaisers benutzen sie ihren persönlichen und Familieneinfluß an der Stelle, von welcher keine Apellation stattfindet, ihren Willen durchzusetzen, und das Verständige, das die Minister beabsichtigen, durch höchst unverständigen Zusatz zu verwirren. In letzter Zeit ist dieser Gegensatz zwischen den herrschenden Generälen und den nicht regierenden Ministern endlich zu einer Höhe gekommen und die gegenseitige Antipathie ist so hoch gestiegen, daß wir in den nächsten Wochen die Anzeichen eines offenen Bruches erwarten müssen. Wer Oestreich liebt, muß den Ministern den Sieg wünschen und in dem Kampfe ihre Partei nehmen.

Und ihr Kampf geht nicht nur gegen die kriegerischen Neigungen des Kaisers und dessen nächste persönliche Umgebung, nicht nur gegen die Tyrannei der Generäle, sondern auch gegen die Hochtorys der böhmischen, deutschen und ungarischen Aristokratie, welche die Reformatoren im Ministerium hassen, weil diese auf dem allerdings revolutionären Ablösungspatent stehen bleiben müssen, und dieselben verachten, weil sie Plebejer sind. Der altconservative Graf sagt: Wer ist dieser Bach, dieser Bruck, daß sie mich als Werkzeug verwenden wollen für ihre Neuerungen? ihre Väter und Großväter haben den meinen die Steigbügel gehalten; gerade wie Feldmarschall Haynau eine ministerielle Verfügung unter den Tisch wirft und wochenlang ungelesen im Staube liegen läßt, und wie der Kaiser selbst einen Hofjunker oder vertrauten Kammerdiener abschickt, um an seiner Statt im Ministerrathe zu präsidiren. Es ist zu bewundern, mit welcher Geduld, Zähigkeit

und Beharrlichkeit das Ministerium gegen solche Hinderuisse ankämpft. Zwar ist dies keine Thätigkeit großer Charaktere, aber da wir solche unter unsern Staatsmännern noch kaum erwarten dürfen, so sollen wir auch anerkennen, wo sich eine nützliche Ausdauer und Beharrlichkeit zeigt.

Das Haupthinderniß für die nothwendigen Neubauten im Inneren des Staates ist jetzt der Belagerungszustand. Wenn man von Italien absieht, welches Radezky wie eine eroberte Provinz mit consularischer Gewalt beherrscht, so ist in den übrigen Theilen der Monarchie die Wiederherstellung bürgerlicher Administeration und eines geordneten Rechtes jetzt unabweisbar geworden, die Generäle erbittern fast alle Klassen, stören Vertrauen, Handel und Verkehr, folglich auch die Finanzeinnahme des Staates, und demoralisiren das Heer durch den Uebermuth, welcher Polizeiverwaltung in die Seelen der Soldaten zu bringen pflegt und das Volk durch Pedanterie und Willkür. Diese Generäle nämlich, nicht übermäßig gewandt in Beurtheilung der Menschennatur und sehr entfernt von der philosophischen Gleichgültigkeit gegen großstädtische Unordnungen, welche die Gewandtheit eines regulären Polizeibeamten begleitet, hören überall die Tritte von Bösgesinnten, und wittern aus der ungewohnten Lectüre zahlreicher Zeitungsartikel alle Arten politischer Nichtswürdigkeit heraus. Sie finden leicht und beständig Grund zu militärischer Vorsicht gegen die irregulären Feinde von den Trottoirs und Kaffeehäusern und suchen in ängstlicher Dienstbeflissenheit ihre Stellung als nothwendig und heilsam höchsten Ortes zu empfehlen. So weit es auf sie ankommt, würden Wien und Krakau und Lemberg u. s. w. nie so gut gesinnt werden, daß der Ausnahmezustand aufhören dürfte. Wenn nun das Ministerium irgend eine Maßregel beabsichtigt, welche darauf berechnet ist, die Einmischungen der Generäle in das geschäftliche Leben der Hauptstädte zu beschränken, so eilen sie das Ohr des Kaisers zu gewinnen, und die Verordnung zu hintertreiben. Natürlich fehlt es in dieser aufgeregten Zeit nicht an Verhöhnungen des Militärs, Beleidigungen von Schildwachen und anderen böswilligen Streichen, welche, wie sich mit einigem Grund behaupten läßt, weniger häufig vorkämen, wenn das Militär nicht so sehr häufig wäre. Aus jeder solchen Unthat wissen sie die Nothwendigkeit ihrer eigenen Fortdauer zu beweisen. Dagegen operirte das Ministerium zuerst indirekt, seine Thätigkeit den kaiserlichen Augen durch Relationen, Gesetzentwürfe und Projekte empfehlend, und auf Umwegen die Nothwendigkeit der bürgerlichen Executionen beweisend. Lange war der Kampf zweifelhaft, es gab in diesem Winter manchen Tag, wo Bachs und Schmerlings, wohl auch Bruck's Stern hinter Wolken stand; aber ihre unermüdliche Thätigkeit, und noch mehr das kluge Präsentiren derselben, hat an hoher Stelle immer wieder imponirt und die Unentbehrlichkeit der Unbequemen bewiesen. Während Krauß unerschöpflich war, den Schein des Geldes hervorzubringen, machte Bruck weitaussehende Pläne für eine Zolleinigung mit Deutschland, organisirte geräuschvoll die Handelscorporationen, holte überall

technische Gutachten ein, provocirte zu nützlichen Zwecken Collegien von Sachverständigen, welche immer etwas Imponirendes haben; Alles sowohl in der guten Absicht zu nützen, als auch in der nicht weniger guten, den Völkern die lebhafte Empfindung zu geben, daß sie sorgfältig regiert würden, und die Hochachtung des Hofes dadurch zu erzwingen, daß er das Vertrauen der Unterthanen an sich heftete. Unterdeß organisirten Bach und Schmerling die politischen und gerichtlichen Behörden der Provinzen, setzten ganze Cohorten von neuen Beamten ein und decimirten die alten, verfügten und reskribirten so viel, daß der Kaiser durch die Masse der nöthigen Namensunterschriften fast ermüdet wurde, daneben lernte Bach noch die verschiedenen Sprachen der Völker, um auch nach dieser Seite hin Popularität zu erwerben. Und während sie überall erst Grund graben mußten zu dem neuen Gebäude, dessen Plan sie gemacht hatten, disputirten sie auch schon über den Schmuck, der dasselbe decoriren solle, und nahmen die ernsthafte Miene an, das Aufblühen eines neuen großartigen Kunstlebens im Kaiserstaate herbeiführen zu wollen. Vieles an ihrer Thätigkeit ist, wie gesagt, papierne Arbeit, zunächst darauf berechnet, zu gefallen und zu imponiren, aber es bleibt immer noch genug übrig, was ihnen und ihren Resultaten Ehre machen wird. Und so ist es ihnen jetzt gelungen, sich durch ihre Tüchtigkeit so wohl, als durch den Schein derselben so festzusetzen, daß selbst eine allerhöchste Verstimmung sie nicht mehr von ihrem Portefeuille zu trennen wagt. Je sicherer sie sich aber fühlen, desto stärker werden ihre Angriffe gegen die militärische Unordnung. Man hegt hier die Hoffnung, daß Haynau die letzten Blößen, welche er sich in Ungarn gegeben hat, bei dem Streit mit dem Cabinet um Assentirung der Honveds und der Besteuerung der Judengemeinden nicht überstehen wird. Auch die Herrschaft Welden's über Wien wird nach dem Willen des Ministeriums vor dem Juli zu Ende gehen. Es sind dafür selbst in den Kreisen, welche den Ministern nicht nahe stehen, einige Anzeichen zu finden. Die neue Organisation der Justizbehörden, Geschworengerichte und Oeffentlichkeit werden in der That Anfang dieses Sommers in's Leben treten; der berechnende Hausbesitzer schließt dies aus Contracten, welche behuf Einrichtung von Räumlichkeiten u. s. w. abgeschlossen sind; der Journalist schließt aus dem Umstand, daß die Geschwornen gewählt werden müssen, was doch unter dem Belagerungszustand unmöglich sei, das Ende desselben. Eine bessere Bestätigung gibt ein sorgfältiges Memorandum von Schmerling für den Kaiser, eigentlich eine statistische Zusammenstellung der Kriminalpflege im Kaiserstaat, an welche aber eine Menge interessanter und wichtiger Bemerkungen geknüpft ist. Darin spricht er sich über den Zeitpunkt, in welchem die großen Justizreformen eingeführt werden sollen, so bestimmt aus, daß es nicht mehr müßig ist, denselben vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Allerdings werden die Minister, von denen hier die Rede war, bis dahin noch manchen Strauß mit den kaiserlichen Heerführern und ihrem Einfluß zu bestehen haben, aber sie verzweifeln nicht mehr

am Siege. Noch lange wird das Urtheil der Menschen über sie sehr verschieden lauten, aber über diesen Erfolg wird die Freude doch eine allgemeine sein.*)

*) Wir haben diesen Artikel gern aufgenommen. Es macht einer Redaction mehr Freude zu rühmen, als zu tadeln; wir sind überzeugt, daß der verehrte Einsender in Vielem Recht hat, und mühen uns ehrlich, mit unserm Urtheil dem seinen zu folgen. Aber es ist ihm doch nicht gelungen, unsere schwarzen Gedanken in ministerielles Weiß zu verwandeln.

Die Momken bei den Serben.

Bei allen kriegerischen Völkern, welche in der Periode ihres Wachsthums sind, wo die persönliche Tapferkeit des Mannes als die höchste Tugend gilt, entwickeln sich die idealen Empfindungen der kriegerischen Ehre gegenüber dem Feind, und der kriegerischen Treue gegenüber dem Verbündeten stark und eigenthümlich. Wenn das Volk in viele Stämme, angesehene Familien und selbstständige Ortschaften geschieden ist und die Kriegführung in Raufereien und Fehden einzelner Häuptlinge besteht, da wird natürlich auch die Poesie des Kampfes eine andre als da, wo größere Truppenmassen mit fester militärischer Organisation in das Feld rücken. Es ist sehr interessant und lehrreich, die Natur der Empfindungen, durch welche ein einfaches Volk die ersten Schritte auf dem Gebiet der Humanität macht, zu untersuchen und die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche sich bei den verschiedenen Völker zeigen, neben einander zu halten. Die Treue gegen den Häuptling war bei den ältesten Römern, bei den Germanen, bei den Celten, wie jetzt bei den Serben eine männliche Tugend, welche durch den Glanz der Religion verklärt, den rohen Egoismus des Einzelnen aufhob. Wenn die Familie der erste Grund war, auf welchem sich die Idee des Patriotismus aufbaute, so war das Verhältniß zwischen dem Häuptling und seinen Angehörigen die nächste Stufe zur Ausbildung derselben. — Noch bis in die neueste Zeit bestand bei den Serben der uralte Brauch, daß junge Männer, Abenteurer, Schutzbedürftige, Stammgenossen mit einem Häuptling, einem Verwandten oder Fremden, in ein inniges Verhältniß traten, welches sie ihm persönlich näher stellte, als viele Mitglieder seiner Familie. Sie heißen seine Momken, sind seine Gefährten und Vertrauten bei allen Unternehmungen, vor Allem verpflichtet, sein persönliches Interesse wahrzunehmen, sein Leben mit dem ihren zu erkaufen, seinen Tod unversöhnlich zu rächen. Dafür werden sie von ihm unterhalten, er gibt ihnen Brod und Wein, Kleider, Pferde und Waffen, aber keinen Sold, denn die gegenseitige Verpflichtung ist wie die zwischen Verwandten, seine Börse aber steht ihnen offen, ohne daß beide Theile mit einander abrechnen, außer auf dem Schlachtfeld.

Dafür steht dies Gefolge unter der Jurisdiction des Häuptlings, und den Feigen oder Verräther wird er im Rathe der Genossen verurtheilen und von ihnen tödten lassen. Sehr selten aber wird das nöthig sein, denn eben so heilig, wie das Band der Wahlbrüderschaft, welches die einzelnen Helden, ja auch Männer und Frauen mit einander verbindet, ist das Band, welches die Momken an ihren Häuptling fesselt. Alle Helden des letzten Freiheitskrieges der Serben, Kara Georg, Jacob Nenadowicz, vor Allem die Haidukenhäuptlinge, z. B. Welicko sind von einer Schaar Momken begleitet. Es war Stolz und Freude der Häuptlinge, wenn ihre Momkenschaft zahlreich war, und auf guten Rossen, in schöner Tracht mit blanken Waffen daherzog, so oft die Herren selbst in die Schlacht oder zur Berathung ritten; in den Tagen des Friedens dagegen bauten die freuden Momken ihre Hütten auf den Grund des Häuptlings, ernteten mit ihm das Feld, fischten mit seinen Netzen, rotteten ihm den Wald aus und zog mit ihm auf die Viehmärkte. Als ein streitsüchtiger und übermüthiger Troß bewachen sie eifersüchtig die Macht und den Einfluß ihres Häuptlings, halten scrupulös auf die Ehrenbezeugungen, welche man ihm schuldig ist, und hadern und schlagen sich mit den Momken seines Gegners. Die neuere Gesetzgebung des Fürstenthums Serbien ist natürlich feindlich gegen das Institut der Momken aufgetreten, dem ohnedies die Zeit des Friedens und reguläres Militär nicht günstig ist, aber es wird noch lange dauern, bevor alle Spuren desselben aus dem Leben des Stammes verschwinden. Auch die Türken haben diesen Brauch von den Serben angenommen, wie so manchen andern, und im Freiheitskriege am Anfang dieses Jahrhunderts hatte der Moslem so gut seine Bundessöhne, wie der Christ.

Wer denkt hier nicht an das Gefolge der deutschen Häuptlinge, an das Gesinde (kasindi, von sind, der Pfad) dessen anfopfernde Treue Tacitus mit großer Wärme schildert; und wieder an das Gefolge der celtischen Adeligen, das nach den Nachrichten, welche Cäsar gibt, eine sehr große Aehnlichkeit mit den serbischen Momken gehabt haben muß. Die Römer selbst hatten offenbar in den ersten Jahrhunderten der Stadt einen ähnlichen Brauch, dessen Erinnerung sich noch in dem Verhältniß der Clienten zu den Häuptlingen der patricischen Geschlechter in den alten Curien erhalten hat und dessen Spuren sich nicht nur in den ältesten Sagen aus der Zeit der Könige erkennen lassen, sondern wahrscheinlich als ein altes Institut nachgewiesen werden können, welches den meisten altitalienischen Stämmen eigen war. Es lohnte sich der Mühe, durch eine philologische Untersuchung diesem Verhältniß bei Altitalienern, Celten und Germanen nachzugehen und seine Aehnlichkeit und die characteristische Verschiedenheit von dem südslavischen Brauch darzustellen.

Stellung der Parteien in Böhmen.

Aus Prag.

Noch immer lassen die Gärtner Oestreichs uns unter der Glasglocke des Belagerungszustandes schmachten, damit die Gesetzlichkeit, der Sinn für Constitutionalismus Wurzel fasse und das junge Bäumchen fein zart heranwachse, biegsam und schmiegsam, um Gerten und Ruthen davon schneiden zu können für das politisch rechtlose Volk ohne Census.

Das Manöver *scheint* zwar zu gelingen; denn äußerlich ist die Ruhe vorhanden, aber in den Gemüthern, in tiefer Brust entwickelt sich der Groll, das Mißtrauen in bedenklichster Weise, und täglich schroffer stehen sich bei aller äußern Ruhe die Parteien gegenüber. Die Partei der leidigen „*Gutgesinnten*", jener Fanatiker der Ruhe, überhebt sich gewaltig, sie ist heute die allgemeine stimm-, rede- und Grobheitsberechtigte, ihr journalistisches Organ, ganz würdig seiner Gönner, und diese wieder entwürdigend, läßt die Berliner Kreuzzeitung weit hinter sich in unsläthigem Cynismus der Polemik, und jagt ihren Mäcenen die furchtbarste Erbitterung der Gegenpartei an den Hals.

Jene Kreuzzeitung Berlins, gleich verwerflicher Tendenz, beobachtet vergleichsweise doch eine Art Decorums, und Raffinement der Perfidie ist ihr nicht abzusprechen; das Organ der hiesigen Fraction dagegen ist baar allen Scharfsinnes, aller Gewandtheit, ist nur in hohem Grade gemein, und theilt höchstens brutale Faustschläge aus. „Es ist recht traurig", um mit einer hohen Person zu reden, „daß jenes Blatt von dem Fürsten R.... subventionirt und gehalten wird, einem Manne, der im März 1848 für den eifrigsten Volksmann gegolten, und um die Gunst der Kleinbürger, eines Faster und anderer förmlich gebuhlt hat; doch eben nur traurig ist es, und nichts weiter, der Mann läßt sich beherrschen von der Macht des Tages, nach einigen Monaten subventionirt er möglicherweise wieder ein radikales Blatt röthester Färbung. Vom moralischen Standpunkte beurtheilt aber gereicht es der hiesigen Journalistik zur Ehre, daß jenem Blatte wirklich nur die miserabelsten Kräfte, die schwächsten hiesigen Scribler zu Redaction und stehender Mitarbeiterschaft sich zugewendet haben, während der Kreuzzeitung vergleichweise geschicktere, freilich um so verächtlichere Federn dienen.

An unserem Reactionsmoniteur betheiligen sich blos untergeordnete Comptoirsbediente, bankerotte aus der ehrlichen Gesellschaft ausgestoßene Commerzialschwindler und politische Renegaten, deren einer im Jahre 1848 Corporal des gefürchteten Swornosteorps gewesen, die Aufrichtung von Guillotinen als ein radikales Freiheits- und Volksbeglückungsmittel gepriesen hat, und dermalen wieder Huldigungsgedichte an die hohe Generalität nach beliebigem Versmaß auf Bestellung ausarbeitet. Mit solchen Kräften muß sich das fürstliche Reactionsblatt behelfen, wenn auch bisweilen ein oder der andere Graf einen *anonymen*(!) Artikel in diese journalistische Pfütze legt.

Alle übrigen Journale scheinen ein Cartell unter einander eingegangen zu sein, jenem Kloakenblatte gegenüber; es wird nie genannt; seine Angriffe, seien sie noch so calumnios, noch so verletzend, werden keiner Erwiderung, keiner Widerlegung, ja auch keiner Klage gewürdigt, und so erstickt das Blättchen allmälig im Schmutze; die Partei, welche nur ein solches Organ zu ihrer Vertheidigung zu schaffen vermochte, verdient beinahe mehr Mitleid als Verachtung; und man möchte glauben, diese Partei selbst verdiene keine Beachtung, und doch wäre das nicht so ganz richtig; denn nach der jüngst octroyirten Landtagswahlordnung bildet diese Partei eine eigene Landtagskaste der Höchst-

besteuerten im Landtage, und ein Drittheil der Voten ist ihr durch die Wahlordnung zugewiesen, sie ist gefährlich durch die Kraft der Negation, durch die vis inertiae, welche ihr jedenfalls zu Gebote stehen wird.

Mögen immerhin Heine's Worte auf sie passen: „wenn ihrer Zwölfe beisammen sind, so machen sie ein Dutzend", so kann eben ein Dutzend negativer Voten schon gefährlich werden, und zum bloßen Negiren gehört eben nicht viel. Freilich werden dem höchstbesteuerten Adel des Landes viele bürgerliche Gutsbesitzer und besonders auch viele bürgerliche Hausbesitzer der Hauptstadt sich anreihen, und nicht an allen diesen ist im vorhinein zu verzweifeln. Freilich ist energischer Muth den Höchstbesteuerten in der Regel nicht eigen, daher immerhin auch möglich, daß manche, daß vielleicht viele in entscheidenden Momenten doch nicht den Muth haben werden, ein reactionäres „Nein" oder „Ja" im Landtage laut auszusprechen, indem glücklicherweise die Verfassung die geheime Abstimmung verbietet.

Dennoch aber ist der entsetzlich grollenden Adelspartei nicht zu trauen; denn hinter ihr stehen die Frauen und hetzen und stacheln auf. Die übrigen Landtagselemente, nämlich die 71 Abgeordneten der Städte und 79 Abgeordneten der Landbezirke, im Grunde auf einen erträglichen Census hin wählbar, zumal die heutigen Steuererhöhungen die Wähler massenhaft vermehrten, böten allerdings beruhigende Garantie für die Besiegung der höchstbesteuerten Kaste, stellten sich nicht zwei Bedenken solcher Hoffnung entgegen: das noch unausgebildete Wahlagitationswesen, und die mögliche Vorliebe für einige Kirchthurmberühmtheiten der Städte, so wie ferner und in weit höherem Maaße die seit dem Jahre 1848 zwischen Czechen und Deutschen tief aufgerissene Kluft.

Zudem hat das Ministerium, welchem die Czechen im Reichstage bis zu einem gewissen Zeitpunkte als überloyale Stütze dienten, jetzt, wo man diese Stütze glaubt entbehren zu können, wo man die Czechen, besonders seit Palacky's lebensunfähigem und abstrusem Constituirungsprojecte — für entsetzlich separatistisch und centrifugal hält, die böhmische Wahlordnung so eingerichtet, daß die national-czechische Partei in offenbarem Widerspruche mit den ethnographischen Verhältnissen sich zu ohnmächtiger Minorität verurtheilt sieht, indem man zunächst Städten und Industrialorten deutscher Bezirke das specielle Wahlrecht gab, böhmische Städte und Industrialorte aber total überging, und hierin dürfte gerechter Grund zu der Sorge liegen, daß die Nationalen wieder die Nationalfrage zur Hauptsache machen, und im Bewußtsein einer an ihnen begangenen, diesmal wirklichen Ungerechtigkeit gegen die Deutschen ankämpfen und dadurch die nationale Zwietracht verewigen werden.

Wirklich scheint es das Ministerium darauf angelegt zu haben, durch diese Wahlordnung die Parteien in drei ziemlich gleichen Phalangen gegen einander zu hetzen, um stets und überall freie Hand zu haben.

Die hiesigen Blätter czechischer Richtung haben aus belagerungszuständlicher Submission auf jene unnatürliche Minorität zwar hingewiesen, aber ein Argument haben sie nicht gebraucht, und zwar gerade ein solches, welches jene Ministertendenz ziemlich klar macht. Indem nämlich die Wahlordnung die Industrialorte als solche wesentlich berücksichtigt, dennoch aber die, allerdings die Minderzahl bildenden Industrialorte czechischer Bevölkerung kaum bedacht hat, muß man wohl zu der Ueberzeugung geführt werden, dem Landtage selber sei durch die Verfassung die Legislatur hinsichtlich der Industrialverhältnisse speziell zugewiesen, dennoch aber ist dieses, wie der §. 38 der Landesver-

fassung beweist, der Fall durchaus nicht, und es ist vielmehr die Industrialfrage der Centralreichs-Legislatur vorbehalten, so daß kaum abzusehen ist, was eigentlich die Deputirten der Industrialorte speziell im böhmischen Landtage sollen.

Das Ministerium scheint sich aus den leidigen und freiheitsmörderischen Nationalitätskämpfen im Reichstage, welche die Regierung zu ihrem Vortheile auszubeuten verstand, die Lehre abstrahirt zu haben, diese Kämpfe in dem böhmischen Landtage permanent zu machen, und entweder die Czechenpartei durch kleine phantasmagorische Zugeständnisse an die Klasse der Höchstbesteuerten zu fesseln, oder aber falls die Czechen sich liberal- und nationalübergriffig zugleich geriren sollten, ihre Unterdrückung durch eine Coalition der Höchstbesteuerten mit der deutschen Städte- und Flachlandspartei beliebig zu erreichen.

Die Karten sind jedenfalls klug beschnitten und gemischt, und das Kunststück dürfte gelingen, es wäre denn, die Czechenpartei hätte auch ihrerseits sich aus den Reichstagsvorgängen eine Lehre abstrahirt, und wäre zu der Ueberzeugung gekommen, daß man vor Allem frei sein müsse, um sich, weil frei, auch national ausbilden und bewegen zu können. Haben die Czechen wirklich jenen parlamentarischen Takt, den man ihnen hin und wieder nachgerühmt hat, den sie aber bisweilen zu eigenem Verderben sehr bei Seite setzten, so müssen sie diesen Takt in nächster Zukunft bewähren. Es ist im Grunde nicht besonders schwierig, im Bewußtsein festgestellter Majorität gut zu operiren; das Verdienstliche und wirklich Taktvolle besteht bei solchem Verhältniß wesentlich darin, seine Macht nicht zu vergeuden, nicht zu mißbrauchen, und im Siege klug zu bleiben, und das war nicht immer der Fall.

In der Minorität aber bewährt sich die parlamentarische Klugheit, das Geschick, der richtige Takt; wir wollen sehen, wie die Czechen im nächsten Landtage diese Probe bestehen, ob sie es über sich vermögen werden, ihre von Kremsier her sieggewohnte Majorität zu vergessen, sich in dem Zwangshemde ihrer Landtagsminorität zurecht zu finden.

Wir sind neugierig, ob sie es über sich gewinnen werden, die liberale Idee über die nationale zu stellen, ob sie zu der Ueberzeugung gelangen, daß eben sie durch die Lage und die Verhältnisse Böhmens zu einem vernünftig verträglichen Hermaphroditenthume verurtheilt bleiben müssen, will man nicht eine Uebergangsperiode des Vernichtungskrieges, des Mordes und Todtschlags voraussetzen, und eine solche Voraussetzung spräche der Civilisation des Jahrhunderts Hohn.

Einen sich die Czechen mit den liberalen Deutschen des Landtages auf ehrliche Bedingungen, dann, aber auch nur dann ist die Freiheitsidee gewahrt; führen aber die Czechen den kleinen Krieg der Eifersucht und Anfeindung gegen die Deutschen fort, dann ist zu fürchten, daß diese ebenfalls leidenschaftlich und erregt, wie jene, um dem Phantome der Czechisirung zu entgehen, sich mit den Höchstbesteuerten gegen die Czechen vereinen, von diesen in das Schlepptau genommen und ihrerseits zu freiheitsmörderischen Vorgängen hingerissen werden.

Die Adelspartei in Oestreich hat sich in ihrem Grimme gegen die letzten Umgestaltungen bedeutend organisirt, sie führt Großes und Bitterböses im Schilde, sie hofft die Freiheitselemente und das Ministerium, das dem Adel noch viel zu roth ist, gleichzeitig niederzuschlagen und wieder in das Paradies einer Prärieherrschaft einzuziehen, mit Sang und Klang. Lassen sich die liberalen Fraktionen der verschiedenen Nationalitäten düpiren, und gegen einander aufstacheln, so hat jener Plan allerdings momentane Chancen für sich — dann aber von Uebergriff zu Uebergriff schwelgerisch immer weiter greifend, würde

jene Partei von den Wellen des rothen Meeres verschlungen und der ganze Troß seiner in's Garn gelockten Anhänger ersöffe mit.

Die gute Sache hat bei alledem noch zwei Anker, um sich im Sturme auf sicherer Rhede zu halten, einmal die notorische und besonders in Böhmen bewährte Feigheit der Adelspartei, und ihres heutigen Anhanges, welche wohl, so lange das Säbelregiment herrscht, recht perfide Pläne zu schmieden versteht, die aber bei frischem constitutionellem Winde, befreiter Presse gegenüber, die Segel und alles übrige einzieht, und sich scheu verbirgt wie Fledermaus und Eule. Ueberdies ist noch immer zu hoffen, daß die liberale deutsche Partei sich mit der czechischen fest und ehrlich einet, daß die letztere eben dadurch den häufig erduldeten Vorwurf unzeitiger Servilität und blindfanatischen Nationaleifers thatkräftig widerlegt, und auf diesem Wege die bedrohte, wo nicht verlorne Freiheit wieder rettet, deren Eroberung sie doch im März 1848 selber nicht ohne anerkennungswerthe Kühnheit, begann.

Damals, in jenem März, war jene Partei in der That so klug, in jener anfangs berühmten, dann berüchtigt gemachten Wenzelsbadversammlung sich liberale Leute deutscher Nation beizugesellen, jeden Uebergriff zu desavouiren, reine Gleichberechtigung anzustreben. Sie vergesse die Wirren, den Taumel, die Mißdeutungen des Zeitraumes, der zwischen heute und damals liegt. —

Sie bedenke, daß es sich darum handelt, die kargen Trümmer jener Bresche noch zu behaupten, auf welcher heute die Freiheitsgöttin die zerlöcherte Fahne schwingt.

Möge jene Partei auch jetzt, wo es gilt, die bedrohte Freiheit von Neuem im geregelten Kampfe zu erobern, die klugen Pläne des März 1848 wieder aufnehmen und diesmal ohne Ueberstürzung, ohne Leidenschaft, kalt, berechnend und ehrlich durchführen; möge sie sich bei guter Zeit, schon jetzt, vor den Wahlen, mit den liberalen Deutschen verbinden, gegen die hereinbrechende planmäßige Reaction. Nur so ist Rettbares zu retten.

Während des Sturmes pumpt Feind und Freund, Sieger wie Besiegter gemeinsam das Wasser aus dem Schiffsraume.

Eilt an die Pumpen, ihr Czechen, wie ihr Deutschen Böhmens, arbeitet beharrlich, und leitet das gerettete Schiff in den Hafen, und am sichern Strande reicht euch brüderlich die Hand, dankt einer dem andern die fleißige Arbeit, bebauet eure Küste gemeinsam in Eintracht, und seid reicher Ernten gewiß. **Rupertus.**

Literaturblatt der Grenzboten.

Marino Falieri Doge von Venedig. Geschichtliches Trauerspiel mit vielen dazu gehörigen Noten und kritischen Urtheilen, aus dem Englischen des Lord Byron. Im Versmaß des Originals übersetzt von Carl Deahna. (Bayreuth, Buchner. 1850.) — Ein neues Berliner Stück von Kugler, welches denselben wunderlichen Dramenstoff behandelt, veranlaßt uns vorliegende schätzenswerthe Arbeit anzuzeigen. Wie das neue Drama leidet selbst Byron's Tragödie, obwohl die lebendigste unter den Dramen dieses großen Lyrikers, an einem Grundübel, an ihrem Helden nämlich. Nicht als wäre ein rasender Achtziger eine unerhörte Erscheinung, vielmehr pflegt die Leidenschaft, wenn sie im Gemüth von Greisen ausbricht, mit der blindesten Hartnäckigkeit in's Feuer zu gehen, und es ist ja historisch, daß Falieri nach einem langen Leben voll ruhmvoller Thaten, nach einer Laufbahn voll Versuchungen für den Ehrgeiz eines republikanischen Feldherrn, daß

er auf dem Gipfel der Ehren angelangt, die Venedig seinen Söhnen bieten konnte, als Doge und mit grauen Haaren erst von der Herrschsucht ergriffen wurde, welche er bisher glücklich und weise gezügelt hatte; der Schimpf, den ein Nobile auf das väterliche Verhältniß des Dogen zu seinem jungen Gemahl Angiolina wirft, und die schwache Genugthuung, welche der Rath der 40 ihm dafür verschafft, entfacht in dem Alten den grimmigsten Haß gegen die Aristokratie, verleitet ihn zu einer Verschwörung gegen die Freiheit Venedigs, und bringt ihm den Untergang. Alles buchstäblich wahr und dennoch undramatisch. Jugendartige Leidenschaften machen einen Graukopf immer mehr oder weniger fratzenhaft, und haben stets etwas von der Natur des Paroxismus. Marino Falieri paßt demnach als Hauptheld und Liebhaber am besten in das phantastische Nachtstück „Doge und Dogaressa" von Calotte Hoffmann; auf der Bühne, wo Handlung und Charaktere in scharfen Umrissen hervortreten müssen, wird er nur unsere Verwunderung, nie unsere volle Theilnahme erregen. Bei Byron entschädigt für diesen Uebelstand der köstliche Rahmen, der duftige Hintergrund des venetianischen Lebens, welches Niemand wie er zu malen verstanden hat, die edle Form und Einfachheit sowohl in der Sprache wie in der Entwicklung. Will man Falieri auf die Bühne bringen, so dürfte der Versuch mit dem Byron'schen am wenigsten undankbar sein.

Wir besitzen von Byron's Werken vielfache und darunter möglichst gelungene Uebertragungen, z. B. die von Adolf Böttcher. Trotzdem ist jeder neue Versuch, dem Schwung und der Eigenthümlichkeit des Originals näher zu kommen, eine fruchtbare Studie für den Literaturfreund, weil man dadurch immer auf neue Schönheiten des Dichters aufmerksam wird. Herr Deahna stellte sich die Aufgabe, „seine Uebersetzung mit leicht fließendem Rhythmus einer deutschen Originaldichtung auszustatten, ohne den malerischen Rahmen des englischen Vorbildes zu überschreiten." Er hat con amore gearbeitet und nicht ohne Erfolg. Seine Umdichtung kann sich den besten Leistungen dieser Art an die Seite stellen, denn sie vereinigt mit großer Treue Wohlklang und natürlichen Fluß der Rede, so daß sie von jedem Schauspieler mit Leichtigkeit und sicherer Wirkung gesprochen werden könnte. Wir wollen einige Verse aus dem Monolog Leoni's im 4. Akt anführen:

„Nichts stört den Eindruck dieser Nacht. Es schwebt,
Wer jetzt noch geht, gleich einem Geist dahin. —
Dort klingen die Guitarren muntrer Buhlen,
Die lauschende Geliebte zu erfreun,
Und das behutsam aufgeschloss'ne Fenster
Beweist, daß sie noch wacht. Zwar löst die Hand,
So zart und weich, daß sie im Mondenschein
Verschwimmt, nur zitternd den verpönten Rahmen,
Musik und Liebe heimlich einzulassen;
Doch bei dem Anblick klingen alle Saiten,
Erbebend wie des Sängers Herz vor Lust.
Des Ruders Phosphorstreif, der rasche Strahl
Des Lichts, das mit der fernen Gondel flieht,
Der Sängerchor, der Vers für Vers erwiedert
Im Wettgesang der Schiffer Lieblingsweisen;
Die Schatten dort, die am Rialto ziehn, —
Ist Alles, was ich seh' und hör' in dieser
Vom Ocean gebornen Stadt," u. s. w.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Edgar Quinet und die romantische Kritik*).

Vor einigen Wochen (Heft 11) gaben wir die Skizze eines Kritikers aus der classischen Schule (Nisard); Edgar Quinet, mit dessen kritischen Studien wir uns heute beschäftigen, gibt uns in dieser Sphäre fast ein eben so vollständiges Bild des romantischen Geistes, als Victor Hugo in der Dichtung, obgleich er fortwährend versichert, über den Gegensatz der Parteien hinaus zu sein.

Wenn wir die romantische Kritik dem Begriff nach von der classischen unterscheiden, so denken wir keineswegs an eine unbedingte Billigung der einen oder der andern. Jede hat ihre Berechtigung in bestimmten Zeitpunkten. Eine nach allen Seiten hin productive Zeit wird eine strenge, von bestimmten Grundsätzen ausgehende Kritik erfordern, damit die Spreu von dem Weizen gesondert werde, eine werdende Zeit dagegen setzt bei dem Kritiker eine gewisse freie Empfänglichkeit, ein feines sinniges Verständniß des Schönen — in welcher Form es auch erscheine — kurz, eine mehr weibliche Natur voraus. Die Franzosen des vorigen Jahrhunderts haben von einer romantischen Kritik nichts gewußt; die Engländer nie, denn sie sind zu allen Zeiten hinlänglich productiv gewesen, und es ist bei ihnen, seitdem überhaupt von einer eigentlichen Literatur die Rede ist, nie ein so vollständiger Bruch in dem Bewußtsein der Nation eingetreten, daß das Urtheil schonend hätte sein müssen, wenn es nicht zum Unrecht werden sollte.

Wir Deutschen haben nur den Anlauf zu einer classischen, d. h. in ihren Voraussetzungen wie in ihrer Methode bestimmten, strengen, gleichsam terroristischen Kritik gemacht. Ich rechne Lessing und Kant in diese Kategorie — den letzteren freilich mehr in Beziehung auf Urtheile im ethischen Gebiet, da das Aesthetische ihm ferner lag. Die Herder, Jean Paul, Jacobi, Schlegel, Schleiermacher, und im weitern Sinn auch Schiller und Hegel, nament-

*) Allemagne et Italie. Philosophie et poésie 1838. Gesammelte Aufsätze aus den dreißiger Jahren.

lich aber die Hegelianer bis auf die große Entzweiung innerhalb der Schule selbst, sind sammt und sonders romantische Kritiker: sie bringen nicht ein festes Ideal des Schönen den Werken, die sie beurtheilen wollen, entgegen, sondern sie suchen in dem, was da ist, die Idealität heraus zu finden.

Dem ersten Anschein nach ist das in jeder Weise dem Terrorismus einer methodischen Kritik vorzuziehen. Aber auch nur dem Anschein nach. Denn auch in dem einfältigsten, auch in dem verschrobensten Product des menschlichen Geistes muß sich immer eine Spur von Vernunft finden, wenn man nur ernstlich darnach sucht, weil der menschliche Geist ohne Vernunft überhaupt nicht zu denken ist. Es ist eine sehr dankbare Mühe, selbst in einem Glauren, Kotzebue u. s. w. die Vernunft zu analysiren, d. h. psychologische oder moralische Bemerkungen an einanderzureihen, die zu dem Inhalt jener Werke in einer gewissen Beziehung stehen. Wenn man aber an diese Art Kritik die Frage stellt: taugt nun das, worüber sie gesprochen hat, etwas, oder taugt es nichts? so wird sie in Verlegenheit gerathen, und da es doch unschicklich wäre, überall zu loben, so wird sie den Grund ihrer Billigung oder Mißbilligung in irgend einem äußerlichen Umstand, vielleicht geradezu in einer Caprice finden.

Allein selbst dieser Uebelstand ist noch gering gegen den zweiten. Nicht nur im Endurtheil über ein poetisches Werk, oder eine in's sittliche Gebiet fallende Handlung wird die romantische Kritik unsicher sein, sondern auch im Verständniß desselben. Ich führe Rötscher's Schrift über Aristophanes als Beispiel an — Rötscher ist überhaupt das Muster eines romantischen Kritikers. Die Schrift enthält eine ganze Masse liebenswürdiger, zum Theil richtiger, zum Theil selbst geistreicher Reflexionen, und wer den alten Komöden ernstlich studirt hat, wird auch wohl herausfinden, wie man bei einer Lectüre desselben auf solche Reflexionen hat kommen können. Wenn man sich aber daraus über den Gehalt des Dichters unterrichten wollte, so würde man Nichts, aber auch Nichts finden; Aristophanes selbst würde mit Staunen und Mißtrauen anhören, was dem modernen Philosophen alles bei seinen Werken eingefallen ist. Diese anscheinend sehr objective Kritik ist also eigentlich die subjectivste, die man sich denken kann; denn jede Stufe der Bildung kann nach ihrem Standpunkt ein ähnliches, aber sehr verschiedenes Werk über Aristophanes schreiben, und jedem wird man eine relative Berechtigung zuschreiben müssen.

Der romantischen Kritik kommt es weniger darauf an, ihrem Gegenstand gerecht zu werden, als etwas Geistreiches darüber zu sagen. Sie liebt daher die Bilder, die Nuancen, überhaupt die colorirte Sprache — die sogenannte Schulsprache der Hegelianer ist nichts als eine in Pedanterie verstockte Blumensprache; sie liebt den Humor, wo man Ja! oder Nein! erwartet, und das graciöse Getändel, wo es sich um eine ernsthafte Sache handelt. Der unbestimmten Phraseologie, welche heutzutage allen gesunden Menschenverstand zu ersticken droht, wird

die eigentliche Kritik, wo sie mit einer gewissen Energie auftritt, hart, und wo sie bescheiden ist, nüchtern vorkommen. Selbst wo sie bewundert, muß sie zarte Seelen beleidigen, denn sie motivirt ihre Bewunderung und stellt sich damit anscheinend über den schöpferischen Fetisch, der nur an dem Weihrauch einfältiger, aber gläubiger Seelen Gefallen findet.

Die methodische Kritik wird allerdings sehr nüchterne Fragen zu stellen haben — Nüchtern im Gegensatz zum betrunkenen gebraucht — Fragen, über die unsere Feuilleton-Kritik, die ihre Aufgabe dadurch löst, daß sie von riesenhaften Dimensionen spricht, von Pyramiden, die sich in den Wolken verlieren, von Marmorblöcken, zwischen denen dunkelrothe Blutrosen hervorquellen, und die durch diese blödsinnige Combination hergebrachter romantischer Phrasen zwar einem Theetisch hysterischer Blaustrümpfe imponirt, aber zum Verständniß der Sache nichts beiträgt, in eine mit Entsetzen gemischte Verwunderung gerathen wird. Sie hat nämlich, wenn sie z. B. über ein Drama referirt, die Frage zu stellen: was für einen ästhetischen und sittlichen Eindruck hat der Dichter, der doch unmöglich einen bloßen Monolog hat hinausspinnen wollen, weil er ihn sonst für sich hätte behalten können, welchen bestimmten Eindruck auf die Zuschauer hat er bezweckt? ist dieser Zweck zu billigen oder nicht? inwieweit entspricht das Einzelne und die Architektonik des Ganzen diesem Zweck? welche Kraft hat er zur Erreichung desselben angewendet? in welchem Verhältniß steht dieser Kraftaufwand zur Größe seiner Aufgabe? in welchem Verhältniß die neue Erscheinung des Guten, Schönen und Wahren, die er gefunden hat, zu den Idealen, welche das allgemeine Bewußtsein bereits umfaßt? u. s. w. Fragen, auf die eine bestimmte Antwort zu geben, und durch deren Lösung ein absolutes, in allen Theilen zu erweisendes Urtheil über den Werth und Unwerth der Dichtung herzuleiten ist.

Vor allen Dingen muß, wenn man von einer methodischen Kritik spricht, vor einem weit verbreiteten Vorurtheil gewarnt werden. Man ist geneigt, die wissenschaftliche Form in der Vollständigkeit der Register zu suchen, in welche die verschiedenen Theile des zu behandelnden Gegenstandes aufgeschichtet werden, und in der zweckmäßigen Aufeinanderfolge derselben. Wo man drei Hauptabtheilungen, in jeder drei Unterabtheilungen fand, und so fort bis in's Unendliche, glaubte man der wissenschaftlichen Unfehlbarkeit sicher zu sein. Das Linné'sche System, die mathematische Convenienz und die neue Auslegung der heiligen Dreifaltigkeit haben dazu das Ihrige beigetragen. Man glaubte, wie es in der Mathematik geschieht, jeden einzelnen Satz aus dem vorhergehenden, und alle mit einander aus einem obersten Grundsatz herleiten zu müssen, und übersah dabei, daß die Mathematik lediglich mit ein Paar sinnlichen Abstractionen operirt, und mit einer kleinen Zahl von Definitionen, die weiter keinen Zweck haben, als vor einem Mißverständniß der sinnlichen Anschauung zu warnen, allerdings fertig sein kann, während in der Philosophie in jedem neuen Satz eine neue Idee — ein neues Resultat ethischer

oder physischer Entwickelungen eintritt. So hat man sich namentlich in der neuern deutschen Philosophie damit abgequält, den Punkt des Archimedes zu finden, von welchem aus man die Welt der Ideen in Bewegung setzen könne, man hat ihn im Ich, im Nicht-Ich, im Sein, in Gott, in der Bewegung u. s. w. zu finden geglaubt, und sich den Schein gegeben, als sei aus diesem heraus durch den menschlichen Geist das Universum ebenso zu entwickeln, wie es sich aus dem göttlichen „Werde!" entwickelt habe. Der Mittelpunkt der Erdoberfläche ist, wo man steht. Das Urtheil wird in jedem einzelnen Falle, wenn man der Grundsätze sicher ist, unmittelbar gefällt werden können, ohne daß man nöthig hätte, rückwärts den Entwickelungsgang bis zu Adam zu verfolgen; obgleich man sehr wohl im Stande sein muß, den Beweis, d. h. das Verhältniß dieser Wahrheit zu einer allgemein anerkannten Wahrheit, hinzuzufügen. Wo ein Satz an sich unklar, unbestimmt, unvollständig ist, wird er durch eine Beziehung auf andere Sätze derselben Art nicht bestimmter.

Das Wesen der romantischen Kritik liegt also nicht an diesem Mangel einer äußerlichen Systematik, sondern in der Unruhe, mit welcher man den einen Gesichtspunkt mit dem andern wechselt. Die romantische Kritik empfindet — d. h. strebt nach der Totalität des Eindrucks — und analysirt; beides ist nothwendig, denn die sogenannte reine Verstandes-Analyse ohne Empfängniß der Totalität rechnet ebenso falsch, als die Ungeduld des ungeschulten Gefühls. Aber ihre Empfindung und ihre Reflexion gehn aus einander. Sie läßt sich mit großer Lust auf die Irrwege des Zweifels ein, ohne zu wissen wohin, und dann kommt wieder das Gefühl und weht den müden Wanderer auf den alten Platz, in die süße Gewohnheit des Daseins und Glaubens zurück. Die Empfindung hebt die Resultate des Nachdenkens auf, und das Denken paralysirt die Eindrücke der Empfindung; der Glaube schaudert vor dem Wissen zurück, und das Wissen hebt den Glauben aus den Fugen.

Diese Doppelseitigkeit des Denkens ist der unmittelbarste Eindruck, den wir aus Quinet's Betrachtungen über den zuerst in Deutschland frei gewordenen philosophischen Geist des Jahrhunderts davontragen. Auf der einen Seite sehen wir den Kampf gegen das angeblich classische altfranzösische Wesen, in welchen seit Lessing der bessere Theil der deutschen Literatur sich sammelt, mit aller Heftigkeit, die bei einem nahe verwandten Gegner nur allzu natürlich ist, fortgesetzt; auf der andern empört sich der im Grunde noch immer katholische Geist des jungen Frankreich gegen die zersetzende Kritik, welche die deutsche Philosophie, das eigentliche Erzeugniß des protestantischen Denkens, an den allverehrten Heiligthümern der Nation ausgeübt hat. — Wir betrachten zuerst die eine Seite.

Quinet findet in den beiden feindlichen Heerlagern den gleichen Grundirrthum. Die Classiker isoliren das Zeitalter Ludwigs XIV., als ein in sich abgeschlossenes und in allen Formen vollendetes, von der allgemeinen Entwickelung der modernen

Welt, sie stellen es lediglich mit den beiden übrigen Perioden der Geschichte, in denen sie auf ähnliche Weise ein Bild der goldnen Zeit verehren, in Verbindung, mit dem Augusteischen Zeitalter und dem Jahrhundert Leo's X. Die Uebergangszeiten lassen sie als barbarisch aber als gleichgiltig für die Entwickelung der echten Humanität bei Seite fallen. Die Schule hatte sich zuletzt auf eine Weise in ihr System und ihre Regeln verstrickt, daß sie genau die Zahl der Bilder berechnete, welche die Poesie ertragen könne, ohne zu sterben; daß sie dem Dichter nicht blos seine Metaphern zumaß, sondern auch seinen Antheil an Ideen, Empfindungen, Liebe, Religion, Poesie. Wenn nun die Romantiker in allen Punkten diesem Regelwesen entgegentraten, so faßte ihr Haß das classische Zeitalter der französischen Literatur nicht minder falsch auf, als die Liebe seiner Anhänger. Sie glaubten denselben aufs Wort, das Zeitalter Ludwig's XIV. sei ein Abbild des Augusteischen, unheimisch, unchristlich, mehr mit der Denkweise Cicero's und Virgil's, als mit dem Geiste des französischen Ritterthums verwandt. In der That hat aber jenes Jahrhundert das erhabene, pedantische, feierliche Gesicht nur in den Büchern der Ausleger und auf den literarischen Schulbänken; eigentlich gilt an ihm noch immer der Ausspruch der Frau v. Sevigné: Le siècle est fort plaisant; il est régulier et irrégulier, dévot et impie, adonné aux femmes, enfin de toutes sortes de genres de vie. Man kann von ihm mit besonderem Recht sagen, daß es eine Periode der Uebergänge und der Nuancen war. Seine Regelmäßigkeit wie sein Heidenthum und seine antike Gesinnung lag lediglich in der Oberfläche, in den äußeren Formen, der Geist, in welchem es empfand, dichtete und urtheilte, liebte und haßte, war der Geist des altfranzösischen Ritterthums, der feudalen Ehre und Liebe, des christlichen Spiritualismus. Corneille, Racine, Lafontaine, selbst Voltaire sind tausendmal verwandter mit Ariost, Calderon, Shakespeare, Goethe, als mit Euripides oder Seneca. — Ein sehr wahres, und für einen Franzosen verdienstvolles Urtheil; ein Urtheil, welches wir der romantischen Bildung verdanken, und welches der französischen Literaturgeschichte eine neue, objective Wendung geben muß.

Wenn Quinet von diesem Standpunkt aus die Berechtigung des Kampfes anerkennt, den die deutsche Literatur seit Lessing gegen das Franzosenthum geführt, und der sich seit dem Buch der Frau v. Staël über Frankreich selbst ausgedehnt, so ist er doch keineswegs mit der Fortdauer dieses Einflusses aus Deutschland zufrieden. „Unter der Restauration studirte Frankreich mit tiefer Verehrung und ausdauernder Unterwerfung die deutsche Philosophie und Poesie. Es war die Scene des Studenten im Faust. Man ahmte nach, man übersetzte, man machte Auszüge, und wieder Nachahmung, wieder Uebersetzung, wieder Auszüge. Von Zeit zu Zeit wandte der Doctor seinen Kopf mit weiser Miene nach der armen Gallia, welche wie ein kleines Mädchen von neuem in die Schule ging. Selten zeigte er sich mit seiner Schülerin zufrieden. Hin und wieder deutete ein

beifälliges Kopfschütteln an, daß mit der Zeit, durch Ermahnungen und durch die Ruhe, er nicht verzweifelte, aus dem guten, unschuldigen Ding noch etwas zu machen; aber nach der Julirevolution wurde sie unerbittlich in das Spinnhaus geschickt, als bezüchtigt und rechtmäßig überführt des revolutionären Leichtsinnes, der Frivolität und der Unfähigkeit zu den philosophischen Studien. . . . Die Deutschen sind in der letzten Zeit zum Gegenstand eines Götzendienstes gemacht, der sie corrumpirt. Eine argwöhnische Empfindlichkeit stachelt fortwährend diese neuen Könige der öffentlichen Meinung. Wie alle Romanhelden, haben sie die Einbildung, gleichviel ob man sie lobt oder tadelt, nie von ihren Anbetern begriffen zu werden, und man kann nicht leugnen, daß sie ihrerseits alles dazu beitragen, um dies Ziel zu erreichen . . . Ist man einmal Gott gewesen, so hält man etwas auf seine Wolken . . . . Die beiden Völker verstehen einander nicht. Wir stellen uns Deutschland noch immer nach dem Bilde der Frau v. Staël vor: ein Land der Betrachtung und des Enthusiasmus, ein den Dichtern überlassenes Eden, die ganze Nation wie die entschlafene Schöne im verzauberten Walde. — Ebenso denken sich die Deutschen unter jedem Franzosen einen geschminkten Gecken, ungläubig, witzig und frivol, der beständig lacht, und auf Voltaire schwört. Wenn ihr nach Deutschland reist, so seid auf graciöse Weise ruchlos, spöttisch, leichtsinnig, das ist eure gegebene Rolle, das ist, was man von euch erwartet. Behauptet ihr aber, das Alter habe euch ernsthaft, tiefsinnig, gläubig gemacht, so wird man lächeln: „Ihr Spott kann mich nicht täuschen. Ihr angeblicher Ernst und Ihre angebliche Religion sind nur neue graciöse Formen, die Sie an die alten des vorigen Jahrhunderts anknüpfen. Sie spielen mit dem Unendlichen und der Philosophie, wie Ihr Großvater mit Ninon de l'Enclos."

Dieser Ausspruch ist so richtig, daß wir ihn nicht nur unterschreiben, daß wir ihn auf seinen eigenen Urheber anwenden. Trotz seiner angeblichen Religion, seines angeblichen Ernstes, trotz seiner wirklich sehr ausgebreiteten universellen Bildung, ist Quinet der französische Windbeutel des vorigen Jahrhunderts, der der Jungfrau Maria die Cour macht, weil er gerade in Beziehung auf die Grisetten blasirt ist; der gothische Kirchen schnitzt, weil sie als Rococo wieder Mode geworden sind.

In seiner Polemik gegen die deutsche Philosophie mischt sich die Floskel auf eine sonderbare Weise mit sehr treffenden Anschauungen. Seine Bildersprache verwischt oft ganz den Zusammenhang des Gedankens; die Nothwendigkeit eines pathetischen, von Glauben und Liebe überschwellenden Abgangs hebt in der Regel die Resultate seiner vorangehenden Deduction auf; und die französische Neigung zu Antithesen ersetzt die Gründlichkeit des Wissens. Von Letzterem ein Beispiel. Er stellt die Entwickelung der deutschen Philosophie mit der französischen Revolution in Parallele. Kant vergleicht er mit der Constituante, weil er die Grundlinien der neuen Sittlichkeit gezogen, Fichte mit der Bergpartei und dem Convent, wegen seines

moralischen Rigorismus, dem er das ganze Reich der Natur zum Opfer brachte, Hegel mit der Restauration, die unproductiv und müde der vielen Stürme, sich zur Legalisirung alles Bestehenden ohne Unterschied hergab. So weit geht alles gut, aber nun fehlt ein Mittelglied: zwischen Fichte und Hegel steht Schelling, zwischen dem Convent und der Restauration Napoleon. Wie setzt er diese in Verhältniß? — Schelling's Philosophie ist Pantheismus, Napoleon hat mit seinen Kriegszügen die ganze Welt durch einander gewirrt, von den Pyramiden bis zum Kreml. Die Pointe ist fertig. — Bei andern Gelegenheiten fühlt man allzugenau das Medium heraus, durch welches der Franzose seine Kenntniß vermittelt: die romantische Schule. So wird Voß in seinen philologischen Studien ein Bilderstürmer genannt, der die alte Poesie der Griechen und die poetische Empfänglichkeit der Deutschen seinen kalten Abstractionen zur Liebe untergraben habe, während Voß nichts war, als der Vorfechter der alten, legitimen Poesie der Griechen und der alten, natürlichen Anschauungsweise gegen die orientalischen Neuerungen und die allegorischen Abstractionen eines Kreuzer und seiner Gesellen. „Er sah nicht, daß er mit dem symbolischen Princip auch das ganze deutsche Leben zerstörte!!" — Abgesehen von dem Leichtsinn und dem Schematismus der französischen Kritik ist es noch die Reminiscenz an Hoffmann und Heine, die beliebtesten Repräsentanten des deutschen Wesens in Frankreich, die belletristische Vermischung heterogener Gebiete der Literatur, durch welche die bestimmtesten Fragen in einen problematischen Anstrich, die klarsten Verhältnisse in dämmernde Umrisse gezogen werden. Don Juan, Faust, Werther, Hamlet u. s. w., alle diese Nebelgestalten werden heraufbeschworen, um der nüchternen Aufeinanderfolge der Sätze einen romantischen Hintergrund zu geben.

Im Uebrigen ist in seinen Vorwürfen gegen die deutsche Literatur viel Gegründetes; nur ist Quinet nie klar genug, um fest zu bleiben. So wirft er ganz mit Recht der deutschen Poesie jenen gehaltlosen Individualismus vor, jene epikureische, für allgemeine stoffliche Interessen unempfängliche Gesinnung, die durch den systematischen Geist der Nation zu einer Art Methode und Regel für alle Poeten geworden; aber er führt den im Princip verurtheilten Individualismus im Einzelnen wieder ein. So eifert er gegen den Formalismus der deutschen Philosophie, der seine Gegenstände blos mit der Reflexion, nicht mit dem Herzen durchforscht, und dabei zu keinem Glauben kommt, weil er ohne Leidenschaft, ohne Liebe, ohne Begeisterung ist, aber er stellt ihm ein Gemisch aus Gefühl und Verstand entgegen, das noch viel tiefer steht, weil es noch unklarer und trüber aussieht, als selbst die aus Abstractionen, deren Ursprung man vergessen hat, in einander gewebte Schulsprache. So tadelt er an der deutschen Kritik — deren Koryphäen er ganz richtig in Wolff, Niebuhr und Strauß herausfindet, ohne über ihren Zusammenhang unter einander und mit der Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes überhaupt eine gründliche Untersuchung anzustellen — nicht blos das Resultat, die Zersetzung concreter, ge-

schichtlicher Individualitäten in den Fluß schattenhafter Begriffe, wie Sage, Tradition, Mythe u. s. w., sondern auch die Methode: die Ordnung des Materials nach einer bestimmten, vor Beendigung der Untersuchung fertigen Voraussetzung: aber zu diesem letztern Tadel nimmt er nur den Anlauf, und kehrt sofort zu seinen Gemüthskrämpfen zurück; er klagt über das Attentat gegen die Existenz des persönlichen Homer, des geschichtlichen Rom, des historischen Christus, und verfällt in den Fehler weicher Seelen, was ihnen nicht gefällt, durch die bloße Aeußerung ihres Mißvergnügens widerlegen zu wollen.

Die moderne Religiosität der Franzosen hat einen eigenen Beischmack von ungewolltem Humor. „Selig! rief es in mir, als ich Rom verließ, selig, die da glauben! — Kann denn Rom untergehen? Ist es vorbei mit dem Glauben unserer Väter? Habe ich hier nur ein Phantom gesehen, eine Ruine auf einer Ruine, oder ist es mein Herz, welches gestorben ist? . . . Ein Pilger des Zweifels, habe ich gethan wie die Pilger des Glaubens, ich habe Gräber besucht, ich habe in den Katakomben die Gebeine der Märtyrer berührt. Die Vorübergehenden hätten mich für einen treuen Sohn der Kirche nehmen können. Aber während sie andächtig waren, lauschte ich, während sie anbeteten, suchte ich anzubeten, und als ich mich gleich ihnen niederwarf, hielt mein rebellischer Geist sich aufrecht, mitten in der Kirche, im Angesicht der Hostie. Ich hätte, gleich vielen andern, das Wohlgefallen meiner Phantasie, die Bewegungen meiner Einbildung, für Zeichen des Glaubens nehmen können. Aber diese Selbsttäuschung ist viel unheiliger als die Blasphemie. Zwischen dem Pocken, welcher träumt, und dem Gläubigen, welcher anbetet, ist eine unermeßliche Kluft. Lieber will ich nichts glauben, nichts lieben, als halb glauben, halb lieben. — Ich glaube nicht an Dich, Königin alles Glaubens; aber ich bete Dich an, Mutter aller Schönheit. Du bist für mich die ewige Madonna, die auf den Ruinen sitzt und am Fuße des Kreuzes weint. Deiner beraubt, ist mein Herz leerer als die Maremme, meine Wüste größer als Deine Wüste von den Appenninen bis ans Ufer des Meeres."

Aus diesem Gefühl der Unfähigkeit, auf eignen Füßen zu stehen, ist bei den neuern Franzosen auch der unglaubliche Haß gegen ihre Lehrer, die ihnen den Glauben genommen haben, zu erklären. Bei einem der leidenschaftlichsten unter ihnen, Alfred de Musset, kommen wir noch einmal darauf zurück. — Als Quinet über „das Leben Jesu" die Hände ringt, bricht er in folgenden Dithyrambus aus: „O großer, mächtiger, burlesker Proteus, höllischer Voltaire; was denkst Du über diesen Sündenfall in das Grab eines Pantheons? Nach so viel Anstrengungen ist auch das poetische, das religiöse Deutschland in Deine Hände gefallen, und Satans schwarze Krallen fesseln die Schwingen des Engels Abbadonna! Bist Du es nicht, der in dieser neuen Form aus dem Grabe wieder aufsteht, und um besser die Welt zu betrügen, sich in die blonde Jungfräulichkeit der deutschen Wissenschaft versteckt? Wohin fliehen? wo sich verbergen? wo sich retten? Es

war eine deutsche Nachtigall, die ihre süßesten Laute in dem Hercynischen Walde anschlug. Die Völker lauschten ihrer Zauberstimme; sie fühlten in ihr den verlornen Glauben, die Poesie der alten Tage wiederkehren. Da kommt eine Schlange u. s. w.

„Seit der Mensch sich an Gottes Stelle gesetzt, ist er finster geworden und sich selber zur Last. Die Regierung der Welt macht ihm Sorge und Unruhe, er war dazu nicht geboren. Auf seinem stolzen Thron verwirren sich seine Gedanken, seine Laune wird bitter. Keine Verse, keine Gesänge mehr; er lästert sich selber. Von den Göttern hat er nur den umwölkten Blick, den schweren Amboß und den Dreizack genommen; die Ambrosia und den sorglosen Schlaf hat er ihnen gelassen. Ich rathe diesem hochfahrenden Parvenü, sein angemaßtes Reich zu lassen, und in seine frühere Lage zurückzukehren. — Nach den großen Entdeckungen unserer Zeit spielt die Menschheit mit den schrecklichen Kräften, die sie gefunden hat; sie fühlt sich durch Gewalten, die sie nicht mißt, nicht leitet, nicht begreift, einer unbekannten Zukunft entgegengeführt. Ueberwältigt durch ihre eigenen Erfindungen, wirft sie sich vor ihnen in den Staub, und noch einmal betet Pygmalion das Werk seiner Hände an. — Aber dieser Sieg der Materie ist nur scheinbar. Ihr könnt durch eure Industrie kein neues Resultat gewinnen, ohne durch dasselbe eine neue Idee hervorzurufen. Das Jahrhundert mag die Erde durchwühlen, den Dampf beflügeln, diese Beschäftigungen werden es nie vollständig beherrschen. Der Mensch auf der Erde ist wie Robinson auf seiner Insel: seiner Hände Arbeit dient ihm nur dazu, den Nachen zu zimmern, auf welchem er ihr entflieht."

Diese Wiederkehr des Idealismus wird auch zu der Form führen, die ihm allein angemessen ist, zu einer neuen Religion. Der Gang der Religionen ist nicht blos eine sittliche Entwickelung, sondern auch eine kosmische. Sie geht vom Orient aus, immer weiter nach Westen. Die neue Religion ist für Amerika bestimmt. „Denn die Idee Gottes, so wie die Erde sie hervorbringen kann, wird erst dann vollendet sein, wenn alle menschlichen Traditionen sich einander ergänzt haben, so daß dieses Pantheon den Typus für jeden Punkt des Universums enthält, wenn jede Insel, jedes Klima, jeder Berg, durch das Organ eines Volkes wird sagen können: die Erde hat den Ewigen begriffen. Wenn die Frucht reif ist, möge sie in die Scheuern."

Diese zweite Auflage der Tendenzen von 1799 läßt sich erst dann vollständig übersehen, wenn wir sie in ihrer Verbindung mit den socialen Propheten verfolgen. Bei Lamennais werden wir sie näher in's Auge fassen. Gleich ihrem alten Meister Robespierre fühlen die modernen Demokraten bei ihren überspannten unklaren Forderungen das Bedürfniß, durch eine jenseitige Gerechtigkeit die Mängel ihrer eignen zu verstecken, die sie fühlen, ohne sie zuzugeben. Hier nur soviel.

Die Sehnsucht nach einer überirdischen Welt, das moderne Christenthum bei den Franzosen athmet ebenso den Geist des Katholicismus, als ihre Polemik

gegen das Christenthum im vorigen Jahrhundert. Durch einen gewaltsamen Sprung riß sich damals die Aristokratie von dem Glauben des Volkes los, und setzte seinem reichen Inhalt die leere Negation des Spottes entgegen. Zwischen der Aufklärung und der Religion ist hier eine Kluft, über die keine Brücke führt, und man blickt in dem unbehaglichen Gefühl der Leere sehnsüchtig nach der Warte des Glaubens herüber, die eben ihrer Ferne wegen noch viel träumerischer, romantischer und bunter aussieht, als sie es ist, wenn man sie in den natürlichen Verhältnissen betrachtet. Man schwärmt für den Glauben und findet doch keinen Weg zurück. — Das sind die aristokratischen Sympathien für die religiöse Bewegung, die ihrem eigentlichen Inhalt nach demokratisch ist, weil das Volk an der Aufklärung keinen Antheil hatte.

Bei uns Protestanten ist es anders. Wir haben die Vermittelung mit unserer geschichtlichen Entwickelung nie aufgegeben. Unsere Neuerungen waren Reformen, keine Revolutionen. Freilich hat erst die Theologie und dann die Speculation so lange an dem Gothischen Dom des Christenthums gezimmert, bis zuletzt etwas ganz anderes daraus geworden ist. Wir haben unsere irdischen Angelegenheiten in die Kirche verlegt, die früher nur dem Himmel geweiht war, aber sie ist uns eben darum eine Heimath geblieben. Christus ist lebendig unter uns, wenn auch geschult durch die Zeiten, in einer Metamorphose, daß ihn seine alten Jünger nicht mehr erkennen würden; wir haben ihn nicht einbalsamirt, in einem goldenen Sarge aufbewahrt, bei den Todten, wie es die Römische Kirche gethan hat. Wir können nicht schwärmen für die alte oder eine neue Religion, denn wir haben keinen Augenblick aufgehört, religiös zu sein. Für uns ist eine Kritik, wie die von Strauß, nicht ihrer verneinenden Richtung nach, sondern wegen ihres conservativen Geistes merkwürdig. Wir halten unsere ganze Geschichte fest, indem wir ihre angeblichen Voraussetzungen aufheben; wir lassen die Gewölbe, auf denen das gewaltige Gebäude von Jahrtausenden ruht, in ihren großen Verhältnissen freier hervortreten, indem wir die angeblichen Stützen desselben, die aus Rohr gemacht sind, wegschaffen. Wir haben von der Unendlichkeit nichts verloren, indem wir sie in die Endlichkeit, von dem Geiste nichts, indem wir ihn in die Natur auflösen; wir können sagen, so seltsam es klingt, daß wir an Gott glauben, auch indem wir seine (außerweltliche und außermenschliche) Existenz leugnen.

Aus Wien.

Sie halten einen kleindeutschen Wiener vermuthlich für einen weißen Sperling, und wenn ich Ihnen die feste Versicherung gebe, daß es in den gebildetern Kreisen Wiens von Kleindeutschen wimmelt, so geräth das Publikum der Grenzboten gewiß in ungläubiges Erstaunen, denn man begeht im Norden das große Unrecht, uns noch immer nach unsern Zeitungen zu beurtheilen, während man wissen sollte, daß die Wiener Presse unter der Censur des Kriegsrechts steht. Es gibt hier ein halb Dutzend öffentliche Meinungen, keine einzige davon spiegelt sich in den Tageblättern aufrichtig ab. Lassen Sie mich kurze Musterung halten über unsere großdeutsche Streitmacht in der Journalistik. Die Radikalen, welche täglich radikaler werden, sind großdeutsch, weil sie dadurch zur Revolution zu gelangen träumen; in der Presse sind sie natürlich verstummt. Ein paar ehrliche Schwärmer für Mitteleuropa, wie Kuranda und Schuselka, gibt es wohl, allein Kuranda's Ostdeutsche Post und selbst der großdeutsche Lloyd sind über den unglücklichen Münchener Entwurf theils in Verlegenheit, theils in Verzweiflung gerathen; sie zwingen sich, über Erfurt zu lächeln und zu lachen, die Propaganda für das Siebzigmillionenreich kommt ihnen nicht mehr vom Herzen und kaum aus der Feder. Sind etwa Tworа (Oestreichische Correspondenz) oder Landsteiner (Oestreichische Reichszeitung) oder Höfken (Austria) Vertreter der öffentlichen Meinung? Es sind Organe, die sich das Ministerium gegeben hat, um seine Gedanken zu verbergen. Diese Herren dienen nicht dem System, sondern den Personen des Ministeriums Schwarzenberg und sind bereit, jedem Ministerium zu dienen. Herr Tworа hat Beweise geliefert, daß er im Stande wäre, denselben Kiel, der heute für Großdeutschland correspondirt, morgen für Großrußland in Bewegung zu setzen. Ich bin mit den Großdeutschen fertig. Der „Wanderer", bei Weitem die gelesenste, und die exilirte „Presse", bei Weitem die beliebteste Zeitung in Oestreich, zeigen, daß die ehrlichen und intelligenten Anhänger unserer Märzverfassung den Bundesstaat nicht als einen Feind Oestreichs, sondern als eine hoffnungsvolle Stütze des östreichischen Fortschritts ansehen. Die Gesinnung dieser beiden Blätter theilt im Durchschnitt Alles, was zwischen dem Wirbel des Radikalismus und dem Strudel der Reaction hindurchsteuern möchte; und diese Schichte der Gesellschaft ist zahlreicher als man wähnt, allein seit bald einem Jahre haben viele strebsame und freimüthige Publizisten, aus Ekel über die Wiener Gegenwart die Journalistik an den Nagel gehenkt, oder wie in der vormärzlichen Zeit sich gewöhnt, ihre Herzensergießungen über die Grenze zu schmuggeln. Die Regierung hebe nur den Belagerungszustand auf, und die Folge wird bald lehren, ob meine im Anfang dieser Zeilen gegebene Versicherung übertrieben ist.

Sie müssen jedoch unter unsern Kleindeutschen keine lebhaften Sympathien für die preußische Regierung suchen. In Mai 1849, da blickten wir allerdings begeistert nach Berlin. Seitdem ist der Glaube an den Unternehmungsgeist des preußischen Cabinets vielfach erschüttert worden. Die Idee des Bundesstaats hält man noch jetzt für groß und zukunftreich, allein an den Männern, die gelobt haben, sie zu verwirklichen, vermißt man Energie und Consequenz. So hat eine Stelle in der Erfurter Rede des Herrn von Radowitz hier bittern Tadel gefunden; Preußen, sagte er, wollte im Sommer 49 die Verlegenheiten Oestreichs zum raschern Aufbau des Bundesstaats nicht benutzen, weil eine solche Politik „unmoralisch" gewesen wäre. — Das ist wahrlich ein Zartgefühl am unrechten Ort. Zum ersten Mal hören wir aus Diplomatenmund, daß in der auswärtigen Politik die Moral des Privatlebens gilt. Es ist wohl nur Moral unter Brüdern, im Verhältniß von Fürst zu Fürst, nicht in dem von Fürsten zu Völkern gemeint. Wir leugnen aber, daß jenes angeblich unmoralische Verfahren die Lage Oestreichs zu erschweren geeignet war. Hätte doch Preußen damals das glühende Eisen geschmiedet, es stände jetzt auch mit uns besser. Ein geeinigtes Deutschland im Rücken, könnten wir Deutschöstreicher das Ministerium anhalten, ein bischen aufrichtiger und eifriger zu reformiren, und jede Reform ist an sich ein Schritt auf dem Wege der Germanisirung. Eine Allianz mit einem geeinigten Deutschland würde den Slaven mehr imponiren, als der zweideutige und unfruchtbare Ruhm, die Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands zu verewigen. Ein Bündniß mit einem erstarkenden Deutschland würde uns von der überzärtlichen Umarmung unseres Gönners in St. Petersburg erlösen! —

Welche Frucht hat uns bis jetzt die rücksichtsvolle Zauderpolitik Preußens getragen? Hat der provisorische Zustand Deutschlands unsere Zustände minder provisorisch gemacht? Wohin wir in Oestreich blicken, ist Alles bange Ungewißheit und dunkles Chaos. Was die Revolution zertrümmert hat, ist, mit Ausnahme von Kasernen und Gefängnissen, noch nicht im Wiederaufbau begriffen; zwischen den Trümmern aber schießt giftiges Unkraut empor. In Ungarn und Italien grassirt die wildeste Räuberromantik unter der Nase des über- und allmächtigen Militärs; die Rechtsunsicherheit kann nach dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland nicht furchtbarer gewesen sein; so verstehn die Generäle zu verwalten und zu regieren. So glücklich organisirt es sich unter dem Schirm des Belagerungszustands. In Böhmen verschiebt man die Einrichtung der neuen Criminalbehörden wieder zum Juni; so in allen Stücken Aufschub von einer Frist zur andern, bis das Volk Glauben und Vertrauen gründlich verloren hat. Dafür erwacht phantastischer Aberglaube in den Gemüthern, und die Gespensterseher, die Schreckensspropheten, die adamitischen und swedenborgianischen Sektenstifter finden gierige Ohren für ihre Offenbarungen; denn das Volksgemüth ist krank, gefährlich krank. Der Zwang, der die Lippen schließt, der eine volle Erleichterung des

Herzens durch Schrift und Rede unmöglich macht, steigert und verdichtet im Stillen die Fiebergluth der allgemeinen Stimmung. Ein böses Symptom sind in Wien die häufigen Wahnsinnsfälle. Keine Woche vergeht, in der nicht vier bis fünf Personen, theils aus dem Volk, theils aus den gebildeten Ständen in Folge politischer Aufregung tobsüchtig oder blödsinnig werden. So sieht es aus im lebenslustigen Wien.

Ueber die auswärtige Politik unserer Regierung herrscht noch größere Ungewißheit wie über die innere; beide hängen zusammen. Wenn sich die bizarrsten Gerüchte von bevorstehenden Staatsstreichen, von der Abdankung des Kaisers, von der Ernennung eines absolutistischen Ministeriums zehnmal in einem Tage wiederholen können, so ist es noch weniger zu verwundern, daß die Phantasie des Publikums nach Außen hin selbst das Unmögliche für wahrscheinlich hält. Bald erklärt das Ministerium England den Krieg, und gründet eine östreichisch-ostindische Compagnie, bald erobern wir die türkische Provinz Herzegovina sammt Bosnien und theilen uns mit Rußland in die türkische Erbschaft, endlich leihen wir, ohne vorher in der Türkei entschädigt zu sein, die Bucht von Cattaro dem Kaiser von Rußland als Station für seine Flotte. Letztere Mähr brachte zuerst die Laibacher Zeitung, darauf der hiesige Neuigkeitsbote, und keine Berichtigung erfolgte bis jetzt von Seiten der Oestreichischen Correspondenz und der andern offiziellen Organe. Vielleicht scheint der Regierung das monströse Gerücht keiner Widerlegung werth. Sind aber nicht schon ungeheuerlichere Dinge in Erfüllung gegangen? —

Leider ist bei der allgemeinen Ungewißheit Eins gewiß: Das Heer wird vergrößert, und das Silberagio steht auf 19!

Das provisorische Oestreich.

Von Franz Schuselka.

(Leipzig, Grunow u. Comp.)

Eine Schrift gegen das Ministerium und die Ordonnanzregierung, in welcher der Verfasser die Unhaltbarkeit der jetzigen Regierung nachzuweisen sucht. Die Thätigkeit und die Persönlichkeiten der einzelnen Minister werden kritisirt und die Schlußfolgerung ist, daß der nächste Reichstag dem Ministerium und der ganzen jetzigen Politik ein schnelles und ruhmloses Ende machen müsse. Das Buch ist mit der biedern Herzlichkeit und warmen Ueberzeugung geschrieben, welche die Schriften Schuselka's charakterisirt; der Eindruck, welchen es macht, ist günstiger, als der einiger seiner früheren politischen Broschuren; das Ministerium ist sehr heftig angegriffen, aber der Angreifende zeigt Haltung, Maß, die feste ehrenhafte Redlichkeit, welche einer solchen polemischen Schrift bei Freund und Gegner die beste Empfehlung ist. Schuselka entwickelt jetzt eine energische Thätigkeit als Schriftsteller, seit seinen „Fahrten," „Deutsch oder Russisch" und dem „Interim" erschien noch: Beleuchtung der Aufklärungen des Grafen Fiquelmont; vom zweiten Band der Fahrten wird jetzt die zweite Auflage herauskommen. Auch diese letzte Schrift mußte wieder im Ausland gedruckt und verlegt werden, es ist schon dieser Umstand eine herbe Anklage gegen das Ministerium, daß die Arbeiten eines so ehrenwerthen und nicht unmäßigen Mannes eine Geburtsstätte außerhalb dem Revier des kaiserlichen Aars suchen müssen.

Wir theilen unsern Lesern eine charakteristische Stelle der Abhandlung mit: „Wer ein geniales Werk schaffen soll, der muß vor allem andern eben Genie besitzen. — Da alle Welt überzeugt ist, daß zur Organisirung Oestreichs der höchste Grad genialer Originalität nothwendig sei, und da das Ministerium Schwarzenberg nicht den allergeringsten Grad dieser Begabung beweist, so ist die natürliche Folge davon, daß niemand diesem Ministerium die Vollbringung des großen Werkes zutraut, daß also der gesammte Bestand Oestreichs jedem Denker als ein provisorischer erscheint.

„Dies ist in so hohem Grade eine Wahrheit, daß das Ministerium selber es anerkennt. Die Macht der Wahrheit zwingt es, jedem seiner Gesetze und Verfügungen eigenhändig das Kennzeichen des Provisoriums an die Stirne zu schreiben. Alles ist provisorisch im neuen Oestreich bis auf die Fiakertaxe hinab, und in der Art und Weise, wie dieses Gesetz verhöhnt wird, liegt ein tragikomisches Omen für alle andern, liegt der populäre Beweis, wie wenig Respekt man vor der ganzen provisorischen Gesetzgebung überhaupt hat.

„Sie wird von Tag zu Tag mehr ein Gegenstand des Witzes und Spottes. Wo wird denn das neue Oestreich gemacht? frägt man; und die Antwort lautet: In der k. k. Hof- und Staatsdruckerei wird es gedruckt! Und in der That ist

die Thätigkeit unseres Ministeriums eine vorwaltend literarische. Es scheint, daß man die freie Presse auch deshalb so sehr unterdrückt, damit das Ministerium in seinen schriftstellerischen Versuchen keine Concurrenz zu fürchten habe. Es hat, seit es am Ruder ist, wahrhaftig eine ganze Bibliothek von entworfenen, verworfenen und neuerdings entworfenen Entwürfen herausgegeben. Aus seinen didaktischen Vorträgen könnte man ein ganzes Lehrbuch der spezifisch östreichischen Politik zusammenstellen, mit dem Motto: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie!" Dabei verfällt das Ministerium in die gewöhnliche Schriftsteller-Eitelkeit, es ist in jede seiner Arbeiten verliebt, hält sich für infallibel, kann keinen Tadel vertragen, und lobt sich bei jeder Gelegenheit selbst. Ein Ministerium, welches zur Lösung des schwierigsten Problems der praktischen Politik berufen ist, verfällt ganz und gar in den Fehler der theoretisirenden Stubenpolitiker, in einen Fehler, welchen sonst die Praktiker vom hohen Ministerstuhl herab gar vornehm zu verspotten pflegen. Statt mitten im freien Leben frei zu schaffen, schließt sich das Ministerium vom Leben ab, verschließt die Augen vor den Erscheinungen und Bedürfnissen des Lebens, will keine andere Stimme vernehmen als die eigene und das servile Echo derselben, schreibt und schreibt bei Tag und bei Nacht und glaubt mit jedem Druckbogen ein Stück Weltgeschichte gemacht zu haben.

„Dies führt uns zur Betrachtung der äußern Politik unsers provisorischen Ministeriums.

„Der engherzig kleinliche, träg nachhinkende, mißgünstig verneinende Charakter der äußern Politik Oestreichs ist von jeher der Gegenstand der Verachtung, des Spottes und Hasses aller Völker gewesen. Diese kopf- und herzlose Politik ist zunächst und besonders Schuld daran, daß sich kein östreichisches Nationalbewußtsein in dem politischen Sinne entwickelte, wie es in Frankreich und England ungeachtet der auch dort vorhandenen provinziellen und ethnographischen Verschiedenheiten geschehen ist. Das Auftreten Oestreichs in der Weltpolitik war von jeher ein solches, daß man sich geradezu schämen mußte, ein Oestreicher zu sein. Mit dem Sturze Metternichs schien diese unselige Politik endlich gestürzt, allein sie lebte unter dem Ministerium Schwarzenberg noch unseliger wieder auf. Wie konnte es aber anders kommen, wenn ein Diplomat, den selbst Metternich nur an untergeordnete Posten stellte, und der selbst da immer und überall Fiasko machte, nun an der Spitze der äußern Angelegenheiten des Reiches steht! Die schreiendsten Thatsachen sprechen lauter gegen diesen Minister, als ich es vermöchte, und wenn mir auch die Posaunentöne des Weltgerichts zu Gebote stünden.

„Es gibt nur ein Mittel, der absolutistischen Centralisation des Ministeriums siegreich entgegenzuwirken, es ist die volksrechtliche Centralisation durch die gemeinsame Volksvertretung. Der allgemeine Reichs-, der östreichische Völkertag ist das einzige Heil für alle insgesammt und für jeden einzelnen. Diesen Reichstag so rasch und so volkskräftig als möglich zu erhalten und seine

freie Wirksamkeit dauernd zu sichern, muß das Ziel der gemeinsamen Völkeroppo-sition sein.

„Völker Oestreichs! Verlangt einstimmig den Reichstag, und er wird euch wer-den. Entzweiet euch nicht um der Sprache willen, damit Oestreichs Neubau nicht ein Thurmbau Babel werde. Die Sprache der Freiheit und Humanität verstehen alle Völker, und wer von dem echten Gottesgeiste der Freiheit beseelt ist, vermag auch ohne Wunder in allen Zungen zu reden. Aengstiget euch bei den Wahlen für den Reichstag nicht durch die Sorge, ob diese oder jene Nationalität die Mehr-heit bilden würde. Wählet nur so, daß die Partei der Freiheit die Majorität habe, dann wird mit der allgemeinen auch die Freiheit jeder Nationalität gesichert sein!"

Bilder und Scenen aus dem Slovakenland.

1. Einleitung.

Es war im Sommer 1848. Dem Rausch der Märztage war in Pesth die nüchterne Regelmäßigkeit des Geschäftslebens gefolgt; das erste „unabhängige" Ministerium Ungarns hielt bereits seit einigen Monaten die Zügel in der Hand, wiegte sich noch auf dem elastischen Kissen der Loyalität und arbeitete an der fried-lichen Neugestaltung des Ungarlandes. Der Reichstag beschäftigte sich mit schönen Organisationsplänen; und Pesth selbst hatte das Aussehen einer wohlbeleibten, ziemlich friedlichen Königsstadt: nur ein Element tobte noch in dem großen still-stehenden See, die studirende Jugend. — Das Beispiel der Wiener Aula, und das Bewußtsein, am 15. März wirklich keine Revolution gemacht zu haben, trieb den jugendlichen Uebermuth zu Thaten um jeden Preis, vorläufig zu haarsträuben-den Katzenmusiken unter dem Fenster eines alten Censors oder eines verhaßten Professors. — Dieser Spektakel wurde natürlich den friedliebenden Bürgern der Hauptstadt, die sich nach aufregender Freiheitsschwärmerei ziemlich erschöpft fühlten, sehr lästig, wenn sie Abends von einem Vertrauensvotum in ihre stille Behausung zurückkehrten, das sie dem Ministerium Batthyani im Trotz gegen die parlamen-tarische Opposition dargebracht hatten; und man faßte den Plan, die begeisterten Studenten so bald als möglich aus der Hauptstadt zu entfernen. Das Ministerium Batthyáni, friedlich wie die Bürgerschaft, ging darauf ein, und Ende Mai befahl eine Ministerialverordnung allen Professoren, ihre Vorlesungen zweckmäßig so ein-zurichten, daß die Universität bis Ende Juni geschlossen werden könne. — Das geschah. Die im März gebildete akademische Legion wurde aufgelöst, ihre Waffen von den Hauptleuten, meist Professoren, eingesammelt, und die Jugend — durch einen schmeichelhaften halboffiziellen Artikel im „Kossuth Hirlapja" ermahnt, in ihrer Heimath die Mißverständnisse im Volke durch Belehrung zu beseitigen, die

Gemüther wegen der Gefahren, die dem Vaterlande drohten, zu beruhigen, und im Falle das Vaterland wirklich in Gefahr geriethe, durch eigenes Beispiel, und den Einfluß, den die Intelligenz stets auf die Massen übt, das Volk zu patriotischen Opfern anzueifern. —

Das Schicksal läßt sich nicht aufhalten, Steine, die man seinen Schritten in den Weg gelegt, werden von ihm aufgehoben und den Dienstbeflissenen an die Köpfe geworfen. Die Bürgerschaft von Pesth glaubte durch die Entfernung der Studenten aus der Hauptstadt die Revolution, wie die Phrase lautet, zu schließen; aber die Revolution gewann dadurch tausend Zungen, die ihren Geist in allen Provinzen predigten, und tausend Arme, die tausend Fahnen für sie in den Kampf trugen.

Es entspricht dem Zweck dieser Skizzen, Ihren Lesern die Ansicht beizubringen, daß auch ich damals zu der aufgelösten akademischen Zunft gehörte, ein eifriger Ungar war und die Dinge so rosig und vielversprechend ansah, als sich für eine 25jährige Seele geziemte, welche sich an Kossuth's Reden und ungarischem Wein berauscht, und im Waffensaal und in den bergigen Jagdrevieren der Heimath ein angenehmes Selbstgefühl erworben hatte. Was die letzten Jahre aus mir gemacht haben, einen Soldat und einen Verbannten, das soll diese kleinen Bilder nicht dunkel färben. Sie nehmen kein anderes Verdienst in Anspruch, als das eine, buchstäbliche und genaue Wahrheit zu enthalten.

Es ist unnöthig zu bemerken, daß wir die Hauptstadt sehr unwillig verließen. Das rege Leben in Pesth, die Anwesenheit der Regierung und die neue noch so wenig genossene Lernfreiheit, dazu der Enthusiasmus für die Opposition, welche bereits in dieser Zeit im Parlamente mit Vortheil gegen die Mäßigung Batthyáni's ankämpfte, und die Spalten des neu entstandenen Tageblatts „Der 15. März", welches Albert Pálfi herausgab, und in dem wir unsere jugendlichen Kräfte übten, das Alles sollten wir verlassen, und wegen einer ruheliebenden Bürgerschaft, die sich am 15. März versteckt hielt und jetzt den Herrn spielen wollte u. s. w.; — allein die Väter, Oheime und Vormünder sind in Ungarn, wie überall, durchaus ministeriell, und deshalb knirschte die hoffnungsvolle Jugend mit den Zähnen, folgte der Nothwendigkeit und zerstreute sich über das Land.

Die Meisten nahmen sich trotzig vor, bei der Mauthschranke der Hauptstadt der Politik für immer Lebewohl zu sagen, um, wie man sich ausdrückte, zu sehen, wie diese Táblabirók*) ohne uns fertig werden wollten. Doch im Buche des Schicksals

*) Táblabiró ist ursprünglich Gerichtstafelbeisitzer. Diese wurden nach der alten Comitatsverfassung aus dem besitzenden, studirten Adel gewählt, und bildeten unter dem Vorsitz des Vicegespanns und der Comitatsfiskalen den obersten Gerichtshof des Comitats. Und da zu diesem Amte gewöhnlich alte, durch Besitz, vieljährige politische Thätigkeit im Sinne der Majorität und moralischen Lebenswandel empfohlene Individuen ernannt wurden, und sich in diesen alle Schroffheiten und nationalen Eigenthümlichkeiten eines ungarischen

war es anders geschrieben. Kaum hatten wir Pesth verlassen, und das Unwetter zog sich von allen Enden über Ungarn zusammen; im Süden nahm der Raitzenkrieg einen grauenhaften Charakter an; Jellachich ging über die Donau; in Siebenbürgen wütheten die Walachen und Hurban hauste in dem nordwestlichen Theile des Neutraer Comitats; durch ganz Ungarn ertönte der Weherus Kossuth's: „Das Vaterland ist in Gefahr!" — Unter diesen Auspicien kam ich in der Slovakei, meiner Heimath, an.

2. Die Slovaken.

In dem ganzen völkerreichen Ungarn ist kaum eine Gegend, wo die verschiedensten Stämme, Sprachen, Religionen, Sitten und Trachten auf kleinem Raume so zusammengedrängt sind, als in der Neutraer und Preßburger Gespannschaft. Der slavische Stamm der Slovaken ist der zahlreichste, aber es finden sich auch Deutsche, zunächst in den Städten, und in dem nordöstlichen Theile der Neutra und in dem südwestlichen Theile der Preßburger Gespannschaft zahlreiche rein deutsche Ortschaften. Die südlichen Theile beider Gespannschaften haben rein magyarische Bevölkerung. Die Juden wohnen hier in zahlreichen, großen Gemeinden wie Preßburg, Neutra, Wagnenstädtl, Verbó u. a. m. und zerstreut in fast allen Dörfern; in den Städten sitzen auch viele raitzische Kaufleute, und die gebräunten Söhne des Ostens, die Zigeuner, haben den meisten Ortschaften ihre Hütten angebaut. Die katholische und die lutherisch-protestantische Confession halten einander ziemlich die Wage. Zur erstern bekennen sich in diesen Comitaten fast alle Magyaren und die eine Hälfte der Slovaken, zur letztern die Mehrheit der Deutschen und die andere Hälfte der Slaven. Die Raitzen, griechische Katholiken, haben nur eine Kirche in Tyrnau, die Juden beten in ihren 100 Synagogen meist nach dem alten Ritus, und auch die Schüler Calvin's findet man in einigen magyarischen Gemeinden in der südlichen Spitze der Schütt. — Noch größer ist hier die Verschiedenheit der Trachten. Die Slovakei ist wie ein Maskensaal, in welchen alle Schneider Europas ihre Erfindungen geschickt haben. Der Magyar kleidet sich hier, wie im ganzen Ungarn durchaus gleich; wenigstens sind die Abweichungen nur gering. Der niedrige Kugelhut mit dem breiten Rande schützt ihn gegen die Strahlen der südlichen Sonne, wie gegen Schnee und Regen des Winters. Der Lammpelz, sein bárány bunda, begleitet ihn auf seinen kleinen Reisen; der bournusartige mit buntgestickten Blumen verzierte Ueberwurf aus weißem Tuche, szür, bildet seinen Haus- und Galarock; um seinen Nacken schlingt sich eine schmale, schwarz seidene Binde, deren Schleifen in Gold- oder Seidenfransen endigen und bis zur Herzgrube herabhängen; die Brust ist in eine geschnürte, mit silbernen oder zinnernen Knöpfen geschlossene Weste gesperrt,

nemes ember, Edelmann, vollkommen abspiegelten, so wurden sie in allen Volksstücken, humoristischen Gedichten und Novellen als national-komische Figuren aufgeführt. In der letztern Zeit verstand die schnellfüßige Jugend unter Táblabiró einen politischen Pedanten.

und die weiten falteureichen, unten gefransten leinenen Plunderhosen, die gatya, decken seine Beine an Werktagen, oder an Feiertagen die blaue gleichfarbig geschnürte nadrág, fest anliegende und in der Hüfte mit einem Riemen befestigte Hosen, decken den untern Theil seines Körpers. Unten trägt er die csizmak, Glanzstiefeln, welche vorn spitz auslaufen und gegen das Knie mit Schnüren und einer Quaste verziert sind; so schreitet er triumphirend einher, den Schnurrbart kräuselnd, mit seinen treuen Gefährten: der kleinen Thonpfeife mit spitzem Deckel und halblangem dünnem Rohr, dem Kostök, Widderbeutel, der oft mit wirklich kunstreicher und kostbarer Stickerei geziert ist, und der sorgfältig geglätteten und über Alles werthen bicska, seinem Taschenmesser. Nicht so gleichförmig, wie die ungarischen Männer, tragen sich die Mädchen und Frauen der Kinder Arpads. Oft sehr geschmackvoll, zuweilen geziert und meist zu luxuriös ist die Tracht fast in jedem Dorf eine andere. Der Deutsche hat, mit Ausnahme der Städte, wo die Pariser Mode immuschränkt herrscht, fast durchweg die ungarische Tracht angenommen, mit Ausnahme der befranzten Halsbinde, des gestickten Ueberwurfs und der Rauchutensilien; der Jude kleidet sich wieder durchaus „deutsch"; der Slovake aber präsentirt, trotzdem daß sein Stamm eine compacte Masse bildet, eine wundervolle Mannigfaltigkeit in Tracht und Gebahren. Bei ihnen sind die Frauen in der Tracht viel gleichförmiger und nationaler als ihre Männer. Die Slavin aus der Gegend um Tyrnau trägt ihr weißes Kopftuch nach Art der Italienerinnen in ein Viereck gelegt, das Kopf und Gesicht wie ein Rahmen einfaßt; überrascht man eine solche Dame im Negligé, so sieht man an der Haut der Stirne, an den Seiten der Wangen bis zum Kinn herab eine abgegrenzte weiße Einfassung, die sich auf den durch die Kopfbedeckung geschützten Stellen um das sonnengebräunte Gesicht hinzieht. Ihre Arme trägt die junge Slavin gewöhnlich frei; nur der oberste Theil ist von kurzen, falteureichen Aermeln mit sehr breiten steifen Krausen bedeckt; ihr Busen ist in ein eben so kurzes als enges, jede Entwickelung hemmendes, mit sogenannten goldenen oder silbernen Spitzen verziertes Mieder gezwängt, aus welchem oben eine steife Spitzenkrause hervorragt, und an das sich unten der roth oder blauwollene kurze Kittel mit gelber Einfassung anschließt, der höchst unanständig über dem Leib aufgeschürzt wird, und an den Seiten zwei schiefe Schöße bildend, gerade vorn eine gräuliche Lücke zeigt, welche durch eine blaue gestickte Schürze ausgefüllt wird, unter der man das Hemde nicht blos ahnt. Die Fußbekleidung bilden gelbe, schwarze, auch rothe Stiefel von Kordnan. Dieses bunte Gemisch von Farben und Stoffen, von fast frivoler Nacktheit und lächerlicher Mummerei gibt zwar kein glänzendes Bild vom Anständigkeitsgefühl und Geschmack der Tyrnauer Slavin, aber sie ist dennoch nichts weniger als eine abschreckende Erscheinung, denn sie ist schön und genießt diesen Ruf so sehr, daß man ihr nur etwas Artiges zu sagen braucht und mit Sicherheit auf die stolzbewußte Antwort rechnen kann: „Ich bin ja aus der Tyrnauer Gegend." Sie ist freilich auch das Modebild für

alle Slavinnen Oberungarns. Wilder schreitet der slovakische Mann daher, er trägt in der Gegend von Tyrnau bis Preßburg einen Hut, der sich von dem tyroler nur durch sehr schmale Krämpe unterscheidet; selbst die Verzierungen von Chenillen und bunten Bändern um den Kegel fehlen nicht. Der weiße Mantel von filzartigem Gewebe, Halina, der an einem Riemen um die Schultern gehängt wird, hat oben einen breiten zurückgelegten Kragen, der in Wind und Regen als Kapuze dient; das Halstuch verachtet er; ein mit rosenartigen weißen Knöpfen verzierter Brustfleck von Cotton oder Damast, blaue, immer mit helleren Schnüren ausgelegte Hosen und plumpgeformte, vorn breit endigende Stiefeln, holli, vervollständigen seinen Anzug. — Jenseits der Karpathen aber, zwischen diesen und der March, von Stampfen hinter Preßburg bis nach Skalitz in der Neutraer Gespannschaft, wo die Slaven ganz unvermischt wohnen, verschwindet allmälig das weiße grobe Halinatuch und macht dem blauen Stoffe Platz, der hier an der Grenze von Mähren durch den Schmuggel leichter anzuschaffen ist. Die blautuchene Jacke hat breite Metallknöpfe, und der weiße enganliegende Schafpelz einen meist blaugefärbten Kragen aus einem ganzen Schaffell, dessen Schwanz und Füße bis zum Gesäß des ehrenwerthen Trägers herunter baumeln. So sieht der Marchslave einem Huronenhäuptling ähnlicher, als billig ist.

Am Interessantesten hat sich das Leben der Slovaken in dem kleinen Bezirk von Miava, im gebirgigen Nordwesten der Neutraer Gespannschaft ausgebildet. Dort wohnt der größte und kräftigste Menschenschlag, und wenn die Riesenleiber aus den Bergschluchten hervortauchen, in ihr weißes Filztuch gehüllt, den Kopf mit dem magyarischen Schlapphut bedeckt, so muß man glauben, die häßliche wüste Gegend habe auch diese Recken mit langgestreckten Gliedern und wildem Aussehn hervorgebracht. Es ist kein Geschlecht, welches Reinlichkeit liebt, das lange ungeschnittene Haar, das der Magyar so schön in Zöpfe zu flechten weiß und der Slave um Tyrnau stets spiegelhell geglättet trägt, ist bei dem Miavaner wie ein strnppiger verwachsener Wald. Wie der Leib, so ist auch der Sinn dieser Slovaken unbändig, abenteuerlich und großer Anstrengungen bedürftig; sie sind stolz, denn der größte Theil von ihnen ist adelig, und wenn die rohen Gesellen nach dem Comitathause von Neutra zogen, so gaben sie nicht nur ihre Stimmen, sondern auch Schläge und Verwundungen zum Besten. Sie sind in der großen Mehrzahl lutherischer Confession. Ihr Glaube ist aber mehr geeignet, einen Thomas Münzer, als einen Melanchthon hervorzutreiben. Der unfruchtbare Boden weist die Miavaner in die Fremde, Arbeit zu suchen und tief unten im Ungarland begegnet man den Männern oft mit ihren Weibern und Mädchen, wie sie zur Lohnarbeit wandern.

Aber selbst auf ihrem kleinen Gebiet finden sich seltsame Gegensätze in Art, Sitte und Leben und charakteristisch stehen die beiden größten Städte des Bezirkes Miava und Brezova einander gegenüber. Da diese Gegend es ist, in welcher

meine Erlebnisse sich abspielten, so bitte ich um Geduld, wenn ich hier die beiden Städte kurz protraitire. An einer Berglehne liegt die Stadt Miava, im Thal läuft der Bach mit gleichem Namen. Es ist eine öde, sterile, unheimliche Gegend, die finstern Wälder sind noch der beste Schmuck der breitgipfligen Anhöhen; eine lehmige Bodendecke überzieht die Landschaft, überall durch fahles Gelb die Augen ermüdend, von zahlreichen Schluchten und Wasserrissen durchzogen. Durch die Stadt führt eine lebhafte Handelsstraße, über Stara Tura nach Mähren, welche am Tage durch Lastwagen und starken Verkehr belebt wird; bei Nacht schleicht der bewaffnete Schmuggler mit seinem Pack abwärts von ihr durch die Thalschluchten. Sehr übel berüchtigt sind die Männer dieser Stadt. In den Sommermonaten zwar zieht der größte Theil der Bevölkerung nach den fruchtbaren Ebenen hinab, um dem Magyaren die Erndte einzuholen und sich das Winterbrod zu erarbeiten, und auch in der übrigen Zeit des Jahres ist der Miavecz nicht müßig, er handelt mit Frucht, Vieh und Knopern, (Eichelhülsen, dem bekannten Gerbemittel) die er in den südlichen Gegenden sammelt und nach Mähren und Schlesien fährt; er webt das dicke weiße Halinatuch und das Beutelzeug, welches fast in allen Mühlen Ungarns begehrt wird, oder er fährt fremde Frachten auf der Gebirgsstraße. Aber außerdem ist er ein gefährlicher Schmuggler, der Taback aus Ungarn und Manufakturen aus Oestreich spedirt und von seinen Waffen unbarmherzig Gebrauch macht, die Zollbeamten höhnt und ihnen Schlachten liefert, und wenn das Alles schlecht rentirt, so ist er ein grausamer Räuber, der auf nächtlichen Einbruch, wie auf offenen Straßenraub ausgeht, in der ganzen Gegend gefürchtet, mit der Gerechtigkeit in ewiger Fehde, sehr roh, sehr unwissend, und trotz all dieser Erwerbzweige doch nicht wohlhabend.

Nur wenige Stunden von diesem wüsten Platz liegt Brezova. Auch hier ist die Gegend nicht schön, aber der Schlag Leute, welcher darin wohnt, hat durch eine gesunde Tüchtigkeit seiner Stadt in ganz Ungarn einen Ruf gegeben, welcher fast das Gegentheil von dem Renommée ist, in welchem ihre häßliche Nachbarin Miava steht. Brezova mit 6000 kräftigen, arbeitsamen und meist wohlhabenden Einwohnern, ist die Stadt der Lohgerber. Hier ist Jeder zugleich Bauer und Handwerker. Der junge Brezovaner kehrt am Abend mit dem Pfluge heim, bestellt das Vieh, und geht nach eingenommener Mahlzeit in die Werkstätte seines Vaters, um diesem in der Lohgrube oder am Krispelbret zu helfen. Der Brezovaner verarbeitet die geringen Rinds- und Pferdeleder zu leichten Sohlen und Oberleder für die botti, Bauernstiefeln, und bocskorn eine Art Sandalen, von welchen der arme slovakische Edelmann den Namen bocskoros nemes, Sandalenedelmann, erhalten hat: auch gerbt er Schaf- und Lammfelle zu Futterleder, das fast im ganzen Lande die Runde macht. Da aber das rohe Leder nur im Süden in größeren Massen zu finden ist, und auch das Fabrikat in den benachbarten Comitaten nicht genug Consumenten findet, so ist der Fabrikant genöthigt, einen großen

Theil des Jahres auf Reisen zu verbringen, wo er mit seinem wohlbeladenen, meist einspännigen Karren auf 2 Rädern, — einem Gespann, welches fast aussieht wie ein deutscher Mistkarren und das man in ganz Ungarn nur bei dem Brezovaner und bei den Walachen in Siebenbürgen antrifft, — bei Schustern und Lederhändlern seine Waare absetzt, und für das eingelöste Geld wieder rohe Produkte einkauft, um sie nach Hause zu fahren und nach einigen Monaten vielleicht wieder in dieser Gegend, als fertiges Leder feilzubieten. Dieses Hausiren, und der Umstand, daß die in seiner Fabrik abfallenden Hörner, Klauen, Gerberwolle und Roßhaare auch an den Mann gebracht werden müssen, machen aus dem industriösen Bauer auch einen schlauen Geschäftsmann, der weder dem spekulirenden Juden noch dem listigen Raitzen nachsteht. Diese mannigfaltige Beschäftigung hat in der Gemeinde von Brezova die Nothwendigkeit der Association erzeugt, denn nur so kann der Einkauf der rohen Produkte und der Absatz des Fabrikats in fernen Gegenden in stetem Gange erhalten werden, ohne daß zu Hause die Fabrikarbeit darunter leidet; und die Gemeinde hat deshalb sich eine originale Zunftverfassung gegeben, und stellt auf ihren Namen Wechsel aus, die in der Gegend allgemein angenommen werden. Aber außer Allem dem hat der Brezovaner noch eine wichtige Thätigkeit, auch er ist fast immer ein Edelmann, und die Kronik des Neutraer Comitatshauses hat bei den früheren Restaurationen und Deputirtenwahlen manche Heldenthat auch dieser grün beschürzten adeligen Meistri, welche mehr im Charakter des Ajax als des Odyssens war, aufgezeichnet. Und da es in jener Zeit zu dem besondern Stolze eines ungarischen Edelmanns gehörte, lateinisch reden zu können, so hatte man oft Gelegenheit diese wandernden Handwerker beim Handel mit Deutschen, Juden oder andern unlateinischen Erdenkindern, unter einander in der Sprache des Tacitus über den Preis einer Rindshaut conversiren zu hören. Der Religion nach sind die Brezovaner theils römisch-katholisch, theils lutherisch, auch die letztern gemäßigt, und weniger fanatisch, als die Männer von Miava. — In dieser Gegend war es, wo die lutherischen Geistlichen Hurban und Hodza die Fahne des Panslavismus aufsteckten, und einen Guerillakrieg erregten, in den ich trotz aller guten Vorsätze sofort mit beiden Beinen hineinsprang, in der Absicht schnell einige kleine Heldenthaten für Ungarn zu verrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Bilder aus England.

3. Großvater Double-You*)

sitzt im Erker der großen Rosastube zu ebener Erde, im Sorgenstuhl; die Brille hat er abgelegt und die Times als Schürze um den Leib geschlagen, denn auf dem runden Seitentisch von glänzendem Mahagony blinken appetitliche Teller, Gläser und Flaschen, der Alte genießt aber von dem Ueberfluß nur ein paar eingemachten Früchte, und mehr noch als diese Labung erquickt ihn sein gewöhnliche Tafelmusik, ich meine das helle Gekicher seiner jüngsten Enkelinnen, Marianne und Judy, die bald hinter dem Lehnstuhl, bald unter dem Tisch mit einander Versteckens spielen. Zur Abwechslung pflegt die kohlschwarzhaarige Judy vorzuspringen und sich mit geschlossenen Augen zwischen die Kniee des Großvaters zu stellen, worauf dieser, entzückt über die bekannte Kriegslist, dem Scheim Orangenschnitte in den kleinen, aber weitaufgerissenen Mund steckt. Diese Judy ist eine höchst unternehmende Brünette von fünf Jahren; seit sie einmal in's Drury-Lane-Theater mitgenommen worden, zwingt sie ihre ältere Schwester mit ihr Komödie zu spielen, steigt mit pathetischen Geberden, den Feuerschürer als Szepter im Arm, durch die Stube, hält possirliche Reden in den schauerlichen Schlund des Kamins hinein und schneidet noch possirlichere Gesichter dazu. Da Marianne nur aus Nachgiebigkeit auf die Possen eingeht, so stellt sie sich oft sehr ungeschickt an und verdirbt durch ihre Lanheit das Ensemble des Spiels, wofür sie von der Kleinen gehörig gezaust und gebeutelt wird, natürlich ohne zu klagen oder sich zu wehren; und doch ist Marianne eine gesetzte Person von acht Jahren, die im Nothfall sich Morgens eigenhändig das aschblonde Haar kämmt und schon mehrmals unbegleitet im Omnibus zur Schule fuhr; das runde Gesichtchen mit den hellgrauen Aeuglein blickt so sorglich gutmüthig in die Welt: hängt ihr einen Schlüsselbund an das Schürzenband, und das Hausmütterchen in Miniatur ist fertig.

In dieser Rosastube zu Brighton, die ich jetzt wieder betrete, lernte ich Großvater Double-You kennen. Gleich an der Thüre kann ich die ungeduldige Freude gewahren, mit der er meine Heimkehr vom Spaziergang erwartet. Ein Sonnenstrahl dringt durch die hohe Scheibe des Erkerfensters, die ganze Gruppe beleuchtend bis auf das rothe Sammetkäppchen, unter welchem das grangemischte Haar des Alten schlicht auf die breite Stirn fällt; Wohlwollen leuchtet aus jeder der zahllosen Runzeln seines regelmäßigen Gesichtes, die Augenbrauen sind erwartungsvoll in die Höhe gezogen, und mit zitternder Hand nach einem Spitzglas voll Ale greifend, schreit er mir schon vom Weiten entgegen: Aha, Sie Deserteur, haben Sie wieder nach Haus getroffen? Nun kommen Sie, um Gotteswillen, setzen Sie

*) Siehe Nr. 13 der Grenzboten.

ſich, helfen Sie ſich *) und ſtärken Sie ſich! — Er leidet nämlich an der fixen Idee, daß ich, ungewohnt der ſcharfen Seeluft, auf dem Spaziergang einmal Knall und Fall verhungern oder doch ohnmächtig werden könnte; dergleichen Unglücksfälle ſeien vorgekommen, behauptet er, aber ſo lang er lebe, dürfe dies einem Gaſt ſeines Hauſes nicht paſſiren. Deshalb will er mir beim Ausgehen ein Speiſekörbchen an die Seite hängen und da ich dieſen Vorſchlag hartnäckig ablehne, ſo benützt er jeden Moment, wo er meiner habhaft wird, um mich mit leckern Extrabiſſen zu Tode zu füttern; die Großmutter, eine leidenſchaftliche Kochkünſtlerin, mit vom Widerſchein der Herdflammen ewig rothen Wangen, dient ihm darin als getreue und beredte Helfershelferin. Und um meinen Appetit zu ſpornen, knüpft er an jeden Schluck und Biſſen, den mir ſeine ängſtliche Vorſicht oktroyirt, irgend eine patriotiſche Bemerkung. Wie ich das Glas an den Mund ſetze, ſpitzt er wohlgefällig die Lippen und folgt im Geiſte jedem Tropfen, der meine Kehle hinuntergleitet. Gleich wird er England eine Pauke hohen Ruhmes ſchlagen, — er merkt, daß der Trunk mir mundet und, dankbar meine Hand faſſend, ruft er: Was ſagen Sie, he? Es iſt ein ganz gemeines Ale, ich kann Sie verſichern, koſt't a paar Heller, aber was ſagen Sie? Iſt das eine Kraft, eine Lieblichkeit, eine Gottheit?! Und nachher, — fährt er entrüſtet fort, — nachher kommt mein Neven Mr. Joſeph aus Wien und will mir in's Geſicht behaupten: in Engelland haben die arme Leut' Niſcht zu trinke! — —

Großvater Double-Yon, das Oberhaupt einer weitverzweigten dreieinigen, engliſch-franzöſiſch-deutſchen Judenfamilie, ſtammt aus dem ſüdlichen Deutſchland und kam im vorigen Jahrhundert, faſt ein Knabe, nach London, wo er ſich mit der Zeit ein beſcheidenes, aber warmes Neſt baute; ein Seitenzweig der Familie D. gelangte in Wien, ein anderer in Paris zu ähnlicher Blüthe. Nun gibt es auch ſchon in Wien und in Paris betagte und ehrwürdige Double-Yons, aber ſämmtliche Sprößlinge der Seitenlinien betrachten den engliſchen Großvater als den eigentlichen und legitimen Erzvater ihres Stammes, und ſo geſchieht es, daß er ſeine Hand zum Segen über drei Nationalitäten ausſtrecken muß, von denen er eine in ſeinem Herzen verabſcheut und eine verachtet. Tiefen Kummer verurſacht ihm dieſe Spaltung des Geſchlechtes Double-Yon, und unter ſchweren Seufzern betet er täglich zum Himmel, daß er die Wiener und Pariſer D's. erleuchte und zum britiſchen Glauben bekehre, auf daß ihr Same ſich niederlaſſe in Altengland und daſelbſt grüne und gedeihe für und für.

Drei verſchiedene Zungen klingen jetzt unter demſelben Dach durcheinander, alle Winkel des geräumigen Hauſes auf dem Regency Square in Brighton ſind von Gäſten aus Wien und Paris beſetzt, und wären es nicht lauter liebenswerthe harmloſe Leutchen, und wäre nicht überdies die gemeinſame Verehrung für den

*) Help yourself: bedienen Sie ſich.

Patriarchen im Sorgenstuhl, ich glaube, die internationalen Neckereien hörten nicht auf, und es käme zu diplomatischen Noten. Die Reibung der Gegensätze beginnt in der Gesindestube und pflanzt sich fort bis in den Salon. Miß Wick, die Gouvernante, hält es sonst unter ihrer Würde, mit Sally, dem Stubenmädchen, ein unnöthiges Wort zu sprechen, aber das ungenirte Benehmen Johann's ist so shocking! Wenn er früh die Kleider seines Wiener Herrn ausklopft, trällert und jodelt er, daß man's bis in den ersten Stock hinauf hören kann; darum stecken Miß Wick und Sally zischelnd die Köpfe zusammen und suchen, wenn sie dem kreuzfidelen Burschen auf der Treppe begegnen, ihn durch geisterstarre Blicke aus der Fassung zu bringen, der leichtherzige Wiener aber bricht darob in schallendes Gelächter aus. Wie machten sie erst später große Augen, als Mr. Joseph in London einen Cab nahm, sich mit Johann und der alten Dienerin Lisette hineinsetzte und sie nach dem Colloseum, dem Wachsfigurencabinet von Mme. Tussaud und dem Tunnel fuhr — er hatte das längst mit uns Andern gesehen — damit auch Johann und Lisette sagen könnten, daß sie von den Herrlichkeiten London's ihren Theil genossen haben! Während Joseph, der eine starke kosmopolitisch-philanthropische Ader hat, tausend englische Eigenheiten ungemüthlich und inhuman findet, schlägt Mr. Edouard aus Paris, einem Bonhomme mit dünnem, grauem Backenbärtchen und schlau blinzelnden Augen, fortwährend der Franzose in in den Nacken; er ist unerschöpflich in britenfeindlichen Sarkasmen und Calembourgs, die er sich wohl hütet, laut werden zu lassen, sondern nur mit graciöser Verbeugung und geheimnißvollem Lächeln seiner kleinen Wiener Schwägerin Henriette in's Ohr flüstert. Besucht dagegen Mr. John Double-Yon, den Erstgeborenen des Patriarchen, im Büreau seiner Buchdruckerei oder an der heimischen Feuerseite, — und wenn ich euch nicht vorher in die Geschichte seiner Abstammung einweihe, so wird euch schwerlich ein Zweifel daran einfallen, daß die Vorfahren dieses Gentlemans gute Angelsachsen oder stolze Normannen waren. Mr. John ist ein Gentleman im echten Sinne des Wortes: bestimmt und praktisch in seiner politischen Aufklärung, gebildet, aber ungesucht in seiner Ausdrucksweise, warm, doch maßvoll und parlamentarisch in der ernstern Unterhaltung, selbst wenn die Spöttereien des Pariser Verwandten seinen Patriotismus in Harnisch jagen. Auch die Gastlichkeit, mit der er als Cicerone, und die Galanterie, mit der er als Beschützer der Damen auftritt, hat das solide englische Gepräge. Welch wichtiges und mühsames Geschäft macht er sich aus der Vorbereitung ihrer täglichen Vergnügungen, wie ängstlich sorgt er im Stillen für ihre Bequemlichkeit auf Reisen und Landpartien! Er lebt auf, wenn sie vom Anblick Westminsters überrascht sind, und wird zum Aufhängen melancholisch, wenn die Windsorterrasse ihre Erwartungen nicht überflügelt, allein er ist im Stande, ihnen Shawl und Mantille von den Schultern zu reißen, ohne um Erlaubniß zu fragen, reicht ihnen sans façon den linken Arm statt des rechten, und hat Mme. Henriette binnen drei Wochen nicht eine einzige

Schönheit gesagt... Ja, wenn ich mir im Gedächtniß die Portraits der drei jüngern Double-Yons neben einander stelle, finde ich selbst ihre leiblichen Physiognomien wesentlich verschieden; in den Gesichtern des englischen und seiner Kinder sehe ich Züge um den Mund, eine Art des Blicks, kurz ein Etwas, das specifisch britisch ist, und vor dem selbst die unverkennbare Familienähnlichkeit mit den continentalen Verwandten zurücktritt.

Mehr als man gewöhnlich denkt, nimmt die unvermischte jüdische Race vom Temperament und Charakter der Völker an, unter die sie verstreut ist; das gilt auch von solchen Ländern, wo die moderne Cultur sie kaum oberflächlich beleckt hat. Dem polnischen, dem magyarischen Juden ist etwas von dem physischen Muth und dem aufbrausenden Geist seiner christlichen Landsleute eigen; der italienische betrachtet seine transalpinischen Glaubensgenossen als Barbaren; der eingeborene englische Jude ist in religiösen Dingen rechtgläubig, wie die Anglikaner, obwohl er in den gelehrten Büchern der Synagoge weniger bewandert sein soll als der Deutsche, und er hängt mit merkwürdiger Pietät an den Institutionen Altenglands, obwohl ihm diese Institutionen noch heute die Thüren des Parlaments verschließen. In der Regel zeigt er einen englischen Nationalstolz, als wär' er ein leibliches Kind John Bull's oder seit Hengist und Horsa's Tagen emancipirt gewesen.

Diese Erscheinung hat nichts Räthselhaftes. Altengland schließt aus kirchlichem Skrupel den Juden aus dem Rath seiner Gesetzgeber, aber seit Menschenaltern war es fern von ihm, dem Juden das Privatleben zu verbittern. Die Bigotterie des Anglikaners hat niemals kleinlichem Krämerneid zum Deckmantel gedient, nie warf sie Unglimpf auf die gleichberechtigte Bigotterie des Hebräers, oder suchte in seinem Abscheu vor Schweinfleisch einen Vorwand, ihn ein feindseliges Glied der Gesellschaft zu nennen, und in seiner Feier des Sonnabends einen Grund, ihm von Montag bis Freitag ein beliebiges ehrliches Handwerk zu legen. Ueber solche engbrüstige Mißgunst ist das freie Albion erhaben, die Gastlichkeit Altenglands „läßt sich nicht lumpen", wie man zu sagen pflegt, selbst nicht dem ausländischen Obdach suchenden Sohn Abrahams gegenüber; der eingeborene oder naturalisirte aber genießt in allen Welttheilen den vollen Schutz und die weitreichende Freiheit eines englischen Bürgers. Fast scheint mir, daß der nichtemancipirte englische Jude zuweilen anstehen würde, mit dem emancipirten deutschen — Christen zu tauschen. Ferner trägt der herrschende Handelsgeist des heutigen Briten, welcher friedlich erworbenen Reichthum für ein anzweideutiges Verdienst, und ein Zeugniß von gottgefälligem Lebenswandel hält, dazu bei, die Juden zu nationalisiren. Ein Motiv endlich wirkt mehr als Alles: England imponirt der Welt, es gebietet Ehrfurcht daheim und in der Fremde. Ohne Haß bewundern zu dürfen, ist ein wohlthuendes Gefühl, welches in jedem Gemüth dankbare Anhänglichkeit an den bewunderten Gegenstand weckt. Auch das Stief-

oder Pflegekind einer großen und ruhmreichen Familie ist gerne stolz darauf, ihr anzugehören, wenn man ihm diesen Stolz nicht durch verletzende Erinnerungen an seine Herkunft verleidet.

Mr. John ist ein ehrenfester englischer Patriot, aber einen schwärmerischeren Patrioten als den Großvater Double-You besitzt Victoria in allen drei Königreichen nicht. Englisch bedeutet ihm engelhaft; es gibt keine Nachtseite im Leben Englands, der seine Phantasie nicht einigen Sternenglanz andichtet; kein Gebrechen und keinen Verdruß, vom Novembernebel bis zur Nationalschuld, worin sein Scharfblick nicht eine großartige Schönheit oder einen absonderlichen providentiellen Vortheil erkennt. Daß er in Deutschland geboren ist, hat er jedenfalls vergessen, höchstens gibt er zu, aus Versehen auswärts auf die Welt gekommen zu sein, denn sein Herz war schon im Mutterleibe englisch gesinnt. Die Wiegenlieder, mit denen die englische Amme seine Kinder und Enkel lullte, summt er sich vor, so oft er in einsamen Dämmerstunden sein Leben überschaut; sie klingen ihm wie Lieder aus der eigenen Kinderzeit. Die Stoßseufzer und Segenssprüche, mit denen er die Hände auf das Haupt der Seinigen legt, die frommen biblischen Tischreden, mit denen er an Sabbath- und Festtagen die Familie erbaut, sind stets im reinsten Englisch gedacht und gesprochen; eine andere Sprache in so heiligen Stunden zu reden, hielte er für Entweihung. Sein Deutsch ist auch nicht vom Besten und läßt zuweilen Frankfurter Anklänge hören, obwohl er für die Mainstadt eine souveränere Verachtung hegt als der selige Börne.

Großvater Double-You ist fromm, fabelhaft fromm, aber auf die Hochkirche Englands, in seinen Augen die duldsamste und aufgeklärteste der christlichen Zeitrechnung, läßt er Nichts kommen; nächst dem zerstörten Tempel Salomonis hält er die St. Paulskirche und die Westminsterabtei für die heiligsten Stätten des Erdballs. Die Götzendiener von Papisten und die Freigeister von Lutheranern betrachtet er mit sehr argwöhnischen Augen, weniger als orthodoxer Jude wie als Anhänger John Bull's und Fremd der anglikanischen Kirche, deren Bräuche und Satzungen, wie er mit tiefer Befriedigung entdeckt hat, stark nach dem Geist des alten Testaments duften. Ja, ich vermuthe, die Fremdschaft für John Bull hat manchem Dogma seines Glaubens eine Färbung gegeben, über die eine Synode von echten altgläubigen Rabbinern den Kopf schütteln würde, denn nach den geheimnißvollen Andeutungen, die er einmal fallen ließ, zu folgern, hält er die dereinstige Ankunft des jüdischen Messias nicht mehr für eine ausgemachte Sache, da doch England so stark und stärker als Palästina von Milch und Honig überfließe. Daran jedoch ist kein Zweifel: sollte die Vorsehung es heute noch für unumgänglich nöthig erachten, den Kindern Israels einen Messias zu senden, so wird dieser Abgesandte des Himmels, als Lordmayor von London, in langer Perrücke und in einer vergoldeten Kutsche, durch die City fahren, der Ausmarsch der Juden nach dem gelobten Lande und die Eroberung desselben wird mit Be-

willigung der Königin, welche Gott erhalten möge, und unter dem Schutz der englischen Flagge vollbracht werden.

Der Glanzpunkte in seinem Leben sind drei. Einmal hörte er Canning's gewaltige Stimme im Parlament, dann hatte er das Glück, der vielbeweinten Princeß Charlotte die Hand zu küssen, endlich hat er in früher Jugend der Krönung Georg's beigewohnt. An freundlichen Sommernachmittagen greift er daher zum Krückstock und wandert in die Umgegend von Pettycoat-Lane; dort im Laden eines Tobacconist, der seine Schnupftabaksdose füllt, setzt er sich auf die Bank an der Thüre und plaudert mit dem Tabakshändler, einem alten Bekannten, von jenen großen Momenten seines Lebens. Bald sammeln sich die Kinder und Bettler der Nachbarschaft um den Großvater, schmunzelnd theilt er einen Sixpence nach dem andern aus, und ermahnt die aufwachsende Generation, fleißig für die Königin zu beten, dann für den Lord Mayor und endlich für die glorreichen Institutionen von Altengland. In diesen Nachmittagsplaudereien besteht ein Hauptgenuß seiner alten Tage, den er in Brighton schmerzlich vermißt.

Seit ich nun die Schwelle des gastlichen Hauses in Regency Square überschritten, nahm mich Großvater Double-You in Beschlag. Da ich leidliches Englisch sprach, erklärte er mich nach der ersten Viertelstunde für einen fleckenlosen Tugendspiegel und überschüttete mich mit Zärtlichkeiten aller Art. Indessen, das edelste Wohlwollen ist nicht frei von Eigennutz, und die Liebkosungen des Großvaters auch nicht: ich muß ihm Pettycoat-Lane ersetzen und die Größe Altenglands bewundern helfen. Seltsame Mischung von englischem und jüdischem Wesen in dem guten Alten. Er hat sein Lebtage nicht nach großen Schätzen gejagt, nie auf der Börse gespielt, nie daran gedacht, nur von fern in die Fußtapfen Rothschild's zu treten, dennoch beginnt er seine Lobpsalmen auf England stets mit der Aufzählung seiner Reichthümer; am ersten Tage unserer Bekanntschaft führte er mich bei Seite und vertraute mir einen Gedanken, den er seit langer Zeit mit sich herumtrug. Ob es nicht möglich wäre, grübelte er, genau zusammenzurechnen, was Großbritannien mit seiner Flotte, seinen Städten, Colonien und Eisenbahnen in Pfund, Shilling und Pence an Werth betrage? Damit die Welt erkenne, was England sei!

Als ich ihn später in London sah, ließ er mich nach jedem Ausflug, den wir Jüngern machten, schleunigst vor seinen Sorgenstuhl citiren, und verhörte mich über meine Eindrücke. — „Haben Sie gesehen," rief er mit immer steigendem Eifer, „haben Sie gesehen die Docks, haben Sie gesehen die Schiffen, haben Sie gestanden auf London Bridge, — was sagen Sie? Und die Häuser, wie sie sind so schön gebildet (built: gebaut)! Engelland, Gott, Gott, Engelland, was muß das kosten!" und die Augen andächtig zum Himmel aufschlagend, hielt er sich das Gesicht mit beiden Händen. „Und nachher," schrie er, mit einem kühnen logischen Sprung in das Herz von Deutschland, „nachher komme sie in der

Lumpestadt, komme die Grindköpp' in Frankfort an den Main, und wolle, man soll auf die Polizei den Hut vor sie abnehme!"

Eines Tages überraschte ich den Großvater beim Versuch, sogar an Johann einen Proseliten zu machen. „Komme Sie her, mein lieber Johann," sagte er mit schmeichelnder Stimme, „wirklich, Johann is ein recht hübscher Jung', komme Sie!" Nachdem er ihn durch dieses Compliment genügend bestochen glaubte, begann er, Johann's Meinungen und Ansichten über das schöne Geschlecht in Altengland zu erforschen. Für die englische Verfassung und die englische Kirche konnte er von dem Kammerdiener keine Bewunderung verlangen, er schlug also schlauer Weise die rein menschliche Saite an und erwartete, allermindestens, eine Liebeserklärung zu Gunsten der rosigen Schönen seines Vaterlandes. Leider harmonirte Johann's Geschmack nicht vollständig mit dem des Großvaters. — „Ja, s' gibt schon hübsche Gesichterl hier," meinte er leichthin. — „Hübsch?" rief der Alte beleidigt, „wie heißt hübsch? Sie müssen sagen wunderschön; Sie müssen sagen gottvoll!" und der Alte hub ein Loblied auf die Schönheit der Engländerinnen zu singen an, das dem Feuer eines jugendlichern Ritters Ehre gemacht hätte; er schloß mit der Behauptung, die häßlichste Britin sei reizender als die feinste Dame jenseits des Canals. Hitzig erwiederte Johann, der offenbar durch häufige Gespräche ähnlicher Art auf ziemlich vertrauten Fuß mit seinem Gegner gelangt war: „Na, na, Großvater, was wahr is, is wahr. Dös Bier hier is prächtig, die Fisch' sein excellent, dös Rindfleisch is famos, — aber die Mädels, na, die sein mein Gusto nit!" — „Was, nit sein Gusto? Ist er denn blind? Wo in der ganzen Welt hat ihm Gott beschert, ein Frauenzimmer zu sehn, was einer Londoner Kuhmagd das Wasser reichen thut?" — „Gehn's, Großvater, gehn's. Die nobelste Dam' hier kann bei 'ner Pariser Nätherin in die Schul gehn. Ich bin zweimal mit'n gnädigen Herrn in Paris gewesen, ich weiß, was ich sag; so'n französisches Dings hat Ihnen eine Grazie, eine Tournüre, eine Art — — —" „Hängt die Grazien," schrie der Großvater, auf den Tisch schlagend, daß die Gläser darauf klangen. „Grazien, Tournür', das ist stratagem, (Kriegslist), das ist Lug und Betrug, das ist keine Kunst, keine Naturschönheit! Die Französinnen sind wie die Franzosen, Alles eine Bande, Nix wie Komödianterei und Falschheit. I say," donnerte er, flammenroth im Gesicht, indem er zum zweitenmal auf den Tisch schlug; „I say, they are a nation of murderers, they have murdered their King! (Sie sind eine Nation von Mördern, sag ich, sie haben ihren König ermordet)." — Jetzt war es hohe Zeit, zu interveniren. Ich hütete mich natürlich, an Karl I. zu erinnern, sondern gab Johann einen Wink, sich leise davonzumachen, und brachte ein anderes Gespräch auf das Tapet. Lange noch aber murmelte der Großvater: „a nation of murderers, a nation of murderers!" zwischen den Zähnen, und Johann blieb den ganzen Nachmittag in Ungnade bei ihm.

Der gute Großvater! Im wievielten Himmel mag jetzt sein Sorgenstuhl stehen! Denn im vorigen Herbst wollten ihn seine Beine und der Krückstock nicht mehr nach Pettycoat-Lane tragen, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn, er segnete also seine Enkelchen, und ging eiligst hinüber, um weiter zu plaudern von Canning, Princeß Charlotte und Georg dem Dritten. Ich fürchte nur, das ewige Leben bringt ihm eine schmerzliche Enttäuschung, denn es ist leicht möglich, daß Altengland, von Oben gesehen, sich nicht so großartig ausnimmt, wie von der Bank vor dem Tabaksladen in Pettycoat-Lane.

Der Panslavismus in Rußland.

Es ist kein leichtes Ding, über Rußland zu schreiben. Man müßte immer, um recht verstanden zu werden, vorher erst erklären, was man selbst darunter versteht. Nennt man das düstere kleine Retirirzimmer des Czaren Rußland, so hat man anders zu urtheilen, als wenn man den großen Volkssaal ohne Dielen mit blauer Decke meint, denn diese beiden Rußland, das große im kleinen Cabinet und das kleine vom weißen bis zum schwarzen Meer, sind in vielen Dingen so verschieden, wie in keinem andern Land Cabinet und Volk sein können.

Der Panslavismus hat seit einer Reihe von Jahren in Deutschland eine sehr eifrige Betrachtung und Kritik erfahren. Von den Südslaven abgesehen, war man in Deutschland nicht abgeneigt, anzunehmen, Rußland, welches doch eigentlich der thatkräftige Körper des Panslavismus sein, und welches natürlicherweise daran ein sehr angenehmes Interesse haben könne, müsse ganz und gar von der großen Idee erfüllt sein.

Armes Rußland! welche schlechte Meinung haben wir närrische Deutsche von Dir! Wir halten Dich — und zittern wohl gar dabei — für eine Art von geharnischtem Professor mit dem Buch der Offenbarung in der Hand, welcher majestätisch auf dem Stuhle sitzt, und wie der kluge Baum in den fliegenden Blättern, zum Panslavismus aufmuntert, während die armen gehorsamen Kinder der Mutter Slava um seine Füße kauern. Aber die gesammte russische Nation weiß nichts von den Idealen der andern slavischen Phantasten. Der Kaiser, so weit er sie aus Berichten kennt, haßt und verachtet, seine Agenten aber benützen und verlachen sie. Wählen Sie von den stumpfnäsigen, westindisch-schmutzgelben Officieren im Innern Rußlands die klügsten und gebildetsten aus, und von je hundert dieser strupphaarigen, zum Theil verlebten Junker werden wenigstens achtundneunzig bei der Frage: „was ist Panslavismus?“ Mund und Nasenlöcher in höchster Verlegenheit öffnen.

Der Begriff des Panslavismus ist dem Russen beinahe so fremd als einem Eisbär. Und einheimisch ist er eigentlich nur in unserm Deutschland und an den Grenzen desselben. Böhmen war der Herd dieser Destillation, von dort aus hatten sich diese Ideale bis in die Slovakei verbreitet, und bei den Südslaven, wo sie sich sehr modificirten und in bestimmte politische Forderungen verwandelten, eine politische Bedeutung genommen. Die Polen aber sind so wenig wie die Russen davon ergriffen worden. Während in Böhmen, welches sich vor allen „verwünschten" Staaten nach einer Entzauberung und Rückkehr zu seiner poetischen Urzeit sehnte, die Geburt der grotesken Idee des Panslavismus mit großem Pomp und Jubel gefeiert wurde, und während man dort bereits annahm, daß der Slavismus in Wirklichkeit ein Pan der Erde geworden sei, und während man in Deutschland dem Geschrei glaubte, an die große Glocke schlug und Sturm läutete, schüttelte sich der patriotische Pole vor dem Panslavismus und selbst seine Emigration empfand dabei ein gewisses Grauen. Leute wie Mickiewicz, deren Geister in Hölle und Himmel, auf dem Monde und Uranus, in Feenschlössern und Unterröcken der Engel zu Hause sind, diese Art confuser Phantasten sind gewöhnlich nur im Singular vorhanden, und stellen nichts mehr vor, als die Schwärmerei von Einzelnen. Man thut sehr Unrecht, aus ihnen Schlüsse auf die Stimmungen des Volkes zu machen. Als man dem alten Lelewel die Ideen des Panslavismus als neu geboren meldete und ihn zum Pathen einlud, entgegnete er: „es kommen wirklich recht närrische Dinge zur Welt und es sollte mir Leid thun, wenn sich die alte Wahrheit, daß der Mensch im Unglücke für Narrheit empfänglicher wird, an meinen Landsleuten bewahrheiten sollte." Und dieser alte Lehrer von Mickiewicz sprach das als ein echter Pole. Des Polen Sehnen und Trachten ist auf Isolirung gerichtet, nicht auf Conglomeration mit verwandten Völkermassen; um der Isolirung willen hat er mehr als ein Mal das Aeußerste gewagt. Wo er mit dem Russen zusammensitzen soll, wird dem Polen unheimlich, das ist ein alter unvertilgbarer nationaler Haß; und seine ärmeren Vettern, z. B. die Slovaken und Ruthenen, gelten ihm nur, wenn sie sich als Polen betrachten; ihre slavische Individualität als etwas Eigenthümliches und Besonderes gelten zu lassen, dünkt ihm widerlich und abgeschmackt.

Und in Rußland? In den Hütten des innern Rußlands, in Dörfern und Städten ist das Wort Panslavismus so völlig unbekannt, daß man die Männer dreist überreden könnte, es sei eine Art neues französisches Backwerk. In einer größeren Popularität würde das Wort aber sicherlich gelangt sein, wenn wenigstens irgend eine Classe ein egoistisches Interesse an dem Begriff und der Bedeutung desselben fände. Jedoch selbst in den meisten Palästen ist der Panslavismus ein völlig ungekanntes Ding, selbst vornehme russische Staatsbeamte wissen nichts von dem Gespenst, ja sie kennen nicht einmal das Wort. Eine kleine, noch nicht einmal zwei Jahre alte Anecdote sei Zeugniß:

Als nach dem Losbruch der deutschen Revolution die Heeresmassen aus dem innern Rußland in das Königreich Polen geworfen wurden, erhielt auch der wackere Oberst von U—ow, der Commandant von W., den Befehl, dem großen Heeresstrome zu folgen. Der protestantische Prediger K., welcher sich zufällig als Reisender in seiner Stadt befand und durch den General Brszeniew an den Obersten empfohlen war, beeilte sich, diesem tüchtigen russischen Krieger einen Besuch zu machen. Natürlich ging das Gespräch bald auf die Ursache der Heeresbewegungen, die Revolution im nahen Auslande, über, und der Pastor, sehr für die Idee des Panslavismus eingenommen, wie die protestantischen Geistlichen der Slaven, welche deutschen Unterricht genossen haben, zu sein pflegen, begann seinem Herzen Luft zu machen und gewaltig Rußlands Weltherrschaft und den Panslavismus zu demonstriren. Der Oberst hatte eine lange Weile verdutzt, aber aufmerksam zugehört, bis er endlich dem Pastor mit Würde sagte: „Mein Herr Pastor, ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich kein Gelehrter bin, und daß mich die gelehrten Ausdrücke bisweilen in Verlegenheit setzen. Ich verstehe das Commando, die Verwaltungsgesetze und mein Rechnungswesen, das Uebrige ist eine Sache, die andere Leute angeht. Der Kaiser Nicolaus versteht nichts von Musik, deshalb würde kein Mensch zu behaupten wagen, daß er weniger Kenntnisse und Bildung besitze, als sein Clavierspieler. Sagen Sie, wer ist Ihr Panslavismus?

„O Herr Obrist, — Panslavismus ist eine Idee, die Idee der Vereinigung aller slavischen Stämme."

Der Oberst sah auch jetzt noch den Pastor ganz verlegen an. Nach einer Weile wiederholte er, sinnend und in seinem Gedächtnisse suchend: „Slavische... Stämme? — ... hm, slavische... Stämme." Plötzlich erhob er sich sehr ungeduldig und rief: „Wissen Sie was, lassen Sie das fremde Zeug, sprechen Sie von irgend etwas Anderem."

Die Anecdote wurde übrigens von dem betroffenen Pastor weiter erzählt, und ein Kaufmann in demselben Ort machte sich ein Vergnügen daraus, sie in einer kleinen Gesellschaft von Deutschen unter Jubel und Triumph über die russische Unwissenheit zu erzählen, bis er dafür sieben Tage lang in einem russischen Gefängniß sitzen mußte.

Herr von U, ein würdiger, ehrenwerther Mann, verstand nicht, was Panslavismus ist, und der Generalmajor K—w. in Minsk wußte nicht einmal, was ein Slave ist. Als der Premierlieutenant Berg, dessen naher Anverwandter der bekannte Generallieutenant ist, in ein Regiment des Generals K—w versetzt und von diesem zum vierten Adjutanten ernannt ward, wurde ihm das Glück zu Theil, zur Morgentafel seines Herrn Commandeurs gezogen zu werden. Das Gespräch gerieth natürlich auch hier auf die revolutionären Bewegungen im Auslande, und der Lieutenant sprach mit großem Eifer von der Unzuverlässigkeit der slavi-

schen Völker Oestreichs gegen ihre gegenwärtige Regierung. Der General begann fürchterlich auf die slavischen Völker zu fluchen und ihren Nationalcharacter gröblich zu verdächtigen, er wollte seine ethnographischen Kenntnisse im Brande der Leidenschaft leuchten lassen. Der Lieutenant, obschon ein ächter kurländischer Germane, nahm sich, nachdem er seine erste tiefe Verwunderung überwunden, der armen slavischen Völker eifrigst an, und suchte endlich seinen Gegenkämpfer durch den Einwurf zu entwaffnen: „Aber, Herr Generalmajor, Sie sind ja selbst ein Slave!" — Ueber diese Behauptung empörte sich der Russe fürchterlich und brüllte aufspringend: „Was Herr, ein Slave? ich ein Slave? O Hundsfott, ein Russe bin ich, ein echter Russe, in Melenki geboren; wie können Sie sich unterstehen, mich zu beschimpfen, Suky ty syn! jebut twoj mot! u. s. w." Unter diesem Donner und Hagel schlug des Generals Faust nach russischer Sitte mehre Male in das Genick des Oberlieutenants; dieser sah sich von dem slavischen Dämon, den er erweckt hatte, beim Kragen gepackt und zur Thür hinausgeworfen. Einige Stunden später empfing er aus der Brigadekanzlei ein Schreiben, durch welches ihm das Glück, Adjutant des Generals zu sein, entzogen wurde.

Nun wäre es freilich kühn zu behaupten, daß eine ähnliche Treuherzigkeit auch in dem andern Rußland, nämlich dem düsteren Cabinet des Kaisers herrsche. Den Sophokles und Thucydides liest man allerdings auch da nicht, und um die alte Stammheldin Libussa bekümmert man sich dort ebensowenig, als da unten, wo es von struppigen Lippen stöhnt: „O Bog, Vater unsers Kaisers, schenke uns nur bis an unsern Tod Kohl und Schwarzbrot und bewahre uns in Deiner Huld vor dem kleinen Teufel, der Knute." Allein bedeutsame Worte, wie Slavismus, versteht man recht gut. Einst frug der Kaiser, so erzählte man in Petersburg, den Professor Neu: „Sagen Sie mir, mein Lieber, aus welchem Grunde sind die Ausdrücke Slave, slawisch, Slavismus hervorgewachsen?"" „Majestät, in der Urzeit existirte ein nordischer Volksstamm, der seinen Wohnsitz zwischen dem Ilmensee und Seligersee, also zwischen den Quellen der Wolga und der heutigen Stadt Staraja Russa (alte Russin) hatte. Dieser Volksstamm wurde mit Namen dem Slawjoni bezeichnet. Da er nun der älteste bekannte Theil des nordischen Volks, und also der eigentliche Stamm desselben ist, so hat man auf alle Völker, welche mit ihm in Sprache und Sitte, also ihrer Entstehung verwandt sind, den Namen übertragen so, daß man nun alle Völker, welche eine der russischen verwandte Sprache sprechen, slavische nennt." — Seine Majestät hörte die lange Definition des Professors aufmerksam an, lächelte vor sich hin und schritt so belehrt, schweigend in sein mehr erwähntes düsteres Cabinet. — Es war keine Frage, daß in diesem der Panslavismus besser verstanden wurde, als vom Professor. Man pflegt in diesem Zimmer kurze und gradausgehende Reflexionen anzustellen, indem man die einfache Frage beantwortet: was kann er uns nützen? was kann er uns schaden? An der Sprache und Nationalität liegt uns wenig. Der große Stier

Rußlands hat eine sehr scheckische Haut. Ihm sitzen auf dem Maul die wackern Germanen von Kurland mit schwarz-roth-goldenem Gemüth und hinten auf der Schwanzspitze wieder Leute, von denen kein Historiker dieser Erde anzugeben weiß, aus welchen Farben die nationale Cocarde besteht, die sie von Rechtswegen tragen müßten. Jedes Bein Rußlands ist von andern Völkern bewohnt, und eins sogar zur Ehre Mahomeds mit einem türkischen Hufeisen beschlagen, nur der Magen ist russisch. — Was ist dieser Panslavismus? Das Gespinnst einiger deutschen Gelehrten, die sich etwas darauf zu that guten, keine Deutschen zu sein; es ist eine Phrase, eine Pedanterie, ungefähr wie jene alte: „Deutschland soll gedenken, daß die gewaltigen Teutonen sich mit einem harten T geschrieben haben, und deßhalb sich und seine Anfangsbuchstaben nicht verweichlichen" u. s. w. Und deßhalb sagte Nesselrode zu dem vom Panslavismus der deutschen Zeitungen affizirten Fürsten Urusow im vorigen Jahre: „Es kann Rußland ganz egal sein, ob es durch türkische oder slavische Volksstämme sein Wachsthum fördert; auch die Türken finden bei uns einen hübschen Haufen von Anverwandten." — Noch mehr, in dem langen Register derjenigen Wörter, welche auf den Theatern in Polen nicht gesprochen werden dürfen, befinden sich auch die in Böhmen und Croatien so hoch gefeierten. Es ist den Bühnenhelden verwehrt: Freiheit, Revolution, Reformation, Nationalstolz, Racheschwert und viele andere auszusprechen; es ist ihnen ebenso verwehrt, von ihren Lippen die Worte „Slave" und „slavisch" schallen zu lassen. Diese Anordnung fiel allerdings in eine frühere Zeit (1832), aber die beiden Wörter sind noch nicht von dem Bannfluche entbunden, und es sieht auch nicht aus, als sollte ihnen je das Glück werden, vom Kaiser auf seiner Fahne geschwenkt zu werden, wie es den deutschen Farben endlich zu Berlin und Wien geschah. Noch immer behandelt die Regierung in ihrem Staat diese Ideale mit schnöder Verachtung. Es ist natürlich, daß in Polen, wo ein so großer Mangel an historischer Bildung nicht vorhanden ist, die Idee des Panslavismus wenigstens bekannter wurde, als im Innern Rußlands. Einige der an der schlesischen Grenze stationirten jungen russischen Officiere meinten ähnlich wie manche Czechen und die Deutschen, daß die Sache dem Cabinet Sr. Majestät ausnehmend vortheilhaft und begünstigenswerth erscheinen müsse. Da sie nun wegen des Avancement Grund hatten, sich in Petersburg angenehm zu machen, so nahm vor Kurzem ihr Patriotismus die gewichtige Idee der Schule Schafariks kühnlich auf seine Flügel. Die jungen Herren, zehn oder elf an der Zahl, stifteten eine Art Panslavistenverein, der seinen Hauptsitz im Gouvernement Kalisz hatte, und an dessen Spitze ein phantastischer Herr Lieutenant v. D. aus Liefland, natürlich aus einer deutschen Familie, stand. Man beeilte sich, das große Unternehmen höchsten Orts anzuzeigen. Aber die Hoffnungen wurden bitter getäuscht, Rußland britschte seine politischen Wohlthäter. Statt der Patente oder Orden kam ein tüchtiger Verweis und der Befehl zu einer genauen Untersuchung, denn hinter dem Panslavismus der patriotischen Zöglinge

witterte man politische Tendenzen; ja eins der Mitglieder, der Lieutenant v. R. bekam sogar von seinem Herrn Vater, dessen Achseln die Last der schwersten Epauletten trugen, einen Rücken voll Schläge mit dem Bemerken: „Suky ty syn! Sohn eines Hundes! weißt Du nicht, daß der Kaiser alle Vereine verboten hat, zumal solche dumme?

So wenig aber der Panslavismus im Volke Wurzel geschlagen hat und so sehr der Kaiser ihn verachtet, so wird das russische Cabinet doch nicht anstehn seine Wirkungen zu benutzen. Und es wird nur an zu vielen Orten Gelegenheit dazu finden. Denn wie alle politischen Ideale, welche von unpolitischen Köpfen ausgesponnen werden, hat auch die Idee eines einigen Slavenreiches in der kurzen Zeit ihres Bestehns schon eine große Menge von Metamorphosen durchmachen müssen, welche sie nicht gereinigt haben; sie sprang in die Welt als eine keusche Bellona und ist jetzt eine Art Landläuferin und Straßendirne geworden. Zuerst sollten alle Slavenvölker durch den Zauber ächt slavischer Wissenschaft und Kunst zu reiner Bildung emporgehoben werden; der Seelenadel, so wurde vorausgesetzt, mußte auch ein edles und herrliches Staatsleben zur Folge haben. Schade nur, daß die gelehrten Historiker, welche zuerst so träumten, nicht im Stande waren, weder eine slavische Kunst, noch eine slavische Wissenschaft zu schaffen, ja daß sogar das, was an ihren eigenen Werken bedeutend erschien, nur eine Folge des deutschen Schulunterrichtes und deutscher Methode war; nur in ihrer Einseitigkeit und ihren Schwächen und zum Theil in der Sprache waren sie slavisch. Dann aber sollte das slavische Wesen den Kaiserstaat Oestreich erfüllen, man forderte altes Terrain: Mähren, Schlesien u. s. w. von dem Deutschen zurück und berauschte sich in der Aussicht, durch die Majorität der slavischen Leiber den Kaiserstaat zu entdeutschen. Auch das mißlang; es wurde klar, daß die nationalen politischen Interessen der einzelnen slavischen Völker durchaus nicht so zusammenliefen, als man vorausgesetzt hatte. Der gesunde Menschenverstand und der reelle Vortheil des Lebens fingen an in Böhmen auch bei der czechischen Partei gegen jene Träume zu reagiren, die verehrten Apostel der Theorie erwiesen sich in der Politik als unpraktische Köpfe, und bereits haben sich jetzt in Böhmen die Ideen des Panslavismus bei den Gebildeten, zu denen man eine Anzahl Dorfpfarrer nicht zu rechnen hat, überlebt.

Dafür zog sich das Trugbild nach dem Südosten und unterstützte die politischen Agitationen bei den Südslaven und später bei den armen Slovaken. Bei den Völkern serbischen Stammes, den Serben, Croaten und Dalmatinern, war die populäre Seite des Panslavismus weniger die Sehnsucht nach einer schönen slavischen Bildung, sondern viel genauer und verständiger formulirt, der Wunsch nach einer politischen Unabhängigkeit der serbischen Stämme, seine Forderung war ein großes Königreich Illyrien. Der Haß gegen Ungarn und Deutsche trat dort unverhüllt als die letzte Basis der sogenanten slavischen Bewegung hervor. Ei-

nige Gelehrte und Literaten dachten freilich auch dort kühner. Man hatte mit der Sprache experimentirt, eine einige slavische Orthographie construirt, man gewöhnte sich czechische und polnische Bücher zu verstehen, hoffte den serbischen Dialekt mit den übrigen slavischen Sprachen in kurzer Zeit zu identificiren und mit der neuen Sprache auch einen neuen Held Marko zu erzeugen, der von der Save aus die Welt belehren werde, wie stark der Serbe sei.

Aber als man in der Revolution gemerkt hatte, daß der Serbe nicht stärker sei, als z. B. der Russe, oder selbst der Oestreicher, da fing man an ein anderes Experiment für Vergrößerung der Volkskraft zu versuchen. Was eine südslavische Zeitung in diesen Wochen ernsthaft empfahl, ist zwar sehr absurd, aber es charakterisirt die Stimmungen einer großen Partei: so lange wir Slawen in fünf oder mehr Sprachen unsere Literatur entwickeln, werden wir weder eine literarische noch eine politische Einheit und Größe erlangen; wir müssen uns alle auf eine Sprache werfen, und da die russische die größte politische Aussicht und die größte räumliche Ausdehnung hat, so sollen wir Slawen alle anfangen, russisch zu schreiben. Es ist nicht nöthig auf das Abgeschmackte dieses Vorschlags hinzuweisen. So lange die Literatur eines Volkes nicht aus der Bildung und den Bedürfnissen der Gesammtheit hervor quillt, sondern von einzelnen Gelehrten künstlich gemacht werden soll, hat sie gar keine Aussicht etwas Anderes zu erzeugen, als Mittelmäßiges und Verschrobenes und erlangt nimmer die Kraft das Volk zu cultiviren, zu heben und auf die Dauer in eine bestimmte Richtung zu bringen. Wichtig ist dieser Vorschlag aber insofern, weil er zeigt, daß die Südslaven die Hoffnung aufgegeben haben, in der Gegenwart durch sich selbst groß zu werden, sie träumen jetzt von Größe, wohl gar von Freiheit unter russischer Herrschaft.

Die große Partei aber, welche jetzt so oder ähnlich urtheilt, besteht aus zwei verschiedenen Klassen von Unzufriedenen, welche wohl zu unterscheiden sind. Die Einen sind nur Hassende, sie hassen das Deutschthum und Oestreich und wollen etwas Anderes haben, was ihnen imponirt, weil es mächtig auftritt und dem Einzelnen größeren Einfluß und größere Ehren verspricht; die Anderen sind insofern ehrliche Schwärmer, als sie mit ihrem Ideal von Slaventhum noch die Sehnsucht nach politischer Freiheit verbinden; sie wissen wohl, daß das jetzige Rußland ihnen keine Freiheit geben kann, aber sie überschätzen ihre eigene Bildung und ihre geistige Kraft so sehr, daß sie sich der süßen Täuschung hingeben, ihrerseits, sobald sie von Rußland verschlungen sind, das Czarenthum von innen heraus aufzehren zu können. Zu dieser Klasse der Panslavisten gehörten auch die besseren Apostel bei den Slovaken*), wo dieselben Tendenzen, wo möglich noch

*) Das nächste Heft der Grenzboten wird in den Bildern aus dem Slovakenlande Weiteres darüber bringen.

naiver, und in ihrer politischen Anwendung noch roher im Jahre 1848 hervortraten.

Und Rußland?

Der Kaiser verachtet das Phantasma so gründlich, wie nur Etwas. In der Seele des Czaren Nikolaus lebt ein so zu sagen persönlicher Haß gegen alle Ideen, welche revolutionär wirken könnten; der Haß ist bei ihm alt, er stammt aus jenen Tagen, wo er in Petersburg vor den empörten Soldaten um seine Krone spielte; die Schlachtfelder Polens, die Verschwörungen der Unterjochten und selbst die grausame Härte, mit welcher er gegen sie verfuhr, haben diesen Haß so grimmig gemacht, daß es bei ihm fast zur fixen Idee geworden ist, es sei sein Beruf, den Schlangen der Revolution den Kopf zu zertreten, wo sie auch entstehen mögen. Bei einem solchen Mann hat der Panslavist keine Gnade zu hoffen. Und wenn heute die Slovaken oder Kroaten kämen und ihn einlüden ihr Herr zu werden, und sie mit ihren Brüdern zu einem Volke zu machen, er würde sie mit einem Fußtritt von sich stoßen. Freilich würde seine Politik es zuletzt doch rathsam finden, in die Landschaften dieser Wahnsinnigen einzuziehen, aber zunächst nur um diese Hoffnungen gründlich auszurotten. Zuletzt würde er das Land in friedlicher Grabesruhe allerdings behalten, zur Entschädigung für die gehabte Mühe. Jedenfalls würde der Panslavismus keine Gelegenheit mehr haben das Princip des Czaren aufzuzehren, denn es würde von ihm nichts übrig sein. — Phantastische Ideen sind eine kindische Waffe gegen die schwere Maße Rußlands, welche nur dem schadet, der sie zuerst gebrauchen will, und bereits jetzt ist die Idee des einigen Slaveureichs ein gemeiner Köder geworden für russische Agenten, eine Thorheit, welche in Petersburg verhöhnt wird, die man im ganzen russischen Volke so gut wie gar nicht kennt.

Kleine Correspondenzen und Notizen.

Eine kräftige Rede des Gouverneurs vom Cap aus der „Gegenwart" von Brockhaus. Die Gegenwart von Brockhaus, die bekannte Ergänzung des Conversationslexikons, enthält in ihren fortlaufenden Heften eine Reihenfolge interessanter Artikel über die Interessen des Tages. Natürlich ist der Werth der einzelnen Artikel ungleich, aber die Auswahl der Stoffe sowohl, als die im Ganzen gründliche, gebildete und interessante Darstellung machen das Unternehmen höchst respectabel und empfehlenswerth. — Das 45. Heft der Gegenwart enthält zwei Artikel von allgemeinem Interesse über das Cap der guten Hoffnung und die moderne Oper. Auf die zweite Abhandlung kommen wir wohl bei Gelegenheit zurück, hier sei unsern Lesern der Aufsatz über die Capcolonie empfohlen. Die wunderbare Colonisation des südlichen Afrikas durch holländische Arbeitskraft und englische Politik wird in Deutschland verhältnißmäßig wenig beachtet, und der

reguläre Zeitungsleser weiß mit dem Namen des Caps wenig mehr zu verbinden, als die vier Vorstellungen: Tafelberg, Capwein, Hottentotten und Buschmänner. Wohl, der Capwein besteht noch, aber die Hottentotten sind zum großen Theil cultivirte Ansiedler geworden und die Buschmänner sitzen nur noch in sehr wenig Büschen und vermeiden respectvoll durch ihre vergifteten Pfeile einem Europäer Unbequemlichkeiten zu bereiten. Dagegen hat die Colonie einen gefährlichen Feind an den Kaffern erhalten, einem kriegerischen Volke von stattlichem Aussehen, welches sich erst in dem letzten Jahrhunderte in zahlreichen Stämmen aus dem unbekannten Innern des Welttheils gegen die Südspitze ergossen hat. Bis zum Jahre 1848 haben die Colonisten mit kurzen Unterbrechungen gegen die Kaffern erbitterte und grausame Kriege geführt und ein panischer Schrecken vor den räuberischen und treulosen Kriegern ging mehr als einmal in den letzten zehn Jahren durch die ganze Colonie. Der jetzige Gouverneur der Capcolonie Sir Harry Smith hat das große Verdienst, die Kaffernstämme gedemüthigt und der englischen Oberhoheit unterworfen zu haben, unsere Leser kennen ihn aus der letzten Differenz, welche zwischen der englischen Regierung und der Colonie entstanden war, als die Regierung auch das Cap zur Deportation von Verbrechern benutzen wollte und die Colonisten mit größter Energie dagegen protestirten und den Gouverneur vermochten die Landung der Verbrecher zu suspendiren, bis die Regierung in London ihre Verfügung zurücknahm. Sir Harry ist trotz dieser Differenzen ein sehr populärer Mann in der Colonie, ein Charakter, energisch, klar und von sehr praktischer Beredtsamkeit. Da wir Deutsche in den letzten Jahren gelernt haben parlamentarische und gerichtliche Beredtsamkeit zu schätzen, so wird es uns auch förderlich sein, Eloquenz in einem anderen Style kennen zu lernen. Wir können uns daher das Vergnügen nicht versagen, die Rede des Feldherrn an die besiegten Kaffern als Muster zur gefälligen Nachahmung bei passenden Gelegenheiten mitzutheilen:

Kein anderer Offizier oder Beamte war so allgemein beliebt in der Colonie, besaß eine so genaue Kenntniß der Kaffern als Sir Harry Smith. Die Colonisten empfingen ihn darum auch allenthalben mit dem lautesten Jubel und außerordentlichen Ehrenbeweisen. Als er in Port Elisabeth landete, befand sich unter der ihm entgegenströmenden Menge der Häuptling Makomo. So wie ihn der Gouverneur gewahrte, wandte er sich gegen ihn, zog sein Schwert halb aus der Scheide, hielt es einen Augenblick an und stieß es dann mit einer Miene von Zorn und Spott zurück, so daß Makomo zusammenschrack und die Leute lachten. Sodann tadelte und verhöhnte er den Häuptling heftig und befahl, vor ihm niederzuknien, was Makomo unwillig genug that. „Dies", sagte Sir Harry, indem er seinen Fuß auf den Nacken des Wilden setzte, „soll euch lehren, daß ich gekommen, um Kafferland zu zeigen, daß ich hier Herr und Häuptling bin, und dies ist die Art, auf die ich die Feinde der Königin von England behandeln werde." Ebenso ließ er den Häuptling Sandilla kommen und redete ihn mit bittern Unwillen an. Sandilla räumte seinen Irrthum ein. Der Gouverneur fragte sodann, wer gegenwärtig der Jukosi Jukuln (der große Häuptling) von Kafferland sei, worauf Sandilla nach einigem Bedenken antwortete: „Kreli!" Der Gouverneur brach anscheinend auf dieses Wort in großen Zorn aus. „Nein", sagte er, „ich bin euer oberster Häuptling. Ich bin gekommen, um euch für euern Frevel, eure Verrätherei und eure hartnäckige Thorheit zu strafen. Ihr könnt euch meinem Fuß nahen und

ihn küssen zum Zeichen der Unterwerfung; aber nicht eher, als bis ich aufrichtige Reue bemerke, werde ich euch erlauben, meine Hand zu berühren."

Nachdem alle Häuptlinge die Eidesleistung vollzogen und Sandilla für sich und seine Genossen in demüthigen Worten die britische Herrschaft nochmals erkannt, sprach der Gouverneur: „Hört, ihr habt recht gehandelt, ihr seid wieder meine Kinder, und ihr sollt wieder werden, was ihr vor Jahren waret, als ich euch verließ. Eure Namen alle sollen wieder in ein Buch eingetragen, euer Land soll vermessen und mit Grenzmarken versehen, auch in Grafschaften, Städte und Dörfer mit englischen Namen eingetheilt werden. Ihr sollt Alle in Schulen, welche ich für euch errichten will, englisch sprechen lernen. Ich werde gute Leute in England bitten, mir behilflich zu sein, um euch in Stand zu setzen, nicht länger nackte und böse Wilde zu bleiben, was ihr immer bleibet, wenn ihr nicht arbeitsam und fleißig werdet. Ihr sollt pflügen lernen, und der Commissar wird von euch kaufen. Kaufleute werden zu euch kommen, und ihr müßt euer Volk lehren, Holz, Häute und dgl. an sie zu verkaufen, so daß ihr die Kunst des Geldgebrauchs lernt und selbst kauft. Ihr müßt lernen, daß es Geld ist, welches die Leute vermittelst Arbeit reich macht, und müßt mir helfen, Straßen zu bauen. Ich werde euch bezahlen. Ihr sagt, daß viele Jünglinge unter euch als Diener in die Colonie zu gehen wünschen; das soll ihnen erlaubt werden, nachdem ihre Namen mit denen ihrer Kraale und Väter in das Buch eingetragen sind.... Nun aber höre jeder Häuptling! An jedem Jahrestage dieses Festes, wenn ihr die Ochsen für euer Land bringt, wird man euer Benehmen während des verflossenen Jahres nachsehen, und ist es gut gewesen, so sollen euch Geschenke gemacht werden, z. B. Pflüge für euer Land, ein Wagen für den fleißigsten Mann in jedem Stamm, Geräthschaften für Acker- und Gartenbau, Kleidungsstücke für eure Häuptlinge und deren Weiber. Euer Volk muß arbeiten wie wir, Keiner von uns ißt das Brot des Müssiggangs; auch ihr könnt und sollt es nicht. Saatkorn soll Denen gegeben werden, die säen, einige Ziegen für eure Kinder, einige Schafe für euer Land, damit ihr die Wolle scheeren und euch Kleidung machen möget. Seht unsere Kleidung an, sie ist durchaus aus Wolle gemacht; ihr sollt sie ebenfalls zubereiten lernen. Rinder sind nicht Reichthümer, und bei jedem Streit über Rinder, von dem ich vernehme, will ich sie erschießen lassen, jedes Stück derselben. Es soll keinen Ochsen im Lande geben, wenn ihr darum zanken wollt: erschießen will ich sie.... Hört auch, wozu müssiges und schlechtes Betragen euch bringt: ich will euch eures Landes berauben. Habe ich euch je eine Unwahrheit gesagt? Ich werde euch ansessen (euch alle Habe nehmen) und aus dem Britischen Kaffraria treiben. Ich habe eure Namen in einem Buche, und eure Commissare werden bei jedem Namen ein Zeichen machen, damit ich wissen möge, was ein Jeder thue, und ich ihn demgemäß behandle...."

„In welchem Zustande," sprach Sir Harry weiter, „verließ ich euch vor Jahren? Glücklich, wohlhabend und zufrieden. Fragt Umhala." Dieser Häuptling antwortete: „Als ihr uns verließt, weinten wir um unsern Vater und unsere Mutter (nämlich Frau Smith)." „Ich nahm euch vormals aus dem Dickicht (machte Frieden)," fuhr der Gouverneur fort, „und, indem ich jetzt zurückkomme, finde ich euch elend und aufgegessen; denn euer Betragen ist von Jahr zu Jahr schlimmer gewesen. Und ihr wagtet selbst Krieg zu führen. Ihr Krieg führen! Ihr unsere Wagen angreifen! Seht, was ich thun will, wenn ihr je waget, einen Wagen oder dessen Ochsen anzurühren! Seht ihr jenen Wagen?

Wohlan, hört mein Wort — Feuer!“ Hier wurde der Wagen zum äußersten Erstaunen der Kaffern in die Luft gesprengt. „Wie, seht ihr den Wagen jetzt? Und ihr werdet und sollt mit in die Luft gesprengt werden, wenn ihr es je wieder wagt, einen anzurühren. Seid denn gut und traut eurem Vater, wie ihr mich zu nennen pflegtet und was ich wieder sein will. Aber ferner keine Falschheit und Verrätherei, kein Unheil und Räubereien! Alle Diebe will ich ausgeliefert haben, oder den Kraal auffessen, in welchem sein Name steht. Der Pfad zum Guten oder Bösen ist vor euch: wählt ihr den erstern, so wißt ihr, daß die Königin mir befiehlt, euch zu helfen; wählt ihr den letztern, so seht ihr den Wagen; denn diesem gleich sollt ihr alsdann behandelt und alle eure Kraale sollen in die Luft gesprengt werden.“

Die letzte Wahl der französischen Akademie gibt uns zu einigen nicht erfreulichen Betrachtungen Veranlassung. Es mußte dieselbe vertagt werden, weil unter den 33 anwesenden Mitgliedern der Akademie eine absolute Majorität nicht zu erzielen war. 16 Stimmen vereinigte der verdienstvolle Gelehrte Nisard, über dessen Literaturgeschichte wir vor einigen Wochen Bericht erstattet haben. Unter diesen Stimmen sind zu nennen: Guizot, Dupin, Salvandy, Villemain, Scribe und Herr von Lamartine. 12 Stimmen hatte Herr Thiers für seinen neuen Freund, Herrn von Montalembert, gewonnen, es waren darunter Graf Molé, der Kanzler Pasquier, Rémusat und St-Beuve, der bekannte Kritiker aus der Révue des deux mondes. Es ist ein — ich weiß wirklich nicht, ob mehr lächerliches oder niederschlagendes Schauspiel, den Geschichtsschreiber der Revolution, den Verehrer Mirabeau's und Danton's, den echten Schüler des ungläubigen Voltaire, aus Abscheu vor der socialen Revolution, der bei ihm zu einer vollständigen Monomanie geworden ist, sich zu den Füßen der alleinseligmachenden Kirche winden zu sehn, in der er allein eine Zuflucht vor dem ihn von allen Seiten ängstigenden Gespenst erwartet. Dieser politische Charlatan, der nie eine wirkliche Ueberzeugung, nie einen lebendigen Glauben, selbst nie eine starke Leidenschaft gehabt hat, endigt sehr natürlich mit einer Apostasie, die nur durch den eigenthümlichen Cynismus, mit dem seine Natur sie ausgestattet, ein gewisses Interesse gewinnt. — Aber die Verwunderung, welche der Eifer für die Wahl des Chefs der Jesuitischen Partei von Seiten der alten Liberalen erregen muß, wird noch überboten durch das Erstaunen über den dritten Candidaten. 5 Stimmen nämlich — Victor Hugo, Alfred de Vigny, Cousin!, Lebrun und Empie, haben für Alfred de Musset gestimmt, den schmutzigsten und liederlichsten unter allen französischen Romantikern, gegen dessen Cynismus unser Heine ein leibhaftiger Tugendspiegel ist. — Haben diese 5 Stimmen auch nicht ausgereicht, ihm die Pforten der französischen Akademie zu öffnen, so sollen sie doch hinreichen, ihm einen Platz in unsern „Studien“ anzuweisen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von E. E. Elbert.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Eugen Sue.*)

Es ist für die Kritik ein beschwerliches, aber unvermeidliches Geschäft, sich mit dem absolut Schlechten in der Literatur zu beschäftigen, sobald dasselbe im Volk einen wirklichen Boden gefunden hat. Seit den Mysterien erfreut sich Eugen Sue einer europäischen Popularität, in der kaum Dickens mit ihm wetteifern kann. Eine Erscheinung, die um so befremdender ist, da die vollkommene Werthlosigkeit seiner Werke in ästhetischer, und ihre Verwerflichkeit in sittlicher Beziehung für einen Jeden, der über die Zofenbildung hinaus ist, eine unabweisbare Thatsache genannt werden muß. Allein bei diesem Befremden und dem davon unzertrennlichen Unwillen darf die Kritik nicht stehen bleiben; sie muß das Uebel begreifen, wenn sie ihm ernstlich entgegentreten will.

Es ist in diesen Blättern schon mehrfach darauf hingewiesen, wie die Form, in welcher die Belletristik namentlich in Frankreich auftritt, zu einer vollständigen Verwilderung der Kunst führen muß. Die französische Presse macht den umgekehrten Weg der Deutschen. Wir haben uns in unsern Zeitungen, Wochenblättern u. s. w. erst allmälig des abstracten Literatenthums entwöhnen und uns mit ernsthaften Interessen beschäftigen lernen; das Publicum der Journale genügte sich in Theaterrecensionen, Novellen und Geschichten des Auslandes, ehe es auf den Gedanken kam, daß es im Reich der Wirklichkeit Dinge gebe, die dem Nachdenken wie dem Gemüth einen würdigeren Stoff geben könnten, als die flüchtigen Spiele der Einbildungskraft und die gehaltlose Sentimentalität privater Beziehungen. Als bei uns die Idee des Vaterlandes und der Politik die einseitige Beschäftigung mit Herzens-

*) Auf das Werk, welches zuerst seinen europäischen Ruf begründete: les mystères de Paris (zuerst im Feuilleton des Journal des Débats), folgten in derselben Tendenz: Le Juif errant; Martin l'enfant trouvé; les sept péchés capitaux, worüber wir im vorigen Jahrgang, Heft 52, berichtet haben, und jetzt: les mystères du peuple. Vorher gingen, außer einer Geschichte der französischen Marine, die Romane: Plick et Plock; Atar Gull; La vigie de Koat-Ven; Mathilde; Arthur; l'aventurier ou la barbe bleue; Jean Cavalier; les deux cadavres; Hôtel Lambert; Deleytar; Thérèse Dunoyer; la Salamandre; la coucaratcha; Latréaumont; le commandeur de Malte; le marquis de Létorière ou l'art de plaire. Es ist möglich, daß ich einen oder den andern übersehen habe.

geschichten und socialen Contrasten in den Hintergrund drängte, waren die Franzosen der öffentlichen Angelegenheiten müde geworden; die Criminalgeschichten wirkten unmittelbarer auf die Phantasie, als die politischen Fragen, die nur durch den Verstand vermittelt werden konnten, und man kam endlich dahinter, daß auch die Reformen im Staat das Privatleben und seine Empfindungen zum Mittelpunkt haben müßten. Man würzte die alten, in tausend und aber tausend Romanen abgehandelten Probleme durch die Bitterkeit einer über die unmittelbare Anschauung hinausgehenden Tendenz, und verband in den anspruchsvollen Phantasiegemälden des Socialismus das Nützliche mit dem Angenehmen. Man wirkte auf die Masse, indem man sie amüsirte. Das Feuilleton — die Referate aus den Assisen mit eingerechnet — wucherte so mächtig nach allen Seiten hin, daß es die Politik zu ersticken drohte. Selbst die politische Revolution von 1848 brachte darin keine große Veränderung hervor, weil sie gleich bei ihrem ersten Auftreten mit socialistischen, d. h. mit sentimentalen Problemen operirte.

Der Feuilletonroman war bei uns in den guten alten Zeiten der Abendzeitung zu Hause. Die Tromlitz, Clauren, van der Velde u. s. w. haben lange vor Eugen Sue geblüht. Aber sie haben es nicht zu dieser Consequenz gebracht. Auch in England erscheinen seit Dickens die beliebtesten Romane stückweise, in Heften. Aber es ist doch hier ein großer Unterschied. Einmal in der Quantität. Ein englisches Heft nimmt immer einen wesentlich größern Umfang ein, als das Feuilleton eines Pariser Journals, und verstattet und erfordert eine größere Sammlung. Aber die Hauptsache ist die verschiedene Art des Producirens bei beiden Völkern. Der Brite mit seinem scharfen Auge für das Detail, seinem behaglichen Humor und seiner reichen Gemüthswelt, vergißt über dem Geplauder an dem Kaminfeuer, über den Späßen mit seinen lustigen und immer originellen Nachbarn ganz und gar das verehrungswürdige Publicum, das er unterhalten soll; er ist ohnehin nicht reich in der Erfindung von Intriguen, und in der Kunst der Spannung wenig zu Hause. Der Franzose dagegen ist Schauspieler auch in seinen einfachsten Geschichten, es ist ihm nicht möglich, zu erzählen, ohne auf den Effect hinzuarbeiten. Bei einem jeden Capitel, welches die angemessenen Spalten des Feuilletons ausfüllt, ist also sein hauptsächlicher Zweck, zum Schluß etwas Ungeheuerliches, Unbegreifliches eintreten zu lassen, welches die Neugierde in eine fieberhafte Spannung versetzt. Er nimmt es nicht genau damit, wie diese Spannung später zu lösen sein wird; denn bei der neuen Schluß-Spannung, die im folgenden Capitel nothwendig eintritt, läßt man sich es gefallen, wenn man mit der Entwickelung der vorigen auf spätere Nummern vertröstet wird. Keinem widerfährt es so häufig, als Eugen Sue, daß er vollständig vergißt, was er früher erzählt, motivirt, zur Entwickelung reif gemacht hat. Von einem innern Zusammenhang seiner Geschichten, gar von einer Oekonomie in den Verhältnissen ist keine Rede. Es sind eine Reihe von Schluß-Effecten, die durch ziemlich langweilige,

mit der größten Liederlichkeit hingeworfene Einleitungen mit einander verbunden werden. Diese Auflösung der Kunst zeigt sich in dem Dialog, der immer leer und ohne innere Berechtigung ist, auch wo der Dichter sich in das Gebiet des Tiefsinnigen begibt; in den Charakteren, die zwar insofern consequent sind, als irgend eine abstrakte Geistesrichtung in ihnen personificirt wird, die aber abgesehen von dieser zu Grunde gelegten Abstraction, kein wirkliches Leben, keinen Inhalt, kein Fleisch und Blut, am wenigsten eine Entwickelung haben; in der Architektonik der Handlung, die weder einem psychologischen Gesetz, noch den ästhetischen Interessen entspricht; endlich in der Moral, die regelmäßig in einem fabula docet nachhinkt, und die in der Regel so faustdick ist, daß die ganze Verwilderung unserer sittlichen Begriffe dazu gehört, sie zu ertragen.

In diesen Fehlern ist aber zugleich enthalten, was Eugen Sue berühmt gemacht hat. Es ist seine wahrhaft Celtische Phantasie, das Unerhörte in seinen Lügen, der Leichtsinn in seinen Sprüngen, was den Leser nicht in jene Ruhe kommen läßt, deren er zu einem unbefangenen Urtheil bedarf. Ein Erstaunen drängt das andere, und die Neugierde wechselt mit dem Gelächter der Enttäuschung. Seine Phantasie hat sich weniger in das psychologische Raffinement eingelassen, welches einer andern Schule, deren bedeutendster Schriftsteller Frédéric Soulié ist, vorbehalten blieb; er empfindet zu roh und zu abstract, um es darin zu einer interessanten Verwickelung zu bringen. Es sind die Wunder der physikalischen Welt, an denen seine Phantasie sich weidet, und wenn er den Menschen heranzieht, so ist es nur als Anatom, als Mediciner, er schildert die Zuckungen des Fleisches mit einer Virtuosität im Eckelhaften, gegen die Victor Hugo ein blöder Schüler ist. — Von der Art seiner Erfindungen nur ein Paar Beispiele. — Zu Anfang des „weiblichen Blaubarts" sehen wir an der Küste der Insel Bourbon einen Kahn, worin zwei Menschen sitzen, in gerader Richtung auf den Fels zueilen, der sich steil in das Meer erhebt. Mitten in der Brandung springen die beiden Männer heraus, und schwimmen durch ein Loch in der Felswand auf einem Wasserfall in eine unterirdische Grotte hinunter, wo die Meerfluth in einem stillen See endet. Wie das nach den Gesetzen der Physik möglich ist, darüber macht sich der Dichter keine Sorgen. Aus dem See steigen sie an's Land und finden sich in einer Höhle, wo sie einen verborgenen Ausgang suchen. Dieser ist so enge, daß man nur durchkriechen kann. Der Führer kriecht voraus, da fühlt er in dem Gange, wo er nicht umwenden kann, eine giftige Schlange auf sich zukommen. Diese tödtet ihn sofort und begibt sich in die Grotte. Das Gift schwellt den Leichnam augenblicklich so an, daß er den Ausgang verstopft; umsonst bemüht sich der Reisegefährte, ihn zurückzuziehen; er fühlt sich nun in der unangenehmen Lage, in der Grotte elendiglich zu verhungern, bis eine Heerde wilder Katzen durch den Eingang auf den Leichnam zukommt, ihn bis auf das Gerippe abfrißt, und es möglich macht, dieses letztere hineinzuziehen, worauf der Reisende

durchkriecht, und an den Fuß einer steilen Felswand gelangt. Diese klettert er auf einem unmöglichen Wege hinauf, und findet oben einen Mann mit einem rothen und einem gelben Aermel. Er packt ihn mit den Worten: „königliche Hoheit, Sie sind mein Gefangener, und müssen mir in den Tower folgen.“ — Auf jenem Felsen ist das Schloß des weiblichen Blaubart, einer schönen jungen Dame, die einem Abenteurer, der um ihre Hand wirbt, ganz freundschaftlich erzählt, sie habe ihre drei Männer aus Caprice umgebracht, lebe mit drei Liebhabern, einem Caraiben, einem Flibustier, und einem Buccanier in der wildesten Lust, und wünsche noch mehr Männer, um sie gleichfalls auf eine raffinirte Weise zu ermorden. Der eine habe sich drei Tage lang im Lachkrampf quälen müssen, bis er starb; dem andern habe sie ein feines Gift über die Augen geschmiert, wovon ihm dieselben in den Kopf zurückgetreten waren und ganz im Hintergrund leuchteten wie Glühwürmchen. Bei ihren Orgien rief sie ihm zu: „Du Mann! komm einmal her!“ dann stellte er sich kerzengerade mitten in den Saal, sie berührte seine Augenlider, und augenblicklich traten seine Augen wie ein Paar Lampen aus dem Kopf heraus, und erleuchteten den Saal, bis endlich der arme Teufel unter großen Qualen den Geist aufgab. — Das ist nämlich Alles gelogen; die drei Männer sowie der Caraibe, der Flibustier und der Buccanier sind nur Eine Person, nämlich der Herzog von Monmouth, der Mann mit dem rothen und dem gelben Aermel, der nicht, wie die Geschichte fälschlich berichtet, durch den Henker Jacob's II. enthauptet worden ist, sondern mit seiner liebenden Gattin, dem angeblichen Blaubart, nach der Insel Bourbon entkam, und jene Geschichte nur erfand, um die Leute zu täuschen. — Von wahnsinnigen Erfindungen ähnlicher Art wimmeln sämmtliche Romane Eugen Sue's; für den, der seine Mysterien kennt, wird es genügen, wenn ich bemerke, daß in diesem Werk seine Phantasie am maßvollsten gewaltet hat. — Dabei verfällt er aus den ausschweifendsten Bildern wieder in die allernüchternste Trivialität des gewöhnlichen Lebens, sein Rausch liegt nicht, wie bei unserm Hoffmann, in seiner Natur, er ist angekünstelt, und hinterläßt bei seinem raschen Verfliegen sehr jämmerliche Nachwehen. — Die Schilderungen von Greuelthaten und grausamen Empfindungen gehen von dem Bedürfniß aus, die Seele in einer heftigen Bewegung darzustellen; nur flüchtet sich die Seele sogleich in's animalische, pathologische Gebiet; es kommt z. B. mehrmals vor, wie die Brunst zu einem Krampf wird, einer besonderen Art Krankheit, die, wenn sie Eugen Sue richtig schildert, sehr scheußlich sein muß. — Daher kommt es auch, daß bei der Analyse von Empfindungen die Bestie viel besser wegkommt als der Mensch; Tiger, Hyänen u. s. w. werden zuweilen mit vielem Glück in ihrer Wuth oder ihrer Brunst gezeigt; der Held der einen Novelle ist ein Pferd von guter Race im Amt eines Beschecelers.

In das Capitel der Celtischen Phantasie gehören auch die Anhäufungen mechanischer Mittel, um fabelhafte Wirkungen zu erzielen, namentlich die Anhäu-

fungen von Capital oder die Association. Bösewichter, die Tausende von Millionen zur Verfügung haben, sind eine der Lieblingsfiguren unseres Dichters. Die Guten haben dann nichts besseres zu thun, als Capital mit Capital zu bekämpfen. — Auch das phantastische Beiwerk, welches zu der sonstigen Nüchternheit in keiner Weise stimmen will, und in der Regel zu irgend einer sentimentalen Wendung benutzt wird, fällt in dieses Register. Z. B. seine Schilderung der jesuitischen Greuelthaten hat er in den Rahmen des ewigen Juden eingekleidet, einer Figur, die weder eine allegorische noch plastische Bedeutung hat; die sich zuweilen mit der Cholera, zuweilen mit der leidenden Tugend identificirt. Er hat dem ewigen Juden eine ewige Jüdin beigegeben, die beim Aufgehen des Vorhangs an beiden Seiten der Beringsstraße stehn, und sich dann trennen, der eine durch Sibirien nach Europa, die andre nach Nordamerika. — Gespenster werden seltener benutzt, und wenn specifische Hexereien vorkommen, so ist es ungeschickt genug.

Die unnatürlichen Sprünge in den Begebenheiten, die Häufung von schauerlichen und unmöglichen Ereignissen ist aber noch sehr unbedeutend, wenn man die Bildung seiner Charaktere dagegen hält. Er hat darin die Poesie Victor Hugo's auf ihren angemessenen, d. h. absolut sinnlichen Ausdruck zurückgeführt.

Seine Charaktere sind überall, wo sie sich nicht in leere Trivialität verlieren, nur eines bestimmten Effects wegen da, und je nachdem dieser Effect nur einmal oder wiederholt gebraucht wird, ist die Farbe schwächer oder stärker. Im letztern Fall soll die Widersinnigkeit der Combinationen durch die Wiederholung gerechtfertigt werden. So weicht in „Arthur," einem von St. Beuve sehr empfohlenen Roman, der Held in andern Beziehungen von den gewöhnlichen Menschenkindern nicht ab, nur daß er ein verstocktes Mißtrauen in sich trägt, welches bei der unpassendsten Gelegenheit hervortritt und seine Stellung brouillirt. Er findet allenthalben die zärtlichste Liebe und Freundschaft, weiß sie aber jedesmal durch einen rohen Ausbruch jenes Mißtrauens aufzuheben. Das wiederholt sich ein sechs bis siebenmal auf eine ziemlich einförmige Weise, bis endlich die Sache äußerlich, durch einen in der Idee des Ganzen nicht berechtigten Meuchelmord zu Ende geführt wird. Eine nach der Schablone gearbeitete Figur paßt für das Lustspiel, wie der Geizige, der Tartüffe u. s. w., als Gegenstand eines tragischen Schicksals ist sie widerwärtig. Ich könnte sie in sämmtlichen Novellen nachweisen. Wo die Combination nicht durch das ganze Stück geht, wird sie dem Publicum mit unerhörter Dreistigkeit in's Gesicht geworfen. Irgend eine unerhörte, in der gewöhnlichen menschlichen Betrachtungsweise gar nicht denkbare Scheußlichkeit wird von Jemand erzählt, und damit gut; wie man sich das nun erklären soll, das kümmert den Dichter nicht. In dieser willkürlichen Grausamkeit ist ihm nur Ainsworth an die Seite zu stellen. — Seine Sammlung von Ungeheuern ist noch viel reichhaltiger als bei Victor Hugo; von der saubern, in formaler Beziehung immer sehr eleganten Behandlung dieses Dichters ist keine Rede, dagegen hält er sich

populärer, pöbelhafter, und weiß durch die völlige Freiheit des Cynismus zuweilen in der That eine gewisse Wirkung hervorzubringen. Das Verhältniß des blasirten Scipio, des ganz entmenschten Wüstlings, zu seinem Vater (im Martin) ist von der Art, und wird durch die Reflexion um nichts erfreulicher, daß die Originale zu dergleichen Ungeheuern sich in der That in der Pariser Gesellschaft vorfinden. — Für das Raffinement seiner Phantasie nur ein Beispiel, aus dem Roman les deux cadavres, dessen eigentliche Helden die Leichen Cromwell's und Carl's I. sind, an denen Rache und Haß ihr viehisches Gelüst ausüben. Die Schlußdecoration ein allgemeiner Brand; rechts ein Schloß, auf dessen Balkon eine alte Dame, die zum Ueberfluß noch die Pest hat, jammernd die Hände ringt, links ein Gehölz, in welchem ein junges Mädchen, an einen Baum angebunden, mit schrecklichem Wehgeschrei den Tod durch die Flammen erwartet. In der Mitte zwei Todfeinde — der Geliebte der Einen, der Sohn der Andern — die an einander schon die schändlichsten Greuelthaten ausgeübt haben, im Duell. Sie schlagen auf einander los; der eine unterbricht sich, und fragt höhnisch: Du! da hinten verbrennt Deine Mutter. Willst Du sie nicht retten? — Der Andere: da hinten verbrennt Deine Braut! — Eine kurze Pause, dann hauen sie wieder wuthentbrannt auf einander los, und lassen die beiden Weiber ruhig verbrennen. Sie hauen sich, bis sie beide halbtodt sinken, aber auch da noch, obgleich sie sich kaum mehr rühren können, schneidet der eine mit der letzten Kraft seiner Sehnen noch immer dem andern in's Fleisch. — —

In einem Sinn wird Victor Hugo auch principiell durch seinen Nachahmer überboten. Er hat die Poesie des Contrastes zu einer gewissen Totalität abgerundet, seine wirkliche Welt ist die umgekehrte der Idee; das Reich des Unrechts und des Bösen, die Hölle. Die Tugend geht unter und das Laster triumphirt. Der Dichter mit seinem höheren Bewußtsein weidet sich an dem ironischen Schauder über die Verworfenheit der Welt und die Unfähigkeit oder Bosheit des Wesens, welchem sie ihr Dasein verdankt.

Wir können in diesem Weltschmerz, der übrigens mit unserm deutschen nichts gemein hat, eine vollständige Stufenfolge nachweisen. — Zuerst bleibt es bei dem Empirischen stehen. Ich führe nur Einiges an. In einem Seeroman, la Salamandre — beiläufig, die Seegeschichten, die Eugen Sue zum Theil aus eigner Anschauung nacherzählt, haben für seine Phantasie den großen Reiz, daß sie grausame Schiffscapitäne und außergewöhnliche Martern möglich machen — ist der scheinbare Held ein alter, edler Schiffslieutnant, der von dem Fanatismus des Dienstes getrieben, sich selber und seine Familie in's Unglück bringt, um nur seiner Flagge nicht die Schande zu machen, daß es bekannt wird, er stehe unter einem unfähigen Capitän. Zuletzt läßt er sich sogar mit einer gewissen Bosheit hinrichten. Er wird von der Welt als Verbrecher und Bösewicht angesehen, sein Capitän, ein alter Tabakshändler, der vom Dienst nichts versteht, feige ist, und

ſich unter den Pantoffel ſeiner Frau ſchmiegt, als ein ebenſo tapferer als einſichtsvoller Officier. Der Hauptheld aber iſt ein gewiſſer Herr von Sçaffie, der ſich zu dieſer verſchrobenen Wirthſchaft ironiſch verhält. Er gilt daher dem Dichter für einen ausgemachten Teufel, obgleich er nichts thut, was dieſen Ruf rechtfertigen könnte. — Ein anderer Seeroman, la vigie de Koat-Ven, breitet ſich ausführlicher über die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe aus. Er verſucht zu zeigen, daß Alles, was in der öffentlichen Meinung als erhaben und würdig gefeiert wird, aus den nichtswürdigſten Motiven entſpringe. Der Held, ein raffinirter Egoiſt, der Alles, was mit ihm zu thun hat, betrügt und zu niedrigen Zwecken mißbraucht, lebt glücklich bis an ſein Ende, geehrt und geliebt von aller Welt; die braven Leute gehen zu Grunde; die liberale Geſinnung beruht auf Gemeinheit u. ſ. w. Den Chorus bildet ein aufgeklärter Prieſter, der über dieſe Verkehrtheit der Welt den größten Jammer empfindet, und die Ungerechtigkeit des Schickſals dadurch auszugleichen ſucht, daß er jenen Egoiſten auf dem Sterbebett einſchüchtert. Aber es gelingt ihm nicht, und verzweifelt ruft er aus: Wer ſollte nun noch daran zweifeln, daß in einem Jenſeits dieſes Unrecht ausgeglichen, das Gute belohnt und das Böſe beſtraft werden muß? Und ſetzt nach einer längern, erſchütternden Pauſe (vier Reihen Gedankenſtriche), mit fürchterlichem Blick gen Himmel hinzu: Moi!!!! — Es ſind in dieſem Romane noch eine Reihe anmuthiger Epiſoden, z. B. eine Herzogin, die von jenem Egoiſten betrogen, ſich rächen will, um unkenntlich zu ſein, ſich das Geſicht mit Scheidewaſſer verſtümmelt, und in dem untern Raume des Schiffes allerlei Intriguen ſpinnt, bis ſie endlich als Hexe über Bord geworfen wird. — Am meiſten Virtuos iſt aber Eugen Sue in der Schilderung jener teufliſchen Blaſirtheit, die aus zu ſtark angeſpannter Liederlichkeit hervorgeht, obgleich ihm Balzac darin in mancher Beziehung den Rang abläuft. Leider läßt ſich bei Beiden eine gewiſſe brutale Portrait-Treue nicht verkennen. — Die Geſchichte des Doppellebens im Atar Gull habe ich bei einer andern Gelegenheit erzählt, neben jenem Seeräuber aus getäuſchter Liebe iſt der Hauptheld ein Negerſklave, der ſich mit dem ganzen Haß ſeines Stammes auf einen übrigens gutmüthigen Pflanzer wirft, denſelben ins Unglück bringt, ihn, als er vom Schlage getroffen iſt, auf jede mögliche Weiſe peinigt und ſich dabei vor der Welt ein ſolches Anſehen aufopfernder Treue zu geben weiß, daß er den Monthyonſchen Tugendpreis erhält. Alles iſt Lüge in der Welt, am meiſten die angebliche Tugend! das iſt die Pointe, auf welche all dieſe wunderlichen Erfindungen herauskommen.

Auch der hiſtoriſche Roman, in welchem ſich Eugen Sue einige Male mit ſehr geringem Glücke verſucht hat, dient dieſem Zwecke. Es kommt ihm vorzugsweiſe darauf an, die öffentliche Meinung über ſtark hervorragende Charaktere zu widerlegen. So wird in dem einen Ludwig XIV. nicht nur als ein gemeiner Schurke, ſondern auch als ein ziemlich unbedeutender Menſch geſchildert, in einem andern Ludwig XV. als leidlich ruhmvoller König. Mit dem hiſtoriſchen Coſtüm

treibt er einen Luxus, wie Victor Hugo, aber ohne dessen in Einzelheiten immer anerkennenswerthe Sachkenntniß. Dabei liebt er es, auffallende Erscheinungen auf medicinische Probleme zurückzuführen, und in dem einen übrigens sehr schlechten Roman, der den Cevennenkrieg behandelt (Jean Cavalier) ist die medicinische Hypothese über die wunderbaren Phänomene der hugenottischen Propheten sinnreich genug. Die Anführer der Schwärmer sind auch hier kalt berechnende Schurken, die die Welt betrügen, wie sich selber.

Mit all dieser Verzweiflung über die Verkehrtheit des Weltlaufs hätte Eugen Sue auf die Länge kein Glück gemacht, denn das Publicum wird verdrüßlich, wenn es das Laster beständig triumphiren sieht. In die Resignation des alten Glaubens, die Erde müsse ein Jammerthal sein, um dem Himmel zur Folie zu dienen, kann sich selbst der moderne Romantiker nicht zurück schwindeln, obgleich er im Anfang fromm und conservativ genug aufgetreten ist. Dagegen hat er später das angemessene Mittel gefunden, den Weltlauf mit dem Ideal des Guten zu versöhnen, in dem Jesuitismus der Tugend.

Zuerst sind es einzelne, höher begabte tugendhafte Menschen, von denen dieser Jesuitismus ausgeübt wird. Schon in einem früheren Roman, Mathilde, stellt sich das höhere Bewußtsein der Tugend mit einer ziemlich despotischen Willkür in den Mitteln dem Reich des Lasters entgegen. In den Mystères erreicht dieser Despotismus der guten Sache seinen Höhepunkt. Der Großherzog Rudolf, die Fleisch gewordene Vorsehung in dieser Welt der Trübsal, begeht in seinem Kampf gegen die Bösen Verbrechen, die jeden andern wenigstens in's Zuchthaus gebracht haben würden. In den Franzosen steckt überhaupt noch immer viel von einem Robespierre, und die Sache wird dadurch nur noch schlimmer, daß an Stelle des alten moralischen Rigorismus eine gewisse laxe Genialität in der Unterscheidung von Gut und Böse eingetreten ist. Rudolf und seine spätern Nachfolger verwerthen das Laster zu ihren guten Zwecken, sie wollen das Gift in Arznei verwandeln. Aber sie täuschen sich darin; in der sittlichen Welt ist es nicht wie in der physischen, wo alle Wirkung nur relativ ist. Wo eine Gesellschaft so weit gekommen ist, das Gewissen wegzureflectiren durch ein Rechen-Exempel, in welchem das Positive, das erreicht werden soll, mit dem Negativen der Mittel in Ausgleichung gebracht wird, ist sie unsittlicher als im Zustand naiver Barbarei. Den Franzosen liegen noch immer die alten Casuisten im Kopfe; in ihrer Bekämpfung hat sich Pascal zu sehr an die äußere Erscheinung gehalten, den Principien ist er nicht zu Leibe gegangen. Nur der Protestantismus hat einen Kant möglich gemacht. — Man bleibt nämlich bei dem Grundsatz, der Zweck heiligt die Mittel, nicht stehen, sobald man einmal das feste Gebäude des objectiven Rechts gebrochen hat, man reflectirt weiter, und findet bald, daß sich auch über das Wesen des Guten nach beiden Seiten hin mancherlei sagen läßt. So gut Eugen Sue in seinen früheren Werken den Weltlauf auf den Kopf gestellt hat, macht er es in seinen

späteren mit der Idee des Rechts; was in den Mystères, in dem ewigen Juden u. s. w. zerstreut vorkommt, ist in den „sieben Todsünden" zu einer gewissen Totalität gesammelt. Was das Christenthum als Sünde betrachtet hat, soll vielmehr das Gute sein: der sinnliche Genuß und die sinnliche Kraft. — Es ist ein Capitel, auf welches ich noch einmal zurückkommen muß.

Es ist kein selbstständiges Ideal, welches der moderne Dichter den Abstractionen des Christenthums entgegenstellt, sondern das altfranzösische, altkatholische. Der Katholicismus — und das ist sein wesentlicher Unterschied von unserer Kirche — hat ein doppeltes Ideal, ein himmlisches und ein irdisches; bei ihm ist die Ehe Sacrament wie die Priesterweihe; er weiht selbst den sinnlichen Genuß, indem er durch das momentane Gebot der Fasten eine unberechtigte Wichtigkeit darauf legt. — Darum sind die neuen Evangelisten, welche die frohe Botschaft des gleichvertheilten sinnlichen Genusses der leidenden Welt predigen, ganz eigentlich im Katholicismus zu Hause; es ist das ein neuer Himmel, nur daß seine im Unglauben aufgewachsenen Apostel ihn auf die Erde verlegen. Bei uns Protestanten, die wir in allen Dingen gewohnt sind, das geistige Moment aufzufassen, wird diese Lehre kein großes Glück machen.

Bei Eugen Sue aber ist dieses Verhältniß zum Socialismus sehr bezeichnend. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er Bücher für das Volk schreibt, gegen die Bourgeoisie, gegen das Capital, während er sich selbst einen Raffinement des Luxus und der wollüstigen Genüsse ergibt, an welches unsere armen deutschen Poeten kaum in ihren Träumen zu denken wagen. Eugen Sue hat keinen andern Begriff von Glückseligkeit, als den ihm seine Zeit gibt; in seinen Schilderungen wie in seinem Leben ist es nur das Fieber des Genusses, der Wollust, die Fabelwelt von Aladdin's Wunderlampe, was ihn begeistert. Nun kommt aber der abstracte Idealismus dazu, der bei ihm das Wesen des Rechts ergänzt. Eigentlich sind doch alle Menschen dazu bestimmt, glücklich zu sein d. h. Champagner zu trinken, hübsche Grisetten zu küssen, und sich in Schlafröcke aus Kaschmir einzuhüllen — Das ist eben die positive Seite des Socialismus, und unter diesem Banner zieht er gegen das Reich der Selbstsucht zu Felde.

Sein „Jesuitismus der Tugend" ist daher aus sehr naheliegenden Gründen immer demokratischer geworden. In den Mystères ist es ein verkappter Fürst, der das Princip des Guten vertritt; im ewigen Juden eine meist aus Aristokraten zusammengesetzte Societät, die noble Familie des alten Ahasver, geführt und beschützt von ihrem fabelhaften Stammvater; die vornehmen Apostel des sinnlichen Genusses im Kampfe mit den Jesuiten, den Priestern der christlichen Abstraction, die mit den Sinnen bricht. In Martin ist es ein Kammerdiener, der die Rolle der Vorsehung übernimmt; in der Ausführung so cynisch, abgeschmackt und lächerlich als möglich, der Anlage nach aber ein Repräsentant des Götzen „Volk", den man sich um so brillanter ausgestattet denken kann, je un-

klarer man ihn schildert. Es ist der popularisirte Ruy Blas, gerade so unmöglich und so verschroben als sein Vorbild. In den Mysterien des Volks hat dieser Götze seine Hülle abgeworfen; theils freilich aus Speculation, weil der Socialismus gerade gut geht, theils aber durch einen innern, sehr erklärlichen Proceß. So sehen wir unsern Eugen Sue, der früher für die Aristokratie schwärmte, und den philisterhaften Bourgeois gering schätzte, der auf die herzlose Aufklärung schmähte, und sich nach dem Glauben seiner Väter zurück sehnte, mit Felix Pyat und Emile Girardin in den vordersten Reihen der rothen Republik, unter den Propheten der Zukunft. Er hat nun eine Antwort gefunden für die Frage, die ihn seither zu Lästerungen gegen den Himmel verführte, die Frage, warum der Weltlauf mit der Tugend in Widerspruch stehe? — Die Selbstsucht ist der Grund, legt sie unter die Guillotine, so hält die Menschheit bei rother bengalischer Beleuchtung ein allgemeines lucullisches Mahl. — Nicht als ob er wünschte, daß diese schöne Zeit sobald kommen möchte; denn abgesehen davon, daß man ihn alsdann hängen würde, wegen seiner galonirten Bedienten, seines goldenen Geschirrs und seiner aristokratischen Gewächshäuser, so wäre mit dieser Erfüllung der Verheißung auch das aufgehoben, was seine Lebensluft ist: Die Poesie des Contrastes.

Englische Schriften über den Orient.

Washington Irving steht bekanntlich unter den wenigen amerikanischen Schriftstellern, die in England populär sind, oben an; die britische Literatur zählt ihn sogar mit Vorliebe zu den Ihrigen. Die Republik der Vereinigten Staaten aber, nicht unempfänglich für die Ehre, die Irving seinem Vaterlande macht, und begierig zu zeigen, daß sie den Genius zu würdigen weiß, auch wenn er nicht „calculirt“ und Dollars producirt, belehnte ihn vor Jahren schon mit dem Gesandtenposten in Madrid, einer anständigen und angenehmen Sinekure. Die „Eroberung von Granada“ und die Schilderung der „Alhambra“, die durch eingeflochtene, glücklich charakteristische Novellen lebendigen Reiz erhält, zeigen von Irving's langjährigem und fruchtbarem Studium spanischen Lebens. Jetzt verfiel der geistvolle und humoristische Sittenmaler auf den umfassenden Plan, in einer Reihe von Büchern die Zeiten und den Einfluß der maurischen Herrschaft in Spanien zu schildern. Zu diesem Zweck ging er weit zurück in's Morgenland des siebenten Jahrhunderts und begann damit, den Propheten Allah's, den Gründer jener Herrschaft, deren Stündlein in Europa bald zu schlagen scheint, in Lebensgröße und in voller Farbenpracht aufs Papier zu werfen. „Das Leben Mohamed's

und seiner Nachfolger" (Lives of Mahomed and his Successors, 2 vol.) erschien von ihm bei Murray in London. Mancherlei findet die englische Kritik an dem reizenden Werk auszustellen; Irving hat sich nicht den Zugang zu den arabischen Quellen verschaffen können, da er kein Orientalist ist; er gibt nicht einmal eine historische Einleitung über den Rückfall der christlichen Kirchen des Morgen- und Abendlandes in faktisches Heidenthum, über den Beginn politischer und moralischer Auflösung des byzantinischen Reichs, kurz, über die verzweifelten Zustände des siebenten Jahrhunderts, die dem raschen Aufschwung des Mohamedanismus so günstig waren; er verschmäht es nicht, Legenden und Sagen, die einer späteren Zeit ihren Ursprung verdanken, so daß selbst der Araber Abulfeda keinen Gebrauch von ihnen machte, in seine Biographie Mahomed's zu verweben; er hat überhaupt dem Bedürfniß nach einer Geschichte Mahomed's, welches seit Gibbon's quellenarmer Zeit in England empfunden wird, nicht abgeholfen. Es sei ein Roman, meint das Athenäum nach verdientem Lob der glänzenden, oft unwiderstehlich fesselnden Schönheit der Darstellung; ein Roman, der Aussicht habe, in alle Sprachen Europas übersetzt und von Alt und Jung verschlungen zu werden, nicht mehr und nicht weniger.

Das Athenäum mag im Wesentlichen Recht haben; jedenfalls trägt das Buch, wie ein echter historischer Roman, das Gepräge innerer Wahrheit. Wo die Lücken, welche die Forschung der Geschichtskundigen oder selbst die nationale Tradition leer ließ, durch graziöse Fiction ausgefüllt sind, wurzelt diese Dichtung doch tief im Charakter der orientalischen Völker, tief in dem Wesen der menschlichen Natur überhaupt. Wir sehen, wie Mahomet, der ursprünglich nur als Reformator auftreten wollte, allmälig gedrängt wird, Stifter eines neuen Glaubens zu werden; wie der Glaubensstifter, indem er die nationalen Eigenthümlichkeiten seines Stammes und die Individualität seiner Jünger klug benutzt, mit der Zeit von seinen Organen beherrscht und fortgerissen wird. Glorreiche Abkunft und persönliche Schönheit sind die unerläßlichen aristokratischen Vorzüge eines Glaubensstifters; Armuth, einfaches Leben, tiefsinnige Melancholie und das Schicksal des Verfolgten sind die demokratischen Tugenden, die in den Augen des Volkes ihn mit geheimnißvollem Zauber umkleiden und die Schwärmerei für seine Lehre immer weiter verbreiten.

Mahomed ist von Haus aus der friedliebendste unter allen Visionären des Morgen- und Abendlandes. Wäre seine Scheu vor Blutvergießen nicht zum Theil eine Folge diplomatischer Klugheit, seine Sanftmuth erschiene uns für einen Araber unnatürlich. Zehn Jahre lang sind er und sein Koran Gegenstand der bittersten Verfolgung, mehr als die Dolche, die ihm nach dem Leben trachten, verwunden ihn die Spöttereien und Satyren des skeptischen und witzigen Araber-volks; und binnen dieser Zeit gelingt es ihm nicht mehr als etwa vierzig Proselyten zu werben; darunter sind jedoch leidenschaftliche Anhänger, die als Mencheln-

mörder gegen ihn auszogen und als Bekehrte ihm zu Füßen sanken, wie Omar. Niemand, den er einmal gewonnen, wird in seiner Treue wankend; und wie sein Weib die erste auf den Koran schwur, so machen die Weiber überall die feurigste Propaganda für ihn. Erst nachdem seine Feinde ihn gezwungen haben, sein Leben durch die Flucht aus Mekka zu retten, läßt er sich von der kleinen Apostelschaar, die ihn in die Wüste begleitet und die kein besseres Argument als Schwert und Lanze kennt, zum heiligen Glaubenskrieg, d. h. zu Razzias gegen die Karavanen ungläubiger Stämme bereden. Er selbst schwingt keine Waffe, sondern läßt seine Apostelbeduinen für sich streiten und Beute machen; in der Entscheidungsschlacht bei Beder spielt er die Rolle Mosis und betet zu Allah, der auch durch ein Wunder seinem Heere den Sieg über die Uebermacht der Feinde verschafft. Triumphirend zieht er in seine Vaterstadt Mekka ein und amnestirt die blutdürstigsten Widersacher seiner Person und seines Korans. Der Fanatismus gegen die Zweifler an seiner Unfehlbarkeit, die drakonische Strenge, mit welcher Moses religiöse Sünden bestrafte, ist ihm völlig fremd. Freilich eifern seine Getreuen desto summarischer für ihn. Ein Araber hatte einen Streit mit einem Juden und wandte sich, zur Schlichtung des Handels, an Mohamed. Dieser entschied zu Gunsten des Juden, und der Araber, wüthend über diesen Ausspruch, appellirt an Omar, von dessen Haß gegen den Stamm Israels er eine entschiedene Parteinahme für sich erwartet. Wie? ruft Omar; wagt Jemand dem Wort des Propheten zu widersprechen? und schlägt dem Klagenden ohne Weiteres den Kopf ab. Bezeichnend ist Mohamed's Benehmen gegen Abdallah Ibn Saad, einen tapfern und witzigen jungen Araber, der nach seiner Bekehrung Sekretär des Propheten, dann aber zum Renegaten und Verräther an ihm geworden war. Da er den Auftrag hatte, den Koran mehrmals abzuschreiben, benutzte er diese Gelegenheit, um in der heiligen Schrift Fälschungen anzubringen, durch die sie lächerlich werden mußte, und außerdem die boshaftesten Pasquille auf Mohamed und seine Religion zu verbreiten. Als der Prophet wieder in Mekka thronte, fiel ihm der abtrünnige Abdallah zu Füßen und bat um Gnade. Gewiß konnte es in den Augen der Gläubigen keinen schwärzeren Verbrecher geben als Abdallah. Mohamed sah eine Weile schweigend auf ihn nieder; er erwartete, daß Jemand aus seinem Gefolge ungeheißen das Haupt des Sünders vom Rumpfe hauen und ihn der Nothwendigkeit, ein hartes Wort zu sprechen, überheben würde. Als dies nicht geschah, amnestirte er auch Abdallah, der fortan ein guter Muselmann blieb. — Groß war bei den Arabern der Einfluß des Wortes, Redner und Dichter standen in fürstlichem Ansehen. Die Verse Amru's thaten dem Propheten in den ersten zwölf Jahren seiner Sendung größeren Schaden als alle Verfolgungen seines Stammes; der junge Dichter bekehrte sich aber zuletzt, und dieses Ereigniß hielt Mohamed für wichtiger als eine gewonnene Feldschlacht oder als die freiwillige Unterwerfung eines ganzen Volkes.

Wir können an die Treue des Bildes glauben, das Irving von der Persönlichkeit des Propheten entwirft, und doch die Metamorphosen begreifen, die mit der von ihm gestifteten Religion vorgegangen sind. Schon bei Lebzeiten Mahomed's, von dem Zeitpunkte an, wo Syrien erobert war, wurde der Islam durch den kriegerischen Fanatismus seiner apostolischen Feldherrn ein Glaube des Schwertes, der entweder bekehrte oder vernichtete. Wie durch die Persönlichkeit seiner jedesmaligen Oberpriester, so wird er noch mehr durch die Individualität der bekehrten Stämme modificirt. Man würde falsch urtheilen, die stumpfe Unempfänglichkeit für Kunst, Wissenschaft und materiellen Fortschritt, die das türkische Kaiserreich bezeichnete, lediglich dem Einfluß des Korans zur Last zu legen. Die glänzende Califenzeit und die Blüthe Spaniens unter den Mauren sind ein Beweis, daß dieselbe Religion bei verschiedenen Völkern, je nach der Art ihrer geistigen und physischen Lebenskraft, ganz ungleiche Wirkungen hervorzubringen im Stande ist.

Von mehr unmittelbarem Interesse für die Politik des Tages ist ein touristisches Werk von Mr. Mac Farlane, welches ebenfalls bei Murray erschien: „Die Türkei und ihre Bestimmung" (Turkey and its Destiny, 2 vol.) Der Verfasser kennt den Orient seit dem Jahre 1828 und gab damals ein Werk über Constantinopel heraus, welches reich an treffenden Beobachtungen ist. Seitdem kam die von Mahmud begonnene Reformpolitik erst recht in Schwung und Mac Farlane war begierig, durch den Augenschein sich von der hoffnungsvollen Verjüngung zu überzeugen, die nach türkenfreundlichen Schilderungen im Reiche Othman's zu bemerken sei. Er schiffte sich im Herbste 1847 nach Constantinopel ein und kehrte im Sommer 48 wieder nach England zurück. Im Ganzen widmete er eilf Monate dem Studium der türkischen Zustände. Das Resultat ist ein trauriges; die Todtenglocke der hohen Pforte klingt aus jeder Zeile des Buches heraus. Wenn der Fragmentist die Illusionen der Philhellenen unbarmherzig zerreißt und mit geistreicher Schärfe darthut, daß Griechenland nicht scheintodt, sondern wirklich maustodt war, als die Diplomatie es zum europäischen Staatenleben wach galvanisirte, so klingt das Urtheil des Engländers über die Türkei noch trostloser, weil es sich auf Thatsachen stützt, die kaum einen Widerspruch leiden. Fallmerayer sprach den Griechen das hellenische Geblüt, er sprach ihnen die Fähigkeit nationaler Entwickelung ab; letzteres Verdict greift mehr oder weniger dem Urtheil der Zukunft vor. Mac Farlane aber zählt die Sandkörner der türkischen Staatenuhr vor unsern Augen und wir können ungefähr den Moment berechnen, wann das letzte Korn abgelaufen sein muß.

Daß die vielgepriesenen Reformen der Türkei auf dem Papier oder Pergament von Gul-Chaneh geblieben sind, ist schon oft gesagt worden. In Constantinopel wie in dem kleinasiatischen Paschalik Brussa hatte der Reisende Gelegenheit, dieselbe Willkür, Raubsucht, Verschleuderung und viehische Grausamkeit der

obersten und untersten Beamten zu beobachten, wie vor zwanzig Jahren. Er erzählt ein gutes Häuflein märchenhaft klingender Beispiele, die er als Augenzeuge sich notirt hat. Das einzige Resultat der Reformpolitik besteht darin, daß die Türken in Constantinopel ihre stolze Nationaltracht mit der schäbigen Frankenkleidung und ihr einst so pompöses, zuweilen sackgrobes Benehmen mit einem sehr friedlichen zuvorkommenden Wesen vertauscht haben. Diese Umwandlung scheint aber weniger Frucht fortgeschrittener Civilisation, als eine Folge von Muthlosigkeit, Zerknirschung und Resignation zu sein. „Es ist aus mit den Osmanlis," sagen sie, „unser Schwert ist gebrochen, die Giaurs werden uns nach Asien treiben, dahin, wo die Wiege unseres Stammes steht. Was ist zu thun? Kismet! (Fatum!)" rufen sie; „es steht geschrieben," und bescheiden gehen sie dem Franken aus dem Wege, in dem sie den künftigen Herrn ihres Landes scheuen. Die Türkei fing auf dem Todtenbette sich zu moderniſiren an, sie wurde duldsam, als ihr die Zähne ausgebrochen waren; ihre Reformpolitik war nichts als das Geständniß ihrer Schwäche.

Der Türkei würde aber die Orthodoxie jetzt so wenig mehr frommen wie die Aufklärung. Trotz Weintrinken und Schweinefleischessen, vermögen es die Mohamedaner mit den Rajahs in einem sehr wichtigen Punkt nicht aufzunehmen: in der Fruchtbarkeit. Was wird die Eifersucht, was wird der Schutz der Großmächte der Türkei nützen, wenn es keine Türken mehr in Europa gibt? Die mohamedanische Bevölkerung in Rumelien ist in stetiger Abnahme begriffen; in eben so stetiger Zunahme die der Rajahs. Griechische und armenische Familien sind in der Regel mit einem Dutzend Kinder gesegnet, während die türkische neben an selten zwei zählt. Die Conscription, der Schrecken aller türkischen Mütter, soll an dieser Kinderarmuth mitschuldig sein; daß die künstlich verursachte Abortion unter den Türkinnen allgemein grassirt, ist ein öffentliches Geheimniß. Dieses Laster hat noch eine andere Quelle als die Conscription: den Pauperismus. Der Grieche und Armenier ist dem Türken in jedem Industriezweig, in Fleiß und Gewandtheit zehnfach überlegen und nährt sich behaglich unter Umständen, die den Mohamedaner in buchstäbliche Hungersnoth versetzen. —

Mac Farlane sieht in dieser Schwindsucht der Türkei eine Versuchung von solcher Gewalt für Rußland, daß er kaum begreift, wie Nikolay bis jetzt im Stande war, ihr zu widerstehen. Er verkündigt die Zeit als bevorstehend, wo die Versuchung stärker sein wird, als die Rücksicht auf das europäische Gleichgewicht und die Furcht vor den Hütern desselben im Westen. Er räth daher als Mittel, einen europäischen Krieg wegen der türkischen Erbschaft zu vermeiden, einen Congreß an, auf dem das Testament der Pforte von den Erben entworfen und dem Erblasser zur Unterschrift vorgelegt würde.

Wie lange aber würde der orientalische Congreß dauern, ehe sich die Parteien vereinbaren? Wir fürchten, eines schönen Morgens erhält die europäische

Diplomatie über Petersburg einen schwarzgesiegelten Brief mit der Anzeige vom seligen Verscheiden der hohen Pforte und der Bitte um stilles Beileid. Lautes Schreien, Weinen und Protestiren dürfte dann wenig frommen. So scheint auch unser Freund Punch in London zu denken, der Mac Farlane's Buch kurz und schlagend illustrirt hat. „Die Türkei und ihre Bestimmung." Ueber dem Wort Türkei sieht man einen prachtvollen Truthahn (Turkey heißt auch Truthahn) stolziren, auf dem nächsten Bildchen über dem Wort „Bestimmung" sieht man ein Speisetischchen, darauf einen Teller, und auf diesem die gerupfte und gebratene Leiche des padischahartigen Vogels. Ein dicker Herr, mit einer Serviette auf der Brust, die Brille auf die Stirn hinaufgeschoben, setzt das Messer an, um den Braten zu tranchiren. Es ist einer, doch läßt sich nicht errathen, ob der Gourmand ein Engländer oder ein Russe ist.

Ein französisches Urtheil aus dem Jahre 1831 über die deutsche Einheit.

Es wird bei der gegenwärtigen Lage der Dinge von Interesse sein, das Urtheil eines gebildeten Franzosen*) über die Ideen, welche unser Vaterland in den letzten Jahren so mächtig bewegt haben, aus einer frühern Periode, ein Jahr nach der Julirevolution, zu vergleichen. Wir theilen es im Auszug mit. — „Wir stellen uns Deutschland noch immer in der Form vor, wie es uns Frau v. Staël geschildert hat: ein Land der Extase, ein beständiger Traum, eine Wissenschaft, die stets im Suchen bleibt, ein Rausch der Theorie, der ganze Geist des Volkes in die Idee des Unendlichen getaucht; in der Jugend romanhafte Sympathien, ein nach allen Seiten hin empfänglicher Enthusiasmus, eine allweltliche Donquixoterie, dann die Selbstverleugnung des Pietismus, das Aufgeben des politischen Einflusses, die Befriedigung in einem mystischen Wohlsein, beständiges Brüten der religiösen Secten, wohlfeile Freuden, ein patriarchalisches Leben, Schicksale, die geräuschlos dahinfließen, wie die Wasser des Rheins oder der Donau; aber nirgend ein Mittelpunkt, nirgend ein gemeinsamer Wunsch, ein gemeinsamer Wille, eine nationale Kraft. Leider hat das alles sich geändert. — Die Reaction gegen die Philosophie, die jetzt in Deutschland vorwaltet, stammt nicht aus einem Haß der Principien an sich, sondern aus einer Art Furcht, noch einmal dem Reiz des beschaulichen Lebens zu verfallen. . . Die Erinnerung an 1814, das wohlthuende

*) Edgar Quinet, über den wir im vorigen Hefte berichteten.

Gefühl, einmal an der Weltbewegung Theil genommen zu haben, ist noch keineswegs ausgelöscht; im Gegentheil es ist daraus in Deutschland ebenso der Geschmack an der politischen Thätigkeit hervorgegangen, wie bei uns der Wunsch nach einer Vermittelung und die Sehnsucht nach Ruhe. . . Der Enthusiasmus aus dem Anfang des Jahrhunderts, so oft getäuscht und gebrandmarkt, hat sich in Galle verwandelt, und Deutschland hat den Sarcasmus seines Luther wiedergefunden, seine eigenen Träume und seine Jungfräulichkeit zu verspotten. Von einer naiven Begeisterung, dem alten Glauben, der Entsagung, der Sammlung, der Sorglosigkeit in politischen Dingen ist nicht mehr die Rede; die Thatsachen haben es zu rauh in seinen Einbildungen verwundet, und es ist nichts geblieben als eine Bitterkeit ohne Grenzen. — Diese Betrachtungen gelten vor Allem für Preußen. Dort hat die alte, cosmopolitische Unparteilichkeit einem reizbaren Patriotismus Platz gemacht, die alten Demagogen haben mit der Staatsgewalt Frieden geschlossen. In der That gibt diese Regierung, das wonach Deutschland am meisten strebt: Action, wirkliches Leben, sociale Initiative. . . Beim ersten Anblick wundert man sich, wie die einzige populäre Regierung in Deutschland die einzige ist, welche die despotische Form beibehalten hat; aber dieser Despotismus ist intelligent, ehrgeizig, unternehmend: es fehlt ihm nur ein Mann von klarem Blick, der seinen Stern im Tageslicht erkennt. Zwischen dem Volk und der Regierung besteht ein geheimes Einverständniß, die Sache der Freiheit zu vertagen, und gemeinsam am Wachsthum der Macht Friedrich des Großen zu arbeiten. Für das übrige Deutschland ist dieser Despotismus bedrohlicher als der östreichische, denn er ist nicht blos in der Regierung, er ist im Land, im Volk, in den Sitten, in dem herausfordernden Ton des preußischen Bewußtseins. Oestreich hat sich seit der Reformation von dem Band der Nation getrennt, es hat sich eine eigne Bestimmung bereitet und sucht sein Glück in der Fremde. Auch die neue philosophische Bewegung des Nordens hat es nicht berührt. Mitten in dem Kampf der Ideen hat es ruhig und maschinenmäßig fortgefahren, wie eine Wölfin der Donau, den Pfad nach Italien und der Türkei zu graben. Was es für seine Nachbarn bequem macht, ist, daß sein unbedingter Glaube an die äußere Gewalt es von jedem Eifer des sittlichen Proselytismus bewahrt, von jedem Versuch, die Geister zu gewinnen. Ganz im Gegentheil verliert der preußische Despotismus keinen Augenblick die Bestimmung Deutschlands aus den Augen; er will es geistig umstricken, ehe er es mit Gewalt an sich nimmt. Ganz im Gegentheil zu dem Wiener, liebt er das Geräusch und kann es auch machen, denn er hat Ideen, Systeme, eine Philosophie, eine Wissenschaft und Secten, die ihm ganz eigen angehören; er vereinigt, man kann es nicht leugnen, die sicherste Praxis mit dem höchsten Idealismus, und beweist vollkommen, daß die materiellen Interessen sich sehr wohl mit dem Glanz der Theorie und der Beschäftigung mit dem Unendlichen vertragen, deren Deutschland zu seiner Ehre, sich nie entäußern wird. — — — Während der ganzen Restaurationszeit

sah Deutschland mit großer Resignation auf die Täuschung seiner Hoffnungen. Der regelmäßige Mechanismus des constitutionellen Regiments sprach nicht lebhaft genug zu der erhitzten Einbildungskraft von 1819, um ein langes Bedauern zu hinterlassen. Auf den in der Oberfläche so aufgeregten, im Grunde so friedlichen Universitäten, verhehlte man nicht die Furcht, in der allgemeinen Gleichheit seine erblichen Vorrechte zu verlieren, und die ausgezeichnetsten Geister fürchteten, in dem Lärm und den gemeinen Ereignissen des politischen Treibens dieses Leben der Wissenschaft, die Einsamkeit der Poesie und Religion verschwinden zu sehen. So hörte ich Männer von einer seltenen Unabhängigkeit des Geistes sich gegen die Preßfreiheit erheben, nicht aus den gewöhnlichen Gründen, sondern aus Sorge für die Wissenschaft und Kunst, die bedroht waren, die erste Stelle im Interesse des Landes zu verlieren. — Dann kam in diesen aufgeregten Gemüthern ein geheimer Widerwille dazu, von Neuem der Nachahmung Frankreichs zu verfallen. Sie kämpften gegen die Oeffentlichkeit der Gerichte und gegen die Geschworenen, wie gegen die drei Einheiten unserer alten Tragödie. — — Der Hauptgrund übrigens, warum die constitutionelle Freiheit keine erheblichen Fortschritte in Deutschland gemacht hat, liegt darin, daß sie unter den Bedürfnissen des Landes nicht in der ersten Reihe steht. Diese Localfreiheiten, nach allen Seiten hin durch die Grenzpfähle dieser oder jener großherzoglichen Souveränetät eingezwängt, drehten sich in einem circulus vitiosus. Logisch können sie nur dann bestehen und sich entwickeln, wenn sie zur Grundlage die politische Einheit Deutschlands haben. Die Einheit, das ist der tiefe, unausgesetzte nothwendige Gedanke, welcher das Land nach allen Seiten hin bearbeitet. Religion, Rechtswesen, Handel, Liberalismus und Despotismus, alles drängt, wenn auch auf verschiedene Weise, nach dieser Entwickelung hin. . . Seit der factischen Auflösung des Reichs waren es zwei Umstände, welche dem Staat ein Selbstbewußtsein gaben. Einmal die philosophische und literarische Bewegung Deutschlands. Sie war eine Reaction gegen das fremde Wesen, ein genauer Ausdruck der Nation, und bei dem Mangel aller gesetzlichen Institutionen eine sociale Gewalt, ein politisches Band, eine Macht im Staat. Es ist eine Ehre für Deutschland, daß es sich in der Ermangelung jedes organischen Gesetzes durch die bloße Kraft des Denkens mit den andern Völkern auf einer ebenbürtigen Stufe gehalten hat. — Nach der Literatur war die zweite Macht, welche an der Einheit Deutschlands arbeitete — Napoleon. Mit einer gewissen Wehmuth stellt man sich das damalige Deutschland vor, so gläubig und so jung, das Land des frommen Dithyramben, der sinnigen Begeisterung, im schönsten Augenblick seines sittlichen Lebens durch die Fanfaren des kaiserlichen Heeres überrascht. Welches Erwachen! und nach welchen Träumen! Aber diesmal wurde die Saat des Feldes nicht von den Hufen eines hunnischen Eroberers zertreten, der nationale Geist setzte ruhig seine Arbeit unter dem Joch von 600,000 Feinden weiter fort. Die Völkerschaften,

Jahrhunderte lang getrennt, wurden durch das plötzliche Eintreten eines gemeinsamen Elends vereinigt, der ganze Stamm fand eine gemeinsame Geschichte wieder. In der Regel erheben sich die Völker zu einem lebendigen Nationalgefühl durch den Einfluß eines großen Mannes, der aus ihrer Mitte als Repräsentant ihres Wesens hervorgeht; Deutschland erhob sich zu sich selbst durch den gemeinsamen Widerstand gegen ein fremdes System und einen fremden Helden. Mit seinem Zögern, seinen unbestimmten und überschwellenden Tugenden, mit seinem Genius, der den Zufall über sich walten ließ, mit seinem irrenden Cosmopolitismus, mit der Zerstreuung seines Gebiets und seines Denkens, bedurfte Deutschland der Hand eines Napoleon, um es zusammenzupressen, es in seine Schranken zurückzudrängen, es zu lehren, daß es sich doch endlich in den Grenzen eines lebendigen nationalen Organismus sammeln müsse. — Die Julirevolution hat die letzte Hand an das Werk der Einigung Deutschlands gelegt. Trotz ihres linkischen Wesens werden die Stände, angefeuert durch diesen fremden Impuls, nicht anhalten, bis sie das ganze System des Mittelalters zerstört haben. Wenn in jedem einzelnen Duodezstaatchen die Monarchie durch die Stände unterwühlt sein wird, so werden diese ephemeren Souveränetäten sich friedlich in den Schooß eines constitutionellen, nationalen Gemeinwillens versenken. — In diesen kleinen Staaten bricht sich der deutsche Geist, der gerade für umfassende Combinationen empfänglich ist, auf eine klägliche Weise bei jedem Schritt an den Mauern, die ihn von allen Seiten umschränken. Der Widerspruch zwischen der Größe der deutschen Ideen und der Kleinlichkeit der Verhältnisse, auf welche sie angewendet werden sollen, ist zu groß geworden, um noch länger dauern zu können. Der politische Ehrgeiz, erwacht seit 1814, erstickt in der Enge dieser Kleinstaaten. Ich könnte die besten Männer Deutschlands nennen, denen der Boden unter den Füßen fehlt, und die an der Schwelle irgend eines Fürstenthums zusammenstürzen, weil sie sich nicht bewegen können. Seitdem die Verfassungen Bürger hervorgebracht haben, fehlt es blos an einem politischen Vaterlande; und die illusorische Form des Bundestages, den Fürsten wie den Völkern unbequem, muß sich in kurzer Zeit geräuschlos in die constitutionelle Repräsentation aller Local-Souveränetäten auflösen. — — Die materiellen Interessen treiben nach demselben Ziel: Die Aufhebung jener künstlichen Schranken, hinter denen sie mit ihren Producten umkommen. Daher diese finstere Unzufriedenheit, die ohne großen Lärm im Stillen fortbrütet, jener verhaltene Zorn, der immer mehr Gift einsammelt und nur abwartet, durch eine bestimmte Anregung aufs Aeußerste getrieben zu werden, und dadurch sein letztes Bedenken zu überwinden. — — Die Nothwendigkeit der Geschichte drängt eben dahin. Die eigenthümliche protestantisch-germanische Cultur verlangt eine äußere, staatliche Darstellung; darum fügt sich der ganze Stamm der Leitung eines Staats, nicht wegen seiner höhern Bildung, sondern wegen seiner größern Leidenschaft, seiner größern Ansprüche, seiner größern Geschäftskenntniß. In ihm sieht er den Träger seines

Ehrgeizes, seiner Wünsche, seines Ruhms. Seit dem Ende des Mittelalters zieht sich mit der Bewegung der Civilisation auch die Kraft des deutschen Staatswesens nach dem Norden. Es ist Preußen, welches bestimmt ist, für den Geist der nordischen Bildung das Organ und das Werkzeug zu werden."

Das Parlament in Erfurt.

Kaum hatte die glänzende Rede des Herrn v. Radowitz ihre Wirkung auf das deutsche Volk ausgeübt, so trat wieder ein, was seit länger als den letzten zwei Jahren das Unglück Preußens und Deutschlands ist, ein kraftloses, launiſches Schwanken der preußischen Politik in den höchsten Kreisen. Unmittelbar nach seinen heroischen und vielversprechenden Worten zeigte der preußische Vorsitzende des Verwaltungsraths das Bestreben, in den Versammlungen des Ausschusses die Rechte und Competenzen der Union mit noch engeren Grenzen zu umgeben als nach der Verfassung und Additionalakte, welche dieselbe preußische Regierung geschaffen hatte, möglich war; der weitere Bund mit den nicht muirten Staaten sollte größere Macht gewinnen — ein Bund, dessen Grundzüge und Construction noch gar nicht erfunden sind —, das Recht des Kriegs und des Friedens auch gegen fremde Staaten, die nicht im alten deutschen Bund waren, sollte der Union genommen und dem großen Bund übertragen werden. Das hieß das Parlament, die Union, die letzten Hoffnungen der Nation erwürgen. Nichts war so dringend für Preußens Ehre und Selbstgefühl, als in gerader Linie „treu und redlich" vorzugehen, nichts so unmännlich, kläglich und schimpflich, als auf dem betretenen Wege, in den der Wille Preußens uns alle gezwängt hat, grade im Augenblicke der That still zu stehen, und nach rückwärts zu blicken. Aber es ruht ein Fluch auf Allem, was von dieser Regierung Preußens in der deutschen Sache geschieht; der Fluch der Halbheit und Schwäche. Geistreich ohne Willenskraft, Alles übersehend und durch jeden schlechten Einfluß bestimmt, schnell in Wallung und noch schneller abgespannt, so vielseitig und ebenso unsicher, glaubt die preußische Politik weise, mäßig, tugendhaft zu sein, und wird thöricht, arrogant und unsittlich. Keine Partei traut ihr, keine glaubt an sie, zuletzt werden alle sie verachten. Fragt die Oestreicher in Frankfurt, die Kübeck und Schönhals, sie nennen Preußen in ihren Kreisen perfid und seine Politik phantastisch; fragt die Männer des Cabinets in Wien, sie bleiben argwöhnisch trotz aller Concessionen, welche Preußen ihnen zu machen so beflissen ist; fragt den Czaren, dem man um Alles in der Welt eine gute Meinung von dem conservativen Beruf Preußens beibringen möchte, er mißtraut allen Worten und Thaten, und deutet fortwährend falsch; fragt in Copenhagen,

wie sie über die launische Veränderlichkeit des Berliner Cabinets klagen; fragt endlich Palmerston, welcher vergeblich den preußischen Bunsen fragt: was wollt Ihr? und wie kann man mit Euch gehen? Von den Parteien im Volk gar nicht zu reden; weder die Altconservativen, noch unsere Partei kann sich der Regierung ergeben. Alle Parteien, alle Regierungen sind gegen diese eine, nicht weil sie ihnen feind ist, sondern weil sie allen unsicher ist, und sie ist unsicher, weil sie nicht weiß, was sie will; weil weder ein Plan, eine Consequenz, noch trotz aller ehrenwerthen Stimmungen eine feste Ueberzeugung in ihr lebt. Es wäre viel weniger gefährlich für Preußen und Deutschland, wenn die Regierung etwas wirklich Gefährliches mit Entschiedenheit erstrebte, Jeder würde dann wissen, was er von ihr zu erwarten hat, sie würde vielleicht starke Feinde haben, aber auch warme Freunde. Wie sie jetzt ist, hat sie keinen Freund, überall aber lauernde Gegner; sie ist viel weniger frei, viel unselbstständiger, schwächer und beengter, als wenn sie gefährlicher wäre, denn Alles intriguirt gegen sie, droht ihr, ermahnt sie, weil sie für jede Partei ein lauer und unsicherer Genosse ist. Und mit solchem unselig organisirten Geist müssen wir zusammen arbeiten, durch ihn unsere nächste Zukunft bestimmen lassen. — Aber wir müssen, deutlich und zwingend ist auch uns unser Weg und unsere Pflicht vorgeschrieben. Und wen die gegenwärtige Verwirrung in der deutschen Sache muthlos macht, der werfe einen Blick auf den Grund, aus welchem unsere Zukunft wachsen soll. Preußen ist ein gesunder Staat, in den Agrarverhältnissen, in seiner Industrie, seiner innern Organisation, seiner Intelligenz ist ein tüchtiges, kernhaftes, vielverheißendes Leben. Ein solcher Staat ist bestimmt zu leben und zu gedeihen, und Niemand kann verhindern, daß er wachse und sich ausbreite, selbst seine eigene Regierung nicht. Und die Erkenntniß, daß jetzt Energie und fester Wille Noth thue, fehlt selbst in einem Theile der preußischen Staatsmänner nicht, welche die Aufgabe haben, die Majestät an ihre Pflicht zu erinnern. Mit Freuden sieht der Patriot die Herren v. Manteuffel und v. Bodelschwingh in einer oppositionellen Stellung gegen die letzten Schwankungen, deren Ungehörigkeit beiden Herren nicht entging. Und wenn wir Alle mit tiefem Schmerz empfinden, daß Preußen wieder einmal nicht verstand, sich — im besten Sinne des Wortes — populär zu machen, und die Meinung der Nation zu gewinnen, so geben wir deshalb doch nicht die Hoffnung auf, aus Erfurt die Anfänge eines deutschen Staatslebens hervorgehen zu sehen. Wir fürchten leider, daß die preußische Regierung unermüdlich fortfahren wird, sich und ihre Freunde zu irren, aber wir hoffen auch, daß die zwingende Macht der Verhältnisse stärker sein wird, als der schwankende Sinn und die unpraktische Weisheit Einzelner.

Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oestreich.

(Pesth 1850. C. A. Hartleben.)

Diesen Titel führt eine geistreiche Schrift, welche in diesen Wochen von Pesth aus in den Buchhandel kam. Der Verfasser hat sich nicht genannt, und wir haben Ursache, ihm deshalb zu zürnen, denn es wäre von hohem Interesse, den Namen eines so hochgebildeten und verständigen Mannes zu erfahren. Wahrscheinlich ist er ein Ungar; — vielleicht Eötvös? Das kleine Buch ist seinem Inhalte nach bedeutend, doppelt anziehend durch seine Geburtsstätte. So klar und energisch und so staatsmännisch gehalten, eine Parteischrift im besten Sinne des Worts. Der Verfasser geht vom Begriff der Nationalität aus, sucht zu beweisen, daß die nationellen Bestrebungen im unlösbaren Gegensatz zu den Grundsätzen der Freiheit stehen und in ihrer consequenten Durchführung alle bestehenden Staaten auflösen müßten; daß auch in Oestreich das Prinzip der Gleichberechtigung mit dem Bestehen des constitutionellen Prinzips unverträglich sei und zum Absolutismus führen müsse, daß es sich überdies vollständig gar nicht durchführen lasse, und doch, nur theilweise durchgeführt in den Völkern gerade das Gegentheil von Zufriedenheit hervorrufen und durch seine Consequenzen Oestreich zerstören würde. Es folgt sein Ideal einer Verfassung des Kaiserstaats. — Viele seiner Sätze unterschreiben die Grenzboten unbedingt. — Der loyale Oestreicher, umringt von den nationalen Kämpfen der östreichischen Völker, deren volksthümliche Forderungen höchst unklar, leidenschaftlich und zum großen Theil unberechtigt erschienen, ist gewöhnt, Nationalitäten und Staat als Gegensätze zu empfinden, und unter Nationalität wenig mehr als die Raceneigenthümlichkeit mit ihren unvermeidlichen Aeußerungen, Volkssitten, Sprache und originellen Empfindungen zu verstehen. Wir, die wir umgekehrt gewöhnt sind, die Eigenthümlichkeit der Nationen, welche sich aus einem großen gebildeten Staatsleben entwickelt, in ihrem Lebensprozeß zu beobachten, wie sie sich allmälig gestaltet, ändert, fortbildet, sowohl Urheber als Produkt ihres Staates; fassen den Begriff der Nationalität höher, so, daß er uns sogar ein Gegensatz zu der Bestimmtheit der Racen und Stämme wird. Die englische z. B. und sogar die preußische Nationalität, die erstere aus einer Vermischung von wenigstens vier Stämmen und Sprachen hervorgegangen, die letztere ein Gemisch von vielen deutschen und slavischen Völkerindividualitäten, haben eine ganz andere und höhere Berechtigung, als was man im Kaiserstaate Nationalität nennt, Serben, Slovaken, Czechen, und Walachen, welche sämmtlich zu einer frühen Zeit in ihrer nationalen Entwickelung gestört worden, und durch ungünstige Verhältnisse in einer halben krankhaften Existenz erhalten worden sind.

Wir theilen eine Probe aus dem letzten Theile des Buches mit, in welchem der Verfasser seine Forderungen an die Organisation Oestreichs ausspricht, und hoffen, daß unsere Leser dadurch für das Buch gewonnen werden:

Der Begriff der Nationalität ist in Oestreich überall – ein unbestimmter. Halb auf das Ergebniß der Geschichte gebaut, und der territorialen Eintheilung des Staates folgend, halb auf die Verschiedenheit der Sprache begründet, kann Niemand bestimmen, welche von beiden Auffassungen die allgemeinere ist, welche man daher mehr zu berücksichtigen hat, höchstens wenn in dieser Hinsicht so viel gesagt werden kann, daß von beiden Richtungen, in welchen sich das Prinzip der Nationalität äußert, immer jene mehr in den Vordergrund tritt, welche sich für den Augenblick am meisten bedroht sieht.

Es folgt daraus, daß bei der Organisation des östreichischen Staates beide Richtungen berücksichtigt werden müssen, und sowohl die historischen Rechte der einzelnen Provinzen, als die Ansprüche, die im Namen sprachlicher Verschiedenheit erhoben werden, nur insofern verletzt werden dürfen, als dieses die Einheit des Staates unumgänglich erfordert. Die Aufgabe, welche mithin in der östreichischen Monarchie gelöst werden muß, ist eine dreifache:

- die Begründung eines starken einheitlichen Staates;

die Vermittelung der nationellen, auf historisches Recht begründeten Ansprüche der einzelnen Theile der Monarchie mit den Bedürfnissen der Einheit;

die Vermittelung der auf die Verschiedenheit der Sprache begründeten Ansprüche der einzelnen Nationalitäten mit dem Prinzipe des historischen Rechtes in den einzelnen Theilen und mit den Erfordernissen der Einheit in der Monarchie.

Wie die Einheit der Monarchie nicht darin besteht, daß die ganze Verwaltung jeder einzelnen Provinz in höchster Instanz durch einen allgemeinen Minister des Innern geleitet werde, und die öffentliche Erziehung in den einzelnen Kronländern besondern Behörden übertragen werden kann, ohne daß dadurch für die Einheit des Staates eine Gefahr entstünde; ja wie es bei den widersprechenden Ansichten, welche in Hinsicht konfessioneller Verhältnisse zwischen Ungarn und Kroatien, Siebenbürgen und Tirol bestehen, fast besser scheint, wenn man alle die Religion betreffenden Angelegenheiten den einzelnen Landesverwaltungen übergibt, und die Centralgewalt der Nothwendigkeit überhebt, ihre in dieser Hinsicht ausgesprochenen Grundsätze in einer Reihe von Ausnahmen anzuwenden, wodurch sie zum Kampfplatze religiöser Fragen gemacht werden muß: eben so kann im Namen des historischen Rechtes der Provinzen nichts in Anspruch genommen werden, als was dieselben wirklich besessen haben d. h. jenen Kreis freier Thätigkeit, welchen die absolute Regierung vormärzlicher Tage den einzelnen Provinzen offen ließ.

Selbst wenn wir die Verhältnisse Ungarns, Siebenbürgens und Kroatiens betrachten, erstreckte sich dieser Kreis nirgends so weit, daß er die durch die ab-

solute Regierung vertretene Einheit der Monarchie hätte gefährden können. Auch diese in den frühern Verhältnissen dem Namen nach konstitutionellen Länder, welche von ihren Rechten nun das einer theilweisen Steuerbewilligung*) der Gesammtheit überlassen müssen, hiefür aber durch die Theilnahme an dem allgemeinen Reichstage und die verantwortliche Leitung ihrer eigenen Geschäfte entschädigt werden, müssen durch diese Veränderung nicht nur an konstitutioneller Freiheit, sondern selbst an provinzieller Selbstständigkeit gewinnen. Alle übrigen Provinzen der Monarchie, die bei einer neuen Konstituirung derselben unmöglich eine andere Stellung als die vorgenannten Kronländer erhalten können, würden durch Gewährung dieser Art von Selbstständigkeit, welche die Einheit der Monarchie nicht stört, mehr erhalten als sie seit Jahrhunderten besessen haben. Es folgt hieraus, daß die Vermittelung der historischen Ansprüche der einzelnen Provinzen mit den Bedürfnissen eines einheitlichen Staates in Oestreich nur so lange nicht möglich ist, als jene, die für die Einheit der Monarchie thätig sind, mehr als diese Einheit, und jene, die um ihr historisches Recht ringen, mehr als dieses erreichen wollen.

Da jene Ansprüche, welche im Namen der Nationalität auf der Grundlage der Sprachverschiedenheit erhoben werden, im Kreise des Provinziallebens nicht zu befriedigen sind, und das Bestehen dieser Ansprüche ebenso wenig geleugnet werden kann, als ihre Gefährlichkeit für den Staat, wenn er mit ihnen in directen Gegensatz tritt: so muß durch eine freie Kommunalverfassung und durch die dem Einzelnen gebotene Möglichkeit, sich zur Wahrung der sprachlichen Nationalität mit seinen Sprachgenossen zu vereinigen, mit einem Worte, durch einen hohen Grad *individueller Freiheit* jede Ursache zu einem solchen Kampfe vermieden werden.

Aus dem Gesagten geht zugleich meine Ansicht über jene Staatsform, welche ich in der östreichischen Monarchie für die einzig mögliche halte, hervor.

Oestreich bedarf der Einheit, es bedarf mithin solcher Gewalten, durch welche dieselbe aufrecht erhalten wird. Ohne einen gemeinsamen Reichstag und ein gemeinsames Ministerium, welches alle den ganzen Staat betreffenden Angelegenheiten verwaltet, wobei es — mit sehr wenigen Ausnahmen — nur von seiner Ernennung abhängige Verwaltungsbeamte gebrauchen kann, während es selbst dem allgemeinen Reichstage, *und nur diesem* verantwortlich ist — ohne einen allgemeinen Reichstag und ein solches Reichsministerium ist keine Einheit denkbar.

Es gibt Angelegenheiten, welche nur den Gesammtstaat betreffen, wie z. B. alles, was den Regenten und seine Familie, die Land- und Seemacht, den Handel und alle auswärtigen Angelegenheiten betrifft, und in Hinsicht aller dieser Dinge

*) Es ist bekannt, daß sich das Steuerbewilligungsrecht des ungarischen Landtages blos auf die direkten Steuern erstreckte.

ist der Wirkungskreis des Gesammtstaates in sich klar: In Hinsicht alles Uebrigen, wie Finanzen, Kommunikationsmittel u. s. w. läßt sich nur der Grundsatz aufstellen, daß alles dasjenige, was den ganzen Staat betrifft, auch nur durch die Organe des Gesammtstaates geleitet werden kann.

Wie die Einheit der Monarchie nur dann bestehen kann, wenn man für die zur Erhaltung derselben nöthigen Organe gesorgt hat, und der Wirkungskreis dieser gesichert ist, so ist jede Provinzialverfassung ein Unding, wenn ihr jene Mittel fehlen, wodurch sie ihrer Aufgabe im eigenen Kreise genügen kann; und wie es kaum zu denken ist, wie ein Gesammtstaat bestehen könnte, wenn das Ministerium desselben jeder Provinzialversammlung besonders verantwortlich gemacht würde, so ist es meines Erachtens nicht weniger sonderbar, von besondern Provinziallandtagen zu sprechen, wenn die Provinz für ihre inneren Angelegenheiten — und lediglich für diese — nicht eigene, und nur ihr verantwortliche Verwaltungsbehörden haben soll. Will man dies nicht, so muß man sich zu einer der folgenden Möglichkeiten entschließen. Entweder das Gesammtministerium ist jedem Provinziallandtag besonders verantwortlich, — was nur durch solche als möglich angenommen werden kann, die vom konstitutionellen Leben keinen klaren Begriff haben; oder das Gesammtministerium ist auch für die blos die einzelnen Provinzen betreffenden administrativen Handlungen dem Reichstage verantwortlich, — wodurch dieser mit Angelegenheiten der einzelnen Provinzen überhäuft, und an seiner eigenen Aufgabe gehindert wird; — oder es besteht für alle Handlungen der Verwaltung, welche die einzelnen Provinzen betreffen, gar keine Verantwortlichkeit, d. h. unter den konstitutionellen Formen der ganzen Monarchie der größte Absolutismus in allem Einzelnen, wodurch die Verfassung des Staates jeden praktischen Werth für seine Bürger verliert. —

Daß es ganz unwichtig ist, ob diejenigen, die mit der ersten Leitung der Angelegenheiten in den einzelnen Provinzen betraut sind, Minister genannt werden, versteht sich wohl von selbst, ja nach den Erfahrungen, die wir über die üblen Folgen jeder Begriffsverwirrung in letzter Zeit gemacht haben, scheint es viel zweckmäßiger, einen bescheideneren Namen — allenfalls den von Staatssecretären — zu wählen. Das Wesentliche ist nur die Trennung der innern Verwaltung der Provinz von jener des Gesammtstaates, und diese kann nur als die nothwendige Folge der Provinzialverfassung selbst betrachtet werden.

Bilder und Scenen aus der Slovakei.

3.

Der Panslavismus unter den Slovaken.

Unter den Nordslaven Ungarns hat der Panslawismus seine Hauptstütze in dem höheren Lehrerstand der lutherischen Schulen. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich aus der furchtsamen Politik des alten Oestreich. In Ungarn war der Besuch ausländischer, besonders deutscher Universitäten für jeden Nichtprotestanten mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die Absperrung der Monarchie von deutschem Geiste, zumal von der alles niederreißenden deutschen Philosophie erschien höchst wünschenswerth, und nur besondere Umstände oder mächtige Protektion konnten dem Jüngling einen Paß in's Ausland verschaffen. Freier waren die Protestanten. Diese hatten sich in den Religionskriegen unter Bocskai, Bethlen, Rákoczy ihr eigenes vom Staate unabhängiges Schulwesen zu sichern, und durch muthige Ausdauer bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt; und da in diesen Schulen unvermeidlich ein freierer Geist herrschte, so glaubte die Regierung nicht viel zu verlieren, wenn die jungen Ketzer in das Vaterland des Ketzerthums wanderten; und obwohl zur Zeit der burschenschaftlichen Unruhen der Besuch deutscher Universitäten durchaus verpönt wurde und deshalb in Wien selbst ein protestantisch-theologisches Seminar errichtet worden war, so hob man doch später dieses Verbot noch unter Kaiser Franz auf und die Schüler Luther's und Kalvin's durften wieder nach Berlin, Leipzig, Göttingen, Halle u. s. w. wallfahrten, wo auch mehrere ungarische Stipendien bestanden. Unter den protestantischen Jünglingen machten natürlich die Candidaten der Theologie am meisten von diesem Rechte Gebrauch; und viele von ihnen brachten wirklich gründliche Kenntnisse in den classischen Sprachen, in Philosophie, Geschichte, Mathematik und Physik in die Heimath zurück, stets gemischt mit einer starken Dosis deutscher Schwärmerei. Nur war das Resultat bei den zwei verschiedenen Confessionen des Protestantismus ein sehr verschiedenes. Die Kalvinisten, welche meist dem magyarischen Stamme angehörten, fanden bei ihrer Rückkehr in's Vaterland ihre heimathlichen Fluren blühend, ihr stolzes Volk in kräftiger Entwickelung, ihre Nationalität in frohem Aufschwung, die Suprematie ihrer Sprache im Staate durch die Gesetzgebung, in der Literatur durch die Werke einiger wahrhaft dichterischer Talente gesichert; die jungen Idealisten hatten also eine große lebendige Welt, für welche sie sich begeistern konnten, sie wurden eifrige Patrioten, und schwärmten über die Wirklichkeit hinaus noch für die Unabhängigkeit des Magyarenlandes; so kam es, daß die äußerste Linke des ungarischen Reichstags in dem Kalvinismus ihre festeste Stütze fand. Der lutherische Theologe hingegen war fast nie

Magyar, gewöhnlich Slave; er fand in der Heimath ein armes, verwahrlostes, auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehendes Völkchen, das von Arpad und seinen Söhnen in die unfruchtbaren Grenzmarken der Karpathen gedrängt war; sein Idiom hatte fast noch gar keine Literatur, und war kaum handlich und reich genug eine hervorzurufen; selbst die Geister seines Stammes waren dem hochstrebenden Magyaren dienstbar. Das Reich seiner Wünsche war also ein unendliches, das practische Leben bot seinem Idealismus keine Sphäre, in die er sich versenken konnte, aber seiner Phantasie stand der freiste Spielraum, alles Schöne, aber auch alle Wege der Verirrung dem Fluge seiner Träume offen. Die Stützen der künftigen Größe, welche im Vaterlande nicht wohl zu finden waren, wurden unter den slavischen Stämmen des Auslandes gesucht, und die verschiedenartigen, oft sich kreuzenden Tendenzen des russischen, polnischen und czechischen Panslavismus fanden unter den Nordslaven Ungarns ihre eifrigsten Verfechter. Die Mittelpunkte dieser centrifugalen Bestrebungen wurden: das evangelische Lyceum zu Preßburg, die Gymnasien zu Rosenberg in der Liptauer und zu Schemnitz in der Honter Gespannschaft. Unter den vielen Professoren und Geistlichen, welche dem Panslavismus zugethan waren, sind in neuester Zeit hauptsächlich vier bekannt geworden: Kollár, evangelischer Prediger an der lutherischen Kirche zu Pesth, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und dichterischer Begabung, der als das Haupt der literarisch-slavischen Propaganda in Ungarn betrachtet werden kann. Kollár ist zu sehr Dichter, um zu politischen Agitationen geeignet zu sein, und ein zu edler Mensch, um sich bei den Umtrieben eines Pöbelführers gebrauchen zu lassen. Es ging dem Mann während der Revolution, wo er sich ganz neutral verhielt und ruhig in Pesth lebte, wie dem König im Schauspiel, ein Auge lachte ihm über den Sieg der unterdrückten Stämme, während das andere Thränen vergoß über die vermeinte Vereitelung seines vieljährigen literarischen Strebens. — Stur war Professor am Lyceum zu Preßburg und Redacteur der daselbst erschienenen „Slovenski novine," die sich die Aufgabe stellte, die vermeinten oder wirklichen Uebergriffe des Magyarenthums — meist auf Kosten des Liberalismus, den die jüngern Magyaren vertraten — zu bekämpfen. Neben diesen Aposteln der slavischen Liebe arbeiteten zwei Verkündiger des Hasses mit schlechtem Herzen und halb gebildetem Geist. Hodzsa, Prediger der lutherischen Gemeinde zu Szent Miklós in der Liptauer Gespannschaft spielte den slavischen Pater Matthew mit der Hetzpeitsche, er wollte seinen Landsleuten den Branntweinrausch abgewöhnen, um sie mit Magyaren- und Judenhaß berauschen zu können. Hurban aber war früher lutherischer Prediger in Szobotist, einem kleinen Städtchen unweit Miava, und eifriger Manuscriptlieferant der Slovenski Novine; da aber seine Artikel wie seine Predigten in bedenklicher Weise die Grundsätze eines Strauchdiebes und Raubritters, was er später auch wurde, verriethen, so wurde er auf Antrag des kirchlichen Oberprocurators aller ungarischen Lutheraner, des

Grafen Karl Zay, von dem Kirchenrathe zu Preßburg mehrmals verwarnt, und endlich von seinem Amte suspendirt. So traf ihn die Revolution, persönlich gekränkt durch die Magyaren, fanatisirt durch die slavischen Träume des Jahres 1848, von Natur grimmig und gewaltsam, ohne Grundsätze und ohne Bildung. Seine rohe Beredtsamkeit hatte ihm die Seelen der wilden Bergbewohner unterworfen, er hielt in der Schenke und vom bretternen Gerüst seine Predigten für einen slavischen Kreuzzug gegen die Ungarn. Nach Miava strömten die Einwohner von Stara Tura und Lubin, Einige von Brezova und Szobotist und die Leute aus den einsamen Weilern des Grenzgebirges zusammen, der Schmuggler trug sein Gewehr bei hellem Tag auf dem Marktplatz, der Schnitter wetzte seine Sense und der Fuhrmann legte einen alten Reitersattel auf sein Lastpferd, um gegen den Feind seines Glaubens auszureiten. Das ganze Volk der Grenze, abenteuerlich und thatenlustig, war sehr lüstern in die südlichen Gegenden, wo es sich sein Brot durch saure Arbeit verdient hatte, einen Kriegszug zu unternehmen. Und Hurban verstand sie zu begeistern, er predigte von dem großen Slavenreich unter Svatopluk und Libussa, von den schönen Ebenen, welche die rebellischen Magyaren dem Slavenreich entrissen haben, indem sie höhnend dem slavischen Könige ein weißes Pferd als Kaufpreis gaben. Jetzt sei der Tag gekommen, das alte Eigenthum zurück zu holen, in Pesth werde der Slovak die Arme seiner südlichen Brüder geöffnet finden, der Serben und Croaten, welche damals unter Jellachich über die Drau gezogen waren. Gute Helfer fand Hurban unter dem slovakischen Bauernadel, der in dem District von Miava sehr zahlreich und mit den ungarischen Reformen sehr unzufrieden war.

Dieser adelige Pöbel hatte unter der alten Constitution nur zwei Privilegien, die für ihn Werth haben konnten, nämlich das Recht bei einer Beamten- oder Deputirtenwahl des Comitats sein Votum der einen oder der andern Partei für 10 Halbe Wein und 2 Gulden Münze zu verkaufen, und außerdem die Steuerfreiheit. Der Preßburger Landtag von 184[illegible] hatte ihm die Steuerfreiheit genommen, indem er die gleiche Besteuerung für alle Landesbewohner aussprach, sein Stimmrecht wurde durch das allgemeine, nur durch einen kleinen Census beschränkte Stimmrecht, welches derselbe Landtag aussprach, werth- und nutzlos gemacht. Zu dem unliebenswürdigen Gemisch von slavischen und räuberischen Gelüsten und östreichische Gutgesinntheit kam so bei dem Bauernadel noch die romantisch-ritterliche Idee der Vertheidigung von alten vielverbrieften Lehensrechten. Die Miavaner, praktische Köpfe, benutzten die Lehren ihres Meisters zuerst für ihren eigenen Nutzen, und erschienen erst dann in dem Lager ihres Apostels, nachdem sie in ihrer Heimat einige herrschaftliche Schlösser und die Judengemeinden in Wagnenstadtl, Brezova, Szobotist und a. O. überfallen und ausgeplündert hatten. So eingeweiht und mit Beute versehen, sollte der Zug dieser slovakischen Banden nach Süden über Verbó, Wagnenstadtl und Neutra gegen Pesth beginnen.

Wie tiefe Wurzeln die Worte Hurbans bei diesem kräftigen, aber sehr verwahrlosten Völkchen geschlagen hatten, und wie viel ein Mann in solcher wirren Zeit durch Klugheit und Beherrschung seiner Umgebung für Recht und Gesetz thun kann, mag man aus einer an sich unbedeutenden wahren Thatsache sehen.

In einem kleinen Dorfe unweit Brezova wohnte ein reicher jüdischer Pächter, der durch seine Redlichkeit und sein gefälliges Benehmen bei Herren und Bauern in gutem Ansehen stand. Als die Plünderungen und Nichtswürdigkeiten der Haufen Hurbans anfingen, versammelten sich die Dorfbewohner, um sich über das Schicksal ihres jüdischen Mitbürgers zu berathen, sie hielten einen souverainen Volksrath, sprachen viel, tranken und überlegten den schwierigen Fall gründlich und mit großer Feierlichkeit. Endlich faßten sie einen Beschluß, der allgemeinen Beifall hatte, schickten eine Deputation zu dem Juden, um ihn von der Sentenz in Kenntniß zu setzen, und machten sich das Vergnügen, ihre Deputation in hellem Haufen vor das Haus des Juden zu begleiten. Der Sprecher der Deputation hielt seine Anrede mit der höflichen Würde, welche man, außer bei den Indianern, vielleicht nirgend so sehr als bei den Slaven findet. „Lieber Isaak," sagte der Sprecher, „Du wirst wissen, daß jetzt Slavadna (Freiheit) ist, und also die Juden nach Jerusalem, die Herren zum Teufel gehen müssen. Unsere Nachbarn haben überall die Juden gründlich ausgeplündert, ihr Hausgeräth zertrümmert, ihre Wohnungen niedergebrannt, sie und die Ihrigen gemißhandelt; wir wollen mit Dir keineswegs eben so verfahren, denn Du bist ein guter Mann und kein Betrüger wie Deine andern Glaubensgenossen; aber hier bleiben kannst Du nicht; und da Du Dir Dein Vermögen bei uns erworben hast, so wirst Du billig finden, wenn wir von Dir verlangen, dasselbe hier zu lassen; hingegen kannst Du mit Deinem Weibe und Deinen Kindern unangefochten und in Frieden von dannen ziehen." Man kann sich vorstellen, wie dem armen Juden zu Muthe war; er sammelte alle seine Geisteskräfte, und lud die Bauern der Deputation ein, Platz zu nehmen, und mit ihm zum Abschied eine Flasche Wein zu leeren. Unterdeß schickte er seinen Sohn heimlich zum Ortsgeistlichen, einem wackern, wahrhaft evangelischen Priester, und ließ ihn von seiner Lage unterrichten. Der fromme Seelenhirt gürtete seine Lenden, dem bedrängten Mann zu Hilfe zu eilen; da er aber überzeugt war, daß alle Vorstellungen gegen das eingefleischte Gelüst der Judenvertreibung vergeblich sein würden, so nahm er zu einem Mittel seine Zuflucht, welches seinem Verstande eben so Ehre machte wie die That seinem Herzen. Als er in der Wohnung des Juden erschien, gaben die Bauern durch Murren und Geberden ihr Erstaunen und ihre Unzufriedenheit über diese Störung zu erkennen; mit einem gewissen Instinkt empfanden sie, daß ihr Pfarrer gerade der Mann sei, ihre wohlwollenden Absichten zu vereiteln. Er aber sagte mit lächelnden Mienen: „Meine Kinder! ich bin nicht gekommen, um Euch in Eurem Vorhaben zu verhindern, Ihr seid entschlossen, den Juden zu vertreiben — Ja,

brüllte energisch die ehrsame Gemeinde und zog Gesichter. — Also, der unglückliche Mann soll fort. Ich will Euch aber ermahnen, daß nicht Ihr allein ein Recht habt auf das Vermögen des auswandernden Juden, sondern auch unsere arme, wenig begüterte Kirche. Ich mache Euch also den Vorschlag, daß ihr der Kirche nach alttestamentarischem Brauch den zehnten Theil der zu machenden Beute überlaßt, und zu diesem Zwecke eine ordentliche Theilung vornehmt. Wir wollen alle Habseligkeiten des Juden hier licitando unter uns veräußern, das eingelöste Geld, oder die darüber auszustellenden Scheine legen wir mit der Baarschaft des Juden — wir wissen, er hat vor einigen Wochen 80 Centner Wolle verkauft, und muß also wenigstens 4000 Gulden Münze baares Geld haben — zusammen auf einen Haufen, davon ziehen wir den Zehnten für die Kirche ab, und das Uebrige theilen wir unter uns mit größter Genauigkeit. Und noch Eins: der Jude war ein guter Mann, er soll nicht ganz nackt von hier gehen, Ihr seid barmherzige Leute, Ihr werdet ihm auch einiges Reisegeld geben. Auch der Jude soll einen Antheil bekommen." Dieser Vorschlag wurde von den Bauern mit Acclamation angenommen; die Einwohner des Dorfes wurden sämmtlich eingeladen, und nachdem ein Inventar über die Grundstücke, das Vieh, die Schuldforderungen und das Hausgeräth aufgenommen war, wurde eine förmliche Auction seiner ganzen Habe und darauf die Theilung der Beute vorgenommen. Die Absicht des klugen Mannes ist leicht einzusehen. Nachdem später durch den Sieg der Magyaren die Ordnung und das Gesetz in dieser Gegend wieder hergestellt waren, und der ausgewanderte Jude wieder in seine Heimat zurückkehren konnte, war nicht nur ein Inventar seines ganzen Vermögens und seiner bei den Bauern stehenden Schuldforderungen bei dem Ortspfarrer niedergelegt, sondern auch aus dem Auctionskatalog leicht nachzuweisen, in welche Hände jedes Stück seiner Habseligkeiten und seiner Baarschaft gekommen war, und der arme Mann sah sich einige Tage nach seiner Ankunft wieder in dem Besitz seines frühern rechtlich erworbenen Vermögens. Die Bauern wurden auf Fürsprache ihres Seelenhirten und in Betracht der mildernden Umstände von jeder körperlichen und Geldstrafe, die ihren Nachbarn sehr lästig wurde, völlig losgesprochen. —

4.

Der Landsturm.

Die Nachricht von den Räubereien Hurbans und seiner Banden flog Schrecken verbreitend durch das ganze Land. In Neutra, dem Hauptorte des Comitats, war Baron Jeszenak Obergespann und bevollmächtigter Regierungscommissar. Einen bessern Mann hat das Ministerium Batthyani nicht angestellt, einen bessern hatte die Gespannschaft nicht aufzuweisen. Von allen Parteien, Klassen und

Stämmen gleich geachtet, unerbittlich streng gegen seine Freunde und mild gegen den besiegten Feind, berechnend im Entwurf und energisch in der Ausführung, verband er die Biederkeit des Deutschen mit der Großmuth und glühenden Vaterlandsliebe des Magyaren. Es ist bekannt, daß ihm die Magyaren den Besitz der Festung Leopoldstadt verdankten, welche später Ordody verrathen hat, daß er in Comorn während des Bombardements durch Welden lag, und daß er als ein echter Sohn seines Vaterlandes kämpfte und unter der Hand des Henkers endete. Damals verwaltete er sein Amt noch in des Königs Namen und trat unter seiner Autorität dem rohen Aufstand entgegen. Eilboten flogen nach allen Richtungen, die Beamtenschaft, der junge Adel, die Studenten, die neuorganisirten Nationalgarden, Freiwillige aus allen Ständen eilten zusammen, um mit den Waffen die Feinde der gesetzlichen Ordnung und des Eigenthums in ihre Schlupfwinkel zurückzutreiben. Es war fast kein Dorf in der Gespannschaft, auch kein slovakisches, das nicht sein kleines Contingent zu diesem Zuge gestellt hätte, natürlich das Nest Hurban's in der Gegend von Miava ausgenommen.

Als ich von einem Ausfluge in meinem Geburtsort, einem Dorf von 1500 Einwohnern, ankam, fand ich die guten Leute in höchst kriegerischer Aufregung; die Männer eilten zum Theil in der Uniform der ungarischen Nationalgarden, die Gewehre in der Hand, auf den Sammelplatz, die Weiber liefen von Haus zu Haus und zumeist nach der Schenke mit den Feldflaschen ihrer Männer bewaffnet, und ein großer Haufe von Kindern rannte mit rothen Backen und offenen Mäulern hinter jedem Einzelnen der Helden her, welche für das Vaterland ausziehen sollten. Der kriegerische Lärm in meinem friedlichen Dorfe vernichtete mit wunderbarer Schnelligkeit meine guten Vorsätze; ich nahm meine Büchse von der Wand, setzte einen ungarischen Schlapphut auf meinen Kopf und eilte zu der geräuschvollen Schaar, welche mir ihre Freude darüber zu erkennen gab, daß ich zu ihrem Lieutenant ernannt worden war. Als Unterlieutenant einer Compagnie Landsturm zog ich mit 84 wackern Burschen unter Anführung eines Hauptmannes der Nationalgarde in den Bürgerkrieg. Die Dorfbewohner begleiteten uns bis an die letzten Häuser und riefen uns den Scheidegruß zu: „Eljen a'haza", „es lebe das Vaterland!" — Ich werde keine Schlachten beschreiben und keine Heldenthaten erzählen, der ungarische Krieg hat so viele Detailschilderungen und eine solche Fluth von Büchern verursacht, daß die Erlebnisse und Leiden meines Volkes den Vorzug fast verloren haben, die deutschen Leser zu unterhalten. Was diesen Schilderungen nordslavischer Verhältnisse vielleicht einigen Antheil erwirbt, ist gerade der Umstand, daß der Erzähler keine Heldenthaten von sich und seinen Freunden zu berichten hat, ja eher das Gegentheil.

Am 17. Septbr. zog meine herzhafte Compagnie von Osztro her in der Stadt Verbó ein, wo sich der Landsturm aus der Gegend zusammenzog. Aus den nahen Dörfern, welche dem Anfall der Räuber am meisten ausgesetzt waren, fanden wir

bereits zahlreiche Haufen versammelt; unter einem Oberbefehlshaber, welcher mit Majorsrang fungirte, bezogen wir in der Nähe der Stadt ein kleines Feldlager.

Wer Freude an militärischen Schauspielen hat, der wird das Lager jedes regulären Heeres in seiner gesetzlichen Regsamkeit, in seinem geregelten Verkehr zwischen Hoch und Niedrig, in seinem Gemisch von fürstlichem Stolz und Traingemeinheit, von königlicher Pracht und Marketenderschmutz, mit all' seinen bunten glänzenden Farben, seiner Etikette und seinen Signalen sehr anziehend finden. Das Lager einer Schaar Landsturm bringt wenig von all diesen pikanten Eindrücken, aber es gibt doch Veranlassung zu vielerlei Beobachtungen. Der friedliche Landmann verläßt, selbst in der größten Begeisterung nicht leicht und immer nur ungern seinen Pflug und das kleine Leben seiner Hütte; und wenn man Gesellen wie die Walachen ausnimmt, die geradeaus auf Raub und Unzucht ausgehen, ist es immer nur die wirkliche oder vermeinte äußerste Gefahr seiner bürgerlichen oder leiblichen Existenz, die ihn bewegen kann, sein idyllisches Leben mit einem dramatischen zu vertauschen. Da das Opfer, welches er bringt, nicht gering und der Entschluß für ihn ein großer ist, so hat er auch unter den Waffen ein stolzes Selbstgefühl, und wenn er sich auch, in Betracht der Nothwendigkeit, eine kleine Dosis militärischer Disciplin gefallen läßt, so darf doch der Officier nie vergessen, daß er selbst, wie jeder Sensenmann, nur ein Leben hat, welches er dem Vaterlande opfern kann, daß seine Charge nur provisorisch ist, und seine Untergebenen früher Mitbürger als Soldaten waren. Dies hat seine schlechten Seiten, macht aber das Lagerleben äußerst gemüthlich. – Wenn General Bem mit seinen Szeklern aus einer Flasche trinkt, oder der alte Fritz zum Beweis, daß das Commisbrot doch nicht so schlecht sei, vor dem ganzen Regiment eine Portion von 2 Pfunden verspeis't, so bleibt das doch immer nur ein Act officieller Herablassung; der Landstürmler aber schiebt seinem Hauptmann den Klößenkessel oder die Holzflasche mit einem ungenirten Wohlwollen hin, weil er sehr wohl weiß, daß der Herr Hauptmann derselbe ist, den man zu Hause „Meister Schmied" nannte, und der Herr Hauptmann findet es ganz natürlich, daß er mit dem lustigen Müller, dessen rothwangige Ehehälfte die besten Bratwürste im Dorfe macht, in dieser schweren Zeit aus einem Mantelsack speist und mit ihm eine Flasche 34er aufs Wohl des zu rettenden Vaterlandes leert. Hier ist also jeder Tropfen militärischer Regelmäßigkeit durch eine Kanne individueller Freiheit verdünnt. Der Wachtposten geht auch hier mit gemessenen Schritten vor dem Waffendepot auf und nieder, aber das hindert ihn gar nicht, dem Vetter, der im Gespräch mit seinen Cameraden vertieft, das Feuer unter dem Fleischkessel erlöschen läßt, ein „Habt Acht", nämlich auf den Kessel, zuzurufen. Selbst die Waffen müssen hier, trotz der auffallendsten Verschiedenheit des Ranges sich dem Gesetze der Gleichheit fügen, und in der Pyramide ragt sogar die geradgeschmiedete Sense mit ihrem ungehobelten langen Stiele über die hellpolirte, kostbare Drahtlaufflinte von Jülich her-

vor; und der patriotische Dorfwirth, der seine Kundschaft selbst in Kriegsnoth nicht verlassen will, und der den Namen Marketender mit einem patriotisch resignirten Lächeln hinnimmt, ist heute weniger skrupulös gegen den kriegerischen Nachtwächter, der schon drei Blätter seines Schuldenbuches gefüllt hat, und ruft ihm erst bei der dritten Flasche flüsternd zu: „Aber Herr Gevatter, es wird nun genug sein, der Feind könnte uns überraschen.“ Kurz der Landsturm selbst mag ein verzweifeltes Mittel von zweifelhaftem Nutzen sein, das Lagerleben des Landstürmlers bleibt immerhin eine Erscheinung, die allerlei poetischen, ernsten und komischen Stoff darbietet.

Um ihre Fahnen hatten sich die einzelnen Dorfschaften gelagert, eine Zählung ergab, daß wir einen Trupp von 980 Mann bildeten, dazu kamen noch 180 Mann reguläres Militär, zwei Compagnien von Ceccopieri Infanterie mit drei Offizieren, welche uns zur Unterstützung heraufgesendet waren. Summa, wir waren ein stattlicher Hauf und fingen an uns zu fühlen. Die Ceccopieri waren Italiener, der Landsturm bestand fast nur aus Slaven und Deutschen, die Magyaren, welche in den südlichen Ortschaften der Gespannschaft wohnen, waren wegen der größern Entfernung noch nicht angelangt. Verschieden in Sprache und Tracht saß, stand und lief das kriegerische Völkchen doch höchst behaglich neben einander, die Städte und großen Dörfer hatten ihre Nationalgarden schon in der Uniform ausgesendet, und die Mehrzahl sah merkwürdig martialisch aus. Hier saß ein Haufe blauer Attilas mit den rothen Schnüren und ihrem schwarze Czako von Wachsleinewand, daneben eine Bande Slovaken im tyroler Spitzhut und dem dicken weißen Mantel, dahinter ein Dorf deutscher Bauern mit Schlapphüten und blauen Tuchspenzern, über welchen hier und da ein vorsichtiger Hausvater trotz des Sommers seinen Lammpelz gehängt hatte; abgesondert auf der Flanke saßen die weißen Uniformen der regulären Infanteristen. Beim Herkules, das Corps war kriegerisch und vielversprechend. Als neue Soldaten empfanden wir mit Entzücken unsre Würde und unsre Pflichten gegen die Menschheit, und fühlten lebhaft die Nothwendigkeit uns höchst militärisch zu geberden. Ein kleiner gemüthlicher Kriegsrath erschien angemessen. Auf einem erhöhten Platz traten wir Würdenträger zusammen, der Major, ein erfahrner Militär, präsidirte, die drei Offiziere von den Regulären sahen mit Selbstgefühl auf ihre eigene Nase und mit freundschaftlicher Verachtung auf die unsren herab. Man nannte sich in dem Augenblick des Zusammentretens mit Würde „Herr Kamerad,“ doch leider schlüpfte dazwischen auch die freundliche Anrede „Gevatter“ und es war nicht zu vermeiden, daß bei schwierigen Punkten der Berathung einer und der andere breitschultrige Bauer, oder ein kluger Schmied, oder der einflußreiche Richter eines Dorfes in den Offiziersrath gerufen wurde, um seine patriotische Ansicht zum Nutzen des Vaterlandes hören zu lassen. Und das Volk sprach durch seine Tribunen im weißen Mantel seinen Willen sehr bereitwillig aus und beharrte, wie sich erwarten ließ, sehr hartnäckig auf seinem Willen. Der

erste Punkt der Debatte wurde einstimmig in einer Weise erledigt, die des allgemeinen Muthes durchaus würdig war. Beschlossen, dem Feinde Morgen früh entgegen zu ziehn, ihn anzugreifen und zu schlagen oder doch wenigstens in seinem Zuge nach Pesth aufzuhalten. Er hatte keine reguläre Streitmacht und durfte keine Zeit behalten sich zu organisiren und zu verstärken. Beim nächsten Punkt aber kam eine betrübende Differenz der Ansichten in den Kriegsrath, es bildete sich eine Rechte, bestehend aus den drei Regulären und mehreren erfahrenen Männern, welche das Unglück hatten pedantische Vorstellungen von militairischer Taktik mitzubringen, und eine Linke, bestehend aus sämmtlichen Halunamänteln und zahlreichen Attilas der jungen Garden. Die sachkundigen Mitglieder der Rechten forderten eine Eintheilung des Heeres nach der Waffengattung. Das Centrum sollten die Ceccopieri bilden, die Landstürmler mit Schießgewehren sollten zu beiden Seiten des Centrums als Flügel postirt werden und die Heroen, welche Sensen, Heugabeln und andere unregelmäßige Phantasiewaffen trugen, sollten als Reserve in unschädliche Entfernung gestellt werden. Die Linke wies diese aristokratischen Tendenzen mit tiefer sittlicher Entrüstung zurück. Die Contingente der einzelnen Dörfer und Städtchen wollten sich durchaus nicht auflösen, jeder Einzelne wollte unter den Fähnlein seines Dorfes, an der Seite seiner Jugendgespielen und unter dem Commando des Befehlshabers kämpfen, der ihm von der Gemeinde vorgesetzt war. Vergebens deutete die Rechte auf die Gefahr hin, welche dieser Clausgeist dem ganzen Unternehmen bringen könne, vergebens machte sie den vermittelnden Vorschlag, die Contingente selbst in zwei Theile zu theilen, und den einen Theil mit allen vorhandenen Schießgewehren zu versehen, um dadurch jene militairische Aufstellung möglich zu machen. Jeder Einzelne wollte sich eben so wenig von seiner Flinte, als von seiner Fahne trennen, das Volk setzte seinen souverainen Willen durch, der Kriegsrath ward unter dem Kopfschütteln und Achselzucken der Rechten aufgehoben und wir marschirten am nächsten Morgen dem Feinde in hellen Haufen entgegen, sehr muthig und sehr irregulär.

Durch die Schilderung dieses kleinen Streites soll die Frage beantwortet werden, woher es doch kam, daß in den nationalen Kriegen der Landsturm auch bei großer Uebermacht gegen kleine Abtheilungen von regulärem Militair sich so sehr wenig bewährt hat.

Die Gefangenen und ihre Behandlung im Pesther Neugebäude.

Aufzeichnungen eines Honvéd.

Das Neugebäude in Pesth ist eine moderne Bastille; obwohl es erst seit kurzer Zeit in diesem Rufe steht, so ist es als Centralgefängniß doch weit berüchtigter wie Arad, und durch seinen Grèveplatz hinten auf der Holzstätte ein blutiges Schreckbild geworden, welches noch die spätesten Enkel mit Schauer und Entsetzen erfüllen wird.

Dieses Bauwerk, eines der umfangreichsten Militairgebäude der östreichischen Monarchie, ringsum frei, leicht bewachbar, mit hohen Stockwerken versehen, massiv gebaut und, wiewohl ein harmonisches Ganze, dennoch in abgesonderte, freistehende Flügelvierecke, sogenannte Pavillons getheilt, besitzt alle Eigenschaften eines Staatsgefängnisses. Eine weise Fürsorge ließ auch gleich anfangs die für die politischen Verbrecher bestimmten, auf die Gässe führenden Fenster zu zwei Drittheilen vermauern und den übrigen Raum mit Holzverschalungen einfassen, so daß jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten ward und nur ein beschränkter Blick nach Oben übrig blieb, gleichsam als wolle man den Unglücklichen bedeuten, sie haben fortan ihre Gedanken nur gen Himmel zu wenden, um mit Gott ihre Rechnung abzuschließen, hienieden besorgt dieses Geschäft das Kriegsgericht.

Es ist bekannt, nach welchem Riesenmaßstabe die Verhaftungen in Ungarn stattfanden. Es war dies nur die nothwendige Folge jener draconischen Proclamation des Feldzeugmeisters Haynau vom 2. Juli, die so viele Punkte enthielt und überdies an manchen Stellen so vage und unbestimmt lautete, daß in Gemäßheit derselben mindestens ein Drittheil der männlichen Bevölkerung Ungarns gefänglich eingezogen werden konnte. Hierzu kam noch das scandaleuse Geschäft der Denuncianten, die sich insbesondere in Ofen-Pesth in großer Menge vorfanden, und so war es natürlich, daß das Neugebäude in kürzester Frist mit politisch Compromittirten überfüllt war.

Das Justizverfahren hat hier trotz mancher Ceremonie einen etwas unordentlichen Gang, wie der tragische Fall mit E. Csernyus, gewesenem Hofkammerrath, bewies, der einem on dit zufolge aus Versehen gehenkt wurde, worüber er sich jedoch zu trösten schien, da er mit den Worten: „Adieu, schöne Welt!“ lächelnd den Galgen bestieg.

Jeder Gefangene kommt zuvörderst vor die Armee-Polizei, die der leichteren Verbindung wegen sich gleich dem Neugebäude gegenüber postirt hat, und wird hier einem Polizeicommissarius in die Hände gegeben, der die Stelle eines Instructionsrichters vertritt, und seine erste Aussage niederschreibt.

Diese Art Selbstbiographie, in der Kunstsprache „das Constitut“ genannt, datirt in der Regel vom 3. October 1848, an welchem Tage König Ferdinand das bekannte Manifest erließ, wodurch er den Reichstag aufhob, dessen nicht sanctionirte Beschlüsse cassirte, den Banus Jellachich zum bevollmächtigten Commissar ernannte und das ganze Königreich den Kriegsgesetzen unterwarf. Was das betreffende Individuum vor diesem Zeitabschnitte gethan, darnach wird kaum gefragt, wenn auch im geheimen Wege ad notam genommen. Die Behandlung ist hier eine sehr höfliche, freilich hierdurch nur noch gefährlichere, da manches offene Gemüth verleitet wird, aus der Höflichkeit auf Gefahrlosigkeit zu schließen und sorglos Geständnisse macht, die später die Basis seiner Verurtheilung bilden. Unter diesen Individuen (mit dem Polizeichef Podolsky selber kommt der Gefangene fast nie in Be-

rührung) scheint Commissarius Stipaneck der tauglichste zu sein. Er verbindet gute Formen mit Berufsschlauheit, hat Verstand und geht immer an sein Opfer mit dem festen Willen, es nicht mehr entschlüpfen zu lassen; dabei ist er durch und durch kaiserlich gesinnt.

Das Constitut der Polizei wird dem Kriegsgerichte übergeben, das nunmehr den Prozeß fortführt und beendet. An der Spitze dieser Justiz steht Stabsauditor E. Nedelkovich. Dieser Mann ist aus Slavonien gebürtig und hat sich aus Beruf und Neigung seinem Stande gewidmet. Von der Natur war er mit namhaften Fähigkeiten ausgestattet, ein fleißiges Studium hatte sie nützlich gemacht. Schon in der vormärzlichen Epoche war er als Untersuchungsrichter gut renommirt und konnte einer ruhigen Sterbestunde entgegensehen, wäre die Revolution nicht gekommen. Auch er wurde ein Proselyt der Märztage, und die ungarische Regierung, seinen Werth schätzend, ernannte ihn zum Präsidenten des Militair-Appellationshofes. Diese Auszeichnung hätte ihm beinahe Verderben bereitet, denn als später Windischgrätz von Ofen-Pesth Besitz nahm, wurde er von der Untersuchungscommission mit nur einer Stimme Majorität für purificirt erklärt. Jetzt hieß es, sich in der Meinung der Gewalthaber zu rehabilitiren, und er verschrieb seine Seele. Von nun an war er sehr eifrig, ein jeder Zoll ein Gutgesinnter und fand seine traurige Belohnung in der Stelle, die er gegenwärtig bekleidet. Hier trägt er vor Allem eine Rigorosität sonder Gleichen zur Schau und arbeitet rüstig, das Loos der Gefangenen zu erschweren und nur Märtyrer zu machen.

Trotzdem muß er den gefährlichsten Rivalen im Qua-Stabs-Auditor Leitzendorf an seiner Seite sehen. Zeigt Nedelkovich den Kopf, so ist doch Leitzendorf die Seele der Justiz im Neugebäude, ja im ganzen Lande. Ein schöner hochgebauter Mann, mit echt ungarischem Schnurrbart, der auf eine Fülle von Kraft und Lebensmuth deutet, besitzt er einen scharfen und hellen Geist, viel Menschenkenntniß, Klugheit und einen energischen Willen. Die Revolution hat ihn als Richter gefunden, und das Verhängniß wollte es, daß sie sich auch seinem Spruche unterordnen mußte. Er hat das schmerzliche Bewußtsein, daß noch nach Jahren die edelsten Familien des Landes seinen Namen mit Bangen und Grauen hören werden.

Noch nennenswerth sind die Auditoren Kanzler, Schindelasch. Ersterer ein breitstämmiger Mann, der viel Phlegma in das Gerichtszimmer mitbringt und ruhig zwischen Hochgericht und Eisengeklirre dahinwandelt, wenig nach jenem gräulichen Anblick verlangend. Ihm werden die Angelegenheiten der weniger Compromittirten zugewiesen. Schindelasch erledigt ohne jede innere Unruhe seine Kriegsprozesse. Das harmlose Aeußere, die beinahe sanften Züge lassen die Härte und Energie dieses Charakters schwer erkennen. Der bis jetzt noch in ein schauderhaftes Dunkel gehüllte Irrsinn des Baron S. Perényi, eines Greises, dessen ehrwürdiger Anblick sogar den Henker beben machte, konnte den pflichtgetreuen Auditor in der Ausübung seines Berufes nicht beirren. Bis in's Zimmer des Kranken drang er inquirirend und wenige Tage darauf hatte der Galgen sein Opfer.

Die Hauptleute als Mitglieder des Kriegsgerichts werden zumeist und die Stabsoffiziere als Vorsitzer stets aus dem Pensionsstande gewählt. Traut man dem Alter mehr Erfahrung, richtigeres Urtheil und vor allem tiefer gewurzelten Standesgeist und die nöthige Kälte des Blutes zu? Jedenfalls werden diese Männer um ihre Bevorrechtigung von Wenigen beneidet. Von den Stabsoffizieren sind der Oberstlieutenant Michalovits,

die Majore Dejak und Gradl bekannt. Ersterer ist Präses des großen Kriegsgerichts, das so fleißig für die Opferung auf der Holzstätte sorgte. Man hätte es von diesem Manne, der erst vor wenigen Jahren, im vorgerückten Alter, Hymens Bande schloß und ganz für sein eheliches Glück zu leben schien, kaum geglaubt, daß er sich in der gerichtlichen Thätigkeit so heimisch, so behaglich fühlen werde. In der That hat sich der kalte grausame Zug um die schmalen zusammengekniffenen Lippen erst während seines blutigen Handwerks recht ausgebildet, und unwillkürlich durchschauert es den Verhörten, sieht er das kleine unansehnliche Männlein an sich vorüberschreiten. Major Dejak lebte vor den Märztagen in idyllischer Selbstgenügsamkeit, den esprit de corps nie verleugnend, und hätte sich gern um die ganze Welt nicht gekümmert, hätten nicht Andere es nöthig befunden, sich um ihn zu bekümmern. — Aber wie kam der harmlose Major Gradl zum grünen Tisch? Er, der keine Fliege beleidigt, in dessen Augen der Menschen Treiben längst allen Werth verloren, muß nun Schlachtvieh zu einer Hekatombe treiben, von der das gebildete Europa sich mit Abscheu wegwendet. Fand der arme Mann nicht Kraft genug, ein solches Ansinnen mit Entrüstung von sich zu weisen?

Die Uebrigen dieser Herren von der blutigen Tafelrunde sind sämmtlich lebensmüde Pensionaire, zu schwach, um die Tragweite ihrer schwarzen Kugeln zu ermessen, was freilich auch ganz unnöthig wäre bei einer Justiz, die in dieser Richtung schreiten muß.

Bei dem Auditor hat man gewöhnlich nur ein, in verwickelteren Fällen, wo schon im Hintergrunde der Grèveplatz droht, zwei oder drei Verhöre zu bestehen, in denen das Constitut der Polizei erweitert, gesichtet, erschwert oder modificirt wird. Das Kriegsgericht kommt sodann zur Fällung des Urtheils. Ganz abgesehen von den Cardinalgebrechen dieses Gerichtes an sich, liegt selbst unter den gegebenen Zuständen etwas Haarsträubendes in der Mannigfaltigkeit der Erkenntnisse über dieselbe politische Sünde bei den verschiedenen Kriegsgerichten. Verglich man beispielsweise im Beginne dieser Proceduren die Strafurtheile von Preßburg oder gar von Hermannstadt mit jenen von Pesth, so fühlte man das entsetzliche Wort: Willkür an die Kammern des Gehirns pochen. Mit zwei bis drei Jahren Gefängniß wurden in Hermannstadt Handlungen bestraft, für welche man in Pesth auf Tod erkannte. Erst später zog ein und dasselbe System sich gleich einem rothen Faden durch alle Kriegsgerichte, und auch bei milderer Praxis, z. B. in Güns fanden an einem Tage sieben Hinrichtungen statt. Pesth wurde maßgebend!

Und welche Qualen wurden den unglücklichen Opfern noch in der letzten Lebenszeit bereitet! Welchen Ringeltanz von Chikanen, Mühseligkeiten und Kümmernissen müssen überhaupt die Gefangenen im Neugebäude durchmachen!

Ein unverzeihliches Versehen, dessen üble Folgen für den Inhaftirten und den Richter sich erst später ganz herausstellten, war es, daß man gleich anfänglich alle Welt, ohne Unterschied des Charakters oder Vergehens durch einander würfelte. Hiedurch fehlte zuvörderst die so unentbehrliche Evidenz der Personen und Thatsachen, deren Schematisirung und Klassificirung, ohne welche sich bei einer größeren Anzahl Gefangener Präcision, Schnelligkeit und ein geordnetes Justizverfahren gar nicht denken lassen. Verwirrung schlich ein, die Arbeit wurde erschwert, das Räderwerk stockte. Bedeutend erhöhte sich noch dieser Uebelstand durch den Mangel genereller, principieller Instruktionen. Daß der codex Theresianus militaris, und Haynau's Proklamationen und Justificirungsansichten bei diesen Tendenzprozessen nicht genügten, ist bekannt. Instruktionen von Wien mußten immer nachgeholt werden, die, weil man sie stets durch die Natur des

Augenblicks bedingte, weder eine absolute noch eine dauernde Geltung besaßen, ja immer wieder modificirt wurden, nach dem jedesmaligen Stand der Ansichten in gewissen hohen und höchsten Kreisen. Den Richtern wurde hierdurch der Boden unter den Füßen schwankend, das Positive des Gesetzes zerrann in ein leidiges Nebelbild, das dem erschrockenen Justitiarius mit jeder Minute eine andere Fratze wies. Hier mußte selbst das gefälligste Gewissen bange schlagen, war doch die Möglichkeit, daß die losgeschossene Kugel sich gegen des Schützen eigene Brust kehre. So entstand das Zaudern, Hinhalten und Abwarten und unberührt häufte sich der Staub auf den Akten, indeß die flehenden Gattinnen und Angehörigen die wärmsten Versicherungen einer baldigen Erledigung des Processes erhielten. Bürger, deren leichtes Vergehen offenbar kaum einer Untersuchung bedurften, mußten Wochen lang im Gefängnisse harren, bis Zufall oder Laune sie endlich an die Reihe kommen ließ, um eine geringere Strafe zu empfangen, als bereits die Dauer des bisherigen Untersuchungsarrestes war.

Das bunte Zusammenwerfen der Gefangenen machte das Gemüth beengt, befangen. Eine ähnliche Stellung im bürgerlichen Leben bringt Geist und Streben einander näher, macht den Leuten das Verständniß leichter, das Herz offener, man fühlt sich gleichsam heimisch und Seinesgleichen gegenüber. Da man aber im Gefängnisse wenig geeignet ist, Freundschaftsbündnisse zu schließen, so erzeugte das Durcheinandersitzen eine gepreßte Stimmung, eine Befangenheit, die sich später bis zur Aengstlichkeit steigerte, als das Gerücht durch alle Zellen lief, die Spionage schleiche sich bis zu den Betten und Söldlinge kämen als angeblich Gefangene, um die Leidensgefährten zu behorchen. Fortan war jedes Band des Vertrauens zerrissen, jeder Unglückliche sah in seinem Nebenmann einen möglichen Angeber, und das Herz schrumpfte ihm zusammen.

Und da Alles durcheinander saß, auch ohne Rücksicht auf die Größe der Schuld, so geschah es, daß man die Opfer, die dem Henker überliefert wurden, mitten aus dieser oder jener Zelle heraushob, wodurch sich, besonders als die eigentliche Blutepoche eintrat, und man durch das tragische Ereigniß mit Esernyns jeden Maßstab für die Größe der Strafen verlor, eine unsägliche Angst aller Gemüther bemächtigte; wußte man doch, daß auf Grund des Militaircodex und der Proklamation Haynau's beinahe jeder Compromittirte erhenkt oder erschossen werden konnte. Man lese doch die Urtheile, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie wenig hinreichte, um zum Hochverräther oder Versündiger an der Majestät gestempelt zu werden.

Alle die bisher erwähnten Verzögerungen, Sorgen und Qualen hätte man verhindern oder doch sehr verringern können, wenn eine humane Fürsorge selbst im Interesse der Justiz sich gleich Anfangs die so geringe Mühe genommen hätte, die Gefangenen in gehörig abgesonderter Weise unterzubringen. Und das Versäumte ließ sich auch später nachholen. Aber freilich Nedelkovich, dem es doch als eigentlichen Chef der Justiz im Neugebäude oblag, hatte für derlei Unbedeutenheiten keine Zeit und dem Profoßen fiel es wahrlich nicht von selbst ein, Veränderungen im Hauswesen vorzunehmen, welche ihm die Nothwendigkeit einer neuen Anlegung des Gefangenenprotokolls aufgebürdet hätten. Und so blieb es beim Alten.

Man kann unmöglich ein getreues Bild der dortigen Zustände entwerfen, ohne Persönlichkeiten zu schildern, die im Neugebäude eine Hauptrolle spielen und für den Gefangenen von trauriger Bedeutung sind, die Profoßen. Ein solcher Mensch — es gibt ihrer mehrere — ist dem Gefangenen Alles in Allem, er sorgt, pflegt, nährt und

martert ihn. Er könnte sein Engel werden, aber der Unglückliche ist ihm als gute Beute überliefert, und so wird er aus Eigennutz und unsäthiger Habsucht zumeist sein Teufel.

Mit dem Eintritt in's Neugebäude geräth man in seine Hände, und das Spiel der spekulativen Brandschatzung beginnt. Er weist nach Gutdünken die Zellen an und nur Geld kann ihn bestimmen, ein besser gelegenes oder geräumigeres Gemach zu öffnen. Im entgegengesetzten Falle wird man absichtlich in eine mit Bewohnern schon überfüllte Zelle gezwängt. Die Kost muß jeder vom Profoß nehmen, wofür er die diesem beliebigen Preise zu entrichten hat. Natürlich sind die Speisen oft ungenießbar und werden häufig spät und kalt aufgetragen. Da die Kost für den Profoß die vorzüglichste Quelle des Erwerbs ist, so läßt sich schließen, wie ängstlich er sie zu wahren und wie glücklich er die seltene Begünstigung Einzelner, sich der Speisen und Getränke von Außen zu bedienen, zu verhindern sucht. Von ihm hängt es ab, ob man Briefe schreiben, dem Richter auf eigenes Verlangen vorgeführt werden darf; er kann tausend kleine Begünstigungen ertheilen, die für den Unglücklichen oft von hohem Werthe sind. Dies Alles muß man sich erkaufen! Wehe Jenem, dem keine Geldmittel zur Verfügung stehen, er hat die traurige Gewißheit, in jeder Weise gefoltert zu werden, für seine gerechtesten Bitten kein Gehör zu finden.

Die Gaunerei und Wirthschaft dieser Profoßen wurde so schamlos getrieben, daß die Obern trotz ihrer herzlosen Gleichgiltigkeit es doch nöthig fanden, sie einer Controle zu unterwerfen, und in der Person des Polizeilieutenants Pollák, der sich mit dem Donnertitel eines „General-Gewaltigen" uns kundgab, eine oberste Polizei des Gefängnisses einzuführen. Man hatte das Uebel nur verschlimmert. Pollák, der einem on dit zu Folge von Arad fort mußte, weil er gefangene Honvédoffiziere mit Karbátschstreichen regaliren wollte, trat zuerst höflich und sorgsam für die Gefangenen auf. Er erkannte hundert Uebelstände und versprach, sie alle zu beseitigen. Nur Zeit möge man ihm gönnen; man gönnte sie ihm gerne, und sie reichte hin, um die mannigfachen Schäden, die früher vereinzelt wirkten und sich mitunter kreuzten und paralysirten, nun in ein System zu bringen. Pollák ordnete die Fäden der Regierung, und nun ging die Bestechung im großen Maßstab und ganz geordnet vor sich.

Weniger Compromittirte kommen in den Pavillon Nr. 1, wo sie noch der Polizei angehören, und erst sammt den geschlossenen Voraften dem Kriegsgericht übergeben und in den Pavillon Nr. 5 übersetzt werden. Und dies ist der berüchtigte Ort, wo in zwei Stockwerken und dem Erdgeschoß alle Räume mit Gefangenen überfüllt sind, wo mitunter selbst die mit Ziegeln gedeckten Küchen zu Zellen verwendet werden, wo die edelsten Herzen ihrem irdischen Verhängniß entgegenreifen, von wo der Weg entweder zum Richtplatz oder nach Kufstein, Theresienstadt, selten zur Freiheit führt.

Es ist bezeichnend, daß die Stadt Pesth das Mobiliare und die Bettgeräthschaften für die Staatsgefangenen im Neugebäude anschaffen mußte. Freilich ist Alles auf das Unentbehrlichste bemessen, das verschlägt wenig, auf die Bequemlichkeiten des Lebens lernt man leicht verzichten. Der Uebelstand fängt mit der unverhältnißmäßigen Anhäufung der Gefangenen an. In jedes Gemach werden so Viele gezwängt, als der Raum Bettstätten zu fassen vermag. Die nächste Folge ist eine verdorbene Zimmerluft, die wegen der beinahe ganz vermauerten Fenster kaum gereinigt werden kann. Die Zellen werden am Morgen von 6 bis 9, Mittags von 12 bis 3, Abends von 6 bis 8 Uhr geöffnet. Während dieser Zeit wird früh das Zimmer gereinigt und das Gesinde des

Profoßen besorgt das Zu- und Abtragen der Speisen. Auch ist es den Gefangenen gestattet, im Corridor herumzuwandeln; doch ist jedes Stockwerk für sich abgeschlossen, ja es sind in den Ecken der Gänge Verschalungen angebracht, um nöthigen Falls jede Seite des Stockwerks abzusperren. Eine sonstige Bewegung im Freien wird nicht gestattet. In späterer Zeit sollten zwar täglich die Gefangenen eine Stunde am Morgen in den großen Hof des Neugebäudes gelassen werden, aber Pollák setzte bald nach Gutdünken die Tage fest, wo er den Hofraum öffnete und ließ auch dann durch die ausrückende Wachmannschaft kaum so viel Fuß breit Erde abgrenzen, daß die große Anzahl sich bewegen konnte, weshalb viele der Gefangenen es vorzogen, von diesem verbitterten Genuß gar keinen Gebrauch zu machen.

Das Frühstück konnte man sich anfänglich aus dem Kaffeehause besorgen, und einigen höhergestellten Personen war es gestattet, eigene Küche zu halten. Aber die Habsucht der Profoßen suchte Beidem ein Ziel zu setzen, ja sie ging so weit, daß dem Gesinde verboten ward, Wein zu holen, um dem ungenießbaren Getränke des Profoßen den Absatz zu sichern; es wurden sogar Anverwandte zurückgewiesen, die Erfrischungen brachten. Manche Gefangene, welche in Eisen eingeliefert wurden, sahen beim Klang des Goldes ihre Bande fallen, indeß den Aermeren jeder Weg verschlossen blieb, sich eine ähnliche Begünstigung zu erbitten. Ein Gefangener, dessen Baarschaft zur Neige ging, wollte einen offenen Brief um Geld, dessen er doch zur Fristung des Lebens bedurfte, an seine entfernte Gattin schreiben, und konnte Wochen lang die Erlaubniß hierzu vom Profoßen nicht erlangen. Dergleichen war tägliche Qual.

Für Gefangene aus dem Civilstande sollen Verpflegungsgebühren bestehen, die vielleicht die Profoße auch beziehen, aber der Betreffende kennt weder die Größe der Gebühr, noch dringt er mit einer diesfälligen Beschwerde durch, da er Niemand als den Profoßen um sich sieht, dieser mit dem General-Gewaltigen unter einer Decke spielt, und höhere Beamte oder Commissionen niemals die Gefängnisse visitiren. Thatsache ist's, daß viele Individuen Monate lang keine Unterstützung bezogen, worunter mehrere sich in der ärmlichsten Lage befanden und buchstäblich Hunger litten, da sie wegen des ihnen entzogenen Erwerbs über sonstige Quellen nicht verfügen konnten. Die einzige Wohlthat, die unter dieser Masse von Unbilden, Kränkungen und Bekümmernissen wie Balsam das wunde Herz kühlt, ist der Besuch von Eltern, Freunden, Gattinnen, Anverwandten. Aber welche Mühe kostet es, und wie oft muß man eine Demüthigung über sich ergehen lassen, um Eingang zu finden. Der Besuch ward gleich Anfangs nur gegen eine Karte der Polizeisektion oder des Stabsauditors Nedelkovich gestattet; später gab Letzterer allein die Erlaubniß, und nach Batthyányi's Hinrichtung der Distriktscommandant. Man mußte wirklich große Neigung für den Gefangenen fühlen, um bei der oft störrigen Polizei zu betteln, oder Stunden lang bei Nedelkovich zu antichambriren, um zuletzt von dessen ungeschlachtem Diener abgewiesen zu werden. Oft sah man die elegantesten Damen in den Nachmittagsstunden in das Neugebäude pilgern, harren und sich endlich in die Zellen ihrer Lieben begeben. Batthyányi's Gattin kam noch am letzten Tage mit den beiden Kleinen an der Hand und entfernte sich Abends, nicht ahnend das entsetzliche Ereigniß, das am nächsten Morgen gleich einen Blitz aus heiterem Himmel jedes Gemüth mit Entsetzen erfüllen sollte.

Die Selbstverwundung Batthyányi's, für die Rachedurstigen schon darum ein unangenehmes Zwischenspiel, weil das Opfer nun mehr nicht den Galgen besteigen konnte,

sondern erschossen werden mußte, war für die übrigen Gefangenen von den traurigsten Folgen. Der General-Gewaltige, der Profoß, in Untersuchung gezogen, wurden eingeschüchtert und verschärften die neuen Einschränkungen durch ihre eigene Strenge. Am schmerzlichsten ward das gänzliche Verbot aller Besuche empfunden. Hiedurch sah man jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, die noch übrigen wenigen Mittel zur Anschaffung von Belegen oder Erleichterung der Vertheidigung vor Gericht genommen, und sich selbst des so unentbehrlichen Trostes und der Erheiterung bei so namenlosem Unglück beraubt. Erst später fanden gegen specielle Bewilligung des Districtscommandanten seltene Besuche statt und nie an den jetzt so häufigen Tagen, wo Bluturtheile publicirt wurden, auch nicht mehr in den Zellen, sondern in einem sogenannten Sprachzimmer in der Wohnung und Gegenwart des Profoßen.

Natürlich affectirte das Dienstpersonal, aus der Hefe des Volkes gegriffen, absichtlich eine beleidigende Geringschätzung der Gefangenen, um hierdurch seine Loyalität zu bezeugen, ermuntert durch die Humanität der Profoßen, die in der Regel mit der Mütze auf dem Kopf durch das Zimmer schritten, im Begegnen den höflichsten Gruß kaum erwiederten, oft den dringendsten Anliegen kaum ein Gehör schenkten. Der General-Gewaltige gerirte sich gleich einem Bascha, kümmerte sich nie um die Zustände oder Gebrechen der Gefängnisse, beschäftigte sich fast immer bei der Einlaßpforte, wo er sich mitunter sogar Verletzungen gegen Damen erlaubte. Sollte eine Hinrichtung stattfinden, so sah man Tags vorher schon den Schnellgalgen sammt den sonstigen Henkerapparaten im Erdgeschoß zur Schau hingestellt, und die Hinrichtungen selbst wurden mit einer brutalen Gleichgiltigkeit behandelt, die jedes bessere Gefühl schaudern machte. Hiezu kam, daß bei jeder Urtheilsverkündigung die Wache unter das Gewehr trat und der Tambour die Trommel rührte. Natürlich drang der Schall derselben in alle Gemächer, man denke sich die Seelenfolter der Gefangenen, die das stets anhören mußten und in ihrer Absperrung nicht wissen konnten, wen das Loos des Märtyrers getroffen.

Wir wollen nicht alle Umstände en detail erörtern, die auf Körper und Geist der Gefangenen als eben so viele physische und moralische Foltern einwirken. Hier seien nur flüchtige Umrisse gegeben, die aber wohl hinreichen, um die halboffizielle Darstellung der Behandlung politischer Verbrecher gehörig zu würdigen. Sollte man erwiedern, daß vorliegende Skizze nur auf noch nicht Verurtheilte angewendet werden könnte, so muß bemerkt werden, daß in Arad sowohl wie im Pesther Neugebäude Monate lang zwischen Angeklagten und Verurtheilten kein anderer Unterschied eintrat, als das Letztere in Gemäßheit der kriegsrechtlichen Erkenntnisse den Verschärfungen derselben unterzogen wurden. Wahr ist's, daß die meisten der Bedrückungen und immer wiederkehrenden Qualen der Willkür, Habsucht und Gewissenlosigkeit des unmittelbaren Aufsichtspersonals zugeschrieben werden müssen, aber deshalb ist ihre Wirkung nicht minder schmerzhaft für das wunde Gemüth des Gefangenen. Zuletzt trägt das Gouvernement doch die Schuld. Ist es nicht himmelschreiend, daß Wochen und Monate lang keine einzige Commission, ja kein einziger höhergestellte Beamte erschien, um die Zustände des Gefängnisses in Augenschein zu nehmen, sich über mögliche Gebrechen und Mißbräuche an Ort und Stelle Kenntniß zu verschaffen? Ja wer würde es glauben, daß Staatsauditor Nedelkovich als Chef der Justiz alltäglich Stunden lang im ersten Stockwerke desselben Pavillons arbeitet, wo über und unter ihm dieses fest gesponnene Gewebe von Bestechungen, Chikanen und Bedrückungen das Leben so vieler Unglücklichen umstrickt, ohne daß er es zu zerreißen versucht.

Von der Hand eines Gefangenen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die deutsche Frage in der zweiten sächsischen Kammer.

Unter dem noch frischen Eindrucke jener trost- und resultatlosen Abstimmung der ersten Kammer, ging die zweite an die Berathung der deutschen Frage. Der Ausschuß dieser Letztern hatte schon vor den Verhandlungen in der ersten Kammer Beschlüsse über die Anträge gefaßt, welche er seiner Kammer empfehlen wollte; er ließ sich durch den unglücklichen Ausgang jener Verhandlungen in dem einmal Beschlossenen nicht beirren. Dieser Ausschuß bestand aus sieben Mitgliedern, von denen zwei (Dieskau und Ziesler) der Linken, eines (Raschig) dem seit Neujahr entstandenen Centrum, die vier übrigen (Braun, Biedermann, Koch, Schwarze) der Rechten angehörten. Die Majorität davon war überwiegend für den Anschluß an den Bundesstaat. Fünf Mitglieder nahmen die Carlowitzschen Anträge in Betreff der Beschickung des Verwaltungsrathes und des Reichstags wieder auf, fügten aber einige Garantien im Interesse der Freiheit hinzu, namentlich bezüglich der Ausführung des Wahlgesetzes, verwendeten sich endlich für beharrliches Unterhandeln mit Baiern und Würtemberg wegen ihrer Antheilnahme am Bundesstaat, so wie mit Oestreich wegen der Union. Die beiden sich Ausschließenden waren Dieskau und Ziesler, von denen der Erstere ein von Frankfurt her bekannter Parteigänger der äußersten republikanischen Linken die Mammenschen Anträge im Wesentlichen wieder aufnahm, Ziesler aber sich seine Entschließung, wie Joseph, vorbehielt. Außerdem empfahl der Ausschuß der Kammer einen allgemeinen Antrag des Inhalts: „sie möge als ihre feste Ueberzeugung gegen die Regierung aussprechen, daß sie eine schleunige und unverzögerte Erledigung der deutschen Verfassungsfrage im Geiste der, schon von der Nationalversammlung zu Frankfurt angestrebten, Begründung eines Bundesstaats mit parlamentarischer Regierung und einer aus Wahlen des Volkes hervorgehenden Gesammtvertretung als unerläßliche Bedingung nicht allein der Herstellung eines geordneten und dauernden Zustandes der allgemeinen deutschen Verhältnisse, sondern insbesondere auch eine gedeihliche Entwickelung der innern sächsischen Angelegenheiten und einer ersprießlichen Thätigkeit der sächsischen Volksvertretung betrachte.“ Offenbar war dieser Antrag,

dem auch Ziesler beitrat, und von dem nur Dieskau sich ausschloß, gegen die neuern Bestrebungen der Regierung gerichtet, denen man die Absicht beimaß, von dem Bundesstaat ab- und wieder zum alten Staatenbunde hinzulenken. Um diese Tendenz des Antrags noch schärfer zu präcisiren, ward demselben von vier Mitgliedern der Majorität (Braun und Schwarze versagten ihre Zustimmung) der Zusatz beigefügt: „Die Kammer möge erklären, daß sie nur einer in diesem Sinne aufrichtig vorgehenden Regierungspolitik ihre Unterstützung zu gewähren vermöge."

Der Bericht des Ausschusses, von Biedermann verfaßt, behandelte den Gegenstand mit der Hingebung und Wärme einer entschiedenen, rückhaltlosen Parteinahme für die bundesstaatlichen Bestrebungen. In einem ausführlichen Ueberblick über den Verlauf der deutschen Verfassungsfrage ward auf der einen Seite die geschichtliche Berechtigung und Nothwendigkeit der Idee, einen Bundesstaat mit monarchisch-constitutionellen Einrichtungen wenn auch zur Zeit ohne Oestreich, zu bilden nachgewiesen, auf der andern die inconsequente und gesinnungslose Haltung der sächsischen Politik mit dem Ernste tiefer patriotischer Entrüstung und der Rücksichtslosigkeit eines auf unwiderlegbaren Thatsachen fußenden Tadels gerügt. Der positive Theil des Berichts stellte die Bedenken gegen und die Gründe für den Anschluß Sachsens an den Bundesstaat zusammen, suchte jene zu widerlegen und diese in ihrer vollen Stärke geltend zu machen.

So kam die Sache allerdings hier ganz anders vorbereitet in die öffentliche Verhandlung als in der jenseitigen Kammer. Auch hatte sich die Bundesstaatspartei in der zweiten Kammer ungleich besser organisirt, als in der ersten. Die Vorgänge dort hatten sie gelehrt, was sie thun und nicht thun müsse; und der peinliche Eindruck erfolgloser Verhandlungen der ersten Kammer, ein Eindruck, der in der öffentlichen Meinung des In- und Auslandes sein starkes und unerfreuliches Echo gefunden hatte, war nicht ohne günstige Rückwirkung auf die Stimmungen in der zweiten Kammer geblieben. Die Parteistellung in der deutschen Frage war ohnehin hier eine wesentlich andere. Entschiedene Particularisten, Anhänger des Ministeriums um jeden Preis und daher dermalen Gegner des Bundesstaats mit parlamentarischer Regierung, gab es in der zweiten Kammer nur zwei, den Kammerherrn von Friesen und den geh. Finanzrath von Bodrag. Zu ihnen gesellte sich bei der speziellen Frage des Anschlusses an den preußisch deutschen Bundesstaat noch ein Dritter von der äußersten Rechten, Sommer von Bernstadt, der aber doch für den constitutionellen Bundesstaat im Allgemeinen sich erklärte. Die sämmtlichen übrigen Mitglieder der Rechten gehörten mehr oder weniger entschieden der Anschlußpartei an. Zwar gab es Manche darunter, denen es schwer ankam, gegen die Regierung Partei zu nehmen, besonders mehrere Staatsdiener; allein so stark war auch bei diesen die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer veränderten Politik in der deut-

schen Sache, zum Theil wohl auch der Einfluß, den die Stimmung im Lande und die speziellen Wünsche ihrer Wahlkreise auf sie übten, daß sie trotz jener Rücksichten dennoch gegen das Ministerium sich erklärten. Von nicht geringem Einfluß auf diesen Theil der Rechten war das Beispiel der ehemaligen Minister Braun und Held, desgleichen Harkort's, eines Mannes von streng conservativem und höchst achtbarem Charakter, der, ein getreuer Anhänger des Ministeriums in allen innern Fragen, dennoch in dieser Frage sich von ihm trennte.

Es hatte sich seit dem Anfange des neuen Jahres unter Klinger's und Funkhänel's Leitung ein Centrum gebildet. Dasselbe zählte zwar nur acht Mitglieder in der zweiten Kammer, von denen drei bis dahin der Linken, fünf der Rechten angehört hatten. Allein diese kleine Zahl war ausschlaggebend durch festes Zusammenhalten und durch die Stellung, die sie zwischen den beiden, numerisch fast ganz gleichen Hauptparteien einnahm. Dieses Centrum nun stand in der deutschen Frage wie ein Mann für alle Anträge der Ausschußmehrheit, wirkte durch seine entschlossene Haltung auch auf die Linke, der es seinen Persönlichkeiten wie seinen Principien nach näher steht, als der Rechten, bedeutend ein und zog mehrere Mitglieder dieser zur Anschlußpartei herüber. Ohnehin war die Linke in der zweiten Kammer bei Weitem nicht so entschieden in ihrem Widerstande gegen den preußisch-deutschen Bundesstaat, wie ihre Parteigenossen in der ersten Kammer. Ja es schien beinahe, als bekämpfe sie ihn nur widerstrebend, um das Princip und ihr Gewissen zu retten, aber ohne selbst ernstlich ihren Sieg oder die Niederlage der Bundesstaatspartei zu wünschen — tamquam qui vincere nollent. Nur die äußerste Linke machte davon eine Ausnahme. Es zeigte sich daher auch auf Seiten der Linken eine gewisse Courtoisie im Gebrauche der Waffen gegen die Bundesstaatspartei, welche von dieser letztern erwiedert ward und von welcher selbst die äußerste Linke sich nicht ganz entfernte, so daß ein eigentlich feindseliger und erbitterter Kampf nur zwischen der Bundesstaatspartei und dem Ministerium sammt seinen Anhängern, zum Theil auch zwischen diesem und der Linken geführt ward. Denn die Linke in der zweiten Kammer beging nicht den Fehler, den die Linke in der ersten Kammer sich hatte zu Schulden kommen lassen: die Regierung zu schonen, wohl gar zu loben — aus Haß gegen die Bundesstaatspartei.

Schon der Beginn der Verhandlungen zeigte die wesentlich günstigeren Aussprecten für die deutsche Sache in dieser Kammer. Von achtzehn im Voraus angemeldeten Sprechern waren dreizehn für und nur fünf gegen die Anträge der Ausschußmehrheit eingeschrieben. Von den letztern gehörten vier der Linken, einer der äußersten Rechten an. Auf Seiten der Linken eröffnete den Kampf Wigand aus Leipzig, der bekannte Herausgeber der weiland Halleschen Jahrbücher, ein feuriger Redner, aber häufig ohne Klarheit und sichern Zusammenhang in seinen Reden wie in den Anträgen, durch welche er oft seine eigene Partei überrascht. Auch seine heutige Rede bewegte sich mit kühnem Schwunge, aber in cometen-

artigen Bahnen zwischen Wien und Frankfurt, zwischen dem großdeutschen und dem demokratischen Pole hin und her, jetzt das unbedingte Festhalten an der Frankfurter Reichsverfassung gebieterisch fordernd, und jetzt wieder die Kammer beschwörend, doch ja nicht das Einigungswerk ohne die östreichischen Brüder abzuschließen, — als ob dies möglich wäre bei jener Verfassung! — jetzt das Werk der Nationalversammlung als das einzig heilbringende preisend, und gleich darauf, im Unmuthe über die preußische Politik, dieser Versammlung vorwerfend, sie habe dem König von Preußen die Krone angetragen, „nicht wissend, was sie that.“ Er schloß mit dem Antrage: Die Kammer möge erklären, daß sie an der von der Nationalversammlung verkündeten Verfassung unverbrüchlich festhalte und nur diese als rechtsgiltig anerkenne.

Nach Wigand sprach ein Redner des Centrums, Kalb.

Es ist das derselbe Pfarrer von Wechselburg, der in seiner offenen und derben, den süddeutschen Ursprung des Mannes verrathenden Weise an den sogenannten Unverstandslandtag im vorigen Jahre, als dieser particularistische Opposition gegen Frankfurt machte, jene vielbesprochene Adresse richtete, die so anfing: „In Erwägung, daß es Unrecht und Unsinn wäre, dem sächsischen Volke zuzumuthen, aus seiner rechten Tasche Nationalvertreter in Frankfurt zu bezahlen, um eine Verfassung für Deutschland zu Stande zu bringen, und aus seiner linken Tasche Volksvertreter in Dresden, um diese Verfassung wieder zu Schanden zu machen u. s. w.“ In großen Zügen zeichnete er jetzt Deutschlands Vergangenheit und die Ursachen seines Verfalles und schloß diese Skizze mit den Worten: „Was beweist dies Alles für unsere Frage? daß alle deutschen Staaten gegen Deutschland eine alte Schuld abzutragen haben und mehr nach ihrer Pflicht gegen dasselbe als nach ihrem Recht in demselben fragen sollen, damit allen gründlich geholfen werde.“ Dann auf die Frage unserer Stellung zu Oestreich eingehend, sprach er die treffende Wahrheit aus: „daß dem deutschen Elemente in Oestreich die beste Unterstützung dann zu Theil werde, wenn man hier ein kräftiges Nationalbewußtsein erzeuge und pflege.“ „Wenn uns aber Pfordten'sche unpraktische Schulweisheit räth, dem deutschen kosmopolitischen Zug zu folgen und unsre deutsche Kultur nach dem Osten zu tragen, so muß ich warnen vor solcher schöngeistigen und politischen Lockspeise, Deutschland ist lange genug zu schlimm dabei gefahren, nur immer das Culturdüngungsmittel für's Ausland zu liefern; es hat seine politische Selbstständigkeit dabei eingebüßt und nur Haß dafür geerntet.“ Weiter kam der Redner auf die Hindernisse des Bundesstaates zu sprechen. „Die leidige Stammeseifersucht, der dynastische Stolz und das aristokratische Interesse der vier Königreiche“ — „Ja“ rief er aus, „es ist ein unvergessenes Wort: ich unterordne mich keinem Hohenzollern! Wollen wir warten, bis ein Deutscher als personificirter Gattungsbegriff vom Himmel fällt, der keinem besondern Lande angehört und allen Parteien recht ist, so werden wir warten bis

an's Ende der Tage, folgt unser Ministerium der diplomatischen Maxime: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen," so möchte diese nur Diplomaten gegenüber ausreichen', aber nicht einer gereiften und gereizten Nation gegenüber, welche ihre magna charta, den ihr vorenthaltenen, mit viel Märtyrerblut besiegelten und mit den besten Kräften der besten Männer ausgestellten Freiheitsbrief endlich auslösen würde, und sollte es 34 Kronen kosten."

Auf diesen feurigen Apostel des Bundesstaates folgte mit nüchterner, aber durch ihre schlichte Verständigkeit nicht minder eindringlicher Rede ein zweites Mitglied der Centrumspartei Funkhänel, ein Mann von demokratischen Grundsätzen, aber dem unpraktischen Idealismus der Demokratie in der deutschen Frage abhold und ein warmer Patriot. „Mit schwerem Herzen" stimmte er für den Anschluß an die Verfassung vom 26. Mai, denn seine Seele hing noch mit allen Fasern heiliger Begeisterung und wehmüthiger Erinnerung an dem von der Nation selbst geschaffenen Werke; aber er stimmte doch dafür, „weil er in dieser Verfassung den einzigen Weg sehe, um der zu Frankfurt gegebenen, ihrem Inhalte nach wenigstens nahe zu kommen." Nur verlangte er, zur Beschwichtigung seines demokratischen Gewissens, vorausgehend den Anträgen des Ausschusses, folgende Erklärung: „die Kammer wolle bei Erledigung der deutschen Verfassungsfrage jedenfalls die den Völkern deutscher Einzelstaaten, namentlich auch dem sächsischen Volke, vermöge ihrer Landesverfassungen oder vermöge der Grundrechte des deutschen Volkes gegenwärtig bereits zustehenden Freiheiten gewahrt wissen."

Jetzt erschien auch die großdeutsche und partikular-sächsische Ansicht auf dem Kampfplatz. Ihr Vertreter, Herr v. Friesen, aus einem alten, durch starren Aristokratismus bekannten Geschlechte, hatte gleich vielen seiner Standes- und Gesinnungsgenossen nach der Märzrevolution 1848 den Liberalen gespielt, und sich mit scheinbar vollkommener Hingebung auf der „breitesten demokratischen Unterlage" bewegt. Er war eines der entschiedensten Mitglieder des deutschen Vereins, ein feuriger Redner für die Souveränetät der Nationalversammlung und die Anerkennung der von ihr geschaffenen Verfassung. Heut aber betrat er mit lächelnder Miene die Tribüne, um den constitutionell-monarchischen Bundesstaat als eine „Erfindung" zu perssifliren, um jene selbe Frankfurter Majorität, für die er im April vorigen Jahres in die Schranken getreten, zu verdächtigen und die abgedroschene Mähr von der „Verpfändung ihres Wortes gegen ihre Ueberzeugung" wieder aufzutischen. Seine Rede war nicht ohne Geschick, voll blendender Wendungen und mit dem Accente aufrichtigster Ueberzeugung gesprochen; dennoch blieb sie wirkungslos, weil ihr die feste Grundlage einer erprobten Gesinnung fehlte, da man die Schauspielernatur des Redners aus dem rhetorischen Kunststücke herausfühlte. Hätte er nur die speciellen Anträge des Ausschusses angegriffen, so hätte er vielleicht die Linke zu Bundesgenossen gehabt, aber er richtete seine Polemik auch gegen den allgemeinen Antrag, gegen das Festhalten an der Idee

des constitutionellen Bundesstaates überhaupt, und damit stieß er auch die Linke von sich. Sein Antrag, der den allgemeinen Ausschußantrag zu einem großdeutschen Directorialschemen verdünnen und verflüchtigen sollte, — „die Begründung eines einigen deutschen Reichs mit einer aus Wahlen des Volks hervorgehenden Vertretung" — fand kümmerliche Unterstützung und bei der Abstimmung eine kaum nennenswerthe Minorität.

Den hingeworfenen Handschuh nahm im Namen der Bundesstaatspartei der Referent auf. Dem Gegner Schritt vor Schritt folgend, brach er durch die künstlichen Schlangenwindungen, in welche dieser ihn zu verstricken suchte, festen Fußes hindurch, zog die gleißende Hülle sophistischer Beweisführungen und einschmeichelnder Bilder von dessen Vorschlägen hinweg und zeigte dahinter als deren Endziel, die Verkümmerung deutscher Einheit und Freiheit in der Verstrickung Deutschlands mit der unförmlichen und gährenden Völkermasse Oestreichs.

So endete der erste Schlachttag. Am zweiten ward das Centrum von der Rechten in der Vertheidigung der Ausschußanträge abgelöst. Die Hauptredner der letzten an diesem Tage waren Koch und Schwarze. Jener, als eifriger Parteigänger des Bundesstaates und der erblichen Einherrschaft von Frankfurt her bekannt, hier Vertreter der ersten Handelsstadt Sachsens, schlug die Saite an, welche dort und in dem ganzen großen gewerbtreibenden Theile des Landes immer am Stärksten anklingt — er schilderte die materiellen Nachtheile Sachsens bei einer Trennung desselben von Preußen und den Staaten des Zollvereins. Auch noch einen andern, ziemlich delicaten Punkt berührte er mit keckem Finger, das Gesandtschaftsrecht.

In der ersten Kammer hat der Minister dieses Recht einen nothwendigen „Nimbus der Krone" genannt. Darauf anspielend sagte Koch: „Ich hoffe, wenn die Frage des Gesandtschaftsrechts beim Budget verhandelt werden wird, daß wir dann auf eine andere, den Wünschen des Volks entsprechendere, die Krone ehrendere Weise jenen Nimbus um dieselbe zu verbreiten wissen werden. Ich glaube, es ist ein besserer Schmuck der Krone, wenn durch Wegfall des Gesandtschaftsrechts auch nur so viel an dem Ausgabebudget erspart wird, daß das Körnchen Salz des armen Arbeiters, welches man jetzt höher zu besteuern beabsichtigt, vielleicht ganz steuerfrei bleiben könnte." (Beifall im Saale.)

Schwarze ist Staatsdiener, Mitglied des höchsten Richtercollegiums. Er war es, der im Mai vorigen Jahres, in jener verhängnißvollen Stunde, welche dem Dresdner Aufstand vorausging, den König fußfällig beschwor, den Bitten seines Volkes nachzugeben und die Reichsverfassung anzuerkennen. Im Ganzen gehört Schwarze zu den Rücksichtsvollen, welche die Grenze zwischen dem was ihre Stellung und dem was der Fortschritt, die Zeit und die Stimme des Volks von ihnen fordert, sehr genau einzuhalten wissen. Auch jetzt bei seiner Erklärung für die Verfassung vom 26. Mai hielt er sich und der Regierung einen Weg

offen. „Hätte die Regierung uns einen andern Vorschlag gemacht," sagte er, „oder würde die Regierung uns einen andern Weg geben, auf welchem dasselbe Ziel, welches wir erstreben, erlangt werden könnte, dann würden wir dies gewiß zu erwägen haben, wir würden zu erwägen haben, welcher von den nun vorliegenden Wegen der geeignetste sei, um die Interessen des deutschen Vaterlandes, seiner Einzelstaaten, und insbesondere auch Sachsens, vollständig wahren zu können."

Zu den bedeutendsten Reden nicht blos dieses Tages, sondern dieser ganzen Verhandlung gehörte die des Abgeordneten Müller von Niederlößnitz, des Führers der eigentlichen Linken. Mit großer Zurückhaltung und Schonung, aber mit sicherem Blick und fester Hand legte er die wunden Stellen der Politik des 26. Mai offen. „Es müssen," sagte er, „Gründe der Praxis, der Zweckmäßigkeit da sein, welche veranlassen könnten, dem Prinzipe untreu zu werden, um sich auf das Gebiet der vollendeten Thatsachen zu stellen. Mich dünkt, die Erfahrungen, welche die Mitglieder der Frankfurter Mehrheit gemacht, seitdem sie dieses Gebiet betreten, erregen hiergegen schwere Bedenken. Bittere Täuschungen, schmerzliche Erfahrungen, Mißbehagen von oben und Mißtrauen von unten, das sind die Früchte ihres laissez-faire gewesen. Es ist für den Volkspolitiker ein gefährlicher und undankbarer Cultus, der Cultus des fait accompli; undankbar, denn die Reaction will keine Vermittlung, sondern vollständige Rückkehr zum Alten oder noch Schlimmeres; gefährlich, denn das Volk vermag nicht sich die Schwankungen seiner Vertreter zu erklären, welche mit dem Anerkennen der vollendeten Thatsachen eng verbunden sind. Es hält, was Sie für Klugheit ansehen, für das Aufgeben seines guten Rechts. Was aber hätten Sie den vollendeten Thatsachen der Cabinette entgegenzustellen? Das Einzige wäre: die Revolution. Diese können und werden Sie nicht wollen. Gestehen Sie mir zu, meine Herren, daß auf diesem Gebiete die Parthie zwischen Ihnen und unsren gemeinsamen Gegnern allzu ungleich steht!"

Diese Anspielungen auf die Vorgänge des 7. Januar enthielten eine bittere, schwer zurückzuweisende Wahrheit. Und leider hat auch die Nutzanwendung, die der Redner davon in Bezug auf das Zustandebringen der Verfassung vom 26. Mai machte, seitdem eine traurige Bewahrheitung erfahren. „Es ist wohl Niemand, meine Herren," fuhr er fort, „der, Angesichts des Geistes, in welchem die Verfassungsrevision in Berlin vollendet worden ist, glauben sollte, daß der Reichstag zu Erfurt im Sinne des Fortschritts revidiren werde."

Auch die schleswig-holsteinische Angelegenheit, diese wundeste Stelle der preußischen Politik, blieb nicht unberührt.

Der Redner faßte am Schlusse seiner und seine Partei Ansichten in der deutschen Frage in folgender Parallele zusammen.

„Sie, meine Herren, erkennen den Drang des deutschen Volkes nach Ein-

heit und Freiheit, aber Sie sind im Begriffe, ihn durch einige constitutionelle Formen für befriedigt zu erklären. Wir glauben, daß es besser sei, das deutsche Reichsverfassungswerk unverfälscht als unantastbaren Hort der Zukunft niederzulegen in der Brust des deutschen Volkes zum ewigen Gedächtniß. Denn, meine Herren, täuschen wir uns darüber nicht! in der Praxis erreichen wir beide gegenwärtig dasselbe, d. h. Nichts." — „Möge das deutsche Volk das stammverwandte Inselvolk sich zum Muster nehmen! möge es bedenken, daß noch niemals einer Nation Freiheit, Recht und Stärke beschieden ward ohne Anstrengung, ohne schwere Mühe, ohne eisernen Willen. Das deutsche Volk möge dessen eingedenk sein, und es wird doch frei und einig werden" (Bravoruf).

Wie die Linke durch Müller, so ward die äußerste Linke durch Cramer vertreten (Dieskau war durch Krankheit ferngehalten) — den Herausgeber der Vaterlandsblätter. Er legte sein Glaubensbekenntniß in den Worten ab: „Mir kommt es nicht darauf an, ob das Band, welches um die deutschen Stämme geschlungen werden soll, etwas fester oder lockerer sei, mir kommt es darauf an, daß die deutschen Stämme beisammen bleiben, daß sie Leid und Freude mit einander tragen, und daß sie eine mit den nöthigen Befugnissen ausgerüstete, aus freien Wahlen hervorgehende Volksvertretung um die oberste Regierung Deutschlands stellen. Auf die eigentliche, erbliche Spitze kommt es mir nicht an, ich bin zufrieden, wenn die oberste Regierung Deutschlands in anderer Weise gebildet wird." Daher erklärte er, selbst für den allgemeinen Antrag des Ausschusses nicht stimmen zu können — er sehe darin nur eine Brücke, um darauf nach Erfurt zu gelangen. Lieber stimme er für den Friesenschen Antrag, weil dieser das ganze Deutschland zusammenhalten wolle.

So wiederholte sich hier das eigentliche Schauspiel von Frankfurt — eine Vereinigung der äußersten Demokratie mit der östreichischen Partei auf dem Boden des gemeinsamen Hasses gegen den einheitlichen, monarchischen Bundesstaat. Der gleiche äußere Zweck bei durchaus verschiedenen inneren Absichten. Die Demokratie hoffte durch die Volksvertretung die lockere, in sich gespaltene Spitze bald über den Haufen zu werfen; die Direktorialpartei tröstete sich mit der sichern Erwartung, daß eine Volksvertretung neben einem Direktorium nur eine leere Form sein werde. In dieser stillen Hoffnung gegenseitiger Ueberlistung stimmten unterdessen beide gemeinschaftlich für Verwerfung des Bundesstaates.

Noch eine dritte Partei zweigte sich von der Linken ab — sie wollte die Entscheidung verschieben, abwarten, nicht pessimistisch, sondern in der Hoffnung einer Lösung der Frage auf dem Wege diplomatischer Verständigung. Vicepräsident Haberkorn war es, der einen dahinzielenden Antrag einbrachte. Von dieser Seite mußte ein solches Entgegenkommen gegen die Wünsche der Regierungen allerdings doppelt überraschen.

Einen gefährlichen Gegner ihrer Ansicht hatte die Linke sich in ihrem eigenen Schooße erzogen — den erst neulich von ihr zum Centrum übergetretenen Professor Raschig. Mit schlagendem Witz und im populären Tone bekämpfte er die Demokratie vom Boden ihrer eigenen Grundsätze aus, indem er Satz auf Satz nachwies, wie die Wohlfahrt des Volkes, das letzte Ziel jeder wahren Demokratie, auf der Freiheit, die Freiheit auf der Macht des Staates beruhe, diese Macht aber für Deutschland dermalen auf keinem andern Wege zu erreichen stehe, als auf dem des Bündnisses vom 26. Mai.

Ueberhaupt hatte das Centrum einen vorzüglichen Antheil an diesen Debatten, und schwerlich irrt man, wenn man ihm ein ausschlagendes Gewicht bei der Lösung der deutschen Frage in der zweiten Kammer, nicht blos durch die Zahl seiner Stimmen, sondern auch durch den Einfluß seiner Redner, zuschreibt. Fast nicht eines seiner Mitglieder blieb vom Kampfplatze fern. Zweier davon ist noch besonders zu gedenken. Kämmel, eine kurze Zeit Nationalvertreter in Frankfurt, war dort durch den allgemeinen Zug der sächsischen Abgeordneten auf die Linke verschlagen worden, der er eigentlich seiner innersten Gesinnung und Bildung nach nicht angehörte. Auch hier galt er, gleich Raschig, für einen Erwählten der „Volkspartei" — fand aber seinen entsprechenden Platz im Centrum. Seinen Uebertritt von der Frankfurter Verfassung zu der vom 26. Mai rechtfertigte er mit den Worten: „Er habe in dem letzten Jahre einiges gelernt und manches vergessen."

Klinger, ein hervorragendes Mitglied der alten Opposition, der Freund Braun's und Oberländer's, genoß eines ausgezeichneten Vertrauens bei der Linken, welches er auch wohl zu schätzen und zu pflegen weiß. Seine entschlossene Parteinahme für die Dreikönigsverfassung war daher eben so anerkennenswerth als folgereich in ihren Wirkungen auf jene Seite der Kammer.

Nach einer andern Seite hin bedeutsam war das Auftreten der ehemaligen Minister Braun und Held. Jener einst Verstand des Ministeriums, College Pfortens, Verfasser jenes Programms vom 16. März, worin Sachsens Mitwirkung zur Umgestaltung des deutschen Bundes und zur Herstellung einer Volksvertretung für Deutschland verheißen ward, dieser, nach Braun's Rücktritt mit Herrn v. Beust an die Spitze der Geschäfte gestellt, bald aber genöthigt, letzterem das Feld zu überlassen, weil er die Anerkennung der Reichsverfassung, Beust dagegen, auf den Rückhalt preußischer Hilfe gestützt, deren Zurückweisung anrieth. — Diese beiden Männer sah man jetzt eifrig bemüht, für die Festhaltung jener Verfassung, welche Herr v. Beust in den drangvollen Tagen des Mai als den „einzig möglichen Weg" zur Sicherung Deutschlands empfahl, und welche er jetzt mit eigner Hand wieder zu zerstören im Begriff stand, für die Herstellung eben jenes monarchischen, constitutionellen Bundesstaat, welchen einst, als Braun's College, auch Herr v. d. Pfordten für das nothwendige Ziel der deutschen und der sächsischen

Politik erklärte, von dessen Gedanken aber, nach desselben v. d. Pfordten neuester Erklärung das deutsche Volk sich wieder entwöhnen soll. Welch ein merkwürdiger und verhängnißvoller Wechsel in den Verhältnissen und in den Personen!

Der Minister des Auswärtigen hatte während des ersten Tages den Verhandlungen schweigend zugehört und war erst am zweiten in eigner Person auf den Kampfplatz getreten. Seine Rede, die auch hier, wie in der ersten Kammer, die Debatte auf das Gebiet persönlicher Angriffe und provocirender Beschuldigungen hinüberspielte, veranlaßte eine scharfe Entgegnung von Seiten des Berichterstatters, und Kammer wie Publicum zollten diesem lauten Beifall. Am dritten Tage kam der Minister nochmals auf den Hauptpunkt seiner Rede, die Unmöglichkeit des Bundesstaates und die Nothwendigkeit einer anderweiten Einigung, mit Einschluß Oesterreichs und der süddeutschen Staaten zurück. Große Spannung ging dieser Rede voraus — man flüsterte von wichtigen „Eröffnungen", welche der Minister machen werde. Aber es blieb bei diplomatischen Andeutungen über Verhandlungen, die mit den süddeutschen Staaten in München angeknüpft und zu einem Abschluß gebracht worden seien, über neue „Propositionen zu einer Verfassung", die man von dort aus machen werde.

Dennoch war die Verstimmung für die noch Schwankenden und einem raschen Entschluß Abgeneigten nicht gering, die hier gebotene Aussicht zu ergreifen und daraufhin jeden direkten Beschluß in der deutschen Frage zu verschieben. Der Berichterstatter erkannte die Gefahr, welche den Ausschußanträgen drohte, und eilte, die vom Minister gelegte Mine durch eine Contremine unwirksam zu machen. Er drang in den Minister, sich zu erklären, ob das, was man in München zu Stande bringen wolle, ein parlamentarischer Bundesstaat im Sinne des allgemeinen Ausschußantrages sei? Der Minister versuchte auszuweichen, aber der Berichterstatter ließ nicht nach mit Drängen; Herr v. Beust gerieth in Verlegenheit, verwickelte sich — eine Bewegung der Ungeduld und des Spottes ging durch die Kammer, und die Gefahr war vorüber. Beim Beginne der nächsten Sitzung brachte der Berichterstatter in seinem Namen einen Zusatzantrag ein, wonach die Kammer ihr Recht der Zustimmung zu jeder von den Regierungen ausgehenden Feststellung einer deutschen Verfassung feierlich wahrte, und die Minister für dessen strenge Aufrechterhaltung ausdrücklich verantwortlich machte. Die Kammer erhob sich fast einstimmig zur Unterstützung dieses Antrags. Vergebens suchte Herr v. Beust durch Einzelheiten, die er von dem Münchener Projekte mittheilte, die Kammer günstiger für dasselbe zu stimmen — wie wenig Vertrauen man dazu hatte, zeigte die bald darauf mit überwiegender Stimmenmehrheit erfolgende Verwerfung sowohl des Haberkornschen Verschiebungsantrags, als auch des Friesenschen, dessen Zielpunkt augenscheinlich jenes Münchener Projekt war.

Nach viertägiger Debatte kam man endlich zum Schluß. Der Berichterstatter faßte noch einmal alle Hauptgesichtspunkte der Frage zusammen und schlug alle

Saiten an, von denen er hoffen mochte, daß sie in den Herzen der noch zweifelhaften Freunde, wie der nur halben Gegner des Bündnisses vom 26. Mai, anklingen würden. Er begann mit einer Schilderung der preußischen Zustände in ihrer Wechselwirkung mit der Sache des Bundesstaates. „Es sind in Preußen zwei Richtungen", sagte er, „die sich bekämpfen ebensowohl in Bezug auf die deutsche als auf die innere Politik. Die eine ist die, welche Preußen zurückführen möchte auf jenes engste Maß innerer Freiheit und äußerer Ausdehnung, auf jenes Curmärkerthum, wie es richtig bezeichnet worden ist, und auf die Herrschaft des märkischen Junkerthums. Diese Partei begreift sehr wohl, daß ein vergrößertes Preußen, ein Preußen, welches zusammenschmilzt mit einer Masse anderer, mehr schon im Feuer der Freiheit gestählter Elemente, für ihre kleinen Zwecke viel zu groß ist. Wir sehen daher dieselbe Partei, die im Innern die Freiheit zurückschrauben will, die für Preußen jene alten romantischen Institutionen zurückführen will, welche in der Geschichte und der Natur des Landes und des Volkes keinen Boden haben, die Pärie, die Fideikommisse, wir sehen jene halbe Partei bemüht, den Bundesstaat zu hintertreiben, bemüht, Preußen wieder in die Arme Oestreichs und Rußlands zu werfen. Man hat Befürchtungen ausgesprochen vor einer großpreußischen Richtung, vor einer Eroberungspolitik Preußens. Wollte Gott, es wäre eine solche großpreußische Richtung, die uns von Preußen aus bedrohte; eine großpreußische Richtung, wie sie Friedrich der Große befolgte und wie sie Preußen groß gemacht hat. Wollte Gott, Preußen würde durch einen starken Arm groß gemacht. — Deutschland würde dabei wahrhaftig nicht klein werden. Nein, eine ganz andere Richtung ist es, die wir zu befürchten haben, jene Richtung, die Preußen klein machen will, um Preußen und Deutschland anzuketten an Rußland, wie bereits Oestreich an Rußland gekettet ist. Und auf diesen Weg will man uns hinführen, indem man den Bundesstaat verhindert. Dieser Richtung gegenüber steht diejenige Richtung, die durch das gegenwärtige Ministerium vertreten ist. Dies Ministerium hat bis jetzt mit großer Mühe und schweren Kämpfen, und allerdings zum Theil mit Concessionen, die zu beklagen sind, das Feld behauptet.

„Das preußische Ministerium hält noch fest am Bundesstaat, trotz des Abfalls der beiden Staaten, der allerdings den Bund tief erschüttert hat. Wie lange es noch daran festhalten kann, das wird freilich von Tage zu Tage ungewisser. Wenn daher diese Verfassung möglich erhalten werden soll, so kann es nur dadurch geschehen, daß neue Momente hinzutreten, welche das preußische Ministerium im Festhalten daran bestärken, und darum wird unser Beschluß, wird jede Stimme, die von einer deutschen Volksvertretung ausgeht und sich für den Bundesstaat erklärt, dazu dienen, Preußen im Beharren auf dem betretenen Wege zu fördern."

Der Redner berührte hier das Münchner Gegenproject. „Wollen Sie,“ fuhr er fort, „diese Pläne hindern, welche — das ist meine feste Ueberzeugung — zu den alten Zuständen zurückführen, so kann dies nicht durch ein bloßes Votum einer oder vieler Ständeversammlungen, die sich dagegen erklären, geschehen, sondern einzig und allein dadurch, daß man diesen Plänen etwas Positives, von reeller Macht Unterstütztes entgegensetzt. Wir müssen also Alles thun, um Preußen zu ermuthigen und unsere Regierung zu bewegen, daß sie auf den frühern Weg wieder einlenke. Wenn der Bundesstaat zu Stande kommt, dann werden jene andern Pläne sich wieder in Nebelbilder auflösen, wie sie bisher Nebelbilder waren. Kommt aber der Reichstag in Erfurt nicht zu Stande, tritt nicht rasch die Bundesregierung in's Leben, dann wird sich auch Preußen jenem Plane anschließen, dann werden zwischen Wien und Berlin bald die Depeschen hin und her fliegen, dann wird aufs Neue die heilige Allianz ihre Netze um uns schlingen, und alles Widerstreben dagegen wird ein verlorenes sein.“

Auf die Verhältnisse zu Oestreich zurückkommend, insbesondere auf die von dort gebotene Handelseinigung, stellte der Redner die Alternative: „Wenn Oestreich aufrichtig gemeint ist, im Interesse der beiderseitigen Bevölkerungen Erleichterung zu gewähren, so sehe ich nicht ein, warum es nicht lieber mit einem compacten Bundesstaate verhandeln sollte, als mit mehreren einzelnen Staaten oder Staatencomplexen. Ist es aber nur ein Köder, der uns hingeworfen wird, um uns von jener politischen Verbindung loszureißen, stellt man die materielle Vereinigung auf die Vorbedingung der politischen und ist diese letztere von der Art, daß sie unsern Nationalbedürfnissen widerspricht, — nun, meine Herren, so hoch stelle ich die materiellen Vortheile nicht, daß ich dafür unsere ganze politische Zukunft preisgeben möchte.“

Der Redner schilderte hierauf die materiellen Vortheile, die aus einer, nach innen die freie Entwickelung, nach außen Macht gewährenden Staatsordnung, so wie die Nachtheile, die aus einer noch länger andauernden Unsicherheit der politischen Zustände für Handel und Verkehr entspringen würden, und folgerte daraus die Nothwendigkeit des raschen Zustandebringens eines festen Verfassungszustandes, die Gefahren jedes längern Wartens. Darum schon könne er nicht für das zwecklose „Festhalten“ an der frankfurter Verfassung sein. Mit Gewalt wolle man diese nicht durchsetzen, wie ein Redner von der Linken versichert hat; aber womit denn? Ohnehin seien die Anhänger dieses Festhaltens unter sich selbst in Zwiespalt: die Einen wollten die ganze Verfassung, Andere nur gewisse Theile derselben. Manche eiferten gegen die Hegemonie Preußens und die Ausschließung Oestreichs, die doch in jener Verfassung ebenfalls vorhanden seien. Die Verfassung vom 26. Mai werde man mit günstigeren Augen ansehen, wenn man in den Blättern der Reactionspartei lese: diese Verfassung gewähre der demokratischen Entwickelung zu viel Spielraum! Denn einen feinen Instinct für Alles, was ihr

gefährlich sei, habe diese Partei immer gehabt, und hier gelte das Sprichwort: Man muß am Feinde lernen!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen richtete der Redner zum Schluß eine warme Ansprache an beide Seiten der Nationalversammlung. Zuerst wandte er sich an seine eigene Partei, die sogenannten Conservativliberalen. „Diese Partei" sagte er, „möchte ich bitten, daß sie in dieser Sache das liberale Element nicht von dem conservativen trennen, daß sie nicht ihre conservative Tendenz so weit ausdehnen möge, um ein augenblickliches Regierungssystem um jeden Preis zu schützen und zu schonen, sondern bedenken, daß die Principien der monarchisch-constitutionellen Ordnung höher stehen, als ein einzelnes vorübergehendes System. Meine Herren, erwägen Sie wohl, wohin es kommen soll mit der monarchisch-constitutionellen Verfassung, mit der Monarchie und den Monarchen, wenn das Vertrauen des Volkes zu dem guten Willen der Regierungen immer und immer wieder getäuscht wird!"

Diese Mahnungen waren keine vergeblichen; die Anstrengungen des Berichterstatters und seiner Partei wurden durch einen überraschenden Erfolg gelohnt, überraschend namentlich nach dem so ganz andern Ausgange in der jenseitigen Kammer.

Die drei Anträge der Linken wurden mit weit über zwei Drittel Mehrheit verworfen. Mit noch weit größerer der Friesensche und der von Haberkorn. Dagegen vereinigte der allgemeine Antrag des Ausschusses alle Stimmen, bis auf neun auf sich. Von diesen neun gehörten sieben der Linken, und zwar meist der äußersten, zwei der äußersten Rechten an. Bei dem Zusatzantrage, der nach den vorausgegangenen Verhandlungen nunmehr ein directes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium enthielt, war die Mehrheit eine schwache, und wenig fehlte, daß er fiel. Nur 36 gegen 32 Stimmen erklärten sich dafür. Alle Rücksichtsvollen, fast sämmtliche Staatsdiener, dazu noch Mehrere von der Linken — warum diese, ist schwer begreiflich — traten hier von der Majorität zurück. Man gelangte nun zu den eigentlich entscheidenden Abstimmungen über die speciellen Anträge des Ausschusses. Der erste dieser Anträge auf sofortige Wiederbeschickung des Verwaltungsrathes, ging durch mit 38 gegen 30 Stimmen. Damit war die eigentliche Frage: Anschluß oder Repeal? zu Gunsten des Erstern entschieden, die Richtung auf das Festhalten am Bündniß vom 26 Mai und auf die Verwirklichung desselben durch Ausführung des Verfassungsentwurfs, war von der Mehrheit gutgeheißen.

Bei dem zweiten Antrag — auf sofortige Vornahme der Wahlen zum Erfurter Reichstag — feierte wieder die Halbheit und Unentschlossenheit ihren Sieg. Man wollte die Regierung nicht allzusehr drängen, auch selbst nicht allzu rasch vorangehen, nicht Alles auf einmal thun, sondern sein bedächtig nur erst einen Schritt und dann später einmal wieder einen. Manche beredeten sich auch, daß sie nur deshalb gegen die sofortigen Wahlen seien, weil diese doch zu spät kämen. Als

ob nicht der moralische Eindruck eines solchen Beschlusses die Hauptsache gewesen wäre! Genug, sechs von der Rechten trennten sich hier abermals von der Partei, und so fiel der Antrag, nach zweimaliger zweifelhafter Abstimmung, mit 35 gegen 33 Stimmen. Die weiteren Anträge, obgleich sie auf der Voraussetzung einer Beschickung des Reichstags und des Zustandekommens der Verfassung vom 26. Mai beruhten und nur unter dieser Voraussetzung einen Sinn hatten, wurden nichtsdestoweniger angenommen, und zwar mit immer steigenden Majoritäten. Die Rechtsverwahrung endlich, welche Biedermann beantragt hatte, erhielt die einstimmige Genehmigung der Kammer, ebenso der Fuchshänel'sche Antrag wegen Aufrechthaltung der durch die Grundrechte und die Landesverfassung dem sächsischen Volke gewährten Freiheiten.

Die zweite sächsische Kammer hat ihre Pflicht gegen das deutsche Vaterland erfüllt; sie hat, so viel an ihr war, das unerfreuliche Resultat der ersten Kammer gutgemacht und dieser Gelegenheit gegeben, nochmals auf die Frage zurückzukommen und auch ihrerseits andere Beschlüsse zu fassen. Die Stimmung im Lande für den Anschluß ist unterdessen fortwährend gewachsen; sie hat neue Nahrung erhalten durch die Reden in beiden Kammern. Mit Spannung sah man der Eröffnung des Reichstags zu Erfurt entgegen; schon in der vollendeten Thatsache seines Zusammentritts fand man eine neue Gewähr für das Zustandekommen des Werkes, gegen ein Wiederablenken von dem betretenen Pfade. Aber noch einmal sollten die Anstrengungen der Freunde des Bundesstaats lahm gelegt werden. Der 1. April ward zu einem zweiten 6. Januar, ja zu noch Schlimmerem. Preußen schien sich selbst aufzugeben, schien seiner Mission als Großmacht und als Schwert Deutschlands entsagen zu wollen. Jenes Wort des Berichterstatters ging in Erfüllung: „man will Preußen klein machen, um Preußen und Deutschland an Rußland zu ketten." Mit dem Schmerze der Verzweiflung sahen die muthigsten Vorkämpfer des Anschlusses ihre Hoffnungen auf das Gelingen des Werkes, in welchem für sie die letzte Bürgschaft einer friedlichen Neugestaltung Deutschlands liegt, abermals hinabsinken in die bodenlosen Tiefen diplomatischer Ränke, dynastischer Sonderinteressen, politischen Kleinmuthes und Unbestandes. Man klagte in Erfurt, daß die Gestaltungskraft des Bundesstaates gelähmt sei durch den Abfall der beiden Königreiche, aber, statt durch eine kühne und volksthümliche Politik die Anziehungskraft des Bundesstaates frisch zu erhalten und wo möglich zu steigern, um die Abgefallenen wieder herbeizuziehen, schien man bemüht, dem Bundesstaate auch noch die letzten Sehnen durchzuschneiden und seine Freunde gewaltsam von sich zu stoßen, um seinen Feinden einen erwünschten Triumph zu bereiten. Noch einmal indeß hat sich der gute Geist Deutschlands und Preußens ermannt; an dem männlichen Widerstande der aufrichtig deutschgesinnten Mehrheit zu Erfurt hat der wankend gewordene Muth des preußischen Cabinets sich wieder aufgerichtet; der Abfall der Bundesglieder, der nach einmal gegebenem Zeichen der Treulosigkeit von der einen,

und des Verzweifelns an dem eigenen Werke von der anderen Seite wie ein fressendes Gift das Bündniß zu zerstören drohte, scheint mit dem wiedergekehrten Vertrauen auf die Standhaftigkeit Preußens in seinem Fortschreiten gehemmt, und die Verzagenden fangen noch einmal an zu hoffen.

Während ich dies schreibe, verhandelt man in Erfurt über die Feststellung der Verfassung, über die Lebendigmachung des Bundesstaats. Niemand kann zweifeln, daß der Ausgang jener Verhandlungen von ungleich größerem und entscheidenderem Belange für Sachsens Stellung zum Bundesstaate sein wird, als die Berathung und Beschlußfassung unsrer Kammern, selbst die so günstige der zweiten Kammer. Hält man dort fest, geht man muthig auf das Ziel los, nicht rechts noch links sehend und nicht rückwärts schreitend, so ist Sachsen dem Bundesstaate gewonnen, was man auch hier dagegen thue und sage; die Nothwendigkeit der Verhältnisse wird stärker sein, als der Eigenwille der Menschen. Es braucht keinen Bundesschiedsgerichtsspruch und keine Executionsarmee, um Sachsen zu seiner Pflicht gegen den Bundesstaat zurückzuführen; es braucht nichts, als daß der Bundesstaat sich selbst nicht aufgebe, dann wird ihm auch Sachsen nicht entgehen.

Leipzig, den 15. April 1850.

Eine Ministerrede zu Erfurt.

Das Parlament hat in seinen Plenarsitzungen die Berathung der Verfassungsfrage begonnen, und bereits haben wir die Stimmen der parlamentarischen Helden aus den Frankfurter Centren und den preußischen Kammern wieder auf der Tribüne gehört, von Bismark-Schönhausen an bis Heinrich Gagern. Da unsere Partei in beiden Häusern die Majorität hat, so würden wir die Verhandlungen und Beschlüsse des Parlaments mit froher Siegeshoffnung verfolgen können, wenn die Ansichten der preußischen Regierung über den Bundesstaat nicht noch in einem fortwährenden Schwanken begriffen wären, welches fast so schlimm ist, wie die traurigste Gewißheit. Die preußischen Minister, welche in Erfurt zu sprechen veranlaßt waren, haben eine sehr bedenkliche Unsicherheit und einen so totalen Mangel an festem Willen und Plan, wohl wider Willen verrathen, daß die Niederlagen, welche sie auch in der Meinung des preußischen Volkes dadurch erlitten haben, gar nicht mehr zu verhüllen sind. Unter ihnen genoß Herr von Manteuffel die meiste Popularität, wir wollen ihm von Herzen wünschen, daß er sie sich auch nach seinem Auftreten in Erfurt erhalten möge, trotz seiner Circularschreiben an die Chefs der Verwaltungsbehörden. Was uns darin unsicher macht, ist an sich eine Kleinigkeit. Er hat den Vogel Phönix in seiner letzten Rede vergessen, den er sonst nie vergißt und deshalb fehlte seiner Rede das Auspicium, sie war ohne Hilfe der Götter gehalten, und hatte gottlose Wirkungen, zunächst die, daß sie lachen machte.

Herr von Manteuffel ist kein großer Redner. Die Grenzboten haben vor längerer Zeit das Schema seiner Reden darzustellen gesucht, welche regelmäßig mit der Versicherung anfangen, daß der Sprecher keine studirte Rede halten wolle, aber ein ehrlicher Mann sei, in der Mitte seinen Wunsch ausdrücken etwas zu wollen, mit der leisen Beschränkung, daß er aber allerdings noch nicht wisse, ob er es werde wollen können, worauf die erwähnte Berufung auf den Vogel Phönix, welcher das aus seiner Asche gehobene Preußen bedeutet, dem Schlusse Schwung zu geben pflegte.

Diesmal sprach derselbe Redner: „Meine Herren, Sie werden keine studirte Rede von mir hören, ich will mich frei und offen aussprechen. Ich nehme dabei ein Recht in Anspruch, welches wohl keinem Mitgliede des hohen Hauses versagt werden dürfte, nämlich das Recht, daß ich hier in meiner Eigenschaft als Abgeordneter und lediglich in dieser Eigenschaft spreche. Ich gehöre zwar zu den Dienern des Königs, meines Herrn, von denen er Rath zu fordern pflegt und ich werde diesen Rath ihm zu jeder Zeit, den Umständen gemäß, wie es mein Gewissen erfordert, ertheilen. Ich nehme nicht an, daß Jemand ein doppeltes Gewissen haben kann. Ein doppeltes Gewissen ist kein Gewissen. (Bravo!) Aber ich kann mich durch das, was meine Person als Abgeordneter hier äußert, nicht binden für die Rathschläge, welche ich in künftigen Zeiten Sr. Majestät zu ertheilen haben möchte, könnte dies auch dazu führen, daß ich auf den Vorzug, diesen Rath zu ertheilen, verzichtete. —

Darauf geht es in derselben Weise fort, ganz nach seiner Schablone. Se. Excellenz sagt mit enthusiastischer Biederkeit, sie wolle den Bundesstaat, worauf sogleich die Beschränkung kommt: aber nur keine schnelle Annahme unserer Verfassung des Bundesstaats, nur keine schnelle Entscheidung, wir wollen vor Allem revidiren, wir wollen überlegen, keine Uebereilung, meine Herren. Sie wollen durch schnelle Annahme unserer Verfassung die Regierungen wie in ihrem eigenen Netz festhalten. Ach! aber wer den bösen Willen und die Kraft hätte, der würde das Netz doch zersprengen. Keine Uebereilung m. H. Mein Vorredner meinte, es gelte hier einen Scheideweg, rückwärts oder vorwärts. M. H. das Rückwärts wollen wir hinter uns liegen lassen! — Zum Schluß folgt die Versicherung, daß er es sehr ehrlich meine, und eine schöne Hinweisung auf die Nothwendigkeit im Menschenleben das Wahre und Gute fest zu halten und im vereinten Streben dafür zu wirken. Diese letzte unzweifelhafte Wahrheit vertrat, wie schon bemerkt, die Stelle des Vogels Phönix.

Man lese die Rede des Ministers in Nr. 102 des preußischen Staatsanzeigers nach. Ist es erlaubt, daß im Jahre 1850 ein preußischer Minister vor einer Versammlung von politischen Notabilitäten so spricht, und gerade in der Stunde, wo man berechtigt war, von ihm ein männliches Aussprechen über die Absichten Preußens zu erwarten, und ferner in der größten Angelegenheit, in welcher er jede Verpflichtung hatte, die Initiative zu ergreifen?

Bilder und Scenen aus der Slovakei.

5.

Die Flucht.

Der 18. September war einer von den Tagen, welche uns der hinsterbende Sommer als Abschiedskuß zu geben liebt. Unsere Laune war golden wie die Strahlen der schönen Morgensonne; das bunte Gemisch der mannigfaltigen Waffen und Trachten erschien wie ein Symbol der neugeborenen Gleichheit; der monotone Marschgetös der Trommeln schien uns ein Echo unserer hochklopfenden Herzen; und mit den hundert Melodien der geflügelten Waldbewohner wetteifernd, ließen wir unsere magyarischen, deutschen, slavischen und italienischen Freiheitslieder in ungestörter Eintracht erschallen.

Der Weg von Verbó nach Brezova führt durch eine unwirthbare und für den Wanderer höchst unbehagliche Gegend. Den massenhaft lagernden Gebirgen fehlt jede schöne Linie und alle wohlthuende Abwechselung; denn keiner dieser Berge erhebt sich über das Niveau seiner übrigen Gefährten und vergebens sucht das Auge einen Punkt, von dem es die einzelnen riesigen Lehm- und Steinhaufen gruppiren könnte. Die von Sturzbächen hundertfach ausgebuchteten Höhen mit ihren meist kahlen Gipfeln sehen mit den dichten Waldungen in der Tiefe aus wie ein unheimlicher Mißgriff der Natur; die im Sommer meist ausgetrockneten Waldbäche lassen einen grünen, nur von Kröten und Fröschen bevölkerten übelriechenden Schlamm zurück; und die Landwege durch die Berge, welche theils von der Natur, theils durch Menschenhände gehauen sind, verschließen oft Stunden lang jede freie Aussicht, und hemmen die Bewegung einer größern Wanderschaar. Gegen Mittag erreichten wir das Dörfchen Rozbehi.

Dies kleine Dorf liegt, wie fast alle Dörfer dieser Gegend, an den beiden Ufern eines Waldbachs, der sich durch Jahrhunderte ein für seinen kleinen Leib viel zu tiefes und breites Bett ausgewaschen hat, und in einen schmalen Winkel seines großen Lagers liegend, wie ein unruhig schlafendes Kind sich bald nach diesem bald nach jenem Rande streckt. Die kleinen Häuser mit Stroh gedeckt und wie bei allen Slovaken — die Arvaër ausgenommen — reinlich weiß getüncht und mit Fenster und Thüren mit bunten Blumen bemalt, stehen oben auf dem hundertzackigen Lehmufer, und die Communication zwischen den beiden Häuserreihen geschieht, wo das Flußbett schmäler wird, durch einen plattgezimmerten Eichstamm, der in der Mitte von einem hölzernen Pfeiler gestützt wird, wo die Breite des Hohlwegs diesen primitiven Brückenbau nicht gestattet, durch kleine Steintreppen, die zu beiden Seiten in die Tiefe hinabführen, und den Wanderer gerade durch den Bach, oder zu einem leichten Sprunge darüber locken.

An dem gegen Brezova gelegenen Ende des Dorfes verlieren sich die beiden Flußmauern; eine weite Wiese umgibt den Bach und erhebt sich erst dort hinten in ziemlicher Entfernung zur Hochebene; die Aussicht endigt mit vorspringenden Baumgruppen, welche den Ausgang großer Waldungen bilden." Die Wiese selbst ist von einzelnen Bachweiden und Holzbirnbäumen übersäet, die den müden Wanderer in ihren erquickenden Schatten einladen. Hier schlugen wir am linken Ufer des Baches unser Lager auf; jeder holte von seinem Wagen den hausbackigen Mantelsack und wohlgefüllte csuttora, die hölzerne Weinflasche, um sich nach Soldatenweise gütlich zu thun. Die feierliche Stille in der umgebenden Natur wurde nur von den Bewegungen unserer Kinnladen und manchem in der Begeisterung ausgerufenen „Eljen a'haza, éljen Kossuth" unterbrochen, denn kein Lüftchen bewegte die Blätter der Bäume, die Straße, welche sich in einem weißen Schlangenstreif durch die grüne Flur hinzog, wurde durch kein Wagengeknarr belebt, die vielen Fußwege welche die Wiese in allen Richtungen durchschnitten, waren von Mensch und Thier verlassen, kein Wanderer betrat die vom Bürgerkriege heimgesuchte Gegend; die Bewohner dieser Berge standen in den Reihen der Kämpfer auf der einen oder andern Seite, oder warteten in ihren Hütten versteckt den Ausgang des Kampfes ab, und selbst die abgemähten Kornfelder, die vergebens auf die Herbstbestellung geharrt hatten, schienen heute in melancholischer Ruhe zu erwarten, daß sie bald in ein trauriges Schlachtfeld verwandelt werden sollten. Ich lag hingestreckt an die Wurzeln einer Bachweide, als eine kräftige Stimme hinter mir ein wohltönendes „jó napot," das „guten Tag" der Magyaren hören ließ; ich wendete mein Gesicht und sah einen jungen Mann mit einnehmenden Gesichtszügen, blondem Backen- und Schnurrbart, langem fliegenden Haar, in einem burschikosen Jagdanzuge, eine schöne, in der Sonne glänzende Doppelbüchse auf der Schulter. Er schritt auf einem der Fußwege von dem jenseitigen Ufer des Baches daher, und grüßte im Vorbeigehen nach den Offizierswagen — dem improvisirten Hauptquartier — wie es schien, ohne sich aufhalten zu wollen. Mein Hauptmann, erstaunt wie wir alle, in dieser stockslavischen Gegend das magyarische Idiom so rein sprechen zu hören, und noch dazu von einem Mann, der nicht in unsern Reihen stand, erwiederte mit einem herzlichen „adjon Isten," „geb's Gott," und rief den Freunden in derselben Sprache nach: „Woher des Weges, Landsmann?" Der Mann kehrte um, schien anfangs etwas zerstreut, erwiederte aber bald nach vieler Leichtigkeit: „Ich bin aus dem Dorfe Sipkov; heute früh ging ich aus um mir einen Braten auf den Sonntag zu holen, aber selbst die Hasen, diesem Worte gab er eine eigenthümliche Betonung, scheinen jetzt zu einem Volksbewußtsein gekommen zu sein, und irgendwo geheime Versammlungen zu halten; es will keiner in meine Schußweite kommen". Wir lachten und warfen ihm gutmüthige Scherze zu. Nur mein Hauptmann, ein eifriger Patriot, war mit dieser Antwort nicht ganz zufrieden, und doch um eine Fort-

setzung der Conversation verlegen; er ließ dies seinem stattlichen Schnurrbart empfinden, den er so barmherzig drehte, als wollte er ihn mit der Wurzel ausreißen, endlich brach er los: „Aber es wundert mich sehr Landsmann, daß ein Mann von solchem Schrot und Korn, der eine solche Büchse auf seinen starken Schultern trägt, jetzt auf Hasenfang ausgeht, wo jeder Flintenlauf gegen die Verräther der guten Sache gerichtet sein sollte?" „Herr Hauptmann," sagte der Mann mit der Büchse, „noch bin ich unsicher, wer mehr werth ist, die Helden des Schwertes oder des Friedens; ich liebe die Menschen und wenn ich auch die Politik nicht hasse, so suche ich ihr doch überall auszuweichen." „Aber Sie sind doch ein Magyar?" rief der Hauptmann etwas barsch. „Wenn ich Börösmarty und Petöfi lese, ja!" versetzte ruhig der Fremde. Eine kleine Pause, wir sahen ihn an, endlich sagte unser Commandant, der Major: „Wenn Sie auch kein Freund von Politik sind, so können Sie uns doch sagen, ob Sie etwas über die Stellung und das Vorhaben des Feindes erfahren haben?" „Ich weiß nur so viel," sagte der Fremde, „daß Hurban heute früh um 7 Uhr in Brezova eingezogen ist, und sich dort die Gemeindekassen ausliefern, und außerdem eine kleine Brandschatzung zahlen ließ; dies hat mir ein Bauer auf jenem Feldwege erzählt; ich frug ihn nicht weiter." „Bei Gott, Herr Major," rief eine Stimme aus der Schaar, „dieser Philosoph ist ein Spion, und das Beste wäre, ihm den Kopf mit einem Strick gerade richten zu lassen." „Ein Spion! ein Spion!" tönte es von allen Seiten. Der Fremde schien befangen, sammelte sich aber bald und übersah die tobende Menge mit einem kalten Lächeln. „Ruhe" rief der Major, und zu dem Fremden gekehrt: „Sie können gehen, mein Freund! Wenn es in Ungarn Männer geben könnte, die unsere schöne Sprache so rein sprechen und diesen Vorzug zum Verrath am Vaterland benutzen, so wäre unsere Sache schon verloren: Sie können unmöglich ein Spion sein. Gehen Sie mit Gott!" Der Fremde dankte mit einer anständigen Verbeugung, und schritt durch das Lager dem Dorfe Rosbehi zu. — „Für uns aber, meine Herren," fuhr der Major fort, „heißt's: Habt Acht! Der Feind war schon heut' früh in Brezova, seine Stärke ist uns unbekannt, wir können jeden Augenblick seine Ankunft erwarten. Also talpra magyar! auf Magyaren! Auf diesen Ruf trat eine allgemeine Bewegung im Lager ein, die Eßmaterialien wurden auf den Wagen geworfen, die Trommeln wirbelten, die Offiziere sammelten ihre Häuflein, der Major bestieg sein muthiges Roß, und das kleine Heer stellte sich strategisch auf. Unsere Wagen wurden durch das Dorf zurückgeführt und am jenseitigen Ende desselben in eine lange Kette aufgestellt; die reguläre Mannschaft in zwei Theile getheilt, von denen der eine, im Rücken von dem Dorfe geschützt, das Centrum bildete, der andere sich an den äußersten Enden der beiden Flügel, die aus Nationalgarden und Landstürmlern gebildet waren, in zwei Tirailleurketten ausdehnte, die sich bis an den Bach hinzogen; einige berittene Nationalgarden wur-

den mit einem Offizier auf der jenseitigen Höhe als Vorposten placirt. Hierauf wurde "pihénj" „rührt Euch" commandirt, und wir erwarteten in dieser Position, auf den Boden hingestreckt oder auf die Waffe gestützt, die Ankunft des Feindes. So vergingen beinahe zwei Stunden. Gegen drei Uhr borch! ferner Trommelschlag von der Seite unseres rechten Flügels. Der Commandant jagte das liegende Heer auf die Beine und sandte ein kleines Reiterdetachement nach jener Seite hin. Dies brachte nach wenigen Minuten die erstaunliche Nachricht, daß die Ankommenden, die so eben aus dem Walde hervortraten, nach der Montur zu schließen, reguläre Truppen, und zwar von demselben Regiment Ceccopieri sein müßten. Es entstand eine unruhige Bewegung unter unsern Helden, aber der Commandant sprach: „Gut! das sind die zwei Compagnien Ceccopieri, welche uns der Herr Obergespann aus der obern Waaggegend zu senden versprach; jetzt wollen wir sehen, wie der Prediger mit uns fertig werden will." Natürlich folgte ein stürmisches „Eljen Jeszenák" und als nach einigen Minuten die fremde Truppe näher kam und sich auf einem kleinen Abhang zeigte, der nur durch eine tiefe Bucht von unserm rechten Flügel getrennt war, und wir deutlich die Uniform unserer Bundesgenossen erkannten, riefen wir wieder ihnen ein herzliches „Eljenek az olaszok" (Hoch die Italiener) entgegen. Aber anstatt der entsprechenden höflichen Antwort machte die Truppe front, detachirte eine wohlgeladene Pelotonsalve auf unsern rechten Flügel und verschwand wieder hinter dem Abhang. Das war von Freunden eine sehr schlechte Behandlung, obgleich die Gewehre zu hoch genommen wurden und die Schüsse sämmtlich nicht trafen. — Eine fürchterliche Verwirrung entstand in mehrern Reihen; „Verrath!" rief es von allen Seiten, der Landsturm glaubte die Ceccopieri selbst im Bunde mit unsern Feinden, und fürchtete, in unsern Reihen meuchelmörderisch von ihnen niedergeschossen zu werden. — Zu gleicher Zeit ziehen sich unsere Vorposten von allen Seiten zurück und melden die Ankunft des Feindes, der jetzt aus den Wäldern in großen Massen hervorbricht. Unzählige Haufen erscheinen am Ausgang der Waldungen und dringen in Sturmschritt auf uns ein; die Verwirrung in unsern Reihen wächst mit jedem Augenblicke; die Offiziere selbst verlegen, bemühen sich vergebens, Ordnung und Muth wieder herzustellen; von allen Seiten fallen einzelne Pelotonschüsse auf uns, Alles rennt durch einander und die ganze Masse unseres Heeres drängt, läuft, stürzt retirirend auf dem Dorfweg zurück. Totale Auflösung und unlenkbares Ausreißen! nur unsere beiden Compagnien Ceccopieri zogen sich in Ordnung auf eine Anhöhe zur Seite und wurden von dem Menschenstrom nicht fortgerissen. — Ich selbst floh natürlich nicht schlechter, als die andern; zuerst langsam und zögernd, dann etwas schneller, zuletzt sprang ich wie die Uebrigen zu den am andern Ende des Dorfes stehenden Wagen, um eine kleine Sehnsucht nach der Heimat zu befriedigen. Unsern Wagenlenkern war bei unserm Zorn und bei Todesstrafe befohlen worden, sich nicht eher aus ihrer Position

hinter dem Dorfe zu entfernen, bis wenigstens einer der zu jedem Wagen gehörenden Gesellschaft erschienen wäre; allein als ich bei den Wagen ankam, machte ich die ehrenvolle, aber nicht angenehme Entdeckung, daß ich nicht zu den schnellfüßigsten unserer Armee gehörte; meine Kameraden hatten Gebrauch von ihrem Rechte gemacht, und ich stand auf dem Wege mit der tröstlichen Hoffnung, von den Hurbanisten als gute Prise mitgenommen und auf irgend einem Opferaltar der Libussa gebraten zu werden. Da fiel mein suchender Blick auf einen eleganten Neutitscheiner Wagen, dessen Kutscher mit ängstlichen Blicken seinen Herrn suchte; ich sah deutlich, wie das schöne Gespann in den Besitz Hurbans kommen werde, und glaubte, dem frühern Besitzer gar kein Unrecht zu thun, wenn ich den Feinden des Vaterlandes diese Beute entreiße; in einem Nu und mit einem Sprunge war ich auf dem Wagen und rief dem ängstlichen Kutscher zu: „fahre!" Dieser blickte mich mit einer zweifelhaften Miene an, aber eine Bewegung meiner Hand nach dem Säbelgriff verführte die arme Seele, und die, vielleicht zum ersten Male gepeitschten Pferde flogen über Stock und Stein den übrigen Flüchtlingen nach. Indessen hatte sich der größte Theil der Flüchtlinge bei den dahinrollenden Wagen eingefunden, und auf diese geworfen, so daß fast jeder Wagen 10—12 Passagiere hatte; auch meine kleine herrenlose Neutitscheinka faßte schon drei Gäste in ihrem engen Korbe, als wir seitwärts hinter uns eine Stimme hörten, die mit äußerster Anstrengung den Namen Janosch! Janosch! rief. Der Kutscher wendete sich bei diesem Rufe und schrie in fremdigem Schreck: jaj uram!" O weh! mein Herr! indem er die Pferde anhielt. Die schmächtige Gestalt eines Edelmanns näherte sich mit letzter Kraftanstrengung dem Wagen; wir zogen ihn an den Händen herauf, und der Kutscher jagte im Galopp weiter, denn unsere Verfolger waren nahe, und viele Schüsse sausten an unsern Ohren vorbei. Ich fand es passend, meine Entschuldigung bei dem Eigenthümer des Wagens anzubringen, aber dieser war nicht fähig zu antworten, sondern lächelte sehr zufrieden, und machte häufig verneinende Kopfbewegungen, welche sagen sollten: Gar kein Grund zur Entschuldigung! Er hatte nämlich am linken Flügel gestanden, und war mit seinem Häuflein nach der dem Wagen entgegengesetzten Richtung gesprengt worden, er hätte also den Wagen auf der Station hinter dem Dorfe nie erreichen können; so wurde meine Disposition sein größtes Glück und es war verständig, daß er das einsah. Unterdeß waren wir in coupirtes Terrain gelangt, zwischen unregelmäßige, mit Gesträuch bewachsene Hügel. Unsere Verfolger waren eifrig hinter uns her und ihre Schüsse sausten über uns und bewirkten bei Janosch und den Pferden und der Peitsche eine unerhörte Thätigkeit. Unser Wagen war in einen kleinen Hohlweg eingelenkt, und wir merkten die Spuren der Kugeln an den Bäumen über uns, als plötzlich aus einer Seitengrube ein Bauernweib mit einem langen Messer bewaffnet hervorsprang, den Pferden in die Zügel fiel, das Messer drohend gegen die Brust des einen stemmte und mit dem Ausdruck und

Anstand einer Furie schrie „penaze“, Geld! — Es war eine riesige Gestalt, die Pferde bäumten, durch den gellenden Schrei, das Messer und vielleicht durch den teuflischen Ausdruck ihres Gesichtes entsetzt zurück, Janosch verlor die Peitsche. — Die Heldin war eine Miavanerin, eine von den nichtsnutzigen Amazonen, welche ihre Männer in allen ihren Heldenzügen begleiten, bei den Plünderungen und im Schmuggel die Packthiere ersetzen und in dem hurbanischen Kriege in den Reihen der neuen Eroberer zu fechten pflegten. Die Erscheinung erschreckte auch uns, wir mußten glauben, daß mehrere unserer Verfolger vor uns lauerten, ein Stich mit ihrem langen Messer in die Brust des Pferdes mußte uns jedenfalls in die Hände des Feindes liefern. Wir griffen nach unsern Gewehren, aber die Pferde, durch die Bärenkraft des Weibes aufgehalten, hoben sich so unruhig, daß sie die Slavin verdeckten. Wir hatten alle Aussicht die Köpfe unserer Thiere, aber keine, die Dame zu treffen, welche sehr gut gedeckt war. — Kaum hatten wir aber Zeit gehabt, unseren Gefühlen durch einige heftige Drohworte Luft zu machen, als von der Seite her dicht vor den Pferden ein Schuß fiel, und das Weib mit einem Schrei des Schreckens zusammenstürzte; unsere Pferde jagten wie der entfesselte Sturm weiter. Wir glaubten anfangs, der Schuß habe uns gegolten, und das Weib getödtet. Aber als wir zurückblickten, sahen wir die Dame aufstehen und uns die Faust in Begleitung einer deutlichen, aber nicht einladenden Geberde ballen. Und als wir nach der Seite blickten, woher der Schuß gekommen war, sahen wir zu unserem höchsten Erstaunen den friedliebenden Hasenjäger von heute Mittag, der eben um einen Hügel einbog und hinter dem Gebüsch verschwand. Jedenfalls hatte sein Schuß unserer Rettung gegolten. — Erst als wir die ersten Häuser von Verbó wieder erblickten, fingen wir an, unsere Bemerkungen über das sonderbare Abenteuer zu machen.

So endete der 18. September und damit der erste Feldzug gegen Hurban. Am Abend sammelte sich unser flüchtiges Heer zu Verbó, mit Verwunderung sahen wir auch unsere beiden Compagnien Ceccopieri in geordnetem Rückzuge zu uns stoßen, durch ihre und andere Nachrichten wurde uns das Räthsel der feindlichen regulären Infanterie gelöst. Hurban hatte nämlich durch Spione zuerst unsern Zug erfahren, dann aber auch, daß noch zwei Compagnien Ceccopieri aus der obern Waaggegend auf Anordnung des Obergespanns zu uns stoßen sollten. Er schickte also ein starkes Detachement ab, und ließ jene Compagnien, 152 Mann, in einem Walde überraschen und aufheben; in die Montur dieser Soldaten wurden ebensoviele junge Miavaner gesteckt, und mit diesen das Manoeuvre bei Rosbehi ausgeführt. Uebrigens hätten Hurban's Leute, die uns an Zahl vierfach überlegen waren, und in dieser Gegend jeden Strauch und Maulwurfshügel kannten, bei besserer Führung großen Schaden zufügen können; so kamen wir mit wenigen leicht Verwundeten und einigen Gefangenen davon. Das war die große Schlacht von Rosbehi, wo ich das erstemal im Feuer — stand? Nun, ich

stand allerdings nicht; aber wenn ich dies ruhmlose Treffen mit späteren vergleiche, wo man nicht vom Feinde abwärts, sondern in ihn hinein zu laufen für zweckmäßig hielt, so hat diese erste Schlacht mir doch den besten Eindruck hinterlassen. Uebrigens bedeutet das Wort Rosbehi im Slovakischen „Auseinanderlaufen", und wir waren demnach die Opfer eines schändlichen und verruchten Fatums, eines Fluches, einer Bezauberung, welche an dem Namen hing; wahrscheinlich noch eine alte Fußangel, welche der selige Swantopluk, der Slovakengötze, den Söhnen Arpad's gelegt hat.

6.

Das Ende des Aufstandes.

Wir waren geflohen, aber nicht auf lange. An dem Tage unserer Niederlage bei Rosbehi sammelten sich um Leopoldstadt die Freischaaren aus den südlichen Kreisen, da kamen die Magyaren aus der Gegend von Neutra und Neuhäusel, es kamen die Slaven aus dem Tapolcsáner Bezirk, und die der Sprache nach slavischen, aber in der Liebe zum Vaterlande mit den Theißmagyaren wetteifernden Söhne der Barser Gespannschaft, alle höchst eifrig und kampflustig. Sie bildeten zusammen eine respectable Streitmacht, an welche sich noch einige Compagnien von Ernst Infanterie, (Ungarn), und als schrecklichste Kämpfer in diesem Indianerkrieg noch drei Kanonen aus der Festung Leopoldstadt anschlossen, die von der Gräfin Elise Erdödy in Freistadtl mit je 4 schwarzen Hengsten aus ihrem berühmten Gestüte bespannt wurden. Dieses Corps war bestimmt, mit uns vereinigt die mittlere Colonne zu bilden, um gerade gegen Miava vorzudringen, während von Süden die Preßburger Landstürmer ebenfalls durch reguläre Infanterie und einige Kanonen verstärkt über Nádos gegen Szobotist, von Norden die Freischärler aus Trentschin und der obern Waaggegend gegen Stara Tura vordringen und den Feind von drei Seiten zugleich angreifen sollten. Die oberste Leitung dieses Feldzuges wurde dem kaiserlichen Obersten Knöhr anvertraut, der später, als Jellachich hinter Preßburg stand, einige Compagnien von Ceccopieri über die March zog und zu den Kaiserlichen übergeführt hat. Vielleicht hätte der loyale Oberst schon bei diesem Feldzuge seine Gutgesinntheit an den Tag gelegt, wenn ihm die Hurbanisten nur irgend Gelegenheit dazu gegeben hätten, aber wir hatten nicht das Vergnügen, mit dem Haufen Hurban's Ansprache zu halten, viel weniger für unsere Schlappe bei Rosbehi von ihnen Revanche zu nehmen. Auf unserm ganzen Marsche trafen wir nur einen Haufen bei Bukovecz, der uns Stand halten wollte, aber bei den ersten blinden Schüssen aus unsern Sechspfündern flohen die armen Schelme nach allen Winden; wir drangen ohne Kampf durch Brezova, Miava bis in die Kopaniczen, die Gebirgsländer, wo wir mit unsern Freunden aus Trentschin und Preßburg zusammentrafen. Von dem Feinde, der in völliger Auflösung begriffen war, trafen wir nur kleine von

allen Seiten in die Enge getriebene Häuflein und einzelne Marodeurs, die ohne allen Widerstand in unsere Gefangenschaft geriethen; in den Städten nur Weiber, Kinder, Greise und friedliche Einwohner, die den Verlockungen Hurban's widerstanden hatten. Die Weiler des Gebirges standen verlassen, ihre Bewohner hatten die Kerntruppen Hurban's gebildet, konnten einer harten Strafe entgegen sehen, und da sie durch ihr altes Handwerk mit den Schluchten ihrer Wälder sehr vertraut worden waren, so flüchteten sie sich jetzt mit ihren Familien in die wohlbekannten Verstecke, das geraubte Gut aus der goldnen Zeit der Plünderung mit sich fortschleppend oder in den öden Hütten zurücklassend. Die Anführer aber retteten sich größtentheils über die Grenze, entweder wie Hurban selbst nach Prag, oder nach Schlesien, Mähren oder Oestreich zu den slavischen Brüdern. Unter unsern Gefangenen, bei 500 an der Zahl, befanden sich auch mehrere Candidaten der Theologie, die in diesem Kriege nicht eben bemüht waren, ihre christliche Liebe und Demuth an den Tag zu legen. In dem Archiv des Verbóes Notars fanden wir einen regelrecht ausgearbeiteten Plan zur Ausplünderung der Juden in Verbó und der Herren in der Umgegend, die bis jetzt noch verschont geblieben waren. Die Gefangenen wurden nach der Festung Leopoldstadt, nach Nádas, Freistadtel, Tyrnau und Neutra transportirt, wo auch später das Standgericht, welches in der ganzen Gegend publicirt worden war, über sie aburtheilte; in den Dörfern und Städten der aufrührerischen Gegend wurden verhältnißmäßige Militär- und Nationalgardenbesatzungen zurückgelassen.

Wir waren sehr befriedigt. Jeder Sensenmann aus unserer Schaar kehrte mit dem Bewußtsein in seine Heimat zurück, wenigstens einen Theil des Vaterlandes gerettet zu haben, und unter den jungen Offizieren werden sich schwerlich viele gefunden haben, die nicht geneigt waren, eine Parallele zwischen sich und den Hunyady's, Zrinyi's, Tököly's u. s. w. aufzustellen. Aus den Städten und Dörfern der besiegten Malcontenten kamen uns überall Deputationen entgegen, um uns ihre Huldigung und Unterwerfung darzubringen! diese Unglücklichen hatten entweder um Schonung für ihre Vaterstadt, oder um Gnade für ihre Verwandten zu bitten, und da bei den vielfachen Verbindungen, in welchen die Einwohner dieser Gegend mit ihren siegreichen Nachbarn standen, jeder einen Geschäftsfreund oder Bekannten in unsern Reihen fand, so gab es reichliche Gelegenheit, Menschenfreundlichkeit zu bethätigen. Auf unserm Rückmarsche wurden wir an allen Orten mit Glockengeläut und feierlichen Aufzügen empfangen; in den Dörfern und auf den Edelhöfen trafen wir wahrhaft ungarische Gastfreundschaft; in den Straßen, die wir durchzogen, lachten uns aus jedem Bauernhause ein Paar rosige Wangen entgegen, und bei dem gastfreundlichen Male im Hause des reichen Nemes spiegelten sich in dem goldenen Strom des Weines die schwarzen Augen der schönen Spenderin. Wer ein junges Herz im Busen trug, konnte solchem Zauber nicht widerstehen, wir waren gefeierte Sieger und fühlten uns

stolz und glücklich. Es war kein schwerer Feldzug gewesen, es war unendlich mehr Wein als Blut geflossen, und mehr Lachen als Fluchen gehört worden.

Die ungarischen Nordslaven sind von Natur ein unverdorbenes, arbeitsames und friedliches Völkchen, das von dem Alten, Herkömmlichen nur durch große Schonung und geduldiges Ausharren abzubringen ist, aber unter der sanften Hand einer wohlmeinenden Regierung noch jeder Gestaltung und Bildung fähig ist, es unterscheidet sich darin sehr vortheilhaft von seinen nördlichen und südlichen Stammverwandten. Während nämlich der verschlossene Czeche sich mit eisernem Starrsinn in die verblichenen Gewänder seiner einstigen Größe hüllt und alle Vortheile, die von einer nicht slavischen Freundschaft kommen könnten, mit Trotz zurückweist, und der wilde Raitze in dem Lande, wo er gastfreundlich aufgenommen wurde, seinem Wirthe Untergang und Tod sinnt, hat der Nordslave von seiner dunkeln Vergangenheit keine Erinnerung, und trotz aller Bemühungen einiger Agitatoren wird er noch lange die Bestrebungen, aus seinem schmalen, in jeder Beziehung an den Süden hingewiesenen Gebirgsland ein eigenes Kronland zu bilden, mit einem ihm eigenthümlichen, wichtig-ironischen Lächeln betrachten; und selbst wenn die prophezeite Slawa ihm aus dem Himmel in den Schooß fiele, würde er vor Allem die Frage an sie stellen: ob sie ihm seine Leinwand, sein Bauholz, sein Tuch und seine Schnitzwaaren zu den Preisen abnehmen könne, zu welchen er sie in Pesth, Debreczin und Szegedin verkauft, ob sie ihm dafür solchen Wein, solchen Waizen und solchen Tabak liefern kann, wie die südlichen Comitate Ungarns? Diese ruhige verständige Betrachtung der Verhältnisse kommt ihm aber nicht nur aus der Furcht vor gewaltsamen Erschütterungen, sondern wurzelt tief in seinem Gefühl und seinem wohlberechnenden Geist; dieses bezeugen die slavischen Bewohner von Bars, Haut, Vógrád, Gömör und Sáros, die mit dem größten Eifer gegen die Unruhstifter zu Felde zogen, selbst die Bewohner von Neutra, Trentschin und Preßburg, die durchaus keine Sympathie für den hurbanischen Kampf zeigten. Hurban selbst hat dies eingesehen, und seinen Landsleuten in den Reden, die er nach Uebergabe der Festung Leopoldstadt und Besetzung dieser Gegend durch die Oestreicher in Verbó, Wagneustadtl, Trentschin u. a. O., wegen Errichtung eines Freicorps gegen die Magyaren abhielt, die bittersten Vorwürfe gemacht. „Seht," sagte er, (ich wiederhole seine Worte genau) „welch' ein elendes Gesindel Ihr seid! Jeder Volksstamm in der Monarchie hat in neurer Zeit ein Lebenszeichen von sich gegeben, nur Ihr seid von Gott mit einer Stumpfheit geschlagen, aus der Euch keine Gewalt der Erde und des Himmels reißen kann. Unsere südslavischen Brüder, die Kroaten, Slavonier und Serben machen zusammen nicht so viel aus als Ihr, und sind außerdem noch durch die Verschiedenheit ihres Idioms von einander getrennt, und dennoch welch' ruhmvolle Thaten haben sie verrichtet, und welche haben wir noch von ihnen zu erwarten! Ihr wohnt an dritthalb Millionen (?) in einer compackten

Masse neben einander, Ihr sprecht eine Sprache, Ihr schmachtet unter einem Druck, und seid nicht im Stande, 2000 Mann zusammen zu bringen, zur Vertheidigung Eurer Rechte und der Rechte Eures väterlichen, Euch wohlwollenden Monarchen; ja es gibt auch noch solche selbstvergessene slovakische Seelen unter Euch, daß sie in den Reihen unserer Erzfeinde sich blutige Lorbeeren durch Brudermord erkämpfen wollen u. s. w." — Und doch hatte der Redner auch da wenig Erfolg. Hurban konnte mit seinem Helfer, dem Grafen Szirmay, kaum ein Bataillon von 1200 Mann zusammenbringen, und selbst dieses, allerlei zusammengelaufenes Gesindel der Slovakei, flog in der Schlacht bei Waitzen bei dem ersten Kanonenschuß aus einander, während man in der ungarischen Armee nur wenige Bataillone fand, die nicht einige reinslavische Compagnien zählten und so tapfer für die Sache der Magyaren fochten, wie ihre magyarischen Nachbarn. Und nicht nur bei den Nordslaven, sondern auch bei den Kroaten ist der Magyarenhaß eine künstliche Pflanze, die vor dem Jahre 1840 noch Niemand kannte; der kriegerische Charakter und das südliche Blut der Kroaten brachten durch 10 Jahre diesen Haß zu einer traurigen Blüthe, aber bei den ruhigen, bedächtigen Nordslaven müßten Jahrhunderte vergehen, bis sie für einen Vertilgungskrieg ausgebildet wären, höchstens sind sie zu einem eigennützigen Haß gegen Gutsherren und Juden zu bringen, und davor wird uns die europäische Civilisation, die dem Nordslaven so nahe liegt, in ihrem unaufhaltsamen Fortschritt nach Osten bewahren. — Hurban selbst spielte seine ruhmlose Rolle weiter. Aus der Slovakei war er nach Prag geflüchtet, von dort kehrte er zurück, das kaiserliche Freicorps zu bilden, und wurde k. k. Oberst; aber in der ersten Bataille mit den Ungarn wurde sein Haufen auseinander gesprengt, seit der Zeit ist er verschollen und bei den kaiserlichen Offizieren verachtet.

Aus Wien.

Minister Bach hat die lobenswerthe Gewohnheit, sich bei alten Freunden fleißig nach dem Wohlsein und den Wünschen des Publikums zu erkundigen, auch Minister Schmerling hört unter vier Augen gern ein freimüthiges Wort über die herrschende Stimmung; tröstende Zusicherungen, liberale Aeußerungen aus dem Munde der Regierung, kommen dann unter die Leute, und rasch sind darauf die schönsten Luftschlösser aufgebaut. Man vergißt, daß weder Bach noch Schmerling in der Lage ist, mehr als fromme Wünsche für die Verwirklichung ihrer Reformpläne zu hegen. Sie können den Bauplan der Verfassung bis auf das kleinste Erkerchen mit Dinte und Feder vollenden, die Reinigung, die Sicherung und Freigebung des Bauplatzes liegt in andern Händen.

Ein Regierungsmann, der weniger als die genannten Herrn geneigt ist sanguinische Hoffnungen aufzumuntern, besprach im tête à tête mit einem Privatmann jüngst die Gerüchte von der bevorstehenden Aufhebung des Ausnahmezustandes. „Heben wir den Belagerungszustand auf", sagte er achselzuckend, „so belagert man uns; das Preßgesetz kann beim größten Eifer des Staatsanwalts und bei der besten Gesinnung der künftigen Geschwornen nicht verhindern, daß von den hiesigen Druckereien die gefährlichsten Sturmpetitionen gegen uns auslaufen. Alle feindlichen Nationalitäten finden Spielraum zur Wiederaufnahme ihres Kampfes gegen den Gesammtstaat; die Magyaren, die Galizier, die Italiener, die Wiener verklagen dann die Armee wegen tausend großer und kleiner Gewaltthaten, über die noch lange nicht das nöthige Gras gewachsen ist, und haben wir die Macht, Genugthuung zu geben für jeden Unsinn der Generäle? Vor Allem aber müßten wir den Reichstag berufen, von dem Ihr ja das Heil der Welt erwartet. Soll der Reichstag kein Kremsier'scher werden, so müßte vorher der passive Widerstand der Magyaren gebrochen sein, der bis jetzt von keiner nachmärzlichen Einrichtung mehr als den Namen aufkommen läßt; müßten die Walachen, die Illirier und die Sachsen von ihrer Nationalitätenbrunst curirt sein. Angenommen jedoch, wir wären nicht gezwungen, die Reichstagsmitglieder von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken selbst zu ernennen, so würde auch der vernünftigste Reichstag Unmöglichkeiten verlangen und das Nothwendigste verweigern; verlangen würde er eine Verminderung des Heeres, verweigern die Erhöhung der Staatsschuld. Das sind sehr löbliche ökonomische Vorschläge, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß Oestreich nach dem Buchstaben der Märzverfassung ein idyllisches Leben führen, die ehrwürdigen Traditionen so vieler Jahrhunderte mit einem Mal aufgeben und nirgends im Auslande, nicht in Italien, nicht in Deutschland, den geringsten Ehrgeiz zeigen soll. Die Aufhebung des Belagerungszustandes, in den wir uns einmal eingelebt haben, erfordert mehr Muth, mehr Anstrengung und Selbstaufopferung als Sie denken; sie ist ein Schritt in eine unbekannte, wenigstens nur theoretisch bekannte Zukunft; was wir in Oestreich seit 1848 von angeblich friedlicher Entwicklung auf parlamentarischem Wege gesehen haben, ist nicht geeignet, rechtes Vertrauen auf die allgemeine Reife dafür einzuflößen. Streng genommen, lieber Freund, ist der Normalzustand hier nicht eher möglich, als bis das übrige Europa in das normale Geleise zurückgekehrt, bis die deutsche, die dänische, die italienische und die französische Frage dauernd entschieden ist. Doch, ich will Ihnen zugeben, eine Suspension des Ausnahmezustandes auf vierzehn Tage, drei Wochen wär' allenfalls ein Versuch, der keine Gefahr hat."

Man weiß sogar, daß General Welden sich mit Unmuth über die Ewigkeit des Belagerungszustandes ausgesprochen hat; aber Welden würde trotzdem nicht zur Beseitigung der Militärherrschaft rathen; er wünscht nur von einem undank-

baren Posten abgelöst zu werden und die Verantwortlichkeit für so manche Unliebenswürdigkeit vom Ministerpräsidenten Schwarzenberg, in dessen Interesse sie zuletzt immer geschieht, übernommen zu sehen.

Der mittheilsame Regierungsmann oben hat gewiß in so fern Recht, als unser Cabinet in der sklavischsten Abhängigkeit von all den Staaten lebt, über die es mit scheinbarer Herrschsucht seinen Einfluß zu behaupten strebt. Nicht berechtigte Herrschsucht, nicht lebendige Expansionskraft, sondern hypochondrische Angst und Mißgunst bezeichnet die auswärtige Politik des heutigen, wie des vormärzlichen Oestreich. Metternich's rastloses Streben beschränkte sich darauf, alle Nachbarn im Zustande der Lethargie zu erhalten, nicht damit Oestreich einen Vorsprung gewinne, sondern damit es selber nicht zu einer modernen Thätigkeit gezwungen werde; à la Jenkinson im Vicar von Wakefield könnte er sagen: Hätte ich nur halb so viel Geist und schlaflose Nächte auf die Durchführung der nöthigsten Reformen verwandt, wie ich auf heillose Intriguen verschwendete, so hätte ich Oestreich die schlimmsten Gräuel des Bürgerkrieges erspart und mein Name wäre in und außerhalb der Monarchie gesegnet. Fürst Schwarzenberg verfolgt, weniger mit dem Talent, als mit der Hartnäckigkeit seines exilirten Meisters denselben Zweck wie er. Oestreich gewinnt durch die Triumphe seiner negativen Politik im Auslande nichts Positives, weder einen Fußbreit Landes, noch einen Schatten von Ehre, nichts als reichlichere Schulden und einen höhern Grad eingebildeter Sicherheit. Um seine Existenz glaubt es zu kämpfen, indem es überall, im Norden, Süden und Westen, jegliche Consolidirung der öffentlichen Verhältnisse zu hintertreiben sucht. Wenn Deutschland stark genug wird, um seine Ehre nicht von russischer Anmaßung in Staub treten zu lassen, hält sich Schwarzenberg für geschlagen. Sogar ein Gran Menschenverstand und Menschlichkeit in Neapel schiene ihm gefährlich für Oestreich. Italien ist der traurigste Beweis, daß die Herrschaft Oestreichs im Auslande energisch reactionär ist. Nirgendwo ist sein Einfluß unbestrittener als in Parma, Modena, Toskana, Rom und Neapel; seine Truppen haben den größten Theil des Kirchenstaates besetzt, Pio Nono beabsichtigt sogar, sich nach Bologna unter ihren Schutz zu begeben, Toskana steht vollständig unter östreichischem Protectorat, Neapel ist dem Wiener Cabinet blind ergeben. Nun wir erinnern uns noch der Emphase, mit welcher unsere inspirirten Zeitungen voriges Jahr die Welt versicherten, das jetzige Oestreich, welches den eigenen Völkern eine Verfassung gegeben, werde seinen Einfluß auf Italien ebenfalls zur Begünstigung des Fortschritts geltend machen, so daß die Liberalen der Halbinsel künftig ihre Blicke sehnsuchtsvoll nach Wien statt nach Paris richten würden!! Wir haben seitdem vergebens irgend einen, wenn auch noch so sanften Protest Schwarzenberg's gegen die lächerlichen Edicte der römischen Cardinäle oder gegen die ungeeurten Wortbrüche Ferdinand's von Neapel erwartet.

In Oestreich selbst scheint das Cabinet — und wir freuen uns, ihm doch

etwas Gutes nachsagen zu können — dem Ultramontanismus ziemlich abhold. Eine Versammlung katholischer Bischöfe, die im Jahre 1849 hier einen geheimen Congreß halten durfte, vereinigte sich zu einer Petition um Aufhebung des von Kaiser Joseph eingeführten placetum regium, wodurch die Correspondenz des Clerus mit Rom einer freilich oft nur illusorischen Beaufsichtigung des Staates unterworfen wird. Wir würden diese Aufhebung weniger für einen materiellen als für einen moralischen Schaden erachten. In diesem Sinne erhoben sich alle aufgeklärten, sowohl conservativen wie liberalen Blätter, der Lloyd in einer Reihe mit dem Wanderer, gegen das Ansinnen der Prälaten. Nur der finstere „Oestreichische Correspondent" verfocht vom Standpunkte der Freiheit, — eine Attitude, die gerade ihn ungemein graziös kleidet — für die unbedingte Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Für Trennung der Kirche vom Staate, für Unabhängigkeit der Schule von der Obhut des Clerus und für die Civilehe ist er aber nicht, dieser weise Daniel; er wollte Freiheit der Kirche vom Staat, Freiheit des Staates von der Kirche mit Nichten. Er gilt, wie die Grenzboten schon einmal bemerkten, für das specielle Organ des Ministerpräsidenten Schwarzenberg! Freiheit wurde auf einmal das Schiboleth aller Finsterlinge. Dieselben Kuttenritter, welche bekanntlich seit dem März so aufrichtig für den Fortschritt glühten, daß sie in Tyrol, Salzburg, Steiermark, und selbst in Prag und Wien von allen Kanzeln gegen die harmloseste Neuerung donnerten, verstanden sich plötzlich auf den Lockruf ihrer geschliffenern Brüder jenseits des Rheins, gebrauchten das Wort Freiheit mit jener poetisch vagnen Allgemeinheit, so hübsch absehend von gegebenen Verhältnissen und Bedingungen, wie ein Demokrat von sechzehn Jahren; und sie wußten ihren liberalen Gegnern so siegreich ihre Inconsequenz und Tyrannei nachzuweisen: Montalembert selbst hätte es nicht besser gemacht. Wurde nicht sogar auf Belgien hingewiesen? La liberté comme en Belgique! lautet das Losungswort der Ultramontanen. Wir nehmen es gern an, unter der Bedingung, daß auch der Bürger sagen dürfe: ich habe la liberté comme en Belgique. Der uneingeschränkten Freiheit der Kirche hält in Belgien die Freiheit des Staates, die Freiheit der Vereine das Gegengewicht. Die Kirche ist ein Verein wie ein anderer, blos um eine Kleinigkeit mächtiger, besser organisirt, und trotz des Josephinischen Placets bei uns eben so vielfach protegirt, wie trotz oder wegen des Vereinsrechts bürgerliche Associationen unmöglich gemacht sind.

Die Consequenz also schon verbot der geistlichen Petition Gehör zu geben. Der „Tyroler Bote" meldet in elegischen Tönen, daß die freiheitsglühenden Bischöfe unverrichteter Dinge ihren Pilgerstab vor die Thore Wiens setzten. Sicherlich hat der aufgeklärte Theil des Ministeriums, Bach und Schmerling, gegen die Prälaten gestimmt. Hoffentlich wird das Cabinet in seinem Widerstande gegen die Herrschaft der Kirche nicht auf dem vormärzlichen Standpunkt stehen bleiben. Auch Altösterreich begünstigte die Suprematie der Kirche nicht, aber es behandelte sie als

Werkzeug. Wie es den Adel als Stand demüthigte und zugleich den Adeligen als Individuum im Heer und in der Bureaukratie dem Bürgerlichen auf den Nacken setzte, so zügelte es die Selbstständigkeit des Clerus, benützte ihn aber als pädagogisch-politische Waffe zur Entmannung der Geister. Vor dem Rückfall in diese Sünde hat sich die Regierung besonders zu hüten. Die heiligen Väter entwickeln in den Provinzen eine staunenswerthe Thätigkeit, die Redemtoristen veranstalten Missionen und faseln dem Landvolk Mirakel vor, welche glücklicherweise oft sehr abgeschmackt sind; die Reorganisation des Erziehungswesens würde auch bei größerem Eifer der Regierung und bei einem anständigeren Budget des Cultusdepartements — $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden bei einer Bevölkerung von 35 Millionen Seelen — nur langsam fortschreiten, weil fabelhaft Viel nachzuholen ist. Die Regierung hat also hohe Zeit, ihrerseits Missionen zu veranstalten und die Missionäre im Nothfall dutzendweise aus Deutschland kommen zu lassen. Leider jedoch hört man, daß Graf Thun, welcher nicht eben zu den Feinden der Kirche zählt, in seiner Carriere als Cultusminister von früh bis Abend gegen pfäffische Barrikaden zu kämpfen hat, und von der Regierung so schwach unterstützt wird, daß er das Portefeuille niederlegen will.

Um den Theresienorden, von dem jüngst 22 Glieder der Armee verschiedene Grade erhielten, waren nicht weniger als 126 Gesuche eingelaufen. Der Orden wird, seinen Statuten gemäß, nur für eine in ihren Folgen entscheidende That persönlicher Tapferkeit, die der Krieger unterlassen konnte, ohne seiner Pflicht und Ehre zu vergeben, also nur für einen Act von seltenem und glückgekröntem Heroismus und nur auf ausdrückliche Bewerbung des Ordenskandidaten verliehen. Unter den 22 Heroen befindet sich neben Haynau Fürst Windischgrätz, „wegen der gelungenen Unterwerfung von Prag und Wien", eben so ein zweiundzwanzigjähriger Officier Montenowo. Das neidische Militär will von den Heldenthaten, durch die Montenowo das Vaterland gerettet habe, Nichts wissen und behauptet, der Ordensritter habe bis jetzt kein anderes Verdienst als das, ein Sohn Marie Louisens und des Grafen Neupperg zu sein.

„Aus Ungarn" von Max Schlesinger.

(Berlin, Franz Dunker, 1850.)

Wie in England, so wachsen auch in Deutschland die Schriften über den ungarischen Krieg zu einer Bibliothek heran. Nach vielem Schlechten und Mittelmäßigen und einigem Bessern erscheinen jetzt Arbeiten von größerem Werth. Von den Memoiren der Frau Therese Pulszky ist der erste Band erschienen, die Memoiren von Klapka werden täglich erwartet; das Neueste ist das Werk, dessen

Titel wir diesen Zeilen vorgesetzt haben. Die Grenzboten stehen zu diesem Buche in einem gewissen Familienverhältniß, welches nicht ohne zärtliche Zuneigung ist; sie haben im vorigen Jahr eine Anzahl von Capiteln aus demselben unter dem Titel: „Zur neuesten Geschichte Ungarns" mitgetheilt, und dürfen voraussetzen, daß die Beziehung auf diese Theile hinreichen wird, dem jetzt vollendeten Ganzen unter den Lesern unseres Blattes Freunde zu erwerben. Jedenfalls ist von Allem, was bis jetzt über Ungarn erschien, Schlesingers Werk das interessanteste, sowohl in Haltung, Styl und Form, als durch das Urtheil, welches der Verfasser über die großen Begebenheiten fällt. Das Buch stellt sich die Aufgabe, den ungarischen Kampf und seine Helden, vor Allem aber den nationalen Boden, aus welchem beide hervorgewachsen sind, zu charakterisiren; es ist darauf berechnet, sowohl durch die Darstellung, als durch seinen Inhalt, in großem Kreise zu wirken, zu fesseln und zu überzeugen. Mit verständiger Bescheidenheit sagt der Verfasser in der Einleitung, daß eine Geschichte der Revolution zu schreiben, jetzt wo noch vieles Einzelne dunkel und die Gemüther in Haß und Liebe befangen sind, unmöglich sein dürfte; es ist daher natürlich, daß alle besseren Schriften in der Form von Memoiren oder Skizzen erscheinen. In dieser genrehaften Darstellung ist Schlesinger Meister und wir Deutsche lernen in ihm ein merkwürdiges Talent für künstlerische Anordnung eines gegebenen Stoffes kennen. Er versteht nämlich mit großer Kunst einzelne Momente oder Zustände kräftig und imponirend herauszuheben, und durch eine Masse von particularisirten Anschauungen lebendig und dramatisch zu machen, und wieder, wo es darauf ankommt, durch kurze Striche Personen und Begebenheiten scharf zu umreißen. So groß ist dies Talent der Darstellung, daß die brillante Malerei dem Leser hier und da als Hauptsache erscheinen wird, die Thatsachen als die Masse, aus welcher der Künstler mit Freiheit bildet. Die Ansichten über die Berechtigung und den Werth solcher Auffassung geschichtlicher Zustände dürften sehr verschieden sein, sicher ist, daß sie Vielen ein richtigeres Bild von dem originellen Leben des fremden Volkes geben, als lange seelenlose Beschreibungen und daß sie, mit solcher Virtuosität ausgeführt, den Leser auf jeder Seite des Buches anregen. Da dieses Buch, so viel wir wissen, die erste größere Arbeit ist, mit welcher Schlesinger in der Oeffentlichkeit erscheint, so knüpft sich an die Lectüre auch ein neugieriges Interesse an den Verfasser, nicht nur an dem warmen ungarischen Patrioten, sondern auch an der Tragweite seines künstlerischen Talentes. Unzweifelhaft ist eine productive Kraft bei Schlesinger vorhanden. Leicht und mühelos krystallisirt sich ihm der kolossale Stoff zu einer Reihe von abgeschlossenen epischen Scenen, für jede weiß er im Styl die zweckmäßige Diktion, in der Ausführung die wirksamste Färbung zu finden. Seine Darstellungen der Landschaften, der Husaren, der Czikose, einzelner geschichtlicher Momente, sind in der That kleine Kunstwerke. Für uns, die Leser, und ihn selbst entsteht nun die interessante Frage, ob er die Fähigkeit und Lust

haben wird, sich auch für einen frei erfundenen Stoff zu erwärmen, ob seine Phantasie sich durch Situationen und Figuren, welche aus seinem Innern kommen, eben so gut wird reizen und in so energische Thätigkeit setzen lassen, als durch wirklich Erlebtes, das von Außen her in ihn dringend, imponirt und seine Thätigkeit erregt hat. Ist dies der Fall, so haben wir in ihm eine bedeutende epische Dichterkraft zu hoffen, welche schon jetzt, wo sie sich noch wenig erkannt hat, zu imponiren vermag. Braucht aber seine Seele wirkliche Begebenheiten und starke Eindrücke aus der Außenwelt, um Phantasie, Laune und Begeisterung zu finden, so ist er, was er in diesem Werk erscheint, ein journalistisches Talent von merkwürdiger Organisation, wie wir sie in Deutschland gegenüber den Franzosen und Engländern leider nur in sehr geringer Anzahl besitzen.

Den reichen Inhalt des Werkes, welches vom Frühjahr 1848 anfängt und mit einer Perspective auf Oestreichs gegenwärtige Lage und Zukunft schließt, werden unsere Leser aus eigener Anschauung am besten kennen lernen. Eine Anzahl offizieller Aktenstücke, von denen einzelne neu sind, und Licht auf dunkle Stellen der ungarischen Revolution werfen, geben dem Buch auch für den gelehrten Geschichtsforscher Bedeutung. Wir theilen eine Probe aus dem letzten Theil des Werkes mit, charakteristisch für die technische Virtuosität des Verfassers. Es ist das Ende des ungarischen Kampfes, die Katastrophe von Temesvar und Vilagos:

Temesvar ist eine starke Festung und hatte eine Heldenbesatzung, die ihrer werth war. Feldmarschall-Lieutenant Rukowina, der sie befehligte, vertheidigte, jede Aufforderung zur Uebergabe entschlossen ablehnend, alle Punkte der Stadt, bis die Dächer über den Köpfen seiner Leute in Brand gesteckt wurden, bis die Mauern zu Schutt zusammensanken, und als schon die sogenannte Fabrikvorstadt von den Honveds mit Sturm genommen wurde, zog er sich, wie der gehetzte Dachs, in die entlegenste seiner Höhlen, in die eigentliche Festung zurück. Typhus, Cholera, Wechselfieber und Noth erschütterten den Muth des alten Kriegers eben so wenig wie die glühenden Kugeln Vecsey's, der die Festung nach dem Plane Aschermanns belagerte. Er meinte, es sei noch Zeit genug zum Capituliren, wenn erst seine Leute das allerletzte Pferdgerippe abgenagt hätten, oder wie er sich ausdrückte „bis das Schnupftuch in seiner Rocktasche in Brand geriethe.“ Der tapfere Grankopf hatte nicht umsonst gewartet. Temesvar genoß das Glück, seine Thore befreundeten Truppen zu öffnen. Im Angesichte der Festung, bei Kis-Becskerek wurde die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen, und die Wagschaale des Glückes schwankte lange unentschlossen, bis sie sich endlich zu Gunsten Haynau's senkte.

Sein rechter Flügel war schon zurückgedrängt, nachdem die Reserve-Artillerie und Division Panjutine vergebens in's Treffen hineingezogen worden waren, der linke Flügel war in Gefahr durch starke, hinter Busch und Wald verborgene, Husarendetaschements umgangen zu werden, Bem, welcher seine Siebenbürger

Truppen dem General Lazar anvertraut hatte, und über Lugos nach Temesvar geeilt war, um die Führung zu übernehmen, hatte seinen Gegner schon so fest in den Klauen, daß er ihn zu erdrücken wähnte, während sich die östreichischen Colonnen im Centrum umsonst vor den strahlenförmigen Schanzen opferten, welche der Pole ihnen mit genialer Benutzung des Terrains in den Weg geworfen hatte. Da erschien im entscheidenden Momente Fürst Liechtenstein mit seinem Corps von Hodos her, wohin er flüchtigen Howeds gefolgt war, während Schlick, von Mezöhegyes kommend, bei Vinga sichtbar wurde. Das entschied das Schicksal der Schlacht, indem Ersterer den geworfenen, nun mächtig verstärkten, Flügel der Oestreicher zum Stehen brachte, und nach kurzer Pause zum Angriff vorwärts führte.

Die Husaren waren ermattet angekommen, weder sie noch ihre Pferde hatten nach dem beschwerlichsten aller Märsche genügende Nahrung erhalten, der erneute Kampf überstieg ihre Kräfte, und Gwon, welcher mit unter den Vordersten focht, bemerkte später seufzend: „Ein Schluck Wein für jeden Husaren hätte die Schlacht gerettet.“ Der Schluck Wein aber fehlte schon seit Tagen; die Pferde sanken in die Kniee, die Reiter fühlten die Kraft aus ihren Muskeln schwinden, sie wurden durch den Stoß in Verwirrung gebracht, und Bem brach durch einen Sturz vom Pferde, das er mit seinem wundenbedeckten Leibe seit langer Zeit schon nie recht in seiner Gewalt hatte, ein Schlüsselbein. Die Verwirrung der Ungarn verwandelte sich in Auflösung, die Auflösung in eine Flucht, wie sie der ungarische Boden von seinen Söhnen noch nicht gesehen hatte. Liechtenstein's rechtzeitiges Erscheinen auf dem Schlachtfelde und Görgey's Nichterscheinen brachte Bem um den halberkämpften Sieg, welcher Ungarn schwerlich mehr gerettet, aber neuen Ereignissen Raum und Zeit gegönnt hatte, deren Folgen zu berechnen in diesem Augenblicke eben so unmöglich als unersprießlich ist.

Die nächste Folge der verlorenen Schlacht war der Entsatz Temesvar's. Haynau hatte die Genugthuung, der erste zu sein, welcher noch am selben Tage (10. August) spät Abends an der Spitze einiger Schwadronen durch die Thore der Festung sprengte. Sie waren mit Kranken überfüllt, das Aeußere ihrer Gebäude und ihrer Vertheidiger zeigte, daß Beide auf jenen äußersten Punkt angekommen waren, wo eine längere Vertheidigung unmöglich ist.

Die Morgensonne des 11. August vergoldete die Thürme zweier Festungen, welche nur wenige Meilen von einander entfernt waren, mit gleich herrlichem Strahlenlichte. Sie beleuchtete zwei merkwürdig contrastirende Scenen. In Temesvar drängten sich die armen ausgehungerten Oestreicher freudig um ihre Gäste, in Arad standen die verzweifelten Ungarn in traurigen ahnungsvollen Gruppen beisammen; dort zogen befreundete Colonnen unter muntrem Sang und Klangspiel in die geretteten Räume, hier flüchtete was flüchten konnte aus den dunklen Thorwegen; dort lagen sich die östreichischen Führer voll Siegesfreude in

den Armen, hier standen Kossuth und Görgey in einem Erkerzimmer des Kastells, um sich nach langer Zeit wieder zu sehen, um sich für ewig zu trennen.

Was in jenen Stunden zwischen beiden verhandelt wurde — wir wissen es nicht; ob Görgey's schuldbeladenes Gewissen sich vor den Augen des Gouverneurs beugen mußte — ist ein Geheimniß. Nur das wissen wir, daß Görgey über die Schwelle jenes Gemachs der Erste in's Freie hinaustrat als — Diktator; Kossuth folgte ihm als hoffnungslos Verbannter.

Er hatte immerdar im Einklange mit der Majorität der Nationalversammlung regiert, er dankte ab, als diese in Görgey den einzig möglichen Retter des Vaterlandes erblicken zu können glaubte*). Kossuth wandte sich nach Süden, Görgey nach Norden. Die Wege der beiden Männer waren nicht erst von diesem Augenblicke einander entgegengesetzt. Der neue Diktator hatte schon am Abende des 11., wo er von dem schwächeren Schlick bei Neu-Arad geschlagen worden war, seine Truppen über die Maros zurück nach Alt-Arad geführt. Von hier aus meldete er dem russischen General seinen Entschluß zur Uebergabe, nebst den armseligen Bedingungen**) die er daran knüpfe, und dem Orte, wo er dieselbe ins Werk zu setzen gedenke. Am 12. marschirte er gegen Szölles, wo auch Rüdiger, der Weisung folgend, am 13. anlangte. Auf den Feldern zwischen Kis-Jenö und Szölles geschah der Akt der Waffenstreckung, welcher als Uebergabe von Vilagos in den Geschichtsbüchern verzeichnet sein wird.

Bei Arad an den Ufern der Maros wölbt sich die Fläche zu kleinen Hügeln, welche mit einer der herrlichsten Rebengattungen Ungarns bepflanzt sind. Das ist das Weingebirge von Menes, welches allmälig seinen sanften Charakter und seine Vegetation verlierend, die Uranfänge oder Ausläufer der Siebenbürger Karpathen vorstellt. Etwa zwei Meilen von Arad gegen Norden wird diese Hügelkette von einem Bergkegel abgeschlossen, der weit hinein in's Land sichtbar, auf seinem Rücken eine zerfallene Ruine trägt, und ein an seinem Fuße angeschmiegtes Dörfchen beschattet. Das ist die alte Burg Vilagos und der Flecken gleichen Namens. In dem Flecken liegt ein reizendes Landhaus, das Eigenthum des Grundherrn Bohus. Das ist das Haus, wo der Endabschluß der Uebergabe bewerkstelligt wurde. Von diesem Landhause führt eine schöne Straße durch Thal und Wald nach Szölles und Jenö. Das ist die Straße, auf welcher Rüdiger und Görgey ritten, die traurige Ceremonie mitanzuschauen. Die Sonne des 13. schien heiß, Görgey's Heer stand in Schlachtordnung, 24,000 Mann mit 144 Geschützen. Im Vordertreffen die Infanterie, rückwärts die Kanonen, zu beiden

---

*) Am Morgen des 11. war diese Ansicht in der aus Generalen und Volksvertretern zusammengesetzten Versammlung die vorherrschende gewesen. Batthyanyi, Duschek und Szemere weigerten sich, die Abdankungsakte Kossuth's zu unterzeichnen.

**) Daß nämlich die Oestreicher dabei ganz aus dem Spiele bleiben müßten.

Seiten die Reiterregimenter. Es herrschte Todtenstille unter all' den Tausenden. Ihr Blick war zur Erde gesenkt. Der Boden war heilig. Er war der Friedhof ihrer Ehre.

Mitten durch die Stille knallte zuweilen ein Schuß. Das war ein Husar, der die letzte Ladung des Karabiners seinem treuen Pferde durch den Hals jagte; es sollte die Schmach des Fremdes, das Unglück Ungarns nicht überleben. Andere Kameraden hatten Sattel und Riemzeug im Walde abgeschnallt, den Csako und den Dolmany daneben als Dinge, die sie nicht mehr ihr eigen nennen durften, hingelegt und waren dann fortgesprengt ins Weite, bügellos, hoffnungslos, um zu werden, was sie früher gewesen: wilde freie Csikose der Haide. Auch die Husaren in Reih' und Glied schnallten schweigend die Sättel vom Rücken ihrer Pferde, legten sie in großen Haufen mit den Waffen und Fahnen zusammen und traten zurück zu ihren Rossen. Hier stand das Regiment Ferdinand, seinen tapfern Obristen, ein Bild verzweiflungsvollen Kummers, an der Spitze. Sein Säbel fehlte. Er hatte ihn mit einem Fluche Görgey vor die Füße geworfen, als dieser im letzten Kriegsrathe mit den Uebergabsvorschlägen durchgedrungen war. Daneben standen Hannover-Husaren; Graf Batthyanyi, Rittmeister*) ohne Pferd. Er hatte sein Schlachtroß, das schönste der ganzen Armee, mit eigener Hand getödtet, damit es keinen Kosaken auf dem Rücken trage. Weiter oben Nikolaus und Alexander, Görgey's Schutzengel in den Karpathen, Ungarns Rachengel in der Aprilwochenschlacht, Schatten früherer Größe, Trümmer der alten Regimenter, von denen nur Wenige übrig geblieben waren, um den neu eingetheilten Rekruten als Cadres zu dienen; daneben Kaiser-Husaren, Koburg und Würtemberg. Die jüngeren Reiterregimenter waren mit an den Flanken vertheilt: Lobel-Husaren, die noch nicht Zeit gehabt hatten, mit den alten Regimentern zu wetteifern, Hunyady, welches bereits anfing, von den Veteranen respektirt zu werden.

Die Generale standen im Knäul zusammen oder ritten langsam zwischen den Bataillonen auf und ab. Földvary ging mit thränenvollen Augen zum 9. Bataillon, welches damals, als es mit dem 3. vereint zuerst die Wälle Ofens erstürmte, das seinige gewesen war. Sie liebten ihn wie einen Vater, und hatten ihn aus mancher Gefahr gerettet, denn Földvary, unter den Bravsten einer, war kurzsichtig, und rannte mit seinem Pferde oft mitten in die Gefahr hinein, bis ihn seine Leute zurückzogen. Jetzt, als ihr früherer Obrist herankömmt, um ihnen das letzte Lebewohl zu sagen, schließen sie ohne Commando, von Einem Gedanken elektrisch durchzuckt, eine großes Carré; der Fahnenträger reicht die Standarte seinem Nachbar, und so geht sie von Hand zu Hand bis zum Obersten. Jeder küßt sie, dann legen sie dieselbe auf einen Reisigstoß in der Mitte des Kreises und sehen schweigend zu, wie sie zu Asche verbrennt.

*) Jetzt gemeiner Soldat.

Nagy Sandor — Murat auch im Costüme-Geschmack — steht in seiner prachtvollsten Uniform mit Pöltenberg im Gespräche. Dieser, von unscheinbarem Aeußeren, mit indolenten Zügen als Deckmantel entschiedener Bravour, und von jeher kein Fremd des Denkens, war Görgey immer blindlings gefolgt, wohin es diesem beliebte, ihn zu führen. Die Ruhe seines Gesichts contrastirte merkwürdig mit der sichtbaren Aufgeregtheit seines Nachbarn. Graf Leiningen, Görgey's wärmster Fremd, schritt seitwärts auf und ab. Er wurde von seinen Kameraden vergöttert, aber was er immer geleistet, er machte keinen Anspruch auf Anerkennung, und war zufrieden, einen Stein zum Ruhmestempel seines Freundes herbeitragen zu dürfen. Die Generale Lahner, Knezich, Kiss, Obrist Görgey und Andere saßen zu Pferde und unterhielten sich mit gleichgiltigen Gesprächen. Damjanich, der Koloß an Fleisch und Muth, war als Commandant in Arad geblieben.

Der neue Diktator erschien im einfachen Kleide, wie er es in der Hitze auf dem Marsch zu tragen pflegte. Er versuchte freundlich zu blicken. Seine Züge aber waren ernster, finsterer, eiserner als sonst. Er ritt an den Husaren vorüber, hin und wieder ein aufmunterndes Wort murmelnd, besichtigte langsam die Honvedbataillone, die narbenbedeckten Krieger der ehemaliger Regimenter Schwarzenberg, Franz Karl, Prinz von Preußen, Don Miguel, Alexander, Wasa, ritt dann vor die Fronte, und erklärte sich bereit, Jedem das Commando zu übergeben, der sich tüchtig genug glaube, die Armee zu retten. Er selbst sei es nicht mehr vermögend. Ein grauer Husaren-Rittmeister sprengte vor die Fronte zu den Stabsoffizieren hin, und erklärte: sein und seiner Kameraden Wille sei, sich durchzuschlagen. Aber Görgey warnte ihn trocken vor jeder „Meuterei, die mit Flintenkugeln gedämpft werden müsse" und wendete ihm nachlässig den Rücken.

Von 4 Uhr Nachmittags bis spät in die Dunkelheit währte nun die vollständige Uebergabe der Waffen, die Vertheilung der Eskorte, der Abmarsch der Truppen. Sie wurden bis Varkad und von da nach Gyula geführt, wo sie Oestreich in Empfang nahm.

Um 10 Uhr war's auf den Feldern vor Vilagos leer. Manche Thränenperle mag hier, mit Abendthaudemanten in Eins verschmolzen, einem halbverdorrten Pflänzchen zum Blühen verholfen haben. Dann steigt die Thräne als Blumenduft zur Wolke auf, sie kehrt als Wetterschlag und Ungewitter zurück zum heimathlichen Boden.

Kleine Bilder aus England.

4. Auf der Stage-Coach.

Land und Meer lächelten im reinsten Gold der Augustsonne und ein leichter Seewind erfrischte die warme Sommerluft, als Fremd J. Double-Yon und ich

unsere Sitze auf dem Dach der Brightoner Stage-Coach einnahmen, um den Kriegshafen von Portsmouth und von dort aus die liebliche Insel Wight zu besuchen. Wir rollten über eine Stunde lang und hatten noch immer nicht die Landstraße erreicht, sondern steuerten ihr auf einem Umweg durch reizende Park- und Gartenanlagen zu. In sanften Windungen, zwischen duftenden Hecken, durch hohe Akazien-, schattige Kastanien- und andere Baumgruppen befestigt, führte ein blank gehaltener, aber breiter und festgestampfter Gartenweg an lauter Kunstpflanzungen vorüber. Besonders anmuthig war eine Gegend des Parks; rechts aus tiefem Thalgrund, am Fuße eines waldigen Hügels, ragten die abgeplatteten Thürme eines gothisch gebauten Herzogsschlosses — der Name ist mir entfallen —, links bargen sich unter Buchen- und Ulmenlaub saubere Sommervillen, im einfachsten Dorfstil, mit moosbedeckten Dächern, kleinen Rasenflecken und Blumenbeetchen in symmetrischer Anordnung vor den niedrigen Thüren, während die geschnitzten Holzsäulen der Altan und die Fenstersimse Winde und Geisblatte umrankten. Ein Ziehbrunnen mit hoch in der Luft schwebendem Eimer mitten in einem Kreis alter Linden, ein kleiner Ententeich und einige hochaufgeschichtete Heuschober, dann ein Paar Vierecke gelber Stoppelfelder, umzäunt und an den Enden von jungen Pappeln bewacht, dies Alles, zwischen die Villen verstreut, vollendete die Täuschung und ließ vergessen, daß man in einem Park war.

Auf der ersten Station, als wir vor dem Wirthshause zur gelben Seeschlange Pferde wechselten, wurde ich enttäuscht. Die Sommervillen waren wirkliche Dörfer, und der glatte, tennenartig gefestete Gartenweg Nichts als eine gewöhnliche macadamisirte Landstraße. Ich erholte mich von meinem Entzücken erst hinter Chichester, wo der Weg, hart am Meere zwischen Sandünen hinführend, von der üppigen Landschaft Nichts als einen bläulichen Streif zur Rechten gewahren ließ. Es ist also keine Fabel, was man von der Schönheit des Landes auf dieser Insel erzählt; die meisten Grafschaften, namentlich Devonshire, Kent und Sussex, sind lediglich durch Menschenhand in schmuckvolle Gärten verwandelt. Wenn die Engländer in Musik, Malerei und Bildhauerei nicht das Aug und Ohr der Deutschen und Italiener besitzen, so zeigen sie sich in der Behandlung der Mutter Erde als geborene Künstler*). Der ärmste Häusler pflegt jeden Schuhbreit freien Rasmes vor und hinter seiner Hütte zur Anlage eines Diminutiv-Gärtchens zu benützen; das milde, ewig thaufeuchte Klima, welches den Boden in unsterbliches Grün kleidet, unterstützt diese Liebhaberei des Armen, dem sein reiches Mutterland oft keinen andern Luxus bietet als den schwellenden Rasen vor seiner Thüre.

Meine Feder ist keine Radirnadel, die es wagen könnte, den eigenthümlichen Zauber englischer Landschaften zeichnen zu wollen; überdies haben das tausendmal

*) Die Leidenschaft für den Gartenbau ist eine nationale; kein Buch ist seit langer Zeit so populär und verbreitet gewesen, wie „Every man his own gardener" (Jedermann sein eigener Gärtner.)

bessere Federn schon zur Genüge gethan. Unser Thema ist heute die flink rollende Stage-Coach (Stationskutsche), die ich noch in der Erinnerung segne, weil sie auch im schnellsten Lauf einen Blick auf die geheimen Reize von Waldgrund, Park und Dorfgärtchen erlaubte. In fünf Stunden flog diese Postschwalbe von Brighton nach Portsmouth, jetzt hext Einen der Dampfteufel hin, bevor man sich zweimal die Augen gerieben hat. Das herrliche Stagecoachfahren hat allgemach in ganz England aufgehört, und mit elegischem Stoßseufzer meldet die Zeitung wöchentlich aus einem andern Winkel des Königreichs, daß dort „die letzte der Kutschen" (the last of the coaches) mit klagendem Hornton in den Schuppen staubiger Vergessenheit heimkehrte, um nie wieder auszufahren. Die glatten Renner wandern zum Fiakerfrohn in die Stadt oder lassen sich mit traurig gesenktem Nacken vor den langsamen Pflug spannen, die schlanke und doch so geräumige Kutsche, zur Reiseequipage umgestaltet, rumpelt vielleicht mit der Familie eines reich gewordenen Theehändlers unwillig stöhnend über die holprigen Chausseen des Festlandes, während die kostbaren macadamisirten Straßen daheim zu einsamen Vicinalwegen herabsinken.

Kutschiren gehört zu den noblen Passionen des Engländers und der Ritter vom Bock zeigt in der Regel ein stolzes Bewußtsein seines ritterlichen Berufs. Zwei Ritter dieses Ordens lernte ich auf der Straße zwischen Brighton und Portsmouth kennen, einen Engländer und einen Iren. Jener, Mr. Lanky, ein hochgewachsener und steifer Gesell in einem soliden pfeffer- und salzfarbigen Ueberrock, tadellose Vatermörder unter dem röthlichen Backenbart, besaß den Anstand eines Gentleman und saß auf seinem Bock wie ein Hausvater am obern Ende des Tisches. Alles in Ordnung? fragte er, langsam und gravitätisch umblickend, ob alle Plätze besetzt seien, dann räusperte er sich, wie ein Parlamentsredner, der ein großes Wort sprechen will, zog die weißen Reiterhandschuhe fester über das Handgelenk, faßte die Zügel mit einer schnörkelnden Fingerbewegung, schnalzte seinen vier Füchsen aus tiefster Kehle zu, und fortan blieb sein blitzendes Auge an ihre Hufe und wallenden Mähnen geheftet, und von Zeit zu Zeit wiederholte sich das theatralische Fingerspiel mit den Zügeln. Der Degen des Feldherrn in der Schlacht dient nur als Emblem des Krieges und winkt nur zuweilen commandirend durch den Pulverdampf; auch die Könige der Erde schlagen mit dem Zepter Niemand aufs Haupt, es dient nur als Sinnbild ihrer Macht, und die Peitsche Mr. Lanky's mit dem gedrechselten Stiel aus Buchsbaumholz lehnte ruhig an seiner Seite über den Bock hinaus. Nur in sehr kritischen Momenten streckte er seinen Arm nach ihr und zeigte den rebellischen Unterthanen von fern den Schatten der Peitschenschnur; die moralische Wirkung dieser Demonstration erfolgte jedesmal blitzschnell, und triumphirend sah sich dann Mr. Lanky zu uns um und sein tiefliegendes graues Auge schien zu fragen: Habt Ihr an meiner Macht gezweifelt? Lanky kutschirte zur Befriedigung eines innern Dranges; mit leerer Kutsche hätte er eben so stolz auf dem ledernen Thron gesessen, eben so fein und sorgsam die Zügel ge-

führt; seine Passagiere behandelte er mit dem souveränen Wohlwollen, das ein Schiffscapitän den Landratten an Bord seines Fahrzeugs beweist. Von übertriebener Galanterie war bei ihm keine Rede. Während der Fahrt riß der Wind einem Fräulein auf der hintern Bank des Daches den Mantel von der Schulter. Halt, Kutscher, Halt! Mein Mantel! schrie sie. Die Pferde wiegten sich eben im munterſten Galopp; Lanky hörte Nichts. Ich klopfte ihm auf die Achsel und wiederholte die Botschaft. Ich weiß, sagte er, endlich haltend und sah sich um; das unglückliche Seidenkleid lag ein gutes Stück hinter uns mit allen vier Zipfeln in den Staub hingestreckt. Mr. Lanky aber hatte durchaus keine Lust, vom hohen Sitz herabzusteigen. Können Sie fahren? fragte er mich mit prüfendem Blick, das Kinn in die Halsbinde steckend; und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: Ein böser Handel, Madame! Gebe die Zügel nicht gern aus der Hand! — Ich machte der Unterhandlung ein Ende, holte den Mantel und erhielt dafür ein kühles: „Dank' Ihnen!" nicht aus dem Munde des Fräuleins, welches meinen Dienst wie eine Zudringlichkeit mit eisig glotzenden Blicken bestrafte, sondern aus der Kehle Lanky's. Beim Aussteigen ließ er die Hausknechte des Hotels den Passagieren und dann sich herunterhelfen; sein Trinkgeld dagegen forderte er mit der Einsylbigkeit und Kälte eines Steuereinnehmers. „Shilling, Sir! — Guten Morgen, Sir!" er rückte nicht einmal den Hut dabei.

Einige Tage später wollten wir von Portsmouth wieder nach Brighton, allein man versicherte uns in George's Hotel, wir würden keine Stage-Coach finden, und müßten den Eisenbahnumweg über Southampton und London einschlagen. Es war nämlich Sonntag. Seltsamerweise gilt es für keine Sünde, am Tage des Herrn zu Schiff zu steigen, auch der Dampfwagen ist erlaubt, während eine Stage-Coach-Fahrt als gröbliche Verletzung des Sabbaths angesehen wird. A propos, bemerkte endlich der Kellermeister im Hotel, zögernd und mit einem verachtenden Zug um die Mundwinkel; ich höre, daß Swilly in der Hafengasse so was wie 'ne Stage-Coach am Sonntag von Stapel läßt. Aber, Sie sind Gentlemen, ich kann Ihnen daher die Gelegenheit nicht empfehlen. Swilly ist ein Irländer, — nichts Respectables an der Wirthschaft. — Wir trotzten jedoch der öffentlichen Meinung von George's Hotel und von ganz Portsmouth und gingen spornstreichs nach der Hafengasse. Da stand eine Kutsche, so blank und tadellos wie nur eine in England und bespannt mit vier gentlemännischen Grauschimmeln. Rasch nahmen wir unsere Plätze, mußten jedoch eine Stunde warten und blieben zuletzt die einzigen Gäste. Guten Morgen, Mylords! quiekte ein kleines Kerlchen, aus der Wirthshausthür springend, stemmte die Arme in die Seiten und beäugelte uns lachend. Die Augen waren eigentlich nur ein Paar schmale Ritzen in dem braunen, schnapsgeblähten Gesicht, die Stumpnase rümpfte sich keck über dem gezwungen lachenden Breimaul, denn die langen, eben nicht perlweißen Zähne schienen die Vereinigung von Ober- und Unterlippe um jeden Preis zu verbieten. Auch die Kleidung, von

der rissigen Hutkrämpe bis zu den glanzlosen Schuhen war keineswegs sonntäglich. Mit einem Satz war er auf dem Bock. Seid Ihr der Kutscher? fragte ich. — Und was für Einer! entgegnete zwinkernd das Gegenstück zu Mr. Lanky. Vorwärts, ihr englischen Haberfresser; will euch lehren den Sonntag halten. Alle Sonntag ist jetzt Stage-Coach, und sollt' ich Möpse nach Brighton fahren, ich ziehe ihnen Bäffchen an, so wahr ich ein Vetter des großen Dan (O'Connell) bin, ha, ha!

Swilly fuhr wie ein Dämon; in der Beziehung war nicht zu klagen, aber gottlob, daß uns die Achtung Englands gleichgiltig sein konnte, denn sein Aeußeres und sein Benehmen warfen einen höchst unreputirlichen Widerschein auf uns und die Equipage. Wenn Jungirland einmal die Zügel Englands usurpirt, wird letzteres nicht schlimmer fahren als wir. Nach einer Stunde hatte Swilly die Peitsche zerbrochen und das Riemzeug der Pferde in Verwirrung gebracht. Ueberall legte er es darauf an, Aergerniß zu geben. In den Vorstädten von Portsmouth schrie er den Kirchgängern, die das Gebetbuch unter'm Arm, in der Thüre standen, zu: „Wollt Ihr spazieren fahren, Gevatter?" und schüttelte sich vor Lachen, wenn die Frommen mit Abscheu die Köpfe schüttelten. — „Hoho," rief er, „kommenden Sonntag kutschire ich den Bischof von Exeter, das wird ein Spaß!" Eben so trieb er's in den Dörfern, aber streckenweise gelang es ihm blinde Passagiere aufzutreiben. Auf der letzten Station vor Brighton feierte er den höchsten Triumph seiner Gottlosigkeit. Ueber vierzehn Personen saßen auf dem Dach, während das Innere leer blieb, so daß Manche die Beine über die Seiten herunterhängen ließen und sich mit Noth auf ihrem Sitz festhalten konnten. Die ganze Gesellschaft zählte außer mir und Mr. Joseph kein respektables, kein nüchternes Mitglied. Vor den ersten Häusern Brighton's beeilten wir uns daher auszusteigen, und gingen zu Fuß in die Stadt. An der Thür eines Alehauses saß ein Kreis von Jockeys und Kutschern um einen Tisch mit Zinnkrügen, darunter Mr. Lanky, die Beine gekreuzt, den rechten Schuh hoch in der Luft, um die schneeweißen Strümpfe zu zeigen, die krummröhrige Thonpfeife im Munde. Er spuckte energisch aus, der seltsamen Equipage nachblickend, und brummte: „Ich sage wär' ich Parlament, so würde ich solchen irischen Lumpen bei Galgenstrafe verbieten, ein englisches Pferd anzurühren, was meint Ihr?" — Lanky sah uns vorbeigehen, allein er schien moralisch überzeugt, daß wir mit Swilly gekommen, blickte uns streng an und grüßte nicht.

Notiz.

Eine Bitte an einen Einzelnen. Die Redaktion zeigt dem Absender des Briefes mit dem Postzeichen: Herrnhut hierdurch ergebenst an, daß die von ihm angekündigte Sendung erst in diesen Tagen angekommen, daß ein Brief an ihm selbst aber mit der von ihm angegebenen Adresse als „unbestellbar" zurückgelaufen ist. Wir bitten um schleunige Angabe seines Aufenthalts.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von E. E. Elbert.

Deutsche Staatsmänner.*)

3.

Georg Freiherr von Vincke.

Der niederschlagende Eindruck, den die neueste preußische Geschichte auf uns macht, und der sich um so mehr steigert, je wärmer unser Gefühl für Preußen ist, bezieht sich weniger auf die Ereignisse selbst, als auf die Personen, die sich in ihnen geltend machen. Ein Staat kann in seinen Entwürfen fehl gehen, er kann in seinen Zwecken scheitern, ohne daß wir ihn darum geringschätzen. Aber wenn seine Träger, einer nach dem andern, das klägliche Bild sittlicher Haltlosigkeit und geistiger Unklarheit darstellen, wenn sich Schwäche des Willens mit Unredlichkeit des Willens paart, kleinliche Bosheit mit fieberhafter Furcht; wenn einen Tag über den andern die eine Intrigue die andere verdrängt, bis keiner der Spieler mehr weiß, welche Rolle er eigentlich vorstellen will, dann wird unsere Empfindung unmittelbar beleidigt, und über den Verdruß, den die schlecht gearbeiteten Charaktere in uns hervorrufen, verlieren wir den Faden der gesammten Handlung.

Unsere Feinde haben nicht verfehlt, was wir thaten, bis in's kleinste Detail mit scharfer Aufmerksamkeit zu verfolgen; sie haben Preußen mit beißendem Spott gegeißelt, mochte es ihren Absichten entgegentreten oder sich ihnen unterwerfen. Wir haben uns gegen diese Angriffe empört, denn wenn auch dem Anschein nach nur gegen Einzelne gerichtet, trafen sie das preußische Wesen überhaupt. Aber wir konnten uns nicht erwehren, wenn wir unter uns waren, denselben Ton anzuschlagen. Wir haben deshalb unser Preußenthum nicht abgeschüttelt, so wenig man aus seiner Haut heraustreten kann, aber unser Patriotismus, unsere Liebe und Begeisterung blieb eine Abstraction, denn sie heftete sich an keine bestimmte Erscheinung.

---

*) Vergl. Radowitz Heft 11. Manteuffel Heft 12.

Dadurch erhält Vincke seine historische Berechtigung. Es wird hundert Fälle geben, wo wir uns über ihn ärgern, aber er ist ein Mann, und wenn wir ihn als Totalität betrachten, können wir uns an ihm erfreuen, ihn lieben und bewundern. Dieser Mann hat vom specifischen Preußenthum, so viel ein Einzelner überhaupt an sich tragen kann, und wir müssen uns sein Bild fest in's Herz graben, um nicht Preußen mit seinen Diplomaten zu identificiren, die so fein sehen, daß sie es gar nicht mehr merken, wenn ein Kind sie an der Nase herumführt, mit seinen Generalen, die ihr herrliches Heer so verehren, daß sie es unter keinen Umständen den Eventualitäten eines Krieges aussetzen möchten, mit seinen Philosophen, die Sein und Nichtsein so lange durch einander werfen, bis sie es nicht mehr von einander unterscheiden können, mit seinen „ehrlichen Männern", die so lange ihre Ehrlichkeit zu Markte tragen, bis jedes Gefühl für Ehre und Schmach in ihnen ausgelöscht ist.

Eine Charakteristik Vincke's kann nicht die Aufgabe haben, Enthüllungen zu geben; seitdem er überhaupt in die Geschichte eingetreten ist, liegt sein ganzes Thun und Sein so offen vor aller Augen, daß die schlauesten Diplomaten nicht im Stande wären, mit ihren Lupen etwas wesentlich Neues an's Tageslicht zu fördern. Was er früher war, so weit es überhaupt zu seinem Verständniß beiträgt, kann man noch heute auf seinem Gesichte lesen.*) Auf der Universität Krakehler, Corpsbursch und guter Paukant; später, als Landrath — das einzige Amt, das unter der Herrschaft des Polizeistaates einem liberalen Aristokraten zukam, weil es zur Hälfte ein ständisches ist — in seinem Kreise der gefeierte Mann, der seinen Standesgenossen nicht nur durch Witz und Beredtsamkeit, sondern auch durch seine äußere Stellung, seinen Namen und seine ganze Persönlichkeit imponirt, und im Uebrigen versteht, zu leben und leben zu lassen.

Der historische Boden, auf dem sich Vincke's Charakter entwickelt hat, ist der preußische Liberalismus. Ich unterscheide ihn wesentlich von dem deutschen Liberalismus, für den ich in Heinrich von Gagern das reinste Bild darzustellen gedenke. Das Wort ist neuerdings in Verruf gekommen; zuerst haben die Radicalen die Achsel darüber gezuckt, jetzt sind es die Schwarzweißen, die selbst mit der Demokratie cocquettiren, um ihren gefährlichsten Feind von zwei Seiten zu erdrücken. Die sonstigen Stichworte der christlich-germanischen Aristokratie: Bourgeois und Doctrinair, würden auf den Freiherrn von Vincke nicht passen; in einer der letzten Sitzungen des Erfurter Vereins hat Herr Stahl den Gegner, indem er ihm den Fehdehandschuh hinwarf, beim rechten Namen genannt, und wir wollen uns nicht scheuen, diesen Namen, den die März-Romantik abgeworfen, wieder aufzunehmen. Im Liberalismus macht es keinen Unterschied, ob man

*) Wir haben den Eindruck seiner Persönlichkeit im vorigen Jahrgang Heft II wiederzugeben gesucht.

Edelmann, oder Bürger, oder Professor ist. Herr Stahl hat vollkommen Recht, wenn er in der chronischen Krankheit des Liberalismus einen gefährlicheren Feind für das feudale Staatsunwesen erkennt, als in der akuten Krankheit der Demokratie. Gegen die letztere hilft Sengen und Schneiden; den Liberalismus würde man durch solche Mittel vergebens zu heilen versuchen.

Im Gegensatz zum kleindeutschen Liberalismus, in welchem die burschenschaftliche Idee der Einheit Deutschlands vorwiegen mußte, weil ohne eine Basis der Macht alle Einrichtungen der Freiheit illusorisch sind, bezog sich der preußische, als dessen würdigste Träger wir Stein und Scharnhorst verehren, mehr auf die innern Verhältnisse. Man war überzeugt, daß Deutschland seine Vereinigung unter preußischer Hegemonie ohne künstliche Intriguen auf dem Wege natürlicher Entwickelung erringen werde, sobald der preußische Staat ihm in seinem Innern die Güter würde bieten können, in denen das Wesen des echten Staats beruht: Macht und Freiheit. Der preußische Liberalismus lebte noch immer in den altenfritzischen Traditionen; zwar stellte er den monarchischen Einrichtungen, dem Beamtenthum und dem Heer, die volksthümlichen Kräfte und Wünsche entgegen, aber nicht um die Monarchie Friedrichs zu stürzen, sondern um sie zu kräftigen. Die Landwehr hat das Heer populärisirt, ohne seine Kraft zu schwächen, sie hat den kriegerischen Geist des Hauses Hohenzollern, den Geist militärischer Ehre, zum Geist des preußischen Volkes gemacht. Die Städteordnung und die Kreisstände haben die Selbstverwaltung des Volkes wenigstens angebahnt; die Ablösungscommissionen und die Gewerbefreiheit haben die Grundlage des Gemeinwesens geschaffen: freie Eigenthümer. Im Uebrigen hielt man an der religiösen und bürgerlichen Aufklärung aus Friedrichs Zeiten fest.

Die Führer dieser Richtung waren Aristokraten. Damals war das persönliche Selbstgefühl noch mehr an die Geburt und den Grundbesitz geknüpft, als heute. Stein selbst, den der junge Vincke in dem westphälischen Landtag als Marschall zu verehren Gelegenheit hatte; sein eigner Vater, Oberpräsident der Provinz Westphalen; *) Schön und seine Verwandten in Preußen gaben in der Partei

*) „Flottwell's Vorgänger. — Schon als Jüngling schwärmte er für das englische Vorbild einer volksthümlichen Verfassung, für Selbstregierung der Bürger und patriotische Aufopferung der Aristokraten. Sein klassisches Büchlein: Darstellung der innern Verwaltung Großbritaniens, 1815, von Niebuhr herausgegeben, legt seine Ansichten in kühnen Erörterungen dar. — Nachdem Vincke vom französischen Despotismus verfolgt war, wie sein Freund Stein, wurde er bei der Reoccupation Oberpräsident in Münster und zeichnete sich als Führer des Landsturms aus, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Aus dieser militärischen Wirksamkeit stammte als bescheidenstes Abzeichen eine alte Soldatenmütze, die er fortwährend trug, er mochte im Frack vor dem König erscheinen, oder im blauen Kittel als Chef der Provinz eine Dienstreise unternehmen. — Gemüthlich war sein Anblick, wenn er auf Reisen den blauen Fuhrmannskittel trug, wie es im Münsterlande gebräuchlich ist, die Militärmütze auf dem starken grauen Haar, die kurze Pfeife im Munde und den Knotenstock in der Hand, wanderte er oft meilenweit zu Fuß oder fuhr mit der ordinären Post. Nicht selten hielt

den Ton an. Die Bureaukratie, die aus allen Ständen zusammengesetzt war, konnte dieser Opposition gegenüber oft genug den Anschein einer mehr demokratischen Gesinnung annehmen.

Der bureaukratisch-militärischen Centralisation gegenüber, mußte der Liberalismus streben, sich ständisch zu centralisiren, aus seiner bisher nur privatrechtlichen Natur in das staatsrechtliche Gebiet überzutreten. Dies Bedürfniß, und nicht eine Nachahmung französischen Wesens, hat die constitutionelle Partei gebildet. Die Bundesacte, das königliche Versprechen und die daran sich knüpfenden einzelnen staatsrechtlichen Bestimmungen, gaben dem an sich noch unbestimmten Wunsch die rechtliche Basis und die bestimmte organische Form; daher die Energie, mit welcher Vincke und die Entschlossenern der Partei am Rechtsboden festhielten, wenn sie es sich auch nicht verschweigen mochten, daß er keineswegs die eigentliche Quelle ihrer Wünsche und Bestrebungen war.

Die eigentliche Opposition gegen den altpreußischen Staat ging aber nicht vom Liberalismus aus, sondern von der mit der neuen Regierung verbindeten doctrinär-absolutistischen Partei, einem unheimischen Gewächs auf preußischem Boden. Seit 1840 trat sie aus ihrer ablehnenden Thätigkeit in die angreifende über. Sie fühlte, wie sehr sie auch die Presse, das ständische Wesen u. s. w. haßte und fürchtete, ihrerseits das Bedürfniß, sich in einer äußern Form zu consolidiren. Der Vereinigte Landtag ging nicht blos aus materiellen Bedürfnissen hervor, sondern ebenso aus dem Streben der herrschenden Schule, sich hören zu lassen.

Der Kampf wurde zwischen der liberalen und der legitimistischen Partei geführt. Die eigentlich Conservativen sahen mit einen Gemisch von Stamm und Widerwillen zu; ihr war die eine wie die andere gleich verhaßt.

Vincke, der im westphälischen Landtag den Ultramontanen und den Bureaukraten gegenüber den Liberalismus vertreten, die bürgerlichen Abgeordneten aber nicht selten durch sein Edelmannsgefühl verletzt hatte, nahm hier, wo es sich zum

---

man ihn für einen schlichten Bauersmann, und höchst ergötzliche Mythen knüpfen sich an derartige Verwechselungen. — Noch weit zahlreicher sind die Histörchen über seine unbegrenzte Gutmüthigkeit, seine Freigebigkeit im Wohlthun und seine Sparsamkeit gegen Anforderungen des Luxus in seiner Häuslichkeit. Er war ein deutscher Originalcharakter, dessen Leben und Wirken zu einem vollständigen Bilde zu gestalten eine schöne Aufgabe wäre. — Er starb am 2. December 1844 an Ueberanstrengung seiner Kräfte. — Seine rastlose Thätigkeit für die Provinz hatte nach und nach seine universelle politische Richtung absorbirt, und er folgte sogar den ersten kühnen Schritten des Sohnes auf dem Wege der Opposition mit mißbilligenden Blicken. Er, der in seiner Jugend gegen das Zuvielregieren der Beamten geeifert hatte, wollte in spätern Jahren mit väterlicher Sorge das Kleinste wie das Größte in seinem Bezirk selbst leiten und überwachen. Er nahm seine geliebten Aktenstöße mit auf sein Sterbebett. — Als Familienvater war er ebenso vortrefflich als glücklich; er hinterließ elf Kinder, vier Söhne und sieben Töchter. Georg ist der älteste. Der zweite Sohn ist ein talentvoller Dichter, der jüngste bethätigt seinen strebsamen Sinn in diesem Augenblick durch eine Reise nach Amerika, zu wissenschaftlichen Zwecken. Die Töchter haben in die ersten Familien des Landes geheirathet." — Grenzboten 1849, Heft 17.

erstenmal um eine nationale Sache handelte, von vornherein eine von den meisten Parteigenossen sehr verschiedene Stellung ein. Die Uebrigen, an ihrer Spitze die Rheinländer, suchten sich zur Krone in ein bestimmtes Verhältniß zu setzen, sie theils zu überzeugen, theils zu überlisten. Sie sollte erkennen, daß es für sie ebenso zweckmäßig und nützlich sei, als für das Volk, wenn sie die Rechte der Stände und ihre Stellung überhaupt nach den Anforderungen des Liberalismus modificirte. Ein Plan, der, was auch sonst sein Resultat sein mochte, zu unausgesetzten Demüthigungen der liberalen Partei führen mußte, da voraus zu sehen war, daß die Krone, die mit einem bestimmten System dem Landtag gegenüber getreten war, sich durch Gründe nicht würde überzeugen lassen, und da wenigstens vorläufig die Stände ihrer Macht keine andere Gewalt entgegen zu setzen hatten. Wer bittet, setzt sich einer abschlägigen Antwort aus. Der Ausweg, den Einige gefunden haben wollten, für diesen Fall sich schmollend aus dem ständischen Wesen überhaupt zurückzuziehen, war mehr sentimental als politisch, und wurde sehr bald aufgegeben.

Vincke schlug einen andern Weg ein. Er stimmte gegen die Adresse, weil man für ein nur halb erfülltes Versprechen nicht danken könne, und principiell auch gegen die Petition um vollständige Erfüllung desselben, weil es unschicklich sei, dem König lästig zu fallen, wo man nicht die Macht habe, den Bitten einen objectiven Nachdruck zu geben. Statt dessen sollte der Landtag die Rechte, die ihm zukämen, in einer Deklaration wahren, und bis zu dem Zeitpunkt, wo sie von Seiten der Regierung anerkannt sein würden, jede Mitwirkung an den Unternehmungen derselben versagen.

Ein Plan, der zwar den Vorzug der Einfachheit und Popularität hatte, aber darin fehlerhaft war, daß er Momente in Rechnung brachte, die man nicht übersehen konnte. Die Regierung, die gegen Adressen und Petitionen nichts einzuwenden hatte, weil sie gegen solche von Oben herab auftreten konnte, protestirte gegen einen selbstständigen Beschluß von Seiten einer ständischen Versammlung, deren Vollmacht eine blos berathende war. So wurde jene Deklaration der Rechte auf eine Partei-Erklärung zurückgeführt. Es war das immer ein Gewinn, wenn man auch freilich nicht voraussagen konnte, inwieweit sich die einzelnen Unterzeichner derselben dadurch gebunden fühlen würden. Schon die Wahl zu den Ausschüssen, die ein Theil derselben vollzog, obgleich man schon die Existenz der Ausschüsse als ein Attentat auf die Rechte der Stände betrachtete, zeigte das Ungenügende eines Blattes Papier, um eine Partei zu constituiren. In den spätern Debatten verstand sich Vincke auch zu der Form der Bitte, insofern dadurch dem Recht nichts präjudicirt wurde: zu der Bitte, das bestehende Recht anzuerkennen. Objectiv verfehlte er damit seinen Zweck, denn jene Form ging in Zweckmäßigkeitsgründen unter. Dem bürgerlichen Sinn der Mehrzahl unter den Liberalen war die Rechtsfrage zu abstract.

Wenn der Weg Rechtens objectiv nicht der zweckmäßigste war — denn ein Recht ist unnütz, wo kein Richter ist, oder keine Macht es zu realisiren — so war er subjectiv der passendste für Vincke's Persönlichkeit. Es ist hier der Ort, die Natur des Rechtsbodens überhaupt in's Auge zu fassen. Bekanntlich hat ihn Vincke im folgenden Jahr ebenso der Revolution entgegengehalten, als früher dem Absolutismus, und man hat ihm dann mit einem andern Rechte geantwortet, von dem man bis dahin in der Geschichte noch nichts gehört, dem Recht der Revolution.

Im Grunde wird ein Jeder den Standpunkt des Rechts dem Standpunkt des Unrechts vorziehn. Er wird seine Forderungen lieber als Rechtsansprüche als in der Form der Wünsche oder der Usurpation vorbringen. Aber um das zu können, muß ein Recht da sein. Wenn man Jemand in's Wasser wirft, so nützt es ihm nichts, wenn er festen Boden unter seinen Füßen verlangt. Im Wasser kann man nicht fest auftreten, man muß schwimmen. Außerdem ist das Recht an sich nichts Festes. Es ist seiner Natur nach kein bloßes Petrefact der Vergangenheit. Es hat nicht den Vorzug der materiellen Dinge, daß man es mit Händen greifen, seine Existenz und seine Beschaffenheit dem Ungläubigen mit sinnlicher Gewißheit nachweisen könnte. Das Recht wurzelt im Bewußtsein und hat, wie man es auch auffassen möge, eine subjective Seite. Es erträgt daher nicht blos eine sophistische Behandlung, es erfordert sie in gewissem Sinn, und Vincke's Gegner hatten nicht ganz unrecht, wenn sie ihm Schuld gaben, das Recht, worauf er sich berufe, sei sein eigen Werk, und er erkläre in jedem Augenblick das für Recht, was ihm convenire. Wenigstens war das Rechtssubject, als dessen Vertreter er auftrat — das preußische Volk — ein sehr problematisches, und er mußte sich in das Labyrinth der feudalen Stände verirren, um ihm eine concretere Form zu geben.

Vincke hat aber sein Recht auch nicht als Jurist vertheidigt. Er hat es wiederholt, und noch zuletzt in Erfurt, mit einem gewissen Behagen ausgesprochen, daß er kein Jurist sei, und daß ihm bei spitzfindigen juristischen Deductionen „so dumm werde, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopf herum." Er hat der Rechtssophistik eines Savigny und Keller nicht den Scharfsinn einer gelehrten Beweisführung, sondern den Witz des „gesunden Menschenverstands" entgegengesetzt. Der gesunde Menschenverstand ist zu sicher in seiner Anschauung der Totalität, um sich durch das Detail verwirren zu lassen; er läßt sich in seiner Ueberzeugung nicht stören, weil — er nicht will.

In der Kraft des Willens, nicht in der logischen Begründung, liegt die Sicherheit dieses Rechtsbewußtseins. Ein fester Charakter setzt sich gern eine bestimmte Grenze, über die er nicht zurückgeht, und er liebt es, diese als objectiv, als gegeben zu betrachten. Diese äußerliche Basis, wenn ihre Kraft auch wesentlich auf die subjective Kraft herauskommt, gibt dem Willen Form — Façon, wenn

man mir den Ausdruck erlaubt.' — Der Prophet tritt im Namen Gottes auf, der General im Namen seines Souveräns; der unabhängige Mann pocht auf sein Recht. Diesem Hintergrund legt man alle die guten Eigenschaften bei, die man in sich selber fühlt; man hat seine eigene Energie außer sich gesetzt, und stützt sich auf sie, wie auf einen äußern Halt. Vincke hat es oft in dem Landtag wiederholt, daß ihm das Recht über Alles gehe, daß schon seine Väter auf dem Boden des Rechts geackert hätten. Schwerlich würde er aber den Grundsatz der eigentlichen Rechts-Fanatiker: Fiat justicia et pereat mundus, adoptirt haben; der gesunde Menschenverstand sträubt sich auch gegen diese Sophistik. Das Recht ist nur die selbstgesetzte Grenze, die jede weitere Reflexion und Vermittelung ausschließt; eine solche Grenze ist nothwendig für die Welt der That, wenn man sich nicht wie ein Spielball allen Winden preisgeben will. Man bindet sich an diese Grenze mit dem feinsten Nerv seiner Persönlichkeit, mit seiner Ehre.

In unserm kaufmännischen Zeitalter ist dieser Begriff, so weit er in der Politik lebendig werden will, in Mißcredit gekommen, wie im Zeitalter Machiavelli's der Begriff der öffentlichen Moral. Man gibt es für eine staatsmännische Weisheit aus, beharrlich seinem Zweck nachzugehn, und die Fußtritte, die man unterwegs erhält, nicht zu achten. Eine kurzsichtige Weisheit, die, wie es aller mikroskopischen Betrachtung ergeht, über dem Einzelnen die Totalität vergißt, über dem Endlichen das Unendliche. Eine eitle Weisheit, die ein sittliches Gemeinwesen gründen will, indem sie die Träger desselben entsittlicht. Indem man die symbolischen, zeitlichen und von der Geschichte abhängigen Formen der Ehre dialektisch auflöst, glaubt man die Idee der Ehre überwunden zu haben. Den Adel treffen manche Vorwürfe, aber Vieles wird wieder gut gemacht, wenn wir überlegen, daß durch ihn in lebendiger Ueberlieferung die alten Begriffe der Ehre fortgepflanzt sind. Der Stand, den man nicht ungestraft in seiner Person darf beleidigen lassen, vertritt hier jenen objectiven Halt, den man sonst im Rechte sucht. Dieser Cultus der eigenen Persönlichkeit — der freilich auch zu krankhaften Uebertreibungen führen kann, wie alles Gute — ist das nothwendige aristokratische Moment in dem neuen Gemeinwesen, durch welches wir unsere demokratischen Institutionen ergänzen müssen, wenn nicht der Verlust unseres eigenen Werths die Werthlosigkeit der Gesammtheit nach sich ziehen soll.

Vincke's aristokratische Haltung darf uns also so wenig verletzen, wie sein Eigensinn, seine persönliche Reizbarkeit. Jede Bestimmtheit ist hart. Bei uns Preußen wird die Persönlichkeit, wenn auch noch mangelhaft, theils auf den Universitäten, theils im Dienst zur Geltung gebracht. Die Franzosen sind uns darin noch voraus; wenn wir einmal von Preußen so werden sprechen können, wie unsere überrheinischen Nachbarn von der großen Nation, werden wir ihnen darin nichts nachgeben; die Grundlage ist vorhanden und darf nicht aufgegeben werden, wenn unser Staat seine geschichtliche Stellung einnehmen soll.

Preußen ist seiner Anlage und seiner Geschichte nach ein kriegerischer Staat, und was damit unmittelbar zusammenhängt, die Preußen sind geborene Royalisten. Aber es liegt in unserem Verhältniß zum Königthum etwas Freies; es ist sittlicher als das französische unter Ludwig XIV., denn es ist nicht durch die Hofluft so corrumpirt. Die Geschichte des großen Friedrichs, auch die des vorigen Königs, ist reich an Zügen, die mit einer gewissen mythischen Sinnigkeit dies Verhältniß ausdrücken. — Vincke ist durch und durch Royalist; seine Protestationen, daß er nur darum die Krone bekämpfe, um ihren Glanz zu erhöhen, waren sehr ernsthaft gemeint. Der gemeine, kriechende Servilismus, der sich jetzt in der sogenannten specifisch preußischen Partei geltend macht, ist dem eigentlichen Preußenthum fremd. Als Vincke sich auf dem Landtag mit sehr persönlichen, beißenden Ausfällen an die allerhöchste Person wagte, glaubten die Demokraten einen der ihrigen in ihm zu finden. Sie täuschten sich. Eigentliche Treue wird man nur da finden, wo ein freies menschliches Verhältniß obwaltet; aus der hündischen Ergebenheit der Sklaven, die man uns heutzutage als unsere Pflicht predigen will, wird unter Umständen die boshafteste Feindseligkeit.

Noch in einem anderen Punkte ist Vincke falsch aufgefaßt worden, namentlich von den Süddeutschen, die immer ein volles Pathos verlangen und keinen Spaß verstehen. Sie haben in dem zersetzenden Witz, den er sehr wohl zu handhaben weiß und den er mit besonderem Behagen herauskehrt, jene Berliner Frivolität finden wollen, der es mit nichts Ernst ist, die keine Liebe und Begeisterung erzeugt, weil sie keinen Glauben hat; man hat den tiefen sittlichen Ernst übersehen, der um so gewaltiger wirken kann, je weniger er sich in larmoyanten Wendungen ausgibt.

Auf dem Landtag freilich war die kritische Seite seiner Wirksamkeit die Hauptsache. Etwas Positives zu erreichen, war diesen Resten der alten Feudalität nicht möglich. Es kam darauf an, dem regierenden Mysticismus zu zeigen, daß man ihn nicht nur bekämpfe, daß man ihn übersehe, daß man im Stande sei, ihn auszulachen. Heute ist man geneigt, das Verdienst von Männern wie Vincke, Hansemann, Camphausen u. s. w. gering anzuschlagen, weil in der schnellen Entwickelung der letzten Jahre, was damals paradox war, heute trivial erscheint. Aber es ist mit diesen Trivialitäten wie mit dem Ei des Columbus; das Verdienst dessen, der sie zuerst ausspricht, wird nicht vermindert, wenn man sie ihm nachsagt.

Das zweite Verdienst Vincke's war es, daß er es im entscheidenden Augenblick zum Bruch kommen ließ. Die Mehrzahl der liberalen Partei gab sich dazu her, denselben zu bemänteln; sie glaubte klug zu handeln, als sie den Schein der Einheit bestehen ließ, um weiterer Verständigung nicht vorzugreifen; sie übersah dabei, daß factisch der Gegensatz doch vorhanden war, denn die Stände hatten alle Anträge der Regierung verworfen; und daß man der Macht nur dann Zugeständnisse abnöthigt, wenn man ihr Achtung abnöthigt.

Beim Schluß des Landtags drohte das Organ der Regierung — Herr von Bodelschwingh, in diesem Augenblicke Chef der Opposition!! — gegen die Renitenten die Strenge des Gesetzes in Anwendung zu bringen. Man hat es doch nicht gethan; später kam die Revolution dazwischen. Die Krone mußte sich zur Reorganisation des Staats an die Liberalen wenden.

Vincke blieb Privatmann; für ihn persönlich eine günstige Stellung, denn es ließ sich voraussehen, daß sich der neuen Regierung von zwei Seiten Hindernisse in den Weg stellen würden, an denen auch die beste Kraft sich abreiben müßte. Für die Sache des Liberalismus ist es aber kein Vortheil gewesen. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß auch er den doppelten Intriguen des Hofes und der Demokratie auf die Länge nicht hätte widerstehen können, aber wir wären mit mehr Anstand gefallen.

Vincke billigte nicht ganz den Gang der neuen Regierung, der sich mehr durch die vorherrschende Richtung der Zeit bestimmen ließ, als einen selbstgewollten Plan verfolgte. Aber er erkannte, daß unter den obwaltenden Umständen der Patriot die Regierung um jeden Preis unterstützen müsse. Seine letzte Rede auf dem zweiten vereinigten Landtag, in welcher er das unbedingte Vertrauensvotum für das Ministerium motivirte, ist ein Meisterstück patriotischer Beredsamkeit.

Damals noch eine populäre Figur in der öffentlichen Meinung, von der man sogar Mythen erzählte, wie das Gespräch mit dem König in der Märznacht, wenn auch die Weiterschreitenden, namentlich die Juden, die er persönlich beleidigt hatte, seine aristokratischen Vorurtheile geringschätzten, wurde er sowohl nach Berlin als nach Frankfurt gewählt. Er zog den letzteren Posten vor, vielleicht weil ihm von hier aus für Preußen eine größere Gefahr zu drohen schien. Damals war man allgemein dieser Ansicht. Man hat sich getäuscht; vielleicht wäre in Berlin die gute Sache zu retten gewesen, wenn sich ein entschlossener Führer an die Spitze der schwankenden conservativen Majorität gestellt hätte.

Es war eine gerechte Nemesis für das altpreußische System, daß unter den vielen preußischen Beamten, die in Frankfurt tagten, nicht einer die Sache Preußens mit so viel Muth und Begeisterung vertheidigt hat, als der Chef der liberalen Opposition. In jener Zeit, wo es wohlfeil geworden war, den deutschen Patriotismus dadurch an den Tag zu legen, daß man Preußen einen Tritt gab, wo selbst preußische Abgeordnete sich nicht schämten, darin mit den süddeutschen Radicalen zu wetteifern, gehörte nicht nur Muth, sondern auch eine sichere Persönlichkeit dazu, den Kampf für das engere Vaterland auf eine würdige Weise zu führen. Vincke hat sich durch sein Preußenthum damals unpopulär gemacht, was bei der unbestimmten Gesinnung, die damals Ton war, nicht viel sagen konnte; aber er hat auch am meisten dazu beigetragen, daß wenigstens in allen Kreisen, wo nicht der gesunde Menschenverstand vollständig ausgestorben war, die Stimmung gegen Preußen eine ganz andere wurde. Es war ein Vortheil für

ihn, daß er in jedem Augenblick mit einem gewissen Selbstgefühl sagen konnte: ich habe keine officielle Stellung in Preußen, und werde auch wohl nie eine bekleiden. Der Patriotismus eines unabhängigen Mannes fällt schwerer in die Wagschale, als der amtliche. Namentlich in den Debatten über den Waffenstillstand von Malmoe that es Noth, daß Preußen einen Vertheidiger fand, und er führte seine Sache mit so viel Geist als Kühnheit.

Daß übrigens das preußische Gefühl bei uns Liberalen erst recht eigentlich heraustritt, wenn wir Preußen auf eine Weile verlassen, diese Erfahrung werden die Meisten unter uns gemacht haben. In Preußen selbst bleibt es latent; man ist mit der Opposition gegen die Verkehrtheiten des herrschenden Systems zu sehr beschäftigt, um viel an die positiven Seiten des Staats zu denken. Den unberechtigten Angriffen gegenüber, die in Sachsen, Baiern u. s. w. in der Regel von einem ziemlich kleinstädtischen Standpunkt gegen Preußen geführt werden, kocht der ganze siebenjährige Krieg auf, der uns doch allen im Blute steckt, und ein gewissermaßen aristokratisches Gefühl, das wie der Adelstolz sich an einen geschichtlichen Namen heftet, kommt der rationellen Ueberlegung zu Hilfe, die darum für Preußen eintritt, weil sie seine Nothwendigkeit begreift.

Der Kampf für Preußen fiel zusammen mit dem Kampf gegen die Revolution. Ueber die Stellung, die Vincke der Revolution gegenüber einnahm, läßt sich streiten. Wenn er sie geradezu in einen beschleunigten gesetzlichen Prozeß auflöste, so war das eine Sophistik, die nicht nur einen historischen, sondern, was schlimmer ist, auch einen politischen Irrthum in sich schloß. Die Restauration des folgenden Jahres mußte ihn eines Bessern belehren. Sehr verdienstlich ist die Energie, mit der er die Phrasen der revolutionären Partei in ihrer Hohlheit nachwies, und mit der er die Principien des Rechts bei den Fragen über die neue Grundlage des Staats und der Gesellschaft vertrat. Wenn man ihn auch haßte, so gewann man doch eine gewisse Achtung vor seinem Muth und vor seiner Ueberzeugung, und zuletzt hatte sich zwischen ihm und seinen entschiedenen Gegnern, der äußersten Linken, eine Art gemüthlichen Verhältnisses herausgestellt. Der Witz entfremdet, aber er versöhnt auch wieder.

In einem Punkt ließ sich Vincke zu einer falschen Consequenz verleiten, die in diesem Grade nur bei Deutschen vorkommen kann. Wie nämlich in dem Linnéschen System die Naturkörper nicht durch die Auffassung ihrer Totalität, sondern nach einem einzelnen, äußerlichen, künstlich gewählten, freilich sehr hervortretenden Kennzeichen geschichtet und gruppirt werden, so ist man bei uns geneigt, es mit der Gliederung der Parteien zu machen. Man bildet sie nicht nach der Gemeinsamkeit der politischen Ansichten im Großen und Ganzen genommen, sondern nach einem einzelnen Stichwort. Es ist das ein großer Irrthum, der uns in unserer politischen Entwickelung sehr aufhält. In England treten freilich auch von Zeit zu Zeit Associationen mit einem ganz bestimmten, endlichen Zweck auf, die sich

auflösen, sobald dieser Zweck erreicht ist; aber die eigentlichen Parteien — die Whigs und Tories — beruhen nicht auf einer solchen Abstraction, und wenn O'Connell für seine Partei ein bestimmtes Stichwort gewonnen hat, so ist das nur äußerlich, scheinbar, nur eine Aushilfe für das Gedächtniß. Die Repeal ist weder der Grund, noch der letzte Zweck des großen irischen Landes.

Die Gemeinsamkeit der Partei setzt nicht nur Gleichheit in den wesentlichen politischen Ansichten, sondern auch in den sittlichen Grundbedingungen voraus; nicht nur Gleichheit des Zieles, sondern auch Gleichheit des Ausgangs. Die Liberalen, die unter dem Banner der Reaction gegen den gemeinsamen Feind, die Demokratie, gekämpft haben, mußten sehr bald das Unhaltbare einer solchen Stellung empfinden. Man kann in bestimmten Verhältnissen mit einer fremden Partei gemeinschaftlich operiren, aber man darf nicht in sie aufgehen.

Die Parteibildung der äußersten Rechten war eine Monstrosität, über welche Vincke heute selbst erstaunen muß. Damals kam es ihm vor allen Dingen darauf an, Kampfgenossen zu finden, die ebenso rücksichtslos der Revolution entgegenzutreten gewillt waren, als er selber. Diejenige Partei, zu der er nach der Totalität seiner politischen Ueberzeugungen gehörte, die Partei der Centren, mißfiel ihm wegen der Weichheit ihrer Formen. Sie machte der Revolution Zugeständnisse, freilich mehr in Worten als in Werken, aber auch das verletzte den Eigensinn seines Rechtsprincips. Er vergaß dabei, daß er sich selber einer willkürlichen Fiction schuldig machte: der Fiction, als sei in allen deutschen Staaten das constitutionelle Princip der Volksrepräsentation und der durch dieselbe bestimmten Regierung bereits durchgeführt. In diese Fiction gingen seine neuen Bundesgenossen, die Jesuiten und das Hofgesinde, bereitwilligst ein, um sie nachher, wenn der Kampf gegen die deutsche Revolution entschieden sein würde, in den einzelnen Staaten gleichfalls wegzuwerfen.

Schlimmer noch als diese blos scheinbare Uebereinstimmung in den sogenannten Principien, war der Mangel eines jeden organischen Gedankens für die Wiederherstellung Deutschlands in dieser Partei. Vincke meinte es ernst mit dem einigen Deutschland und mit der monarchisch-constitutionellen Form desselben; aber wie die Macht entstehen sollte, welche berufen war, der Träger des neuen Deutschland zu sein, hatte er sich entweder nicht klar gemacht, oder er wählte die zweckwidrigen Mittel. Der von den 17 Vertrauensmännern herrührende Entwurf einer Reichsverfassung hat bei allen Parteien Mißbilligung gefunden, und mit Recht, weil er unklar war. Er constituirte ein Kaiserthum, und ignorirte dabei vollständig die factischen Verhältnisse: den Dualismus zwischen den beiden Großmächten. Gegen die Schwärmer, welche die Existenz zweier Großmächte im Bundesstaat und doch das Bestehen einer gemeinschaftlichen Regierung über ihnen für möglich hielten, hätte Vincke seinen Witz und seinen Scharfsinn zweckmäßiger gerichtet, als gegen die in ihrer Anwendung unbestimmten und daher für den

Augenblick unschädlichen Fictionen der Revolution. Es handelte sich hier, wenn man den Plan der Linken, durch die Volkssouveränität die bisherigen Staaten oder Fürsten zu stürzen, und dann auf den Trümmern des Alten wieder durch die Volkssouveränität ein neues Reich aufzurichten, wenn auch eine Monarchie — es handelte sich, wenn man von diesem Plan absah, nur um zwei Eventualitäten: Wiederherstellung des alten, laxen Fürstenbündnisses mit zeitgemäßen Reformen, oder Trennung dieses einheitlichen Staatencomplexes in zwei selbstständige Gebiete nach ihren natürlichen Schwerpunkten. — Wollte Vincke das Letztere — und nur unter dieser Bedingung hatte der Entwurf der Siebzehner, wie er später in dem Programm Gagern seine bestimmte Form fand, eine Berechtigung, so war die Wahl des östreichischen Reichsverwesers und die daraus resultirenden Schritte diesem Plan widersprechend. — Ich komme bei der Charakteristik Gagern's darauf zurück. — Noch im October, als die Restauration Oestreichs bereits zu einer Wahrheit geworden, hatte sich Vincke seinen Plan nicht klar gemacht; denn daß seine damalige Erklärung, Preußen werde, wenn Oestreich mit seinem ganzen Gebiet dem neuen Bundesstaat beitrete, auch die definitive Centralgewalt in demselben dem älteren Staat überlassen, daß diese Erklärung eine bloße captatio benevolentiae gewesen sein sollte, kann ich bei seinem Charakter nicht annehmen. *)

Als nun nach Aufstellung des Gagern'schen Progamms die Wahl zwischen den beiden Eventualitäten unvermeidlich geworden war, löste sich, wie es sich von selbst verstand, die Partei auf. Daß Vincke damals nicht unbedingt zur Erbkaiserlichen Partei übertrat, rechne ich ihm zum Lobe; denn ein Dekret unter dem Anschein souveräner Machtvollkommenheit gegeben, aber ohne die äußerliche Gewalt, die allein ihm Nachdruck geben kann, setzt seine Urheber dem Spott und der Beschämung aus.

Ebenso rühmlich ist aber die Energie, mit der er in der zweiten preußischen Kammer die Beschlüsse der Partei, die nicht die seinigen waren, vertreten hat. — Trotz seines anscheinenden Eigensinns und seiner Schroffheit, ist Vincke bildungsfähiger als viele andere, deren weiche Natur sich jeder Form fügt, und den Eindruck ebenso schnell aufgibt, als sie ihn empfangt. Die Gesellschaft der Paulskirche hat diese reiche Natur auf eine edle Weise entwickelt.

Nach Berlin kam er mit der Ueberzeugung, die Revolution, die nur äußerlich geschlagen war, auf parlamentarischem Wege bekämpfen zu müssen, wie er es schon aus der Ferne in Frankfurt gethan. Damals standen die Actien des Liberalismus noch so hoch, daß man den ehemaligen Chef der Opposition an die Spitze der conservativen Partei stellte, daß die Arnim und Bodelschwingh sich ihm mit einer gewissen Begeisterung unterordneten, obgleich er schon damals mit seiner gewöhn-

*) Ueber die Gemüthlichkeit seiner damaligen Deductionen habe ich seiner Zeit berichtet, Grenzboten 1848, Heft 44 und 45.

lichen Derbheit die „antedilwianischen" Ansichten eines Bismark und Kleist sehr entschieden zurückwies. Trotz der strengen Disciplin, die er in seiner Partei einführte, und durch welche er die widerstrebenden Elemente gewaltsam zusammenhielt, konnte man doch schon ahnen, daß der Bund nicht lange dauern würde. Mit der Annahme der Verfassung vom 5. December war der formelle Zweck der Partei erreicht, und sie mußte sich jetzt eingestehen, daß im Wesentlichen damit nichts gefördert sei; denn weder die Demokratie fügte sich diesem Beschluß, noch gab der Hof irgend eine bestimmte Erklärung, daß der Rechtsboden vom 5. December noch der seinige sei. — Die frankfurter Kaiserwahl gab den Ausschlag. Vincke trat an die Spitze der deutschen Partei — der Partei, die von der Ueberzeugung ausgeht, Preußen habe den Beruf, mit Ueberwindung des östreichischen Einflusses Deutschland zu regeneriren, und das Ministerium, das sich nach langem Zögern entschloß, den Schritt, zu dem es eine natürliche Eroberungssucht trieb, obgleich er seiner Natur nach ihm widerstrebte, nicht zu wagen, und dem die große Majorität in beiden Kammern drängend entgegentrat, sah sich endlich genöthigt, die Kammer aufzulösen. Damit war — schon damals mußte es Jedem klar sein — die Aufhebung des bisherigen vermeintlichen Rechtsbodens unabweislich verknüpft.

In Berlin habe ich Vincke zum erstenmal gehört. Was Correctheit, Oekonomie und Architektonik der Rede betrifft, steht er hinter manchen andern Rednern zurück. Auch in Beziehung auf die Eleganz der Formen. Selbst sein Witz fand ebenbürtige Gegner; Herr v. Berg, den ihm die Linke in der Regel entgegenstellte, war wenigstens behender und gewandter in seinen Ausfällen, und ebenso maliciös; eigentlich sind Vincke's Waffen zu schwer für ein zierliches Schulgefecht. Aber der Unterschied liegt in der sittlichen Kraft seiner Rede. Bei Herrn von Berg, auch wenn er ein noch so ernsthaftes Gesicht macht, denkt man immer an einen geistreichen Windbeutel, der in demselben Augenblick mit eben so viel Witz und Grazie auch das Entgegengesetzte sagen könnte; bei Vincke ist der Witz nur äußerlich. Was er gegen die unrühmliche Politik des Ministeriums sagte, war nicht neu; aber die Kraft, Bestimmtheit und Rücksichtslosigkeit, mit der er es sagte, das innere Feuer einer gewaltigen Natur, das halb wider seinen Willen hervorquoll, machte einen Eindruck, dem kein anderer Redner gleich kommen wird.

Man hat ihn zuweilen — auch von Seite der Liberalen ist es geschehen — darüber getadelt, daß er es damals zum Bruch kommen ließ, wo eine Verständigung vielleicht noch möglich war. Man hat es ihm ebenso auf der andern Seite zum Vorwurf gemacht, daß er nicht auf eine Verständigung mit den gemäßigten Demokraten, die dem rechten Centrum näher standen als eine andere Partei, hinarbeitete. Das letztere war unmöglich, so lange die Linke, durch ihre neuesten historischen Erinnerungen zusammengehalten, solidarisch für einander eintrat. Mit den Begünstigern der Berliner Straßenherrschaft konnte kein Bund eingegangen

werden. Das erste war nothwendig, denn die deutsche Frage, d. h. die Lösung des Verhältnisses zur heiligen Allianz, ist der Kernpunkt der ganzen preußischen Entwickelung, der Punkt, mit dem der preußische Liberalismus steht oder fällt.

Nach der rechtswidrigen Octroyirung des neuen Wahlgesetzes erfolgte bei Vincke die letzte Zuckung des Rechtsprincips; er schlug die Wahl zu der neuen, auf rechtswidrige Weise zusammengesetzten Kammer aus. Es war das letzte Zucken, denn in Preußen ist jetzt von einem Rechtsboden, dessen Giltigkeit nicht bestritten werden könnte, nicht mehr die Rede. Dafür ist die Verfassung vom 6. Februar, was viel wichtiger ist, eine Thatsache, und auf den Boden der Thatsachen wird sich stellen müssen, wer noch für die Freiheit zu wirken gedenkt.

Es war ferner ein Rechtsscrupel, der Vincke abhielt, sich formell der Gothaer Partei, deren Beschlüsse er ihrem Inhalt nach adoptirte, anzuschließen. In zwiefacher Beziehung: zuerst hatte er in Frankfurt gegen die Rechtsgiltigkeit der einseitigen Feststellung der Reichsverfassung gesprochen, dann in Berlin gegen die „unwürdige Zumuthung" an die Nationalversammlung, sie solle von ihrem einmal gefaßten Beschlusse abgehen.

Wenn man nur den persönlichen Erfolg ins Auge faßt, so kann man jenes momentane Zurücktreten vom Schauplatz der Politik nur billigen. In den Kammern des octroyirten Wahlgesetzes waren keine Lorbeeren zu holen. Allein in solchen Fällen hat der Einzelne, der in der öffentlichen Meinung zu den politischen Kräften des Landes gerechnet wird, kaum das Recht, sein persönliches Gefühl in Anschlag zu bringen. Der Protest Einzelner oder ganzer Parteien gegen eine in Ausübung gesetzte Verfassung will nicht viel Anderes sagen, als wenn man die Faust im Sack ballt. Die Wirkungen der neuen Staatsform erstrecken sich auch auf die, welche an ihrer Feststellung keinen Theil genommen haben, und sie müssen sich nachher den Vorwurf machen, wenigstens nicht alles versucht zu haben, was in ihren Kräften stand, dem Unvermeidlichen eine bessere Richtung zu geben. Jedenfalls wäre die Anwesenheit Vincke's in der zweiten Kammer zur Zeit der berüchtigten Propositionen geeignet gewesen, dem Widerstand der liberalen Partei den Eclat zu geben, den nur eine mächtige Persönlichkeit hervorbringen kann. Eine solche fehlte damals in den Reihen der Gutgesinnten.

Außerdem ist, wenn man einmal sich in dem Markt des politischen Lebens bewegt hat, der Drang nach unmittelbarer Thätigkeit zu groß, als daß man sich lange in dem leeren Wohlgefallen des passiven Widerstandes genügen könnte. An dem Erfurter Reichstag hat sich Vincke doch betheiligt, obgleich hier die Stellung der liberalen Partei noch viel unklarer und schwankender ist, noch viel mehr dem übermüthigen Hohn derer ausgesetzt, in deren ungeschickten Händen jetzt die Macht ruht. Dennoch war Vincke moralisch verpflichtet, sich diesem ungleichen Kampf zu unterziehen. An verständigen Staatsmännern, die der Brutalität ihrer Gegner den Standpunkt des Rechts und der Zweckmäßigkeit auseinandersetzen, fehlt es in

Erfurt nicht, aber das nutzt bei einem solchen Feinde wenig. Die Hauptsache ist, daß man ihnen die Schmach und den Hohn, die sie uns anzuthun suchen, zehnfach ins Gesicht zurückschleudert. Wenn man aus der berühmten Rede, mit der Vincke in Erfurt debütirt hat, einen gedrängten Auszug geben wollte, so würde er lauten: Ihr Lumpe! — Das genügt. Die Rede hat eine viel größere Wirkung gemacht, als selbst die Heinrichs von Gagern, obgleich in der letzteren der Unterschied zwischen dem Neupreußischen Bundesstaatsproject und dem der Gothaer Partei viel präciser und eleganter bestimmt war. Die Neupreußen wollen die Union, um in den kleinen Staaten, die sich aus eigner Kraft gegen den Geist der Freiheit nicht schützen können, mit eiserner Hand das System der heiligen Allianz, die Herrschaft Oestreichs durchzuführen; sie betrachten die Union als dienstbar dem deutschen Bunde. Wir wollen die Union als eine Verstärkung des freien Preußens, das berufen ist, sich dem Knäuel jener sinnwidrigen Verwickelung zu entreißen und der Träger des nationalen Geistes zu werden. Das wissen aber Jene so gut als wir, und wenn die Männer unserer Partei sich zuweilen den Anschein geben, als glaubten sie, wir gingen in unserem Ziel mit den Radowitz und Manteuffel Hand in Hand, so ist das nicht würdig, denn sie setzen sich einem verächtlichen Dementi aus, das sie nicht zurückweisen können.

Die Sache steht in Erfurt jetzt so, daß das Parlament erklärt, es wolle den Bundesstaat um jeden Preis, die Fürsten mögen erklären, was sie eigentlich wollen, es solle Alles angenommen werden. Die Organe der Fürsten antworten darauf: was wir wollen, sagen wir euch nicht, wir wissen es auch selber noch nicht; vor allen Dingen wollen wir nicht, daß ihr raisonnirt. — An diesem Verhalten der Fürsten, namentlich der preußischen Regierung, ist zum Theil freilich die — — Schen Schuld, welche man vor Oestreich, Baiern u. s. w. hat, die so weit geht, daß man sich von kleinen Staaten, wie Würtemberg und Hannover, ungestraft den bittersten Hohn anthun läßt, zum Theil aber auch der Wunsch, die liberale Partei, die sich doch für Preußen aufgeopfert hat, um jeden Preis zu demüthigen.

Für das erstere ist kein Heilmittel vorhanden. Muth läßt sich nicht äußerlich einflößen. Aber dem zweiten entgehen wir, wenn an unserer Spitze Männer stehen, die diesen Namen verdienen, von denen man nicht sagen kann, wie Hamlet von sich:

> And thus the native hue of resolution
> Is sicklied o'er with the pale cast of thought.

Ob wir noch einmal in die Lage kommen, die wir im Sommer 48 verscherzt haben, unsere Principien als Leiter des Staates durchzuführen; ob dann Vincke der Mann sein wird, der dieser Aufgabe gewachsen ist, läßt sich noch nicht voraussagen. So lange wir aber uns in der Nothwendigkeit befinden, den Unwürdigkeiten unserer siegreichen Feinde im ungleichen Kampfe zu begegnen, können wir keinen bessern Führer finden.

Paris unter Louis Napoleon.

I.

Ich kam nach Paris zum ersten Mal im August vorigen Jahres. Ich kann deshalb, da ich nur persönliche Eindrücke schildern will, keinen Vergleich anstellen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart dieser vielbewegten Stadt.

Uebrigens brauchte man Paris nur aus den Zeitungen zu kennen, um auf den ersten Blick zu sehen, daß in den letzten Monaten ein gewaltiger Umschwung stattgefunden haben mußte. Ueberall, wohin ich kam, fand ich eine solche Theilnahmlosigkeit an Allem, was innerhalb und außerhalb Frankreichs vorging, daß mir das politische Treiben in Berlin noch frisch und lebendig dagegen erschien, obgleich sich über die Berliner Zustände ebenfalls wenig Erbauliches sagen ließ.

In Berlin hatte ich doch noch Ansichten gehört, wenn auch oft schiefe — ich hatte noch Leute gefunden, die sich schönen Hoffnungen hingaben, wenn ich auch diese Hoffnungen nicht theilen konnte; in Paris hingegen hörte ich weder Ansichten noch Hoffnungen äußern; in Allem und überall offenbarte sich die vollständigste Indifferenz.

Nur Eines vermochte die Leute noch aufzuregen und zu fesseln: die Nachrichten vom ungarischen Kriegsschauplatze. Aber auch dieses belebende Element wurde verscheucht durch die Schreckenskunde von Villagos, die alle Gemüther mit Wehmuth und Trauer erfüllte.

Und so fand ich Paris in einer Stimmung, die mir unwillkürlich den Eindruck machte: diese Stimmung ist eine krankhafte, unnatürliche, und kann nicht von Dauer sein.

Es schien den Franzosen, mit welchen ich in persönliche Berührung kam, fast peinlich zu sein, daß ich ihre Stadt nicht früher gesehen und mein Urtheil nach den Zuständen der Gegenwart bilden müßte.

Es ergötzte mich höchlich, bei jedem Besuche gleichsam eine Entschuldigung hören zu müssen für die abnorme Stimmung der Hauptstadt; etwa wie im deutschen Kleinstädterleben eine Hausfrau sich entschuldigt beim unerwarteten Besuch eines Fremden, über die im Zimmer herrschende Unordnung. So stolz ist der Franzose auf sein geliebtes Paris, daß er es fremden Augen immer nur im günstigsten Lichte zeigen möchte.

Aber obgleich ich täglich ein paar Mal die Worte hören mußte: „Was Sie jetzt sehen, ist nicht Paris!“ so gefiel mir doch was ich sah, sehr gut, und ich fühlte mich gleich am ersten Tage so heimisch und bekannt in der Stadt, als hätte ich schon Jahre lang dort gelebt. Nichts aber muthet den Reisenden erquicklicher an, als ein schnelles Zurechtfinden, eine selbstständige Sicherheit in der ihn umgebenden fremden Welt, und das ist's wohl hauptsächlich, was Paris dem Auge

des Fremden so angenehm erscheinen läßt, daß man sich hier überall selbst eine Brücke der Verständigung schlagen kann und in jedem Namen, in jedem Platze, in jedem Denkmale, in jedem merkwürdigen Gebäude einen alten Bekannten wiederzufinden glaubt.

Dazu kommt die Bequemlichkeit der Einrichtungen, die Leichtigkeit und Freiheit des Verkehrs. Man unterhält sich, wo, wann und mit wem man will, und findet immer eine freundliche Antwort auf eine freundliche Frage.

Die Annehmlichkeiten des häuslichen Comforts der Nordländer und des öffentlichen Lebens der Südländer sind hier auf eine glückliche Weise vermittelt. Es herrscht ein gewisser geselliger Zusammenhang zwischen Haus und Straße, wie ich es sonst nirgends gefunden. Man lebt gleichsam auch innerhalb der vier Wände eines Gasthauses oder Café's, das Leben draußen mit. Die großen, schönen, tiefherabreichenden Fenster laden zur Aussicht ein, vom Suppenteller hinweg blickst du auf die Straße, und wohin dein Auge schweift, findet es Abwechslung in Genuß, und Genuß in der Abwechslung der vorüberschwebenden Bilder. Mit Wohlbehagen folgen deine Blicke dem leichten Gange der immer schmuck und zierlich gekleideten Frauen und Mädchen; mag auch, nach allgemeinem Dafürhalten, Schönheit des Gesichts unter ihnen so selten sein wie das, was man Tugend nennt, so bieten für den momentanen Genuß des Reisenden die fast durchgehends zierlichen Händchen und Füßchen doch ganz erfreuliche Anhaltpunkte.

An der Mannigfaltigkeit der Kleidungsformen bei Männern und Frauen bemerkst du bald, daß jener Zwang, den man Pariser Mode nennt, nirgends weniger heimisch ist als in Paris.

Und trotz der weitausposaunten Sittenverderbniß der weiblichen Welt von Paris, begegnest du hier nie jenen herausfordernden frechen Gesichtern, die in andern Städten so oft dein Auge beleidigen. Nur bei den abendlichen Belustigungen im Chateau rouge sieht man die Kleider der gelenkigen Tänzerinnen oft höher fliegen als nöthig ist.

Trinkst du nach Tisch deinen Kaffee im Freien vor einem der Café's der Boulevards, so klopft dir auch wohl eine hübsche Blumenhändlerin freundlich auf die Schulter, um dich zu erinnern, daß sie im Begriffe ist, dir ein Sträußchen in's Knopfloch zu stecken und einen Silberling aus deiner Tasche zu locken.

Aber alles das geschieht mit einer Grazie, daß du bei sehr übler Laune sein mußt, um böse darüber zu werden. Und bist du wirklich bei übler Laune, so kannst du das Lachen kaum unterdrücken, wenn du siehst, wie die schmucke Blumenhändlerin mit einem neben dir sitzenden, alten, ehrwürdigen Quäker noch neckischer umgeht als mit dir; wie sie ihm sanft die faltigen Wangen streichelt, trotz seiner abwehrenden Gesten; wie sie ihm zutraulich auf den Rücken klopft, trotz des Gefühls der Entrüstung, das aus seinen Augen blickt — kurz, wie sie so lange mit ihm schäkert und scherzt, bis er endlich selbst zu lachen anfängt, oder

vor lauter Unmuth einen Blumenstrauß nimmt und ein paar Francs dafür hinwirft. Das schmucke Weib eilt weiter und beginnt mit einem Dritten ihr blumiges Spiel.

Wahrscheinlich verdient sie auf diese betriebsame Weise mehr damit als die weltbekannte Fiorina von Florenz, die ebenfalls ungebeten jedem Fremden täglich Blumen in's Knopfloch steckt, oder auf's Zimmer bringt, ohne jedoch etwas dafür zu verlangen, sondern ruhig abwartend, daß der Fremde vor seiner Weiterreise freiwillig ihr eine kleine Belohnung für ihre gespendeten Sträuschen gebe.

Wenn du in Florenz über die Straße gehst, so kommt unversehens ein hübsches Weib auf dich zugehüpft, steckt dir ein duftendes Sträuschen in's Knopfloch und verschwindet sofort wieder, ohne nach Bezahlung zu fragen. Die Pariserinnen aber halten ihren Mann gleich fest und greifen nicht eher nach dem zweiten Sträuschen, bis ihnen das erste zehnfach bezahlt ist. Unter den schmucken Blumenhändlerinnen auf den Boulevards war eine, welche durch ihren Witz, ihre Schlauheit und liebenswürdige Unverschämtheit allabendlich die ganze Männerwelt vor den Café's in Bewegung setzte.

Am liebsten trieb sie ihr Spiel mit ernsten Engländern, und je steifer und grämmiger das von ihr zum Kaufen erlesene Opfer aussah, desto leichtfertiger sprang sie mit ihm um. Als sie einmal einen neben mir sitzenden, alten Engländer durch Schäkereien aller Art zum Kaufen eines Sträuschens bewogen hatte, und er ihr 10 Sous dafür auf den Tisch legte, schob sie das Geld zurück mit den Worten „Tenez, je n'aime pas les sous!"

„Mais vous aimez les sots?" fragte ich lachend.

„Il y en a tant!" entgegnete sie mit einem komischen Seufzer und streckte dann ihre schöne Hand nach dem Engländer aus, um mehr Geld zu erlangen. Der aber sagte ihr, wenn sie die 10 Sous nicht wolle, so möge sie die Blumen zurücknehmen; er habe nur noch Goldstücke bei sich.

„So geben Sie mir ein Goldstück!"

„Das wäre ein schöner Preis für ein paar halbwelke Blumen!"

„Ich werde Ihr Gold nicht behalten, ich will es umwechseln im Café."

„Aber kann ich mich darauf verlassen?" fragte er in etwas mißtrauischem Tone.

Statt aller Antwort warf sie ihm einen verächtlichen Blick zu, ließ ihm die Blumen und ging davon.

Er stand auf, holte sie ein und drückte ihr das Goldstück in die Hand und kehrte dann mürrisch auf seinen Platz zurück.

Nach ein paar Minuten kam sie wieder, zählte ihm das eingewechselte Silber vor, nahm ein Fünffrankenstück davon, küsst den Engländer in die Wange zur Strafe für sein Mißtrauen und verlor sich dann unter der Menge.

„Strange creatures, these french women!" sagte der mürrische Alte, indem

er seine ausgerauchte Cigarre wegwarf, während ein — bei Einigen in Lachen ausartendes — Lächeln über die Gesichter aller Umstehenden schlich...

Spät am Abend verließ ich das bunte Treiben auf den Boulewards, um im Palaste des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten einem der seltsamsten Bälle beizuwohnen, deren Pariser Salons sich rühmen können.

Es war nämlich zur Zeit des Friedenscongresses, und Herr v. Tocqueville hatte die aus allen Himmelsstrichen in Paris versammelten Friedensapostel zu einem großen Balle eingeladen, bei welchem die Zahl der Gäste sich auf ungefähr zwei Tausend belief, da sich außer den Friedensmännern auch eine Menge Militärs, Beamte, Schriftsteller, Diplomaten und Tagesberühmtheiten aller Art eingefunden hatten.

Den Kern und die große Mehrzahl aber bildeten Amerikaner und Engländer mit ihren meist wundersam gekleideten Frauen und Töchtern.

Ich habe einmal ein gelehrtes Werk über die Costüme der germanischen und romanischen Völker gelesen, worin die Anfänge, Entwickelungen und Veränderungen unserer Trachten, seit dem frühesten Mittelalter bis auf den heutigen Tag, ausführlich geschildert und durch gelungene Abbildungen veranschaulicht werden. Man sieht darin unter Anderem, wie sich aus einem enganliegenden, auf Erwärmung des Leibes berechneten Unterkleide (dem χιτων des Homer und dem Archduk der Kaukasier nicht unähnlich) unsere jetzige Weste entwickelt, Zoll auf Zoll sich verkürzend, bis sie endlich aus dem Rococoschnitt des Jahrhunderts der Marquis auf ihren heutigen kleinen Umfang zusammenschrumpft.

Und wie ich meine Augen über die Ballgesellschaft in den Salons des Herrn v. Tocqueville schweifen ließ, tauchten unwillkürlich eine Menge Bilder aus jenem Werke vor mir auf, die mir vorkamen wie getreue Conterfei's vieler der hier versammelten Gäste.

Da waren Quäker mit Westen, die wenigstens bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückreichten, mit Schnallenschuhen, wie man sie nur noch bei den Bauern in einigen norddeutschen Dörfern findet, und mit Fracks, welche deutlich die Epoche veranschaulichten, wo man zum ersten Male die Ausführung des unglücklichen Gedankens versuchte, den gewöhnlichen Rock in einen sogenannten Leibrock umzuwandeln.

Und eine Menge Damen bewegten sich um mich her mit flatternden Spitzenkragen von solcher Ausdehnung, daß sie füglich als Ueberwurf hätten dienen können, wenn sie von anderen Stoffen gewesen wären. Die Trägerinnen dieser Kragen waren größtentheils Frauen und Töchter reicher Farmers aus dem Inneren Altenglands, die sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen wollten, auf einem Ministerballe all ihren mitgebrachten Putz auf einmal zu entfalten. Und gleich als ob sich Alle vorher verabredet hätten, durch Contrast zu glänzen, trugen die Mageren unter ihnen so enganliegende, lang herunterfallende Kleider, daß sie

aussahen wie zengüberhangene Röcke, während diejenigen, welche sich einer besseren Leibesbeschaffenheit erfreuten, den stärker ausgeprägten Theilen ihres Körpers durch die Kleidung noch ein künstliches Relief gegeben hatten, und umflattert von buntfarbigen Bändern, einherschwankten durch das Menschengewoge wie buntbewimpelte Schiffe mit vollen Segeln.

Nicht minder komisch, wenn auch weniger in die Augen springend als die Frauen, waren die Engländer vom Lande mit ihren kurzen Hosen und langen Füßen, ihren seltsam zugeschnittenen Fracks und hochaufstehenden, ohreneinschneidenden Vatermördern. Am Nüchternsten nahmen sich die schwarzgekleideten Yankees und am Behäbigsten die größtentheils wohlbeleibten Quäker aus, wovon die meisten helle Hosen und bis an die Knie reichende Gamaschen von gleicher Farbe, sowie graufeidene, breitkrämpige Hüte trugen, und durch dieses eigenthümliche Ballcostüm die Aufmerksamkeit der eleganten Franzosen in nicht geringem Grade erregten.

Während die abenteuerlich gekleideten Amerikaner und Engländer sammt Frauen und Töchtern in buntem Gedränge hin- und herwogten in den prachtvoll erleuchteten Salons, saßen zu beiden Seiten an die Wände gedrängt die Herren und Damen aus der französischen haute volée in gewöhnlichem Ballanzuge, und mancher kluge Blick, und manches spöttelnde Wort flog von Auge zu Auge, von Mund zu Ohr.

Frau v. Tocqueville, eine eben so feine wie geistreiche Dame, spielte die Wirthin auf die liebenswürdigste Weise, wozu bei den an sie gemachten Anforderungen wirklich eine seltene Geduld gehörte. Die Yankees behandelten sie wie eine halbe Landsmännin und wollten ihr Alles erzählen, was seit ihrer Abreise Neues in Amerika vorgefallen war; bekanntlich war Hr. v. Tocqueville längere Zeit französischer Gesandter in den Vereinigten Staaten und wußte sich in hohem Grade die Zuneigung und Achtung der „free and enlightened citizens of the new world" zu erwerben."

Die Engländerinnen waren entzückt, mit Frau v. Tocqueville englisch sprechen zu können, und die arme Dame hatte wirklich einen schweren Stand, die Hunderte, welche sich zu ihr drängten, anzuhören, ihnen zu antworten und Jedem etwas Freundliches zu sagen.

Nachdem ich mir das bunte Treiben in den Salons etwas angesehen, ging ich mit einigen befreundeten Herren in den unmittelbar an das Palais stoßenden Garten, der in seiner feenhaften Beleuchtung einen gar lieblichen Anblick gewährte. Die duftigen Gänge waren von einer Menge Leute belebt, unter welchen sich viele Notabilitäten des Tages bemerklich machten.

Hier ging Bastiat mit Richard Cobden, in lebhaftem Gespräch begriffen, auf und nieder; dort unterhielt sich der berühmte amerikanische Agitator Elihu Burritt mit Francisque Bouvais über den von Girardin angeregten Plan, dahin zu wirken, daß der Zwangsdienst beim Militär aufgehoben und Niemand Soldat werde,

wer nicht eine besondere Neigung dazu in sich fühle. Victor Hugo, Cocquerel und H. v. Cormenin hatten mit noch einigen anderen Herren eine Gruppe gebildet und sprachen, betrübten Gesichtes, über den traurigen Ausgang der Dinge in Ungarn. Ich wurde mit Fragen bestürmt, gleich als ob die Herren sämmtlich voraussetzten, ich müßte auf das Genaueste die Motive kennen, aus welcher Görgey das Magyarenheer den Händen der Russen überantwortet hatte. Der Franzose springt leicht von einem Gegenstande zum andern, und so wurde denn, nachdem die ungarische Frage beseitigt war, über deutsche Zustände gesprochen.

Unsere Politik schien, nach der Ablehnung der Kaiserkrone in Berlin, den Herren kaum der Rede werth zu sein; das Dreikönigsbündniß betrachteten sie lediglich als den ersten Schritt der Rückkehr zum alten Bunde; über unsere großen Regierungen wurden Aeußerungen gethan, welche ich keine Veranlassung fühle, hier zu wiederholen; alle dahin einschlagenden Aeußerungen aber zeugten von so oberflächlicher Beurtheilung und solchem Mangel an Sachkenntniß, daß ich es nicht unterließ, in etwas besser motivirten Angriffen auf die französischen Zustände hinzuweisen und den Herren bemerklich zu machen, daß Deutschland durchaus keine Ursache habe, Frankreich um sein gegenwärtiges Glück zu beneiden.

Victor Hugo gab dem Gespräche eine andere Wendung, indem er rühmend hervorhob, daß kein anderes Volk in Europa sich einer so vielseitigen und alle Klassen durchdringenden Bildung erfreue, wie das deutsche Volk. Eben durch unsere staatliche Zersplitterung und durch unser fruchtbares Studium fremder Sprachen seien wir zu jener kosmopolitischen Richtung gekommen, deren Ausgangspunkt das Christenthum, und deren Ziel die Verbrüderung aller Völker der Erde sei.

Hiergegen erhob Hr. v. Cormenin lebhaften Einspruch. Sein französischer Stolz erlaubte ihm nicht, zuzugeben, daß die Deutschen den übrigen Völkern in Bildung voranstehen. Auch die Nothwendigkeit und der Vortheil der kosmopolitischen Richtung unseres Bildungsganges wollte ihm nicht einleuchten. „Welches Volk des Alterthums — rief er — hat uns so herrliche Denkmäler schaffender Geistesthätigkeit hinterlassen, wie die Griechen! Und war nicht das ganze Leben und Streben der Hellenen ein ausschließlich nationales? Galten ihnen nicht alle übrigen Völker als Barbaren? Sind nicht eben die alten Griechen bekannt wegen ihrer Unfähigkeit und Trägheit in der Erlernung fremder Sprachen? Wenn sich in Frankreich gleiche Erscheinungen zeigen, so entspringen sie — meine ich — aus gleichen Ursachen. Wir sind die Griechen der Neuzeit; — unsere Sprache ist so ausgebildet, unsere Literatur so reich, unser Geschmack so geläutert, daß jeder fremde Einfluß nur schädlich auf uns wirken könnte. Wir geben Gesetze, aber wir empfangen keine — wir sind das geistreichste Volk der Welt, und unser Paris . . ."

Hier wurde Hr. v. Cormenin fast gewaltsam durch Hrn. v. G. unterbrochen, der mich, unter dem Vorwande, mir etwas Wichtiges mittheilen zu müssen, bei Seite zog und sagte: „Ich konnte das nicht länger so anhören! Es thut mir in

der Seele leid, daß Sie einen unserer berühmtesten Männer in so schwacher Stunde gesehen haben; nie habe ich Hrn. v. Cormenin so taktlos sprechen hören, wie heute Abend; und es gibt Zeiten, wo er hinreißend im Gespräche ist, aber dann muß von Dingen die Rede sein, die mit seinem specifischen Franzosenthum nichts zu thun haben."

Ich hatte schon am folgenden Tage Gelegenheit, mich von der Wahrheit der Worte meines Begleiters zu überzeugen und Hrn. v. Cormenin von einer vortheilhafteren Seite kennen zu lernen.

Doch ich glaube, es wird Ihnen angenehmer sein, wenn ich, statt fortzufahren in meinen Unterhaltungen mit den Pariser Tagesberühmtheiten, Ihnen zum Schluß dieses Briefes von dem ersten Besuche erzähle, welchen ich dem alten Westphalenkönig Jerome Napoleon im Invalidenhotel machte.

Wenn man den Haupteingang des riesigen Gebäudes durchschritten hat, führt linksab ein luftiger, geräumiger Corridor zu einer Glasthür, welche den Eingang zu der Vorhalle eröffnet, aus welcher man über eine breite Treppe zu den Gemächern des Gouverneurs hinaufsteigt. Im Vorzimmer forderte mir ein Lakai meine Karte ab, mit dem Bemerken, er werde sehen, ob Monseigneur zu Hause sei. Nach einer Minute kam er zurück und führte mich rechts ab in ein Billardzimmer, wo außer dem Leibarzte Jerome's noch einige, auf Audienz wartende Officiere sich befanden. Die Herren ließen sich gleich sehr freundlich mit mir in ein Gespräch ein, kaum waren jedoch ein paar der gewöhnlichsten Phrasen gewechselt, als die hohen Flügelthüren sich öffneten und ein junger, eleganter Mann mich bat, ihm zum Gouverneur zu folgen.

Nach Allem, was ich früher über die Person des alten Westphalenkönigs gehört, nach den Beschreibungen, die ich über ihn gelesen, wie nach den Bildern, die ich in Versailles und im Louvre von ihm gesehen, erwartete ich, einen dürren, abgelebten, kränkelnden Mann zu finden, um so mehr, da ich wußte, daß er in der letzten Zeit stark an der Cholerina gelitten hatte.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen ziemlich wohlbeleibten, behäbigen Herrn vor mir zu sehen, dessen ganze Erscheinung durchaus keine Spur von Altersschwäche verrieth. Nur das Auge erschien mir etwas matt, während die hohe, durch den haarentblößten Vorderkopf noch verlängerte Stirn, einen imposanten Eindruck machte. Er trug eine dicke, silberne Brille, wie man solche sonst nur auf der Nase deutscher Geheimräthe oder Professoren zu sehen gewohnt ist, und welche in ihrer massiven Gestaltung seltsam mit der abgerundeten, eleganten Einfachheit seiner Kleidung und Bewegungen kontrastirte.

Als ich in's Empfangzimmer getreten war, wo er, an einem Büreau sitzend, eben einige Papiere unterschrieb, winkte er, ohne aufzustehen, mir freundlich grüßend mit der Hand entgegen, und bat mich neben ihm Platz zu nehmen.

Nachdem die gewöhnlichen Einleitungsphrasen beseitigt waren, mußte ich ihm

ein Langes und Breites von Deutschland erzählen, und besonders von seinem lieben Hessenlande, an welches sich die glanzvollsten Erinnerungen seines Lebens knüpfen.

„Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben — sagte er — einmal auf längere Zeit nach Hessen zurückzukehren, denn wie mir in meiner spätern Zurückgezogenheit kein Ort so lieb geworden ist, wie Florenz, so ist mir aus den geräuschvollen Tagen meiner Jugend kein Ort so lebendig im Gedächtniß geblieben wie Cassel mit seiner lieblichen Umgebung. Die Revolution hat wohl auch dort Vieles geändert seit vorigem Jahre?" fragte Jérome.

— Im Grunde sehr wenig — erwiederte ich —; nur einige Personen haben gewechselt; die Dinge sind im Ganzen dieselben geblieben. —

„Ein Glück für die Deutschen — fuhr der Exkönig fort — daß dort die Revolutionen nicht so durchgreifend sind, wie bei uns; Sie würden das nicht aushalten, ein einziges unserer vielen Staatsexperimente, die hier als bloße faits pas betrachtet werden, würde Deutschland zu Grunde richten. Aber die Franzosen sind gewohnt auf Vulkanen zu tanzen; und sie thun es mit einer Grazie und einem Leichtsinne, der nirgends in der Welt seines Gleichen findet."

— Es könnte sich doch leicht ereignen, daß ihnen der Boden einmal unter den Füßen einbräche! — bemerkte ich.

„Ob das ein so großes Unglück wäre?" erwiederte Jérome Napoleon.

Hier wurde unser Gespräch durch den eintretenden Leibarzt unterbrochen, und auch ich breche hier ab, nicht ohne Besorgniß, schon viel zu lang geschrieben zu haben für einen Brief.

Aus Berlin.

Berlin, 22. April 1850.

Der große Churfürst und Herr v. Münchhausen. — Ansichten eines Berliner Spitzbuben. — Verwendung der Polizei. — Flußconstabler. — Herr v. Manteuffel und die Freiheit des Individuums. — Der Prophet. — Vor und nach dem März. —

Seit ich den großen Churfürsten das letzte Mal auf der Schloßbrücke gesehen, ist er bedeutend grüner geworden. Naturforscher behaupten, das sei das Schicksal jeder guten Bronzestatue, Politiker dagegen meinen, es sei hier etwas vom Grünanlaufen des Herrn v. Münchhausen im Spiele. Der große Churfürst, sagen sie, hat wie manche kleinere Fürsten das Erröthen verlernt, er muß von seinem erhabenen Piedestale herab so viel Erbärmlichkeiten mitanschauen, wer kann es ihm verargen, daß ihm und seinem Rosse die Galle aus den Eisenporen dringt? Von diesen Berliner Politikern muß man sich aber so weit als möglich fern hal-

ten, das ist concentrirte Galle, politische Wuthessenz, die wie eingemachte Confitüren durch die Schweinsblase des passiven Widerstandes luftdicht verschlossen ist, daß sie, für den Augenblick wenigstens, dem Genusse unzugänglich bleibt. Kömmt aber einmal die Zeit, wo diese passive Blase weggenommen wird, wer weiß, ob die Essenz nicht vom Schimmel angegriffen, ob das Beste nicht längst verdampft ist, ob der Rückstand nicht in sich selbst zusammenfällt, wie eine Mumienleiche, wenn der Sargdeckel geöffnet wird, und die scheinbar feste Form in Staub zerfällt? Erwarten Sie auf keinen Fall von mir ein präcises Urtheil über die Stimmung Berlins. Mit allgemeinen Phrasen von „Ruhe, Ordnung, Unzufriedenheit, Gewitterschwüle" u. dgl. will ich Sie nicht abfertigen, und wer könnte, ein moderner hinkender Teufel die Dächer von den Häusern wegheben, um den Leuten in's Herz und in die Suppenschüssel zu sehen? Nicht einmal die Polizei vermag's trotz aller ihrer tausend Hilfsmittel. Sie hört es gerne, wenn man sie „Teufel" nennt, und schmunzelt dabei, wie ein Mädchen, dem man ein dutzend „Engel" in den Schooß wirft, aber einige Spitzbuben, welche ich neulich in der Stadtvogtei zu sprechen Gelegenheit hatte, versicherten auf ihr Ehrenwort, daß die Berliner Polizei eines der unschädlichsten Institute des polizeibewachten Continents sei. „Seitdem die Regierung fürchtet," sagte mir Einer von den Kerlen mit einer verschmitzten Galgenphysiognomie, dem ich meine Cigarre schenkte, um mir mit beiden Händen die Taschen zuhalten zu können, „seit die Regierung fürchtet, daß die preußische Krone in einer Nacht von den politischen Wühlern gestohlen werden könnte, hat unser Eins von der Polizei wenig mehr zu fürchten. Es ist kein Ruhm mehr beim Handwerk. Es gibt Leute unter uns, Kerle, die sonst höchstens den Muth hatten, einem kleinen Jungen, der aus der Schule kam, die Bücher wegzustibitzen, oder einer liebesdürftigen Magd, die im dunklen Hausflur auf den Geliebten wartet, den Korb hinter ihrem Rücken wegzumausen; jetzt sollten Sie sehen, wie sich das Gelichter breit macht, geht auf Einbruch wie zum Tanze, geberdet sich wie Simson und Sobri, setzt sich bei Tische neben den besten hin, und macht die respektabelsten Partheien. Die Herren von der Polizei haben keine Zeit mehr für uns, die haben mit den Fremden, Literaten, Arbeitern, Vereinen, fliegenden Buchhändlern alle Hände voll zu thun. Ein gemeiner Mensch würde einen solchen Zustand erbaulich finden, denn für uns ist wirklich das goldene Zeitalter von Berlin erschienen, aber eine noble Seele hat nichts als Aerger. Das Piquante einer Unternehmung ist beim Teufel, der Duft eines nächtlichen Einbruchs ist geschwunden. Herr, ich bin eine noble Seele. Und wäre das Constablerthum nicht so rattenmäßig ekelhaft, ich ließ mich in's Corps einschreiben, für kurze 4 Wochen, um unsere Kunst wieder auf die Höhe der alten Zeit zu bringen." — „„Mein Lieber, sagte ich, Sie ereifern sich und sind dochgefangen, gefangen wahrscheinlich durch eben diese Constabler, welche Sie so gering schätzen, festgehalten durch ein Institut, welches Sie seiner Unschädlichkeit wegen zu verachten glauben."" — „Lächerlich! ich bin

heute nur politischer Gefangener, sitze seit gestern Abend, und bin übermorgen frei. Reine Limperei! weil ich gegen den Constablerwachtmeister die Zunge herausgesteckte, als er unsern Bezirksverein auflöste. Da wurde ich gleich eingesteckt. In der Politik freilich, da geht's scharf, aber sonst! Sie glaubten etwa gar, ich sitze hier wegen Eigenthum? Na, da können Sie die berliner Polizei auch nur von Hörensagen!" Und mit diesem genialischen Diebe saßen noch etwa 6 Menschen in derselben Stube, anständig gekleidete Leute in stillem Gespräch, ein Mädchen von 18 Jahren, das die Schürze nicht von den Augen nahm, ein Junge von 10 Jahren, der meinen Philosophen anglotzte und etwas von einem großen Ehrgeiz in sich verspüren mochte. Wahrscheinlich lauter politische Gefangene, welche das Decorum gegen das Constablerthum verletzt hatten. Bedenken Sie, daß in Berlin die Bezirksvereine oder Clubs sich wöchentlich ein bis zwei Mal versammelten — jetzt geschieht dasselbe im Geheimen — daß außer dem Beamten, welcher die Reden im Lokale überwacht, ein Dutzend vor der Thüre und ein paar Dutzend in allernächster Nähe postirt waren, um, wie die Polizei zu sagen pflegt, auf dem qui vive! zu sein, bedenken Sie, daß jeder nur im Geringsten verdächtige Fremde — und wer ist jetzt nicht verdächtig? — einen Constabler als Schatten mit sich herumführt, daß in Schenken, Kneipen, Kaffees, Theatern die Vermummten in Masse verwendet werden, daß es endlich gewisse Jahrestage gibt, wo Alles Polizei sein muß, um nicht polizeiwidrig zu scheinen, so werden Sie es begreiflich finden, daß in dieser Zeit der „Ordnung" mehr gestohlen wird als in der Epoche der blühendsten Anarchie. Hier haben Sie die Extreme hart an einander gerückt. Die Furcht vor dem Communismus, welche in allen Monarchien Europas als Aushängeschild anderer Befürchtungen verwendet wird, gefährdet bereits die Sicherheit des Eigenthums mehr als die traumhaften Principien eines Pierre Leroux und Lagrange je vermögen werden. — Jetzt gründet man eine Polizeiflotille, welche die Spree befahren und gegen die Verdächtigen der Gewässer kreuzen soll. Der berliner Witz steuert mit vollen Segeln gegen diese lächerliche Armada los und sucht sie in den Grund zu bohren, bevor sie noch die Anker gelichtet hat. Die Seeräuber der Spreegewässer, heißt es, ziehen sich erschrocken in die entlegensten Klippen zurück, die Fische wandern aus, weil sie ihr unentweihtes Element nicht mit nummerirten Rattenfallen theilen wollen, die schlammige Stromnixe legt Protest ein. Andere Witzköpfe behaupten, die Wasserconstabler werden mit Guitarrenspiel und Liedersang die Ufer entlang fahren, um das poetische Gesindel zu zerstreuen, ihm einen Vorgeschmack der „segensreichen" italienischen Zustände geben. Das mag alles recht humoristisch klingen, aber das neue Corps kostet Geld, wird seinen Zweck verfehlen und steigert die Erbitterung ohne Veranlassung.

Was immer dem Herrn von Manteuffel seiner Politik wegen für Vorwürfe gemacht werden mögen, es wiegt keiner so schwer, als daß er über die Organi-

sation im Großen die kleinen ausgleichenden Widersprüche so ganz unbeachtet läßt. Sei's Grundsatz der jetzigen Regierung, oder Unachtsamkeit den Massen der Hauptstadt gegenüber, die Freiheit des Individuums wird auf eine höchst unpolitische und unverantwortliche Weise angegriffen und verhöhnt. Ist nur der zehnte Theil von den Brutalitäten wahr, welche sich untergeordnete Polizeibeamte, den Berichten demokratischer Journale zufolge, bei Clubauflösungen zu Schulden kommen lassen, bestätigt sich auch nur der zwanzigste Theil von all den rohen Mißgriffen, wie sie die Demokratie der Polizei aufbürdet, so ist es genug, Tausende friedlicher Bürger in das Lager der Revolution zu treiben. Um die große Politik haben sich die Massen zu keiner Zeit gekümmert. Ihre Politik ist das Gefühl. Wo dieses verletzt wird, suchen sie sich früher oder später zu rächen. Wegen einer russischen Drohnote wird der Berliner nie Barrikaden bauen; ob Graf Brandenburg oder Graf Nesselroda die Depeschen im Ministerium des Auswärtigen stylisirt, kümmert den Handwerker wenig, weil er nichts davon versteht; ob Bonin oder Willisen, Napoleon oder Cavaignac! darüber liest und discutirt man allenfalls in der Kneipe, aber man schlägt sich deswegen nicht; ja selbst näher liegende Dinge in der großen Politik werden den Bürger nie zum offenen Aufstande treiben. Man könnte Gagern und Bodelschwingh, daneben Stahl und Gerlach im Erfurter Castell exerciren statt in der Augustinerkirche Paragraphe revidiren lassen, keine Hand wird sich rühren, wenn auch die Bierglasdeckel mit etwas mehr Geräusch zugeklappt werden dürften. Aber wenn man mein Weib angreift, weil sie dem befreiten Waldeck zu Ehren ein paar Talgstümpfe vor's Fenster stellt, wenn man meinem Vetter den Hut vom Kopfe reißt, weil seine schwarzrothgoldene Kokarde zu große Dimensionen hat, wenn man meinen Vater arretirt, weil er einen groben Constabler einen Grobian gescholten hat, wenn man mich beim Schöneberger Thor wegen eines lumpigen Passes enjonnirt, mich, der ich meinen Bürgerbrief in der Tasche habe, den jedes Kind im Bezirke kennt, der ich meine Steuern zahl' und Armenvorsteher-Substitut bin seit 6 Jahren — Himmelkreuzdonnerschwerenoth! Das fährt in den Kopf und in die Beine und in die Hände, da möcht' man doch gleich das Pflaster aufreißen und dreinschlagen wie hunderttausend Teufel! — Die kleinen Quälereien der Polizei bringen den Berliner Bürger zur Verzweiflung. Und das ist traurig. Es gebietet hier keine Politik und keine Nothwendigkeit. Aber Herr v. Manteuffel scheint mit der Befriedigung Frankreichs, Englands, Rußlands, Oestreichs, Dänemarks zu viel zu thun zu haben, um an Berlin zu denken. Der Polizeipräsident dagegen — der höflichste, liebenswürdigste Mensch von der Welt — sieht die Excesse seiner subalternen Beamten für übertriebenen Diensteifer an. Das sind Fehler, die schwerer wiegen als die größten politischen Mißgriffe nach Außen. —

In 8 Tagen soll der Prophet gegeben werden. Nicht weniger als 400 Menschen erscheinen auf der Bühne, den Souffleur nicht mitgerechnet. Großer

Aufwand, wundervolle Decorationen, superbe Costüme, Sonnenaufgang im Westen, großer Zudrang. Wie man hört, wird dabei auch Musik gemacht werden. Die arme Garcia! Ich hörte sie gestern nach Jahren wieder. Große Trümmerüberreste! Die Höhe ist zerbröckelt wie bei den Kapitälern alter Bauwerke; im Erdgeschoß dagegen ist noch alles fest, grandios, achtunggebietend. Die wiederholten Sonnenaufgänge des Propheten in Paris sollen dieses musikalischeGestirn dem Untergange entgegengeführt haben. Das ist traurig und der Prophet muß sehr großartig sein, wenn man ihm dies Opfer nachsehen soll.

Wollen Sie Berliner überzuckerte Leiden, Schmerzen in Humor eingepökelt, Misère in Witz eingewickelt? Dann blättern Sie in einem eben erschienenen Büchlein von Hermann Lessing: „Vor und Nach dem März!" Primeln und Herbstzeitlose in Einen Strauß gebunden. Durch Versehen des Druckers ist auf dem Titel die Jahreszahl weggeblieben. Der Verfasser meint den März 1848. Das muß künftig deutlich gesagt werden. Denn der berühmte März, der März der neuen Geschichte, so zu sagen unser März ist schon so alt und verschwommen, wie der März wo Cäsar ermordet wurde: Gewisse stylistische Unarten können wir gar nicht los werden.

Bilder aus Siebenbürgen.

Ein walachisches Märchen.*)

Zu jener Zeit, da noch keine Ungarn und Sachsen, nicht einmal Szekler in Ardalia (Siebenbürgen) wohnten, sondern lauter Walachen, die aber damals einen andern Namen trugen, geschah es, daß weiter oben, im Gebirge, nicht weit von der Thordäer Klus,**) ein Mädchen alle Tage ihre Schafe auf die Waide trieb. Oft kletterten die Thiere bis hinauf auf des Gebirges Spitzen, wo jetzt Peterd liegt, und dann mußte sie ihnen nachklimmen, so schlecht und steil auch der Weg war. Eigentlich war gar kein Pfad in dem sehr dichten Walde, aber da sie alle Tage dort herumging, kannte sie die ganze Wildniß um die Felsenschlucht so genau, daß sie auch Nachts ein verirrtes Schaf gefunden hätte.

*) Der Verfasser, welcher in Siebenbürgen gelebt hat, als Augenzeuge und Theilnehmer an den großen und furchtbaren Begebenheiten der letzten Jahre, schrieb diese uralte Sage dem Munde eines walachischen Mädchens aus dem schönen Thale des Aranyos nach. Wir werden von seiner Hand in den nächsten Heften eine Reihe von Schilderungen bringen, für deren historische Wahrheit und Genauigkeit uns seine Persönlichkeit und die Stellung, welche er während des Krieges in jenem unglücklichen Lande einnahm, Bürge sind.

**) Der in Siebenbürgen bekannte Felsendurchbruch mit vielen tiefen Höhlen und Spuren uralter Befestigungen, in wilder Landschaft.

Nun ereignete es sich, daß die Schafe bei schlechtem Wetter gewöhnlich in den zwei Höhlen, die einander gegenüber liegen, Unterkunft suchten, und Luscha, die Hirtin, ihnen nachging. Wenn dann die Thiere ruhig lagen, kroch sie in die Tiefen der Höhle, und klopfte an die Wände, weil sie einen lauten sonderbaren Ton von sich gaben. Einmal klopfte sie auch an, da öffnete sich die Wand plötzlich, und sie sah einen langen dunkeln Gang. Weit hinten blickte ein Lichtlein. Weil Luscha neugierig war, so überwand sie den Schrecken, den das unvermuthete Aufsperren der Wand ihr eingeflößt, und ging hinein in den Gang, immer dem Lichte nach. Es ist wahr, sie fürchtete sich doch sehr, weil sie allein war, und nicht wußte, ob vielleicht böse Geister sie verlocken wollten. Doch wollte sie wissen, was das Licht dort beleuchtete. Sie kam hin und sah eine alte Frau da sitzen, die spann. Es war eine sehr alte Frau. Der Faden aber, an dem sie spann, war golden, und leuchtete so stark, daß sie ein Licht nicht nöthig gehabt hätte.

„Was spinnt Ihr da?" fragte Luscha die Alte.

„Ich spinne, spinne, spinne," sagte die Greisin, „was nie an das Tageslicht kommt und kommen darf. Denn wenn der Tag meine Arbeit sähe, so würde der Faden zerreißen, und ich würde sterben."

„Aber was für ein Geheimniß ist es denn mit der goldenen Spule? Warum darf sie nicht an den Tag?"

„Weil dann die Menschen gar nicht sterben würden. Denn der, so nur einen Faden von der Länge eines Fingers bei sich trägt, stirbt nicht. Darum kann ich nicht sterben."

„Wie alt seid ihr?"

„So alt, als diese Spule. Sie ist nicht gemacht von Menschenhand, nicht aus irdischem Stoffe gebildet und kann nie zerstört werden."

„Ach bitte, gebt mir einen Faden, Fingers lang, ich möchte auch recht sehr alt werden, oder lieber gar nicht sterben."

„Möchtest Du auch so runzelig und garstig werden, wie ich? Was nützte Dir Deine Unsterblichkeit, wenn Du nicht mehr gehen und sehen und hören und fühlen könntest, und wenn alle Leute Dich verspotteten?"

„Aber ich stürbe nicht, und würde sehr klug, weil ich Alles sähe, was Andere, die so kurz leben, nicht sehen können."

„Geh, Kind, Du weißt nicht, was Du willst. Aber hüte Dich, zu reden, von dem was Du gesehen und gehört. Ich müßte Dich strafen."

Und Luscha ging. Hinter ihr schloß sich der Felsen, und sie mußte die Schafe suchen, die sich zerstreut hatten, weil das Wetter besser geworden war.

Luscha war klug und sagte keinem Menschen, was sie drinnen in der Kammer gesehen bei der überaus alten Spinnerin. Nicht einmal die Schafe erfuhren es, mit denen sie doch oft redete, und die sehr verschwiegen gewesen wären.

Nach Jahren war die Hirtin das schönste Mädchen weit und breit im Lande geworden. Jedermann verwunderte sich, wenn er sie sah. Da kam einmal der König Dezebalus, der ein großer Zauberer und sehr reich war, in jene Gegend. Als er vorbeiging, an der Thordäer Schlucht, sah er das schöne Hirtenmädchen am Bache sitzen. Der König war ein sehr schöner freundlicher Mann, und da er sie sah und vor sie hintrat, um einen Trunk Wasser zu begehren, da wurde ihr, sie wußte nicht wie? und sie liebte den König von Stund an. Der aber, nachdem er getrunken, dankte ihr und ging weiter. Den andern Tag kam er wieder, und sprach mit ihr huldreich, und kam dann alle Tage, und endlich blieb er dort ganze Stunden, und vergaß sein Königreich und seine Zaubereien. Denn er liebte Luscha über alle Maßen, und sie war so glücklich, daß ihr gar nicht einfiel, es könne einmal anders kommen. Sie wußte aber nicht, daß es der König wäre. Dezebalus überredete sie endlich, mit ihr zu gehen in seine Burg, und gestand ihr, daß er über das ganze Land herrsche. Sie erschrack sehr, denn sie meinte, bald werde der König ihrer vergessen. Doch folgte sie ihm nach seinem Schlosse; dort ward sie die Königin, und lebte noch manches Jahr in Glück und Freude mit ihm.

Da wurde aber eines Tages der König sehr krank, so krank, daß kein Arzt und keine seiner Zauberkünste ihm helfen konnte. Luscha, die ihn noch ebenso liebte wie damals, als sie die Schafe am Bache hütete und ihm den Krug mit Wasser reichte, weinte Tag und Nacht und kam nicht vom Lager ihres Königs weg. Einmal schlief sie aber vor Müdigkeit ein, und da sah sie im Traum die alte Spinnerin wieder, und den goldenen Faden, der unsterblich macht. Als sie erwachte und sich des Traumes erinnerte, trat sie vor den König, und sprach zu ihm:

„Vergönnt mir, lieber Herr König, eine Reise zu machen. Ich will ein Kräutlein holen, das Euch heilen soll. Mir träumte heut' Nacht, wo es wächst."

„Geh hin," sprach der König, „Du treues, liebes Weib, und hole mir das Kräutlein. Ich bin jung und möchte nicht gern sterben, weil ich Dich so lieb habe, wie mein ganzes Reich."

„Und ich, Herr, liebe Euch so sehr, daß mir mein Leben gering dünkt, wenn ich Euch retten kann."

Sie kam in der Klus an, ließ ihre Diener unten, und kletterte in die Höhle hinab. Wie sie nun tief innen in jenem Gang angekommen war, wo sich damals der Felsen aufgethan hatte, schaute sie um sich, ob sie heute wieder das Licht sehen möchte. Aber es war ganz dunkel, und der Felsen that sich nicht auf. Da rief sie aus Leibeskräften die Spinnerin und beschwor sie mit einer mächtigen Beschwörung, die ihr Gemahl sie gelehrt, und siehe, der Felsen spaltete sich, und das Licht brannte wieder, wie vor zehn Jahren. —

Luscha faßte sich ein Herz und ging den Gang hinunter, bis sie vor der alten

Spinnerin stand. Die war nicht älter geworden, und hatte keine Runzel und kein graues Haar mehr als sonst, weil nur alle hundert Jahre ihr eine Runzel und ein graues Haar mehr wuchs. Aber sie war nicht so freundlich gegen die Königin, als sie gegen die Hirtin gewesen, sondern redete sehr wenig und blickte Luscha gar nicht an.

„Weil Du mich gerufen," sagte sie, „so mußte ich öffnen. Sag an, weshalb kommst Du?"

„Mein Gemahl, der König, ist krank, gib mir ein Mittel, ihn zu retten."

„Ich bin kein Arzt. Ihr habt ja weise und gelehrte Leute am Hofe, die mögen ihn retten. Können es die nicht, so soll der König die Geister rufen, weil er ein Zauberer ist."

„Ach, auch die Geister sind nicht so mächtig, als der Tod. Ich bitte Dich, um Deswillen, daß ich ihn so unaussprechlich liebe, gib mir ein Stück Faden, fingerslang, damit er nicht sterbe."

Die Spinnerin wollte das nicht thun. Da bat Luscha so lange und so flehentlich, daß sie die Alte erweichte.

Sie riß von der Spule ein fingerslanges Stück ab und sagte: „Da ist, was Du begehrst. Aber wisse, daß der König, wenn er auch nicht stirbt, so gut wie todt ist, wenn er die Grenze menschlichen Alters überschritten hat, und mir dann helfen muß, spinnen, spinnen, spinnen, bis dieser Faden fertig ist. Dann verjüngt er sich, und geht aus der Klus hervor, und herrscht wieder über Ardalia. Bis dahin fließen viele Geschlechter den Lebensbach hinab. Geh' und klopfe an diese Thüre da."

Luscha that, wie ihr die Alte befohlen. Die Thüre sprang auf, und da sah sie viele uralte, abgestorbene, bewegungslose Menschen sitzen, Männer und Weiber, die spannen. —

„Das sind lauter Leute, die ewig leben wollten, und darauf harren, daß Dezebalus frei werde, wenn ich den Faden abgesponnen haben werde. Du aber geh heim und lebe noch sieben Jahre so glücklich, als Dir beschieden ist."

Luscha ging nach Hause und übergab dem König das fingerslange Stück Faden, und sagte ihm, daß er jetzt genesen werde. Das sagte sie ihm aber nicht, daß er dann, wenn er alt geworden, spinnen müsse mit den andern Leuten in der Höhle, und daß er nach viel hundert Jahren sich verjünge.

Als der König den Faden genommen, ward er wieder gesund und herrschte noch lange über Ardalia, und starb nicht einmal in der Schlacht gegen die Römer, sondern spinnt jetzt in der Klus, und wer einen geweihten Todtenfinger bei sich trägt, und nie in seinem Leben gelogen hat, der kann ihn noch heute in der S. Nikolausnacht dort spinnen sehen. Luscha aber starb sieben Jahre nachher, wie es die Spinnerin ihr voraus gesagt hatte. —

2.

Einleitung.

Unweit Thorda liegt am Aranyos, dem siebenbürgischen Paktolus, ein anmuthiges herrschaftliches Landgut. Jetzt ist das Herrenhaus zerstört, der Wind pfeift durch die Säle, und im Erdgeschoße treiben sich Hasen herum. Rings um das Haus zieht sich ein weiter Garten, gegen den Fluß hin reichlich mit schattigen Bäumen, nützlichen und zur Zierde dienenden, geschmückt. Auf einer Bank unter einer Akazie saßen Anfangs October 1848 zwei junge Leute und plauderten vom Bergbau des Landes, von der Gegend und von den Frauen. Der jüngere, ein großer schlanker Mann mit mächtigem Barte und blitzenden, orientalisch geschlitzten Augen und frischen Wangen, war ein Ungar aus Nagy Enyed, Bergmann seines Berufes, ein Gast des Andern, der einem weit entfernten Volke angehörte und der Verfasser dieser Mittheilungen ist.

Endlich erhob sich der Bergmann und sagte: „Es will Abend werden, und ich möchte heute noch Enyed erreichen, meine Braut begrüßen, und dann wieder nach Zalathna zurückzukehren, und dort die Einrichtungen zu meiner Heirath mit Ilona zu treffen. In zwei Wochen hole ich sie ab, und Sie, lieber Fremd, sind zur Hochzeit geladen."

„Wenn ich nicht vorher von den Walachen hier erschlagen werde, so will ich kommen, und einmal Ihren alten Igener Wein versuchen, von dem Sie mir soviel Preisliches gesagt haben." —

„Haben Sie kein anderes Hinderniß als die Walachen zu befürchten, so sehe ich Sie schon im Geiste mit verklärten Augen eine Ode an meinen Igener richten. Die Bauern werden sich hüten, ehrliche Leute, die mit Doppelflinten und Säbel umzugehen wissen, anzugreifen."

Ich schüttelte den Kopf. „Die Lage des Landes ist gefährlich. Man spricht schon von Aufständen in den nördlichen Comitaten. In Kövar haben die Walachen die magyarischen Autoritäten verjagt. Graf Alexander T. hat mit Mühe sein Leben auf der Flucht gerettet. Oberst Urban beruft alle Walachen des Grenzbezirks nach Naszod, um ihm den Eid der Treue zu leisten, und mehre Hundert Dörfer sollen bereits dorthin Abgeordnete gesendet haben. Denken Sie an den Tag bei Loma hier in der Nähe, an die Erbitterung, die seit jenem Gefechte unter den Bauern der ganzen Gegenden herrscht. Sind wir doch hier selbst nicht ganz sicher, trotz der Husaren in unserer Nähe. Alles deutet auf allgemeinen bevorstehenden Aufstand, und ist mehr als bloße Unzufriedenheit."

„Wenn sie es wagen, sich offen gegen den König und das Ministerium zu empören, so werden einige Compagnien Freiwillige und etliche Schwadronen Husaren — Sie haben ja selbst die Szekler einhauen gesehen — hinreichen, um das Gesindel auseinander zu jagen."

„Für den Augenblick, ja. Aber nachher, wenn sie sich zu vielen Tausenden zusammenrotten, wenn sie selbst, die sich auf ihre Anhänglichkeit an den König berufen, vom Militär unterstützt werden — und es hat allen Anschein, daß dies geschehen wird — wie dann? Wie viele Compagnien Freiwillige, wie viele Schwadronen Husaren haben Sie aufzuweisen? Sind sie doch leicht zu zählen! Und dann die Sachsen, die ebenfalls die Partei der Walachen ergriffen haben —"

Bei der Erwähnung der Sachsen lächelte der Bergmann.

„Kennen Sie," sprach er, „die Geschichte von den Tausend Sachsen, die durch einen Wald ziehen mußten und sich entsetzlich fürchteten —"

„Und denen auf ihre Bitte die Comitatsbehörde drei Szeklerhusaren zur Escorte mitgab? Wenn auch die Sachsen keine Helden sind, so sind sie doch als Feinde nicht zu verachten. Sie haben das Geld, die Walachen die unermeßliche Zahl und die Erbitterung —"

„Und die Magyaren den Patriotismus und den Muth. Außerdem haben wir hier noch die Szekler. In Agyagfalva im Szeklerlande wird am 16. d. M. große Volksversammlung sein. Man erwartet mehr als 2000 Szekler, wohlbewaffnete, patriotische Leute."

„Diese Leutchen dürften Ihrer Sache vielleicht mehr schaden, als nützen. Ungebändigt, undisciplinirt, raubgierig, wie sie mir geschildert worden, werden sie vielleicht ausziehen, einige Tausend Walachen niedermetzeln, Dörfer niederbrennen und ausplündern, und mit der Beute heimkehren, ohne Nutzen für die Sache Ungarns gestiftet zu haben, ja sie werden ihren Feinden vielmehr Gelegenheit zu schadenfrohem Hohne geben." —

„Fürchten Sie das nicht. An der Spitze des Landsturms stehen die regulären Szeklerbataillone, disciplinirte Leute, welche Excesse verhüten werden. — Doch ich muß fort, sonst treffe ich zu spät in Enyed ein."

Wir nahmen Abschied von einander. Er bestieg sein Pferd, prüfte die Pistolen, zeigte lächelnd auf seinen mächtigen Säbras, und sprengte im Galopp davon. — Wenige Augenblicke nachher rollten drei schwerbepackte Reisewagen in den Garten, es waren Verwandte, die ihr Landgut unsern M. Vásárhely verlassen hatten, weil auch in jener Gegend die Walachen unruhig zu werden begannen.

Bilder und Scenen aus der Slovakei.

(Schluß.)

Ein gefangener Panslavist.

Der Zug gegen Hurban war beendigt. Die gefährlichsten unserer Gefangenen wurden nach der Festung Leopoldstadt gebracht. Dort traf ich einen Freund, welcher meine Hilfe in Anspruch nahm, seinen Vetter, der unter den gefangenen Slaven und stark verdächtigt sei, zu besuchen, vielleicht ihn zu retten: Er ist ein Panslavist, aber er verachtet Hurban, er ist unschuldig. Ich versprach meine Unterstützung. —

Wir betraten die traurige Wohnung des Gefangenen, als der unschuldige Panslavist im Begriff war, seine auf einer reinen Serviette servirte Suppe ganz behaglich zu verzehren. Die beiden Vettern fielen einander in die Arme. Ich stand an der Thüre hinter dem Rücken Kasarik's, meines Freundes, und heftete meine erstaunten Blicke auf den Bewohner der Klause. Es war kein anderer, als mein Mann von Rosbehi, der Hasenjäger mit der Doppelbüchse. Mein Freund wies auf mich: er ist ein guter Magyar, aber Du kannst ungescheut vor ihm sprechen. Der Gefangene trat mit ruhigem, gefälligem Wesen auf mich zu, und sagte nach einer leichten Verbeugung: „In einem Gefängnisse ist das „Vergnügen eine Bekanntschaft zu machen" etwas mehr als eine Höflichkeitsphrase." „Wohl mein Herr!" sagte ich, die dargereichte Hand des stattlichen Burschen kräftig drückend, „Unsere Bekanntschaft datirt nicht von heute, denn ich und mehrere meiner Gefährten haben Ihnen vielleicht das Leben, jedenfalls die Freiheit zu danken." Ich erzählte meinem staunenden Freunde unser Abenteuer auf der Flucht bei Rosbehi, und setzte hinzu: „Unser Gefangener wird, wenn er wirklich an der Hurbanischen Affaire nicht betheiligt war, diesen ungastlichen Aufenthalt in Kurzem verlassen; denn der Eigenthümer des Wagens, dessen ich mich kriegsrechtlich bemächtigte, ist ein reichbegüterter, einflußreicher Edelmann dieser Gegend, der als Comitatsassessor das Nöthige thun wird. Jetzt erzählte der Slave: daß er wirklich auf der Jagd gewesen war, als er bei unserer Schaar vorbeikam, daß er von einer Anhöhe unsere Flucht angesehen und die Miavanerin, die häßliche Bettel, durch einen Schreckschuß von unserem Wege verscheucht habe, weil ihm unsere Gefahr zu Herzen ging. Als unsere Partei wieder vordrang, war er von einer Abtheilung der Unsrigen wieder erkannt worden. Ein Offizier der Nationalgarde war vor der Wohnung des Slaven auf den Arglosen, der vor seiner Hausthür stand, zugesprungen und hatte ihn am Halse gefaßt. „Zweimal sollst Du uns nicht betrügen. Dieser Vogel", setzte er, zu seinen Kameraden gewendet, hinzu, „hat schon bei Rosbehi Spionsdienste bei dem Feinde gethan,

und glaubte heute wieder einen Hasenfang machen zu können.“ „Ergreift ihn, und knüpft ihn an den ersten Baum“, tobte die Menge, und Mehrere drangen auf ihn mit schlechten Vorsätzen ein. Er wäre auch wirklich ein Opfer dieser Lynchjustiz geworden, wenn nicht einige Offiziere und ältere Bauern ihn mit der Bemerkung in Schutz genommen hätten: man müsse der Gerechtigkeit nicht vorgreifen; so wurde er unter Eskorte gestellt und nach Verbó abgeführt, wo er zwei Tage bewacht und nach der Niederlage Hurbans mit mehreren andern schwer Gravirten nach Leopoldstadt transportirt wurde. So saß er jetzt unter der Anklage: ein Spion, die Ursache unserer Niederlage zu sein, kurz sich als ein Verräther von höchst schwarzer Seele sattsam ausgewiesen zu haben.

Jener Schuß versprach das Alles zu widerlegen, wir hofften, erzählten und wurden mittheilend. Endlich sagte ich zu ihm:

Sie gehen auf Hasenjagd aus, während Hunderttausende ihr junges Leben für ihre Ueberzeugung opfern? Unsere junge Bekanntschaft berechtigt mich zwar nicht solche Fragen an Sie zu stellen, aber wir leben in einer blutigen Zeit, wo sich einer jungen Freundschaft nicht gerade ein hohes Alter prophezeihen läßt, und ich will nicht gerne über Sie, der mich gerettet hat, und dem ich wieder helfen möchte, in Ungewißheit bleiben.“ Der Gefangene hörte mich mit zu Boden gesenktem Blicke an und sagte nach einer kleinen Pause: „Sie sind so gefällig, sich in meiner Angelegenheit zu bemühen, aber ich bin fest überzeugt, daß Sie keine Ansprüche auf mein Vertrauen machen, daher gebe ich Ihnen die gewünschte Erklärung mit Vergnügen. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie sagen, daß ich der Partei, mit welcher Sie kämpfen, fern stehe. Ich kann mich durchaus nicht entschließen, gegen eine andere Sache zu kämpfen, die ich im Princip zum Zwecke meines Lebens gemacht, und nur in Art und Weise der Ausführung mißbilligen muß.“ „Und warum trittst Du nicht offen in die Reihen unserer Feinde und zeigst ihnen einen anderen, Deinem Ideale mehr entsprechenden Weg, auf welchem sie dem verhaßten Magyarenthume begegnen könnten,“ rief hier Kasarik ungeduldig. „Ich habe Dir schon oft gesagt,“ versetzte der Panslavist ruhig, „daß ich jedes Mittel verwerfe, welches wir jetzt anwenden mußten, um die gewünschte Einheit der slavischen Stämme bewerkstelligen zu können, und daß ich mich nie entschließen werde, das hohe Ideal, das mich erfüllt, durch einen momentanen scheinbaren Gewinn zu gefährden.“ „Und glauben Sie denn,“ fragte ich, „daß Ihr großes Slavenreich, denn das muß es doch am Ende sein, was Sie anstreben, wie Minerva aus der Stirne ihres Vaters, gewaffnet aus Ihrer Phantasie hervorgehen werde?“ Der Jüngling lächelte kopfschüttelnd und antwortete nach einer kleinen Pause: „Ich hätte Ihnen vielleicht mit „Ja“ antworten sollen; denn ich glaube, es wäre besser diese wunderbare Geburt geduldig abzuwarten, als ihr zur Unzeit künstliche Hilfe zu bringen; allein ich bin Ihnen eine positive Erklärung schuldig und ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit:

„Die Franzosen kämpfen seit einem halben Jahrhundert für ein Prinzip, und dennoch stehen sie heute fast eben dort wo sie 1794 gestanden, und wissen nicht, wem sie die junge Republik an den Hals werfen sollen. Hätten aber die Franzosen jene Massen materieller und geistiger Kräfte, die in diesen großen Kämpfen verarbeitet wurden, der Ausbildung und Veredelung des französischen Volkes gewidmet, so hätten heute die politischen und sozialen Fragen schon ihre Lösung gefunden, und zwar auf friedlichem Wege, durch die Kraft der aller Geister sich bemächtigenden Idee, durch den einstimmigen wahrhaft souveränen Willen der ganzen Nation." „Und wie wollen Sie dies auf unsern Kampf anwenden?" frug ich etwas ungeduldig. „Das sollen Sie sogleich erfahren," versetzte mein Gegner. „Seitdem ich mit dem Zustand der europäischen Völker näher bekannt wurde, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die zahlreichen, in den einfachsten Staatsformen existirenden slavischen Stämme, die den Norden und Osten dieses Welttheils bewohnen, einen entscheidenden Einfluß auf die Zukunft desselben ausüben werden, und nur von der Richtung, welche der Kraft dieser Völker gegeben wird, hängt es ab, ob dieser Einfluß ein destruktiver oder ein wohlthätiger, das alternde Leben der civilisirten Völker verjüngender werden soll. Ich meine nicht die Unterjochung Europas durch Rußland, unsere Zeit ist keine für Eroberer günstige, und unsere Erschlaffung von jener der Römer unter Romulus Augustulus sehr verschieden. Wenn daher Rußlands Czar mit seinen Eroberungsplänen offen hervorzutreten bestimmt wird, so kann der Erfolg nur ein Sturz des Petersburger Thrones, und der Zerfall der aus hundert Völkern zusammengeketteten Monarchie sein; dann aber kommt die Zeit, wo ganze große Völkerschaften für sich handeln werden, und sollte dann die ungeschwächte nach Einheit strebende, aber rohe und von egoistischen Führern irregeleitete Kraft der slavischen Völker mit der krankhaften Civilisation des Westens in Conflikt gerathen, so erleben wir einen wüthenden Racenkampf, der nur mit der völligen Vernichtung der einen oder der andern Partei enden kann. Wollen wir also diesem mächtigen Strom eine wohlthuende Richtung geben, so müssen wir ihm ein geregeltes Bett von den vielen Felsstücken und Sandbänken reinigen, welche seine Strömung begrenzen, wir müssen die zerstörenden Leidenschaften durch die edlern des schaffenden Geistes verdrängen; wir müssen bei den slavischen Völkern durch nationale Bildung und nationale Kunst ein moralisches Selbstgefühl schaffen, und sie die Waffen des Geistes zu handhaben lehren. Diese neuen, edlen Leidenschaften werden sie den westlichen Völkern, die ihnen auf diesem Wege vorausgegangen, näher führen, und jeder Kampf, der dann zwischen ihnen entstehen könnte, wird mehr ein belebender als zerstörender sein. Unser Stamm zählt bereits in Polen, Ungarn und Böhmen in dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur viele anerkannte Größen. Diese Männer trachten dahin, die verschiedenen

Idiome der verwandten slavischen Völkerfamilie möglichst nahe zu bringen, und die gesammelten Schätze ihres Geistes gegenseitig auszutauschen.

Wir wünschen durchaus keine russische Propaganda, die bei den östreichischen, polnischen und türkischen Slaven für Rußland Knechte anwerben soll, sondern umgekehrt eine slavische Propaganda, die aus den der europäischen Civilisation näher gelegenen und mit ihr bereits vertrauten Ländern gebildet, ihre Geistesprodukte nach Rußland sendet, um den unter Despotie schmachtenden größten Slavenstamm durch geistige Verwandtschaft an uns zu binden." „Und wie wollen Sie die in Rußland verpönte Waare über die chinesische Mauer schmuggeln?" „Sie mißverstehen mich! Ich habe Ihnen ja vorausgesagt, daß ich bei einem ungebildeten Volke die politische Bildung erst durch die wissenschaftliche bedingt wissen will; von demokratischen Flugschriften und sozialistischen Pamphleten ist hier nicht die Rede, und Werken rein wissenschaftlichen, für das Volk berechneten Inhalts wird Kaiser Nikolaus, der unsere Bestrebungen, die er einst ausbeuten zu können hofft, mit prüfendem Auge betrachtet, den Eingang in seine Staaten nicht verbieten." „Und glaubst Du," frug Kasarik lächelnd, „daß Vetter Nikolaus nicht Eure Träume übersieht und Euch bei der Ausbeutung zuvorkommt, bevor Euere langsame Kur noch die mindeste Wirkung hat?" „Für den Augenblick schützt uns noch das europäische System des Gleichgewichts, England und die Deutschen," sagte der Gefangene, „und bevor die europäischen Revolutionen dies umändern oder entbehrlich machen, werden wir bis zu einem gewissen Grade gekommen sein, wo eine solche Ueberraschung von Petersburg uns nicht mehr gefährlich wird." — So sprach der brave Junge begeistert und mit einer Energie der Ueberzeugung, die fast rühren konnte. — Er war ein Phantast, aber ein liebenswürdiger, einer von den Vielen, welche bestimmt scheinen, Opfer ihrer unpraktischen Ideale zu werden. Ein ächtes Bild des nervösen schwärmerischen Enthusiasmus der Slaven, ein Ideal slavischer Schönheit auch in seinem Aeußern, rund die Linien des feinen Gesichts und melancholisch sinnig die Augen. —

Bei alledem wurden wir gute Freunde und nach 4 Tagen führten wir unsern Gefangenen in die Arme seiner alten Mutter, deren Stolz und Freude er war.

Herr Jelen.

Von Wien.

Gar irrig ist die Ansicht, die Geschichte begehe keine Plagiate an sich selber, sie wiederhole sich nicht, im Gegentheile, unsere Geschichte ist eine Reihe von Plagiaten, im Neuesten spiegelt sich immer wieder das Alte ab; in dem frischgenähten bunten Kleid steckt der alte Hanswurst, und unsere Politik wird zuletzt: Alles schon dagewesen.

In jener alten Zeit, als Oestreich noch keine Verfassung hatte und statt unserer jetzigen Freiheit noch ein gewisses väterliches Hausregiment bestand, das wir armen, unerfahrenen Erdenwürmer damals „Metternichs Despotismus" schimpften, damals existirte hier in Wien ein Individuum Namens Baumann, ein Zitterspieler, Spaßmacher und launiger Gesell, welcher in den höchsten Salons Zutritt gewonnen, welchem man pro Forma ein Amt, ich glaube das eines Staatsraths, zutheilte, obwohl er blos als lustiger Rath fungirte und als solcher Bauernfeld's Comödie „Großjährig," die vielbesprochene, auf die Bretter zu schmuggeln verstand. Heute ist dieser Baumann zwar verschollen, aber ein anderer lustiger Rath ist an seine Stelle getreten, minder spaßhafter Gattung zwar, aber einflußreicher, obwohl weit weniger harmlos als Baumann.

Auch hier wurde die constitutionelle Form streng eingehalten, der neue lustige Rath dient nicht sowohl der Krone, als vielmehr dem verantwortlichen Premier, stammt aus dem Reichstage, war Mitglied der czechischen Rechten, war Oberheitzer des Reichstagssaals, Speisewirth der Minister und Generalquartiermeister der Deputirten zu Kremsier und ist heute wohlbestellter Archivarius zu Wien. Er heißt Aloys Jelen, ehedem Guittarrenspieler und Sänger, wie sein Vorgänger Baumann, später Kanzellist in einem von Motten zerbissenen Archive zu Prag, dann zur Schmach der böhmischen Partei und seines Fürsprechers Dr. Brauner, siegreicher Kandidat in einem Wahlbezirke Böhmens.!!

Gleich Baumann wurde auch Herr Jelen mit einer Sinecure bedacht, mit der Direction des Reichstagsarchives nämlich, welche ihm sehr wenig Mühe macht, und noch weniger machen wird, da ein östreichischer Reichstag hinfort wohl unter die Mährchen zu zählen sein dürfte.

Dafür aber hat Herr Jelen als Repräsentant und einziger Ueberrest der für servil gehaltenen Czechenpartei, gleichsam als letzter Mohikaner, Zutritt in hohen und aller höchsten Kreisen, ist der Vertraute des glücklichen Fürsten, verleumdet bei diesem alle Welt, am liebsten aber seine en masse in die Opposition getretenen Landsleute, übet gewichtige Protektion, gibt Audienzen und vertheilt Aemter und Würden an seine getreuen Vasallen.

Wer denkt nicht an Gil Blas bei der Geschichte. Gil Blas war wenigstens pfiffig und gewandt, doch das ist H. Jelen kaum, und dennoch ist er von bedeutendem

Einfluß und läßt das die Gäste zum rothen Igel bisweilen fühlen. Er prahlt mit seiner Allmacht, und wird derselben doch nicht entkleidet. Er wird zu geheimen Missionen verwendet, überwacht die übrigen Hofämter im Auftrage des Fürsten Felix, controlirt die Vorzimmer der Minister und berichtet treulich wer dort aus- und eingeht, und hat es wirklich dahin gebracht, daß die Herren Minister ihre Scheu vor unserm Gil Blas aus Czechien deutlich zu erkennen geben. Er läuft, spionirt, trägt Neuigkeiten zu, verklagt und empfiehlt die Presse und ihre Journalisten. Hüten auch Sie sich vor ihm, er liest auch die Grenzboten, und ich fürchte, er spricht schlecht von den grünen Blättern vor Sr. Durchlaucht.

Stallburg.

Anm. der Red. Wir können unmöglich glauben, daß Hr. Jelen die Gr. mit einem Gefühl lesen sollte, welches von Zuneigung verschieden ist. Wäre dies aber auch der Fall, so könnte er doch uns bei Sr. Durchlaucht durchaus nicht schaden. Denn wir haben Grund anzunehmen, daß das Wohlwollen Sr. Durchlaucht für die grünen Hefte eben so ungewöhnlich ist, als die ehrerbietige Verehrung, welche wir für Se. Durchlaucht empfinden.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Schreie von Jean Journet, Apostel. Verschiedene Broschüren. — Unter diesem Titel zeigt das „Musée des Familles" die gesammelten Werke eines der klarsten und verständlichsten französischen Socialisten an, der, vom Glauben Fourier's abgefallen, auf eigene Faust eine funkelnagelneue Religion gestiftet hat. Leider geht die Kritik auf den Inhalt des Journet'schen Systems nicht ein, aber nach seiner Art, es zu predigen, ist Jean Journet selbst Mittelpunkt und Zweck des Journetismus. Er ist Heiland und Apostel in einer Person, und sein Bestreben scheint manchmal weniger die Menschen zu seinen Gläubigen als zu seinen Gläubigern zu machen, wie Sie sogleich sehen werden. — Sie sitzen ruhig in Ihrem Arbeitszimmer, oder trinken mit einigen Freunden Thee, da läßt sich Jean Journet melden. Da Sie den Namen des Apostels nicht kennen, so begehen Sie die Unvorsichtigkeit, ihn einzulassen. Mit wild zerrauften Haaren, verzückten Mienen, prophetischen Geberden und einem schreienden Ha! stürzt er in's Gemach. Sie fragen ihn, was er will. — Ich will die Welt retten! schreit er; ich verlange dazu Nichts, als Ihr Ohr auf eine Stunde. Darauf ergreift er das Wort und beweist Ihnen in vier schreienden Sätzen, daß Sie, Ihre Familie, Ihre Voreltern, Ihr Vaterland, und der Erdball, auf den sie stehen, verloren sind, unrettbar verloren, wenn Sie nicht augenblicklich Hand anlegen, zur Verwirklichung seines Systems, indem Sie besagte Hand in die Tasche stecken, und zur Unterstützung des besagten Systems hervorziehen einen Franc, welches der feste Preis ist für die „Schreie" von Jean Journet. Seine Werke haben alle durch die Bank den eindringlichen Titel Schrei; da ist ein „Schrei des Mitleids," ein „Schrei der Verwünschung," ein „Schrei des Hungers" u. s. w. Der letzte Titel würde vielleicht auch auf sämmtliche hundert Werke passen, die Jean Journet bis jetzt in die Welt geschrieen hat. Kaufen Sie einen „Schrei," so gibt Ihnen der Apostel seinen Segen und empfiehlt sich, wenn er ausgepredigt hat. Kaufen Sie nicht, so erklärt Sie Jean Journet schreiend für: „ein Monstrum von Unbußfertigkeit, einen König des Machiavelismus, einen schamlosen Civilisationsmenschen, einen kosmopolitischen Vampir, einen Oberpriester des Hexensabbaths, einen Parteigänger Proserpina's, einen materialistischen Schacherer, einen friedlichen Unmöglichkeiter, einen Allherrscher und Allfresser (impossibiliste pacifique, omniarque, omnivore!)" ꝛc. und ferner bombardirt er vierzehn Tage lang Ihren Portier mit einer furchtbaren Ladung von Broschüren, die er Ihnen aus Entrüstung unentgeltlich liefert. — Es gibt in Paris keine Notabilität, welche ihm nicht zum Opfer gefallen wäre. Victor Hugo's Salon widerhallte einen Monat lang vom Geschrei Jean Journet's, und Lamartine gab einmal ein großes Fest, als Journet zum Entsetzen der zahlreichen Gäste mitten in den Salon gesprungen kam; als aber diese Art sich einzuführen, Herrn Lamartine's Mißfallen zu erregen schien, rächte sich der Prophet den ganzen Winter lang durch Zusendung einer Myriade von „Schreien." — Vor einiger Zeit spielte Journet dem Theaterpublikum der „Comédie-Française" einen Streich. Er füllte sich die Taschen, den Hut, die Aermel, die Stiefel, kurz, jeden leeren Raum seiner Kleidung mit „Schreien," dann nahm er ein Billet zur zweiten Galerie und wartete den günstigen Moment ab . . ., als die Spannung des Publikums den höchsten Grad erreicht hatte, Aller Augen auf die Bühne geheftet waren, und die feierlichste Stille im Saal herrschte, da brach

Journet aus seinem Hinterhalt los und schleuderte plötzlich einen Wasserfall, eine See, eine Sündfluth von Broschüren auf die Köpfe des arglosen Publikums nieder, welches darauf in einen zwiefachen Schrei der Ueberraschung und Entrüstung ausbrach. Die Polizei ging so weit, den Apostel seiner selbst auf mehrere Wochen seinem Beruf zu entziehen, indem sie ihn zwang, im Gefängniß zu schweigen. Auf diese Art wurde Journet aber zum Märtyrer des Journet'schen Glaubens, und das Bewußtsein davon hat dazu gedient, seine Stimme noch mächtiger zu machen, als sie vordem war. Unermüdlich fährt er nun fort, die Welt zu retten, und wie es scheint, mit Erfolg, denn bei Abgang der letzten Pariser Post war Jean Journet noch am Leben.

Ausgesetzte Preise: Unsern Freunden, welche den Trieb fühlen, ein Lustspiel zu schreiben, theilen wir mit, daß die technische Direktion des k. k. Hoftheaters von der Burg in Wien eine Prämie von 200 Dukaten für das beste Originallustspiel, welches den Abend füllt, ausgesetzt hat. Einsendungen werden von Anfang August bis Ende Oktober angenommen. Der Sieger erhält außer der Prämie auch die Tantièmen von sämmtlichen Aufführungen in Wien und behält das Eigenthumsrecht gegen die übrigen Theater, so daß er von seiner Arbeit im Ganzen wohl die Bruttoeinnahme von circa 800 Dukaten, haben dürfte. Rechnet man davon ein halbes Jahr Arbeitszeit ab, deren Werth man bei einem deutschen Poeten ungefähr auf 200 Dukaten anschlagen kann, so bleibt ihm ein Reinertrag von 600 Dukaten.

Unsern Freunden, welche den Trieb haben, Lokomotiven zu bauen, theilen wir mit, daß der k. k. Handelsminister von Bruck gleichzeitig eine Prämie von 20000 Dukaten für die beste Lokomotive ausgesetzt hat, welche geeignet ist, große Lasten über den Sömmering zu befördern. Die Lokomotive wird dafür Eigenthum der Bahn. Da die Kosten einer solchen Lokomotive ungefähr 5000 Dukaten betragen mögen, so bleibt dem Sieger ein Reinertrag von 15000 Dukaten.

— „Was thun," spricht Zeus, „die Welt ist weggegeben." — Auch wir wollen dazu eine Preisaufgabe stellen: Wäre es gut, wenn in Deutschland irgend einmal eine Zeit käme, wo man eine Dichterarbeit mit 20000 Dukaten prämiiren möchte, und ein mechanisches Kunstwerk mit 200 Dukaten? Es würde uns freuen, wenn alle Leser mit Nein! antworteten.

François le Champi, Schauspiel von **George Sand**. — Die Dichterin hat die liebliche Idylle, welche zwar nicht zu ihren bedeutendsten, aber zu ihren liebenswürdigsten Schriften gehört, nach dem Geschmack des Tages in ein Drama verwandelt, und dadurch die triviale, aber oft verkannte Wahrheit an den Tag gelegt, daß Form und Inhalt in einem wesentlichen Verhältniß stehen. Der Mangel an eigentlich dramatischer Spannung, und die Unmöglichkeit, ruhende Zustände auf dem Theater zu vergegenwärtigen, macht dieses Schauspiel zu einem der langweiligsten auf der französischen Bühne. Das pariser Publikum hat sich übrigens ebenso gemüthlich als galant bewährt; es hat die sonstigen Verdienste der Dichterin im Auge behalten und ihr einen succès d'estime zu Theil werden lassen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Theater der Clara Gazul.

Dies pseudonyme Werk von Prosper Mérimée*) enthält eine Reihe kleiner Dramen, die sowohl durch ihren eigenthümlichen Inhalt und ihre Haltung, als durch die Zeit, in der sie erschienen — vier Jahre vor Victor Hugo's Hernani und Dumas' Henri III. — die Aufmerksamkeit des Literaturhistorikers auf sich ziehn müssen. Der Herausgeber, der sich Joseph Lestrange nannte, wollte dieselben aus dem Spanischen einer jungen Schauspielerin übersetzt haben, die zuletzt vor den Verfolgungen der Geistlichkeit nach England geflüchtet sein sollte. Um die damals noch herrschende classische Critik zu verwirren, wurden sogar Einzelheiten über die angebliche Aufführung jener Stücke in Madrid angegeben, und die Form des spanischen Dramas, mit Ausnahme des Verses, bis in's komische Detail nachgeahmt. Sobald der Held oder die Heldin umgebracht ist, wendet sich einer der Schauspieler — zuweilen der Umgebrachte selbst — mit einer Verbeugung an's Publikum, und bittet im Namen des Autors für die Fehler des Stückes um Verzeihung, ganz wie wir es von Calderon her kennen.

---

*) Geb. 1800 in Paris, ließ sich nach beendigtem Studium der Rechte als Advocat aufnehmen, ohne jedoch zu plaidiren, indem er es vorzog, sich der politischen Journalistik, der Poesie und archäologischen Studien zuzuwenden. Ueber letztere berichtet er in seinen Notes d'un voyage dans le midi de la France, 1836, und Notes d'un voyage dans l'ouest de la France, 1837. Nach der Julirevolution, als Graf d'Argout wieder in das Ministerium trat, wurde er zunächst dessen Cabinetssecretär, dann Secretär im Handelsministerium und etwas später Bureauchef im Ministerium des Seewesens. Als Vitet die von Guizot geschaffene Generalinspection der historischen Denkmäler 1835 abgab, übernahm Mérimée diese Stelle, gab sie aber 1837 an Batout ab, und wurde wieder Bureauchef. — Von seinen Schriften sind zu nennen: Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole, 1825; La Guzla, ou choix de poésies illyriques 1827; La Iacquerie, scènes feodales, 1828; Chronique du règne de Charles IX. 1829; eine Novellensammlung: Mosaique 1833; zwei Romane: La double méprise 1833 und Colomba 1840.

Abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten, athmen diese Tragödien in wilder Kraft den Geist der südlichen Poesie, wie er durch das Zeitalter der Aufklärung und durch die Regelmäßigkeit des classischen Dramas in Frankreich seit langer Zeit erstickt war. Phantasie und Leidenschaft sind vollständig losgebunden; das sittliche Gesetz, auf einzelne äußerliche kirchliche Bestimmungen und eine gewisse oberflächliche Bonhommie zurückgeführt, läßt die menschliche Willkür ungebändigt und ungebildet. *) — So wild die entfesselte Natur sich gebärdet, und so wenig sie zu einem verständigen Ausdruck einer sittlichen Wahrheit sich erheben kann, so ist in dieser unbedingten Freiheit ein großer Fortschritt gegen die gemachte Moral des Hofes von Versailles, die Moral im Reifrock und in der Perrücke, nicht zu verkennen. Der Dichter tritt nämlich die Convenienz, der sich die Calderonschen Cavaliere nicht entziehen können, die Convenienz der Ehre und Galanterie, eben so mit Füßen, als das christliche Gesetz; und die letzten Reminiscenzen an die Idee des Guten, die Gewissensbisse, die selbst bei Calderon, wenn auch latent, doch immer bis zu einem gewissen Grad im Innern des Menschen vorhanden sind, hören auf. — Außerdem ist der Schwulst der spanischen Bildersprache, die bei Victor Hugo wieder höchst beleidigend hervortritt, völlig überwunden — die Prosa ist dazu ein sehr gutes Mittel — und was die neuere Dichtung Shakespeare abgelernt hat, die scharfe, bis in die Sprache fortgehende Charakteristik der Personen, ist mit einer Virtuosität ausgeführt, wie sie bei den Franzosen selten ist. — Damit ist noch nicht gesagt, daß die Stücke, als Ganzes betrachtet, gut sein sollten; im Gegentheil. Aber als Studien, als Vorbereitungen für die spätere Romantik, sind sie von Bedeutung; um so mehr, da von der gespreizten Sentimentalität, dem gezierten Wesen der letztern noch keine Spur in ihnen vorkommt; sie sind naiv, trotz ihres Raffinements. — Ich gehe zum Einzelnen über.

Une femme est un diable, ou la tentation de St. Antoine. — Eine junge Zigeunerin, wild, naiv, leichtsinnig und liebenswürdig in ihrer Gedankenlosigkeit, wird der Ketzerei angeklagt und vor die Inquisition gefordert. Die Gewalt ihrer Reize ist aber so groß, daß unter ihren Richtern nicht blos zwei alte Tartuffe's, die ihr Amt nur zum Deckmantel geheimer Sünden mißbrauchen, sondern auch der dritte, ein ascetischer Schwärmer, verführt werden. Dem Letztern wird trotz seiner brennenden Gewissensbisse dergestalt der Kopf verdreht, daß er einem seiner Collegen, in dem er den Nebenbuhler entdeckt, einen Dolch in's Herz stößt, und mit ihr entflieht, um sie zu heirathen. Das lustige Mädchen wird aber den alten Fanatiker im Stich lassen, sobald sie durch ihn befreit sein wird, und er muß dann wahnsinnig werden, oder sich selbst seinen Richtern überliefern. — Das kleine Stück ist sehr frivol und sehr unmoralisch, aber Mariquita

*) Man vergleiche meine Kritik Calderon's in „Geschichte der Romantik. Bd. I."

übertrifft an Liebenswürdigkeit bei Weitem, was Hugo, Dumas und Andere in dieser Brauche versucht haben.

Le ciel et l'enfer. Eine junge Dame, Donna Urraca, steht im Verhältniß mit einem Offizier der Garnison. Er ist Freigeist, sie gläubige Katholikin, die sich über seine gelegentliche Blasphemien sehr liebenswürdig skandalisirt. Ein Beichtvater, der übrigens, abgesehen von den üblen Eigenschaften, die von einem spanischen Beichtvater nicht zu trennen sind, eine erträgliche Bonhommie zeigt, und dessen Beziehung zu den Liqueuren des schönen Beichtkindes der Dichter mit viel Humor charakterisirt, trennt das Verhältniß, indem er ihre Eifersucht rege macht; sie ist so erbittert, daß sie ihren Liebhaber als Verfasser eines Pasquills angibt, und ihn dadurch in die Kerker der Inquisition bringt. Dort besucht sie ihn, um sich an seinem Fall zu weiden, erfährt, daß sie von dem Beichtvater betrogen ist, und erdolcht diesen mit der größten Kaltblütigkeit. Ihrem Geliebten, der dadurch befreit wird, ist die Sache denn doch zu stark, und er wagt einige schüchterne Bemerkungen, aber sie erwiedert sehr ruhig: Ach was! es war ja ein alter häßlicher Kerl. — Calderon hat sich mehrmals in der weiblichen Grausamkeit versucht, aber so weit hat er es nicht gebracht. Die gute Laune, die in der Erzählung dieser häßlichen Geschichte waltet, ist nicht genug zu loben.

Amour africain. Zwei Pascha's in Brunst für eine schöne Sklavin, Mojana, und was sich bei afrikanischem Blut daraus ergibt, obgleich im Grunde alle betheiligten Personen recht gutmüthig sind. Zuletzt wird alles geköpft. — In der Schilderung der Leidenschaft ist Race, und doch eine gewisse humoristische Freiheit. Der Dichter, der die Verrücktheit schildert, wird nicht selber darüber verrückt, wie es bei uns Deutschen in ähnlichen Fällen zu gehn pflegt.

La famille de Carvajal. Die Geschichte der Cenci, auf den angemessenen Boden Westindiens, in das tropische Clima verlegt. Shelley hat sie in einer Tragödie in ekelhafter Ausführlichkeit behandelt. — Ein Vater liebt seine Tochter, und will sie entehren; zu diesem Zweck ermordet er sein Weib und wird endlich von der eigenen Tochter getödtet. Der gräßliche Charakter des Vaters, der nicht minder gewaltthätige seiner Tochter Catalina und der schwache seines Weibes sind glücklich dargestellt; die Gräuelthaten wenigstens ohne übertriebene Renommage wiedergegeben. In diesem Stücke ist sogar ein ernster Schauder vorhanden. Ueber die Verirrung der Phantasie, die allein zu der Wahl eines solchen Stoffes führen kann, muß man freilich erstaunen.

Les Espagnols en Danemarck. Die spanische Garnison, unter dem Marquis Romana von Napoleon nach Dänemark geschickt, conspirirt gegen den fremden Usurpator. Die Regierung hat, um sie zu beobachten, zwei Mouchards abgeschickt, Mutter und Tochter, die in diesem Geschäft schon längere Zeit gearbeitet haben. Die Tochter verliebt sich ernsthaft in einen der Cavaliere, den sie verrathen soll, und entdeckt ihm alles, worauf er sie heirathet, trotz ihrer Ver-

gangenheit. — Das Laster wird durch die Liebe rehabilitirt, eine Aufgabe, die in„ Marion de Lorme," in Balzac's „Les chouans," in der „Allée des veuves" von Rabou und in vielen andern Schriften der spätern Romantiker wieder aufgenommen ist.

Inez Mendo ou le préjugé vaincu. Ein junger Edelmann liebt ein bürgerliches Mädchen; es kommt heraus, daß sie eigentlich die Tochter eines Mannes ist, der nach altprovincialem Gesetz die Verpflichtung hat, das Geschäft seines Vaters fortzusetzen. Es ist der Henker des Ortes. Ueber diese Entdeckung erschrickt der Edelmann freilich, aber seine Liebe bleibt doch. Er hat Jemand im Duell getödtet, wird deshalb zum Tode verurtheilt, und der Vater seiner Geliebten soll sein Geschäft damit eröffnen, daß er ihn köpft. Auf dem Schaffot angelangt, schlägt der Henker sich selber die rechte Hand ab, und sagt: nun bin ich nicht mehr Henker. Allgemeine Aufregung, der König kommt dazu, Pardon, der edelmüthige Henker wird geadelt, Hochzeit. — Es folgt aber eine Fortsetzung: le triomphe du préjugé. Zwei verschiedene Bildungsstufen passen doch nicht für die Ehe. Sie wird unglücklich, das junge Weib, von ihrem Gatten verlassen, stirbt vor Gram, und der Vater sieht sich veranlaßt, die That, zu der ihn früher das Gesetz zwingen wollte, nunmehr mit unberechtigter Autonomie auszuüben. — Die Sprünge in diesem Stück verathen eine wahrhaft orientalische Phantasie.

Ein längeres Drama, la Jacquerie, scènes feodales, hat sich einige Jahre später (1828) dieser Reihe angeschlossen. Es behandelt den französischen Bauernkrieg im 14. Jahrhundert ungefähr nach der Art des Götz von Berlichingen, und verdient kein anderes Lob, als das einer ziemlich scharfen Charakteristik. In Beziehung auf wüste Formlosigkeit kann es sich seinem deutschen Vorbild würdig zur Seite stellen.

Von den Romanen behandelt la double méprise (1833) das beliebte Thema der französischen Novellistik, einen Ehebruch. Es fällt in die Zeiten von Indiana, Valentine (1832), Lelia (1833) und Jacques (1834). Die bedenklichen Scenen, die sich aus einer solchen Aufgabe ergeben, sind mit einer unerhörten Naivität wiedergegeben, doch ist die Geschichte, eben weil sie nicht beschönigt, nicht den verführerischen Schleier weicher Empfindsamkeit über die nackte Häßlichkeit des Lasters breitet, viel weniger unsittlich als jene Romane der George Sand, und selbst nicht ohne rohe Poesie.

Colomba (1840) behandelt eine Anekdote der korsischen Blutrache. Die Heldin ist ein Mannweib, in dessen willkürliche, specifisch korsische Stimmungen wir uns versetzen sollen, ohne irgend eine Verwandtschaft damit zu fühlen, ohne sie also zu begreifen. — Trotz einzelner vortrefflicher Schilderungen ist dieser Roman wohl das Schlechteste, was von Mèrimée geschrieben ist.

Ueber eine zweite Mystification, die angeblich illyrische Gedichtsammlung, la

Guzla, deren Geheimniß zuerst durch Goethe dem deutschen Publicum verrathen wurde, berichte ich bei einer andern Gelegenheit.

Charlotte Corday von Ponsard.

Das neue Drama des Dichters der Lucretia ist zum ersten Mal auf dem Théâtre français am 23. März 1850 aufgeführt. Wir geben einen kurzen Abriß desselben, um dann einige Betrachtungen über die Stellung des reflectirten Classicismus zur herrschenden Romantik anzuknüpfen.

Im Prolog schildert die Muse Clio die Art und Weise, wie sie in den griechischen Zeiten ihren Beruf ausgeübt:

Je mis sous les yeux de la foule,
L'événement, qui se déroule
De la cause jusqu'à l'effet;
Je fis voir dans mes chants sévères
Aux fils ce qu'avaient fait leurs pères,
Et ce qu'eux-mêmes avaient fait.

An diese unstreitig sehr klaren, durchsichtigen und populären Bemerkungen knüpft sie die Frage, ob denn die Franzosen, welche in der neuen Literatur die Stelle der Griechen vertreten, nicht auch ihre Geschichte auf die Bühne bringen sollen. Sie sei doch so übel nicht.

Fils de quatre-vingt-neuf, pourquoi vous outrager?
Ne parlez pas de vous plus mal que l'étranger.
Je pleure, ô liberté, je pleure tes victimes;
Mais les âges passés sont-ils donc purs de crimes?

O nein! Sie will daher aus der Revolutionszeit einen Gegenstand wählen, verspricht, gegen alle Parteien gerecht zu sein, und ersucht die Zuschauer, mit Hintansetzung aller Parteileidenschaft auch gegen sie Gerechtigkeit zu üben.

Erster Act. Speisezimmer bei Madame Roland. Die Girondisten sind bei Tische, und machen einander Complimente und führen eine leidlich geistreiche Unterhaltung über den schlechten Zustand der Republik, die französischen Gedichte und über ihre Ansichten vom Menschenleben. Alle sind überzeugt, daß etwas geschehen müsse, um die Tyrannei der Jacobiner abzustellen; nur die Einen sind ungeduldig, und wollen sogleich ihren Feinden den Fehdehandschuh hinwerfen, die Andern haben doch ihre Bedenken über den Erfolg und möchten noch abwarten. Kinder! sagt der alte Sieyes, es nützt nichts, der Leidenschaft zu folgen, man muß die Vernunft zu Rathe ziehen. Ihr müßt unter euern Gegnern Uneinigkeit erregen. Von den Triumvirn ist Danton immer noch der Vernünftigste, und gar nicht abgeneigt, sich mit euch zu verständigen. Ich habe ihn darum, ohne euer Wissen, hierher bestellt. Da ist er schon. — Danton tritt auf. Meine Herren, wir haben uns bis jetzt befehdet. Die Republik war in Gefahr, und ich glaubte

daher, ſtrenge Mittel anwenden zu müſſen. Jetzt iſt dieſe Gefahr vorüber. — Wie ſo? — Die Preußen ſind bei Valmy geſchlagen. — Bravo! — Unſere Truppen haben ſehr tapfer gefochten. — Bravo! Bravo! — Die feindliche Armee iſt völlig aufgelöſt. — Braviſſimo! Es lebe die Republik. — Jetzt iſt der Terrorismus nicht mehr nöthig, und ich komme, euch meine Hand zu reichen. Da iſt ſie. — — Einige von den Girondiſten ſchlagen ein, Andere weigern ſich. — Warum? — Das Blut der Septembermorde klebt an deinen Händen. — Aber wie oft ſoll ich es euch wiederholen, daß ich daran nicht unmittelbar Schuld bin? — Du warſt damals Juſtizminiſter, du haſt ſie nicht verhindert, wir mögen mit dir nichts zu thun haben. — So ſchlage ich euch wenigſtens einen Waffenſtillſtand vor. — Auch nicht. Die Tugend über Alles. — Gut, ihr wollt den Krieg; ihr ſollt ihn haben. — Er geht erzürnt ab. — Kinder! Kinder! ſagt der alte Sieyes, es wird euch leid thun. — Der Vorhang fällt.

Zweiter Act. Erſte Scene. Ländliche Gegend bei Caën. Charlotte Corday beaufſichtigt die Schnitter aus dem Gut ihrer Tante, und ergeht ſich dann in Abendbetrachtungen. „Mein bewegter Geiſt fliegt dem ſcheidenden Tage nach, jenſeit des Horizonts, in das Land der Träume. O, wenn werdet ihr in Erfüllung gehen, ihr Träume meines Herzens, Träume von Aufopferung! Soll ich denn in Seufzern dieſe Lebenskraft verſchwenden, die ſich in Thaten befriedigen wollte! Kann ich denn nicht in einen edlen Entſchluß dieſe unfruchtbare Sehnſucht zuſammendrängen, von welcher mein Buſen ſchwellt.“ Einige Bemerkungen über J. J. Rouſſeau. — Verirrte Wanderer treten auf. „Mein Fräulein, können Sie uns nicht ſagen, wo der Weg nach Caën geht! — Es ſind die Girondiſten, welche nach der alten Methode der Claſſiker überſichtlich erzählen, was ſich in Paris zugetragen. Von Marat's Schriften angereizt, hat das Volk einen Aufſtand gemacht, um den Convent zu zwingen, die Girondiſten in Anklageſtand zu ſetzen. Wir ſind nun entflohen, um die Provinzen gegen Paris zu führen. — Gar nicht claſſiſch ſind aber einige Zwiſchenreden. Ein junger, feuriger Girondiſt, Barbaroux, fragt das ſchöne junge Mädchen, die ſich ſo eifrig um die Leiden ihres Vaterlandes bekümmert, ob ſie vielleicht eine verkleidete Göttin ſei.

Mon Dieu! non; je ne suis qu'une humble villageoise;
L'habit des dieux sied mal à ma taille bourgeoise;
Descendons, *s'il vous plait*, de l'Olympe. *D'ailleurs*,
J'avais bien mérité vos compliments railleurs.
Une fille des champs, en tribune rustique,
Dictant aux députés leur devoir politique,
C'est un jeu puéril, digne de vos dédains.

Dieſe Verſe würden in ihrer rhythmiſchen Structur wie in ihrer gemiſchten Sprache, Victor Hugo oder Alfred de Vigny Ehre machen. —

Sie trennen ſich mit einem Citat aus Corneille, der, wie Charlotte erwähnt, zu ihrer Familie gehört, worauf Barbaroux erwiedert:

nous comprenons, Madame,
Que du sang de Corneille on tienne une grande âme.

Zweite Scene. Salon bei Charlottes Tante. Alte Herren und Damen, Marquis und Marquiſen der alten Zeit ſitzen beim Whiſt, und unterhalten ſich über die ſchlechten Zeiten. Charlotte wird ſehr gerühmt; ſie iſt nicht allein ſchön, ſondern auch gut; ſie bekümmert ſich um die kleinſten Sorgen des Haushalts und ordnet alles aufs Beſte. — Charlotte tritt ein, ſehr erhitzt. Die Tante, leiſe zum alten Herrn: Comment la trouvez-vous? — Der alte Herr entzückt: c'est un ange! Die Tante:

Viens que je te présente à mon compatriote;
Un compagnon d'enfance, un vieil ami, Charlotte!

Der alte Herr grüßt Charlotte, die ihm eine graciöſe Verbeugung macht:

Soyez le bien venu, monsieur, et croyez bien
Qu'un ami de ma tante est d'avance le mien.

Der alte Herr, leiſe zur Tante: Charmante!

O Geiſt des alten Corneille! Das ſind deine Jünger und Propheten. —

Charlotte ſetzt ſich an den Whiſttiſch, aber ſie iſt zerſtreut, ſie macht fortwährend Fehler. Plötzlich hört man draußen das Geſchrei: Es lebe die Gironde! Die Stadt iſt in Aufregung, die Geſellſchaft trennt ſich, nach einigen begeiſternden Reden von Seiten Charlottens. Dieſe bleibt allein. „Es iſt doch ſchrecklich, daß ſolche Schurken, wie dieſer Marat, über die tugendhaften Girondiſten den Sieg davon tragen. Ich muß es mir überlegen."

Dritter Act. Erſte Scene. Charlottens Schlafzimmer. Nach einigen Betrachtungen, daß der Morgenſtern aufgeht und auf die Nacht der Tag folgt, brütet ſie über der Geſchichte Judith. Sie vergleicht die Bibel mit dem, was die neuern Philoſophen, namentlich Montesquieu, über die Maxime jener That geſagt haben, und kommt zu dem Reſultat, daß ſie zu billigen ſei. Es fragt ſich nur, wer von den Tyrannen der ſchlimmſte iſt, wen man daher umbringen ſoll.

Zweite Scene. Charlotte ſitzt im Geſpräch neben Barbaroux. „Apropos, Barbaroux (ſo fängt die Scene an), da wir davon ſprechen: wer von den Tyrannen iſt der ſchlimmſte?" — Barbaroux charakteriſirt ſie. Marat iſt der ſchlimmſte. — Das habe ich mir gleich gedacht. — Barbaroux wird zärtlich.

Eh quoi! c'est quand il faut redoubler d'énergie,
Que Barbaroux soupire une molle élegie!

Meine Liebe gehört keinem Einzelnen; ſie gehört dem Volk. — Ach was Volk! ich habe es früher auch geliebt, es iſt aber keinen Schuß Pulver werth. Doch da kommt Louvet mit den andern Girondiſten. — Louvet war bekanntlich der Verfaſſer des ſchlüpfrigen Romans Faublas.

Louvet. Mais nous troublons peut-être une douce entrevue?
Charlotte. Ah! citoyen Louvet!

Barbaroux. Fi! ce ton ne sied pas,
Charlotte n'a pas lu les amours de Faublas.
Et mieux que la servante assise à cette porte
Sa pureté défend qu'on parle de la sorte.

Charlotte. Il suffit, Barbaroux. Louvet, soyons amis.
Ce n'est qu'un badinage innocent et permis,
Je le crois u. s. w.

Louvet. Oh! j'accueille à genoux ce langage indulgent u. s. w.

Charlotte. Eh bien! la paix est faite; oublions tout cela.

Man sieht die von den Girondisten geworbenen Freiwilligen vorbeiziehen. Barbaroux hat sehr wenig Hoffnung. Charlotte nimmt von ihm Abschied; sie wird verreisen.

Barbaroux. Adieu donc, roman évanoui!
Dans un rayon du soir, beau rêve épanoui!
Adieu bonheur! — Saurai-je au moins ce que vous faites
Et comment vous vivez, et dans quels lieux vous êtes? (!!)

Charlotte. Vous saurez, Barbaroux, tout ce que je ferai.

Barbaroux. Et qui m'en instruira?

Charlotte. Moi, je vous écrirai.

Bei diesen Worten fällt der Vorhang.

Vierter Act. Volksscene in Paris, nach der alten Shakespearschen Schablone gearbeitet. Die Canaille von einigen schlechten Demagogen bearbeitet. Man soll alle Aristokraten todtschlagen. Camille Desmoulins, der vorübergeht, sucht sie vergebens auf die Verdienste seiner Partei aufmerksam zu machen. Danton ist auch ein Aristokrat, ein Verräther, Camille ein Stutzer u. s. w. — Charlotte kauft sich von einem Schmied für 3 Fcs. ein Fleischermesser. Eine junge Frau mit einem hübschen Kind bietet ihr ein Asyl an; über ihre stille Wohnung hat der Schrecken seine schwarzen Schatten nicht ausgebreitet. „Also auch in Paris, in dieser losgelassenen Hölle, kann ein glückliches Paar sich lieben. Ach, wer der Natur folgt, ist auch auf dem richtigen Weg. Aber ich habe meine Mission."

Fünfter Act. Marats Wohnung. Die Trinnwirn — beiläufig mit historischer Treue geschildert — entwickeln ihre Nichtswürdigkeiten, und fassen schon im Stillen den Entschluß, gegenseitig aufzuräumen. Marat entwickelt sein System, nach welchem 300,000 Menschen zum Wohl Frankreichs geopfert werden sollen; alle Aristokraten. — Wie willst Du sie denn erkennen? fragt Danton.

C'est facile : les mains blanches et delicates,
Les dentelles, l'habit de soie, aristocrates.
Quiconque est en voiture, ou sort de l'opera,
Tient maison, a valets, cheveux et caetera,
Aristocrats! on peut le tuer sans scrupule.

Der reine Wahnsinn! bemerkt Danton mit Recht. Grausam und lächerlich!

setzt Robespierre ebenso richtig hinzu. In diesem grausamen und lächerlichen Wahnsinn fährt Marat noch eine Weile fort, bis jene beiden ihn verlassen. Er klagt dann über das Fieber, das ihn verzehrt, nimmt ein Bad, und wird von der eintretenden Charlotte erdolcht. In aller Eile. Schlagt sie todt! ruft das Volk, und beendigt mit diesem Ruf das Stück. —

Charlotte Corday hat alle Fehler der classischen Schule, und keinen ihrer Vorzüge. Was uns bei den besseren Tragödien Corneille's, Racine's und Voltaire's mit der sonst unerträglich langweiligen Armuth und Einförmigkeit versöhnt, ist der edle Stil, und die ernste, würdige Haltung, die sich nie verliert. Z. B. die Athalie wird zwar nie ein tragisches Interesse erregen, da dieses ohne Spannung, ohne einen innern, psychischen Conflict nicht denkbar ist; aber wir nehmen sie hin, wie ein Oratorium im besten Kirchenstil. Schiller und Göthe haben diese Weise der Tragödie gewahrt, ohne sich übrigens an die engen Regeln des vermeintlichen Aristoteles zu binden. Ponsard dagegen fällt alle Augenblicke in die Sprache des Lustspiels, des Intriguenstils — ich habe absichtlich bei der Skizzirung seines Stückes auf Einzelnes aufmerksam gemacht — er wird gemein, ohne zu charakterisiren; er bleibt trivial, ohne den Ton zu halten.

Ich will kein Gewicht darauf legen, daß er die drei Einheiten häufiger verletzt, als selbst die Romantiker. Es kommt mir nur auf die Einheit der Handlung an, die von allen Parteien gefordert wird. Die Einfachheit der Handlung ist freilich da, in einem Maße, daß selbst der Cid und die Horatier davon übertroffen werden. Die Anekdote ist fertig, ehe der Vorhang aufgeht, und über die Anekdote kommt es nicht heraus. Die Heldin nimmt sich eine That vor und führt sie aus, das andere ist blos epische Motivirung oder geradezu Episode. Und wie ungeschickt ist dieses Beiwerk vertheilt! Wir haben viel historisches Costüm, zu viel; aber auch nicht die Spur von der historischen Stimmung, in die wir versetzt werden müssen, wenn wir die Unthaten der Revolution und die Unthat, mit der ihr entgegengetreten wird, begreifen sollen. Marat ist ein unmotivirtes Monstrum, und Charlotten's That ein psychologisch wie moralisch unberechtigter Einfall. Der Dichter ist gar nicht auf die Idee gekommen, daß ein innerer Conflict nothwendig war, um eine dramatische Handlung zu begründen.

Ponsards Erfolg mit seinem ersten Stück war ein lediglich äußerer. Seine Lucretia ist eben so schlecht als seine Charlotte — vielleicht komme ich noch einmal darauf zurück. Aber man war der ewigen Willkür auf dem Theater müde, man sehnte sich nach der Regel zurück. Mlle. Rachel capricirte sich darauf, die alten Classiker in antikem Costüm zu geben, obgleich ihre Deklamationen auf den Reifrock und die Perrücke berechnet waren. Es war ein neues Gelüst der Romantik, die reflectirte Regelmäßigkeit ein neues Spiel der Willkür, ein Rückschritt, der so unberechtigt war, daß er nicht einmal zum Alten zurückführen könnte.

Jenseit der Berge.

Nach langem Zögern ist der Papst in die alte Hauptstadt der Christenheit wieder zurückgekehrt, und von allen Seiten tragen geschäftige Handlanger Bausteine herbei, um den alten Dom der Kirche, den der Sturm der letzten Jahre wenigstens ebenso erschüttert hatte, als die angeblich von Gott gegründeten Monarchien, durch stückweise Ausbesserungen wieder zu befestigen und aufzuputzen. Das Banner Pius des Neunten, das noch vor wenig Jahren dem hoffnungsreichen Italien als Zeichen der Freiheit, als Kleinod der wiederauflebenden Nation voranflatterte, ist jetzt für ganz Europa das Symbol der Reaction geworden. Vor den Mauern des republikanischen Rom, das die Zeiten Rienzi's wiedergekommen wähnte, kämpften die Waffen Frankreichs, die Waffen der sogenannten Republik, zum erstenmal offen für die Wiederherstellung des alten Rechts, des Rechts, das von Staaten und Nationen Nichts weiß, und nur in den Fürsten die Träger der göttlichen Gewalt verehrt.

Von Rom aus ziehen die Apostel mit dem rückwärts gewandten Gesicht, die Prediger der Vergangenheit, zum zweitenmal nach allen Seiten Europas, die Heiden zu bekehren zu der alten Lehre, welche allein selig macht, weil sie allein im Stande ist, der Erde den selbstständigen Gedanken, die auf sich selbst ruhende Kraft, den seiner selbst gewissen Willen zu entziehen, und sie dem Himmel unterthan zu machen. Die Jesuiten, noch vor wenig Jahren ein eitles Gespenst der Furcht, das in sich kein Leben haben konnte, weil es keine Idee vertrat, sind heute wieder eine Wahrheit geworden, denn sie sind das Band, nach welchem die siegreiche Reaction sich sehnt, um aufs Neue die Völker zu ketten. Diese Nachtvögel, denen es im Tageslicht der neuen Freiheit unheimlich geworden ist, diese feudalen Barone, die ihre eigne Nation hassen, weil sie in ihr immer das Volk sehen, den Pöbel, der sich ihnen nicht mehr als willenloses Spielzeug preisgibt, werfen die Idee des Vaterlandes von sich, und strecken die Hände nach der gemeinschaftlichen Heimath ihrer Träume und Phantasien aus, der Heimath jenseit der Berge.

Den Sieg über die Revolution haben nicht die Priester erfochten, sondern die Heere. Aber in den Siegern lebt das dunkle Gefühl, daß diese Waffe nicht ausreicht. In Frankreich wächst der Socialismus — zunächst nichts weiter, als das Symptom der Krankheit, an der die Gesellschaft leidet — von Tage zu Tage; seine wilden Propheten mit den Erinnerungen an die glorreichste Zeit der französischen Armee mischen sich unter die Soldaten, und schon fangen diese an, sich um das rothe Banner zu schaaren. Die Partei der alten Ordnung, die ihren Gegnern keine fruchtbare Idee entgegenzusetzen weiß, provocirt einen neuen Kampf, in dem sie diesmal noch zu siegen hofft; um aber auch die Zukunft an sich zu

fesseln, beugt sie sich vor der früher so verachteten Kirche in den Staub und gibt ihre Jugend den Jesuiten in die Hände. An den Gehorsam soll die neue Generation gewöhnt werden, das ist die Hauptsache, wenn es auch durch die Lüge geschieht. Der Zweck heiligt die Mittel.

Der blutige König von Neapel, der Abscheu aller Nationen, wird als der frommste Sohn der Kirche begrüßt. Der Soldat, der Spanien mit seinem Säbel in Ordnung gebracht hat, läßt ihn von der Kirche weihen, obgleich die Kirche sich als der Todtfeind seiner Partei bewährt hat. Am rücksichtslosesten aber nimmt derjenige Staat, der Deutschland und Italien mit gemeinschaftlichen Fesseln an das Mittelalter kettet, die katholische Sache in seine Hände.

In einem der letzten Hefte schrieb uns ein Wiener Correspondent, der im Uebrigen die Maßregeln seiner Regierung mit vieler Schärfe angriff, daß sie in einem Punkt wenigstens zu loben sei: sie sei nicht bigott und lasse sich von der Geistlichkeit nicht beherrschen. Einige Tage darauf kam uns die erste Nachricht von der Aufhebung des placetum regium, mit der Motivirung desselben von Seiten der Bischöfe und der kaiserlichen Minister.

Der östreichische Staat ist immer gut katholisch gewesen, stets der mächtigste Schirmherr der Kirche. Aber seit Maria Theresia ist es ihm nicht eingefallen, sich der Kirche unterzuordnen; er hat sie gehegt und gepflegt, sie bereichert und in allen weltlichen Angelegenheiten gefördert; er hat ihr die Schulen übergeben, weil sie die Unterthanen zum Gehorsam erzog, er hat ihre Klöster beschützt und vermehrt, er hat es sich sogar Mühe kosten lassen, Schriftsteller zu kaufen, die im Protestantismus aufgewachsen waren, und die nun mit den Formen protestantischer Gelehrsamkeit und protestantischer Philosophie nachweisen mußten, es sei nichts mit der Philosophie und der Gelehrsamkeit, und es gebe nur eine Macht auf Erden, welche der himmlischen Weisheit theilhaftig sei, der Papst mit seinen Aposteln.

Aber wenn der Staat die Kirche beschützte und förderte, weil sie seinen Zwecken diente, so gab er darum das Schwert und Scepter nicht aus der Hand. Nur mit tiefen Seufzern und inneren Gewissensscrupeln gaben sich die Gläubigen vom reinsten Wasser dazu her, ihm zu dienen, denn er ließ sie den Dienst fühlen.

Die Aufhebung des placetum regium hat dieser Knechtschaft der Kirche ein Ende gemacht. Sie ist frei, und der Staat hat sein Haupt unter ihren Fuß gelegt. Sie faßt mit souveräner Machtvollkommenheit, ohne irgend eine Aufsicht von Seiten des Staats, ihre Beschlüsse, und der Staat gibt sich zum Schergen dieser Beschlüsse her. Sie wird in ihrer Inquisition die Ketzer in den Bann thun, und er wird die weltliche Polizei aufbieten, um diesem Bann Geltung zu verschaffen, d. h. er wird sie entweder hängen, oder wenn dieses Mittel zu sehr den modernen Manieren widerstreben sollte, sie unter die Soldaten stecken. — Die Excommunication des Professor Smetana in Prag ist der erste Vorläufer der Ketzergerichte, die wir nun zu gewärtigen haben.

Was aber noch viel schlimmer ist, als die Furcht vor diesen Verfolgungen, die doch immer nur den Einzelnen treffen, ist der traurige Gedanke, daß der Staat damit das einzige Mittel aufgibt, sich selbst und sein Volk dem unwürdigen Zustand, in dem es seit länger als einem Menschenalter schmachtet, zu entziehen: die bessere Erziehung. Die elende Einrichtung der Schulen hat das tüchtige östreichische Volk in die faulen Zustände versenkt, aus denen auch die krampfhaften Anstrengungen der Revolution es nicht befreien konnten; und dies System soll nun nicht nur festgehalten, sondern mit gesteigerter Energie in Ausübung gebracht werden.

Die Sache ist sehr ernst auch für uns. In dem mächtigen Oestreich hat nun die Kirche den festen Punkt gefunden, von dem aus sie auf die übrige Welt einwirken kann. Oestreich wird aber, wie die Sachen jetzt stehn, das Centrum unserer Deutschen Aristokratie, unserer Deutschen Reaction. Und der Staat, der durch seine Geschichte, durch seine Interessen und durch seine Stellung unter den Weltmächten dazu berufen wäre, der Vorfechter des protestantischen Begriffs in politischen und religiösen Angelegenheiten zu sein, ist in sich selber unsicher und haltlos, und kann sich von Zeit zu Zeit des Gelüsts nicht erwehren, an seinem eigenen Wesen Verrath zu üben.

Das Wesen des Protestantismus bezieht sich nicht allein auf den Glauben und den Cultus. Die welthistorische Bedeutung des Protestantismus hat darin gelegen, daß er die Trennung des weltlichen und geistigen Wesens, die Trennung von Staat und Kirche, von Laien und Priestern aufgehoben hat. — Die Autonomie in Glaubenssachen, die er dem Einzelnen erobert hat, geht auch in das Politische über und erhebt jeden Bürger zum Träger von Rechten und Pflichten, den Staat zu einer Association freier Personen; seine Beziehung auf das geschriebene Recht, auf die rechtliche Begründung seines Glaubens in dem bestimmten, der philologischen und historischen Kritik unterworfenen Buch, treibt ihn auch in der Politik zu dem Streben nach einem Rechtsstandpunkt und zur gesetzlichen Entwickelung. *Der Absolutismus wie die Revolution gehören den romanischen, katholischen Völkern an; die beschränkte Staatsform, der organisirte Widerstand der verschiedenen Staatsgewalten ist germanischer, protestantischer Natur.*

Es ist oberflächlich, die beiden Confessionen in Deutschland nur vom Standpunkt des Catechismus zu fassen. Dieser Unterschied ist in unsern Tagen so abgeblaßt, daß nur noch die Gelehrten sich darum kümmern. Der Unterschied liegt in den Institutionen, die, weil sie sich auf die irdischen Dinge beziehen, bürgerlicher, politischer Natur sind, wenn sie auch ihren Gegenstand in der Kirche haben.

Die Geistlichkeit, die sich durch die Weihen selbst ergänzt und den Laien zu einer von ihr verschiedenen Menschenclasse rechnet, die durch den Cölibat von der sittlichen Grundlage des Staats, der Familie, gelöst ist, die sich in einem harten

Netz der Disciplin verstrickt, dessen letzte Fäden außerhalb des Staats, außerhalb der Nation, jenseit der Berge zusammenlaufen, deren Grundlage und deren Werkzeug das Wunder ist, das Wunder, das nicht in historischer Ferne bleibt, sondern sich alle Tage lebendig erneut; die Geistlichkeit ist, sobald der Staat ihr die unbedingte Freiheit gibt, und ihren Einfluß auf die sittlichen Begriffe des Volkes in der Beichte, in den Ehesachen, der geistlichen Jurisdiction und den Schulen bestehen läßt, die vollständige Verleugnung des Staats und der Nation. Denn durch diesen Einfluß hat sie den Staat in den Händen, und verlegt seinen Schwerpunkt außerhalb der Nation, jenseit der Berge.

Freiheit der Kirche ist Knechtschaft des Staats.

Das römische Reich deutscher Nation, die mittelalterliche Darstellung dieser Unfreiheit des Staats wurde zuerst durch die Reformation, dann durch Friedrich den Großen gebrochen. Die französischen Kriege haben ihm den Rest gegeben.

Dies ist das Ziel, das dem protestantischen Staat in Deutschland gesteckt ist, das er nie aufgeben kann, wenn er sich nicht selbst aufgeben will: Losreißung von dem alten römischen Reich. Gelingt es ihm, Oestreich mitzureißen, um so besser; wo nicht, muß der Schnitt gewagt werden. Auf die Größe kommt es nicht an, wo es sich um die Existenz handelt.

Von diesem Gesichtspunkt müssen wir ausgehen, wenn wir die verschiedenen Richtungen begreifen wollen, die sich scheinbar in ihrem Ziel, dem Bundesstaat, begegnen.

Unser Bundesstaat ist der Ausdruck des protestantischen Wesens: Völlige, unbedingte Souveränetät des Staats jeder äußern Gewalt gegenüber, und rechtliche Organisation desselben auf der breiten Grundlage der Nation.

Der Bundesstaat des Herrn v. Radowitz, der gleich Schwarzenberg im dreißigjährigen Kriege den Staat, den er lenken soll, in die Abhängigkeit des alten römischen Reichs führen möchte, der ihn nur darum will, um durch die preußische Kraft die übrigen vereinzelten Bruchstücke der protestantischen Bildung in den strengen Dienst zurückzuzwingen, dieser nicht souveräne, nicht nationale, nicht auf Autonomie und Vertretung des Volks gegründete Bundesstaat, ist nicht der Unsere.

Warum wird dennoch Hr. v. Radowitz von den Oestreichern angefeindet? — Weil sie in ihrer Einfalt klüger sind, als der romantische Staatsmann in seiner Feinheit; weil sie begreifen, daß der Bundesstaat, wie man ihn auch verklausuliren möge, durch die Macht der Verhältnisse in eine ihnen feindliche Richtung getrieben werden muß. — Und weil wir das ebenso einsehen, gehen wir mit Herrn v. Radowitz, obgleich wir wissen, daß er etwas anderes will, als wir.

Darum kämpft nicht blos die kleine ultramontane Partei in Erfurt, sondern auch die sogenannte specifisch preußische Partei — wozu ich übrigens nicht alle Schwarzweiße rechne, z. B. nicht Hrn. v. Bismark-Schönhausen, dessen Oppo-

sition einen viel handgreiflicheren Grund hat — aus allen Kräften gegen den Bundesstaat; sie weiß, daß die Herstellung eines nationalen, centralisirten constitutionellen Bundesstaats der Todesstoß für ihr Princip sein muß.

Ich komme hier auf den letzten Gegensatz zwischen der Partei der Reaction und der unsrigen. Herr v. Gerlach hat ihn selber schon ganz richtig angedeutet. Bei der reactionären, wie bei der demokratischen Partei geht die Partei und ihr Princip über die Nation hinaus; beide sind kosmopolitisch; bei unserer Partei fällt das Vaterland mit dem Princip zusammen.

Der reine Demokrat, der Socialist, wie er nur in Deutschland vorkommt, kennt kein anderes Vaterland, als seine Partei. Der socialistische Franzose steht ihm näher, als der conservative Deutsche. Ruge hat das seiner Zeit ganz richtig ausgesprochen. Der echte Demokrat feiert die Schlacht bei Jena.

Der reine Legitimist, wie er ebenfalls nur in Deutschland vorkommt, kennt ebenso wenig ein Vaterland. Er weiß von keinem Staat, von keinem Volke etwas, er weiß nur von Fürsten, Adel und Kirche. Im Mittelalter waren die Edelleute Kosmopoliten; sie rauften sich zwar unter einander, weil es ihnen Vergnügen machte, oder weil es ihre Fürsten befahlen; aber sie ließen nur das gefangene Volk hängen, die gefangenen Edelleute wurden mit Achtung behandelt, bis das Lösegeld kam.

Der preußische Legitimist würde sich freuen über eine Demüthigung des gegenwärtigen Preußens durch Oestreich, Baiern, oder allenfalls auch Rußland, weil er darin einen Sieg seines Princips sähe. Das Einzige, was ihn stört, ist seine historische Stellung in der protestantischen Kirche; er hat zu viel Pietät vor den Traditionen seiner Familie, um sie aufzugeben, aber er sucht sie so viel als möglich in den Hintergrund zu drängen, weil er in sie nicht aufgeht. Er wird mit den katholischen Bischöfen, die gegen die Verfassung protestiren, gemeinsame Sache machen gegen seinen Staat und seine Religion.

Für uns ist unser Princip, das Recht und die Freiheit, nicht zu trennen von ihrem Boden: der Nation, dem Staat. Wir sind national, nicht aus Gemüthsbewegungen, sondern weil Freiheit und Recht nur in einem Staate, der dem Geist der Nation den bestimmten Ausdruck gibt, der souverain ist und der seine Souverainetät zu verfechten im Stande ist, zur Geltung kommen kann.

Darum sind wir Deutsche quand-même, Preußen quand-même; denn wir wissen, daß die Geschichte und die aus ihr resultirende Bildung mächtiger ist als die vorübergehende Laune der Gewalthaber; mächtiger als die Leidenschaft einer gereizten Doctrin; mächtiger als die träge Furcht vor dem Schreckgespenst des Socialismus, mit dem man nur Kinder zu Bette jagen kann. J. S.

Paris unter Louis Napoleon.

II.

Emile von Girardin.

Es gehört zu den allerseltensten Fällen, daß die Vorstellung, welche man sich unwillkürlich von der äußern Erscheinung hervorragender Menschen macht, der Wirklichkeit entspricht.

So würde ein Unbefangener z. B. hinter dem als achtzigjährigen Greis noch glatten und geschmeidigen Hofmann Alexander v. Humboldt ebensowenig den größten Naturforscher unserer Zeit vermuthen, wie hinter dem unscheinbaren Radetzky den Sieger von Novara.

Nur zwei Fälle kenne ich aus eigener Erfahrung, wo Männer von Bedeutung ganz dem Bilde entsprachen, das ich mir vorher von ihnen gemacht; der Erste war Papst Pius IX., und der Zweite Emile von Girardin.

Von dem sanften Pius werde ich ein ander Mal erzählen, wenn ich Ihnen Blätter aus meinem italienischen Tagebuche sende; wir sind heute in Paris, und haben es mit dem berühmten Journalisten von der Rue de Chaillot zu thun, der hier eine fast ebenso bedeutungs- und unheilvolle Rolle spielt, wie der heilige Vater in Rom. Nicht, als ob ich eine Parallele zwischen diesen beiden Männern ziehen wollte, die ihrem innersten Wesen nach so weit von einander getrennt sind wie Rom von Paris; nur in dem einen Punkte gleichen sie sich, daß ihr Aeußeres ganz das Gepräge ihrer geistigen Eigenthümlichkeiten trägt.

Außer Louis Napoleon lebt heutzutage kein Mann in Frankreich, dessen Name so oft genannt wird und eine solche Tragweite hat, wie der Name Emile's von Girardin.

Seine Berühmtheit begann gleich mit seinem ersten selbstständigen Auftreten in der Tagesliteratur durch die Gründung der „Presse à bon marché," wie noch heute das von ihm redigirte Journal genannt wird, im Gegensatz zu den übrigen großen Blättern der Hauptstadt, welche, obwohl gezwungen durch die gefährliche Concurrenz Girardin's, ihre frühern übermäßigen Preise bedeutend herabzusetzen, doch immer noch um Vieles theurer sind als die „Presse".

Die Vorbildung zu seiner einflußreichen politischen Wirksamkeit erhielt Girardin nicht — wie das bei uns der Fall zu sein pflegt — auf einer Hochschule, oder sonstigen gelehrten Anstalt, sondern in dem Atelier einer kleinen Pariser Wochenschrift, wo er mit der technischen Leitung beschäftigt war. Schon in diesem kleinen Wirkungskreise fand er Gelegenheit, sein großes Organisationstalent — ein Talent, das ihm selbst seine erbittertsten Feinde nicht absprechen — zu entfalten. Zu gleicher Zeit wagte er sich mit einigen publicistischen Versuchen vor das Publikum,

und da seine Aufsätze Glück machten und ihm besonders Credit in der Handelswelt verschafften, so gründete er ein eigenes Journal: die schon oben erwähnte „Presse à bon marché," welche im Laufe der Jahre eine so ungeheure Verbreitung fand, daß sie in ihrer Blüthezeit 80,000 Abonnenten zählte, eine Zahl, welche seit der Republik auf 46,000 herabgesunken ist.

Girardin nimmt unter den Repräsentanten der Tagespresse eine scharf abgegrenzte Ausnahmsstellung ein. Er hat seinen Ruf nicht, wie andere berühmte Publicisten, der konsequenten Durchführung einer bestimmten Politik, dem männlichen Einstehen für ein großes Princip, sondern hauptsächlich dem merkwürdigen Prophetenblick zu verdanken, womit er die kommenden Ereignisse vorhersieht und Nutzen daraus zieht. Er ist die politische Wetterfahne Frankreichs. Hierin, und in dem großen Einflusse, der es ihm möglich macht, die kommenden Ereignisse, welche nach den Worten des Dichters Campbell: coming events cast their shadows before, ihren Schatten vorherwerfen, selbst mit herbeiführen zu helfen, liegt seine europäische Bedeutung.

Seine Devise ist der von ihm etwas freisinnig ausgebeutete Witz Lamennais': „Ceux qui annoncent hautement la prétension d'être invariables, qui disent: pour moi, je n'ai jamais changé . . ., ceux-là s'abusent; ils ont trop de foi en leur imbécilité."

Er wechselt mit der Zeit; seine Politik richtet sich nach den Umständen; er gehört nicht zu jenen zähen Charakteren, die ihre Ehre darin finden, einen einmal eingeschlagenen Weg unwandelbar zu verfolgen — aber trotz diesem Farbenwechsel seiner Gesinnungen, trotz diesem Wetterleuchten seines Geistes liegt in seiner Handlungsweise, Alles in Allem genommen, eine unverkennbare Consequenz — die Consequenz des Ehrgeizes. Er weiß, daß er ein großes Organisations- und Administrationstalent besitzt, und er setzt Alles daran, diesem Talente die größtmöglichste Wirksamkeit zu verschaffen. Die Politik ist ihm nur Mittel zum Zweck, die Regierungsform ist ihm vollständig Nebensache, vorausgesetzt, daß die Freiheit der Presse gewahrt wird.

Unter der Juliregierung focht er auf der Rechten; unter der Republik focht er auf der Linken. Er hat alle politischen Phasen durchlaufen; aus einem eifrigen Monarchisten ist er ein eben so eifriger Republikaner geworden; und weil er auf keine Weise seinen Zweck erreichte, so schloß er sich der Bastiat'schen Schule an und wurde Freihändler; in der neuesten Zeit, um seine Wahl durchzusetzen, erklärte er sich bekanntlich für einen Socialisten, was in der modernen Bedeutung dieses Wortes identisch ist mit einem Antipoden der Freihandelslehre, wie Adam Smith sie begriff und Bastiat und Cobden sie predigen.

Mit derselben Entschiedenheit, mit welcher er früher für Molé in die Schranken getreten war, kämpfte er später für das Ministerium Guizot, angeblich, um die Stelle eines Generalpostdirectors von Frankreich zu erzielen. Da ihm diese Hoff-

nung fehlschlug, so ging er im Jahre 1847 zur Opposition über, und stellte sich an die Spitze der sogenannten conservateurs progressistes oder der Fortschritts-conservativen, sogenannt im Gegensatz zu den conservateurs bornes, oder den Stockconservativen.

Die Zeit vom Untergang des Julithrones bis zum Sturze der provisorischen Regierung bildet die Glanzepoche seines schriftstellerischen Lebens. Nicht daß er damals eine feste Richtung eingeschlagen hätte; nein, er blieb was er gewesen; beständig aber ein Unbeständiger — aber sein fruchtbares, elastisches Talent zeigte sich damals in seiner ganzen Biegsamkeit und Fülle; der geniale Schwung seiner Feder riß selbst seine Feinde zur Bewunderung hin, obgleich er vor aller Welt täglich die seltsamsten politischen Schwankungen machte. Man wußte nicht, worüber man mehr stannen sollte, ob über die Gewandtheit, mit welcher er täglich in eine neue Bahn einlenkte, oder über die Kraft und Energie, welche er dabei entwickelte. Erst kämpfte er in der Februarrevolution wieder für Molé („le ministére de l'amnistie"), dann war er für die Regentschaft, darauf schwärmte er für die Republik; endlich lehnte er sich mit all seiner Wucht gegen die provisorische Regierung auf, weil ihm selbst kein Platz darin beschieden war; und denselben gewaltigen Einfluß den er ausübte, um ihren Sturz zu beschleunigen, entwickelte er später zu Gunsten der Wahl Louis Napoleon's, theils aus Rache gegen Cavaignac, besonders aber wohl, weil er glaubte, daß die Zeit seiner eigenen Machterlangung gekommen sei.

Er erkannte seinen Irrthum und wechselte folgerecht seine Meinung über den Präsidenten. Pries er früher Louis Napoleon als den Retter Frankreichs, als den Mann der Zukunft — so will er heute in ihm nichts mehr sehen, als einen Crétin, als einen nagenden Wurm am Baume der Wohlfahrt des Landes.

Bei allen Gelegenheiten aber offenbart er einen ungewöhnlichen Muth. Er war nach der Februarrevolution der Erste, der in Opposition gegen die provisorische Regierung zu sagen wagte: Je suis un réactionaire! Man weiß, welche Gefahren ihm dieses verhängnißvolle Wort bereitete. Aber er fand immer Mittel und Wege, um das Volk, welches zu wiederholten Malen vor seinem Hause erschien, um die Pressen zu zerschlagen, zufrieden zu stellen, und zu entfernen. Bekannt ist ferner sein muthiges Auftreten in den Verwickelungen, welche ihm der Juniaufstand bereitete. . . .

Doch schon diese wenigen, leicht zu vermehrenden Züge aus Girardin's Leben und Wirken werden genügen, um darzuthun, zu welch einem verworrenen Knäuel die Fäden seiner Thätigkeit sich verschlingen.

Es kann unter solchen Umständen kaum auffallend erscheinen, daß man seinen politischen Schwankungen von vielen Seiten die nuancirtesten Motive unterlegte. So wird ihm z. B. hauptsächlich der Vorwurf der Bestechlichkeit gemacht, obgleich die Wenigsten sich wohl so klar veranschaulicht haben, was es heißt, einen Mann zu bestechen, der jährlich etwa 100,000 Frcs. für seinen Hausstand braucht, und

nach Bestreitung dieser Ausgaben immer noch einen hübschen Ueberschuß hat von dem, was seine beiden Journale „la Presse" und „l'Evenement" ihm einbringen. Er soll einmal in der Kammer gesagt haben: „Man beschuldigt mich der Käuflichkeit, um mir die Sympathien des Volkes zu entfremden, obgleich die, welche diese elenden Verleumdungen ausstreuen, eben so gut wissen, wie Sie alle, meine Herren, daß in Frankreich Niemand reich genug ist, mich zu kaufen. Mein Ehrgeiz hat mit der Habsucht nichts gemein; ganz Frankreich hat mir keinen Posten zu bieten, der mir nur die Hälfte meiner Einkünfte sicherte." Ich überlasse es dem Gefühl eines Jeden zu ermessen, wie viel Wahres in diesen Worten liegt.

Bei der Mehrzahl der Pariser Literaten steht Girardin in großem Ansehen; seine Mitarbeiter und alle bei dem Journal Angestellten vergöttern ihn; er hat sie sämmtlich zu wohlhabenden, viele von ihnen zu reichen Leuten gemacht.

Doch ich habe bei dem Aufzeichnen all dieser Einzelheiten ganz vergessen, Ihnen den Eindruck zu schildern, welchen mein erstes Zusammentreffen mit ihm auf mich gemacht.

Girardin ist ein Mann von mittlerem Alter und mittlerer Größe, von fein angelegtem Körperbau und nachlässiger Haltung. Das hinten sehr sparlich gesäete, auf dem Vorderkopfe dichtere, enganliegende Haar, fällt in einem sorgfältig geglätteten Büschel über die feine Stirn, unter welcher ein paar kluge, aber unsichere Augen hervorstechen. Das leise Schielen des einen Auges machte mir einen unheimlichen Eindruck; noch unheimlicher aber und fast widrig erschien mir die rauhe Stimme Girardin's, besonders wenn er laut und lebhaft sprach. Am natürlichsten und angenehmsten erschien mir Girardin unter vier Augen; auf der Tribüne macht er, durch die Kunstgriffe, welche er bei seinem Mangel an Redetalent anwenden muß, oft den Eindruck eines Schauspielers.

„Ich habe durchaus keine vorgefaßte Meinung gegen Girardin" — sagte ein hochgestellter Mann in Paris zu mir, der ihm im öffentlichen Leben gegenüber steht; — „er hat etwas Großartiges in seiner Anschauungsweise wie in seinem Charakter; auch fehlt es ihm weder an Muth, noch an Uneigennützigkeit; aber außer Eugen Sue hat Niemand dem Lande durch seine schriftstellerische Thätigkeit so viel Schaden beigefügt, als Emile von Girardin. Diese beiden Männer, welche sich als Reformatoren der Neuzeit aufwarfen, haben viel Unglück über Frankreich gebracht. Sie sind die Urheber dieses grenzenlosen Luxus, dieser unnatürlichen Ueberfeinerung im Leben der Schriftsteller und der Literatur, wodurch die Mehrzahl der Schriftsteller in's Elend gestürzt und die Literatur zu einer reinen Speculation herabgewürdigt wird, auf Kosten der Bildung, der Moral und des guten Geschmacks."

Geschichten aus Siebenbürgen:

Eine Familie in Nagy Enyed.*)

2.

Zu Nagy Enyed stand im Herbst 1848 ein räumliches, blankes Haus mit glänzend grünen Fensterläden. Aus dem einen der Fenster blickt eine Matrone auf die Straße, in dem andern lehnt ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren mit rothen Wangen, griechischem Profil, dunkeln, glänzenden Augen.

Eben reiten Szekler Husaren vorbei, ihnen folgen zwei Compagnien der Freiwilligen in brannen Attila's mit rothen Schnüren, junge, frische Burschen, die links und rechts ihre Augen nach den Fenstern umherwarfen.

„Sieh' da, Mutter", rief die Jüngere, „wie stolz reitet der junge Offizier den Schimmel. Was sind das für stattliche Herren, diese Husaren."

„Sind es doch Szekler", entgegnete selbstzufrieden die Mutter, welche selbst diesem Stamme angehörte. „Jetzt reiten sie nur zum Exercieren, warte, bis sie Ernst machen. Dann wirst Du erst Deine Freude haben, mein ungarisches Mädchen."

„Mir bangt", sprach die Tochter furchtsam, „das wird ein fürchterlicher Krieg, und viele unschuldige, edle, hochherzige Menschen werden verderben, viele Dörfer werden sie verbrennen und Mancher kommt an den Bettelstab, der gestern noch ein großer Herr war. Mir ahnt auch für uns Unglück."

„Du weißt gar nicht, was Du für tolles Zeug schwatzest. Kannst Du Erbarmen haben mit Räubern und Mordbrennern, diesen Walachen, die des Kindes in der Wiege nicht schonen und am Martern eine Freude haben? Nieder mit unsern Feinden, nieder! sag' ich. Dem Ungar und Szekler gehört das Land, er hat es erobert mit seinem Blute, und die nach ihm gekommen sind, hat er als Gastfreund aufgenommen, jetzt siehst Du, wie sie's ihm danken. Darum sag' ich: keine Gnade." —

„Mutter, Gott hört Dich! Auch wir bedürfen der Gnade. Der Gott der Ungarn ist auch der Gott der Walachen, Sachsen und Deutschen.

„Aber die Deutschen verdrehen unser Recht! Wann hast Du je gehört, daß der Deutsche zum Ungarn gesagt hätte: Höre Magyar, heute will ich Gerechtigkeit üben, und Dir ersetzen, was meine Väter an Dir gesündigt haben? O, das wäre zu viel Ehrlichkeit und Herablassung. Drum mög' er auch mit seinen Freunden verderben!

Eine Weile schwieg die alte Szeklerin, überwältigt durch die Bitterkeit ihrer Gefühle, während Ilona ernst vor sich niedersah; sie dachte an den abwesenden

*) In der letzten Nummer ist aus Versehen dem Anfange dieser Erzählung ein unrichtiger Titel gegeben.

Bräutigam, für dessen Leben sie seit einigen Tagen zitterte. Denn immer beunruhigender wurden die Nachrichten, welche aus dem ganzen Lande, besonders aber aus der Umgegend von Enyed einliefen.

Ein Theil der Stadt Carlsburg war von den Walachen, die von der Besatzung der Festung Unterstützung erhielten, angezündet und verbrannt worden, wobei viele Einwohner, die im Vertrauen auf die Redlichkeit der Walachen, laut Vertrag ihre Waffen abgeliefert hatten, umkamen. Zu gleicher Zeit waren in Igen, Sard, Borband, Bocsard ähnliche Mordszenen vorgefallen; viele ungarische Edelleute, Wirthschaftsbeamte ꝛc. mit ihren Familien hatten unter den Streichen der in Ueberzahl angreifenden Walachen ihr Leben eingebüßt. Hiebei legten die Bauern eine Grausamkeit an den Tag, die an die Blüthe der Inquisitionszeit, an ähnliche Szenen im deutschen Bauernkriege und an die Gräuel in Galizien im J. 1846 erinnert. So sägten sie z. B. in Borband einem gewissen Baranyai beide Arme ab, gaben einen derselben der Frau, den andern der Tochter in die Hand, und nachdem sie dem Unglücklichen zuletzt den Kopf abgesägt, gaben sie denselben der Gattin in der andern Hand zu tragen. So schleppten diese Unmenschen die Frauen in Nacht und bösem Wetter nach Balassalva, wo sie bereits Hunderte von Unglücksgefährten vorfanden.

Solcher entsetzlicher Geschichten gab es damals nur zu viele in der Gegend. Alle Edelleute, ja sogar die ungarischen Bauern flüchteten in die Städte, ihre Habe preisgebend, um das nackte, arme Leben zu retten. In Enyed wimmelte es von solchen Flüchtlingen, ebenso in Klausenburg, Thorda, Vasarhelyi ꝛc. Die Bestürzung und Angst unter dem Adel und den Ungarn jener Gegend, welcher in unendlicher Minderzahl waren, wuchs von Tage zu Tage. Heute erzählte man, wie der Wirthschafter des Bischofs Szakats in B. Bocsard mit dem Enyeder Professor Peterfi von den vor Rachsucht wahnsinnigen Walachen in einen Pflug gespannt, und so lange vor ihm hergetrieben worden mit Peitschenhieben, bis sie ihren Geist aufgaben. Morgens hörte man von dem grausigen Morde mehrer Hundert ungarischer Edelleute und Bauern auf einer Wiese bei Krakkó, wo die Walachen ihr Werk bei Fackellicht fortsetzten, weil sie der Menge der Gefangenen wegen am lichten Tage nicht fertig werden konnten! Hunderte von Mädchen und Frauen wurden entehrt, oft bis zu Tode, worauf ihre Leichname in Stücke zerschnitten, und den Hunden und Vögeln zum Fraße vorgeworfen wurden.

Möge der Leser das hier Erzählte nicht für übertrieben halten! Der Ungläubige reise nach Siebenbürgen, besuche die Städte und Dörfer der Ungarn, ja auch der Sächsen und höre ihre Zeugnisse!

Wie wenig unversehrte Edelhöfe, und wie verringert wird er die Zahl der ungarischen Edelleute, ja sogar der Bauern in jenen Gegenden finden, wo der Walache in ungeheurer Uebermacht wohnt! Sah man doch selbst einen Monat später in einer friedlicheren Gegend unzählige Brandstätten, in denen noch die halbver-

wilderten Hunde an den von der Kälte gehärteten Leichnamen vieler Gemordeten nagten.

Es war darum nicht zu verwundern, daß Ilona weinte, und die Mutter zürnte. Die Matrone war eine grade, ehrliche Natur, die das starre Eisen ihres Rachegefühles überall als Waffe denjenigen vorhielt, welche die Partei der Walachen, wenn auch schüchtern ihr gegegenüber ergriffen, und an der Maßnahme des ungarischen Landesvertheidigungsausschusses mäkelten. Die Frau war keineswegs blind gegen die Verstöße, die derselbe hie und da beging, und tadelte auch diese mit eben solchen schneidenden Worten, wie sie sie gegen die Regierung in Wien im Munde führte. Jeder, der sie genauer kannte, achtete sie, fürchtete sie wohl auch etwas. Sie war eine eifrige Patriotin, mit vielem natürlichen Scharfsinne begabt, und einer Thatkraft und Entschlossenheit fähig, welche sie wohl dazu hätte bringen können, für ihre Ueberzeugungen selbst gerecht genug, um ein Verbrechen zu begehen.

In beständigem Umgange mit der Mutter aufgewachsen — der Vater war früh gestorben — hatte Ilona viel von ihr gelernt, nur die Härte und Strenge nicht. Ja, je starrer die Szeklerin in ihren Urtheilen ward, desto mehr bildete sich in dem Herzen des Mädchens ein weicher Gegensatz, den Nachdenken und angeborene Weiblichkeit immer mehr entwickelten. Sie war eine stille, aber zarte Blüthe, die sich oft plötzlich in großer Schönheit öffnete, wenn ein starkes Gefühl sie berührte. Ihre Neigung zu Oedön von Zalathna — so hieß der ihr verlobte Bergbeamte — war eine tiefe, meist ruhige Neigung. Von ihrer Mutter ward sie unaussprechlich geliebt, vielleicht grade wegen der Gegensätze, die in ihrem Charakter lagen. Und ihre Freunde — auch ich gehörte zu diesen — zählen ihr Bild zu den reinsten Gestalten, welche aus einer wüsten, thränenreichen Zeit in dem Gedächtniß zurückgeblieben sind.

Eben krochen zwei müdgejagte Pferde, die einen mit Menschen beladenen Wagen zogen, durch die Gasse, an dem Hause der Frauen vorüber. Entsetzen, Angst und physische Erschöpfung lagen auf den Gesichtern der Reisenden.

Ilona wies auf das Fuhrwerk: „Gewiß sind das wieder Flüchtlinge, die eine Schreckensnacht aus ihren Wohnungen vertrieben hat. Sieh', wie abgemagert und elend sie aussehen. Sie haben eine weite Reise gemacht."

„Ich will," rief die Matrone, „fragen, woher sie kommen, und zusehen, ob ich ihnen helfen kann."

Sie eilte mit schnellem Schritt hinaus, und die Pferde aufhaltend fragte sie: „Woher kommt Ihr?"

„Von Zalathna," antwortete eine junge Frau, die ihren Säugling auf dem Schooße trug.

„Was ist's mit Zalathna?"

„Zalathna ist heute ein Aschenhaufen, denn die Walachen sind dort gewesen,“ erwiederte die Frau mit bittern Witze.

Die Matrone erbleichte. Ihr Auge schielte nach einem Fenster, ob dort die Tochter sitze. Ihre Ahnung betrog sie nicht. Leichenblaß stand diese da, mit der einen Hand krampfhaft den Fensterriegel erfassend, als sollte er sie aufrecht erhalten.

„Wißt Ihr“, rief sie mit halb erstickten, unterbrochenem Laut der Reisenden zu, „wißt Ihr nichts von Penteki Oedön, dem Bergbeamten.“

„Sagt nicht, daß er todt sei“, flüsterte die Matrone der jungen Frau zu. „Wenn er erschlagen ist, wird ihr Herz brechen.“

„Ach, armes Kind“, antwortete die Reisende leise, „dann stirb!“

„Er ist todt!“ rief die Mutter in der Bestürzung etwas zu laut. Ihr Kind that einen Schrei und sank zurück, die Szeklerin stürzte in das Haus zurück und vergaß trotz ihrer Angst nicht, die Flüchtigen zur Rast in ihrer Wohnung einzuladen.

Lange lag das Mädchen bewußtlos. Der Schlag, der ihr Leben getroffen, war zu plötzlich gekommen. Die sonst so starke Mutter hatte weder für sich, noch für ihr Kind Trost; sie maß das Zimmer mit hastigen Schritten und bemerkte es nicht, daß ihr heiße Thränen die Wangen herabflossen. Anfangs verdrängte die augenblickliche Angst um die Tochter jedes andere Gefühl. Mit athemlosem Lauschen behorchte sie Ilonas unruhige Athemzüge und beobachtete mit Zittern und Hoffnung die geringste ihrer Bewegungen, den leisesten Mienenzug, goß dann mit bebender Hand die stärkenden Tropfen in den Löffel, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit jeden Tropfen zählend, und flößte sie, halb zwingend, halb entgegenkommend, den Lippen der Schlummernden ein. Als sie nun, wie minder Gebildete, oder wie heftig Bewegte pflegen, durch gewissenhafte Befolgung der ärztlichen Verordnungen ihrem Herzen Beruhigung gegeben, wachten wieder alle männlichen Gefühle in der Brust dieser starken Frau auf. Ihr weichgeweintes Antlitz nahm wieder die starren Linien des Trotzes und Hasses an, ihre Augen bohrten sich in die Dielen, als ob sie dort den Rächer suchten, und ihre Gedanken ergossen sich in einem bittern lauten Selbstgespräche.

„Also, auch das muß ich Euch danken, daß Ihr mir das einzige, liebe Kind an des Grabes Rand führt! Wo wird Eure Verfolgung stehen bleiben, wenn Euer gewaltthätiger Arm tief hineinreicht in die Familien, und unerbittlich selbst das Heiligste, die Mutterliebe angreift? Fluch Euch, tausendfacher Fluch, die Ihr ohne Gerechtigkeit seid, wie ohne Mitleid, die Ihr ganze Völker, wie einzelne schuldlose Familien Eurem Eigennutze erbarmungslos opfert. Was hat diese Euch gethan, dieser Engel, der sogar für den Feind Worte der Liebe hat, daß Ihr ihn dahinrafft, im Frühling des Lebens, was that ich Euch, die Mutter, die nur noch Diese liebte und mein Vaterland? Ha, mein Vaterland! Da liegt das Verbrechen. Weil ich Ungarin bin, und dies schöne Land nächst ihr über

Alles liebe, darum tödtet Ihr sie. O Gott der Ungarn! Arpáds und Sz. Istváns Gott, schleudere Deine Blitzstrahlen auf dies verworfene Räubergeschlecht, diese Walachen, und hilf Deinem Volke, daß es nicht untergehe stückweise durch seine Feinde. Wenn Du beschlossen hast, daß es sterbe, so vernichte es durch ein Erdbeben, auf daß auch der Feind mit ihm verderbe! Rette uns Ungarn, rette mein Kind!" —

Der Gott der Magyaren beschloß wenigstens den letzten Theil ihrer Beschwörung zu erfüllen. Vielleicht weil ihn ihr Patriotismus rührte, vielleicht weil er die Pflicht fühlte, seinem Volke noch viel Gutes zu thun und große Gefühle zu schenken, bevor er es untergehen ließ. Das Kind der Szeklerin schlug die Augen auf und verlangte heftig, die Flüchtlinge zu sprechen. Zögernd gab die Mutter der Leidenschaft nach und führte die bleiche Tochter in das Vorzimmer.

Dort hatten sich die Flüchtlinge gelagert; auf dem Fußboden saßen die Kinder, in der Ecke lag auf Wagenstroh und Kissen ein alter ehrwürdiger Herr, es war Johann Szabó, der reformirte Pfarrer von Zalathna, neben ihm saß stöhnend ein verwundeter Mann, ein deutscher Bürger und Händler der unglücklichen Stadt, er dachte weniger an seine Wunde, einen Säbelhieb, der ihm den Arm aufgerissen hatte, als an die Schwäche des geistlichen Herrn neben ihm, dessen Hand er fest in der seinen hielt, als an das Elend, das er geschaut, und das Unheil, das sein Leben verwüstet hatte. Vereint mit den flüchtigen Frauen, welche stundenlang geschrieen und geschluchzt hatten, aber jetzt mehr Thatkraft besaßen als die Männer, holte die Hausfrau für die Kinder warme Tücher und Brot, für die Männer Leinwand zum Verbinden und Wein. Allmälig kam Leben in die Augen und Glieder der Reisenden, der geistliche Herr drückte der Wirthin dankend die Hand und der verwundete Bürger fing an zu sprechen und berichtete, was ihm geschehen. Aus seinem Munde sei es hier mitgetheilt:

„Es gab eine Stadt, die hieß Zalathna. Sie war eine freundliche kleine Stadt. Es wohnten viele ehrliche Leute von allerhand Nationen darin. Eine derselben war die ungarische, die andere die deutsche, und die dritte die walachische. Eines Tages erhob sich die walachische Bürgerschaft, die mit ihren zahllosen Brüdern der Umgegend einen Bund gemacht, gegen die andern Bürger und beschlossen ihr Verderben. Da schwuren 300 ungarische und deutsche Männer einen dreifachen Schwur, der Verfassung treu zu sein, das Palladium der Stadt, die ehrwürdige Nationalfahne nicht zu überliefern in des Feindes Hände, und sich und ihre Familien zu schützen bis zum letzten Lebenshauche. Die Frauen, Greise und Kinder beteten indessen alle in den Kirchen des Ortes um Hülfe. Einer der würdigsten Bürger, Namens Nemegyei, redete alsdann mit den Häuptlingen des Feindes, und sie versprachen mit heiligen Schwüren und aufgehobenen Händen, ihre Mitbürger in der Stadt an Leib und Leben zu schützen. Aber die Nichtswürdigen brachen ihren Eid, und riefen die unzähligen Schwärme ihres

Stammes in die Stadt. Da befahlen sie den Ungarn und Deutschen, ihre Waffen abzulegen und die Fahne des Kaisers aufzupflanzen, der ihnen befohlen, alle seine Feinde zu entwaffnen und zu tödten. Und abermals schwuren sie, es solle dann den Wehrlosen kein Haar auf ihren Häuptern gekrümmt werden. Und abermals verletzten sie den Eid zur selben Stunde. Denn da die 300 Männer, die in der Hand von 30000 waren, ihre Waffen, nicht ahnend so großen Frevel, hinlegten, begannen die Feinde zu morden und die Stadt auszuplündern und anzuzünden. Die 300 aber ergriffen wieder ihre Gewehre und vertrieben den ehrlosen feigen Feind. Des feurigen Elementes Schnelligkeit nahm überhand und nun floben die Frauen, Kinder und Greise aus den Kirchen, wo der Prediger sie zum Vertrauen auf Gott ermahnt, und begaben sich mit den Männern aus der brennenden Stadt und nahmen nichts mit sich, denn ihr Leben. Draußen warteten ihrer die Feinde, zahlreich wie der Sand am Meere, und Mord schnaubend wie reißende Thiere. Abermals — ach hätten sie's nicht gethan und lieber ihr Heil im verzweifelten Kampfe gesucht — übergaben sie dem immer näher herandrängenden Feinde ihre Wehr, das Leben der Weiber und Kinder zu retten, weil der Feind sie nicht anzutasten versprach, wenn sie ihm vertrauten. Einen Tag lang schleppte man mehr denn 1500 Menschen in Hunger und Kälte umher; rings scholl der Jubel der Verräther, die sich ihrer Opfer freuten. Als die Nacht herbeikam, befahl der Feind den Gefangenen, sich niederzulegen, still und ruhig auf das feuchte Erdreich und versprach, ihr treuer Wächter zu sein. Da nun der Tag graute, hießen die Walachen uns aufstehen, und weiter wandern. Wie soll ich jetzt schildern, was geschah? Hätte ich die Zunge des beredtesten Mannes, und wäre ein jedes meiner Worte ein spitziger Dolch — sie würden zu arm sein, um den grauenhaften Mord zu schildern, der geübt wurde, bei dem Orte, der Prészaka heißt. Der Häuptling der Feinde rief Indulj! (Marsch). Und alsogleich stürzten Tausende und aber Tausende auf die wehrlosen Männer, Frauen, Kinder und Greise, und mordeten mit Lust jegliches lebendige Wesen, das nicht Walache hieß. Ich sah Blutströme sich dahin wälzen, und Menschen sich darinnen baden, ich sah zu Tigern gewordene Menschen mit Wollust ihre Speere umwenden in der Brust schwangerer Frauen, und auf den Spießen Kinder tragen — ich sah zu Wölfinnen gewordene Weiber mit dem Messer die unreife Frucht aus dem Leibe der Mutter zerren, und ihre Lust fühlen am ungeborenen Geschöpf. Schöne Jungfrauen und Weiber hörte ich Erbarmen rufen und jammernd ihre Augen schließen, weil der Tod gnädiger war als die Menschen. Auch tapfere Männer gewahrte ich, die, ein Jeder mit Zehn rangen und manchen der Feinde erlegten. Wie eine längst vergangene Nacht und doch so hell und klar steht, was auf jener Wiese geschehen, vor meinem Geiste, und mich selbst nur sehe ich wie einen Mann im Nebel, der einem Bösewicht das Gewehr entreißt, und zwei Männer niederschmet-

tert, und dann in eiligem Laufe sich durchschlägt durch das Gedränge der Räuber und nach langem Kampfe und Laufe die Freiheit gewinnt.

Eine Viertelstunde von der Blutstätte traf ich diese hier in schneller Flucht, sie nahmen mich auf und haben mich hierher gebracht.

Das hat sich mir nun eingebohrt und will nicht weg von den Augen; wo ich gehe und stehe, überall — selbst unter Gottes Himmel, bei guten Menschen sehe ich die Mörder und sehe die Opfer und die brennende Stadt und die jammernden, fliehenden, entsetzten Menschen."

Die Hörer saßen starr, auf den Lippen des Mädchens erstarb die Frage nach Penteki Oedön, ihrem Verlobten. Da schlug draußen ein Pferdehuf an die Steine, und eines Mannes Tritt klang auf der Hausflur. Er war es selbst. „Er kommt, er kommt," rief das Mädchen heftig, riß an der Thür und flog in seine Arme. —

Er war zu seinem Freunde geritten, Hilfe für die Stadt zu holen, und war so der furchtbaren Catastrophe entronnen. Aber über die Brandstätte der zerstörten Stadt war er gesprengt, und vor dem Hause hatte er gehalten, in welches er seine Verlobte heimführen wollte, er fand einen Haufen Trümmer. Vor den verkohlten Balken hatte sein Pferd gescheut und er war wie ein Verfluchter fortgejagt von der Unglücksstätte, in unbestimmter Angst um seine Geliebten. Jetzt saß er lautlos in dem Lehnstuhl und starrte in einen Winkel des Zimmers, bis die Matrone vor ihn trat und mit ihrer tieftönenden Stimme seine Hand erfassend frug: „Kommst Du aus dem Grabe, Oedön? Bist Du nur der ruhelose Schatten meines Sohnes? Oder haben sie Dir den Verstand verwirrt? So rede doch! Ich bin Frau Mariska, ich bin eine Szeklerin und die da sind alte Freunde. — Rede doch, mein Sohn, Du bist jetzt unter Christenmenschen!" — Oedön hielt ihre Hand fest und sagte tonlos: „Ich denke an Rache!" —

Centralisation und Decentralisation in Oestreich.

(Wien, Jasper, Hügel und Manz.)

Die kleine Broschüre, welche diesen Titel führt, ist ein Ereigniß für Oestreich. Ihr Verfasser, Baron von Andriani, dessen klarer und kräftiger Geist seit dem Jahre 1848 fest auf der Idee der Trennung Oestreichs von Deutschland gestanden hat, stellt sich durch diese Schrift an die Spitze einer großen und mächtigen Opposition in Oestreich, welche sich aus den besonnenen Föderalisten aller Landestheile bildet. Ihr gehört seit dem Sommer 1848 auch dieses Blatt an. Obgleich die Schrift nur die Ueberzeugungen eines einzelnen Staatsmannes aussprechen soll, so ist sie doch zugleich der Ausdruck einer Partei, welche durch die ausgesprochene

Ueberzeugung Andriani's ein Programm und ihren Operationsplan erhalten hat. Und da diese Partei die Notabilitäten des conservativen Ungarns, die verständigen Czechen, die deutschen Intelligenzen fast ohne Ausnahme in sich vereinigt, so ist ihr eine künftige parlamentarische Majorität gewiß, noch gewisser die Majorität der Volkswünsche; und da in ihrem Programm die einzige Möglichkeit einer dauernden Wiederherstellung des kranken Staates liegt, so muß ihr in einer nahen oder ferneren Zukunft auch die Herrschaft werden. Es hat lange gedauert, bis die Opposition gegen die gegenwärtige Regierung Oestreichs innern Halt und staatsmännische Sprache fand. Die Journale, vor Allem unsre geachteten Freunde, „Presse" und „Wanderer" erschienen als die einzigen thätigen und geschickten Vertreter einer Idee, von deren Realisirung in Oestreich fast noch mehr abhängt, als von einer Regelung der Finanzen. Erst in der letzten Zeit hat eine Annäherung der liberalen Czechen, welche in der „Union" ein neues Parteiblatt gewonnen haben, der conservativen Magyaren und deutschen Patrioten stattgefunden. Die Broschürenliteratur wurde ein Thermometer für das schnelle Wachsen dieser Bestrebungen. Die Schrift des Ungarn „Ueber Gleichberechtigung der Nationalitäten", eine ähnliche Abhandlung von Springer, und die Schrift von Andriani sind fast zu gleicher Zeit ausgegegeben worden, als gutes Zeichen einer bessern Zeit für Oestreich! Endlich eine Hoffnung, wenn auch eine ferne! endlich eine Kraft und männliche Ueberzeugung, welche im Stande ist, nicht nur niederzureißen, sondern aufzubauen! Die Grundsätze, welche Andriani ausspricht, sind: Festhalten der Verfassung vom 4. März, eine starke Centralgewalt, gemeinschaftliche Vertretung aller Kronländer auf einem östreichischen Reichstag; aber keine administrative Centralisation, kein allgemeines Gemeinde-, kein allgemeines Wahlgesetz. Die Regierung soll von der Centralgewalt in Wien ausgehen, die gesammte Administration soll den Statthaltern der einzelnen Kronländer, in Verbindung mit den Landtagen überlassen bleiben. Die Statthalter sind den Landtagen gegenüber verantwortlich. Legislation, Budget und vollziehende Gewalt der Kronländer neben der Legislation, dem Budget und dem Ministerium des Reichs. Von diesem Standpunkt aus bestimmt der Verfasser Competenz und Wirkungskreis der einzelnen Gewalten sehr genau, gibt die Veränderungen an, welche die bis jetzt erlassenen Organisationsverordnungen erfahren müssen und zeigt den Weg, auf welchem die Nation durch die Landtage der einzelnen Kronländer diese Veränderungen mit dem Ministerium oder gegen dasselbe durchzusetzen hat. In den nächsten Heften soll das Detail seines Programmes näher besprochen werden, es kommt zunächst darauf an, auf die hohe Bedeutung der Schrift aufmerksam zu machen; auch für Deutschland.

Vor Allem eine Bemerkung. Das Buch enthält den Plan eines weisen und erfahrenen Geschäftsmannes, der im Stande ist, ein Portefeuille zu übernehmen und seinen Plan auch zum Programm seines Ministeriums zu machen. Ein Ministe-

rinm Andriani wäre eine Regierung aus unserer Partei. Darum ist unsere Pflicht, der jetzigen Regierung gegenüber dies Programm in der Presse energisch und fortwährend zu vertreten, mag die Aussicht, durch unsere Führer in nächster Zukunft den Ministertisch zu besetzen, auch noch so gering sein. Es steht deshalb eine Kritik der einzelnen Bestimmungen seines Programms gar nicht in der ersten Reihe unsrer Verpflichtungen. Bei einem so schwierigen und complicirten Bau, wie die administrative Constituirung Oestreichs ist, werden bei aller Uebereinstimmung in der Hauptsache sich immer eine Menge von widersprechenden Wünschen und Ansichten in den Einzelheiten der Construction kund geben. Es wäre nicht gut, wenn die Presse diese Differenzen im Detail jetzt in den Vordergrund stellte, denn Alles muß uns daran liegen, die große Wirkung dieses Buches nicht zu schwächen. Aus mehr als einem Grunde drängt die Zeit zum raschen Entschluß, und einträchtiger Verbindung der verschiedenen Kronländer. Mögen unsere Czechischen Freunde, mögen die Ungarn bedenken, daß wir jetzt, wo wir in der Gefahr sind, Alles zu verlieren, nicht über einzelne Differenzen in den Ansichten hadern dürfen. Sehr richtig hat Andriani dargestellt, daß der erste, vielleicht der letzte Kampfplatz für unsere Partei die Landtage der einzelnen Kronländer sein müssen. Bevor diese zusammentreten, muß von den einflußreichen Mitgliedern derselben das Programm angenommen oder gemeinsam modifizirt und ein gemeinschaftliches Handeln verabredet sein. Bis jetzt ist die Schrift Andriani's die Ansicht eines Privatmannes, wie hoch wir denselben auch verehren mögen. Damit sie nützlich werde für den Staat, ist eine Verständigung unter den Deputirten der verschiedenen Kronländer nöthig. Das kann nur durch eine mündliche Besprechung und Verabredung geschehen. Während es so die nächste Pflicht der wahrscheinlichen Deputirten unserer Partei wird, mit Kritik in die Einzelnheiten des Entwurfes einzugehen und eine Vereinigung der Ansichten über denselben herbeizuführen, scheint mir zunächst die Aufgabe der befreundeten Zeitungen, eine solche Besprechung und Verständigung dadurch vorzubereiten, daß sie mit eben so viel Wärme als Haltung auf die Nothwendigkeit derselben fortwährend hinweisen. Das gilt von Deutschland so gut als von Oestreich, und unsere Freunde in Frankfurt, Cöln, Braunschweig, Bremen, Berlin u. s. w. können gegenwärtig unserer guten Sache kaum einen größeren Dienst erweisen, als wenn sie da, wo sie die hohe Wichtigkeit der Schrift von Andriani hervorheben, auch auf den Weg drängen, durch welchen das ausgesprochene Wort eines bedeutenden Mannes bedeutsam für die Entwickelung des Kaiserstaates werden kann.

Der letzte Theil der Schrift enthält die Ansichten des Verfassers über die Stellung Oestreichs zu Deutschland. Aus seinem Munde sind sie uns nicht neu, sie gewinnen aber eine neue Bedeutung dadurch, daß sie jetzt die Stimmungen der Majorität in Oestreich wiedergeben. Fast die gesammte Intelligenz des Kaiserstaates, die große Mehrzahl der selbstständigen Menschen, welche gesunde

egoistische Interessen vertreten, sind entschieden kleindeutsch in unserm Sinne, das heißt, sie haben erkannt, daß eine deutsche Union und Oestreich als freie Verbündete nebeneinander stehen müssen, und daß von einer kräftigen Consolidirung der deutschen Union auch die Genesung Oestreichs abhängt. Die großdeutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg ist jetzt in Oestreich unpopulär, und die Trauer über die Schwäche der preußischen Politik ist bei den östreichischen Patrioten nicht geringer, als in den Staaten der Union.

Andriani sagt am Schlusse seines Buches:

Was keinen Platz findet in dem entwickelten Systeme und eben so wenig in der Verfassung vom 4. März, das ist das Hinüberschielen nach Deutschland — das künstliche Grünähren schwarzrothgoldner Träume in Deutschösterreich, welche nicht realisirt werden können, nicht realisirt werden dürfen, wenn Oestreich ein einiges selbstständiges Reich bleiben soll. — Soll es dieses bleiben, so darf es weder seine gesetzgebende Gewalt, noch seine exekutive, und wäre es auch nur zum allerkleinsten Theile, in fremde Hände geben, und den Schwerpunkt des Reiches außerhalb Oestreich verlegen. Beides aber geschieht, sobald ein Bundesdirektorium, eine Bundeskommission ꝛc. in Oestreich auch nur die geringste imperative oder vollziehende Gewalt hat — sobald einer aus Oestreichern und Nichtöstreichern zusammengesetzten Versammlung (mag diese nun auf was immer für einem Wege gebildet sein, auf direktem durch Volkswahlen, auf indirektem durch Ausschüsse der verschiedenen Abgeordnetenkammern, oder sonst wie immer) irgend eine legislative Gewalt in Oestreich eingeräumt wird. — Die Bundesacte von 1815, nach welcher Bundesbeschlüsse ipso facto im ganzen Bundesgebiete, also auch in den österreichischen Bundesländern Gesetzeskraft hatten, ist heutzutage für Oestreich eben so unmöglich als die Frankfurter Verfassung, das Drei- und in jüngster Zeit das Vierkönigsbündniß; denn eine jede dieser Aufstellungen spaltet die vollziehende Gewalt in Oestreich, *welche allein und untheilbar in dem Kaiser von Oestreich ruhen muß* — spaltet die gesetzgebende Gewalt, *welche allein untheilbar dem Kaiser im Vereine mit dem östreichischen Reichstage und den östreichischen Kronlandtagen zustehen muß.* — Es ist kein Paradoxon, sondern volle Wahrheit, daß der Kaiser von Oestreich bis zum 4. März 1849 in den deutsch-östreichischen Ländern *nicht souverän* war, denn er stand unter dem Bundestage — Bundesbeschlüsse *mußten* in Deutsch-Oestreich vollzogen werden.

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben die Bundesverfassung umgestürzt, und Oestreich für seinen Theil hat mit der Verfassung vom 4. März die Bundesakte zerrissen — es konnte nicht anders kommen, und hätte es auch keine deutsche Revolution im Jahre 1848 gegeben, sobald Oestreich ein einheitlicher, daher in allen seinen Theilen souveräner Staat werden wollte — und es *mußte* dieses wollen.

An die Stelle dieses staatsrechtlichen Bundes von 1815, welcher nunmehr und für immer zerrissen ist, ist es nun die Aufgabe unserer Regierung, mit Deutschland einen möglichst engen völkerrechtlichen Bund zu schließen.

Einigung in materiellen Fragen, militärische Uebereinkommen, Offensiv- und Defensiv-Bündnisse ꝛc. werden immer und überall im Prinzipe als annehmbar und wünschenswerth erscheinen. — Zollkongresse, gemeinschaftliche Berathungen über spezielle Fragen ꝛc. werden im beiderseitigen Interesse Beifall und Anklang finden — jedoch immer nur so lange, als sie blos vorberathend ohne irgend eine imperative Befugniß, daher eigentlich nichts anderes als vorbereitende, begutachtende Kommissionen sein werden.

So sehr ich es im Interesse des europäischen Friedens wünschen muß, daß den deutschen Einheitsbestrebungen vernünftige Rechnung getragen, und damit endlich die Revolution geschlossen werden möge, so sehr ich eben deswegen alles dasjenige bedauere und mißbillige, was darauf hinausgeht, diese Bestrebungen zu vereiteln und Deutschlands Zerstückelung zu verewigen, eben so sehr muß ich im östreichischen Interesse wünschen, daß man nicht aus kurzsichtiger Schlauheit, oder aus traditionellen Sympathieen in Oestreichs Namen Zugeständnisse mache, welche Oestreich, will es anders Oestreich bleiben, nie erfüllen kann noch wird.

Es liegt in Oestreichs Interesse, daß sich Deutschland einig und kräftig konstituire, aber auch eben so sehr, daß es sich mit diesem neuen Deutschland auf einen klaren Fuß setze, wodurch allein Reibung und Feindschaft vermieden werden kann; dieser aber ist einzig und allein der eines innigen völkerrechtlichen Verhältnisses. Mit frommen Wünschen und sentimentalen Anschauungen regiert man nicht — am allerwenigsten in Zeiten wie die unsrigen sind.

Die Grenzboten und die kaiserliche Regierung.

Seit die gegenwärtige Redaktion der Grenzboten besteht, verficht unsere Wochenschrift die leitenden Grundsätze des Programms, welches Andriani aufgestellt hat: Politische Trennung des Kaiserstaats von den deutschen Staatenbildungen, föderative Organisation des östreichischen Staats mit einer starken Reichsregierung, und ein völkerrechtliches Bündniß zwischen Oestreich und dem deutschen Bundesstaat. Für diese Prinzipien, von deren consequenter Durchführung uns alles politische Heil Oestreichs und Deutschlands abzuhängen scheint, haben wir uns im Jahre 48 mit der großdeutschen Demokratie Wiens herumgeschlagen, und im Jahre 49 gegen das Ministerium Schwarzenberg gekämpft, welches seit der Auflösung des Reichstags von Kremsier allmälig von dem Boden seines eigenen Programms, welches den Ueberzeugungen unseres Blattes sehr nahe stand, herunter gedrängt und zu einer Reihe von unerhörten und höchst gefährlichen Maßregeln getrieben worden ist, welche jetzt wie ein Netz die unheiligen Häupter umstricken und von den Ministersesseln herabziehen. Wir stehen in Waffen gegen das Ministerium, weil wir hinter den revolutionären und unsittlichen Maßregeln desselben einen Abgrund gähnen sehen, der mehr verschlingen wird, als die Personen der Minister. Seit jenem Schwindler Law hat es kein unsolideres, Treu und Ehrlichkeit mehr vernichtendes Verfahren gegeben, als die Finanzoperationen der kaiserlichen Regierung sind; seit dem dreißigjährigen Kriege keine so gesetzlose und tyrannische Soldatenherrschaft, als jetzt auf den meisten Provinzen des Staates liegt; seit den Organisationsplänen der französischen Revolution kein so gefährliches Spiel mit papiernen Gesetzentwürfen und unausführbaren Organisationsplänen. Das Elend, welches durch alle diese Maßregeln in den Kaiserstaat hereingeschleppt worden ist, beginnt jetzt auch dem Kurzsichtigen klar zu werden. Und wer den Staat liebt, und seine Existenz für etwas Nützliches und Großes hält, der hat die ernste Pflicht, dagegen aufzutreten, ohne Schonung und ohne Furcht. Außer der blöden oder vertrauenden Masse, welche Jedem folgt, der die Macht in Händen hat, besitzt die gegenwärtige Regierung Oestreichs in den Gränzen des Reiches nur eine Klasse von Verbündeten, die demokratischen Pessimisten, welche mit kaltem Lächeln zusehen, wie der Staat der Habsburger zu Grunde geht. Glücklicherweise ist diese Partei in Oestreich weniger zahlreich, als in andern Staaten. Unsere Partei aber, die man in Deutschland mit vieldeutigem Wort die liberale nennt, ist jetzt in und für Oestreich die conservirende; sie will die Redlichkeit conserviren, das Gesetz, das kaiserliche Wort, das Leben der Provinzen, weil nur durch die Conservirung von alle dem der Bestand des kaiserlichen Staates möglich wird. Und die das nicht wollen, oder richtiger gesagt, die das nicht mehr können, auch wenn sie wollen, das sind die gegenwärtigen Regenten des Staats, die Generäle und das Ministerium Schwarzenberg. Und in diesem Sinne

sind die Grenzboten conservativ, die Generäle aber und das Ministerium arbeiten für den Radicalismus und Communismus.

Wir haben ein Recht gewonnen, dies grade jetzt mit Nachdruck auszusprechen, die kaiserliche Regierung selbst hat uns Veranlassung dazu gegeben. Schon längst hatten die Generäle die Lectüre der Grenzboten fast überall, wo der Belagerungszustand herrschte: in Wien, in Galizien, in Ungarn, sogar in Triest auf eigene Hand verboten. Herr von Welden hat sogar arme Schelme, Kellner u. s. w., welche die Wochenschrift ausgelegt hatten, bevor diese durch irgend eine obrigkeitliche Publication verboten war, mit Gefängnißstrafe belegt und die kleinern Regierungsblätter sind emsig bemüht gewesen, uns als einen Abgrund von sittenlosem Communismus in finsterer Schwärze abzumalen; wir haben keinen Grund gehabt, darüber Worte zu machen. Es war nicht mehr als natürlich, daß auch die Grenzboten ihren Antheil an den Verdächtigungen, Verfolgungen und dem Schaden zu tragen hatten, welcher seit einem Jahr, seit Stadions Austritt, die Partei der liberalen Patrioten getroffen hat, es war leicht, die Maßregeln der tapfern Generäle zu übersehen, deren menschliche Bildung grade hinreichend war, uns mißzuverstehen, und die loyalen Federn zu ignoriren, welche fast sämmtlich ihre Dinte schon im Jahre 1848 gegen uns gespritzt hatten, damals freilich, weil wir zu conservativ waren. Wir haben das Glück gehabt, seit zwei Jahren fest auf demselben Princip zu stehen und unsere Ueberzeugung ehrlich aussprechen zu dürfen, während die Generäle im Jahr 1848 mit den liberalen Elementen schön thun, der unglückliche Latour sogar die Ungarn und den Reichstag belügen mußte; während der größte Theil der Journalisten, welche jetzt für das Ministerium schreiben, damals demokratischen Unsinn gegen die Regierung in das Volk schleuderte.

Jetzt aber hat die gegenwärtige Regierung des Kaiserstaats einen officiellen Schritt gegen unser Blatt gethan, welcher so charakteristisch für sie, und bei uns in Deutschland so auffällig ist, daß wir die Verpflichtung fühlen, ihn bekannt zu machen.

Seit Jahren ist Herr Jakob Kaufmann aus Böhmen Mitarbeiter des Blattes. Sein grader Sinn, seine schalkhafte Laune und sein eleganter Stil werden ihn vielen unserer Leser werth gemacht haben, uns war er ein treuer Gehilfe bei dem technischen Theil der Redaktion und ein liebenswürdiger, zuverlässiger Freund. Ueberall, wo er persönlich bekannt ist, — und das ganze literarische Oestreich kennt ihn — werden ihm die Prädikate eines edlen, warmherzigen Menschen, der eine seltene Harmlosigkeit und eine sehr uneigennützige Liebe zu seinen Mitmenschen besitzt, gern zugestanden werden. Er lebte hier in Leipzig auf Grund eines östreichischen Passes, welcher bis zum Oktober dieses Jahres giltig ist. Da wurde durch die östreichische Gesandtschaft in Dresden an die sächsische Regierung die Forderung gestellt, ihn wegen aufreizender Artikel in den Grenzboten polizeilich auszuweisen und mit Zwangsvisum in seinem Paß

nach Wien zu senden. Die sächsische Regierung verfügte über ihn, ohne Rücksicht darauf, daß er bis zum Oktober mit einer hiesigen Firma, unserer Buchhandlung, in einem Contraktsverhältniß stand, dessen plötzliche Lösung vor der Zeit nicht ohne Verluste für sächsische Bürger sein konnte. Er wurde ausgewiesen. —

Wenn gegen Herrn Kaufmann in Oestreich ein kriminalrechtliches Verfahren eingeleitet gewesen wäre, so war die kaiserliche Regierung auf Grund der bestehenden Verträge vollkommen berechtigt, ihn zurückzufordern, und die sächsische verpflichtet, ihn auszuliefern. So aber stand die Sache nicht.

Es geschah die Ausweisung eines besonnenen gemäßigten Mannes, welcher hier allgemein geachtet wurde, nicht auf Requisition einer Gerichtsbehörde, sondern in Folge der Forderung eines Ministers, oder Weldens, oder gar der Umgebung des Kaisers, und der Grund der Ausweisung war, daß Herr Kaufmann durch seine Anwesenheit in Leipzig, d. h. seine Thätigkeit bei den Grenzboten der fremden Regierung unbequem geworden war. Man beseitigt ihn, indem man ihn in das Land zurückzieht, vielleicht in ein Gefängniß setzt, vielleicht auch nicht, je nachdem grade der Humor der Gewalt ist.

Unter diesen Verhältnissen war die sächsische Regierung *nicht* verpflichtet, unsern Fremd auszuweisen, und die östreichischen Minister hatten kein Recht, einen Bürger des Kaiserstaats zurückzufordern; ihr Recht war in diesem Fall *höchstens*, ihm im October seinen Paß nicht zu prolongiren, und dadurch seine Rückkehr zu bewirken. In Berlin, wo man als Fremder keineswegs übermäßig sicher vor polizeilicher Ausweisung ist, wenn das eigene Interesse der Regierung eine solche wünschenswerth erscheinen läßt, wird doch ein solches Verlangen der fremden Regierungen, mit welchen die preußische zur Zeit in Kartell steht, entschieden zurückgewiesen. Und doch hatte Sachsen bis jetzt mehr Grund, mit der Humanität und der toleranten Praxis seiner Verwaltungsbehörden zufrieden zu sein, als sein größerer Nachbar.

Daß die Ausweisung einen Unschuldigen getroffen, daß Herr Kaufmann gar nicht Verfasser der wahrscheinlicherweise anstößigen Artikel gewesen ist, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Wenn nun das Verlangen der östreichischen Regierung ein Akt ungeschickter und nutzloser Tyrannei war, so kann man doch fragen, wozu die Klage darüber? Wo durch falsche Maßregeln der Regierung das Eigenthum von Millionen, das Leben von Tausenden geschädigt und zerstört wird, was liegt da viel an der polizeilichen Assentirung eines Einzelnen? Uns liegt daran. Wir haben es zu einer Aufgabe unseres Lebens gemacht, die Idee einer gesunden und vernünftigen Organisation des Kaiserstaats zu verfechten; aber in einem Punkt sind wir keine Oestreicher. Wir haben nicht gelernt, Unrecht schweigend zu ertragen; und für die — nicht allzuwürdige — Maßregel des Hasses, welche der kaiserlichen Regierung gegen uns beliebt hat, werden wir die Rache nehmen, welche wir für würdig halten.

Wir werden fortfahren, die gegenwärtige Lage Oestreichs, so wie sie in Wahrheit ist, darzustellen, die Männer, welche jetzt regieren, und ihre Handlungen zu beurtheilen und der trostlosen Gegenwart des Staats das praktische Ideal eines verjüngten und kräftigern Oestreichs vorzuhalten. Unsere Absicht ist, das durchsetzen zu helfen, was dem Kaiserstaat die einzige Möglichkeit einer gesicherten Zukunft gibt:

Daß ein Ende gemacht werde mit der administrativen Herrschaft der commandirenden Generäle; daß das Ministerium Schwarzenberg einem andern Platz mache, welches den Staat nach den Grundsätzen des Programms von Andriani organisirt.

Beide Forderungen wird unsere Partei durchsetzen, aber Schweres wird Oestreich und wir alle bis dahin noch tragen müssen; zunächst wahrscheinlich ein Ministerium von reinen Hochtorys.

Aus Prag.

26. April 1850.

Die Bäume grünen wieder! noch vierzehn Tage, und ein Jahr ist um, seit man das ernste Prag, das seit dem Jahre 1620 ernst geblieben, dem Kriegsgesetze ungesetzlich unterwarf, und doch ist in unseren trostlosen Zuständen keine Aenderung eingetreten, es wäre denn, daß sie noch mißlicher, noch hoffnungsloser wurden, als sie das im Jahre 1849 gewesen, als die Bäume wieder grünten.

Ach, unsere Hoffnungen grünen nicht! Einer Schädelstätte gestorbener Hoffnungen, erstickter Wünsche, zertretener Rechte gleicht unser schönes Vaterland, es siehet einer russisch grünen Zukunft entgegen. Die Willkür wird täglich kühner, und wirthschaftet provisorisch in einer Weise, welche allgemach auch die Gutgesinnten stutzig macht und zu der Ansicht bringt, es dürften die ihnen so verhaßten Reichstagsdeputirten am Ende dennoch Recht gehabt haben.

Was Maria Theresia, was Joseph der unsterbliche liberale Despot, dem Papismus abgerungen, gibt das Ministerium heute preis, hebet das placetum regium auf, macht nicht die katholische Kirche, wohl aber die Hierarchen frei, überantwortet den niedern Clerus ihrer Allmacht und Willkür, öffnet papistisch-pfäffischem Umtrieb Thür und Thor, welcher sich demnächst der malkontenten Partei des Hochadels verbünden und die Freiheitselemente Oestreichs ersticken soll.

Die Presse der Hauptstädte wird geknebelt, die Hierarchen aber macht man frei, und ist jesuitisch kühn genug, uns zu sagen, in einem Staate, wo heute alles frei geworden sei, müsse es die Kirche — ? ebenfalls frei sein, das liege in der Consequenz.

Das kaiserliche Dekret, ohne Gegenzeichnung eines Ministers, lautet ganz definitiv, womit uns angedeutet werden soll, diese Frage gehöre gar nicht in das constitutionelle Bereich, ihre Entscheidung sei ein Prärogativ der Krone. Diese entsetzliche Maßregel, welche Oestreich um ein Jahrhundert zurückwirft, ist — so meint man

— keine provisorische, Oestreich soll definitiv zur Spelunke der Finsterniß werden, und diese Maßregel bevorwortet der Minister des Cultus, Leo Thun, in einem gleißenden unterthänigsten Vortrage an den Kaiser! Er wagt es im Jahre 1850 mit täppischer Hand anzutasten und niederzureißen, was Joseph aufgerichtet! Man ist hier im Innersten empört über diese Nachgiebigkeit, uns tröstet nicht die Ueberzeugung, daß dieser Schritt zu Folgen führen werde, ganz entgegengesetzt den landesverrätherischen Wünschen und boshaften Berechnungen seiner Urheber. Man halte ja die Pietät gegen Rom nicht für festgewurzelt bei unseren böhmischen Katholiken; das böhmische Volk hat nicht vergessen, daß Schergen Ferdinands des zweiten uns die Abhängigkeit von Rom wieder aufgezwungen, unsere Voreltern mit Hunden in die Kirche gehetzt, unsere protestantischen Bethäuser mit frevelnder Hand niedergerissen, niedergebrannt, zu Pferdeställen umgewandelt haben; man vergesse nicht, daß das Hussitenthum in Böhmen nicht gestorben ist, daß es blos geschlafen hat, und selbst vor jener geradezu wahnsinnigen Maßregel zu erwachen begann. Restituirt ihm die ultramontane Allmacht, nun so wundert euch nicht, wenn das Volk das alte Rüstzeug fanatischer Nothwehr wieder hervorsucht und euch bekämpft mit seinen Waffen. Ein Schrei des Unwillens, der Erbitterung tönt durch das Land von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und unberechenbar sind die Folgen. Den niederen Clerus machtet ihr zum bittersten Feinde des Bestehenden und liefertet damit ein mächtig Contingent dem oppositionellen, wo nicht dem revolutionären Lager. Allmählig gehen auch den Blödesten die Augen auf, auch diese ahnen heute, was andere schon am 7 März 1849 erkannt, daß man ganz zurück will kehren in die alte Zeit, daß man die Restauration des achtzehnten Jahrhunderts, wo nicht eines früheren, vollständig machen möchte. Nun denn, es sei darum! wir nehmen den Kampf an in Böhmen mit der pfäffischen Finsterniß, denn wir sind auf diesem Kampfreviere des Sieges gewiß.

Oestreich ist kein constitutioneller Staat. China wird bald ein Musterstaat gegen uns zu nennen sein, und theilnehmend reibt wohl der weiße Czar sich die Hände, sieht er, wohin seine Protection das gehaßte Oestreich gebracht, und blickt hoffend auf Ungarn und die südslavischen Lande als sichere Beute des nächsten Sprunges, den der Eisbär machen wird.

So weit hat Fürst Schwarzenberg das schöne Oestreich gebracht, oder bringen lassen, denn wir haben Beweise, daß selbst Schwarzenberg der für allmächtig geltende, nicht alles billigt was heute geschieht. Sein eigenes Reaktionswerk ist ihm über den Kopf gewachsen, der reissende Strom der Contrevolution reißt ihn mit sich fort, er hat die Dämme der Finsterniß, des Henkergelüstens herauf beschworen, die er heute als ungeschickter Zauberlehrling nicht mehr zu bannen weiß, da er die Zauberformel zu lernen vergaß.

Deutschland gehet seinen Weg trotz der papiernen Gegenprojekte Oestreichs, die in der Geburt ersticken und sich als Mißgeburten ergeben, die östreichischen Finanzen und der Völker Erbitterung weisen den Premier darauf an, in bloßem Notenwechsel kleine diplomatische Donnerwetter zu veranstalten, welche niemand fürchtet. Lord Palmerston lacht tückisch darüber jenseit des Kanals so oft sein Stichblatt sich tüchtig blamirt.

Kürzlich sind wir durch die Plauderhaftigkeit des guten alten Generals Grafen Khevenhüller, derzeit abgelöseten Zwingherrn Prags, hinter mancherlei kleine Geheimnisse gekommen, und sind überzeugt Fürst Felix Schwarzenberg zahlte uns gern ein

nahmhaftes Honorar in Papiervaluta, erzählten wir die Sache nicht weiter. Was Oestreich von seiner Soldateska und ihren Generalen zu erwarten hat, ergibt sich wohl aus den verbürgten Aeußerungen Khevenhiller über die Minister.

Mit komischem Entsetzen erzählt dieser General Franz Salesius Graf Khevenhiller, 68 Jahr alt, Generalfeldzeugmeister und Malteserordensgroßprior, seiner Umgebung: Fürst Felix Schwarzenberg sei gar nicht wieder zu erkennen, er sei durch und durch Demokrat geworden!! Lache nicht mein Deutschland, es ist blanke, tragikomische Wahrheit; verglichen mit einem östreichischen Generalfeldzeugmeister ist Fürst Felix Schwarzenberg ein kompletter Demokrat, mit einem Urwaldsbart und hochrothen Ansichten. Diesem Kriegsmanne machte der Demokrat Schwarzenberg bittere Vorwürfe darüber, daß die östreichische Generalität das Ministerium immer fort hemme und hindere im fortschrittlichen Beginnen, der Demokrat Schwarzenberg sprach sich dahin aus, die Demokratie Oestreichs sei dermalen ruhig und friedselig und wolle nur den vernünftigen Fortschritt, heut aber sei es die Generalität, das Prätorianerthum, in welchem der Ministerrath seinen Widersacher zu bekämpfen habe. Wir dächten, das Mittel zum Siege über diese wäre in dem Finanzminister gefunden, wenn dieser den Generalen kein Geld mehr auf buntfarbigem Papiere drucken läßt. Fürst Schwarzenberg scheint also bei Oestreichs eigentlichen Herrschern, den Generalen in Ungnade gefallen, nicht so Minister Alexander Bach, diesem stellte der gute Khevenhiller, — das rühmlichste Zeugniß aus, dieser Mann gefällt ihm ganz und gar, mit diesem so meint er wäre auch was zu machen, von diesem viel zu hoffen, nur eines hat General Khevenhiller beklagt: wie schade, rief er aus, daß Minister Bach bei so trefflichen Eigenschaften, nicht Graf oder doch mindestens Baron ist.!! Wir hätten nicht gedacht mit dem alten General jemals einerlei Meinung sein zu können, auch wir rufen in schmerzlicher Erbitterung, aus, welcher Schimpf für uns, daß Dr. Alexander Bach nicht Graf ist oder doch Baron! h . . . s.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Vor und nach dem März. Berliner Skizzen von Hermann Lessing. Berlin, G. Hempel. — Gesammelte Aufsätze aus den letzten drei Jahren, die wahrscheinlich schon einmal in irgend einer Zeitschrift abgedruckt sind. Die Revolution vom Standpunkt des berliner Witzes aus betrachtet. Eine sehr unerfreuliche Lectüre, trotz des sehr großen Talentes, das sich in diesem Büchlein ausspricht, denn es steht nicht vereinzelt da, sondern gehört zu einer ganzen Gattung der neuern deutschen Literatur, die in Jean Paul ihre erste Quelle, in Börne ihren bedeutendsten Träger findet. Der Witz, als Leitton eines literarischen Werkes korrumpirt die Sprache, die Anschauung, die Gesinnung; denn über dem Haschen nach Contrasten, die er zu irgend einem komischen oder sentimentalen Effect combinirt, verliert er den Sinn für die Totalität und das Verständniß desselben. Zuletzt verliert er sich in seine Sticheleien, seine Anspielungen so vollständig, daß man ihn ohne einen weitläufigen Commentar nicht mehr verstehen kann, und daß man selbst mit diesem Commentar zur Hand, die Pointe nicht mehr

herausfindet.. In flüchtigen Aphorismen hingeworfen, sieht er noch am besten aus; der Kladderadatsch ist seine klassische Form. Man mag einer Partei angehören, welcher man will, man muß über die schnurrigen Einfälle lachen. Wird dergleichen aber weiter ausgeführt, so tritt die Empfindung der Leere auf eine sehr unangenehme Weise hervor. So werden in dem ersten Aufsatz zwei aufeinanderfolgende Beschlüsse der berliner Stadtverordneten, von denen der eine die Frauen von der Zuhörertribüne der Stadtverordneten ausschloß, der andere nur verheirathete Stadträthe dulden wollte, mit einander combinirt, und zu ergötzlicher Mosaikarbeit verwerthet. Man muß fortwährend lachen, denn die Witze sind wirklich gut, (obgleich auch solche vorkommen: Stadtrath und Heirat sind heterogene Dinge u. s. w.) aber das Lachen wird zuletzt ein krampfhaftes und ermüdet sehr.

Dieser souveräne Witz, der mit den Gegenständen spielt und tändelt, indem er sie zu kritisiren scheint, ist nun durch Börne in die sehr bedenkliche und seiner Natur ganz widersprechende Richtung getrieben, daß er auf das Gefühl wirken soll. Er geht auf sentimentale und pathetische Stichwörter aus. Börne hat auf die deutsche Jugend den schädlichsten Einfluß ausgeübt. Seine Angriffe gegen das Bestehende waren leicht faßlich, denn sie bezogen sich, wie der Witz überhaupt, auf den einfachen Gegensatz; sie enthielten die Kunst, durch einige Formeln, denen man mit leichter Mühe in ein Paar Tagen Herr werden konnte, über alles Detail der Staatswissenschaft hinaus zu sein. Sie haben jenen stofflosen Radicalismus hervorgebracht, der das Unglück unserer Revolution war, der ebenso ohnmächtig ist, als anmaßend, weil er auf die Verneinung beschränkt ist, und sich nur wiederholen kann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser souveräne Witz, wenn er sich in das Gebiet der Politik verliert, auf Seite der Demokratie tritt, und daß die Partei, der es um Vermittelung der Gegensätze, der es um den positiven Staat zu thun ist, von seinen Angriffen am meisten getroffen wird. Denn er bewegt sich im Unbedingten, und für das Unbedingte hat das reale Staatsleben keinen Raum. Der unbedingte Absolutismus theilt mit ihm zwar die Neigung, aber nicht die Universalität, denn seine Götzen sind zu bestimmt, und in ihrer Erscheinung zu handgreiflich, als daß er sich zu ihnen frei verhalten könnte: der bestimmte König, die wirkliche Kirche u. s. w. Ueberall die Gefahr einer Gotteslästerung. Die Demokratie hält ihre Götzen im Allgemeinen, sie kann blasphemiren nach Herzenslust, und findet dann doch eine Formel, sich mit ihrem Gewissen zu versöhnen. Auf der einen Seite faßt sie z. B. ihren Götzen „Volk" als Collectivbegriff zusammen, und weiß sich dann vor Rührung und Begeisterung gar nicht zu lassen; das Volk ist groß, stark, heilig, weise, unfehlbar, souverän u. s. w.; auf der andern analysirt sie ihn, und findet mit demselben Behagen, daß lauter Lumpe, Spitzbuben, Memmen sie umgeben. Ihr Witz sättigt sich an dem einen wie an dem andern, und die linke Hand weiß nicht, was die rechte thut. — Es ist aber Zeit, wenn das Volk in das wirkliche Staatsleben eingreifen will, was es bisher trotz seiner Prahlereien, trotz der Lobhudeleien, die seine Gönner und Leiter an ihm verschwendet haben, noch nicht gethan hat, daß es aufhört, im Kladderadatsch das Evangelium seiner politischen Weisheit zu suchen, daß es zunächst irgend ein ABC-Buch der Politik zur Hand nimmt, in dem ihm gelehrt wird, was die Begriffe eigentlich bedeuten, mit denen es so leichtsinnig umspringt. Es wird dann aufhören, seine Unthätigkeit mit der unbestimmten Hoffnung einer neuen Revolution, d. h. eines Deus ex machina, zu

beschönigen, der durch ein Wunder das Reich der ewigen Gerechtigkeit auf Erden herstellen soll; es wird sich überzeugen, daß, wenn etwas Nützliches gefördert werden soll, der Bürger unmittelbar und in den gegebenen Verhältnissen Hand anlegen muß.

Die preußische Revolution. Von Adolph Stohr. Oldenburg, Stalling. Bis jetzt drei Hefte. — Eine kurzgefaßte, chronologisch geordnete Zusammenstellung der Thatsachen, in denen wir mit unserm Wohl und Wehe verflochten sind, hat immer ihr Verdienst. Der Verfasser gibt sich Mühe, unparteiisch zu sein, er gehört zu den gemäßigten Radicalen. Es ist ihm aber nicht gelungen, die wechselnden Stimmungen, in die wir alle durch die überwältigenden Ereignisse versetzt worden sind, zu überwinden und nach einem einheitlichen Princip zu verarbeiten. Wie es natürlich ist, kommt auch in dieser Darstellung unsere Partei nicht besonders weg. — Ich erlaube mir, an diesen Umstand einige Bemerkungen über die Stellung unserer Partei zu knüpfen.

Wir wollen mit unsern Gegnern nicht rechten über den Tadel, den sie über unsere Vergangenheit aussprechen, wir wollen ihnen vielmehr danken, wo wir etwas daraus lernen können. Es liegt in unserm eigenen Interesse, uns unser Sündenregister so lebendig als möglich vor die Augen zu halten. Es ist von unserer Partei in Frankfurt und namentlich in Berlin vielerlei gethan und vielerlei unterlassen worden, was unsere Sache nicht gefördert hat. Es haben sich in diesen Tagen so manche Persönlichkeiten abgenutzt, auf die wir sonst mit Respect und Zuneigung zu blicken gewohnt waren, und wir sind in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt worden, durch ein Bündniß mit einer uns feindlichen Partei unseren freien Gang, wenn auch nur vorübergehend, zu binden.

So lange man noch von den Traditionen des März 48, des November 48 und des Mai 49 zehrt, haben die Absolutisten und die Demokraten eine bequemere Stellung als wir. Sie drohen einander, aber machen sich gegenseitig Complimente und rechts das herrliche Heer, links die Barrikaden hören nicht auf, der Phantasie eine gemüthliche Befriedigung zu geben. Wir, die wir nicht auf den Barrikaden gewesen sind, und eben so wenig über die preußischen Bajonnette zu verfügen hatten, wir können diesen Renommistereien nichts entgegensetzen.

Allein für die Zukunft haben wir bessere Aussichten. Die eintönige Wiederholung der nämlichen Phrasen wird zuletzt die Nation langweilen, das krankhafte Gelüst nach einer neuen zwecklosen Schlägerei, einem neuen Aufreißen des Straßenpflasters und einer neuen Vergeudung von Pulver und Blei, wird endlich den realen Bedürfnissen der Cultur Raum geben müssen, und dann wird man nicht die „unbedingten" Politiker zu Rathe ziehn, weil diese über alle Fragen, die über die Guillotine und den Galgen hinausgehen, keine Auskunft mehr geben können, man wird sich vielmehr an die „Professoren" wenden müssen, die davon etwas verstehen, weil sie etwas gelernt haben.

Ein ebenso wesentlicher Vorzug unserer Partei vor der demokratischen ist der Umstand, daß wir von unsern Führern nicht abhängig sind. Die Demokratie, so sehr sie sich auf das Volk beruft, ist nicht vom Volk ausgegangen, sondern von den Demagogen, und fällt mit diesen zusammen. Sie konnte nicht vom Volk ausgehen, weil in dem specifischen Volk, im souveränen Volk der Barrikaden, keine Einsicht in Staatsverhältnisse vorhanden ist. Die Absolutisten berufen sich mit demselben Recht auf das

Volk. Der Einfluß der lärmenden Propheten auf die Masse hört auf, sobald das Fieber der Bewegung aufhört, und durch die künstliche Unthätigkeit ihres passiven Widerstandes haben die Demokraten nach Kräften dazu beigetragen, das Eintreten dieses Zeitpunktes zu beschleunigen.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Männer, welche bisher durch wunderliche Verwickelungen veranlaßt wurden, der Demokratie zu dienen, nun überhaupt keine Zukunft mehr haben sollten. Talente, wie Unruh, Rodbertus, Kirchmann u. s. w. werden sich überall geltend machen, ja sie werden erst dann anfangen, die ihnen gebührende Stellung einzunehmen, sobald sie aus der stofflosen Verneinung herausgehn, und ein bestimmtes Interesse vertreten, sobald sie also mehr oder minder in unsern Kreis eintreten.

Unsere Partei ruht auf breiterer Grundlage als die demokratische. Wir können uns freilich nicht auf das souveräne Volk berufen, wohl aber auf denjenigen Theil des Volkes, der nach eigener Einsicht und nach eigenem Plan selbstständige Interessen verfolgt, und durch diese Interessen fortwährend darauf hingewiesen ist, auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staats eine gespannte Aufmerksamkeit zu richten, d. h. auf die **Bourgeoisie.** Wir adoptiren diesen Ausdruck unserer Gegner mit vollem Bewußtsein.

Alle Interessen der Bourgeoisie, so sehr sie scheinbar auseinander gehen, laufen mit ihren Endfäden in Einen Punkt zusammen: auf die Herstellung eines geordneten und freien Staatswesens in Deutschland, das von fremden Einflüssen unabhängig und befähigt ist, seinen Interessen im Ausland Ausdruck und Geltung zu verschaffen.

Die Herstellung eines constitutionellen Bundesstaats, unter dem Schutz des tüchtigen preußischen Militärsystems, mit Trennung von Oestreich, das durch seine Lage auf einen andern Weg gewiesen ist, ergibt sich als der nothwendige Ausdruck dieses Bedürfnisses. Es ist nicht, wie unsere Gegner uns Schuld geben, eine Partei von Intriguanten, die diese Formel erfunden hat; die Männer von Gotha wie die Urheber dieses Bündnisses vom 26. Mai sind vielmehr wider ihren Willen durch den Drang der Umstände in diese Bahn getrieben.

Im Einzelnen kann diese Formel sich ändern. Wir achten die Männer von Gotha, aber wir identificiren uns nicht mit ihnen. Bei uns geht die Sache weit über die Personen hinaus. — Wir können auch nur darüber lächeln, wenn man vorgibt, Erfurt sei die letzte Möglichkeit des Gelingens. In Erfurt sind wir noch abhängig von den Launen derer, die augenblicklich die Macht in Händen haben; es ist möglich, daß schon jetzt die allen Menschen immanente Vernunft diese Launen überwältigt, es ist aber auch möglich, daß es noch nicht geschieht. Dann bekommen wir — ein neues Erfurt.

An Rodomontaden können wir mit unsern Gegnern nicht wetteifern. Aber auf die Dauer entscheidet in der Politik auch nicht die Energie des Einfalls, sondern die unbezwingliche Zähigkeit des Willens. Wenn wir den nicht eilfertigen, aber unermüdlichen Fortschritt verfolgen, den unsere Ansicht bei alten selbstständigen Männern gemacht hat — die beste und vielleicht die einzige Errungenschaft unserer Revolution — so können wir über die Zukunft unserer Partei außer Sorgen sein. In Kurzem wird die gesammte Bourgeoisie das kleindeutsche Princip vertreten, und dann ist kein Bayonnet und keine Barrikade im Stande, seinen Sieg aufzuhalten.

Am deutlichsten tritt diese Umbildung der öffentlichen Meinung in Sachsen hervor. Als ein sehr erfreuliches Zeichen kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die neue Wendung anzuführen, welche die „deutsche allgemeine Zeitung" in den letzten Monaten genommen hat.

Und was mehr als alles andere für uns spricht, ist die Bildung einer liberalen Partei in Oestreich, die mit der kleindeutschen zwar nicht zusammenfällt, aber mit ihr Hand in Hand geht.

Die Rothen und die Blauen. Pariser Corruptions-Skizzen. Von Dr. Oelsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann. — Wir sind keine Propheten; so unumstößlich wir von dem Sieg unserer Partei überzeugt sind, so wagen wir doch nicht, den Termin anzugeben, in dem er erfolgen wird. Es treten dabei zu viel unklare Momente in Rechnung. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist kühner; er sagt den Zeitpunkt mit Bestimmtheit voraus, und verlegt in denselben eine Novelle, die in dem restaurirten Frankreich spielt. Frankreich unter dem Scepter König Heinrich V., im Jahre des Herren 1853. —

Herr von Bismark-Schönhausen und die Journalisten. — Es ist schwer, in einer Sache, die so unmittelbar beleidigend auf das Gefühl wirkt, wie der letzte Vorfall in Erfurt, einen unparteiischen Standpunkt einzunehmen. Wir wollen es dennoch versuchen. — Das Thatsächliche ist aus den Zeitungen bekannt; wir glauben uns ein Referat ersparen zu können. — Das Beleidigende liegt weniger in dem Verfahren des Hrn v. Bismark, von dem man nach seinen Antecedentien so gut wie von Hrn. von Thadden-Triglaff seligen Angedenkens die möglichste Rücksichtslosigkeit gegen die Presse erwarten konnte, trotz seiner lebhaften Betheiligung an der Neuen Preußischen, als in dem Beschluß des Präsidiums, das die ihm zustehende Censur der Zuhörertribüne auf Thatsachen ausdehnte, die außerhalb des Hauses vorgefallen waren. Es ist unzweifelhaft, daß eine Widersetzlichkeit gegen den Beamten des Bureaus in seiner Function das Präsidium zum Einschreiten berechtigen konnte; wenn aber Hr. v. Bismark seine amtliche Stellung zu Privat-Injurien mißbraucht, und wenn ihm mit gleichen Injurien verdienter Weise geantwortet wird, so ist es wenigstens unerhört in der parlamentarischen Geschichte, daß die bureaukratische Unfehlbarkeit auch auf ein parlamentarisches Geschäft übertragen wird. — Andererseits können wir die Ansichten des Hrn. v. Rochau, wie er sie in der A. Z. in Beziehung auf diesen Punkt ausgesprochen hat, wenigstens in der Form nicht unbedingt billigen. Die Zulassung von Journalisten auf einen privilegirten Platz ist kein Recht, denn das Parlament steht zu den Journalen überhaupt in keinem Rechtsverhältniß; dem Publikum gegenüber erfüllt es seine Verpflichtung durch Herausgabe der stenographischen Berichte. — Es kann außerdem kein Recht geben, das in seiner Ausführung unmöglich wird; wollten sämmtliche Journalisten des heiligen römischen Reichs einen privilegirten Platz beanspruchen, so würde keine Kirche groß genug sein, um diesen Ansprüchen zu genügen. Eine Auswahl muß also getroffen werden, und ob diese Auswahl lediglich nach der Priorität der Anmeldungen oder nach andern Rücksichten getroffen wird, hängt lediglich von dem Ermessen des Parlaments ab, und kann nicht aus Rechtsgründen, sondern nur aus Rücksichten der Schicklichkeit entschieden werden. Am wenigsten läßt sich gegen die Forderung, die betreffenden Journale einzu-

schicken, damit das Parlament doch erfährt, was in den begünstigten Blättern von ihm erzählt wird, etwas Erhebliches einwenden. — Rechtlich wäre es sogar erlaubt, obgleich nicht anständig, wenn das Parlament die seiner Richtung principiell feindlichen Blätter von dieser Begünstigung ausschlösse. Wie man darin eine Wiedereinführung der Censur sehen kann, ist mir unbegreiflich. — Freilich würde in diesem Fall die Kreuzzeitung von allen Blättern zuerst ausgeschlossen werden müssen. — Was aber der Journalist rechtlich beanspruchen kann, ist, daß die Beamten einer so hohen Corporation verstehen sollen, wie man sich unter gebildeten Leuten benimmt. Es ist nicht schicklich, unter dem Schutz einer amtlichen Stellung eine Thätigkeit zu kritisiren, die nicht vor das Forum dieses Amtes gehört; eine solche Kritik gehört nach den gewöhnlichen Schicklichkeitsbegriffen unter die Kategorie der Beleidigungen, und wird nothwendigerweise eine Erwiederung nach sich ziehen, die von Amts wegen zu bestrafen, wieder gegen alle Begriffe der Schicklichkeit streitet. — Das Parlament war hier zu um so größerer Rücksicht verpflichtet, da der in dem übrigen Deutschland noch immer grassirende Glaube an die Brutalität der preußischen Beamten dadurch neue Nahrung erhält, und nicht eben günstig auf das Zustandekommen dessen, was das Parlament bezweckt, einwirken kann. — Das Parlament ist geschlossen, der Präsident hat den Protest der Journalisten ad acta gelegt; es ist indessen zu wünschen, daß die Presse die Frage so weit in Ordnung bringt, daß für einen künftigen Fall eine Wiederholung ähnlicher Auftritte unterbleibt.

Der Proceß der Mörder Lichnowski's. — Der Proceß, in welchem das Urtheil jetzt gefällt ist — welches beiläufig bedeutend härter ausgefallen ist, als der Antrag des Staatsanwalts — hat die Aufmerksamkeit des Publikums bedeutend weniger auf sich gezogen, als der ungefähr gleichzeitige über die Ermordung der Gräfin Görlitz. Es ist das sehr natürlich, denn der Letztere war reich an dramatischer Spannung und an psychologischem Interesse; in dem Erstern war der Thatbestand selbst seit längerer Zeit außer allen Zweifel, und an der größern oder geringern Betheiligung der Einzelnen jener Mörderbande konnte wenig gelegen sein. — In einer anderen Rücksicht darf man ihn doch nicht aus den Augen lassen. Welch grauenvolle, wüste Unsittlichkeit, welch geistige Rohheit spiegelt sich in den Reden und dem Gebahren jener Elenden ab! Und das war das souveräne Volk, das von Seiten der demokratischen Führer auf der Pfingstweide aufgefordert wurde, Fracturschrift zu schreiben! in erster und letzter Instanz das Urtheil über die Volksverräther zu sprechen und auszuführen! Das souveräne Volk, an dessen schlechteste Leidenschaft man appellirte, um Deutschlands Wiedergeburt zu bewirken! — Es ist gut, von Zeit zu Zeit diese Scenen in das Gedächtniß derjenigen unserer Partei zurückzurufen, die in gerechtem Unwillen über die Schlechtigkeit der gegenwärtigen Gewalthaber, sich der Demokratie nähern möchten. — So lange die Demokratie solidarisch für sich eintritt, ist eine Annäherung unmöglich; über das Blut, das zwischen uns fließt, können wir nicht hinaus.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von E. E. Elbert.

Die Freimaurerei in Deutschland.

Von einem Maurer.

Wenn man in Frankfurt an den Bildnissen der deutschen Kaiser vorüberwandelt und von dem Anblick der einförmigen Hermelinmäntel und Rüstungen oder spanischen Wämser einige Ermüdung empfindet, verweilt man kurz vor dem Ende der langen Reihe stutzend bei einer Gestalt in einfachem blauen Fracke mit Ordensstern, die zu den andern gar nicht zu passen scheint. Denn Attribute der Wissenschaft umgeben sie, und lassen eher einen berühmten Gelehrten, als einen Herrscher vermuthen. Es ist Joseph II. Auf die Frage, wer dieses Gemälde der Sammlung geschenkt habe — denn bei allen andern hat uns der Führer Fürsten oder Städte als gütige Geschenkgeber genannt — erhalten wir die Antwort: „die Loge Socrates in Frankfurt am Main."

Dieses Wort gibt uns viel zu denken, es erweckt die Erinnerung an jenen erhabenen Traum, der die Seelen der Besten in Deutschland dereinst erfüllte, den sie zu einem Ideal erhoben, um welches sie sich schaarten, es den Blicken der Profanen zu verbergen und gegen ihre Beleidigungen zu vertheidigen; an den Traum, der für Joseph so unheilvoll wurde, und der nach seinem Tode mit dem zu Ende gehenden 18. Jahrhunderte seinen Farbenglanz, seine beseligende Macht zum größten Theil einbüßte. Es war der Traum von dem verloren gegangenen Urbilde der Menschheit, zu dem dieselbe durch einen geheimen Orden wieder erhoben werden sollte. Die Wiederherstellung reiner, edler, vollkommner Menschlichkeit galt für das erhabenste Ziel des irdischen Wandels; die dasselbe anerkannten, waren durch vertraute Mittheilung, durch geheime Erkennungszeichen mit einander verbunden, und behaupteten, ihre über den ganzen Erdball ausgedehnte Kette sei viele tausend Jahre alt. Wenn freilich Einzelne einwandten, die Berufung auf die ägyptische Priesterkaste sei ohne allen geschichtlichen Grund, selbst ein Zusammenhang mit dem Tempelherrnorden lasse sich nicht mehr nachweisen, so blieb doch auch für den ganz nüchternen Forscher in den auf eine dereinstige Verbrüderung von Bauhandwerkern sichtlich hindeutenden Zeichen noch immer ein merkwürdiges Problem. England ergab sich als Ausgangspunkt des so weit ausgedehnten Ordens, dessen

Ansehen in Deutschland durch König Friedrich II. von Preußen, der sich dazu bekannte, begründet wurde. Seit dem Eintritt dieses Königs drängten sich junge, kräftig strebende Geister allerwärts zu den Geheimnissen des Ordens, der in der That zur Zeit Kaiser Josephs die Blüthe der Nation vereinigte. Aufklärung war das Losungswort, ohne daß man ein festes, bestimmtes Ziel anzugeben wußte, Aufklärung sei allein bei den eingeweihtesten Oberen des Freimaurerordens zu finden.

Zuerst war dieses Drängen nach Aufklärung gegen die Theologen gerichtet, und als diese zur Zeit Semlers sich selbst an der neuen Geistesrichtung lebhaft betheiligten und sich in Rationalisten und sogenannte Pietisten theilten, griff die freimaurerische Ansicht in Verbindung mit dem theologischen Dogma weiter und weiter. Die Protestanten fanden sich darein, daß die Moral ein höheres Ansehen als die kirchlichen Symbole haben sollte. Der Voltaire'sche Spott, die Zweifel des Reimarus und Lessing's hatten Vielen werthvolle geistige Besitzthümer geraubt, für welche sie in den Freimaurerlogen, die ihnen die Stelle der Kirche vertreten sollten, Ersatz zu finden hofften. Die Kant'sche Philosophie vollendete den Sieg des Moralprincips über die Orthodoxie. Die Freimaurerei empfahl die erhabensten menschlichen Tugenden zur Nacheiferung, bekämpfte den Aberglauben, entkräftete aber gleichzeitig den christlichen Glauben selbst, indem sie in ihrer Lehre an der Idee Gottes allein festhielt, und die Erlösung der Welt durch Christum, worüber die Theologen sich hin und herstritten, ignorirte. Alles dieses geschah zwar nur in festgeschlossenen, durch das Band der Verschwiegenheit nach Außen geschützten Kreisen, aber das esoterische Geheimniß wurde durch den Charakter unserer ganzen Literatur verrathen. Wie hätte es anders sein können, da die fähigsten Söhne der Nation sich funfzig Jahre lang daran betheiligt hatten! Für viele der bedeutendsten Erscheinungen jener Zeit, worüber die Historiker sich gegenwärtig kritisch äußern, ist der Schlüssel des wahren Verständnisses in jenen von den Urhebern Jahre lang in sich aufgenommenen Lehren zu suchen.

Von den in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts aufbewahrten Namen finden sich die meisten und gerade die besten in maurerischen Liederbüchern und Mitgliedsverzeichnissen wieder. Ein großer Theil unserer deutschen Lyrik, nämlich jene aus Heiterkeit, moralischen Vorsätzen und sentimentaler Erinnerung an den Tod zusammengesetzten Lieder entstammen dem Logenkreise, wo die poetischen Köpfe sich dem Traum eines, alle Erdenbewohner umfassenden, goldenen Reiches voll Tugend und Wahrheit hingaben. Es zeigt sich hier ganz deutlich, wie genau eine von gelinder Schwärmerei durchwebte Prosa mit der Grundstimmung des deutschen Volkscharakters zusammenhängt. Dieser sehnt sich nicht nach Poesie, sondern vielmehr nach einer mit philosophischen Ingredienzien und gemüthlichen Bildern versetzten Prosa, worans bei uns endlich der rhetorische Fluß entspringt. Das Rhetorisiren, zumal wenn es sich des Schmuckes von Vers und Reim bedient, darf in

Deutschland auf weit allgemeinere Theilnahme rechnen, als echt poetische Gestaltung. Jene Lyrik, die mehr an abstracte als an sinnliche Stoffe sich hielt, fand in unserm großen Schiller ihren Kulminationspunkt. Vielen Freimaurern, ja den meisten, war sein idealer Freiheitsdurst freilich zu gewaltig, sie fühlten, daß er all' ihre Rituale und Symbole mit der Riesenkraft des Genius durchbrach, daher war ihnen Tiedge's „Urania" weit bequemer, und wurde von ihnen vorzüglich heilig gehalten. Aber noch in ungemein vielen andern deutschen Schriftwerken liegt der maurerische Einfluß zu Tage. Zunächst in dem norddeutschen Klopstock-Gleimschen Freundschaftskreise. Dann in Wieland's Romanen, namentlich im „goldenen Spiegel." Herder's berühmte Briefe über „Humanität" dürfen nicht vergessen werden, weil sie das Losungswort der Freimaurer an der Stirn trugen. Göthe's „Wilhelm Meister" zeigt geradezu die Erziehung eines Einzelnen, die Heranbildung zum idealen Menschen, durch eine geheime Gesellschaft. Göthe's Verhältniß zur Maurerei war, so wenig viele seiner Ausleger es sich träumen lassen, ein sehr intimes und beharrliches. Die in seinen Werken stehende Rede bei der zu Wieland's Todtenfeier gehaltenen Trauerloge, sein tiefsinniges Gedicht: „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige" sind öffentliche Denkmale desselben. Seine Freundschaft zum Herzog von Weimar wurde durch das Logenband wenigstens befestigt, wie dies auch zwischen Klopstock und dem Minister Bernstorff der Fall war. Lessing's kritischer Verstand dagegen riß sich bald aus der geheimnißvollen Dämmerung des Tempels los (man vergl. „Ernst und Falk"). Sein consequentes Verlangen nach scharfen Begriffen wurde in dem Bunde nicht befriedigt. Es ging wohl Friedrich dem Großen nicht besser, der sich persönlich frühzeitig von dem durch ihn zuerst so nachdrücklich beschützten Bunde zurückzog, unstreitig nicht nur aus politischen Gründen.

Auf Deutschland übte die Freimaurerei ihren Einfluß zunächst nur in religiöser Hinsicht. Indem sie einerseits die französische frivole Spötterei, die unter den Vornehmen sich einnistete, bekämpfte, bildete sie zugleich ein starkes Bollwerk gegen das Kirchenregiment; sie beförderte die Toleranz der verschiedenen, vor dem siebenjährigen Kriege einander schroff gegenüberstehenden christlichen Confessionen. Das war der wesentlichste praktische Gewinn, der ihr zu verdanken ist. Nebenbei wurde die ungeheure Kluft, welche die verschiedenen Stände der Gesellschaft bisher trennte, dadurch etwas ausgeglichen. In den Logen begannen sie sich menschlich zu nähern und das wiederzufinden, was ihnen die christliche Religion leider nicht mehr war, ein Vereinigungsmittel der Gesinnung. Nur aus der Begeisterung, welche in jenen guten Zeiten die gemeinsame Erhebung zu einem geahnten höheren Lichte erweckte, ist die ungeheure Menge von Freimaurerschriften zu erklären, worin aber auch sogleich alle Erbfehler der Menschen, Eitelkeit, Ehrsucht und Gewinnsucht hinreichend zu Tage liegen. Jeder Autor meinte, die beste Form der Gebräuche u. s. w. gefunden zu haben, und trug zu der jene Zeit charakteri-

sirenden Systemmacherei bei. Wir erinnern hier nur an bekannte deutsche Schriftsteller, z. B. Knigge, Feßler, die damit viel Zeit verloren. Das Schlimmste aber war unstreitig die gegenseitige Bevorzugung der Betheiligten im praktischen Leben, und bei irdischen Vortheilen, denn hierdurch sank die ideale Verbrüderung sehr bald zum Mittel des Fortkommens herab. Dies entfremdete ihr schnell viele edle Kräfte, die sich mit dem Troste begnügten: „die Idee ist erhaben, die Ausführung aber gebrechlich, wie alle irdischen Dinge."

Inzwischen entging der katholischen Kirche die Macht des Freimaurerbundes in Gewissenssachen nicht. Der wachsame Orden der Jesuiten warnte Rom vor ihm. Dies benutzte die Warnung zu heftigen Mahnungen gegen den Orden, und derselbe gewann deshalb in katholischen Ländern wenig Terrain. Der von dem verrückten Professor Weishaupt aus Ingolstadt schon 1776 ganz selbstständig begründete Illuminatenorden, der nur zu einer Zeit, wo Goldmacherei, Geisterbeschwörung und Magnetismus Glück machten, für Etwas gehalten werden konnte, hatte sich zwar den Freimaurern, um sich zu schützen, in die Arme geworfen, ward aber 1784 doch aufgehoben. Kaiser Joseph, der nicht erwarten konnte, das „Licht" in seinen Staaten einzuführen, und der die Maurerei für ein edles und zweckmäßiges Mittel hielt, ward so zu einer Stellung gegen Rom gedrängt, die kein deutscher Kaiser vor ihm eingenommen hatte, und schuf sich ein unüberwindliches Heer von Feinden, die seinen Edelmuth, seine Liebe zur Menschheit verdächtigten, weil seine unpraktischen, schwankenden Maßregeln so leichten Vorwand boten, und um so gefährlicher waren, als sie offen herauszutreten nicht wagten. Er starb, ohne etwas von seinen Plänen in reifer Wirklichkeit vor sich zu sehen, sein geliebter Orden wurde nun mit Gewalt in Oestreich unterdrückt, die Furcht vor dem Bannfluch schreckte auch im übrigen Deutschland viele katholische Prälaten, die ihn seither insgeheim begünstigt hatten, davon zurück. Die preußischen Gesetzgeber aber traten als seine Beschützer auf, denn das „allgemeine preußische Landrecht" nannte ihn öffentlich als die einzige erlaubte geheime Gesellschaft im Staate, ohne daß ihn dies, wie wir bald sehen werden, vor nachträglichen Beschränkungen schützen konnte.

In Deutschland wenigstens richtete die Freimaurerei auf Politik ihr Augenmerk ganz und gar nicht. Es genügte ihr, religiösen Fanatismus zu bekämpfen, gegen den weltlichen Despotismus der 350 reichsunmittelbaren Staatsgewalten wirkte sie nirgend unmittelbar, obgleich sie mittelbar den Sinn für philosophische Bearbeitung der Staatseinrichtungen genährt haben mag. Anders freilich hat sich dies in Frankreich verhalten, weil die praktischen Franzosen der Schwärmerei für sittliche Veredlung allein ihre Zeit und Mühe nicht lange opfern wollten. Als die erste französische Revolution ausbrach, als ihre berauschenden Lehren allerwärts in Deutschland als Zeichen einer neubeginnenden glücklichen Zeit verbreitet und vertheidigt wurden, drangen sie auch in die Freimaurerlogen

ein, aber die Täuschung verschwand den Logenbrüdern, als die Pariser Schreckenszeit kam. Die deutschen Idealisten sagten: „o nein, so war es nicht gemeint! Die Aufklärung hat ihre Grenzen, für Eingeweihte ist sie ganz brauchbar, für die Masse kann sie leicht Gift werden.“ — Die Staatsregierungen aber hatten Mißtrauen gegen alle geheime Gesellschaften gefaßt. „Die Politik werde zwar in den maurerischen Statuten ausgeschlossen, aber gar leicht könne sie sich hinter die vieldeutigen Formeln derselben verstecken.“ Manche Untersuchung wurde deshalb in den neunziger Jahren gegen ganz Unschuldige geführt. Wir erwähnen nur in Preußen die sonderbare gegen Zerboni di Sposetti, Kausch und Contessa in Schlesien, deren Aktenstücke gedruckt sind und die mit völliger Freisprechung endete, weil sich ergab, daß der Plan, eine neue Freimaurerverbrüderung unter dem Namen der „Evergeten“ zu begründen, als ein staatsgefährliches Komplott dem König Friedrich Wilhelm II. dargestellt worden war. Nichtsdestoweniger wurden bald darauf einzelne Logen in Preußen aufgehoben, wenn auch das Institut als Ganzes sich ferneren Schutzes des Staates erfreute. Die protestantischen Herrscher ließen ihm säumtlich denselben angedeihen, die katholischen hatten sich bereits von ihm abgewandt und hielten die Kirche und deren Regiment für einen ungleich mächtigeren und zuverlässigeren Verbündeten. Gleichzeitig mit so ungünstigen äußeren Umständen wurde in der deutschen Literatur eine vorher nie geahnte Abneigung gegen die Ordensverbindung bemerklich, wir meinen die Ironie, womit die aufkeimende romantische Schule gegen den Cultus der Sittlichkeit zu Felde zog. Die Freimaurerei begann man als ein Denkmal des Philisterthums aufzufassen und ihre Geheimnißkrämerei zu verhöhnen. Hierzu gab unter Anderem, obwohl ganz unschuldigerweise, ein Meisterwerk deutscher Tonkunst, nämlich Mozart's Zauberflöte, vielfache Gelegenheit, weil der Stempel des Genies, der der Musik aufgedrückt war, diese seltsame Wiener Zauberposse vor der Vergessenheit sicherte. Welche Fülle von Unsinn ist diesem Mährchen, worin Schikaneder eine Allegorie des unter Joseph blühenden Freimaurerregimentes geben wollte, beigemischt. Mozart hatte sich durch Einzelheiten seiner Musik sogar selbst als Eingeweihten verrathen. Während die Kritiker über den Unsinn der Handlung die Nase rümpften, das Volk über die Affen und Dekorationen jubelte, die Musiker das Ideal komischer Gattung bewunderten, sahen die zahlreichen Freimaurer aller Orten einander fragend an, der Orden war profanirt durch den Text, selbst durch die Musik. Wie viele Gründe kamen hier zusammen, um das Stück zum Cassenstück zu machen! Es wurde aber seit jener Zeit immer gebräuchlicher, von Freimaurerei öffentlich zu reden. Die Anzahl von Warnungen, kritischen Beurtheilungen der Sache, auch wohl der Verläumdungen in unserer Literatur nahm zu. Manche, die in dem Orden irgend welche Enttäuschung erlebt hatten, beeilten sich, seine Gebräuche der neugierigen Lesewelt zu verrathen; so entstanden im Laufe der Jahre die bekannten Werke: „Sarsena“, „Mac-Be-

nac" u. s. w. bis zu dem von Allen dem Orden feindlichsten: „Hephata." Vergeblich war die im Innern des Ordens lautwerdende Entrüstung über diese gedruckten Beweise eidbrüchiger Eingeweihter. Das Unglück war einmal geschehn: alle Gebräuche der Zusammenkünfte, die sämmtlichen Geheimnisse der symbolischen Zeichensprache waren nunmehr denen, die sie zu erfahren wünschten, verrathen. Genau betrachtet, war das Unglück in seinen Folgen nicht groß, denn die Zugkraft der Idee, welche der Freimaurerei zum Grunde liegt, war immer noch so bedeutend, daß jener Verrath ihr im Ganzen wenig geschadet hat. Man pflegte sich endlich mit dem Troste zu begnügen, ob man die maurerischen Ceremonien in Wirklichkeit erlebe, oder ob man ihre noch so genaue Beschreibung in den gedruckten Büchern lese, das sei ebenso verschieden, als ob man ein Musikstück aufführen höre, oder ob man blos die Partitur desselben lese. Den Verfassern freilich, wären sie mit Gewißheit bekannt geworden, würden wohl viele Unannehmlichkeiten erwachsen sein. Wurde doch gegen Schriftsteller, die in der That das Beste des Ordens wollten, wegen ihrer öffentlichen Aussprüche über ihn, von seinen Mitgliedern zuweilen sehr feindlich und ungerecht verfahren. Ein Beispiel statt vieler gibt das Leben des bekannten deutschen Philosophen C. F. Krause, Verfasser des gründlichsten historischen Werkes über den besprochenen Gegenstand: „die drei ältesten Urkunden der Freimaurerei" (1810). Dasselbe fiel in die Zeit, wo wissenschaftliche Forschung in dieser Sache an die Stelle träumerischer Systemsucht zu treten begann. Anstatt dem Verfasser zu danken, verfolgten ihn viele kurzsichtige und eigensinnige Freimaurer und bereiteten ihm manchen Gram, der seinen Tod beschleunigte. Wer mehr hierüber zu wissen wünscht, findet genug in Lindemann's „Leben von Krause" (München 1839).

Die große Zeit der Wiedergeburt Deutschlands nach dem französischen Joch war keineswegs für die maurerische Thätigkeit hinderlich, gab derselben vielmehr reichen Stoff. Wir lassen es hier dahin gestellt, wie weit der geheime „Tugendbund" mit der Freimaurerei zusammengehangen habe, wenigstens ist außer Frage, daß der Orden das innige Zusammenschließen von Männern aller Stände behufs stiller Vorbereitung der Erhebung von 1813 wesentlich begünstigt hat. Man darf nicht übersehen, daß die französischen Generale die Macht der „maçonnerie" im ganzen Umfange kannten, und daß sie in jeder von ihnen besetzten deutschen Stadt nichts Eiligeres zu thun hatten, als Logen abzuhalten, wozu sie die dort wohnenden Eingeweihten brüderlichst einluden. Viele derselben kamen mit blutendem Herzen, doch kamen sie aus Neugier und weil sie mußten. Mancher Akt der Schonung und Humanität, den die Franzosen hie und da ausübten, geschah in Folge der Vermittelung von Brüdern. Andrerseits spielten im deutschen Befreiungsheer dieselben Angelegenheiten eine wichtige Rolle. Blücher hielt auf die „Feldlogen" große Stücke, pflegte deren vor jeder bedeutenden Schlacht oft persönlich abzuhalten, weil er ihnen einen eben so mächtigen Einfluß auf das Gemüth,

der Stabsoffiziere zuschrieb, als die Ermahnung des Predigers beim Feldgottesdienste auf die Gemeinen hatte. Man erzählt von ihm allgemein einen eigenthümlichen Zug, daß er nämlich einen französischen Spion, der erschossen werden sollte, unmittelbar vor der Execution begnadigte, weil er sich im letzten Augenblicke als Freimaurer entdeckte. Dieses alles beweist, wie stark noch damals das Band war, welches alle Theilnehmer des Ordens aneinander knüpfte, und diese Theilnehmer waren — was man nicht übersehen darf — die einflußreichsten Männer ihrer Zeit, mochte der Einfluß nun auf Intelligenz, amtlicher Stellung oder Vermögen beruhen.

Nach dem Freiheitskriege änderte sich der Stand der Sache. Die Jünglinge, die den Fahnen gefolgt waren, trugen bereits eine andre Art von Begeisterung in ihrer Brust, als die maurerische gewesen war. Das Deutschthum, dieses gewaltige politische Ideal, vereinte sich mit der poetischen Wärme für das Mittelalter und christliche Mystik. Die Schillersche Rhetorik machte der Uhlandschen Lyrik Platz, die Turnerei verbreitete sich, machte die Behörden stutzig und wurde durch Stourdza der russischen Regierung besonders verdächtig dargestellt; nach Kotzebue's Ermordung kamen die Karlsbader Beschlüsse und mit ihnen das Ueberwachungssystem. Auf dem Kongreß zu Verona wurde dasselbe legitimirt, und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., insbesondere von Kaiser Alexander wegen der in seinen Staaten noch geduldeten Freimaurer zur Rede gestellt. Zu allgemeinem Staunen redete aber der König, der sich bisher, wie es schien, durchaus nicht für den Orden interessirt hatte — wenigstens öffentlich war dies nicht geschehn — energisch dem Orden das Wort, ja, er nannte vor den erstaunten Diplomaten die Freimaurer seine besten Unterthanen. Erst spät wurde diese Aeußerung in andern Kreisen bekannt und unterlag verschiedener Deutung, bis man sich zuflüsterte, daß der König selbst in der schwersten Prüfungszeit seines Lebens dem Orden persönlich beigetreten sei. Kurz vor seinem Tode (1840) that er noch einen Schritt, der jenem Ausspruche in Verona eine thatsächliche Bestätigung zufügte, er bestimmte nämlich, daß die große Verbrüderung in seinem Staate unter dem besondern Schutze eines königlichen Prinzen stehen solle, wozu er selbst noch seinen zweiten Sohn ausdrücklich bestimmte. Seit dieser Zeit ist der Prinz von Preußen Protektor des Freimaurerbundes in Preußen, während Metternich und Kaiser Nicolaus diesen Bund aufs Strengste in ihren Reichen verpönten. Sie hielten sich an die Behauptung, daß der italienische, politisch-gefährliche Karbonariclub aus der Freimaurerei hervorgegangen sei, daß Louis Philipp von Orleans und Lafayette, während Karl X. und Villèle der Kirche zu besondrer Gewalt verhalfen, fleißig in Logenversammlungen bei einander gestanden hätten; sie zogen hieraus leicht begreifliche Consequenzen, ohne sich die Mühe zu geben, das Innere des Logenbundes, wie er in den protestantischen Ländern beschaffen ist, genau kennen zu lernen, wobei sie

aber freilich für sich anführen konnten, daß in ihren Reichen das Verhältniß der Kirche zum Staate ein gänzlich andres sei, als in den protestantischen Ländern.

Gerade in den Ländern, wo die Regierung dem Orden keine Schwierigkeiten in den Weg legt, wo er sich selbst und seiner eigenen Triebkraft überlassen ist, gerade da hat er in dem letztverflossenen Jahrzehent an Ausdehnung, wenigstens an Einfluß auf das Leben, viel eingebüßt! Diese Thatsache, die kein Kundiger leugnen kann, hat ihren Grund unstreitig in der durch die philosophische Bildung allmählig gegebene Anregung zu nüchterner Prüfung des Bestehenden, zur Kritik jeder Autorität, kurz darin, daß das jetzt lebende Geschlecht sich eine Aufklärung gebildet hat, welche die früher von esoterischen Kreisen als Geheimniß bewahrten geistigen Besitzthümer weit überflügelt. Was in Straußens „Dogmatik" und „Leben Jesu" für Jeden zu lesen ist, das war früher nur in engstem Kreise der Eingeweihten zu besprechen erlaubt, die religiöse Toleranz, die einst dort im weitesten Umfange gelehrt wurde, übt jetzt auch der Uneingeweihte in allen Beziehungen seines Lebens, und das Princip der Humanität hat sogar in den Schwärmereien socialer Systeme ganz unerwartet sein Widerspiel gefunden. Die Macht, durch glänzenden Schein, durch mystische Gebräuche zu imponiren, läßt sich das jetzt lebende Geschlecht, das immer so schnell mit nüchterner Kritik bei der Hand ist, nicht mehr gern gefallen. Es fehlt ihm dazu die Freude an der Illusion, leider freilich eine der wesentlichsten Bedingungen des inneren Glückes. Im achtzehnten Jahrhundert sah man das deutsche Theater sich so schnell emporschwingen, die Freude an der Illusion kam ihm damals entgegen. Das Interesse an dramatischen Dingen schwindet jetzt überall, wo das Publikum sich nicht mehr willig der süßen Täuschung überläßt. Wir treten der Bedeutung der Freimaurerei keineswegs zu nah, indem wir auf jene parallelen Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts hinweisen. Alle Symbolik fodert Empfänglichkeit; die verhüllte Wahrheit reizt zu gewisser Zeit, die nackte Wahrheit wird von einer andern, wenn auch vielleicht zu deren eigenem Schmerz begehrt. Es wäre heute unmöglich, daß ein großer Schauspieler, wie Schröder war, einen so großen Einfluß auf den Freimaurerbund ausüben könnte, als jenem in Hamburg dereinst vergönnt war. Die Zaubergewalt des Scheins beherrschte damals auch die größten Geister. Erkannte dies doch selbst Napoleon, als er bei Talma mimischen und oratorischen Unterricht nahm! Man geht zu weit, wenn man diese Künste lediglich als Mittel der Täuschung, Verführung, Ueberredung auffaßt, wie dies schon Aristoteles, der Sophistenfeind, that, sie weben gar oft eben nur das Kleid für die Wahrheit, ohne welches unter gewissen Umständen, und oft in ganzen Zeiträumen diese nicht gelitten wird. In gegenwärtiger Zeit nun ist das Verlangen nach der unverhüllten Wahrheit das überwiegende, dies macht gegen jene Hilfsmittel kalt, wenn es nicht gar gegen dieselben einnimmt.

Die Revolution von 1848 hat das Freimaurerwesen äußerlich wenig berührt, am wenigsten in Preußen und dem nördlichen Deutschland, allenfalls in Oestreich,

wo das Ansehn der Sache noch immer ungeschmälert bestand — weil sie eine verbotene gewesen war — und wo die seit Joseph II. Tode versteckten Trümmer der Gesellschaft plötzlich wieder lebendig wurden und in verschiedenen großen Städten des Reichs sich zu Logen organisirten. Während man sich im übrigen Deutschland darüber gestritten hatte, ob Juden in den Orden aufgenommen werden dürften, wie es in England und Amerika geschieht, war man in Oestreich froh, endlich eine Verbindung von Christen, in welche die finstern Satzungen keines speciellen kirchlichen Dogma's eindringen sollen, zu haben. Wir meinen, daß die östreichische Regierung, sobald sie das maurerische Thun und Treiben in der Nähe eine Zeitlang beobachtet haben wird, sich, wie damals der König von Preußen, überzeugen werde, daß die Freimaurerei mit politischen Clubs keine, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Läßt sich aber die Regierung von der in Oestreich herrschenden Landeskirche imponiren, wie fast zu vermuthen steht, so wird es den Freimaurern dort nicht besser als 1792 ergehen*).

Die Revolution von 1848 hatte den Orden nicht wesentlich berührt; wir meinen damit sein äußeres Geschick, seine Stellung zum Staate, aber keineswegs seine innere Lebenskraft. Diese ist zum Kampfe stärker als je herausgefordert, soll das Siechthum der alten ehrwürdigen Verbrüderung nicht völlig unheilbar werden. Den Durst der heutigen Intelligenz zu stillen, vermag sie längst nicht mehr. Ihr bleibt nur Eines, nämlich die ethische Seite des Menschen. Sie hat, nach dem öffentlichen Bekenntnisse ihrer besten Schriftsteller, die von allen Fragen der Politik und Religion getrennte Aufgabe, den Menschen als solchen zu vervollkommnen. Sie will so ein Gegengewicht gegen die laxe Moral bilden, wonach das Gewissen des Menschen unzuverlässig ist, weil Einer ein weites, der Andere ein enges Gewissen habe, denn sie hat auf diesem Felde das Bewußtsein einer ungeheuren Majorität des von dem Gifte einer schlechten Bildung noch nicht angegriffenen Volkes für sich. Die Aufgabe ist eine ewige, der Drang, sich mit dieser Lösung zu beschäftigen, ist eben so alt, und wird eben so lange wiederkehren, als das Menschengeschlecht dauert. Aber welcher Mittel wird sich der Bund ferner bedienen? Werden die bisherigen zureichen? Gewiß eben so wenig, als die zahllosen seit der Ethik des Aristoteles entworfenen Moralsysteme praktischen Nutzen gewährt haben. Wird er neue auffinden? Wir wagen nicht, dies im Voraus zu entscheiden, aber wir hegen die Ueberzeugung, daß die Bemühung um wahre Belebung seines Princips von der Existenzfrage des Ordens unzertrennlich ist. Darauf hinzuweisen war der Zweck dieses Aufsatzes, der zugleich manche falsche Vorstellung von der Bedeutung eines dereinst so mächtigen Culturmittels zu beseitigen sucht.

*) Ist bereits geschehen. Die Landeskirche hat der Regierung imponirt, die Logen werden verboten. Anm. d. Red.

Paris unter Louis Napoleon.

3.

Aus Eugen Sue's Leben.

Ich war eben beschäftigt, Ihnen eine Fortsetzung meiner Pariser Skizzen zu schreiben, als die Alles in Bewegung setzende Nachricht von der Wahl Eugen Sue's hier eintraf. Wenn ich in Folge dessen die angefangene Arbeit bis zur nächsten Woche bei Seite lege und Ihnen dafür heute etwas von Eugen Sue erzähle, so geschieht das nicht, um weite Betrachtungen an das Bedeutungsvolle der Wahl dieses Mannes zu knüpfen, sondern um Ihnen einige Einzelnheiten aus seinem Leben mitzutheilen, die den meisten deutschen Lesern theilweise unbekannt sein dürften.

Es lebten einst in Paris verschiedene Doctoren Sue, Leute von guten Manieren und schlechten Sitten, von gutem Einkommen und schlechtem Auskommen, weil ihrer Bedürfnisse gar zu viele waren. Nur Einer von Allen wußte trefflich Haus zu halten und trotz seinem guten Leben ein großes Vermögen zu erübrigen. Wegen seiner grenzenlosen Geckenhaftigkeit, die mit den Jahren zu wachsen schien, nannte man ihn Sue-le-Fat, oder, nach der Aussprache des Volks, sulfate (d. h. schwefelgesäuert), unter welchem seltsamen Namen man sich noch heutzutage in Paris in den weitesten Kreisen seiner erinnert.

Dieser Sue-le-Fat hatte einen Sohn, der sich schon von frühester Kindheit an durch Leichtsinn und Hang zu lockerm Lebenswandel auszeichnete, so daß er von allen Lehranstalten und Instituten als ein unbrauchbares Subject zurückgeschickt wurde und, unfähig sein Examen als Mediziner zu machen, eine untergeordnete Stelle als Chirurgsgehilfe bei einem Hospitale erhielt. Später gelang es seinem Vater, ihm eine Anstellung auf einem Schiffe zu verschaffen, der gewöhnliche Weg, den in Frankreich Leute von Stand für ihre ungerathenen Kinder einzuschlagen pflegen, in ähnlicher Weise, wie man die schlechten Waaren, welche diesseits des Oceans nicht anzubringen sind, nach transatlantischen Häfen verschifft.

Der ungerathene Sohn des Doctor Sue-le-Fat konnte es auch auf dem Meere nicht lange aushalten; in Folge ernster Zänkereien mit dem Schiffsvolke sah er sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen.

Nachdem er solchergestalt die Schule, das Colleg, den Hospital- und den Seedienst durchlaufen hatte, kehrte er nach Paris zurück und gesellte sich jener Classe eleganter Pflastertreter bei, welche unter dem Titel „Lions" überall eine so traurige Berühmtheit und Nachahmung gefunden haben. Er hatte von seinem Vater ein hinreichend großes Vermögen geerbt, um ein paar Jahre damit die aus-

schweifenden und wundersamen Gelüste bestreiten zu können, zu welchen seine fruchtbare, aber überspannte Phantasie ihn trieb.

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß dieser junge Wüstling der zu europäischer Berühmtheit gelangte Verfasser der „Geheimnisse von Paris" und des „Irrenden Juden" ist, derselbe, welcher einst einem Wucherer einen Wechsel von 15,000 Francs unterschrieb, um seine Garderobe zu vervollständigen, derselbe, welcher so eben in den Pariser Ersatzwahlen als Candidat der Socialisten siegreich aus der Wahlurne hervorgegangen ist.

Eugen Sue wußte seinem väterlichen Namen Ehre zu machen, und in eleganten Tollheiten die überspanntesten Lions von Paris zu überflügeln. Als Beispiel sei hier eine kleine, etwa fünfzehn Jahre zurückdatirende Scene aus seinem Leben angeführt, deren Thatsächlichkeit verbürgt ist.

Eugen Sue hatte einmal mitten im Winter alle seltenen Blumen aufkaufen lassen, die in Paris um diese Jahreszeit zu bekommen waren. Mit Anbruch der Nacht (am Tage geht er niemals aus) macht er Toilette in einer, selbst für einen Lion, excentrischen Weise, und ohne den Stock à la Balzac (d. h. ein Stock mit goldenem, diamantengeschmücktem Knopf) zu vergessen, wirft er sich in seinen vierspännigen, blumenbeladenen Wagen und läßt sich mit Extrapost durch die Barrière d'Enfer nach Orleans fahren, welches etwa 15 Postmeilen von Paris entfernt liegt. Ein Banquier seiner Familie gab dort einen großen Ball.

Man denke sich das Staunen der Gäste, als Eugen Sue plötzlich in die hellerleuchteten Salons tritt, seinen diamantenglitzernden Stock mit Blumen umwunden, selbst von Kopf bis zu Fuß mit Kränzen behangen, eine Blumenkrone auf dem Kopfe, und in seinem Gefolge ein Dutzend Leute, welche die ganze Blumenladung seines Wagens in den Salons umherstreuen.

Die Musik schweigt; die Tänzer stehen still und sperren verblüfft die Mäuler auf, während die Damen ganz bezaubert sind von der magischen Wirkung der nächtlichen Erscheinung und des Blumenregens mitten im Winter.

Befriedigt mit dem Ausgange seines kostspieligen Abenteuers, läßt er die Gäste in ihrer Verwirrung stehen, wirft sich wieder in den Wagen und fährt in gestrecktem Galopp, wie er gekommen, nach Paris zurück, wo er schon vor anbrechendem Morgen wieder in seiner Wohnung anlangte. Ein Pferd hatte er auf der Hinreise und zwei Pferde auf der Rückreise zu Tode gejagt.

Das war eines der nächtlichen Abenteuer Eugen Sue's, — Abenteuer, die sich so oft wiederholen, daß man in Paris seine Pferde immer nur chevaux-de-nuit (Nachtmähren) zu nennen pflegte.

In seinem prachtvollen Schlosse aux Bordes lebt Eugen Sue auf eine Weise, die an die „riots most uncouth" eines Childe Harold, oder die üppigen Schilderungen eines Petronius erinnert. Seine Tafel seufzt unter der Last der seltensten Gerichte und Weine; die herrlichsten Renner zieren seine Ställe; seine Höfe wim-

meln von Jagdhunden. Wie jener Grieche, der unter schlechten Leuten lebte, gut wurde, weil er immer das Gegentheil von dem that, was er sah, so wurde Sue reich und berühmt dadurch, daß er immer das Gegentheil von dem schilderte, was er sah und lebte. In den ausgesuchtesten Genüssen schwelgend, beschreibt er das Elend verhungernder Proletarier; bei den ausschweifendsten aristokratischen Gewohnheiten macht er sich zum Kämpen des Socialismus.

In Paris besuchte er, so lange man ihn dort duldete, fast ausschließlich das Faubourg St. Germain; aber seine eleganten Ueberschwenglichkeiten wurden selbst den Aristokraten der alten Schule zu überschwenglich, und nach und nach drehte man ihm überall den Rücken zu. Ein paarmal war Eugen Sue dem Ruin nahe, trotz der ungeheuern Honorare, welche er immer für seine leicht fabricirten Bücher bezog. In den letztern Jahren hat die Familie Caillard (bekannt durch die gleichbenannten Posthaltereien) die Leitung und nutzbringende Verwendung der Capitale übernommen, welche den socialistischen Feuilletons entfließen, und seitdem ist der Seigneur des Bordes — Marquis sans talons rouges — wie ihn die Pariser nennen, wieder zu einem ansehnlichen Besitzthum gekommen. . .

Dies als ein kleiner Beitrag zur Kenntniß des Privatlebens des fruchtbaren Romanschriftstellers, dessen unheilvolle literarische Bedeutung die Grenzboten in frühern Nummern bereits hinlänglich gewürdigt haben, um mich jedes weitern Eingehens darauf zu überheben.

Jüten und Zigeuner.

So schön die Ostküsten Jütlands sind, wo das Meer in unzähligen Buchten seine klaren Gewässer zwischen üppig grünende Wiesen, fruchtbare Kornfelder und mannigfaltig geformte Hügel und Thäler, die oft mit den prächtigsten Buchenwäldern bedeckt sind, eindringen läßt, so düster und einförmig ist die Mitte des Landes. Lange Strecken, mit dunkelm Haidekraut bewachsen, ermüden das Auge, das sich vergeblich nach einem Baum oder hohem Gebüsch, an dem es einen Ruhepunkt finden könnte, sehnt. Wo die Haide aufhört, sind oft große, sich Meilen weit erstreckende Moore, deren dürftige Vegetation die Monotonie der Gegend nicht mildert. Menschliche Wohnungen sieht man selten, oft fährt man mehrere Stunden, bis spärlich bebaute Felder, denen dann bald ein schlechtes Dorf folgt, die Anwesenheit thätiger Wesen verkünden. Und wie elend, schmutzig und von Innen und Außen verwahrlost, sieht dann gewöhnlich ein solches jütländisches Haidedorf aus! So sehr man sich auf dem einsamen Wege gesehnt hatte, wieder eine menschliche Wohnung zu erblicken, so sehr trachtet man wieder, ein solches Dorf zu verlassen. Die kleinen, niederen Häuser desselben liegen,

oft ohne nur von einem Obstbaum beschattet zu sein, mitten im Schmutz ihrer unordentlichen Miststätten. Hier und da ein kleiner Kartoffel- oder Kohlgarten mit sehr verwahrloster Befriedigung, welcher sich der einen Seite des Bauerhauses, das Viehstall und Scheuer zugleich enthält, anschließt, und dasselbe von dem Nachbargehöfte trennt. Die breite Dorfstraße wird selten ausgebessert, und gleicht bei feuchter Witterung, die hier oft herrscht, einer einzigen Kothlache, sodaß zwischen ihr und den Mistplätzen der Bauernhäuser die Grenze oft gar nicht zu entdecken ist. Kleine Heerden von Schweinen und Gänsen treiben sich behaglich grunzend und schnatternd in diesem Pfuhl umher, und scheinen sich wohler in demselben zu befinden als der Reisende. Aber der jütländische Bauer wetteifert mit diesen Thierchen in der Vorliebe für dergleichen gemüthliche Umgebung. Das Innere des Hauses sieht oft nicht reinlicher und einladender aus, als das Aeußere desselben. Namentlich der Zutritt frischer Luft zu diesen niedern, schmutzigen Dunsthöhlen, wo Menschen, junge Gänse und Hühner, oft ein munteres, quikendes Ferkel in ungestörtester Eintracht leben, ist nicht beliebt. Und drinnen haust ein plumper und stumpfer Menschenschlag. Schwerfälligen Schrittes, die großen, gewichtigen Holzschuhe, die recht für den Schmutz passen, an den Füßen, schlürfen sie daher, das Gesicht, dem wohl nur alle Sonntage eine flüchtige Waschung zu Theil wird, hat einen stieren, nichtssagenden Ausdruck, die Augen glotzen in den Tag hinein, und der breite Mund öffnet sich lieber, um einen Löffel voll Grütze aufzunehmen, als irgend eine Rede von sich zu geben. Struppig hängen die meist dunkeln Haare, die nur selten ein Kamm durchfährt, der dann zugleich zum Ordnen der Pferdemähnen dient, über die niedere Stirn. Das häufige kratzende Verweilen der Hand in dem Haarbusch bewog alle fremden Truppen, Offiziere wie Soldaten, die in den letzten Jahren in Jütland einrückten, sich ihrerseits alle Haare so kurz als möglich abzuschneiden; leider half das nicht immer. Auch die Krätze ist hier etwas Gewöhnliches, ja es herrscht sogar hier und da der ansprechende Glaube, das Vieh gedeihe besser, wenn der Wärter desselben die Krätze habe. Ebenso plump und verwahrlost wie die Männer sehen in der Regel die Frauen in den Dörfern des jütländischen Landes aus. Unter den jüngern Mädchen gibt es übrigens ganz hübsche Gesichter, die, wenn sie des Sonntags rein gewaschen und ordentlich gekämmt, mit ihrem besten Putze angethan sind, jeden erwünschten Eindruck machen. Freilich etwas Plumpes, Unzierliches, besonders einen schwerfälligen Gang haben von der Gewohnheit, die kolossalen Holzschuhe an den Füßen zu tragen, alle diese jütländischen Dorfschönen. Der Menschenschlag ist in ganz Jütland von nur mittlerer Größe, aber stark, gedrungen und viereckig; die Haare sind öfter dunkel als blond, die Augen häufiger braun als blau, das ganze Gepräge des Gesichtes ähnelt mehr dem slavischen als deutschen Ausdruck. Ein merkwürdiger Contrast ist zwischen den schlanken, hohen Friesen an der Westküste und auf den Nordsee-Inseln Schleswig-Holsteins,

mit ihren blonden Haaren, blauen Augen und weiß- und rothen Gesichtern, und diesen kleinen, derben, braunen Jüten, die oft eine Farbe haben, als hätten sie viele Wochen lang im Rauche gehangen. Aber der jütische Bauer hat trotz seines Schmutzes und seiner geistigen und körperlichen Schwerfälligkeit doch auch wieder manche gute Eigenschaft. Er ist von einer gewissen rohen Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, genügsam, willig und auch fleißig und zuverlässig, wenn er nur keine raschen oder neuen Arbeiten, die eine gewisse Gewandtheit des Geistes oder Körpers erfordern, verrichten soll. Dabei besitzt er Muth, Besonnenheit und vielen Patriotismus; und man darf nicht läugnen, daß die Haltung der jütländischen Bevölkerung während der letzten zwei Kriegsjahre eine sehr ehrenwerthe war; trotz der unendlichen Opfer, welche diese Armen haben bringen müssen (denn die Last des Krieges ruhte vorzugsweise auf ihren Schultern), haben sie stets die wärmste Anhänglichkeit für die dänische Sache, die sie einmal für recht hielten, gezeigt. Auch gute Soldaten sind sie, die viel willigen Gehorsam, besondere Liebe und Sorgfalt für die ihnen anvertrauten Pferde, Ausdauer in Beschwerden aller Art und genügenden, wenn auch gerade nicht außerordentlichen Muth besitzen. Ueberhaupt trägt die dänische Regierung, die Jahrhunderte lang Jütland gänzlich vernachlässigte, als ein Land, aus dem man für Kopenhagens Glanz so viel wie möglich herausziehen müsse, die größte Schuld an der Beschränktheit des jütländischen Landvolkes. In Dänemark ist Kopenhagen Alles, die Provinzen nur Zweck der Hauptstadt, selbst die reichen fruchtbaren Theile dieses Landes an der Ostküste sind verhältnißmäßig vernachlässigt. Aus der sandigen Haide des Landrückens läßt sich freilich nicht gutes Land machen, aber auch hier könnte vieles besser sein. Welch ein Unterschied zwischen den reinlichen wohlhabenden Dörfern der lüneburger Haide und diesen Hütten, die man in Polen oder Irland nicht viel schlimmer antreffen kann.

Aber trotz aller Oede und Unfruchtbarkeit, liegt in der jütländischen Haide doch eine poetische Luft. Es ist etwas Wunderliches, Originelles, Charakteristisches hier, wie man es in cultivirten Gegenden nicht mehr findet. So gibt es hier auch noch Gestalten, die man in Deutschland fast gar nicht mehr erblickt. Es hausen hier noch wandernde, gänzlich heimathlose Zigeunerhorden; ohne Wohnsitz, ohne geregeltes Geschäft ziehen sie in größeren oder kleineren Horden umher, geborene Vagabonden seit vielen Generationen. Kunstlos gegrabene Erdhöhlen, nicht viel besser als das Loch, in dem der Dachs oder Fuchs sich verbirgt, sind ihre Wohnungen während der langen, strengen Wintermonate; Alt und Jung, Weib und Mann, Bruder und Schwester kauern darin bunt durcheinander auf ärmlichem Lager von Stroh und Haidekraut. Im Sommer vertritt eine leichte Hütte, oder einige Lappen schmutziger Leinewand als Zelt ausgespannt, die Stelle dieser Erdhöhlen. Von der nördlichsten bis zur südlichsten Spitze Jütlands, ja oft bis nach Schleswig-Holstein hinein, leuchten dem Reisen-

den bei nächtlicher Weile ihre flammenden Kochfeuer auf der einsamen Haide entgegen. Quacksalberei bei dem Vieh der Bauern, Flicken von Kesseln, Schleifen von Messern und Scheeren, Drathbinden von alten Töpfen, auch wohl Mäcklerdienste beim Pferde- und Kuhhandel, verbunden mit Betteln und Stehlen von Nahrungsmitteln, wenn sich gerade die Gelegenheit dazu gibt, ernährt dies Geschlecht. In der unmittelbaren Nähe ihres jedesmaligen Wohnortes sollen sie auch hier niemals stehlen, sondern ihre Streifzüge immer auf einige Meilen ausdehnen. Uebrigens mausen sie nie bedeutende Sachen, die eine Verfolgung nach sich ziehen könnten, sondern begnügen sich mit Kleinigkeiten, einigen Hühnern oder einer Gans und Enten, oder einigen Metzen Kartoffeln, einigen Garben Getreide u. s. w. Wegen dieser Dinge eine lange Verfolgung anzustellen, ist der jütländische Bauer zu träge, er begnügt sich, wenn er den Verlust entdeckt, den wohl bekannten Dieben einige derbe Verwünschungen nachzusenden. Das wissen die Schelme. Doch sind die Zigeuner vom Bauer auch gefürchtet. Er glaubt dieselben im Besitz mancher übernatürlichen Künste, sie können ihm sein Vieh verhexen und den Brand in das Korn bringen, er scheut sich daher, ihre Rache heraufzubeschwören. Uebrigens glauben auch andere Leute in Jütland, daß die Zigeuner im Besitz mancher Kenntnisse der Natur sind, und namentlich durch Anwendung sympathetischer Mittel außergewöhnliche Kuren vollbringen. Trotzdem sind sie vom Landvolke sehr verachtet, und selbst der gemeinste Knecht hält sich zu gut, mit ihnen aus einem Glase zu trinken. Kein Jüte wird je ein Zigeuner- oder „Tater"-Mädchen, wie die Zigeuner hier oben heißen, heirathen. Diese Kinder der Fremde sind hier wie überall, größtentheils schlanke, elastische Gestalten von feinem Knochenbau, mit ausdrucksvollen, ächt orientalischen Zügen. An körperlicher Stärke können sie es mit dem Landvolke nicht aufnehmen, haben auch eine unbesiegbare Abneigung gegen jede anstrengende anhaltende Arbeit, an Schnelligkeit und Gewandtheit übertreffen sie den Eingeborenen bei Weitem. Gleich stehen sie den Bauern in der Liebe zur Unreinlichkeit, dies ist die einzige Sympathie, die zwischen Beiden herrscht. Ihre Bekleidung besteht natürlich in Lumpen aller Art, wie man sie nur auf dem schmutzigsten Trödelmarkt finden kann, dabei aber möglichst grelle, bunte Farben. Die abgetragene rothe dänische Uniform oder gar Husarenjacken mit bunten Schnüren stehen bei ihnen in erstaunlichem Ansehen, und werden zum höchsten Putz gerechnet. Auch die Frauen kleiden sich möglichst bunt und abenteuerlich, und lieben es, sich mit allerlei Flittern und Fetzen, die oft so schmutzig sind, daß man kaum die Farbe mehr an ihnen erkennen kann, zu behängen. Unter den jungen Mädchen bis 16, 18 Jahren sind oft große Schönheiten, anmuthig schlanke Gestalten mit regelmäßigen Zügen; die älteren Weiber sind, wie im Süden, elend, oft von wirklich abschreckender Häßlichkeit. Die Fruchtbarkeit bei diesen Zigeunern, die übrigens keine förmliche Ehe haben, obgleich sie sich äußerlich

zum Christenthum bekennen, ist sehr groß, und doch ist ihre Zahl im Abnehmen begriffen, da viele Kinder jung sterben sollen. Man hat auch hier in Jütland versucht, sie an eine regelmäßige Lebensweise zu gewöhnen, mit der Zeit dürfte dies gelingen, vorläufig hat's wenig Erfolg gehabt.

Im vorigen Sommer, wo Kriegerschaaren aus allen deutschen Gauen die düsteren Haiden durchzogen, hatte eine der schwarzäugigen Töchter dieses unbekannten Stammes eine wirklich rührende Liebe zu einem hübschen Reiterunteroffizier der deutschen Reichstruppen gefaßt. Es war eine schlanke, junge Dirne, kaum 18 Jahre alt, von seltener Schönheit. Ihrem Geliebten, oder vielmehr Gebieter, denn dies war er im unumschränktesten Sinne, zugefallen, hatte die wilde Schöne der Haide sich auch einer größeren Reinlichkeit, wie sie sonst wohl gewohnt war, befliſſen, er hatte ihr auch eine bessere Kleidung, eine Art von Regimentstochter-Uniform, die wahrscheinlich schon oft auf Hamburger oder Kopenhagener Maskenbällen gedient hatte, geschenkt, welche ihre Reize in ein ziemlich vortheilhaftes Licht stellte. Die Liebe, die dies Mädchen zu dem Unteroffizier hegte, war unerhört, der treueste Hund kann seinem Herrn nicht mit größerer Anhänglichkeit folgen. Mochte der kalte Nordwind noch so brausend über die öde Haide stürmen, oder starke Regengüsse Tage lang vom Himmel gießen, sie wich auf dem Marsche nicht von ihm; im Bivouak kauerte sie sich wie eine Schlange zusammengewickelt an ihn, im seltenen Quartier des Bauernhauses schlief sie auf der Diele, oder im Stall bei seinen Pferden, wenn in der Stube kein Platz für sie war. Auf allen Märschen und Patrouillenritten, gleichviel ob im schlechtesten Wetter oder der brennenden Sonnenhitze, lief sie unermüdet mit der Schnelligkeit und Behendigkeit eines Windspieles neben den Pferden her. War ihr Geliebter auf Vorposten, so fehlte sie gewiß nicht bei seinem Pferde, schweifte aber oft Stunden lang in größeren und kleineren Kreisen umher, um die Gegend abzuspähen und zu erkunden, ob die dänischen Streifschaaren einen heimlichen Ueberfall beabsichtigten. Dadurch war sie dem kleinen Reiterdetaschement von vielem Nutzen, weßhalb auch zuletzt die Soldaten anfingen, große Stücke auf ihr „schwarzbraunes Zigeunermägdelein", wie sie dieselbe nannten, zu halten. Im Anfang freilich hatte sie oft als Zielscheibe für rohen Spott aller Art dienen müssen, sie war bisweilen mit Mühe zudringlicher Liebkosungen entgangen. Hatte sie doch einem Reiter, der ihr mit ungestümer Bewerbung zugesetzt, gleich einer wilden Katze so das Gesicht zerhackt und zerbissen, daß er auf Wochen in das Lazareth zurückgeschickt werden mußte. Unermüdlich sorgte sie für die möglichst gute Verpflegung ihres Geliebten, woran die Cameraden auch ihren Vortheil, die jütländischen Bauernfrauen aber manchen Nachtheil hatten. Mit der Schlauheit einer Katze verstand dies Mädchen Lebensmittel aus den Bauernhäusern zu entwenden und einen schweren Schinken, oder ein Paar Hühner mitten aus einem der mit Menschen vollgepfropften Häuser herauszuziehen, ohne daß das

Mindeste davon gemerkt wurde; sie hatte eine Leichtigkeit und Schnellkraft des Körpers, die in der That wunderbar war. Ueber ein vollbepacktes Cavalleriepferd mit graziösem Schwung zu setzen, war ihr ein Spiel, und bei einiger Ausbildung wäre sie gewiß die vollendetste Kunstreiterin geworden. — Ihr Verschwinden war ebenso romantisch wie ihre ganze Erscheinung.

Das Detaschement, bei dem ihr Unteroffizier stand, befand sich auf weit vorgeschobenem Vorposten, so daß es leicht einer Aufhebung von dänischen Streifcorps ausgesetzt war. Diese waren durch ihre zahlreichen Spione trefflich unterrichtet, denn jeder jütländische Bauer, ja jede Frau, jedes Kind diente den Dänen so gut sie nur konnten. Die Dänen hatten in letzter Zeit schon mehrere derartige Ueberfälle versucht und erst wenige Tage vorher an 60 kurhessische Husaren gefangen genommen. Es war eine dunkle, stürmende Nacht, und der Regen goß in Strömen vom Himmel herab, so daß man mit Mühe das Wachtfeuer in Brand erhalten konnte. So recht zum Ueberfall war das Wetter gemacht, denn der Wind brauste so stark, daß man nicht auf 20 Schritte weit die Annäherung einer Truppenabtheilung gehört hätte und das Wasser machte die Luft so dick, daß die Augen nur geringe Dienste leisteten. Mißmuthig lagen die Reiter um das qualmende Feuer, denn ihre Kleidung war durchnäßt, die Branntweinflaschen hatten ihren wärmenden Inhalt schon längst hergeben müssen, und lange unbehagliche 24 Stunden standen noch bevor, bis die neue Ablösung erschien. Mit den Köpfen gegen das Feuer gekehrt, eng zusammengedrängt, als wollten sie dadurch Schutz gegen Wind und Regen finden, standen die Reiterpferde dicht hinter den Lagernden. Oft streckte ein oder das Andere der Thiere seinen Hals über den Reiter, der dicht vor seinen Füßen lag, blickte mit den dunkeln Augen neugierig in die Gluth des Feuers oder schnoberte mit dem Maule an seinen Haaren umher, um ihn seiner Anhänglichkeit zu versichern.

Die eine Hälfte der Pferde war abgezäumt und kaute den schlechten Hafer aus den um den Hals gehängten Futterbeuteln, während die andere völlig aufgezäumt und gesattelt bereit stand. Vor- und seitwärts vom Feuer hielten in genügender Entfernung die einzelnen Vedetten, den Karabiner im Arm, eifrig besorgt, soweit Wind und Regen gestatteten, eine etwaige Annäherung des Feindes zu erspähen. „Das brauue Zigeunermägdlein" oder die „Preciosa," wie die Soldaten sie auch nannten, war, ihrer Gewohnheit gemäß, bald nach Eintritt der Dunkelheit aufgebrochen, die Gegend auf mehrere Stunden vorwärts nach dem Feinde zu durchspähen. Das Ungestüm des Wetters hinderte sie nicht im Mindesten an diesem beschwerlichen Dienst, den allein der Drang des Herzens ihr gebot. Was konnte ihr, der Tochter der Haide, geboren im kunstlosen Erdloch, aufgewachsen im wilden Spiel der Elemente, auch Regen und Wind thun? Wie ein Reh, dem sie in ihrer ganzen Erscheinung glich, achtete auch sie des Wolkenbruchs nicht sehr, und verschmähte es sogar, einen Hut auf das lange, bläulich-schwarze

Haar zu setzen. Schon ein Paar Stunden war sie abwesend, endlich tauchte ihre schlanke Gestalt plötzlich aus der Dunkelheit auf, in wenigen Sekunden stand sie am Feuer neben dem Geliebten. So lautlos war ihr leichter Gang gewesen, daß sie mitten zwischen den sorgsam lauschenden Vedetten durchgeschlüpft war, ohne daß diese ihre Annäherung nur entdeckt hätten. In sichtbarer Aufregung hatte sie ihrem Unteroffizier die Kunde in ihrer kauderwelsch gebrochenen Mundart zugeflüstert, wie sie in sichere Erfahrung gebracht, daß ein starkes dänisches Detaschement gegen diesen Vorposten ausgeschickt sei; und freudige Lebendigkeit verbreitete diese Kunde unter den Reitern, es war eine kleine Abwechselung in der Einförmigkeit der langen kalten Nacht. Rasch wurden alle Pferde vollständig gesattelt und gezäumt, die Vedetten instruirt und Alles bereitet, den Feind nachdrücklich zu empfangen. Auch die Verbindungsposten mit dem rückwärts liegenden Hauptcorps wurden vermehrt, um dieses leicht und sicher in Kenntniß zu setzen, wenn die Dänen wirklich vorrücken sollten. Das arme Zigeunermädchen sah allen diesen kriegerischen Vorbereitungen mit großer Unruhe zu, da sie Besorgniß um den Geliebten hegte. Einen Bissen Brod genoß sie, nahm einen Schluck Branntwein, warf sich dann dem Unteroffizier, der viel zu sehr mit den Anordnungen des Dienstes beschäftigt war, um sie trösten und liebkosen zu können, um den Hals, gab ihm einen heißen Kuß, sagte, sie wolle wieder nach dem Feind spähen, und flog dann, wie ein Pfeil in die dunkele Nacht hinein, so daß sie augenblicklich verschwunden war. Eine Stunde darauf versuchten die Dänen in der That einen Ueberfall, allein die vorbereiteten Posten waren zu wachsam, die Feldwacht schon auf den Pferden, einige unschädlich gewechselte Karabinerschüsse blitzten von beiden Seiten durch die Nacht, dann zogen sich die Dänen wieder zurück und Alles wurde ruhig. Die Dunkelheit, welche so groß war, daß der Reiter kaum den Kopf seines Pferdes erkennen konnte, erlaubte ein weiteres Gefecht oder gar die Verfolgung des Feindes nicht. Bald lagerten die deutschen Reiter wieder in der früheren Wiese um das Feuer und harrten ihrer Preciosa, um dieser für ihre wohlangebrachte Warnung zu danken. Allein vergebens, die Nacht so wie der folgende Tag verstrich, die Zigeunerin erschien nicht wieder. Vergeblich waren alle Nachforschungen, die man sogleich und später beim Wiedervorrücken in Jütland nach derselben anstellte, keine Spur war von dem wilden Kinde zu entdecken, sie blieb verschwunden. Später wollte man erfahren haben, jütländische Bauern hätten ein Zigeunermädchen aus Rache erschlagen, weil sie den Deutschen spionirt hatte. Es war aber ein ganz unsicheres Gerücht. — Das Verschwinden in dieser Nacht hat jedenfalls dies Kind der Natur vor schwerem späterem Leid bewahrt, ganz im Vollgenuß ihrer Liebe ist sie ohne Enttäuschung geschieden, der Unteroffizier, dem sie mit so leidenschaftlicher Neigung anhing, soll zu Hause schon eine andere Braut gehabt haben, die reiche Tochter eines Mehlhändlers, die ihm das Geschäft des Vaters als Mitgift mit-

bringen wird. Der zum Mehlhändler avancirte Reiter-Unteroffizier hätte die bettelnde Zigeunerin vielleicht später mit harten Worten von seiner Thür gewiesen. Die Reiter aber werden noch lange in ihrer Heimath von dem „schwarzbraunen Zigeuner-Mägdlein" dort oben auf der jütländischen Haide zu erzählen wissen. Sie war ein guter Stoff zu einem Volks- oder Soldatenliede. —

Oestreichische Finanzen.

2.

Die neue Anleihe in Italien.

Das erste Halbjahr des neuen Verwaltungsjahres geht zu Ende und der Minister ist noch im Rückstande mit der Rechnungsablegung für das letzte Quartal des alten Verwaltungsjahres. Trotz wiederholter ministerieller Zusage, monatlich den Ausweis über Staats-Ausgaben und Einnahmen zu liefern, und ungeachtet Se. Majestät selbst die Veröffentlichung desselben geboten, bleibt seit 9 Monaten das Budget ein Geheimniß.

Das Deficit ist trotzdem im Allgemeinen bekannt; allein zu den Schwindeleien, welche der Finanzminister anzuwenden genöthigt ist, braucht er dieses Dunkel. Er will p. e. nicht wissen lassen, daß die sardinische Entschädigung längst an der Pariser Börse verwerthet, und nicht, wie stipulirt und vom Kaiser sanctionirt, an die Bank abgegeben, sondern für Militärbedarf verwendet wurde. Der Baarschatz der Bank konnte sich daher nicht namhaft vermehren, sondern es verminderte sich blos die Anzahl der Banknoten.

Die Finanzcommission, welche der Minister nach seiner Wahl berief, hüllt ihre Berathungen in ziemlich dichte Schleier. Wenn man diesen Vertrauensmännern auch zutrauen wollte, sie würden selbstständig und energisch ihre Ansichten gegen das sie berufende Ministerium vor den Thron bringen, so muß man doch eingestehen, daß diese eben so wenig wie irgend ein Privatmann den Finanzübeln abzuhelfen vermögen. Nach fast 2jähriger unumschränkter Verwaltung des Finanzdepartements steht Herr Baron Krauß auf derselben Stufe mäklerischer Gebahrung wie vordem; vom Tag auf den Tag zehrend haben alle seine Anstalten das Gepräge bettelhaften Fristens. Das Vertrauen und der Credit lassen sich nicht durch kümmerliche Ordonnanzen und trughafte Darstellungen gewinnen, und ohne Credit und Vertrauen ist dem finanziell so schwer heimgesuchten Oestreich keine Abhilfe zu verschaffen. Der Reichstag könnte, wenn ihm die Regierung nicht von vornherein Macht und Ansehen raubt und ihn blos zur Puppe macht, eine großartige Maßregel, z. B. die Ausgabe von Reichsscheinen gutheißen,

welches Papier dann als schwebende Schuld nicht blos im Inlande, sondern auch im Auslande wenigstens zum Course der Banknoten angenommen würde. Der Reichstag könnte die Fesseln der Bank lösen u. dgl. Ein Octroy des Kaisers, eine Zwangsmaßregel des Ministeriums und die devote Begutachtung der Finanzcommission sind nicht geeignet, die Lage zu verbessern.

Minister Kraus ließ sich daher auch gar nicht durch die Anwesenheit der Finanzcommission in der Residenz beirren, und schrieb, während diese zur Wiederherstellung des Vertrauens Beschlüsse faßte, ein Zwangsdarlehen für das östreichische Italien aus. Voriges Jahr wurdek boni di tresoro in der Druckerei fabricirt; man gab ihnen Zwangscours und zwar der Art, daß Jedermann die Bezahlung einer Schuld zur Hälfte in klingendem Silber und zur Hälfte in diesen Biglietti zum vollen Nominalwerthe annehmen mußte. Die kaiserl. Beamten und die Soldaten erhielten ihren Sold ebenfalls halb in Münze, halb in Papier, und die Steuern wurden gleichfalls so gezahlt. Die italienischen Provinzen aber, welche niemals Papiergeld circuliren sahen, sträubten sich aus Politik, wie aus begründetem Mißtrauen gegen dieses aufgedrungene Scheingeld und, gleichsam wie verabredet, sank der Cours dieser Biglietti gegen moneta sonnante um 15 Procent. Die Kaufleute verweigerten jedes Geschäft, das in anderer als klingender Münze gebucht und abgemacht wurde, und die Kleinhändler schlugen den Verlust am Papiergelde doppelt und dreifach auf ihre Waarenpreise.

Diese praktische Opposition belehrte weder die Militärbehörde noch das Finanzministerium eines Bessern; sie schrieben der Böswilligkeit Einzelner zu, was nur das gerechte Mißtrauen Aller ist. Die Biglietti wanderten endlich auch als Speculationswaare an die Börsen von Triest und Wien, und wurden wie Wechsel schlechter Häuser mit größerem oder geringerem Verluste abgesetzt. Der Minister glaubte dem Papiere einen höhern Werth zu verschaffen, wenn er den Zwangscours dafür auch in den nichtitalienischen Provinzen anberaumte; es kamen ohnehin Streitfälle vor, wo italienische Kaufleute ihre in Graz oder Prag domicilirten Wechsel mit dieser Papiermünze decken wollten, deren Annahme wieder die Gläubiger verweigerten.

Nach Jahresfrist dieses Wirrwarrs greift der Minister endlich zur Aushilfe eines Anlehens. Er will 120 Millionen Lire in Staatspapieren emittiren, wogegen die Biglietti aus der Circulation gezogen werden sollen; angeblich existiren nur 70 Mill. Lire in Papier, und die Einzahlung für das neue Anlehen soll halb in Silber, halb in Papier geschehen.

Die Frage, ob das Ministerium berechtigt ist, ohne Gutheißung des Reichstags eine Staatsschuld zu contrahiren, ist bei den obwaltenden Umständen eine überflüssige. Noth kennt kein Gebot, am allerwenigsten ein constitutionelles.

Der Minister selbst zweifelt daran, daß dieses Anlehen durch freiwillige Theilnahme zu Stande kommen werde, und droht daher mit weiteren Maßnahmen,

wahrscheinlich mit Pulver und Blei. Die Ansicht jedoch, daß die Italiener sich beeilen werden, ihre Papiermünzen gegen Staatsschuldpapiere umzutauschen, ist eine vorherrschende, und hat ihren natürlichen Grund in Folgendem:

Das Geldpapier, die Biglietti, sind nur im Lande auszugeben, und außerhalb der lombardisch-venetianischen Provinz, in Triest und im italienischen Tirol kaum mit großem Verlust anzubringen; östreich. Staatspapiere aber haben an jeder Börse einen Cours, und selbst große Summen finden, wenn auch mit Nachlaß, augenblickliche Käufer gegen baare Münze. Für 100 fl. (300 Lire) in Biglietti bekommt man jetzt beiläufig 82 fl. Silber; der Cours der 5procent. Metalliques ist beiläufig 79—80 baar. Die Abgeber der Biglietti hatten daher blos eine Steuer von 3 bis 4 Procent zu zahlen, wären aber sonach von allen Chancen befreit, welche die Coursdifferenzen zwischen Papier und Silber aufbürden.

Man glaubt daher, daß die Italiener die 120 Mill. Lire vollständig subscribiren und früher einzahlen werden, als bestimmt ist; hingegen wird der Börsenmarkt mit diesen Fonds überschüttet werden, da die Italiener eben so wenig Vertrauen in östreich. Staats-, als in östreich. Geldpapieren haben. Ein Steigen der Metall- und ein Fallen der Papiercourse ist die nächste Folge; der Finanzminister aber hat wieder einen Tag verlebt.

Wenn auch vielleicht hiermit eine Besserung der Geldverhältnisse im Verkehr der italienischen Provinz erzielt wird, so geht doch das ganze Manoeuvre spurlos am Gesammtstaate vorüber. Die Summe von 40 Mill. Gulden ist zwar kein Tropfen im Meere, aber sie stillt doch nicht den Durst reellen Bedarfs. Da der Staat 70 Mill. papierne Lire einlöst, so bekommt er nur 50 Mill. Lire zur Disposition, womit im günstigsten Falle die Armee 2 oder 3 Monate erhalten werden kann; hingegen ist dieses Capital dem Erwerbsbetrieb entzogen, der ohnehin durch die neuanferlegten Steuern gedrückt ist.

Die erfahrenen Engländer berechnen bereits die Folgen dieses vitiösen Cirkels, und nachdem sie seit beiläufig einem Jahre den Credit an östreichische Kaufleute stillschweigend beschränkten, erklären sie jetzt offen und freimüthig, daß ihnen die Zustände keine genügende Garantie für ihr Guthaben gäben.

Die östreichischen Regierungsmänner werden wieder böse Gesinnung und politische Agitation hinter einem Schritte wittern, der doch nichts als eine kaufmännische Vorsorge für rechtmäßigen Handel ist: Die Londoner Portefeuilles waren stets mit Wiener Briefen reichlich angefüllt. Der Passivhandel Oestreichs steckt in dieser schwebenden Wechselschuld, deren Betrag kein geringer sein kann, da er zugleich den Personalcredit der östreichischen Handelsleute auf dem englischen Markte darstellt. Viele Millionen Pfund Sterling lagen in Tratten östreichischer Kaufleute, zahlbar in Wien oder Triest, in den Comptoirs der Londoner Bänkers.

In den letzten Jahren haben die Bedrängnisse der Valuten ihren Einfluß auf diese Wechselpapiere besonders stark ausgeübt. Die englischen Kaufleute creditirten

fortwährend den östreichischen Kaufleuten, allein sie forderten, daß die Wechsel nicht mehr in Wien oder Triest, sondern in einer Stadt zahlbar gemacht würden, wo zwischen Papier und Münze kein Differenzcours existirt. Die östreichischen Kaufleute mußten die Vermittlung von Pariser, Frankfurter, Augsburger oder Hamburger Bankiers in Anspruch nehmen, und daß dies nicht ohne Kostenentschädigung, also Waarenvertheuerung, geschehen kann, versteht sich von selbst. Der gesammte Handelsverkehr, insoweit er das Creditpapier betrifft, mußte neue Communicationsstraßen aufsuchen und bauen, und mit welchen Schwierigkeiten dies verbunden ist, weiß jeder Kaufmann.

Allein kaum ist diese Bahn geebnet, so ergibt sich ein neues, und zwar kaum zu bewältigendes Hinderniß. Der zahlende östreichische Handelsmann entspricht der gerechten Forderung des englischen Darleihers; gegen den östreichischen Handelsmann jedoch, der seine Zahlungsverpflichtung nicht einhalten kann, ist der englische Gläubiger im Nachtheil, wie jeder Nichtöstreicher. Falls die Masse des Failliten auch vollständig die Summe der Schuld gibt, so verliert der Gläubiger, welcher effective Münze vorstreckte, durch die Coursdifferenz. Der Wechsel, welcher mit 100 fl., 3 Stück Zwanziger à 1 fl., in Frankfurt zahlbar, ausgestellt wurde, wird als vollständig bezahlt betrachtet, wenn das Gericht in Oestreich 100 fl. in Papiergeld dafür aus der Concursmasse erlegen kann. Aber 100 fl. Papier sind doch nur beiläufig 80 bis 85 fl., 3 Stück Zwanziger à 1 fl., und der Gläubiger verliert daher jeden weitern Anspruch auf Ersatz des Verlustes von 15 bis 20 Procent, und der Schuldner ist jeder Verpflichtung enthoben, obwohl der Bankerott unzweifelhaft ist.

Da keine Gewißheit vorhanden ist, daß der Silbercours nicht noch höher steigt, so ist der etwaige Verlust selbst bei reellen Kaufleuten gar nicht zu ermessen. Die Papiere, welche die östreichische Regierung mit Zwangscours ausgibt, können noch tiefer sinken, als die Banknoten, und die Creditoren müssen sich stets damit begnügen, so wie die Bank Cassenanweisungen an Zahlungsstatt annehmen mußte, weil man diesen ungeachtet der 3procentigen Verzinsung weniger Vertrauen schenkte, als den Banknoten.

In solcher Weise leidet Handel und Verkehr durch die Finanzzustände und die solidesten Kaufleute werden in Mitleidenschaft gezogen, weil der Finanzminister ein constitutionelles Verfahren nicht eingehen kann und, statt einer Ausführung im Großen, zu Börsenkatzbalgereien seine Zuflucht nimmt.

Geschichten aus Siebenbürgen.

Eine Familie zu Nagy Enyed.

3.

Indessen hatte sich der walachische Aufruhr über ganz Siebenbürgen verbreitet, auch der Krieg zwischen Ungarn und Oestreich war bereits zum Ausbruche gekommen. Nachdem FML. Puchner die Aufforderung, den Befehlen des ungarischen Ministeriums Folge zu leisten, dadurch beantwortet hatte, daß er Truppen gegen die nach der Agyagfalver Versammlung ausgezogenen Szekler schickte, welche letztere mit furchtbarer Erbitterung alle walachischen Ortschaften, durch die sie zogen, heimsuchten, kam es endlich bei Sarpatak zu einem Gefechte zwischen ihnen und dem Oberstlieutenant Urban, worin dieser, welcher einen zahlreichen Landsturm, außer seinen regulären Truppen, mit sich führte, gänzlich geschlagen wurde und flüchten mußte. Wenige Tage nachher aber erschien FML. Gedeon mit einer bedeutenden Armee vor der Hauptstadt der Szekler, Maros Vásárhely, und schlug die bereits unter sich uneinigen und theilweise von Verräthern geführten Szekler, worauf Vásárhely eingenommen wurde. Die beiden kaiserlichen Armeen operirten nun combinirt, und während FML. Gedeon nach Westen zu, auf Enyed und Ihorda marschirte, erschien Urban wieder von NO. her, aus dem Romanen-Grenzbezirke auf dem Kriegsschauplatze.

Vorher hatte schon der später so berüchtigt gewordene Alpenkönig, Janku, der Anführer des Mordbrennerhaufens von Zalathna, mit nahe an 20,000 Bauern ein Lager in der Nähe von N. Enyed bezogen. Fast täglich fielen jetzt zwischen dem wenigen ungarischen Militär, mit welchem sich die Nationalgarde vereinigt hatte, und den Walachen Gefechte vor, in welchen diese trotz der meist 20fachen Uebermacht stets den Kürzern zogen, und binnen zehn bis zwölf Tagen nahe an 2000 Mann verloren.

In den letzten Tagen des Monats October nahm ein junger Mann vor einem Hause Enyeds Abschied von zwei Frauen, die mit nassen Augen ihm noch lange nachschauten. „Schone Keinen!“ hatte die Matrone gesagt, „schone dich!“ das junge Mädchen.

Es bedurfte bei dem stattlichen Nationalgardisten, der so stolz zu Pferde saß, keiner Ermunterung zur Rache. Immer und immer stand die Mordscene, der er mit genauer Noth entronnen, vor seinen Augen, und spornte sein feuriges Herz, Aug um Aug, Zahn um Zahn zu nehmen.

Der Zug der Reiter, Szekler und Mathiashusaren und berittene Gardisten, und der Freiwilligen, wie man damals noch die Honveds nannte, bewegte sich langsam an die Ufer der Maros. Hier ward Halt gemacht. Vor ihnen breitete sich das Heer der Walachen aus, zu denen einiges reguläre kaiserliches Militär —

Orlater Grenzwalachen — gestoßen war. Wie Bienen in einem Stock schwärmten die überraschten Bauern durcheinander, stellten und ordneten sich und bewegten sich langsam am Ufer hin. Der Fluß trennte beide Heere. Da beschloß Graf B., der Anführer der Husaren, mit seiner Truppe durch den Fluß zu schwimmen. Es mochten an 300 Husaren sein. Säbel im Munde, Pistole in der Rechten setzten die Husaren in erweiterter Kolonne hinüber, indeß die Walachen drüben jauchzten und riefen: Laßt sie nur kommen, laßt sie bei uns sein, dann wollen wir sie in ihrem Blute schwimmen lehren! Dicht gedrängt, einem Walde vergleichbar, standen die Bauernhaufen in langen Linien am Ufer. Jetzt sprengten die ersten Husaren, ihre Rittmeister voran, an's Land, feuerten die Pistolen ab und machten Platz für sich und die Nachdrängenden. Dann lichteten sie den Knäuel der Feinde mit dem Säbel, und als Alle das Ufer erreicht hatten, begann ein erbarmungsloses Gemetzel, das die Führer vergeblich zu hemmen trachteten durch die Trompetensignale, die zum Sammeln geblasen wurden. Oedön war unter den Ersten, die das Ufer betreten hatten; auch er schlug mit seinem Sarras in die Bauern und jagte in großem Eifer weithin einem Trupp Fliehender nach; da aber wendeten sich einige der Flüchtigen um, und als sie nur den einzelnen Reiter sahen, blieben sie — es waren ihrer über dreißig — stehen und erwarteten ihn. Wie ein Pfeil sprengte Oedön mitten unter sie, schoß und hieb unter sie und würde auch sich durchgeschlagen haben, wenn nicht sein Pferd, von einer Lanze verwundet, gebäumt hätte und niedergestürzt wäre. Noch zu Fuß vertheidigte sich Oedön mit Erfolg, endlich aber sank er schwer getroffen nieder, und die Bauern schleppten ihn fort. Sieh, da stürmen zwei Szeklerhusaren herbei, fahren in die Menge hinein, hauen den Gardisten heraus und legen den Ohnmächtigen auf eines der Pferde. Am Flusse wuschen sie die Wunde aus, und Oedön gelangte Nachts wieder nach Enyed, nicht mehr zu Rosse, sondern matt und schwach auf einem Bauernwagen.

Abermals war Trauer im Hause der Wittwe. Oedöns Wunde war nicht gefährlich, aber schmerzhaft. Die Frauen wachten Tag und Nacht abwechselnd an seinem Lager, und umgaben ihn mit jenen unzähligen kleinen Liebesbeweisen, wie sie nur ein Frauenherz übt.

Gegen das Ende der zweiten Woche rückte kaiserliches Militär in die Stadt ein. In das Haus der Wittwe wurden zwei Offiziere einquartirt. Von da an hörte das vertrauliche Leben der beiden Liebenden, denen das Beisammensein und herzliche Mittheilung fast unentbehrlich geworden war, auf, denn nur verstohlen konnte sich Ilona zu ihrem Bräutigam schleichen, der ein entferntes Hofzimmer erhalten hatte, um gegen den heimlichen Gast nicht Argwohn zu erregen. Ueberdies hatte sich seine Wunde um Vieles gebessert.

Da klopfte es eines Abends spät an seine Thüre. „Ich bin's, Oedön, deine Mutter, öffne schnell!" Oedön sprang vom Lager auf und stand im nächsten Au-

genblicke vor der Szeklerin. „Fliehe schnell, mein Sohn," rief sie. „Ich habe zufällig das Gespräch der beiden Deutschen, die bei uns wohnen, gehört. Man will Dich festnehmen lassen. Gott weiß, wer Dich ihnen verrathen hat. Eile durch den Garten, die Weinberge hinauf. Hier, wenn Du Geld brauchst — ich hoffe, Du gehst nach Klausenburg."

Während der Rede der Mutter hatte sich Oedön, der ohnehin in Erwartung einer Gefahr sich nie ganz entkleidete, seinen Anzug vollendet, Pistolen und Säbel umgeschnallt, und stand, trotz seiner noch nicht völlig geheilten Wunde, kräftig und frisch vor ihr. „Andris wird Dir das Pferd durch den Garten nachführen, die Hufen werden umbunden, um Dich nicht zu verrathen," sprach die Matrone. „Lade die Pistolen, sieh wenigstens nach, ob Pulver genug auf der Pfanne ist. Der Gott der Ungarn sei mit Dir, mein lieber Sohn." Sie umarmte den Mann, schaute vorsichtig hinaus, ob Niemand im Hofe sei, und eilte in den Stall, den Knecht zu wecken und Oedöns Pferd satteln zu lassen.

Mittlerweile schlich der Bergmann hinaus, gelangte in den Garten, und als er über den kleinen Bach gehen wollte, der jenen von den Weingärten trennt, trat ihm eine tiefverhüllte Gestalt entgegen und hing, als sie ihn erkannt, weinend ihre Arme um seinen Hals.

„Beruhige Dich, mein Mädchen. Gegen Menschen habe ich Waffen, und Geister thun Niemandem weh. Von Klausenburg aus schreibe ich Dir; ich werde Mittel finden, Dir durch die Feinde sagen zu lassen, wie es mir geht. Andris kommt mit dem Pferde. So lebe wohl." — Schluchzend riß sich das Mädchen von ihm los und kehrte langsam zur Mutter zurück.

Noch lag finstere Nacht auf Thal und Berg, als Oedön auf seinem schnelltrabenden Pferde in die Nähe von Felvincz, einem großen szeklerischen Marktflecken des Aranyoscher Stuhls gelangte. Da sah er unfern von sich eine dunkle Masse sich bewegen, die er anfänglich für östreichisches Militär hielt. Um ihnen auszuweichen, ritt er durch die Felder einem Dorfe zu, das ungefähr eine Viertelstunde von Felvincz entfernt lag. Plötzlich aber bewegte sich auch von diesem Orte her eine Colonne, die er für walachischen Landsturm erkannte. So war er zwischen zwei Feuer gerathen. Er wollte nun abermals links schwenken und das Dorf umgehen, aber bald überzeugte er sich, daß ein sehr tiefer, breiter Graben ihm hier ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetze. Jetzt beschloß er, dem Volke entgegen zu gehen auf gut Glück, und wenn es sein müßte, sich mit dem Schwerte einen Weg zu bahnen. — Oedön gehörte zu den zahlreichen Sterblichen, deren Lebenslauf bis zu einem gewissen Alter in friedlicher, vom Schicksal unangefochtener Ruhe verfließt. Dann sucht sie das Unglück zu einer bestimmten Lebensfrist heim, und läßt einen Schlag, ein furchtbares Ereigniß nach dem andern auf sie niederschmettern, daß die Getroffenen kaum zu Athem kommen. Er stammte aus einer adeligen begüterten Familie und hatte, von der Natur mit guten Gaben

des Körpers und Geistes ausgestattet, bis jetzt Leben und Liebe fröhlich genossen. Jetzt hing eine Wolke schwarz und drohend über ihm. Er sollte an den Leiden seines Volkes innigern und fühlbarern Antheil durch seine eigenen Schicksale nehmen, als tausend Andere; im Kleinen wurde sein Leben ein Bild von dem Schicksal der unglücklichen Ungarn.

Die näher herangekommene Landsturmlermasse hatte ihn bald umringt. Der Anführer, welcher früher mehre Jahre, eines Straßenraubes verdächtig, im Gefängnisse zugebracht hatte und gegen Bürgschaft entlassen worden war, frug Oedön Wer? und Wohin? und schien durch des Jünglings trotzige Antworten wenig erbaut. Als nun Oedön, alle Verhandlungen kurz abbrechend, weiter reiten wollte, und voraussehend, was sogleich geschah, die Hand an eine seiner Pistolen legte, ergriffen Mehre der Walachen die Zügel des Pferdes, und zu gleicher Zeit geschah ein Schuß aus der Mitte des Zuges. Oedön beantwortete diese Gewaltthätigkeit seinerseits, indem er sein Pferd spornte, hinter einander beide Pistolen abfeuerte und anfing, Gebrauch von seinem Säbel zu machen, dessen erster Hieb den walachischen Tribunen traf. Dies war das Zeichen zu allgemeinem Angriffe der etwa 1000 Mann starken Truppe, die den Reiter völlig umringte. Als nun gar walachische Reiter, die der ungarische Husarenwitz P....-Husaren zu nennen pflegte, herbeieilten, entspann sich ein höchst sonderbarer, fast lächerlicher Kampf zwischen dem einzigen Ungar und den zahlreichen Bauern. Die plumpen walachischen Reiter, die ihre noch plumpern Gäule mit Mühe regierten, legten dabei wenig Ehre ein, sie wurden im Aufsprengen bügellos und mehr als einer ward verwundet. Freilich konnte das Ende des Kampfes nicht zweifelhaft sein; Oedön wurde gänzlich umringt, verwundet und entwaffnet, vielleicht von einem Theile derselben Bande, von welcher Oedön seine erste Wunde erhalten.

Durch die Felder schleppten ihn die Bauern nach Felonicz. „Es ist kalt," sprachen die Walachen, „Du frierst; bald wirst Du zu warm haben. Wir wollen in Felonicz einheizen. Nach einigen Minuten vereinigte sich diese Bande mit der weit größern, von der oben die Rede gewesen. Nun ward der große Ort umringt. Es mochte 2 Uhr Morgens sein.

Die Nationalgarde des Ortes wurde, wie diejenige von Zalathna, eingelullt mit dem Versprechen, daß den Einwohnern nichts geschehen werde, wenn sie die Waffen ablegen und zur Fahne des Kaisers schwören wollten. Ohnehin war wenig männliches Volk im Orte; fast die ganze Jugend und ein großer Theil der Männer waren ausgezogen, theils als Honveds, theils ein eignes Corps vervollständigend, das aus lauter Arapyoser Szeklern bestand, und sich später einmal rühmlich auszeichnete. Es mochten etwa 110 Männer im Orte sein. Der Feind war zusammen 3—4000 Mann stark.

Als die Nationalgarde, dem Worte der treulosen Mordbrenner vertrauend, sich selbst ihrer Wehre begeben, fielen Jene über sie her, und was im Orte war

— glücklicherweise hatten auch viele Weiber und Kinder den Flecken verlassen — ward hingemordet. Am andern Tage beleuchtete die Sonne einen großen Schutthaufen.

Oedön war mittlerweile, aus drei Wunden blutend, ohnmächtig in der Nähe des Ortes in einem einzelnstehenden Hofe bewacht worden. Von Zeit zu Zeit schlug er die Augen auf und sah dann immer die große Flamme des brennenden Fleckens und Männer mit blutigen Händen, welche Beute aller Art herbeischleppten und vor Freude tanzten, er hörte das Jammern der Gemordeten, das Jubeln und Hohnlachen der Mörder und die herzlosen Späße seiner Wächter, die dann und wann anfragen ließen, wann sie auch zur „Metzge" und zur Theilung zugelassen würden. Die Ab- und Zugehenden vertrösteten sie auf den Morgen, weil sie dann besser bei Tageslicht auswählen könnten, worauf die Wächter zu entgegnen pflegten, es sei auch jetzt bei Kerzenlicht hell genug.

In seinen wachen Augenblicken, wenn es etwas stiller war und das immer mehr in den Zustand viehischer Trunkenheit übergehende Volk draußen im Hofe sich niederlegte, hatte der Ungar unter seinen Wächtern einen jungen Mann bemerkt, der sich durch Schönheit der Gestalt, sanfte, melancholische Gesichtszüge, sowie durch gewähltere Kleidung auszeichnete. Sein Anzug wäre fast städtisch gewesen, wenn er nicht außer der dichten, kurzen Bunda noch hohe Stiefeln über die weißtuchenen Hosen, wie sie die Ungarn lieben, getragen hätte. Eine Magyarka von feinem grauen Tuche mit Schnüren legte sich knapp an seinen hohen schlanken Leib und eine schwarze Pelzmütze mit Reiherfedern bedeckte sein Haupt; die Haare, schwarz wie Ebenholz und glänzend, fielen nach walachischer Sitte in langen Locken über seine Schultern herab. Er schien ein Centurion (Hauptmann) zu sein, denn die Andern gehorchten seinen kurzen Befehlen blindlings und mit einer Art von Scheu. Er saß tiefbrütend und unbeweglich auf das Rohr seiner Flinte gestützt, und schien sich wenig um das, was rings um ihn vorging, zu kümmern. — Wurde ihm der Lärm der Trunkenbolde im Haus und Hof zu arg, so verschaffte er sich durch ein donnerndes Machtwort augenblicklich Ruhe.

Von Zeit zu Zeit warf er einen halb mitleidigen, halb melancholischen Blick auf den Kranken, der noch immer blutend auf einer Bank lag. Endlich, als habe er jetzt erst den traurigen Zustand Oedöns bemerkt, ließ er Wasser herbeibringen und wusch des Ungarn Wunden selbst aus, indem er dem schmerzlich Zuckenden Worte der Ermunterung zuflüsterte. Oedön warf ihm einen dankbaren Blick zu, der den Centurion offenbar rührte. Denn er beugte sich, als wolle er eine Wunde genauer untersuchen, zu seinem Ohre hinab, und flüsterte ihm auf ungarisch die Worte zu: „Seien Sie unbesorgt, ich werde über Sie wachen, und wenn es möglich ist, Ihnen zur Flucht verhelfen." Oedön blickte ihn in freudigem Erstaunen an. Der Walache schien in Oedön's Gesicht zu lesen und versetzte: „Nicht weil ich Ihre Landsleute weniger hasse, als diese dort, sondern weil es Men-

scheupflicht ist, Unglücklichen beizustehen, wusch ich Ihre Wunden und werde Sie retten. Ueberlassen Sie sich ohne Furcht mir."

Als es Morgen ward, dauerte das Plündern und der Brand des Ortes fort. Aber jetzt befanden sich die Räuber, die im Hause aus- und eingingen, in einem solchen Zustande der Trunkenheit, daß der Plan des jungen Centurionen, Micaresen hieß er, zu gelingen versprach. Unter dem Vorwande, nicht mehr Raum genug zu haben, ließ er bei dem Präfecten Prodan, dem Anführer der Walachen, anfragen, ob er den Gefangenen nicht weiter führen solle. Prodan, welcher selbst nicht Maß gehalten hatte im Trinken, wie wir ihn denn später wieder zechend antreffen werden, ließ dem Micaresen sagen, er solle mit dem ungarischen „Hunde" machen, was er wolle, ihm aber, ehe er ihn todt schlage, eine Maß guten Weins geben, weil er doch ein tapferer Kerl sei.

Micaresen lud seinen Schützling nach dem Verbande seiner keineswegs schweren Wunden, es waren Streifstiche von Lanzen, auf einen Wagen, der mit geraubtem Bettzeuge beladen war, und schlug mit ihm die Richtung von Csombord ein. Außer Micaresen saßen noch drei gänzlich betrunkene Walachen auf dem Wagen, die unaufhörlich schluckten und von ihren Heldenthaten erzählten, der eine rühmte sich seiner Brutalitäten mit nichtsständiger Rohheit. Plötzlich erhielt er von Micaresen einen entsetzlichen Faustschlag. „Weißt Du nicht, rief er ihm in seiner Sprache zu, daß hier ein Ungar liegt, der es verstehen und weiter erzählen könnte? Was werden die Leute sagen in der Welt draußen, wenn sie solche Gräuel hören?"

Es war Mittagszeit, als der Wagen vor einem bessern walachischen Hause in Csombort hielt. Die gänzlich betrunkenen Begleiter Micaresen's und Oedöns wachten aus ihrem Schlafe auf und torkelten gähnend im Hofe auf und ab. Der Centurio hob Oedön aus dem Wagen, trug und führte ihn in das Haus, dessen Besitzerin, eine alte Walachin, vor wenig Wochen an der Cholera gestorben war. Jetzt lebte dort nur die Tochter, ein hochgewachsenes, schönes Mädchen. Ihr Bruder gehörte zu einer der umherschweifenden Landsturmbanden und wurde lange nicht zu Hause erwartet. Absichtlich hatte Micaresen dieses Haus zum einstweiligen Aufenthalte Oedöns gewählt. Er war ein entfernter Verwandter, kannte des jungen Mädchens mitleidigen Sinn, und wußte, daß sein Schützling hier sicher aufgehoben sei.

Die Walachin kam dem Wunsche des Centurion's mit freundlicher Sorgfalt entgegen. In der besten Kammer des Hauses bereitete sie dem Kranken ein weiches Lager und legte wohlthuende Salben, wie sie seit uralter Zeit den Frauen dieses Volkes bekannt sind, auf seine Wunden. Es hätte kaum der warmen Worte, mit denen Micaresen ihn dem Mädchen empfahl, bedurft, denn die Walachin, weichern Sinnes als Viele ihres Stammes, hatte bei dem Anblicke des kranken schönen Mannes ihr Herz von Mitleid bewegt gefühlt, und als Micaresen ihr

erzählt, wie der verwegene Jüngling es versucht, sich durch die ganze Bande durchzuschlagen, da fühlte sie etwas wie Scham über die ihr nicht unbekannte Feigheit ihres Volkes und Bewunderung für den muthigen Magyaren.

Warum erfreuen sich die Soldaten überall eines merkwürdig schnellen Marsches in die Herzen der Frauen? Wer zur Antwort spöttisch auf die knappe, bunte Uniform hinweist, macht dem Weibe ein schlechtes Compliment. — Das Walachenmädchen gab sich keine Rechenschaft über das warum? Aber von Stund an begann sie warm für den Ungar zu fühlen, der bleich und krank in ihrer Kammer lag.

Ehe Micaresen schied, trat er an Oedön's Lager und sagte mit trockenem kurzen Tone: „Jetzt, Herr, sind Sie, hoffe ich in guter Pflege. Sie bedürfen meiner nicht mehr. Ich muß fortziehn. Ich habe gethan, was ich konnte, um Ihnen zu beweisen, daß meine Nation nicht aus gefühllosen Menschen besteht.

Oedön ergriff des Centurio's Hand und drückte ihm seinen warmen Dank aus. „Sagen Sie mir, bitte ich Sie," sprach er „warum Sie grade mich retteten und so freundlich diesem Mädchen empfohlen haben. Warum ließen Sie es nicht geschehen, daß mich jene Trunkenbolde umbrachten, wie sie beabsichtigten. Und dann — weil ich Sie doch vielleicht nicht mehr sehe, verzeihen Sie mir die Frage: Sie sehen traurig aus? Sind Sie unglücklich?" Dem Walachen zuckte es durch das Gesicht, er kämpfte mit sich, als Oedön so offen sein Mitgefühl an den Tag legte, ob er ihm sein Herz öffnen sollte oder nicht? endlich wande er sich schweigend ab und schritt hastig ohne Gruß zur Thür hinaus. Der Ungar blieb im Hause zurück in der Pflege des Walachenmädchens.

Eine Berichtigung für die A. A. Zeitung.

Brief an die Grenzboten.

Hamburg, 6. Mai 1850.

In der Beilage zu Nr. 123 der A. A. Zeitung theilt unter dem Titel: „Aus dem ungarischen Kriege," ein Correspondent aus Wien folgende Begebenheit mit, über die er sich staunend fragt, ob solche Dinge wirklich in unserem Jahrhundert geschehen konnten, da sie uns wie Sagen aus einer rauhen Vorzeit anklingen, und deren Wahrheit er vollkommen verbürgt: Frau Therese Zwinger, Wittwe eines kaiserlichen Militärarztes in der deutschen Grenzstadt Weißkirchen im Banate, wird als Heldin einer „Episode der Schreckenszeit" vorgeführt. Als nämlich die Ungarn im November 1848 Weißkirchen überfielen, belustigten sie sich zuerst mit den „gewöhnlichen Excessen," als da sind: Zerstörung von Gebäuden, Verheerung von Saaten, Verwüstung von Weingärten, Einschlagen von Weinfässern u. a. dergl. Dinge, über die der Correspondent „mit einiger Fassung die Achseln zuckt." Aber nun folgten andere Gräuel: Die Magyaren haben bei diesem Ueberfall von Weißkirchen wehrlose menschliche Geschöpfe ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts niedergemacht; der Jurist Femel, ein Anverwandter der Frau Zwinger, wurde unter die Honveds gesteckt und wegen einiger Einwendungen dagegen erschossen; Therese, die 17jährige Tochter dieser Frau, wurde vor den Augen der Mutter entehrt bis zum Tode; die jüngere Tochter, Anna, entging zwar durch einen Versteck im Keller diesem Schicksale, wurde aber durch den Eindruck des Geschehenen wahnsinnig; kein deutsches oder romanisches Weib, dessen sie habhaft werden konnten, wurde verschont. Folgen noch größere Gräuel, deren Wiederholung ich Ihren Lesern ersparen will. „Da haben Sie," so endigt der Correspondent der A. A. Z., „einen kleinen Abriß magyarischer Humanität und ritterlichen Edelmuths, wofür Sympathien in allen Ländern geworben wurden. Das sind die Schützlinge englischer Politik." —

Dieser Artikel ist eine nichtswürdige Verläumdung meiner Landsleute sowohl als der braven Deutschen von Weißkirchen, und seine Unwahrheit muß der Redaction der A. A. Zeitung bekannt gewesen sein, oder dieselbe ist mit der Geschichte der letzten Jahre weniger bekannt, als schicklich ist.

Die deutschen Einwohner von Weißkirchen haben sich während des ungarischen Krieges *für* die magyarische Sache und gegen eine große Uebermacht mit einer solchen Bravour geschlagen, daß man vor dem großen Feldzuge des Frühlings 1849 in ganz Ungarn keine heldenmüthigeren und begeisterteren Freiheitskämpfer als die deutschen Bürger von Weißkirchen und die bürgerliche Artillerieabtheilung von Arad kannte. In den Monaten Juli und August 1848 waren die Weißkirchner von allen Seiten von raitzischen Horden umringt; mehr als zehnmal versuchten diese sich der heldenmüthigen Stadt durch Sturm zu bemächtigen, wurden aber immer von der deutschen Nationalgarde (in Weißkirchen wohnen gar keine Magyaren), die sich selbst überlassen war, da ihr Commandant, Obristlieutenant Dreihahn, zu den Oestreichern überging, mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Diese Thatsache ist so allgemein bekannt, daß sie jeder östreichische Zeitungsleser kennen muß, daß sie in jeder Broschüre über die jüngsten Ereignisse in Ungarn

zu finden sein wird. Ich will hier nur ein Werkchen anführen, welches im Jahre 1849 in Pesth unter Haynau's Censur erschienen ist, und dessen Loyalität dem Correspondenten der A. A. Z. genügen wird. In diesem Buche: „Die magyarische Revolution von einem Augenzeugen" heißt es S. 30: „Obrist Lenkei griff am zweiten August eine Schaar Raitzen, welche Weißkirchen bedrohte, in dem benachbarten Lobkawalde lebhaft an und trieb sie in die Flucht, zog sich aber mit seiner Mannschaft am vierten August abermals nach Werschez zurück." Seite 31: „Ferner war Weißkirchen ohne militärische Besatzung, da sich Obrist Lenkei, wie früher erwähnt, nach Werschez zurückgezogen hatte, und die Bewohner des Ortes mußten sich allein gegen die mit den Grenzern vereinigten Serben schlagen. Schon waren letztere in Weißkirchen eingedrungen, schon brannte die Stadt an mehreren Punkten, als ein Paar Compagnien Linienmilitär erschienen und den Feind in die Flucht trieben. Auch ein zweiter Angriff auf Weißkirchen wurde abgeschlagen, dagegen nahmen die Serben, denen sich die Walachen anschlossen, Moldowa (ebenfalls eine patriotische deutsche Stadt) und verwandelten es in einen Schutthaufen." Seite 33: „Der Sturm, welcher am 30. August von Nugent auf Weißkirchen unternommen wurde, mißlang zwar, das neunte Honvedbataillon und eine Abtheilung von Bukowiner Infanterie trieben den Feind mit gefälltem Bayonette zurück, aber die glühenden Kugeln, mit welchen die Stadt beschossen wurde, verursachten große Verwüstungen u. s. w.

Ist es nun nicht abgeschmackt, zu glauben, daß das ungarische Heer gegen seine eigenen Bundesgenossen, die alle Kriegsplagen und alle Gefahren freudig trugen, und ihr Herzblut für das Vaterland opferten, mit kanibalischer Grausamkeit gewüthet habe? Daß man aber seine treusten Bundesgenossen nicht zu „überfallen" pflegt, wird selbst die A. Allg. Zeit. nicht läugnen wollen.

Allein jene Erzählung ist nicht nur höchst unwahrscheinlich, sie ist auch ganz unmöglich, denn die Ungarn sind vom August 1848 bis zu den ersten Tagen des Januar 1849, vereinigt mit den deutschen Einwohnern von Weißkirchen, ununterbrochen im Besitz dieser Stadt gewesen. Nach dem Siege von Kiß bei Perlaß wurden die Serben an dem linken Theißufer bis nach Pantschowa gedrängt, und erst in den ersten Tagen des Jahres 1849, wo die Ungarn wegen dem Anrücken von Windischgrätz genöthigt waren, viele der südlichen Truppen nach der obern Theiß zu beordern, griffen die Serben unter Knicanin die schwachen magyarischen Besatzungen im Banate an und diese wurden ganz aus der Militärgrenze verdrängt. Auch Weißkirchen fiel in die Hände der Raitzen, welche in der feindlichen Stadt furchtbar hausten.

Wenn also das traurige Schicksal der Frau Zwinger und ihrer Töchter Wahrheit ist, und nicht ebenso eine lügenhafte Erfindung, wie die Rolle, welche den Magyaren dabei angedichtet worden ist, so müßten leider auch hier Raitzen, d. h. kaiserliche Truppen, die Ungeheuer gewesen sein, welche jene Verbrechen begingen. — Lügen ist gemein, aber so ungeschickt lügen ist tölpelhaft.

Ein Ungar.

Kleine Nachrichten.

England: Neue Erscheinungen der Literatur und Kunst.

Unter den neu erschienenen Werken zeichnen die Journale zunächst zwei größere historische aus.

History of Spanish Literature. Von George Ticknor, einem Amerikaner, in 3 Bde. Sie soll die Vorarbeiten Bouterweck's und Sismondi's bedeutend hinter sich lassen, und für die Verbindung der Literatur mit dem Leben, namentlich in der Geschichte des Theaters, eine neue Bahn brechen. Wenigstens als kritische Basis für die künftige eigentliche Geschichtschreibung; denn auf den eigentlichen ethischen Gehalt der Poesie geht sie weniger ein, sie beschränkt sich auf das Aeußerliche. Darin aber ist auch alles geleistet, was unermüdliche Ausdauer im Durchforschen von beständen Bibliotheken, große Geldmittel und gewissenhafte Gründlichkeit im Sichten des gegebenen Materials, verbunden mit einer sehr umfangreichen allgemeinen Bildung, überhaupt nur leisten können. — Die unbedingte Begeisterung, die unsere Romantiker dem Zeitalter Calderon's entgegenbrachten, kann man von einem Amerikaner freilich nicht erwarten. (Vgl. Athenäum, Merz, p. 223 und Bentley p. 385.) —

Von der **History of Greece**, von George Grote, ist Bd. 7 und 8 erschienen, die vom Frieden des Nicias bis zum Tode des Sokrates gehn, 421 bis 399, und neben der politischen Geschichte vorzüglich auf die Entwickelung der Culturverhältnisse, z. B. die Stellung der Sophisten, die nicht ganz in dem gewöhnlichen schlechten Lichte erscheinen, ihr Augenmerk richten. Die Proben, die Athenäum (p. 279 ff. 307 ff.) und Westminster Review (p. 177 ff.) mittheilen, bestätigen das lobende Urtheil dieser Journale über die Gelehrsamkeit und die Umsicht des Verfassers. —

Vom Major Rawlinson sind im Journal of the Royal Asiatic Society X. und XI. die Untersuchungen über die Keilschrift der Perser nebst Auszügen aus persischen Gedichten erschienen, die er in dieser Gesellschaft vorgetragen hat. (Athenäum p. 234. Westm. Rev. 38 ff.) —

Ein neuer großer historischer Roman: **Antonina** or the fall of Rome, aus dem 5. Jahrhundert, 3 Bde., von Wilkie Collins, zieht die allgemeine Aufmerksamkeit der englischen Kritik auf sich. Es ist das Erstlingswerk dieses Verfassers, und scheint denselben sogleich unter die Koryphäen der Belletristik einzureihen. (Ath. p. 285. 293. Bentley 375.) —

Die dramatische Poesie scheint bei den Engländern immer mehr auszusterben. Unter mehreren Dramen, die getadelt werden, hebt Athenäum (p. 230. 257.) zwei mit großem Lobe hervor: Old love and new fortune (alte Liebe und neues Glück) von Chorley (Verfasser von Conti, Music and manners u. a.), und The noble heart (das edle Herz) von Lewes. Nach der Skizze und den Auszügen, die es gibt, können wir dieses Lob keineswegs unterschreiben. Das erste hat den gespreizten, affectirten Dialog, den wir aus Bulwer kennen, und die Launen des englischen Spleen nur noch forcirt;

das zweite ist sentimental, doctrinär, pedantisch, etwa wie unser Halm, nur noch steifer; sein Dialog enthält eine Reihe Definitionen: Was ist Liebe? was Tugend? was Entschlossenheit? u. s. w. —

Ein phantastisches Gedicht: **the angel world**, von James Bailey, ist ebenso langweilig als seine Vorgänger in der nämlichen Manier. Es ist merkwürdig, daß die praktischen Engländer, die doch so viel Rindfleisch essen, seit Spencer immer wieder in diese luftige Elfenregion einkehren, in der sie sich doch so wenig zu Hause finden. Die deutschen Leser denken wohl noch mit Schrecken an Bulwer's Pilgrime des Rheins. —

Eine Schilderung der französischen Frauen während des 18. Jahrhunderts, von Julia Kavanagk, mit Portraits, empfiehlt sich dem eleganten Publikum. (Ath. p. 226. Westm. 253.) —

Eine neue Broschüre von dem alten Romantiker Thomas Carlyle (**Letter-Day Pamphlets** Nr. 2. **Model Prisons**, über die Einrichtung der Strafanstalten), soll an Lächerlichkeit seine früheren noch übertreffen. (Ath. 227.) —

Von den Nachrichten aus der Saison, die uns die Journale mittheilen, interessirt uns namentlich die glänzende Aufführung des Freischütz (il Franco Arciero) in der italienischen Oper, mit eingelegten Recitativen, die fälschlich Hector Berlin zugeschrieben sind. —

Eine kurze Recension über einen Roman von L. Mühlbach, in welcher Athenäum die Hände ringt über die Unsittlichkeit und geistige Verwahrlosung des deutschen Publikums, das an dergleichen Geschmack finden kann, veranlaßt uns zu dem Versprechen, in diesem Felde, das allerdings eine Schande für Deutschland ist, einmal gründlich aufzuräumen, so langweilig und ekelhaft das Geschäft sein mag.

Der bekannte Maler, Sir William Allan, Präsident der schottischen Akademie, ist in seinem 68. Jahr in Edinburgh gestorben. Ath. (p. 240) gibt eine kurze Biographie. —

Das Aprilheft des: **Colonial Magazine and East-India Review** enthält mehre werthvolle Aufsätze über die Colonien in Amerika, Afrika, Asien und Australien, und Vorschläge zu Verbesserungen. —

In: **The Westminster and foreign quarterly review, April 1850**, finden wir u. A. eine ausführliche Recension über die Aesthetik von Francis Jeffrey, die uns zu einiger Genugthuung gereicht, denn wir sehen daraus, daß wir wenigstens in diesem Fach den stolzen Briten bedeutend vorstehn, und möchten ihnen unsern Vischer empfehlen, den sie noch gar nicht zu kennen scheinen. — Ferner eine Vergleichung des Freiheitsbegriffs bei den Römern und bei den Christen, von Samuel Eliot, in sehr christlichem Sinn. — Ein Bericht über die Vorbereitung zur großen Industrieausstellung von 1851. — Beiträge zur Reform der Schiedsgerichte. — Lieder von dem Naturpoeten Ebenezer Elliott, die neben vieler Gottesfurcht in der That auch einigen lyrischen Schwung haben. — Berichte über die projectirte Verbindung der beiden Oceane in Central-Amerika. — Die Stellung der englischen Kirche (the church, the crown and the state, Predigten von J. C. Bennett, 3. Ausg.). — Nebst einer Menge kleiner Berichte und Correspondenzen. —

Bentley's Miscellany ist mehr für die elegante Welt, und besteht zum großen Theil aus mittelmäßigen Novellen, Gedichten und Reisebildern, wie unsere belletristischen Journale. — Im Aprilheft ist u. A. eine Biographie des bekannten Lt. Waghorn, der die Ueberlandpost aus Indien eingerichtet hat (p. 379); außerdem humoristische Berichte aus Deutschland, über dessen Tabakrauchen, Sauerkraut und Biersuppe ebenso gewitzelt wird, als über seine überschwengliche Philosophie und seine nebelhafte Politik. —

The Edinburgh Review (April 1850) enthält u. A. einen Bericht über astronomische Beobachtungen; über die Grundlagen der Moralphilosophie von Sydney Smith; über das Verhältniß von Autorität und Meinung (von George Cornewall Lewis); über den Pauperismus in großen Städten; über Australien; über das Steuersystem und die Partei der Protectionisten; über die ungarischen Angelegenheiten; endlich, was uns zunächst interessirt, über die deutsche Frage. Der letztere Aufsatz, der von großer Sachkenntniß und gründlicher Erörterung der Verhältnisse zeugt, erklärt sich entschieden für das Erfurter Unternehmen und gegen die Ansprüche Oestreichs, weil dieselben eine innere Unmöglichkeit enthalten, obgleich es zugibt, daß vom Standpunkt der britischen Interessen ein Einverständniß zwischen den beiden deutschen Großmächten das nächste Ziel der Wünsche sein muß. Der Schluß des Aufsatzes ist für unsere Conservativen beherzigenswerth. „Bloße Ordnung ist etwas ebenso Leeres, als bloße Freiheit; beides verlangt den Athem des Lebens, um das Gute und Große hervorzubringen, und nur in ihrer Harmonie liegt die Fortdauer der menschlichen Gesellschaft." —

The Mechanic's Magazine (März 1850) enthält außer einer Reihe rein technischer Aufsätze, die außerhalb unserer Grenzen liegen, einen Bericht über die große Gewerbeausstellung von 1851, der für das betheiligte Publikum von Interesse sein wird. —

Blackwood's Edinburgh Magazine (April 1850) bringt in bunter Reihe politische und ökonomische Aufsätze, mittelmäßige Novellen und ästhetische Kritiken. Unter den letztern zeichnet sich durch ihre pragmatische Gründlichkeit die eine über Shakespeare's Othello aus, obgleich ihrem albernen Titel (Christopher under canvass) die scurrile Form entspricht. —

Von neuen bedeutenden Werken, die theils unter der Presse, theils eben erschienen sind, führen wir folgende an. — Charles Merivale, Geschichte Roms unter den Kaisern. — Oberst William Mure, kritische Geschichte der Sprache und Literatur des alten Griechenland. — Obristlieutnant Chesney's Expedition am Euphrat und Tigris. — Eine sehr große Menge historischer Romane, besonders aus den Zeiten der Stuarts. — Henry Sirr, Geschichte und Beschreibung von Ceylon. — Napier Süd-Afrika. — Patrick Stirling, die Philosophie des Handels. — William Bradford, Correspondenz des Kaiser Karl V. und seiner Minister. — David Urquhart, die Säulen des Herkules: Bericht über die Reisen in Spanien und Marocco. — Memoiren des General Thomas Fairfax (Cromwell's Schwiegervater), herausgegeben von Robert Bell (Bruder von Currer Bell, und gleichfalls beliebter Novellist). — George Catheart, der Krieg in Rußland und Deutschland, 1812 und 13. — Washington Irving, Leben Mahomed's und seiner Nachfolger, Bd. 1. und 2. — Thomas Inkersley, Gothische Baukunst in Frankreich. — Charles Macfarlane, Reisen in der Türkei 1847 und 1848. — William Townsend, moderne

Staatsprocesse. — Thomas Forester, Norwegen in 1848 und 49. — Bemerkenswerth ist ferner: Household words, ein Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung aller Classen von Lesern, von Charles Dickens.

Hier sei auch eine deutsche Uebersetzung erwähnt. Von „Historische Abhandlungen von Thomas Babington Macaulay," übersetzt von Dr. O. Seemann (Königsberg, Pfitzer und Heilemann), ist die 2te Abtheilung erschienen, sie enthält das Portrait von Warren Hastings, dem Gouverneur Ostindiens. Methode und Stil Macaulay's in diesen kleinen Schriften sind bereits bei der Anzeige des ersten Theils der obigen Sammlung besprochen, hier sei zunächst auf dies neue Muster einer weisen Beurtheilung historischer Personen aufmerksam gemacht, und eine interessante Stelle mitgetheilt; die Eröffnung des Gerichts im Hause der Lords über den zurückgekehrten Gouverneur am 13. Februar 1788:

Das Obertribunal des Parlaments sollte, gemäß den von den Tagen des Plantagenets überlieferten Formen, über einen Engländer zu Gericht sitzen, der angeklagt war, den Fürsten der heiligen Stadt Benares und die Damen des Fürstenhauses von Oude tyrannisch behandelt zu haben.

Der Ort war solch einer Untersuchung würdig; es war der große Saal Wilhelm's des Rothen, der Saal, welcher das Jubelgeschrei bei der feierlichen Einsetzung von dreißig Königen widergehallt, der Saal, welcher die gerechte Verurtheilung Bacon's und die gerechte Freisprechung Somer's mit angeschaut, der Saal, in welchem Strafford's Beredtsamkeit für einen Augenblick eine siegreiche, von gerechtem Groll entflammte Partei mit Ehrfurcht erfüllt und erweicht, der Saal, in welchem Karl dem hohen Gerichtshof mit dem ruhigen Muth die Stirn geboten hatte, welcher seinen Ruf halb wieder hergestellt. Weder militärischer noch bürgerlicher Pomp mangelte. Grenadiere besetzten die Zugänge. Cavallerie hielt die Straßen offen. Den Pairs, in ihren Roben von Gold und Hermelin, gingen die Herolde unter dem ersten Wappenkönig von England voran. Die Richter in ihren Staatsgewändern waren anwesend, um bei Rechtsfragen Rath zu ertheilen. Fast hundertundsiebenzig Lords, drei Viertheile des Oberhauses in seiner damaligen Gestalt, schritten in feierlicher Ordnung von ihrem gewöhnlichen Versammlungsort zum Tribunal hin. Der jüngste anwesende Baron eröffnete den Zug, — Lord Heathfield, neuerdings wegen seiner merkwürdigen Vertheidigung Gibraltars gegen die Flotten und Armeen Frankreichs und Spaniens geadelt. Die lange Prozession wurde vom Herzog von Norfolk, Lordmarschall des Reichs, von den großen Würdenträgern und von den Brüdern und Söhnen des Königs beschlossen. Als der letzte von allen kam der Prinz von Wales, hervorstechend durch seine schöne Gestalt und edle Haltung. Die grauen alten Wände waren mit Scharlach behangen. Die langen Gallerien füllte eine Zuhörerschaft, wie selten eine die Befürchtungen und den Eifer eines Redners angeregt. Da fanden sich aus allen Theilen eines großen, freien, aufgeklärten und glücklichen Reiches, Anmuth und weibliche Liebenswürdigkeit, Witz und Gelehrsamkeit, die Vertreter jeder Wissenschaft und jeder Kunst zusammen. Da saßen rund um die Königin die blondhaarigen Töchter des Hauses Braunschweig. Da blickten die Gesandten großer Könige und Republiken mit Bewunderung auf ein Schauspiel, welches kein anderes Land in der Welt darbieten konnte. Da schaute die Siddons, in der Blüthe ihrer majestätischen Schönheit, mit Bewegung auf eine Scene, welche alle Nachahmungen auf der

Bühne übertraf. Da gedachte der Geschichtsschreiber des römischen Reiches der Tage, in welchen Cicero die Sache Siciliens gegen Verres verfocht, und der Zeit, in welcher Tacitus vor einem Senat, der noch einigen Schein der Freiheit besaß, gegen den Unterdrücker Afrikas donnerte. Da sah man den größten Maler und den größten Gelehrten des Zeitalters neben einander. Das Schauspiel hatte Reynolds von jener Staffelei fortgelockt, durch welche uns die gedankenvollen Stirnen so vieler Schriftsteller und Staatsmänner, und das milde Lächeln so vieler edler Matronen aufbewahrt sind. Es hatte Parr bewogen, seine Arbeiten in jenem dunkeln und tiefen Schacht zu unterbrechen, aus welchem er einen ungeheuern Schatz von Kenntnissen geschöpft, — einen Schatz, den er zu oft in der Erde vergrub, zu oft mit unverständiger und geschmackloser Prunksucht zur Schau trug, aber doch einen kostbaren, gediegenen und glänzenden Schatz. Da zeigten sich die üppigen Reize der Dame, welcher der Thronerbe im Geheimen sein Wort verpfändet. Da war auch sie, die schöne Mutter eines schönen Geschlechts, die heilige Cäcilia, deren feine Gesichtszüge, von Liebe und Musik verklärt, die Kunst vor dem allgemeinen Verfall gerettet. Da waren die Mitglieder jener brillanten Gesellschaft, welche unter den reichen Pfauentapeten der Madame Montague citirte, kritisirte und geistreiche Antworten austauschte. Und dort glänzten um Georgine, Herzogin von Devonshire, die Damen, deren Lippen, überredender noch als selbst die Lippen Fox', gegen Palast und Schatzkammer den Sieg bei der Westminster Wahl davongetragen.

Die Stabträger sprachen den Aufruf. Hastings ging an die Barre und beugte das Knie. In der That, der Angeklagte war solch einer hohen Versammlung nicht unwerth. Er hatte ein ausgedehntes und volkreiches Land regiert, Gesetze erlassen und Verträge geschlossen, Armeen ausgesandt, Fürsten eingesetzt und vom Thron gerissen. Und in seiner erhabenen Stellung war sein Benehmen von der Art gewesen, daß Alle ihn gefürchtet, die meisten ihn geliebt hatten, und daß die Feindschaft ihm jede Berechtigung zum Ruhm einräumen mußte, mit Ausnahme der Tugend. Er sah aus wie ein großer, und nicht wie ein schlechter Mann; eine kleine und abgemagerte Figur, der aber eine Haltung Würde verlieh, welche, bei aller Ehrerbietung vor dem Tribunal, die Gewohnheit der Selbstbeherrschung und Selbstachtung verkündigte; eine hohe und intelligente Stirn, eine nachdenkende aber nicht düstere Braue, ein Mund von unbeugsamer Entschlossenheit, ein bleiches und abgezehrtes, aber heiteres Antlitz, auf welchem eben so leserlich wie unter dem großen Gemälde im Sessionszimmer zu Calcutta geschrieben stand: Mens aequa in arduis, — so war das Aussehn, mit welchem der große Proconsul sich seinen Richtern vorstellte.

Rußland: Das berüchtigte Gedicht Puschkin's.

Bekanntlich wurde Alexander Puschkin, der berühmteste russische Dichter, vom Kaiser Alexander eines politischen Gedichtes wegen in die Verbannung gesendet, und mehrere Jahre darauf vom Kaiser Nicolaus, ebenfalls eines politischen Gedichtes wegen, begnadigt und an den Hof berufen. Man kann sich denken, daß die Kluft, welche zwischen beiden Gedichten lag, wenigstens eben so groß war, wie die, welche zwischen der Berliner Nationalen und der Kreuzzeitung liegt. Die „Ode an die Freiheit," das erste von Puschkin bekannt gewordene Gedicht, dasselbe, welches des Dichters Ver-

bannung herbeiführte, erscheint hier zum Erstenmal im Drucke. In Rußland durfte und darf man nicht wagen, es der Oeffentlichkeit zu übergeben, da der bloße Besitz einer Abschrift davon genügt, den Besitzer in die Bergwerke von Sibirien zu befördern. Wir theilen das Gedicht hier mit, nicht, weil wir ihm einen übertriebenen Werth beilegen (denn wir halten es nicht für besser als irgend ein Herwegh'sches der Art), sondern blos als eine literarische Curiosität, als dem Ausgangspunkt einer bedeutenden Dichterkraft, welche uns öfter zu culturhistorischen und ästhetischen Betrachtungen Anlaß geben wird. In der Uebersetzung haben wir es vorgezogen, lieber einige Härten und unächte Reime durchgehen zu lassen, als den Sinn des Originals irgendwie zu beeinträchtigen. —

Ode an die Freiheit von Alexander Puschkin.

Entflench, dem Aug' dich zu verstecken,
Kraftlose Liebeskönigin! . . .
Wo, wo bist du, der Kön'ge Schrecken,
Der Freiheit stolze Sängerin?
Reiß mir vom Haupt die Blumenkron' —
Die sanfte Laier laß zerspringen,
Ich will der Welt die Freiheit singen,
Das Laster treffen auf dem Thron.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Des kaun'gen Glückes Söhne all',
Erzittert, Ihr der Welt Tyrannen!
Doch Ihr vernehmt's, Euch zu ermannen,
Ihr Sklaven, auf von Eurem Fall! . . .

Das Auge bebt vor der Bedrängniß
Und Noth des Volks entsetzt zurück —
Die Tugend schmachtet im Gefängniß,
Das Laster schwelgt in Macht und Glück; —
Hier Vorurtheil und Unverstand,
Dort ganzer Völker Schmach und Schändung . . .
Es reichen Bosheit und Verblendung
Am Throne sich die Bruderhand.

Nur dort liegt eines Volkes Stöhnen
Auf stolzem Königshaupte nicht,
Wo des Gesetzes Macht den schönen
Bund mit der heil'gen Freiheit flicht;
Wo starken Schutz ihr Schild gewährt,
Und wo, geführt von sichern Händen,
Rings Schmach und Unheil abzuwenden
Dräut ihr gewaltig Flammenschwert.

Es trifft zu strafen und zu rächen
Die Sünde mit gerechtem Schlag,
Wo schnödes Gold es nicht bestechen
Und Furcht es nicht verderben mag.
Nicht die Natur — Gesetz gab Reich
Und Kron', Ihr Herrscher! Euch zum Lehen;
Mögt höher als das Volk Ihr stehen:
Doch das Gesetz steht über Euch! . . .

O, Wehe! Weh' den Völkern allen,
Wo rohe Willkür herrscht, und dann
Volk oder König nach Gefallen
Ob dem Gesetze walten kann.

Sei du zum Zeugen mir erlaubt,
Du Opfer glänzender Verbrechen,
Im Sturm für deiner Väter Schwächen
Gefall'nes königliches Haupt!

Zum Tod' muß Ludwig sich bereiten;
Und die gekrönte Stirn gesenkt
Sieht man ihn zum Schaffote schreiten,
Dem Platz des Gräuls, mit Blut getränkt;
Volk und Gesetze waren taub —
Das blut'ge Mordbeil nur regierte:
Der Purpur, der den König zierte,
Wird seiner wilden Henker Raub.

Selbstmächt'ger Bösewicht und Sünder!
Ich hasse Dich und Deine Brut —
Dein Untergang, der Deiner Kinder,
Entflammt mein Aug' zu froher Glut;
Auf Deiner Stirn gefurchtem Feld
Trägst Du, als warnendes Exempel,
Des Volksfluchs untilgbaren Stempel —
Du Vorwurf Gottes in der Welt!

Wenn auf der Newa dunkeln Wogen
Des Mondes klares Bild sich wiegt,
Und dem Gewühl des Tags entzogen
Rings Alles tief im Schlummer liegt —
Dann sorgenvoll der Sänger schaut
Das Denkmal langer Schreckensjahre:
Die öde, weiße Burg der Zare,
Die furchtbar durch den Nebel graut.

Er hört aus jener Mauern Schlunde
Die finstre Stimme Klio's weh'n —
Er sieht vor sich die letzte Stunde
Kaligula's lebendig stehn: —
Geschmückt mit Band und Orden bricht,
Berauscht von Wein und argen Tücken,
Der Mordschwarm ein mit stieren Blicken:
Im Herzen Furcht, Trotz im Gesicht.

Es schwieg der feile Wächter dorten,
Als sich die Brücke niederwand,
Im nächt'gen Dunkel sind die Pforten
Geöffnet von Verrätherhand;
Der Janitscharen Rotte bricht
Herein — o Schrecken unsrer Tage!
Von ihrem mörderischen Schlage
Fällt der gekrönte Bösewicht.

O nehmt's, Ihr Herrscher! Euch zur Lehre:
Nicht Strafen, nicht des Kerkers Nacht,
Nicht Orden, Krieger, noch Altäre
Sind für Euch eine Schutzeswacht.
Vor des Gesetzes sich'rer Macht
Sollt Ihr die stolzen Häupter beugen —
Und Freiheit, Ruhe wird sich zeigen
Als Volks und Thrones treue Wacht! —

Frankreich: Eugen Sue, Carrikaturen, dramatische Symphonie.

Eugen Sue, Repräsentant der Hauptstadt von Frankreich! Nicht umsonst habe ich vor einigen Wochen sein Portrait gezeichnet. Die tollgewordene Romantik dazu berufen, die Welt wieder in ihre Fugen einzurenken! Ein zweiter Großherzog von

Gerolstein, die verloren gegangene Gerechtigkeit durch Sengen und Schneiden auf Erden wieder einzuführen! Man hat es dem Verfasser der „Geheimnisse des Volks“ nachgesehen, daß er ein „Aristo“ ist, galonirte Bediente hält, indianische Vogelnester speist und tropische Pflanzen in seinen Gewächshäusern aufzieht. Die „Gallier,“ das durch die „Franken, einen kosakischen Stamm“ unterdrückte Volk, wie er es von Jahrhundert zu Jahrhundert in seinen Mysterien verfolgt hat, vielleicht nach Reminiscenzen aus dem Ivanhoe, haben ihren Sänger zum Verfechter ihrer Rechte erwählt. — So feurig die Sache auf den ersten Anblick aussieht, hat sie auch ihre ernste Seite. Die Wahl Eugen Sue's kann das Signal zum Ausbruch des Kampfes werden, der sich auf die Länge doch nicht vermeiden läßt. Die conservative Partei sieht mit Schrecken, daß der Socialismus von Tage zu Tage an Umfang gewinnt, und was noch schlimmer ist, daß er vorzugsweise im Militär Fortschritte macht. Je länger der Entscheidungskampf hinausgeschoben wird, desto bedenklicher sein Ausgang. Zwar kann auf die Dauer von einem Sieg des Socialismus nicht die Rede sein, so wenig wie von einem Sieg des Wahnsinns; aber viel Unheil kann er stiften. Darum scheinen die Conservativen ebenso entschlossen, den Kampf augenblicklich zu provociren, wie die Chefs der Socialisten umgekehrt alle Kräfte aufbieten, ihn jetzt zu vermeiden. Am liebsten würde man der Revolution principiell entgegentreten, durch Wiedereinführung der Monarchie, aber eine Monarchie läßt sich nicht denken ohne einen bestimmten Monarchen, und da über diesen Punkt die Ansichten der Conservativen getheilt sind, so ist das alte, von La Roche Jacquelein wieder aufgefrischte Stichwort der legitimistischen Gazette de France, die Entscheidung über die Staatsform den Urversammlungen zu überlassen, wenigstens vorläufig ohne Sinn. Im Gegentheil steht von dieser Seite ein Attentat zu befürchten, das der Partei fast ebenso gefährlich sein könnte, als ein socialistischer Aufstand, namentlich da die Verfassung die sonderbare Bestimmung hat, daß im Jahr 1852 gesetzlich die Anarchie besteht. Louis Napoleon gebärdet sich zwar in seiner jetzigen Stellung mit leidlichem Verstand, aber wenn man an seine Vergangenheit zurückdenkt, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, das einen jedesmal überkommt, wenn man mit einem geheilten Tollen zu thun hat. Wer steht dafür, daß der Wahnsinn eines schönen Morgens nicht von Neuem ausbricht? Und was hat jetzt der Tolle für gefährliche Waffen in der Hand! — Darum scheint die conservative Partei entschlossen, ihren Angriff auf einen andern Punkt zu richten. Schon wird der Antrag erörtert, das allgemeine Wahlrecht in wesentlichen Punkten zu modificiren. Es ist kein Zweifel, daß dieser Antrag, wenn nicht die Legitimisten einen Strich durch die Rechnung machen, bei der Kammer eine bedeutende Majorität findet. Es ist ebenso wenig zweifelhaft, daß die Socialisten, welchen das allgemeine Wahlrecht als ein unveräußerliches Grundrecht der Nation gilt, eine solche Entscheidung nicht anerkennen; daß sie vielmehr in derselben das Signal zu einem allgemeinen Aufstand finden werden. — Nach welcher Seite dann auch der Ausgang fällt, für uns dürfte er in keinem Fall ein günstiger sein. Siegt die Anarchie, so erfolgt eine Intervention von Seiten der heiligen Allianz, die auch auf Deutschland ihren Rückschlag nicht verfehlen kann; wird sie besiegt, so haben wir in Frankreich eine Militärdictatur, und was ziemlich damit zusammenfällt, einen Angriff auf den Rhein. — Und wie die Sachen jetzt stehen, haben wir dann noch alle möglichen Chancen eines Rheinbundes. — —

Die wesentlichste Errungenschaft, welche die Franzosen aus ihrer glorreichen Revolution davongetragen haben, ist die Ausbildung der Carrikatur. Vergleicht man

die republikanischen Witzblätter, z. B. Journal pour rire (demokratisch), le caricaturiste (reactionär), mit dem Charivari der Julidynastie, so ist zwar nicht in der Eleganz, wohl aber in der concreten Plastik ein großer Fortschritt unverkennbar. Der Humor hat eine Reihe populärer und sehr origineller Figuren gewonnen, von dem Präsidenten und dem kleinen Thiers an bis zu Girardin, V. Hugo, P. Leroux und Prondhon herab; und die ewigen Loretten mit sammt ihren militärischen Liebhabern sind in eine etwas bescheidenere Stellung herabgedrückt. Die Tollheiten des Socialismus haben zu den anmuthigsten Erfindungen Veranlassung gegeben. Selbst die Sprache gewinnt an Drolligkeit, und ahmt z. B. in den Abkürzungen (democ-soc für democrate socialiste, aristo für aristocrate u. s. w.) mit vielem Glück die englische Manier nach. — —

— Von den musikalischen Novitäten des Pariser Conservatoriums hat den meisten Erfolg eine neue „dramatische Symphonie" von Louis Lacombe gehabt: „Arva oder die Ungarn." Lacombe hat sich schon früher durch eine ähnliche Piece: Manfred, bekannt gemacht, die nach dem Drama von Byron bearbeitet war. — Arva ist eine junge ungarische Bäuerin, deren Geliebter, Ludwig, in einem Augenblick ehrgeiziger Aufwallung die Hochzeit aufschiebt, um sich auf dem Schlachtfelde Lorbeeren zu erfechten. Sie ist in Ungewißheit über sein Schicksal, spricht diese Ungewißheit in verschiedenen Arien aus und begibt sich endlich in den Wald zu Zigeunern, um über sein Schicksal Auskunft zu erhalten. Der Zigeunerhauptmann will die Gelegenheit benutzen, ihr Gewalt anzuthun, aber ihr rückkehrender Geliebter befreit sie. Freude, Hochzeit. — Die Kritik rühmt die Instrumentation dieser Symphonie und ihre Localfarbe, die aus einer genauen Bekanntschaft mit den ungarischen Nationalmelodien hervorgehen mag; weniger ist sie mit dem vokalischen Theil einverstanden.

Deutsche Demokratie.

Es ist gut, wenn man von Zeit zu Zeit in die Evangelien unserer Demokratie einen Blick thut, so sauer es wird. Es ist uns nämlich ein in Cassel erscheinendes radicales Journal in die Hände gefallen: Die Hornisse. In diesem werden in einer Reihe leitender Artikel die Principien der reinsten Demokratie vertreten, die soweit geht, daß sie nicht mehr Demokratie sein will. Der ganze Artikel wäre würdig, mit Illustrationen in die Fliegenden Blätter aufgenommen zu werden; wir beschränken uns hier nur auf Eins. Der Verfasser (ich glaube, Herr Bayrhöffer) stellt die politischen, religiösen und socialen Grundvorstellungen in Parallele. In den einen herrscht die Monarchie, in den andern der Monotheismus, in den letztern das Monopol: Einer herrscht, Einer ist Gott, nur Einer (soll wohl heißen: nur Einige) können verkaufen. Nun ist man in politischer und religiöser Beziehung auf halbem Wege stehen geblieben, man hat aus der Monarchie eine Panarchie (= Demokratie, der Zustand, wo Alle herrschen) gemacht, ebenso aus dem Monotheismus den Pantheismus (Alles ist Gott). Das ist ungenügend, und führt auf einem Umwege ins Alte zurück. Um vollständig frei zu sein, muß man die Anarchie herstellen und den Atheismus: kein Herrschen, kein Gott. — So weit ist alles verständlich. Aber nun die socialen Verhältnisse. Aus dem Monopolismus macht das Juste-Milieu den Pampolismus (wo Alle verkaufen), das ist eine Halbheit, die wieder zum Monopol führt. Statt dessen empfiehlt Herr Bayrhöffer den Apoliesmus (wo Nichts verkauft wird). — Wir möchten zwar mit Herrn von Vinke sagen: Mir wird bei alle dem so dummen, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum, aber es freut uns doch, daß die Demokratie nun ihren reinsten Ausdruck gefunden hat, und daß der apolistische Marat seine demokratischen, socialistischen und communistischen Verbündeten, die nicht auf der Höhe des Princips stehen, mit leichter Mühe zu Boden werfen wird.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Festus.

Gedicht von Philip Bailey.*)

Kennst Du vielleicht, freundlicher Leser, das wunderliche Gemälde Sealsfield's: Süden und Norden? Eine Gesellschaft reisender Amerikaner wird von dem tropischen Himmel Mexico's und den schwarzen Augen seiner Indianerinnen so berauscht, daß sie, einer nach dem andern den Verstand verlieren. Nun ist darunter ein sehr nüchterner, sehr verständiger, hausbackener Kentuckier, Namens Cocksley, auf den wir als Ruhepunkt blicken können, um nicht selber von dem Schwindel ergriffen und fortgerissen zu werden; als auch dieser anfängt zu phantasiren, verlieren wir vollständig den Boden unter den Füßen, die Gegenstände verschwimmen in einander und der Glaube an die eigene Existenz wird wankend

So geht es mir, wenn ich manche der neuern Producte des praktischen, verständigen, soliden England betrachte. Auch Saul ist unter die Propheten gegangen.

Das vorliegende Werk hat in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt; die vornehmsten Organe der Kritik sind überschwenglich in ihrer Bewunderung, und selbst die Tadler schelten auf den Knieen. Wir werden uns aber nächstens ernstlich dagegen verwahren müssen, wenn unsere überseeischen Vettern unser träumerisches Wesen verspotten.

Festus ist Faust. Der Prolog spielt, nach der gewöhnlichen Convenienz, im Himmel.

Gott. Was willst du, Lucifer?

Lucifer. Da ist ein junger Mann, den möchte ich haben.

Gott. Er sei dein, ihn zu versuchen.

Lucifer. Ich danke.

*) Derselbe Autor, über dessen phantastisches Gedicht: the angel-world, wir im vorigen Heft berichtet haben.

Gott. Aber seine Seele ist nicht in deiner Gewalt. Alle Seelen sind mein für ewig.

Unter diesen Umständen kann Lucifer nicht viel Vortheil von seiner Erlaubniß ziehen. Aber er ist ein entschiedener Fatalist: er weiß, daß er mit seinem Versuche scheitern muß, aber auch, daß er ihn machen muß, weil es einmal so in seiner Natur liegt.

Die nächste Scene bringt uns auf die Erde und führt uns bei Festus ein. Wir erwarten nun eine Reihe von Versuchungen, Kämpfen u. s. w. Aber nichts. Lucifer hat zwar etwas wilde Grundsätze, die er z. B. in einem Monolog entwickelt: „Es ist Zeit, daß einmal etwas für den Armen gethan wird*). Die einzige Gleichheit auf Erden ist der Tod. Jetzt ist Reich und Arm gleichmäßig unzufrieden, darum bin ich für's Gericht, das wird Beide zufriedenstellen. Nichts kann gethan werden ohne Zerstörung (omnis determinatio est negatio). Tod ist das allgemeine Salz der Staaten, Blut die Basis aller Dinge. Ich könnte dieses Löwenalter zügeln, mir zu folgen; ich möchte die Welt macadamisiren. Die Straße zur Hölle muß ausgebessert werden.“ U. s. w. Aber mancher Mensch hat eine Freude daran, sich für schlechter auszugeben als er ist. Lucifer offenbart seinem Freunde jede mögliche Art verborgener Wissenschaft, Metaphysik und Theologie; bringt ihn in den Himmel, wo er erfährt, daß sein Name in das Buch des Lebens eingeschrieben ist, führt ihn durch alle Theile des Raums, in die Sterne, die Planeten ꝛc. (daher häufiger Scenenwechsel: Sc. 1. Oberfläche. — Sc. 2. Centrum. — Sc. 3. Raum. — Sc. 4. Himmel. — Sc. 5. Hölle. — Sc. 6. Anderwärts. — Sc. 7. Im All, u. s. w.); leistet ihm also alle möglichen scientifischen Dienste. Was die Moral betrifft, so ist an Festus nur eine gewisse Unbeständigkeit in der Liebe zu tadeln. Zwar ist seine Leidenschaft zart, phantasiereich, romantisch und edel, aber er überträgt sie mit unverzeihlicher Leichtigkeit von einem Gegenstand auf den andern. Er ist eine Art sentimentaler Don Juan: Angela, Clara, Helena, Elissa, entzünden der Reihe nach seine verliebte Anbetung. Daran ist aber Lucifer unschuldig; ja er hat sich vielmehr über Festus zu beklagen, denn dieser macht dem Fürsten der Hölle seine eigene Geliebte abspenstig, Elissa. So ist es, Satan in Amors Ketten. Und wie inbrünstig! Im Anfang ist er glücklich in seiner Liebe und geberdet sich wie der junge Commis: „Für mich gibt es nur einen Platz in der Welt, wo du bist; denn wo ich auch bin, sucht deine Liebe den Weg in mein Herz, wie ein Vöglein in sein geheimes Nest.“ — O Satan! Satan! wie tief bist du gesunken! — Er verreist und vertraut die Geliebte seinem Freunde Festus an. Bei seiner Rückkunft findet er sich verrathen, und sein Jammer ist so groß, daß wir ihm unser Mitleid nicht versagen können. „Höre mich! Du weißt wohl, was ich einst dir

*) It is time that something should be done for the poor. Dieser fünffüßige Jambus, der in seiner Art keineswegs allein steht, gibt ein Bild von der Versification des Dichters.

war. Um deinetwillen hätte ich die Sünden der ganzen Welt getragen; auf den kleinsten Blick hätte ich dein Gebot ausgeführt, wäre es auch gewesen, einem singenden Engel die Krone von dem heitern Haupt zu reißen, ich hätte die Nerven meines Herzens, die mich an die Hölle fesseln, zerrissen, wäre, ohne auf die Blitze Gottes zu achten, zum Himmel aufgestiegen, und hätte sie geholt und dir zu Füßen gelegt. Ja, Fräulein, ich liebte Dich!" „Ich bin der Morgen- und der Abendstern, du wolltest mir nicht glauben, aber ich bin es, ein Stern und ein Geist. Sieh mich an! Ist meine Gestalt nicht übermenschlich? Millionen von Jahren kränzen meine Stirn, wie Welten ihr Centrum, und sie drücken mich nicht mehr, als leichte Wölkchen den Mond; dieser Arm hat das Licht vom Himmel herabgeführt; diese Hand die Engel von ihren Thronen gerissen; bin ich nicht würdig, Fräulein, dich zu lieben?" —

Festus selbst bleibt bei allen seinen Wandrungen unzufrieden und blasirt. Zuletzt erhebt ihn Lucifer auf den Thron der Erde. — Eine Versammlung von Königen und Völkern. Festus auf dem Thron. „Ihr Fürsten und Völker! Es ist überflüssig, euch zu sagen, wie ich diese höchste Gewalt erreicht habe, den Gipfel aller sterblichen Macht. Genug, ich bin der Monarch der Welt. Mögen alle treu meine Gesetze anerkennen und mich lieben, wie ich sie liebe. Kein Aufstand gegen mich kann gelingen, ich herrsche im Namen Gottes. Glaubet nicht, daß die Welt größer sei als meine Macht, oder sich weiter erstrecke als mein Arm. Könige! ihr seid nicht länger Könige. Legt eure Kronen zu meinen Füßen." — In dieser wunderbaren Stellung thut er nichts, oder hat vielmehr nicht die Zeit etwas zu thun, denn unmittelbar nach seiner Thronrede sterben alle seine Unterthanen. — „Teufel! Hörst du nichts?" — „Jawohl, es ist das Todesächzen deiner Unterthanen, König!" — „Warum hast du das so schnell gethan?" — „Es ist Gott, von dem das alles ausgeht, nicht ich!" — „Ich bin nicht bereit, und — es soll nicht sein!" — „Ich kann nicht helfen, Monarch! und — es ist so. Die Welt ist im Sterben."

Es folgt endlich das jüngste Gericht, in welchem nicht bloß alle Menschen ohne Unterschied des Standes und der Person erlöst werden, sondern auch Lucifer mit seinen Heerschaaren. Satan erhält seinen alten Thron und seinen frühern Glanz wieder, und das Drama endigt mit einer allgemeinen und ewigen Glückseligkeit. —

Wir gehen noch auf Einzelnes ein. Von einem innern Zusammenhang dieses Weltdramas, das Himmel und Erde umspannen will, ist natürlich keine Rede, so wenig wie bei seinem deutschen Vorbild. Nur das Endliche ist Gegenstand der Kunst. Wir bemerken beiläufig, daß die lyrische Manier Göthe's, und selbst die Wunderlichkeit seiner Rhythmen*) nachgeahmt sind, aber ohne die Grazie, die

*) Z. B. Geisterchor: Stars, stars! — Stop your bright ears! — Stint your breath — Repent ere worse — Think of the death — Of the universe. — Fear doom, and fear — The fate of jour kin sphere. — As a corse in the tomb, — Earth! thou art laid in doom u. s. w. — Schon Byron hat dieser abscheulichen Manier in der englischen Poesie Bürgerrecht verschafft.

unsern Dichter auch in seinen Knittelversen nicht verläßt. — Der Grundzug der Sprache ist eine abenteuerliche Mischung von abstracter Metaphysik und zügelloser Phantasie.

Festus beschreibt einem Studenten seine eigene frühere Naturanschauung. „Alle Dinge sprachen Gedanken zu ihm. Die See raste, der Sturm stöhnte, wie in Qnaal, um ihre Meinung auszudrücken; die fruchtbare Sonne donnerte ihm ihre Gedanken zu; bei Nacht flüsterten die Sterne, seufzte der Mond. Der Geist spricht und versteht alle Zungen, von Gott bis zum Insect herab. Der Geist strahlte ihm mit seinen Mond-Augen, wie sie uns zu Tausenden in luftigen Träumen vorkommen, seine mächtigen Gedanken in die Seele, bis sie ganz davon erfüllt war, wie die Wolke in jedem Nerv (!) den gestaltenden Wind empfindet" ꝛc. „Alle Dinge waren ihm Inspiration, Wald, Hügel, See, Einsamkeit, Menschenmassen, das blaue Auge Gottes über uns, unheimliche Höhlen, vor denen der Landmann flieht, wo kalte, durchnäßte Geister sitzen und die Glocken läuten, rothes Herbstlaub, und die blutigen Thränen, die der Eibenbaum über Gräbern weint, gleich Gewissensbissen des Mörders." —

Es kommen auch viele Episoden vor, z. B. einmal das Gespräch mit einer Muse, die die nächtliche Lampe eines Poeten beschreibt, und die Empfindungen desselben in sehr gewagten Bildern und künstlichen Reimen wiedergibt. —

Eine andere Scene. Festus' Himmelfahrt. Lucifer (als Ceremonienmeister): Allseiender Gott! Ich komme wieder zu dir, nicht allein. Ein Sterblicher ist hier. Du gebot'st mir, deinen Willen zu thun, und ich habe es gewagt.

Gott. Du kannst nichts thun, was ich nicht will. Die Sonnen sind aus Atomen gemacht, die Himmel aus Seelen; und Sonnen und Seelen sind nur die Atome des Körpers, in welchem Ich, Gott, wohne. Was willst Du mit deinem Gefährten?

Lucifer. Ihm Gott zeigen.

Gott. Kein Wesen, an welchem der Tod haftet, wenn auch nur an seinem Schatten, kann Gott sehen, ohne zu sterben.

Festus. Ewige Quelle des Unendlichen! Du, in dessen Lebensstrom die Sterne gleich Blasen schwimmen, verzeihe dem Atom, das gewagt hat, seinen Schöpfer von Angesicht zu Angesicht sehen zu wollen.

Gott. Steh auf, Sterblicher! Sieh mich an.

Festus. O! ich sehe nichts als blendende Finsterniß. O schlage mich nicht, u. s. w.

Sein Schutzgeist kommt ihm zu Hülfe und orientirt ihn. Zuletzt: „Sieh da den strahlenden Thron! ausgehauen von jenem Lichtberge, welcher war, bevor Licht und Nacht sich schieden, unerschaffen, des Himmels ewiges Fundament. — Setze dich darauf!"

Festus. Nein, ich will ihn nur ansehn. — —

Etwas Metaphysik. Die Weltseele spricht: „Ich und Nothwendigkeit, obgleich im Leben zweierlei, sind im Wesen Eins. Zeit und Leben ist Eins.

But insomuch as nature is destroyed
In God's assumption to Divine estate
Of an especial soul, necessity
Ends in extreme original nothingness."

Eine vortreffliche Weisheit, nur etwas unverständlich! — „Ideal und Wirklichkeit begegnen sich nur einmal, da wo reine Unmöglichkeiten Thatsachen sind." (Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß.) — „Wie der Mensch sich zu sich selbst verhält, so ist seine göttliche Idee; aber der Gott, welcher ist, ist nicht der Gott, den die Menschen anbeten; er ist nicht nur unaussprechlich, sondern auch unbegreiflich. Wie soll das Atom den Himmel begreifen? Zwei Punkte nehmen die Menschen ein im Raume und in der Zeit: halb sind sie Materie, halb Form. So ist seine Existenz ihr Gegensatz, und Alles ist entweder Gott oder Nichts, da Sein und Nichtsein identisch ist. (Being with nonbeing identical.)" Durch solche Stichwörter sind englische Kritiker verführt worden, diese Hundstagsraserei für Hegelsche Philosophie zu halten, und sich daran sehr zu erbauen. — Von metaphysischen Proben wäre das wohl genug; nur noch eine theologische. „Für Menschen, sagt der Sohn Gottes, trug ich den Tod; für Teufel trage ich die Sünde; und Tod und Sünde sind die Pein, welche ich für die Liebe bezahle, die mich vom Himmel hinunterführte, um Menschen und Teufel zu erlösen." — —

Die lyrischen Stellen, meist Liebesgeschichten, sind schwülstig genug, um auf dem daran noch nicht recht gewöhnten Engländer den Eindruck einer hohen Poesie zu machen, mitunter aber auch einfache Gassenbauer, z. B.:

Like an island in a river
Art thou, my love, to me;
And I journey by thee ever
With a gentle ectasie.
I arise to fall before thee,
I come to kiss thy feet;
To adorn thee and udore thee,
Mine only one! my sweet!

Wo es bloß einen Sprung erfordert, sich die Geliebte, die zuerst eine Insel ist, schnell wieder als Weib vorzustellen, vor der man niederfallen und der man die Füße küssen könne. — Artig ist Folgendes: „Wie seltsam schön ist jener runde stille Stern, der so aussieht, als litte er von seinem eigenen Feuer, aber freue sich auch daran, indem er sich eine Einsamkeit aus Licht bildet." — „Es war im Sonnenschein. Der Engel gebot, ehe sie begann, mit einer Handbewegung der Erde Stille. Die Vögel hörten auf zu singen, die Bäume zu athmen, der See zog seine schäumenden Furchen ein, die Zeit lehnte sich auf ihre Sichel und weinte, indem sie lauschte." — „O über die jungen Herzen, die gleich der Quelle

spielen, ihre strahlenden, frischen Gefühle zum Himmel senden, lieben und streben; lieben und streben umsonst. Sie gehören der Erde an, der Himmel ist nicht für sie. Laßt uns lieben und sterben." „Wenn wir genossen haben und gelitten, alles was wir wünschten und fürchteten; Ruhm und Fall, Liebe und Ekel — es bleibt uns ja dann kein anderer Wechsel." „Wie die Feuerfliege im tropischen Klima, so leuchtet unser Geist nur in der Bewegung. Die Ruhe macht ihn dunkel. Laßt uns sterben, wenn wir nicht mehr lieben."

Zum Schluß noch eine Traumgeschichte, die Elissa erzählt, die Geliebte Satan's. „Mir däuchte, ich wäre glücklich, denn ich war todt. Alles eilte durch einander. Kaum ich dir helfen? schrie der eine dem andern zu. Aber keiner achtete darauf. Die Welt war ein großes Grab. Ich erhob meine Augen und sah, wie die Zeit mit ihren beiden Schwingen, Tag und Nacht, der Motte gleich, dem schimmernden Licht entgegenflog; die Sonne verlosch, und beide starben. Und Einer erhob sich und sprach heilige Worte, aber Alles rief: Es fruchtet nichts, wir sind todt. Es erscholl eine Stimme, wir wußten nicht woher: Gebt mir eure Herzen! Eure Leiber mögt ihr denen geben, die ihr liebt; die Verwesung wird sie schon empfangen. Aber eure Herzen will ich zu Gott tragen. — Da erhob sich aus den Tiefen der Erde ein riesiges Wesen; sein Auge war von Erde, sein Arm von Erde; es hatte kein Herz. Es sagte: ich bin die Verwesung! und als es sprach, fiel es zusammen und war Nichts. Wir aber Alle erhoben unser Antlitz nach Gott hin und rissen unsere Herzen aus, und hielten sie in der rechten Hand. Jenes etwas aber — Alles oder Nichts — welches vorher gesprochen (es war der Tod!), rief wieder: Laßt uns zu Gott! Und aufwärts strebten wir, die Würmer und todten Götter blieben hinter uns, immer aufwärts, einem dunkeln Sterne zu, der in der Mitte aller übrigen strahlte, bis dieser Stern aussah wie der Mond, dann wie die Sonne, — da kam eine Hand zwischen die Sonne und uns; und ihre fünf Finger machten fünf Nächte. Gott riß die Glorie von der breiten Stirn der Sonne und warf den flammenden Skalp zur Hölle."

Bailey steht nicht allein in seiner jungdeutschen Romantik. In der Prosa hat Carlyle seit Jahren mit entschiedenem Talent und unverdrossenem Eifer darauf hingewirkt, das gesunde Fleisch der englischen Sprache durch spiritualistisches Gewürz zu verderben. Beide haben ein großes Publikum, und selbst die uns bekannten Schriftsteller, z. B. Bulwer, geben sich von Zeit zu Zeit dazu her, in einen mystisch-phantastischen Anfall zu gerathen. Als großes Muster wird noch immer Shelley verehrt, der träumerische Dichter mit dem zärtlichen Weibergesicht. — Diesem Elfenwesen gegenüber verhärten sich die conventionellen Begriffe von Sitte, Anstand und Common-sens immer mehr, und eine Vermittelung wird um so schwieriger, da die laxe Form des Romans diejenige poetische Kraft immer tiefer untergräbt, aus welcher allein dauerhafte Schöpfungen hervorgehen können: das künstlerische Maaß.

Toussaint Louverture.

Drama von Lamartine.

Der neue Versuch unsers Dichters in einem Genre, dem er bisher vollständig treu geblieben ist, wurde in den ersten Tagen des April in der Porte St. Martin aufgeführt, einem Theater, das an blutige und rauschende Darstellungen gewöhnt ist. Ein Paar Criminalgeschichten, Giftmischerei und andere Mordthaten, auch ein Robespierre, waren ihm vorangegangen.

Beim Aufgang des Vorhangs sehen wir das Theater mit Negern angefüllt; eine unangenehme Empfindung für einen, der gewöhnt ist, die Physiognomie zu beobachten und den Ausdruck der Seele in den feinen Modulationen der Züge zu lesen. Großes Ballet mit Gesang: es wird die Marseillaise der Schwarzen vorgetragen und im Dialog commentirt. Der im Chor wiederholte Refrain ist jedesmal das Signal zum Tanz. Die Schwarzen singen den Triumph des unreinen Stammes, der Farbe, die bisher in Trauer gewesen ist, des Heiland gewordenen Tyrannen. Aber man solle menschlich sein und Verzeihung ausüben.

Es sieht so aus, als ob die Neger erst in demselben Augenblick ihre Freiheit erfochten hätten. Sie sind aber schon seit zehn Jahren emancipirt, und der Schlachtgesang der Freiheit kommt zu spät.

Nachdem das Ballet sich zerstreut hat, folgt eine Elegie. Adrienne, eine junge Mulattin, die Nichte des Befreiers und Dictators der Schwarzen, erzählt in wehmüthigen Betrachtungen ihre Liebe zu Albert, dem Sohne Toussaint's, der vor einigen Jahren mit seinem Bruder Isaac als Geißel nach Frankreich gebracht ist und dort erzogen wird. Ein Liebesverhältniß, das aus alter Convenienz eingeführt wird, und das zu der eigentlichen Entwickelung des Dramas nichts beiträgt.

Der erste Act ist also durchaus lyrischer Natur.

Im zweiten Act sehen wir Toussaint Louverture von seinen Vertrauten umgeben. Man signalisirt die Ankunft einer französischen Flotte, die, geführt vom General Leclerc, den Auftrag hat, nicht, die Schwarzen wieder zu Sclaven zu machen, sondern die Abhängigkeit Haity's von Frankreich wiederherzustellen. In wenig Stunden hat man die Landung zu erwarten. Es handelt sich darum, den Widerstand zu organisiren. Toussaint zögert nicht, er ist seit längerer Zeit entschlossen. Seine Lieutenants nehmen seine Befehle unterwürfig auf, doch merkt man aus einigen bei Seite gesprochenen Worten, daß sie für ihren Anführer keine unbedingte Hingebung fühlen, daß sie eifersüchtig auf seine Größe sind und seinem Ehrgeiz mißtrauen. Der Dictator bleibt allein zurück und hält einen ziemlich unpassenden Monolog. Er wird weich und weint über die Schmerzen seiner Mission; er zittert vor der ungeheuern Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet. Er spricht mit einiger Uebertreibung von den Millionen Seelen,

deren Schicksal in seiner Hand liegt. Kurz, der gute Schwarze gebärdet sich als Träumer.

Ein Mönch, der ihm den ersten Unterricht ertheilt und aus dem Sclaven einen Menschen gemacht hat, unterbricht ihn mitten in den Aeußerungen seiner Angst. Toussaint denkt an seine Kinder, die als Geißeln in den Händen der Franzosen geblieben sind, und schreckt vor dem Kriege zurück. Aber der Mönch führt ihn wieder zu seinem frühern Entschluß zurück; er zeigt ihm das Crucifix: „Du zitterst für Deine Kinder; hat nicht Gott seinen eigenen Sohn für das Heil des Menschengeschlechts geopfert?“ Toussaint läßt sich durch dieses zweifelhafte Argument überzeugen und beugt seine Knie vor dem Christusbilde. Da steigt ihm ein anderes Bedenken auf: er will die Weißen bekämpfen, und betet doch den Gott der Weißen an. — Ueber die gemeinsame Abstammung aller Racen von Adam, und die völlige Identität Gottes hatte ihn also sein Religionslehrer nicht aufgeklärt. — Adrienne kommt dazu, und Toussaint, um den Feldzugsplan des feindlichen Generals zu erspähen, hüllt sich in ein Bettlergewand, gibt seinen Augen den Schein der Blindheit und läßt sich von Adrienne ins französische Lager führen. — Ein etwas verbrauchter Effect, um so weniger angebracht in einem Lande, wo es keine Bettler gibt, weil die entlaufenen Neger es bequemer finden, zu stehlen und zu plündern.

Dritter Act. Trommelwirbel, Pfeifen, Trompeten, Marschbewegungen, eine wüste Masse Uniformen. Der angebliche Bettler wird von der schönen Pauline Bonaparte beschützt, der Gemahlin des französischen Generals. Die Unterredung der beiden Heerführer hat etwas Melodramatisches. Leclerc geht leicht in die Falle; er will seinem Gegner einen Brief übersenden, und wählt den blinden Bettler zum Boten. — Die beiden Söhne Toussaint's, die der General aus Frankreich mit herübergebracht hat, um den Neger zur freiwilligen Unterwerfung zu bewegen, sitzen daneben, ohne ihren Vater zu erkennen. — Leclerc fragt den Bettler, ob er Toussaint kenne? — Dreißig Jahre habe ich neben ihm unter derselben Ajonpa geschlafen. — Liebt Toussaint seine Kinder? — Wenn Gott ihn selber fragte, so würde er ihm keine Antwort darauf geben.

Er ergeht sich noch weiter in dithyrambischen Reden über das Wesen des Negerfürsten, die zwar einige Aufmerksamkeit erregen, aber keinen Verdacht. Freilich denkt Toussaint auch nicht daran, die Leichtgläubigkeit des Generals zu seinem Zweck zu benützen. Da tritt ein schwarzer Unterfeldherr auf, Moses; auch er erkennt seinen Obern nicht, und schickt sich eben an, den Plan seiner Landsleute dem General zu verrathen, da springt Toussaint auf ihn zu, erdolcht ihn und stürzt sich ins Meer, verfolgt von einem Kugelregen, der ihm um die Ohren pfeift, ohne ihn zu erreichen. Adrienne bleibt als Gefangene zurück.

Vierter Act. Unterirdischer Kerker. Adrienne ist an die Mauer gekettet, ohne daß man erfährt, wozu diese unnöthige Grausamkeit an ihr ausgeübt wird.

Die beiden Söhne Toussaint's finden Mittel, in den Kerker zu dringen; wie? wird uns auch nicht gesagt. Rührende Scene, die etwas lange dauert. Soldaten kommen herein, die beiden Schwarzen zu arretiren. Dagegen befreit der Kerkermeister die junge Mulattin, von der wir beiläufig erfahren, daß sie eigentlich Leclerc's Tochter ist: in seinem frühern Aufenthalt in der Colonie hat dieser Toussaint's Schwester zur Maitresse gehabt. Wieder eine ganz unnütze Intrigue, die in den Zusammenhang nicht eingreift.

Fünfter Act. Toussaint hat sich in die Sümpfe von Haity zurückgezogen, entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn der Feind so kühn und so geschickt sein sollte, bis in diese unwegsamen Gegenden vorzudringen. Da kommen seine beiden Söhne zu ihm, von dem französischen General abgeschickt, mit einem Brief von dem ersten Consul, der ihm die glänzendsten Versprechungen macht, wenn er sich unterwürfe. Der Erste der Weißen an den Ersten der Schwarzen; der Vorgänger von Louis Napoleon an den Vorgänger des Kaisers Faustin Soulouque. Conflict zwischen der Vaterliebe und der Pflicht, hinter welcher der Ehrgeiz sich versteckt, schön angelegt, aber zu einer ermüdenden Länge ausgesponnen. Der zärtliche Vater sträubt sich zu lange, und macht es dem Helden zu schwer. Endlich fordert er die Söhne auf, zu wählen zwischen ihrem Vater und Frankreich. Um seinen Bruder zu bestimmen, bemerkt Isaac, Bonaparte sei zwar ein großer Mann, aber ein Weißer. Isaac bleibt zurück — nicht bestimmt durch kindliche Hingebung, der er die Resultate seiner französischen Erziehung aufopferte, sondern durch ein Stammes-Vorurtheil. Albert kehrt zu den Franzosen zurück.

Der Mönch tritt auf und predigt noch einmal von der heiligen Sache der Schwarzen. Der Zorn des Dictators steigert sich zum Fanatismus. Adrienne, in Verzweiflung über die Abreise des Geliebten, erhält die schwarze Fahne anvertraut, das Signal des verzweifelten Widerstandes, und sinkt, von den ersten Flintenschüssen getroffen, zu Boden. Unter Pulverdampf, Schlachtlärm, Flintenschüssen und Leuchten der Bayonnette fällt der Vorhang.

Die Scene ist auf das Glänzendste ausgestattet gewesen; der Erfolg hat die französische Pietät bewährt.

Der Stil ist weitschweifig wie der frühere unsers Dichters, mehr lyrisch-elegisch als dramatisch, und durch einige tragische Anläufe nur entstellt. Falsche Bilder, wie dieses: „Die Arbeit der Sklaven befleckt die Furchen und das Herz mit Blut," finden sich nicht selten. — Alles in Allem genommen, scheint Lamartine zum dramatischen Dichter noch weniger Beruf zu haben, als zum Staatsmann. — Toussaint Louverture (die Unterredung mit den Söhnen ist historisch) bot für die Tragödie einige glückliche Züge; diese Mischung von geriebener Schlauheit und aufopfernden Fanatismus, von grandioser Grausamkeit und menschlichen Regungen; die eigenthümliche, zauberähnliche Herrschaft, die er über

die Phantasie und den Willen der Cannibalen ausübte, die sklavisch seinen Geboten folgten, und die umgekehrt dazu beitragen mußte, seine eigene Phantasie zu berauschen — das sind vortreffliche Motive, die freilich verloren gehen, wenn man den wilden Orientalen durch gezierte Sentimentalität verfeinern will. — Mir scheint doch, daß der Negerprophet und seine Gläubigen in die Kategorie der Curiositäten gehört, und für ein Drama, das allgemein menschliche Conflicte darstellen soll, sich nicht eignet. —

— Ich knüpfe an diese Skizze noch einige Bemerkungen über ein Paar andere Dramen, die in dem letzten Monat die Aufmerksamkeit der Pariser beschäftigt haben. Außer den Urbain Grandier, den Al. Dumas in seinem historischen Theater aufgeführt hat, waren es vorzüglich zwei Schauspiele von Gustave de Wailly und von Paul Vermond, die denselben Gegenstand hatten, ein Gegenstand, dessen Beziehung zur augenblicklichen Lage Frankreichs nahe genug liegt: den General Monk. Restauration des Königthums, womöglich der legitimen Dynastie, durch einen General der Republik. — Wir geben auszugsweise die Recension von Jules Janin im Journal des Débats.

„Monk ist eigentlich ein trauriger Held. Er hat keine Seele und kein Herz. Er hüllt sich in einen schlechten Mantel von tausend Farben. Sein Verrath ist von Geheimnissen und Intriguen verdeckt, er gibt sich nicht hin, er verkauft sich, er handelt nicht für die englische Nation, sondern auf eigene Rechnung. Mit Unrecht dankt man ihm die Wiederherstellung des Königsthums: er hat dem Laufe der Dinge stillschweigend zugesehen und sich erst im letzten Augenblick erklärt, als er nicht anders konnte. — Indeß das Geheimniß, hinter welches Monk seinen Ehrgeiz versteckte, seine kurze und körnige Sprechweise, sein affectirtes Schweigen, die Intrigue des Staatsmannes, das Zögern des Kriegers, diese unsichere und schwankende Popularität, die ihm den seltsamen Anschein einer mit Verrath gemischten Treue gab, haben de Wailly den Stoff zu einem guten Lustspiel gegeben. — Aber das Publikum hat wenig Sympathie für diese Restauration gezeigt. Man fühlt zu schnell die Menge von Verräthereien, Lügen und Treulosigkeiten heraus, die nöthig waren, um den unwürdigen Karl II. auf den Thron seiner Väter zu setzen, den er durch seine Laster entehrte. Durch seine niedrige Gesinnung ist die Ehrfurcht, die man vor dem Martyrium seines Vaters hegte, ausgelöscht worden. — Paul Vermond hat die englische Geschichte ganz bei Seite gelassen, um sich mit der Revolution von 1848 zu beschäftigen. Seine Quelle sind Chenu's Enthüllungen. Der ganze zweite Act beschäftigt sich mit den Scheusalen des Februar, und nie hat die Comödie die Frechheit weiter getrieben. Diese Unholde haben ihren Platz in der Verabscheuung der Welt, aber das Publikum will nicht von dem Anblick jener Menschen beleidigt werden, die eine Insulte gegen das Recht und den Verstand sind. Macht nicht ein kindisches Schauspiel aus unsern Schmerzen, ein Vaudeville aus unserm Elend, ein Chanson

aus unserer Schmach! Wer ist in jenen unheilvollen Tagen nicht fortgerissen worden von dem Strom der Menschen bis zu den Thoren des zerstörten Neuilly, des verwüsteten Palais Royal, der Tuilerien, die von der heulenden Vandalenhorde entweiht wurden; wer hat nicht vergebens gestrebt, sich diesem Strom zu entreißen, und an einem einsamen Ort über die Vergänglichkeit der Dinge zu träumen. Weg mit euern Theaterlumpen! hier sahen wir die schmutzigsten Lumpen den Thron des edelsten Königs schänden. Auf den schönsten Denkmälern der Geschichte ließen diese Harpyen die häßlichen Spuren ihres Zornes, ihrer Unwissenheit, ihrer Laster! Das ganze Hospital, namenlose Krankheiten und qualificirter Ehebruch waren losgelassen in dem Palast der Könige, und man sah das ehrwürdige Bett der Königin durch diese betrunkenen Furien geschändet. Was wollt ihr, diesen Gräueln gegenüber, in denen sich das Verbrechen mit dem Ekel mischt, mit euern armseligen Theatererfindungen! — Laßt dieses ekelhafte, grausige Schauspiel dem Hospital und dem Zuchthaus; die Kunst soll uns erheben und erheitern, nicht uns krank machen." — So geht es fort in einer Schilderung, die, mit dem ganz richtigen Grundsatz, das absolut Häßliche und der Angriff auf Personen soll von der Bühne verbannt sein, eine Schilderung verbindet, die Eugen Sue's Phantasie weit hinter sich läßt.

Aber wie hat sich die Sprache seit zwei Jahren geändert! Das sind jetzt die Ausdrücke, die man von der „glorreichen Revolution", von den „Heldenthaten des Februar" gebraucht. — Noch ist der Kreislauf nicht vollendet.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Jules Michelet.*)

Der große Einfluß, den die romantische Richtung unsers Jahrhunderts auch auf die Geschichtschreibung ausgeübt hat, wird bei uns Deutschen am wenigsten verkannt werden. Die Erfindungen der Schlegel, der Schelling, der Görres ꝛc.

*) Geb. 1798 zu Paris, Sohn eines Buchdruckers, der durch die Edicte der Kaiserzeit ruinirt war, im Anfang Lehrbursche im Geschäft seines Vaters, dann unter viel Sorgen und Noth im College de Charlemagne unterrichtet, wo namentlich Villemain einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Vom Jahre 1821 an behandelte er an verschiedenen Unterrichtsanstalten, besonders am College Rollin, abwechselnd die historischen, philologischen und philosophischen Disciplinen. Im J. 1827 wurde er in Folge zweier Werke: Principes de la philosophie de l'histoire traduits de la Scienza Nuova de Giamb. Vico und Précis de l'histoire moderne, Professor an der Ecole normale; 1830 Guizot's Suppleant, 1838 Mitglied der Akademie und Professor der Geschichte am College de France. Es folgten die geschichtsphilosophischen Werke: Introduction à l'histoire universelle, 1831; Précis de l'histoire de France jusqu'à la révolution, 1833; Discours d'ouverture prononcé à la faculté des lettres, 1834. —

haben unsere historischen Vorstellungen auf eine ähnliche Weise verwirrt, als unser ästhetisches Empfinden. Bei den Franzosen ist der Einfluß nicht so groß gewesen, weil bei ihnen die Prosa einen viel ausgeprägteren Charakter und eine viel mehr künstlerische Form bereits gewonnen hatte, als ihre Poesie. Dennoch läßt sich auch hier der Einfluß verfolgen, und wir wählen Michelet als denjenigen Geschichtschreiber, auf welchen der deutsche Einfluß sich am meisten geltend gemacht hat.

In der französischen Geschichtschreibung stritten zwei entgegengesetzte Richtungen mit einander. Einmal die altfranzösische, die aus den Memoiren hervorgegangen war, und die sich damit begnügte, die Ereignisse eines bewegten Lebens in anspruchsloser Naivität zu erzählen. Schriftsteller, wie Lacretelle, und selbst Thiers in seiner Revolutionsgeschichte, unterscheiden sich nicht wesentlich von dem alten Froissart. Dieser epischen Historie widersprach die pragmatische, welche durch die schottische Schule zu Ansehn und Ruf gekommen war. Hume's Verdienste und Fehler hat Villemain in seinen Vorlesungen über die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vortrefflich auseinandergesetzt. Hume suchte in den Ereignissen vor allen Dingen den politischen Verstand, darum hatte er für die Personen, die er darstellte, ihre Motive und ihr Verhältniß zu der Zeit ein bestimmtes Kriterium, das um so einseitiger sein mußte, je consequenter es festgehalten wurde. Er verwischte alles Eigenthümliche, das nicht in das Gewebe seiner politischen Entwickelung wesentlich eingriff; die eine Person sah aus wie die andere, die eine Zeit wie die andere.

Beide Richtungen erhielten ihr eigentliches Leben durch den Einfluß Voltaire's, der sie gewissermaßen vermittelte. Der herbe Cynismus des Candide, der aus der Welt ein Narrenhaus macht, und die waltende Gottheit durch Seine Majestät den Zufall ersetzt, ohne sich darüber unglücklich zu fühlen, weil er auch die Idee des Guten verloren hat, mußte, auf das Große und Ganze des Menschengeschlechts angewendet, zu noch viel wunderlicheren Resultaten führen, als wenn er sich auf das Detail individueller Schicksale beschränkte. Wenn man die leitende Idee eines Lustspiels, wie Scribe's Glas Wasser: das Große ist nur ein Schein, bei näherem Ansehn löst es sich ins Kleine auf, zur leitenden Idee der Weltgeschichte erhebt, so zerfällt die Menschheit in Atome, und ihre Bestrebungen und Erfolge in gleichgültige Combinationen einer blind- und verstandlos waltenden Naturkraft, die zu nichts gut sind, als einen Stoff herzugeben

---

Auf zwei Monographien: Mémoires de Luther, 1835, und Origines du droit français, 1837, komme ich noch zurück. Von seiner römischen Geschichte (angefangen 1831) sind bis jetzt drei Bände (bis Cäsar), von seiner französischen (angefangen 1833) 7 Bände erschienen. — Eine neue Reihe bilden: Du prêtre, de la femme, de la famille 1845; les Jésuites (mit Quinet gemeinschaftlich); le Peuple 1846; L'histoire de la révolution Française 1847. — Von seinem Vortrage hat A. Meißner in den Grenzboten 1847, Heft 37, ein sehr ansprechendes Bild gegeben.

für die souveräne Ironie einer freien Bildung. — Diese Auffassung behält eine gewisse Anmuth, so lange sie mit der liebenswürdigen Frivolität eines Voltaire gepaart ist; wenn man aber Ernst damit macht und mit pedantischer Gewissenhaftigkeit die Sinnlosigkeit in eine Art System redigirt, so fällt ihr einziges Verdienst zu Boden. Das ist in der sogenannten fatalistischen Schule der französischen Geschichtschreibung geschehen. Wenn z. B. Mignet in seiner Revolutionsgeschichte bei jeder neuen Form des Wahnsinns, die er darzustellen hat, die Nothwendigkeit dieser Erscheinung nachzuweisen sucht, so ist das nicht die geistige Nothwendigkeit, welche die deutsche Philosophie an die Stelle der alten christlichen Vorsehung zu setzen strebt, die Kraft der Vernunft, die sich in der Geschichte realisiren muß, weil die Menschheit ihr einziger ebenbürtiger Ausdruck ist, sondern die atomistische Nothwendigkeit des schlechten Zufalls, der über die Menschen triumphirt, weil das, worauf sie stolz sind, ihr Idealismus, nichts andres ist, als eine veränderliche Combination eben jenes souveränen Zufalls.

Die ernste Erschütterung, die im Bewußtsein der Zeit im Wendepunkt dieses Jahrhunderts vor sich ging, und deren krankhafte Symptome in der sogenannten Romantik zum Vorschein kamen, hat auf die Geschichtschreibung einen doppelten Einfluß ausgeübt: sie hat einmal den Sinn für das Concrete, das Zusammengesetzte, das Irrationelle und Einzelne geschärft, sie hat ihr andererseits größere Perspectiven geöffnet. — Der historische Roman hat in diesem Sinne nicht minder auf die Geschichtschreibung eingewirkt, als die Geschichtsphilosophie, und beide Wirkungen greifen in einander.

Walter Scott, der Schöpfer und zugleich der Vollender des historischen Romans, hat auf das wissenschaftliche Publikum nicht minder eingewirkt, als auf die gewöhnlichen Romanleser. Man hat von ihm gelernt, daß in dem Studium einer Zeit noch vieles Andere zu suchen sei, als die bloßen Protokolle über die sogenannten großen Ereignisse. Man hat sich für die Scene der Handlung, die Localität, für die Sitten der Zeit bis auf das Costum herab, das wenigstens für die Phantasie nicht unwichtig ist, für ihre Redeweise, die bestimmte Farbe der Sprache und der Begriffe u. s. w. zu interessiren angefangen. Diese Vertiefung in das Detail hat oft genug die Einheit des Gesichtspunkts gestört — darum ist z. B. W. Scott selber nie ein bedeutender Geschichtschreiber geworden — aber sie hat wenigstens dazu beigetragen, der Historie eine objectivere Grundlage zu geben, als jener oberflächliche, dünkelhafte Rationalismus, der in dem Strom der Zeiten ewig nur sein eigen Bild sieht.

Mit diesen Aeußerlichkeiten hing das Eingehen auf ein anderes Detail zusammen, das ungleich wichtiger ist. Sobald sich die Phantasie einmal daran gewöhnt, fremde Trachten, fremde klimatische und geographische Verhältnisse, eine ungeläufige Redeweise sich vorzustellen, begnügt sie sich nicht mehr mit der bloß abstracten Kenntnißnahme der handelnden Personen, daß sie das und das gethan

hätten, und dazu durch Beweggründe getrieben wären, die ungefähr mit den leitenden Motiven aller Zeiten übereinkämen; sie sucht vielmehr sich in das Innere der Menschen zu versenken, sich in dieser fremden Welt gleichsam zu verlieren. Der pragmatische Geschichtschreiber glich dem reisenden Engländer, der aus ökonomischen Gründen sich auf dem Continent herumtreibt, aber in seinem Gepäck wie in seinem Selbstbewußtsein die Heimath mit sich herumträgt, und von dem, was ihm begegnet, nur das Homogene sieht und recipirt; der romantische Geschichtschreiber dagegegen macht seine Reisen wie Semilasso, der kosmopolitische Deutsche; er acclimatisirt sich, er setzt den Turban auf, ißt Opium und spannt Ochsen vor seinen Wagen. — Walter Scott geht nie so weit, daß er die Grundlage seiner Individualität, den gesunden Menschenverstand, die Errungenschaft der englischen Geschichte und Literatur, vollständig aus den Augen verlöre; in allen seinen Romanen ist er immer mit seinem sittlichen Gefühl zugegen, in der Person des jungen Liebhabers oder irgend einer andern verständigen Figur; aber diesem abstracten Verstand gegenüber, wie reichhaltig ist die Sammlung origineller, durch den gewöhnlichen Verstand nicht auflösbarer, gemischter Charaktere! Mit welcher sinnlichen Wahrheit weiß er den religiösen und politischen Fanatismus, das nationale und Standes-Vorurtheil zu zeichnen, mit welcher künstlerischen Geschicklichkeit widersprechende historische Züge (z. B. Ludwig XI., Elisabeth, Maria Stuart ꝛc.) zu einer concreten Gestalt abzurunden. Für diese Anschauung geschichtlicher Persönlichkeiten kann man aus Walter Scott viel mehr lernen, als aus hundert der gewöhnlichen Historiographen.

Walter Scott's Einfluß war um so größer, da er mit seiner Richtung auf's Originelle einer allgemeinen Richtung der Zeit entgegenkam. Die Reaction gegen die Alles gleichmachenden, abstracten Begriffe der Aufklärung war bei allen Dichtern und Denkern der damaligen Zeit ein Lebensbedürfniß. Man sammelte seit Herder, nur um auf das Ursprüngliche, Eigenthümliche und Natürliche zurückzugehen, die Volkslieder aller Zeiten bis zum blöden Stammeln der Kinderpoesie herunter; man suchte die irrationellen Ideen, welche die Aufklärung zersetzt und in die allgemeinen Begriffe aufgelöst hatte, wieder zusammenzusetzen und in der alten Gestalt anzuschauen, z. B. das historische Christenthum, den Adel, den specifischen, ausschließenden Patriotismus, das Studententhum, die Zünfte u. s. w. Wie man früher nur das Gleiche gesucht hatte, ging man jetzt umgekehrt ausschließlich auf die Empfindung des Contrastes aus; man scheute in der gewissenhaften Porträtirung auch das Barocke nicht, weil man sich durch Humor damit versöhnen konnte; man dachte nicht daran, auch die grellsten Farben zu vermeiden, weil man glaubte, die eine würde das Schreiende der andern aufheben; man spottete der Regel, und entlehnte von Shakespeare das bunte Detail, um sich den Gesetzen einer dünkelhaften und gemachten Convenienz zu entziehen.

Daß eine solche Form der Betrachtung nur allzuleicht auf Abwege führen

mußte, liegt auf der Hand. In der Vorliebe für dasjenige, was den herrschenden Begriffen widersprach, einer Vorliebe, die insofern gerechtfertigt war, als sie dem Terrorismus der Verstandes-Abstractionen gegenüber die individuelle Freiheit wahrte, vergaß man am Ende, daß hier nur eine relative Berechtigung stattfinden konnte. Weil man mit vollem Rechte die Aufklärung darüber getadelt hatte, daß sie für existirende Empfindungen, z. B. den Adelstolz, die Lehnstreue, die katholische Phantasie u. s. w., kein Verständniß habe, und darum einseitig und unfertig sei, ging man zuletzt so weit, jene irrationellen Empfindungen, die man zuerst nur im Interesse der Freiheit vertheidigt hatte, sich selber aufzuschwatzen; man wurde orthodox, katholisch, jesuitisch, ultra-loyal u. s. w., um den Zeitgeist zu ärgern. — Man vergaß ferner, daß in jeder historischen Individualität, sie mag so ursprünglich sein und der Regel widersprechen soviel sie will, das allgemein Menschliche doch immer immanent sein muß; daß barbarische, ungelöste Culturformen nur als Uebergangsstufen Interesse haben. Man hätte gern die Geschichte in ein Raritätencabinet umgewandelt, in eine Reihe monströser Erscheinungen, die zu einander kein Verhältniß und keine Vermittelung zuließen. — Endlich wurde man aus Abneigung gegen den Ernst des Verstandes, der sich mit aller Gewalt realisiren will und sich realisiren muß, ohne auf das Recht der Individualität Rücksicht zu nehmen, man wurde sentimental; wie ein nächtliches Gespenst, bannte man sich an die Ruinen und Pyramiden der Vergangenheit; man betete mit den alten Christen in den Katakomben, man fluchte mit dem Sohn der Urwälder gegen die Axt und den Pflug des Pflanzers, der das widerspenstige Erdreich dem menschlichen Willen unterwarf.

Hier nun trat die deutsche Philosophie ergänzend dazwischen; die Philosophie, welche seit Herder, Schelling und Schleiermacher mit ebensoviel Anstrengung das Recht der individuellen Gestaltung vertrat, als der Roman, wenn auch auf dem umgekehrten Wege. Der Roman schied, die Philosophie combinirte; der Roman suchte den allgemeinen Verstand zu demüthigen, die Philosophie ihn über das bisherige Maaß auszudehnen; der Roman flüchtete in die Materie, die Philosophie vergeistigte die Begriffe auf eine bis dahin unerhörte Weise. — Jene großen Denker haben auf keinem Gebiet soviel Eroberungen gemacht, als in der Geschichte; und seitdem ihre vereinzelten Ideen durch die gewaltige, universelle Energie des größten unter ihnen, durch Hegel, zu einem in sich selbst abgerundeten, in stolzer Siegesgewißheit die Weltherrschaft erstrebenden Princip concentrirt wurden, hat sich die Weltgeschichte auf eine so revolutionäre Weise umgestaltet, daß wir uns in den alten Bildern kaum mehr zurecht finden; Traum und Wachen, Jenseits und Diesseits, Geist und Materie haben sich so ineinander eingelebt, daß wir fast das Gefühl des Unterschiedes verloren haben.

Worin liegt das Gemeinsame jener beiden Richtungen, die scheinbar so ganz entgegengesetzte Wege einschlagen? — Die Philosophie betrachtet den gesammten

Lauf der Weltgeschichte, ungefähr wie die gesammte Natur, den Kosmos, als eine Totalität, in welcher die gemachten Unterschiede der Zeit, wie vor dem Auge Gottes, so vor dem Blicke der Wissenschaft verschwinden. Die Zeit ist nur eine Form der Vorstellung, ein Maaß des Verstandes, wie die Entfernungen des Raums. Das Bild der Menschheit vollendet sich — nicht in einem zukünftigen Reich Gottes, nicht in einem Jenseits, nicht in einem verlornen Paradies, nicht in einem Ideal des Fortschrittes, nicht in einer einzelnen göttlichen Erscheinung — sondern in der Totalität der Weltgeschichte, die alle Bildungsformen hervorbringt, deren der Geist fähig ist, und sie durch einander ergänzt. Diese Einheit, die der höhere Blick des Wissenden erkennt, vorzugsweise erkennt in den reinen Hervorbringungen des Geistes: der Poesie, der Philosophie, der Religion, ist nur in der Vollständigkeit der individuellen Gestaltungen vorhanden, und die höhere Form der Religion z. B. besteht nicht darin, daß sie die frühern, weniger vollkommenen Bildungsformen des religiösen Bewußtseins widerlegt, sondern daß sie dieselben alle, jede in ihrer bedingten Berechtigung, in sich vereinigt.

Von dieser Idee ausgehend, gibt die Philosophie ihre Ansicht von der Geschichte in weiten Perspectiven, die nothwendigerweise etwas Dämmerhaftes, gleichsam Träumerisches haben müssen, weil das, worin man früher das Feste suchte, die empirische Thatsache, zu etwas Unwesentlichem herabgesetzt wird, die aber auf der andern Seite auf die wesentlichen Unterschiede der Völker und Zeiten, auf ihre verschiedenen Ideale in der Religion und der populären Dichtung, ein viel schärferes Licht fallen läßt, als es der Pragmatismus thut, und dadurch dem Roman in die Hände arbeitet. Wenn z. B. die von der Philosophie influencirte, oder auf gleichen Voraussetzungen mit ihr gemeinsam sich aufbauende historische Kritik die Evangelien dem heiligen Geist, die altrömische Geschichte den geschriebenen Annalen, ja selbst die Ilias und Odyssee dem historischen Homer entzieht, und sie zu Reflexionen macht, in denen der Geist einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volks sich selber anschaut, über sich selber ein Bewußtsein gewinnt, so wird sie in ihnen doch keineswegs bloße Allegorien sogenannter allgemeiner Wahrheiten suchen, sie wird vielmehr die bestimmten, auch qualitativ verschiedenen Formen des Geistes sehr streng von einander halten, und gerade diejenigen Punkte hervorsuchen, die uns zuerst befremden müssen, ehe wir sie begreifen. Sie wird ferner, um den Geist einer bestimmten Zeit in concreter Vollständigkeit zu fassen, auf seine sämmtlichen Aeußerungen eingehen müssen: Politik, Religion, Kunst, Poesie, Wissenschaft Sittlichkeit — auf die Sitte, die Convenienz, zuletzt auch auf die Trachten und das locale Colorit, wie der historische Roman.

So ist es zu erklären, daß die romantische Geschichtschreibung von beiden Seiten her bestimmt worden ist. Ich füge noch ein drittes Moment hinzu: die allgemein erwachende Subjectivität, die auch, wo sie einfach referiren soll, sich selber festhält; jene eitle Subjectivität, die in der Belletristik seit Heine sich mit

unendlichem Wohlgefallen vor sich selber spreizt, der die Empfindung des Contrastes, in der sie sich selber am deutlichsten fühlt, und folglich die Form des Witzes über alles geht; der es mehr darauf ankommt, pikant, als wahr zu sein, die Empfindsamkeit und Frivolität auf die heiterste Weise von der Welt mit einander paart, und die wenigstens nicht verfehlt, zu überraschen, wenn sie auch nicht überzeugt. So schrieben bei uns die Schlegel, so schreiben Leo und Seinesgleichen Geschichte; so phantasirt in England Carlyle in schreiend bunten, aber auch wieder sehr verwischten Farben, in colorirten, geistreichen, aber sehr zerstreuten Bildern, in Bildern, die alle möglichen Gesichtspunkte zu gleicher Zeit umfassen möchten, in Einfällen, von denen der eine den andern überstürzt, über die Zeiten, denen er gerecht werden möchte; so sucht endlich Michelet, der uns nur als der Träger dieses geistigen Moments interessirt, den historischen Roman, die Philosophie und das Feuilleton mit einander zu vereinigen.

Um nicht im Allgemeinen zu bleiben, gehen wir sofort auf seine römische Geschichte über.

In der Einleitung setzt er seine Principien auseinander. Er findet in Perizonius' animadversiones (1685) und in Beaufort's De l'incertitude des premiers siècles de l'histoire romaine (1738), vor Allem aber in Vico's Scienza nuova (1725), der er eine eigne Schrift gewidmet hat, die kritischen Grundlagen zu Niebuhr's späteren Forschungen, und in dem letzten Werke zugleich die gründlichste Vorarbeit für eine Philosophie der Geschichte.

Das Princip der *Scienza nuova* ist folgendes. Die Menschheit ist ihr eigenes Werk. Gott wirkt auf sie nur durch sie. Die Menschheit ist göttlich, aber es gibt keinen Gottmenschen. Diese Helden der Mythe, die Herkules, deren Arm Berge von einander trennt, die Lykurg und Romulus, eilfertige Gesetzgeber, die in einem Menschenalter das langsame Werk der Jahrhunderte erfüllen, sind Schöpfungen des Gedankens. Als der Mensch Gottmenschen haben wollte, mußte er ganze Geschlechter in einer Person zusammendrängen und auf einen Helden die Empfängnisse eines ganzen Cyklus zusammenhäufen. Um diesen Preis schafft er sich historische Götzen, vor deren riesenhaften Schatten die Völker sich anbetend niederwerfen. Der Philosoph richtet sie auf und lehrt sie in den Gegenständen ihrer Anbetung ihr eigenes Werk wiedererkennen. Diese wunderlichen und unerklärlichen Gestalten, die als Gegenstände einer kindlichen Bewunderung in der Luft schwebten, steigen in unsern Kreis herab; die Wunder des individuellen Genius fügen sich dem allgemeinen Gesetz. Ohne Zweifel gibt es große Menschen, die mit ihrem Haupt die Menge überragen, aber ihr Schädel verliert sich nicht in den Wolken. Sie gehören nicht einer andern Gattung an, die eine und sich selber gleiche Menschheit kann sich in ihrer ganzen Geschichte wiederfinden. — Diese geschichtlichen Fictionen waren eine Nothwendigkeit unserer Natur. In ihren rohen Ursprüngen konnte die Menschheit mit ihrer noch ganz concreten Sprache

den abstracten Gedanken nicht anders ausdrücken, als indem sie ihm einen Eigennamen, eine Persönlichkeit gab. Dieser mythische Mensch, das Product des volksthümlichen Denkens, war zugleich der Ausdruck für das Volk und für die Idee des Volks. — So geht die Menschheit in der Geschichte, im Recht, in der Religion vom Symbol aus. Aber von dieser verkörperten, individualisirten Idee schreitet sie zur reinen, allgemeinen Idee fort. In der unbeweglichen Chrysalide des Symbols vollführt sich das Mysterium der Wiedergeburt des Geistes: dieser dehnt sich aus, so lange es geht, dann sprengt er seine Hülle, und als seelenlose Schaale fällt sie zu Boden.

Indem Michelet dies Princip anerkennt und zur Anwendung zu bringen sucht, unterscheidet er sich wesentlich von seinem Freunde Quinet, mit dem er sonst, wahrscheinlich in Folge ihres gemeinsamen Kampfes gegen die Jesuiten, versichert, Ein Herz und Eine Seele zu sein. Wir haben den Kampf desselben gegen die deutsche Kritik (Wolf, Niebuhr, Strauß) und seine Rettungen der historischen Individualitäten in einem frühern Aufsatz dargestellt.

Michelet geht jetzt auf Niebuhr über. Ich lasse ihn selber sprechen, um ein Bild seiner belletristischen Sprache zu geben.

„Durch den Einfall der nordischen Barbaren wurde Rom wiedergeboren; einem nordischen Barbaren verdankt ebenso die römische Geschichte ihre Wiedergeburt. — Sobald die östreichischen Waffen Italien den Deutschen wieder eröffnet hatten, zog Niebuhr zu Felde. Sein erster Sieg war bei Verona, wie der Theoderich des Großen. In der Bibliothek dieser Stadt eroberte er das Manuscript des Gajus, das seit Jahren dort schlummerte, ohne daß man etwas davon wußte. Von da drang er siegreich bis Rom vor, führte als Beute den kostbaren Palimpsest mit sich und trotzte dem Abbé Mai in seinem Vatican. — Ohne Zweifel hatte der barbarische Eroberer ein Anrecht auf eine Stadt, der er die alten Gesetze in der Reinheit ihres ursprünglichen Textes wiederbrachte. Er trat in den Besitz Rom's durch das Recht der Eroberung, tamquam in rem nullius, und schlug auf dem Theater des Marcellus sein Prätorium auf. Von da aus drang er vier Jahre hindurch ungescheut in alle Theile der alten Stadt, und theilte sie als Herr unter die Stämme, welche sie gegründet hatten, indem er sie bald den Etruskern, bald den Latinern zusprach. Er wühlte den Staub der Könige auf und streute ihre Asche in die Winde. Italien seufzte darüber, aber wie zu den Zeiten des Alarich, sollte sich erfüllen, was geschrieben steht: Barbarus heu! cineres... ossa Quirini, nefas videre! dissipabit insolens. — Er hat zerstört, aber auch wieder aufgebaut; sein Buch ist wie das Forum boarium mit der Fülle seiner wohl oder übel wiederaufgerichteten Monumente. Man fühlt die gothische Hand, aber es ist ein Wunder, mit welcher Kraft dieser Barbar die gewaltigen Trümmer aufhebt. — Niebuhr begreift um so besser das alte lateinische Rom, da er etwas davon an sich hat u. s. w. — Er hat in Rom

eine germanische Colonie zurückgelassen, die so eben ein Inventarium ihrer Eroberungen angefertigt hat (Bunsen u. s. w.). — Sollen wir Franzosen nicht auch unsere Ansprüche auf Rom erheben, das uns einmal gehört hat! — Wir haben Ordnung und System hineinzubringen."

Um dieser Ordnung willen unterscheidet er in der Geschichte der römischen Civilisation drei Zeitalter: das italienische oder nationale, welches mit dem ältern Cato endet; das griechische, welches, begonnen unter dem Einfluß der Scipionen, in den Zeitaltern des August und des Hadrian seine Frucht trägt; endlich das orientalische, dessen Fortschritte langsamer sind. Cybele wird schon im zweiten punischen Kriege nach Rom gebracht, aber erst nach vier Jahrhunderten, unter den syrischen Kaisern, wird der orientalische Cultus gleichsam Modesache, und es bedarf noch eines Jahrhunderts, bis im Christenthum der orientalische Geist über Rom siegt. — Die Stufen der politischen Entwickelung stellt er mit diesen Fortschritten der Civilisation in Parallele.

Das erste Buch, das bis zur gallischen Eroberung geht, läßt von der eigentlichen Geschichte noch viel weniger bestehen als Niebuhr selbst. Mit der leichtsinnigen Grazie, die den Franzosen eigen ist, auch wo sie gelehrt sind, werden die Curiositäten, die eine ziemlich reichhaltige Lectüre aufgespeichert hat, durcheinandergeworfen, combinirt und in ein zierliches System gebracht. Niebuhr gibt sich bei jedem einzelnen Punkt unendliche Mühe, den historischen Kern herauszufinden, und wo er geradezu negirt, der Quelle der Entstellung nachzugehen. Darauf kommt es Michelet nicht an, es schickt sich bei ihm Alles; er sprudelt von geistreichen und pikanten Einfällen, und findet in der historischen Basis, die er verarbeitet, auch eben weiter nichts, als eine Reihe geistreicher und pikanter Einfälle. Da er die eigentlichen Schwierigkeiten umgeht und mit der französischen Fähigkeit, schnell zu construiren, eine elegante und zuweilen glänzende Darstellung verbindet, da er rechts nach Indien, links nach der nordischen Mythologie hinsieht, und in geschäftiger Eile bald von der einen bald von der andern Seite seine Analogien holt, da es ihm gar nicht darauf ankommt, was ihm gerade nicht paßt, ohne Weiteres als griechische Fictionen bei Seite zu werfen, so fällt man aus einer Ueberraschung in die andere, man ist nicht im Stande, seine Deductionen ruhig zu prüfen, da sie sich der Prüfung jeden Augenblick entziehen, und man gewinnt erst Ruhe, wenn man fertig ist und zu dem Resultat kommt, daß von der Fülle geistreicher Anschauungen nicht viel haften geblieben ist. — Der zweite Band geht bis zur Zerstörung von Numancia. Da in diesem Zeitraum das Thatsächliche hinlänglich constatirt ist, so begnügt er sich, durch eigenthümliche, unerwartete Gesichtspunkte dem Bekannten den Anstrich der Neuheit zu geben. Das gelingt ihm vortrefflich, und z. B. seine Gegenüberstellung der Punier und der Römer, seine Charakteristik Hannibal's, namentlich aber die Darstellung, wie sich allmälig die griechische Cultur in Rom ausbreitete, werden von jedem Gebildeten

und Geschichtskundigen mit großem Interesse gelesen werden. Obgleich auch darin unser Schlosser viel gründlicher ist. — Unendlich viel schwächer ist der dritte Band, die Geschichte der Bürgerkriege bis zur Schlacht bei Actium. Hier kam es darauf an, die verwickelten Rechts- und gesellschaftlichen Verhältnisse aufzuklären, aus denen der Untergang des Staatslebens sich ableitete. Das ist Michelet nicht gelungen, man kann nicht einmal sagen, daß er es ernstlich versucht hat. Von den Tribut-Comitien z. B. findet er nicht nöthig, etwas anderes zu berichten, als daß sie ohne Auspicien gehalten wären. Ueber den Ritterstand und seinen Unterschied von der Nobilität sagt er nichts, als daß die Ritter die reichen Bürger waren, welche keinen Eintritt in den Senat hatten u. s. w. Im Einzelnen ist seine Charakteristik vortrefflich, namentlich wo es auf Schilderung der Persönlichkeiten ankommt. — Die Fortsetzung der römischen Geschichte ist vorläufig unterblieben, weil Michelet seine Thätigkeit vorzugsweise der Geschichte Frankreichs zugewendet hat, auf die wir noch einmal zurückkommen.

Seine Philosophie der Geschichte hat er vorzugsweise in der kleinen Schrift: Introduction à l'histoire universelle (1830) niedergelegt. Aus einer gewissen Abneigung, einzugestehen, daß man lebenden Schriftstellern etwas verdanke, ist dieselbe auf Vico bezogen; wir finden aber nichts darin, als einen popularisirten und verflachten Hegel. Damit wollen wir keineswegs behaupten, daß Michelet den deutschen Philosphen wirklich gelesen habe, er ist ihm nur durch die dritte oder vierte Hand zugekommen, aber er ist doch noch herauszuerkennen, trotz der belletristisch liebenswürdigen Sprache und den einfachen Antithesen, wie gleich zu Anfang: „Mit der Weltschöpfung beginnt ein Krieg, der erst mit dem Weltuntergang endet: des Menschen gegen die Natur, des Geistes gegen die Materie, der Freiheit gegen das Verhängniß. Die Geschichte ist nichts anderes, als der Bericht dieses unendlichen Streites." Wir übergehen die bekannten Dinge und halten uns nur einen Augenblick beim Christenthum auf, weil dieses noch von unmittelbarem Interesse ist. Man erinnere sich dabei an unsere Mittheilungen über Quinet.

„Der Unterschied zwischen dem Christenthum und den andern orientalischen Religionen war groß. Diese tauchten den Menschen in die Materie, sie hatten zum Symbol das Zeichen des Lebens und der Fortpflanzung. Das Christenthum umarmte den Geist, umarmte den Tod. Es nahm davon sein schreckliches Symbol. Das Leben, die Natur, die Materie, das Schicksal wurden geopfert. Das bis dahin vergötterte Fleisch wurde in ihren Tempeln mit dem Zeichen der daran zehrenden Verwesung gebrandmarkt. Mit Schaudern sah man den Wurm, der daran nagte. Die Freiheit, nach Schmerzen lüstern, strömte ins Amphitheater, um den Tod mit Wollust zu genießen. — Mit aufrichtigem Gemüth habe ich das hölzerne Kreuz geküßt, welches sich siegreich in der Mitte des Colisäums erhebt. Mit welcher Inbrunst mag die junge Christenheit es um-

armt haben, im letzten Todeskampf unter Löwen und Leoparden! Noch heute, wie auch die Zukunft sich gestalten möge, ist dieses von Tage zu Tage mehr vereinsamte Kreuz nicht noch immer die einzige Zuflucht für eine religiöse Seele? Der Altar hat seine Ehren verloren, aber sagt mir, hat sich an seiner Stelle ein neuer erhoben?"

Im Uebrigen enthält der erste Theil dieses Buchs, der bestimmt ist, uns mit den wirklichen Zuständen des Volks bekannt zu machen, manche hübsche idyllische Schilderungen, die nur durch die überflüssige Bildersprache gestört werden. Mit Recht werden die Romanciers getadelt, daß sie den Boden für ihre Schilderungen des Volks vorzugsweise im Bagno suchen, und dadurch das Ausland irre führen. Das sittliche Kleinleben der niedern Stände, namentlich seine Ehe, wird sehr gemüthlich dargestellt. — Dagegen ist der zweite Theil, der dem socialen Conflict auf den Grund gehn und seine Lösung herbeiführen soll, sehr schwach. Nachdem er „die Knechtschaft und den Haß", die Abhängigkeit der armen Leute vom Wucherer, die härter ist, als die frühere vom Herrn, in übertriebenen Farben geschildert hat, weiß er „die Befreiung durch die Liebe" nicht anders zu zeigen, als daß er ganz im Allgemeinen die Association empfiehlt, mit Hinweisung auf den leitenden Grundton des Glaubens, das Vaterland: Frankreich soll für sein Volk eine Religion, ein Dogma und eine Legende sein.

Von größerem Interesse ist die Ansicht von der neuen Geschichte. Hier steht Michelet auf eignen Füßen. Die Deutschen, auch die Engländer kommen schlecht weg. Was er von den letztern sagt, ist zu wunderbar, als daß ich es nicht anführen sollte. „Diese Welt des Stolzes wird durch ihre eignen Widersprüche bestraft. Aus zwei feindlichen Principien zusammengesetzt, der Industrie und der Feudalität, stimmt sie nur in einem Punkt, dem Haschen nach Gewinn. Gold ist ihr zu Theil geworden, wie Sand am Meere. Möge sie sich daran sättigen, wenn sie kann. Aber nein, sie will genießen, und wissen, daß sie genießt, sie beschränkt sich in die enge Klugheit des Comforts. Aber mitten in dieser materiellen Welt tritt bald der Ekel ein. Dann ist Alles verloren, die Welt concentrirt sich im Menschen, der Mensch im Genuß der Wirklichkeit, und die Wirklichkeit fehlt ihm. Nicht Thränen, nicht weibisches Geschrei, sondern Flüche und Wuthgeheul erheben sich zum Himmel. Die Freiheit ohne Gott, der ruchlose Heroismus, in der Literatur die satanische Schule, angedeutet in dem bittern Zweifel Hamlets, idealisirt sich in dem Satan des verlornen Paradieses. Sie ruft mit ihm: Uebel, sei mein Gut! Aber sie sinkt mit Byron in die Verzweiflung zurück. Bottomless perdition." — Es ist kaum möglich, in so kurzem Raum so viel Falsches zu sagen.

Dagegen sind die romanischen Völker mit vieler Vorliebe behandelt. Vor Allem haben die Franzosen die Mission, die Repräsentanten der Menschheit zu werden. „Ihr Geist ist die Action, darum gehört ihnen die Welt. Es ist ein

Volk von Kriegern und Geschäftsmännern." „Die Lust der Eroberung ist der Vorwand zu unsern Kriegen, und wir lassen uns selber davon täuschen. Der tiefere Grund liegt in unserm Proselytismus. Der Franzose will dem Besiegten seine Persönlichkeit aufprägen, nicht als die seinige, sondern als Typus des Guten und Schönen: das ist sein naiver Glaube. Er glaubt, der Welt keinen größern Gewinn bereiten zu können, als wenn er ihr seine Ideen, seine Sitten und seine Moden überliefert. Mit dem Schwert wird er die andern Völker bekehren, und nach dem Kampfe wird er ihnen auseinandersetzen, wie viel sie gewinnen, wenn sie Franzosen werden. Man lache nicht darüber: wer unablässig darnach trachtet, die Welt nach seinem Bilde umzuformen, wird endlich sein Ziel erreichen." „Wir haben das Privilegium, in das Laster zu treten, ohne uns darin zu verlieren. Auch in der Freude am Uebel kommt es uns nur darauf an, zu handeln, uns durch den Mißbrauch der Freiheit zu erweisen, daß wir frei sind. Durch den gesunden Menschenverstand, den wir nie verlieren, kommen wir bald zur Idee der Ordnung zurück." — Es ist etwas Wahres daran.

Diese Begeisterung für Frankreich hat ihn auch in den spätern Phasen seiner Entwickelung, in seinen demokratisch-socialistischen Träumen nicht verlassen. In dem wunderlichen Buch: *le Peuple* (1846), auf dessen Zusammenhang mit den damals auftauchenden Tendenzen einer neuen Religion der Freiheit wir noch einmal zurückkommen, wird zum Schluß der Gott, an den man glauben soll, geradezu mit dem Vaterlande, der Glaube selbst mit dem Nationalgefühl identificirt. Der wahre Repräsentant des französischen Volks ist das französische Heer, welches durch das militärische Gefühl das Volk adelt, und ihm jene auf persönlicher Ehre basirende Gleichheit einflößt, ohne die eine echte Demokratie nicht bestehn kann. Dieses echte Volk ist nur durch das Zwitterwesen der Bourgeoisie in seinem wahren Beruf aufgehalten worden: nur die zu große Nachsicht gegen die Industrie hat 25 Millionen Krieger abgekalten, den Rhein wieder zu erobern.

Die größte Verirrung Michelet's ist seine Geschichte der Revolution (1848), die gleichzeitig mit den ähnlichen Werken von Lamartine und L. Blanc herauskam. Sturmvögel, die den kommenden Orkan anzeigten. Er war damals verbittert durch seinen Streit mit dem Unterrichtsministerium, das seine und Quinets Vorlesungen geschlossen hatte, weil sie ihre wissenschaftlichen Gegenstände mißbrauchten, um den Kampf gegen die Jesuiten und den falschen Constitutionalismus zu predigen. — Es ist dieses Buch, was die Form betrifft, die reine Phrase, eine Bilderſprache, die in ihrer Verwirrung so weit geht, daß man kaum mehr ahnt, was für reale Anschauungen diesen wüsten Ausbrüchen des Rausches zu Grunde liegen mögen. Was Victor Hugo und seine Genossen geleistet, ist nichts gegen diese tollgewordene Prosa, die so wenig ihrer selbst Herr ist, daß sie sich in beständigen Apostrophen erschöpft. Noch schlimmer ist es aber mit dem Inhalt. Die Revolution ist dem Verfasser der Anfang aller eigentlichen Geschichte, die Quelle alles

Rechts, die Grundlage alles Guten und Edlen. Indem er aber dieses Evangelium der göttlichen Gerechtigkeit zergliedert, findet es sich, daß diejenigen Männer, die man bisher als seine Helden und Märtyrer betrachtet hat, nichts weniger als gut und weise waren; sie sind zum größten Theil entweder Schwachköpfe oder Böse-wichter gewesen. Dagegen hat er einen neuen Helden der Revolution entdeckt: das Volk; den Heros ohne Namen, ohne Charakter, ohne Bestimmtheit; den Mythus der eitlen Selbstanbetung, mit welcher die moderne Menschheit sich selber berauscht. Diesen Helden kann man freilich in der Glorie der heiligsten Reinheit erhalten, weil bei jeder bestimmten Erscheinung, an der man etwas auszusetzen findet, gesagt werden kann: das war nicht das rechte Volk — das Jenseits der materialistischen Phantasie. Es kostet Michelet dann auch wenig, diesen Heros der befreiten Menschheit geradezu Altäre zu errichten. „Euer Gesammtwille", ruft er den Völkern zu, „ist die Vernunft selbst. Mit andern Worten: ihr seid Gott! Und wer, ohne zu glauben, Gott zu sein, könnte etwas Großes thun? An dem Tage, wo man diesen Glauben gewonnen, reißt man sich, im Namen der Pflicht, seine theuerste Liebe, sein Herz aus. Seien wir also Gott! Das Unmögliche wird dann möglich und leicht. Eine Welt umzustürzen, ist dann wenig; aber man schafft dann eine Welt."

Ein bequemer und lockender Vorschlag, aber mehr pikant als nützlich, wie Alles, was die Romantik zum Besten der leidenden Menschheit geträumt und gesungen hat.

Geschichten aus Siebenbürgen.

Eine Familie zu Nagy Enyed.

4.

Acht Tage lag der Bergmann im Hause der Walachin, zuerst matt, häufig in unruhigem Schlaf; das Mädchen wachte an seinem Lager und sah ihm Stunden lang unverrückt in das blasse Gesicht und auf seine geschlossenen Augen. Wenn er sie aufschlug, pflegte Marie zu erröthen. Am 17ten Tage seiner Gefangen-nehmung ging Oedön endlich fast ganz genesen im Zimmer auf und ab, schaute hinaus auf die beschneite Straße und warf dann und wann einen dankbaren Blick auf Marie, die ab- und zuging.

Ein Wagen hielt vor der Thür. In dem jungen Mann, der vom Sitze herabsprang und das Hofthor öffnete, erkannte Oedön seinen Retter, den Cen-turionen Micarescu.

Nachdem dieser Wagen und Pferde untergebracht, trat er mit freundlichem Gruße herein und nahm Oedön's Hand zwischen die seinigen. „Ich komme zu sehen, wie es

Euch geht. Die Reise nach Hause ist nur so ein Vorwand. Ich dachte, Mikesásza ist nicht weit von Csombord, da kannst du wohl nachschauen, was der tapfere ungarische Herr macht, ob ihn Marie nach Pflicht und Gewissen gepflegt."

„Mir," antwortete Oedön, „ist es doppelt lieb, daß Ihr gekommen. Ich muß hier fort."

„Seid Ihr," fragte erstaunt der Centurio, „mit Mariens Pflege nicht zufrieden?"

Da theilte ihm Oedön sein Verhältniß zu den Frauen in Nagy Enyed mit, und bat ihn dringend um Rath, wie er ungefährdet nach Enyed kommen könnte. Der Walache neigte das Haupt und sprach: „Ich will Euch nicht nur rathen, sondern Euch selbst hingeleiten. Euch soll kein Haar gekrümmt werden. Die Andern Enrer Nation hasse ich; sie waren unsere Unterdrücker, Euch konnte ich schon damals nicht böse sein, da Ihr elend und wund in jenem Hofe lagt, bei Felvincz. Heute noch reise ich nach Hause und übermorgen bin ich wieder hier. Dann fahren wir nach Enyed." —

Nachdem Micaresen einen Imbiß genommen und ein wenig mit seiner Base Marie geplaudert, brach er wieder auf. —

Es befremdete aber Oedön, daß er den ganzen heutigen Tag seine schöne Pflegerin nicht zu Gesicht bekam. Erst Abends, als sie ihm seine einfache Abendmahlzeit — Mammaliga, eine Art von Polenta — hereinbrachte, konnte er ihr seine Verwunderung über ihre lange Abwesenheit aussprechen. Sie hatte verweinte Augen und war sehr blaß. —

„Sie sind ja gesund jetzt, wie Sie sagen. Meine Pflege brauchen Sie nicht mehr. O, eine Andere, Vornehmere wird jetzt diese Sorge übernehmen. Inon hat mir es gesagt."

Oedön ergriff ihre Hände: „Bist Du mir böse, Kind? Ist's denn mein Fehler, daß es mir keine Ruhe läßt, bis ich weiß, ob meine Braut noch lebt, ob sie sicher ist?"

Das Wort Braut kam ungelegen, das Mädchen riß sich los und eilte laut weinend hinaus.

Den folgenden Tag gingen Beide still an einander vorüber, grüßten sich traurig, es war Oedön, als hätte er eine große Schuld. Abends erschien sie wieder heiterer, sie hatte heftig mit sich gerungen und war Siegerin über ihre Traurigkeit geworden.

„Es ist heute der letzte Tag," sprach sie freundlich lächelnd, „den Sie in meinem Hause zubringen."

Zartfühliger und feiner fühlend, als andere Mädchen eines so rohen Stammes, wollte sie nicht durch Schautragen ihres Schmerzes dem Manne ihrer Liebe ein lebender Vorwurf erscheinen, durch unbefangene Heiterkeit seine getrübte Stimmung aufhellen. Daß es ihr doch nicht ganz gelang, machte Oedön's Herzen Ehre.

In der Frühe des folgenden Tages langte der Centurio an. Er war den größten Theil der Nacht hindurch gefahren, und wollte auch von Csombord in der Nacht aufbrechen, um allen unnützen Fragen auszuweichen.

Als die ausgeruhten Pferde vor dem Hofe im Schnee stampften, ereignete sich im Hause eine erschütternde Scene. Das walachische Mädchen hatte mit übergewaltiger Anstrengung ihren Schmerz gebändigt, jetzt aber, da sie ihn ganz verlieren sollte, der nicht einmal sein Herz bei ihr zurückließ, da brach ihre erkünstelte Kraft, und die ganze ungebändigte Stärke des Naturherzens machte sich Luft. Sie warf sich laut weinend an seinen Hals, nannte ihn wirr durcheinander mit den süßesten Liebesnamen und Scheltworten, und wollte ihn nicht ziehen lassen, beschwor ihn, sie mit sich zu nehmen als seine Magd. Oedön war so heftig bewegt, daß ihm die Zähren unaufhaltsam über die Wangen rollten, und als er, sich sanft von ihr lösend, ihren Mund küßte, da rief sie: „Geh, geh, Verräther, weil ich nichts bin vor Dir und Deiner Braut. Sei glücklich, aber nimmer wirst Du mich wiedersehen." — Sie verschwand im Hause, und als Beide in den Wagen stiegen, sah Oedön eine dunkle Gestalt mit gerungenen Händen am Fenster stehen. —

Betäubt von dem wilden Sturme der letzten Stunde saß der Bergmann lange schweigend auf seinem Sitze und starrte mit seltsamen Gefühlen in die dunkle Winterlandschaft hinaus. Die frische Nachtluft und die heftige Bewegung des Fahrens regte endlich seine Lebenskräfte wieder auf, und er fing an, ruhiger über das Geschehene nachzudenken. Nie hatte er geahnt, daß der Ausdruck des Schmerzes und der Liebe so viel Größe und Poesie haben könne, als die naive Kundgebung überkräftiger Empfindung bei dem armen Walachenmädchen offenbart hatte. Sie fuhren häufig an zerstörten Dörfern und Edelhöfen vorüber, sprechenden Wahrzeichen der wilden Scenen, die jüngst in ganz Siebenbürgen stattgefunden. Doch war damals die Zahl der in Asche gelegten Orte noch bei weitem nicht so groß, als sie später wurde, da der Krieg von Neuem entbrannte. Jetzt bietet das unglückliche Land einen solchen Anblick dar, wie ihn einst Deutschland nach dem 30jährigen Kriege gehabt haben mag. Viele Meilen weit kann der Reisende im Zarander, Unterelbenser, Thordäer, Kokelburger Comitat und in manchen Sachsen- und Szeklerstühlen herumwandern, ohne ein bewohnbares Haus, geschweige ein Dorf zu erblicken. Wer jetzt eine Karte Siebenbürgens anfertigen wollte, müßte hunderte von Ortschaften, die auf den früheren Karten gestanden, streichen, ohne neue Namen an ihre Stelle setzen zu können. —

Glücklicherweise war Oedön in tiefen Gedanken, überdies verwickelte ihn Micarescu bald in ein eifriges Gespräch, das mit einer Erzählung seines eigenen Schicksals schloß. Er hatte sich lange nach Mittheilung gesehnt, die er auch bei den Besseren seines Volkes nicht wagen durfte. —

Micarescu erzählte, wie folgt:

„Vor einem Jahre lernte ich in Zalathna ein Mädchen kennen, das dort für eins der schönsten weit und breit galt. Sie war die Tochter eines niedern Bergbeamten, eine Ungarin. Weil mein Bruder ebenfalls Steiger war, und ich selbst etwas Vermögen besitze, so ward mir gestattet, Amica häufig zu sehen, und ihr Vater hatte endlich nichts dagegen, daß ich sie binnen Jahresfrist heirathen sollte. Denn Amica liebte mich, das hatte sie mir eingestanden, obwohl ihr ein Ungar vielleicht lieber gewesen wäre. Aber damals achtete man noch nicht so genau darauf, ob einer unter den Bauern Walache war oder Ungar. Unsere Herren hielten es anders; ihnen waren wir, so lange man weiß, nur Packpferde, denen man aufsud, so viel auf ihren Rücken gehen mochte. Wir Beide galten also für ein Paar, es fehlte nur der Segen des Priesters. Da kamen die neuen Dinge über das Land. Die Ungarn wollten sich mit dem großen Stammlande vereinen, und nur wir Walachen sagten Nein. Anfangs war unsern Leuten gleichgültig, ob wir unter ungarischer Regierung ständen, oder deutscher, wenn wir nur frei würden. Denn die Sage ging schnell durch das ganze Romanenvolk, daß der ungarische Landtag alle Bauern gänzlich frei gemacht habe von den Roboten, und daß die Herren auf der einberufenen siebenbürgischen Landesversammlung das Gleiche über die siebenbürgischen Bauern aussprechen würden. Weil nun unter der deutschen Herrschaft unsere Lasten groß waren und kein Walache auf einen grünen Zweig kommen konnte, so hätten unsere Leute zur Abwechselung wohl auch einmal die ungarische Regierung versucht. Da kamen aber von Hermannstadt viele Herren zu uns und sagten: Traut den Ungarn nicht! Der Kaiser will Euch frei machen, aber nicht die ungarischen Edelleute. Jetzt schmeicheln sie Euch, weil sie künftig Eure Söhne zu Soldaten gegen den Kaiser brauchen; gebt Acht, wenn sie einmal die Stärkeren sind, dann wird es mit der Robot noch ärger sein als jetzt. Darum sollt Ihr erklären, daß Ihr die Union verwerft und unter dem Kaiser stehen wollt.

Ob sie die Wahrheit gesprochen, die sächsischen Herren, die uns vor alten Zeiten eben so gedrückt haben, wie die Ungarn, so daß kein Walach unter den Sachsen ein Amt bekleiden durfte, weiß ich nicht. Aber unsere Bauern nahmen sich diese Reden zu Herzen und protestirten gegen die Union; ja einmal, im Mai, floß sogar Blut. Doch das wißt Ihr ja ebenso gut und besser als ich. — Wir wurden einig, dem Kaiser Soldaten zu geben, und die Uebrigen, junge und alte Männer, sollten mit dem Landsturm gehen. Die reichen Sachsen gaben viel Geld her, um Waffen zu machen, und als man uns noch sagte, daß der Kaiser befohlen habe, alle Ungarn in ganz Siebenbürgen gefangen zu nehmen oder todtzuschlagen, und daß ihr Gut dann unser sein sollte, da standen alle walachischen Gemeinden auf. In Hermannstadt saßen die Herren von unserer Nation und die sächsischen und deutschen Männer und bildeten eine Gesellschaft. Die beriethen über das, was geschehen sollte, und wenn sie überein gekommen waren, schickten sie Briefe an unsere Popen und Richter, die lasen uns die Briefe vor, und wir wählten

sie nachher zu unsern Anführern. Es gab freilich auch Einige unter uns, die nicht mithalten und nicht gegen die Ungarn kämpfen wollten, aber denen stopfte man den Mund mit der Drohung, ihre Häuser anzuzünden und sie zu tödten. Als das ungarische Ministerium im Monat August den Befehl herunterschickte, die junge Mannschaft vom 18. bis 22. Jahre als Soldaten auszuheben, da sandten sie von Hermannstadt Leute durch das ganze Land, uns zu rathen, daß wir nicht gehorchen sollten, der Kaiser habe es verboten. Zwar vom Kaiser wußten wir gar nicht mehr, wo er sei, es hieß manchmal, er sei außer Landes gegangen. Unsere Regierung war nicht mehr in Wien, sondern in Hermannstadt, und bestand aus den Herren von der Friedensgesellschaft. Für die Ungarn sollten wir Romanen 14,000 Mann stellen; dafür haben uns die Friedensherren befohlen, 200,000 Mann für den Kaiser zu stellen. Denn so viele sind jetzt in Waffen gegen die Ungarn, und doch wissen wir nicht, welchen Lohn wir dafür haben werden. —

Im September ging ich nach Zalathna hinauf, um nach Amica zu sehen. Dort war aber Vielerlei verändert. Zwar nichts Gutes hatte mir geahnt, weil in den Briefen der Amica allerlei stand, daß früher nie zur Sprache gekommen war. Aber einen solchen Empfang hatte ich doch nicht erwartet. Der Vater war freundlich, und sprach mit mir Vielerlei über die Lage des Landes, aber er war nicht mehr der Alte, besonders da er hörte, daß ich auch auf der Blasendorfer Versammlung gewesen sei. Endlich fragte er mich grade heraus, ob ich es mit den Walachen oder mit den Ungarn halte. Ich sagte: „Wenn ich ein Ungar wäre, so würde ich mit den Ungarn halten; da ich aber ein Walach bin, so darf ich kein Verräther sein.“ Da verbot er mir das Haus, obwohl er glaubte, daß ich ein ehrlicher Mensch sei, weil er recht gut wußte, wie sehr ich seine Tochter liebte. Diese hatte zwar nicht aufgehört, mich zu lieben, aber sie war doch ihrem Volke so treu, daß es mir manchmal schien, als ob sie daran denke, mich aufzugeben. — Ich besuchte sie heimlich und sagte ihr einmal, sie solle den Vater bitten, daß er Zalathna mit ihr verlasse; es drohe der Stadt Unheil. Dies war in den letzten Tagen vom September. Am 29. sollte das ganze Volk im Lande gegen die Ungarn aufstehen, aber es erhob sich nur in einem District und einem Comitate. An diesem Tage sollten alle ungarischen Edelleute in allen Comitaten und sächsischen Stühlen, und alle ungarischen Bauern, die es mit der Pesther Regierung hielten, umgebracht werden. — Darum warnte ich Amica. Sie aber lachte mich aus und meinte, die Walachen hätten nicht den Muth, die Ungarn anzugreifen. Das erbitterte mich, und ich ging nach Hause. —

Dennoch liebte ich das Mädchen viel zu sehr, als daß ich von ihr hätte lassen können. Ich dachte immer an sie, und es war mir nichts daran gelegen, als meine Gemeinde mich zum Centurio wählte.

Als Centurio machte ich den Zug nach Zalathna mit, unter Janku's Anführung. Ich wollte Amica und ihren Vater retten um jeden Preis. Am

22. October Abend ging ich zu ihr und bat sie flehentlich, mit ihrem Vater zu fliehen; ich hätte ihr Wagen und sicheres Geleit mitgegeben bis Karlsburg oder Klausenburg. Sie wäre schon Willens gewesen, aber sie mochte den Vater nicht verlassen, und der wollte weder von mir noch von meiner Hilfe etwas hören und glaubte an keine Gefahr.

Nun kam der unglückliche 23. October. Ich schlich immer um Amica's Haus herum, sie zu schützen. Da gewahrte ich einmal, daß einer unserer Anführer, einer der Präfecten, ebenso wie ich in der Nähe des Hauses lauerte. Als er mich sah, stellte er mich barsch zur Rede, was ich da mache, ich solle bei meiner Centurie bleiben u. s. w. Das schlug mir ins Herz. Ich ward eifersüchtig und beschloß, ihm nicht zu gehorchen, sondern mich zu verstecken. Das that ich. —

Als nun der Ort anfing zu brennen, liefen alle Weiber, die in der Kirche gewesen waren, noch einmal in ihre Häuser, um das Kostbarste wenigstens, das sie hatten, in Sicherheit zu bringen. Auch Amica sprang eiligst in ihr Haus — mein Herz klopfte wie ein Hammer — der Präfect war ihr nachgegangen. Ich dies sehen, aus meinem Versteck hervorstürzen, in das Haus rennen, — war ein Augenblick.

Da mußte ich mit meinen eigenen Augen sehen, wie meine Braut mit dem Schurken in verzweifelter Anstrengung rang. Ich packe den Unmenschen und schleudere ihn zur Thüre hinaus, indem ich diese Doppelflinte auf ihn anlege und ihn niederzuschießen drohe, wenn er es wage, Amica noch einmal zu berühren. — In furchtbarer Wuth entfernte er sich. Wenige Minuten nachher trat er mit einer Menge Leuten herein und hieß mich binden. Ich sah, daß ich unterliegen würde, aber mein Leben wollte ich theuer verkaufen und mein Mädchen vor der Schmach retten. Daß sie dem Tode verfallen war, wußte ich.

Da that ich etwas, das ich nicht lassen konnte, und das doch Zeitlebens ein Wurm an meinem Herzen sein wird. Herr, wenn Sie Ihr Mädchen in ähnlicher Lage wüßten, wie ich das Meinige, was würden Sie thun? Der Schmach gewiß und der Tod höchst wahrscheinlich, welche Wahl hätten Sie?"

Oedön antwortete: „Ich weiß, was Ihr gethan habt. Ihr habt zuerst sie erschossen, und dann den Präfecten, und habt Euch mit dem Kolben frei gemacht."

„Ja, Herr, meine Amica habe ich selbst getödtet, aber den Präfecten konnte ich nicht erschießen, weil er davonlief. Gegen die Andern half mir der Gewehrkolben. — Ich lud neben dem Leichname meiner Braut die Flinte wieder, indem ich die Kugel, die ich dem verruchten Präfecten bestimmt habe, in das Blut Amica's tauchte und einen Schwur that. Draußen fand ich meinen Feind nicht; er hatte mit Mordbrennerbefehlen zu thun. Ich beschloß zu harren, noch liegt die Kugel in meiner Tasche. Sie wird ihn finden. —

„Hat er Euch nie vorladen und erschießen wollen?" fragte Oedön, den diese traurige Geschichte erschüttert hatte.

„O ja," antwortete Micaresen. „Aber ich hatte Alles dem Oberanführer erzählt, und weil ich in meinem Tribus Ansehen genoß, fürchtete er meine Macht mehr, als diejenige des Präfecten. So blieb ich unangetastet. Aber seither verdächtigen sie mich überall als Magyarenfreund, und warten nur auf eine Gelegenheit, mich festzunehmen ohne Aufsehen zu erregen."

Unterdeß waren die Reisenden in der Nähe Enweds angekommen. Bald rollte der Wagen langsam über das schlechte Pflaster der Vorstadt. Vor einem Wirthshause ward angehalten. Die Männer wünschten sich gegenseitig gute Nacht. Micaresen versprach, im Laufe des folgenden Tages seinen Schützling zu besuchen, und dieser schlug den wohlbekannten Weg, neben den Weinbergen vorbei über den Bach in den Garten der Wittwe ein. Vorsichtig trat er in den Hof, wo der weiße zottige Wolfshund ihn erkannte und liebkosend an ihm aufsprang. Dann weckte er den Knecht Andris im Stalle, bedeutete ihn zu schweigen, und als er hörte, daß beide Frauen zwar gesund, das Fräulein aber sehr niedergeschlagen sei, wagte er fast nicht, sie wecken zu lassen, um nicht durch zu plötzliche Freude das arme Kind zu erschrecken. Er wählte daher ein stilles Plätzchen in einer Kammer des Hofgebäudes, hüllte sich in seinen Mantel und schlief bald fest ein.

In der Frühe des andern Tages war der treue Andris vor die Matrone getreten und hatte sie von der Anwesenheit Oedöns unterrichtet. Der bald weinende, bald lachende Knecht mußte den Wegweiser machen und die Stätte zeigen, wo Oedön schlief. Hinter einem Wagen, in dunkler verschwiegener Ecke lag er. Der Knecht wies mit dem Finger hin und schlich sich davon. Ilona lief eilig voran auf den Zehen, beugte sich nieder und küßte den Jüngling. Da glitt ein Lächeln über seine Züge, aber er erwachte noch nicht. „Oedön, mein lieber Sohn!" rief die Matrone. Der Bergmann sprang auf, rieb sich die Augen und stürzte in die Arme seiner Braut. —

5.

Viel gab es zu erzählen von beiden Seiten. Die Erlebnisse der beiden Frauen waren einfacher, obwohl nicht weniger ernst. Sie hatten von den zwei Offizieren nach Oedöns Flucht manches harte Wort hören müssen, und es fehlte auch nicht an Drohungen gegen die Matrone, deren eifriger Sinn sich nie verleugnete.

An Hab und Gut hatten die Frauen viel verloren. War doch von den einziehenden Feinden hart geplündert worden, wobei sich die Sachsen aus dem Hermannstädter und Mühlbacher Kreise durch umsichtigen Fleiß und Gründlichkeit auszeichneten. In Voraussicht der Erlaubniß, oder wenigstens des Nichtverbotes der Plünderung hatten die bedächtigen Sachsen viele Wagen von Hause mitgebracht, auf welche sie das Geraubte, besonders Bettzeug und Möbel, Wäsche, Wein, Viktualien ꝛc. luden und wie gekaufte Waare mit beruhigtem Gewissen

nach Hause schickten. Auch in Thorda hatten sie — dort waren es Holkaner — mit deutscher Gründlichkeit ihr Plünderungssystem durchgeführt. — Dies sind Thatsachen, die von den Sachsen nicht abgeleugnet werden können. — Im reformirten Collegium zu Enyed hatte kaiserliches Militär, wiewohl mäßiger, mit den Andern, den Sachsen und Walachen, sich brüderlich in die reiche Beute der Münzen- und Medaillensammlung der Bibliothek und des Museums getheilt. Kostbare Gemälde, Kupferstiche und Bücher von hohem Werthe wurden abermals auf Wagen geladen und mit Frachtscheinen in das Sachsenland versendet. Die ungebildeteren Soldaten und Walachen beizten mit den Schätzen der Wissenschaft die Oefen ihrer Quartiere und spielten in Mußestunden Fangball mit Folianten und Quartanten, bis diese von den Bayonnetspitzen zerrissen und zerfetzt waren. — Tartaren, Türken und Caraffa's Soldaten hatten dadurch, daß sie sich weder um die Bibliothek, noch um das Museum und die Münzensammlung bekümmerten und sie gar nicht berührten, größere Rohheit und Barbarei an den Tag gelegt, als Sachsen, Walachen und Grenzer ꝛc., die doch nachher von sich sagen konnten, sie hätten sich mit den Erzeugnissen des menschlichen Geistes beschäftigt und sogar zur Verbreitung nützlicher Kenntniße unter dem Volke beigetragen, denn sie hatten allerdings die Bücher unter die Leute gebracht und die Münzensammlung unter Viele vertheilt. Freilich, wenn z. B. ein Sachse 100 Bände Folianten verschiedener Werke aus all allen Zweigen der Wissenschaft mit heimbrachte, so hatte er von Allem Etwas, und während die Söhne des einen z. B. den Bartolo a Saxoferrato studirten, konnte der Nachbar sich rühmen, von jedem Kirchenvater wenigstens einen Band zu besitzen. Ist doch unser Wissen Stückwerk! Um dem Enyeder Publikum Naturgeschichte, Physik, Chemie, praktisch anschaulich zu machen, wurde ein großer Theil des Museums, des physikalischen Cabinets und des chemischen Laboratoriums auf die Straße geworfen. Es fehlte nur an Professoren, um Vorträge im Freien zu halten, da man in der Straße des Colleginms buchstäblich fast bei jedem Schritte auf irgend einen interessanten Gegenstand stieß. War man der Bewunderung eines Colibris müde, so streifte das Auge gleich darauf eine seltene Ausgabe eines Classikers, um dann auf dem Bruchstücke einer Elektrisirmaschine zu ruhen. Alles lag gemüthlich im weißen Schnee zusammen. Für die kostbare Münzensammlung soll sich besonders das Grenzermilitär interessirt haben, und wie ich höre trugen Alle mit redlichem Eifer dazu bei, so viel als möglich zu retten, um in ruhigeren Zeiten die zerstreuten Münzen dem Collegium zurückzuerstatten. Läßt sich auch leider diese Absicht nicht mehr verwirklichen, weil das Collegium in der Mordnacht abbrannte, so besitzen doch diese Tapferen goldene und silberne Erinnerungen an die schönen Stunden, die sie in Enyed im Studium des antiken, mittelalterlichen und neueren Münzwesens zubrachte.

Dieses systematische Uebergehen der Besitzthümer aus den Händen von Leuten eines Stammes in diejenigen mehrerer Stämme dauerte bereits seit Wochen

und schikn mit langsamer Gründlichkeit fortgesetzt den Zweck zu haben, die Bewohner Enyed's von der Ausführbarkeit des Communismus zu überzeugen.

Die unglücklichen Enyeder seufzten und schwiegen. Sie waren entwaffnet worden. — Die Matrone, Ilona's Mutter, hatte mehr Sarkasmen als je; des Mädchens Herz blutete beim Anblicke so Vieler, denen man Alles genommen hatte, Oedön ballte die Faust. Noch immer mußte er sich verborgen halten, ängstlicher als zwor, weil man überall Verschwörungen witterte. — Und doch, wären nicht die traurigen Zustände der Stadt gewesen, hätte nicht jeder Tag Hiobsposten aus dem Lande gebracht, — Oedön würde diese Zeit der Verborgenheit für die glücklichste seines Lebens gehalten haben. Es war ihm ein verschwiegenes, nur der Familie und dem Knechte Andri's bekanntes Kämmerlein im Hause hergerichtet worden, das mit dem Wohnzimmer durch ein Mittelzimmer in Verbindung stand.

Dort saßen die Liebenden, lasen mit einander und plauderten. Die Mutter ging ab und zu, mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, und wußte immer neue Begebnisse zu Stadt und Land mitzutheilen. Es wurde nur geflüstert, aber die Heimlichkeit gab neuen Reiz. Es war eine unschuldige Verschwörung. Die ganze Stadt, d. h. die darin befindlichen Ungarn waren im Geheimniß. —

Freilich trug der Nordwind seltsame, die Hoffnungen der Ungarn neu belebende Gerüchte herüber. Man erzählte — Gott weiß, wie es nach Enyed gekommen — an der Grenze sammle sich eine Armee, an deren Spitze ein alter, berühmter Feldherr stehe. Schon sei er diesseits Nagy Bánya, also in Siebenbürgen. An der Westgrenze im Királyhágo Gause ebenfalls ein magyarisches Heer, das bereits die Kaiserlichen geschlagen.

Einige Tage darauf, am zweiten Weihnachtsfeiertage, Abends, als die Familie still um die Lampe des Tisches versammelt war, pochte es leise an das Fenster mit eigenthümlichem Schlage. Die Matrone stand auf, beruhigte den erschreckten Oedön und sagte: „Es ist ein Bekannter. Wir werden sogleich Neues hören."

„Was gibt's, Juliska?" fragte die Wittwe.

„Die Ungarn kommen, schon sind sie in Klausenburg. Ein polnischer General führt sie an. Die Kaiserlichen hat er dreimal geschlagen."

Als die alte Szeklerin freudig bewegt, doch zweifelnd den Kopf schüttelte, rief die Nachbarin: „Isten ugy segit. Es ist ganz gewiß wahr, so mir Gott helfe. Gestern ist Klausenburg eingenommen worden. Die Kaiserlichen sind nach Thorda retirirt. Bald werden die Ungarn hier sein, dann wehe den Sachsen in Hermannstadt. Man wird Hafer dort säen für die Husarenpferde. Doch, ich muß weiter, Az Isten áldjon meg; Gott segne Euch."

Die Nachricht war begründet. Bem hatte nach einem Doppelmarsche am Weihnachtsfeiertage mit 5000 Mann, die fast seine ganze Armee ausmachten, Klausenburg unter unendlichem Jubel der Bevölkerung eingenommen. Der Ge-

neral Wardener, der seine Vereinigung mit Urban nicht hatte bewerkstelligen können, war mit seiner Truppe nach Thorda gegangen. Urbán flüchtete sich bei Nacht und Nebel nach Naszod in seinen Grenzbezirk.

Die von so vielen Bedrängnissen heimgesuchten Enyeder lebten bei dieser Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer noch denselben Abend in der Stadt verbreitet hatte, weider auf. Allgemein hofften sie, Bem werde über Thorda und Enyed gegen Hecmannstadt operiren und die Stadt endlich von den Feinden befreien. — Aber der polnische General wollte nicht, die Carlsburger Festung im Rücken, durch einen schnellen Angriff auf Hermannstadt, von Enyed her, seinen Rückzug compromittiren, außerdem war noch Oberst Urbán's Corps in Bistritz, und mußte zuvor beseitigt werden, ehe an den Kampf mit der Macht des M. L. Puchner, welche den Ungarn an regulärem Militär allein schon zweifach überlegen war, gedacht werden konnte. Deshalb marschirte Bem am 28. Januar nach Bistritz, schlug Oberst Urbán und nöthigte ihn, rastlos in dem strengsten Winterfroste seinen Schritten folgend, in der Bukowina eine Zuflucht zu suchen. Nach Bistritz zurückgekehrt, ruhte er mit seinen ermüdeten Truppen einige Tage in dieser sächsischen Stadt aus, und legte ihr eine allerdings starke Contribution auf, die jedoch endlich auf den ganzen District repartirt wurde. Sodann rückte er nach Zurücklassung einer nicht unbedeutenden Abtheilung im Tchutzer Passe mit der Hauptmacht, — etwa 3600 Mann gegen Maros Vásárhely vor, während sein rechter Flügel unter Oberst Czecz von Klausenburg aus auf der Maroslinie operiren und vor Hermannstadt sich mit ihm vereinigen sollte. — Durch diese Combination wurde Enyed gänzlich blosgestellt, indem auch das Czeczische Corps, statt den Ort zu berühren, von Thorda aus links abschwenkte und auf Balásfalva marschirte.

Der zweite Weihnachtsfeiertag, welcher den Enyedern eine so freudige Botschaft als Christgeschenk brachte, gab auch der Familie der Wittwe wieder einmal Freudenstunden.

„Noch lebt der alte Gott Ungarns, noch liebt er das Volk, das er 1000 Jahre lang geliebt und geschützt hat," sprach die Szeklerin, „darum gehe ich, einen Punsch zu machen, wir wollen die Ungarn und den berühmten polnischen General leben lassen."

Draußen war grimmiger Frost. Der Wind erhob sich von Zeit zu Zeit und erschütterte mit furchtbarer Kraft Fenster und Thüren, peitschte die Menschen, so auf der Straße gingen, vor sich her, und drehte die zerstreuten Papiere, ausgestopften Vögel, Schlangen und anderes Gethier, das der Muthwille der Soldaten und Landstürmer umhergeworfen, und schleuderte sie an die festgefrorenen Fenster der Häuser, daß die Inwohner hoch zusammenfuhren. Es war keine günstige Zeit zum Kriegführen, und doch hatten die Bem'schen Soldaten Tags vorher bei gleich ungestümer und kalter Witterung einen zwölfstündigen Marsch gemacht.

Da sprach Oedön: „wenn die Ugarn kommen, ziehe ich mit;“ seine Braut senkte das Haupt, und die Szeklerin, welche mit der Bowle in die Kammer trat, sagte: „Ueberleg' Dir's reiflich, ehe Du einen Entschluß fassest. Was ich davon denke, weißt Du im Voraus, Du kennst mich lange genug. Aber für heute Abend ruhe die Sache. Morgen magst Du's bedenken. Morgen kommen die Ungarn noch nicht.“ — Sie füllte die Becher, reichte sie herum und trank zuerst auf das Wohl des fremden Magyarenführers.

Die kaiserlichen Offiziere, die in demselben Hause wohnten, ahnten nicht, daß man so nahe neben ihnen, über den Zeitpunkt ihrer Besiegung hinaus, schon Luftschlösser baute, und daß die ganze Stadt bereits die Stunden bis zum Abzuge ihrer Bataillone zählte. —

Aus Pesth.

Den 10. Mai 1850.

Unsre Journale füllen täglich ihre Spalten mit Demonstrationen, welche darauf hinausgehen, daß die Revolution in Ungarn nur von einigen Schwindelköpfen ausgegangen, und daß selbst diejenigen, welche von dem Kossuth'schen Zaubertrank berauscht waren, nun zur wahren Einsicht gelangt sind. Ich weiß nicht, wie man in höhern und allerhöchsten Regionen über diesen Gegenstand denkt, doch scheinen mehrere Verschärfungsmaßregeln des Belagerungszustandes darauf hinzudeuten, daß unsere papiernen Friedensposaunen dort eben keinen bedeutenden Anklang finden.

Der Magyar liebt vor Allem sein Vaterland, dann kommt erst die Freiheit, und sollte einst Ungarn eine russische Provinz und die benachbarten östreichischen Provinzen ein integrirender Theil des mächtigen freien und einigen Deutschlands werden, so würde der an der Grenze wohnende Magyar nie versuchen, die kurze Wanderung aus dem Reiche der Knute in das Land der Freiheit zu machen, denn extra hungariam non est vita. Die Ursache dieser unbedingten Hingebung liegt darin, daß der Magyar durch seine Geschichte sich berechtigt glaubt, zu hoffen, daß das Vaterland noch immer die Freiheit, während diese nie ein Vaterland wie Ungarn bringen kann.

Nach der Freiheit folgt der Wein; doch soll dieser in ihm jene düster-fremdige Stimmung hervorrufen, in welcher der Magyar sich einzig und allein glücklich fühlt, so müssen die Klänge der Nationalmusik an sein Ohr schlagen, muß der Czigány ihm seine nóta (Musikstück) aufspielen. Diese Vorliebe für ein gewisses Musikstück ist eine eigenthümliche Caprice eines jeden Magyaren, und in den Gasthäusern begnügte er sich nicht damit, daß die Nationalmusik eine Hauptrolle im Repertoir der Zigeunerkapelle spielte, sondern wendete noch seinen

letzten Zwanziger daran, um seinem Stückchen Geltung und Anerkennung zu verschaffen, und verziehe es seinem besten Freunde nicht, wenn er an diesem enfant gaté etwas auszusetzen wagte. Nun aber bleibt selbst diese unschuldige Ungezogenheit von der Militärherrschaft nicht verschont; in einer Verordnung der Militärpolizei wird den in den Gasthäusern musicirenden Zigeunerbanden anbefohlen, ihre Pièçen nach einem gewissen vorgelegten Program vorzutragen und keines derselben zu wiederholen. Diese Maßregel soll, nach dem Wortlaute der Verordnung zur Verhinderung von Ruhestörungen dienen, aber ich fürchte sehr, daß die Wirkung dem Zwecke gerade entgegengesetzt sein dürfte.

Außer dieser Verordnung beschäftigt in den letzten Tagen die Entsetzung mehrerer Universitätsprofessoren die Gemüther. Die Individuen, welche durch dieses Säbeldecret für immer aus den Hörsälen verbannt werden, sind die in ihren Fächern befähigtsten, und es dürfte fast unmöglich sein, sie zu ersetzen. Die Excommunicirten sind Folgende: Dalassa, Professor der chirurgischen Klinik; Dugát, Professor der Physiologie, Pathologie und Pharmakologie für Chirurgen; Tipula, Prof. der Rechte; Peczelt, Prof. der prakt. Geometrie für Ingenieure; Srabó, Prof. der Theologie. Das sonderbarste in dieser Maßregel ist, daß die Meisten dieser Lehrer in den Märztagen von den Studirenden als Reactionäre gehaßt und angefeindet wurden; ja gegen Tipula und Peczelt sind Studentenversammlungen abgehalten und einstimmig beschlossen worden, das Cultusministerium durch eine Deputation um Entfernung dieser dem Fortschritt feindlichen Individuen von der Hochschule zu ersuchen, was auch von Eötvös versprochen wurde, und nun von Haynau ausgeführt wird. Von Dalassa, dem besten Operateur Ungarns, heißt es, daß er wieder restituirt wird.

Für jetzt ist die Aufmerksamkeit der Einwohner durch zwei neue Ereignisse von diesem Gegenstand abgezogen. Erstens sind in den letzten Tagen mehrere Truppenabtheilungen und besonders zahlreiches Geschütz nach den untern Grenzen abgegangen. Die Radicalen jauchzen, denn der Krieg mit der Türkei, mit England, ja sogar mit Rußland steht vor der Thüre, und eine von den kriegführenden Parteien wird doch immer die gefesselte Pannonia befreien und zu seiner Bundesgenossin machen wollen. Die Gutgesinnten deuten auf die Macht Oestreichs hin, das selbst gegen seinen treuesten Bundesgenossen gerüstet ist und die Interessen der Monarchie in den Donaufürstenthümern sichern will u. s. w. So viel ist gewiß, daß an der südlichen Gränze in der Linie von Kronstadt bis Semlin ein Observationscorps aufgestellt ist, und daß Haynau bald nach seiner Rückkehr nach der Grenze reisen wird, um dort persönlich den Oberbefehl zu leiten, während Lichtenstein seinen Posten in der Hauptstadt vertritt.

Zweitens wurden am 1. Mai zwei Compagnien ungarischer Grenadiere entwaffnet und unter starker Escorte hier eingebracht, und bis jetzt so bewacht, daß es noch Niemanden gelingen konnte, etwas über die Veranlassung dieser

militärischen Execution zu erfahren. Die Gutgesinnten, die zwar hier nicht stark vertreten sind, aber sich um so lauter in den Kaffeehäusern und an andern öffentlichen Orten hören lassen, als sie wissen, daß Widerspruch unmöglich, finden die Sache ganz natürlich: es sind ausgediente Soldaten, die in ihre Heimath entlassen werden; allein leider bestehen die zwei Compagnien größtentheils aus kräftigen jungen Burschen, und man hat viele assentirte Honveds unter ihnen erkannt. Hierzu kommt noch die Frage, wozu bei ausgedienten Soldaten die starke Escorte und die strenge Bewachung u. s. w. Die Radicalen stehen also hier auf logischer Basis und — doch der nächste Krieg wird unter Andern auch diese Frage beantworten. △

Kleine Nachrichten.

Frankreich.

Die Revue des deux mondes, welcher man unter allen europäischen Zeitschriften der Art wohl einstimmig den ersten Preis zuerkennen wird, gewinnt durch ihren concentrirten Kampf gegen die Desorganisation der Gesellschaft, des Staatswesens, der Sitten und der Kunst, einen immer festeren Charakter. Wir werden ihr in unsern Heften eine dauernde Aufmerksamkeit schenken. — Das 1. u. 2. Aprilheft enthält u. A. drei werthvolle Monographien: die neueste Geschichte Peru's von Botmiliau, ehemaligem Consul; den Ursprung der Quäker von Milsand, und den 3. Theil der Geschichte des christlichen Epos von St. Marc Girardin. Der Letzte behandelt zwei lateinische Gedichte aus dem 16. Jahrhundert: De partu virginis von Sannazar und die Christiade von Vida. Das erste gibt ein vortreffliches Bild von der Art, wie damals nicht bloß die heidnische Sinnlichkeit, sondern sämmtliche Gestalten der heidnischen Mythologie in die intimsten Mysterien der christlichen Lehre eingeschwärzt wurden. Neptun mit seinen nacktarmigen Nymphen und Delphinen schwimmt im Jordan herum, den neugebornen Gott zu begrüßen, die Grazien des Olymp tauchen mit ihrem schalkhaften Lockenkopf unter den blassen Seraphgesichtern der überschwenglichen Religion hervor. Ich kann mich nicht enthalten, die Verse anzuführen, in welchen Sannazar den bedenklichen Moment der Empfängniß schildert:

— Repente novâ micuisse penales
Luce videt: nitor ecce domum complerat; ibi illa
Ardentum haud patiens radiorum, ignisque corusci,
Extimuit magis. At venter — mirabile dictu!
Non ignota cano — sine vi, sine labe pudoris
Arcano intumuit verbo. Vigor actus ab alto
Irradians, vigor omnipotens, vigor omnia complens,
Descendit: Deus ille, Deus! totosque per artus
Dat sese miscetque utero. Quo tacta repente
Viscera contremuere; silet natura, pavetque
Attonitae similis, confusaque turbine rerum
Insolito, occultas conatur quaerere causas.

(Von einem plötzlichen Lichtglanz strahlt der Heerd, der Schein erhellt das Haus, sie zittert unter der Gluth dieser Strahlen, und da schwellt ihr Leib — o Wunder! — ohne Gewalt, ohne Verletzung der Scham, von dem geheimnißvollen Worte an. Von Oben herab strahlt die allmächtige, allgegenwärtige Lebenskraft hinunter: es ist Gott! er gibt sich durch alle Glieder, er mischt sich mit ihrem Leib. Von ihm berührt, schaudern die Eingeweide; und verwirrt über das umgewandelte Gesetz, verstummt die Natur u. s. w.) — Das Gedicht von Vida ist gezierter, neumodischer Latinismus; die Heiligen heißen ihm superi immortales, der Geist Aura u. s. w., die Reminiscenzen aus Virgil ersticken den Gegenstand vollständig.

Ein Aufsatz von Michel Chevalier über die socialen Fragen ist schwach, zeigt aber, wie energisch der Haß, den alles, was der Bildung angehört, gegen die einbrechende Barbarei des Socialismus eingesogen hat. — Verständiger ist der gewöhnliche Wochenbericht, der sich vorzüglich auf die letzte Wahlschlacht bezieht. „Unter allen revolutionären Decreten der provisorischen Regierung ist die Einführung des allgemeinen Wahlrechts mit Stimmlisten und directer Wahl das revolutionärste. Es erklärt die Revolution in Permanenz. Freilich wendet es sich auch oft genug gegen seine Urheber. Wenn sich die Demagogie der Gewalt bemächtigt und das Elend des Landes augenblicklich nach sich zieht, so wird das Land, sobald ihm dazu Gelegenheit gegeben ist, seine Stimme gegen die Demagogie abgeben und ihr die Macht nehmen. Ebenso wird aber auch bei einer verständigen Regierung, sobald sie die bösen Leidenschaften, die gegen die Gesellschaft ankämpfen, im Zaum zu halten versucht, da jede Regierung auch eine polizeiliche Function hat, das allgemeine Wahlrecht sich gegen die Regierung wenden. Diese Unfähigkeit, an irgend einem Punkt festzuhalten, ist eine Krankheit, an der früher oder später die Gesellschaft sterben muß. Anstatt ihre Thätigkeit auf die Arbeit zu richten, die Industrie, den Handel, die Vermehrung des Nationalwohlstandes, richtet sie ihre Thätigkeit unaufhörlich auf die Veränderung ihrer Institutionen. Es ist eine Maschine, die ihre Kraft darin vergeudet, sich selber in Bewegung zu setzen, anstatt die Industrie und den Handel. — Das allgemeine Stimmrecht ist nichts anderes als die Action der Menge. Ueberall und zu allen Zeiten ist diese blind. — Sie wird nur dann im Stande sein, sich zu regieren, wenn sie fähig ist, sich selber zu beherrschen, und sie ist nur dann fähig, wenn sie eingeflochten ist in die Bande einer Gesellschaft, die alte Sitten hat und alte Traditionen, und wo der gesunde Menschenverstand jedes Einzelnen, seine Mäßigung, seine verständigen und geregelten Gewohnheiten in ihrer Harmonie die Weisheit des Volkes ausmachen. Die demokratischen Institutionen müssen durch die Sitten geschützt werden; in unsern großen Städten werden sie vielmehr durch die Sitten corrumpirt." — Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die Repressiv-Gesetze gegen die Clubs, die Presse u. s. w. keine Frucht tragen, so lange das Uebel nicht an seiner Wurzel, dem allgemeinen Stimmrecht, angegriffen ist: Auf die Gefahr hin, daß man es gegen einen socialistischen Aufstand erkämpfen müsse.

Dasselbe Heft enthält zwei ausführliche Recensionen über Ponsard's Charlotte Corday, die wir in einer der letzten Nummern besprochen haben: die eine von Gustave Planche, dem solidesten Kritiker unter den Franzosen, dessen Nüchternheit einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck macht, wenn man von dem belletristischen Jargon der herrschenden Feuilleton-Recensenten übersättigt ist. Er zeigt, daß die Schwierigkeit des Stoffes, dem bei dem vollständig bekannten Hergang der Sache alle Spannung fehlt, nur dadurch hätte

überwunden werden können, daß der Accent auf die psychologische Entwickelung der Heldin gelegt wäre. Ihr Entschluß mußte eine innere Ueberwindung kosten. Statt dessen gibt der Dichter uns eine Reihe von Episoden, die nicht einmal die Größe der Situation versinnlichen. — Den zweiten Fehler findet Planche — mit Recht — in der sogenannten Unparteilichkeit des Dichters. Im Drama muß man wissen, wo Recht und wo Unrecht ist, mag man das Unrecht auch noch so geschickt zu einer relativen Berechtigung erheben. — Den dritten in der mangelnden Einheit des Stils. Zuerst haben wir reine Prosa, dann romantisch-lyrisch-elegische Verse, endlich in der letzten Scene (Planche zieht die Scene der Triumviru allen übrigen dieses Stücks wie der früheren desselben Autors, Lucrèce und Agnes de Meranie', vor) ist der vollständige Corneille'sche Stil. — Uebrigens erfahre ich, daß bei der ersten Pariser Aufführung auf die Ermordung noch eine Schlußscene folgt, in welcher Danton die Heldin zu retten sucht, und wo beide an einander eine Art poetische Gerechtigkeit ausüben. Diese Scene bildet eigentlich einen ganzen Act und schließt mit der Abführung Charlottens. Sie hat von Danton erfahren, daß ihre That in das Gegentheil dessen umgeschlagen ist, was sie beabsichtigte: während Marat im gewöhnlichen Lauf der Dinge in allgemeine Verachtung verfallen wäre, wird er nun vom Volke als Gott verehrt, sein Leichnam feierlich ins Pantheon getragen. So habe ich denn, ruft Charlotte schmerzlich, unnütz Menschenblut vergossen! — Auch Danton fühlt sein Unrecht. Charlotte sagt zu ihm:

Nous subissons tous deux la justice profonde.
Vous reculez, saisi d'un tardif repentir,
Devant l'abîme ouvert qui va tout engloutir,
Et croyez qu'un remords doit vous rendre l'estime
De ceux que vous avez poussés dans cet abîme;
Mais vos imitateurs s'avancent sur vos pas u. s. w.
C'est votre chatiment de voir votre impuissance
Contre un débordement qui prit chez vous naissance.

Aber Danton erhebt sich zum Schluß wieder:

Encore une tête qui tombe!
Elle aujourdhui! Demain les Girondins! Puis moi!
Puis les autres! — Telle est l'inévitable loi.
C'est terrible et c'est grand. Soldat de son idée,
Chacun meurt pour sa foi, par son sang fécondée.
Mais l'oeuvre est immortelle, et les hommes nouveaux,
Maudissant les acteurs, béniront les travaux.

Dieser Act ist in den spätern Aufführungen, gegen allen Sinn und Verstand, gestrichen. —

Die zweite Recension ist von Pontmartin. Sie ist noch bitterer, und beschwört die Dichter, das Publikum endlich mit dem revolutionären Jargon zu verschonen; man habe deren hinlänglich auf der Straße, die Kunst müsse der Seele eine andere Nahrung bieten. Wenn die Bühne uns Verbrechen zeigen will, so müssen es solche sein, die Jedermann als Verbrechen erkennt; über revolutionäre Thaten hat aber in einer revolutionären Zeit Jeder eine verschiedene Ansicht, und es wird durch eine solche Darstellung weder ein sittlicher, noch überhaupt befriedigender Eindruck hervorgebracht. „Ein ausgezeichneter Schriftsteller, Hr. v. Molènes, hat sehr geistreich be-

merkt, daß die Geschichte einer Revolution schreiben, nichts anderes heißt, als sie anerkennen, daran glauben, sich darin gefallen, ohne sein Wissen sich in ihre unerbittliche Logik verstricken. In diesen großen Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe und die hergebrachten Gesetze und Einrichtungen liegt eine Art fieberhafter Ansteckung, die uns ergreift und uns in die Extreme stürzt, sobald wir nur unsere Hand oder unsern Blick darauf richten. Der Dichter geht an sein Werk — wie Lamartine an seine Geschichte — mit girondistischen Sympathien; aber bei dem revolutionären Crescendo, dessen Mitschuldiger man wird, indem man es darstellt, verliebt er sich zuletzt in die mehr accentuirte Figur Danton's; ja, sollen wir es sagen? in der Hauptscene des Dramas verblaßt auch Danton, und Marat erscheint als der einzige Logiker der Revolution: die Logik eines Cannibalen und einer wilden Bestie, aber deren wilde Energie über die volltönenden Phrasen der Andern dominirt." — „Es gibt eine höhere Unparteilichkeit: die alle politischen Fragen bei Seite setzt und die Handlungen den ewigen Gesetzen unterwirft, welche die Menschheit regieren, und die als Grundlage ihrer Urtheile die Frage erkennt, ob die Leidenschaft das Gewissen erstickt, oder ob das Gewissen über die Leidenschaft triumphirt. Ob diese mit dem Purpur oder mit Lumpen bekleidet ist, sie ist stets dieselbe. Es ist immer das Ich, die Persönlichkeit, die vom Stolz der Machtfülle berauscht, sich über die allgemeinen Regeln des Gewissens setzt. Und darum sind Revolutionen so gefährlich, darum verdienen ihre Helden so selten eine unbedingte Bewunderung. Sie begünstigen und erweitern jene Herrschaft des Ich, die so theuer ist, der Eitelkeit, dem innern Trotz, allen geheimen Schwächen einer Seele ohne Glauben, eines Denkens ohne Princip; sie brechen jenes Pfeilbündel der Glaubenssätze und der Pflichten, auf welches die Menschheit sich stützt. Der freien Willkühr der emancipirten Selbstsucht überlassen, drängt Jeder mit seinem Instinct sich hervor, und der Mensch, der mit dem Bösen, das er thut oder zuläßt, ein wenig Edelmuth, Begeisterung und Bravour verbindet, erhält durch den Vergleich, durch Gefälligkeit oder durch Furcht, unverdiente Huldigungen." — — „Die ängstliche Stimmung, welche der Aufführung der Charlotte folgte, soll den modernen Dichtern zur Lehre dienen. Es ist gut, daß, abgesehen von aller politischen Meinungsverschiedenheit, ein stillschweigendes, unerbittliches Mißtrauen sich an jene Zeit hefte, in welcher die Vergangenheit eine große und schmerzliche Warnung ausspricht: zu Ehren jenes unveränderlichen Gesetzes, welches will, daß in Republiken wie in Monarchien, *das Gute nie für das Böse genommen werden könne, das Böse nie für das Gute.*" —

Ich habe diese Bemerkung ausführlich mitgetheilt, nicht um ihr unbedingt beizupflichten. In revolutionären Zeiten, wo die Principien der bisher herrschenden Sittlichkeit in Frage gestellt werden, wäre es von dem Geschichtschreiber wie von dem Dichter thöricht, die Handlungsweise des Einzelnen dem Maßstab des Katechismus zu unterwerfen. In revolutionären Zeiten kann der Einzelne nicht nach dem Katechismus, nach dem äußerlichen Recht seine Handlungsweise einrichten, weil über die complicirten Fragen solcher Zeiten ein Elementarbuch keine Auskunft gibt. Was hier nach der einen Seite hin Pflicht ist, ist Unrecht nach der andern. Freilich ist damit das innere Recht, das Gewissen im höhern Sinn, nicht aufgehoben, und jener moralische Rigorismus, so einseitig er bei seinem ersten Auftreten nothwendig erscheinen muß, ist ein sehr erfreuliches Zeichen für das wiederanwachende sittliche Gefühl, das in dem elenden Siechthum der Restaurationsperiode, nicht blos in Frankreich, sondern auch in Deutschland, voll-

ständig verloren gegangen schien. Es ist nothwendig und zweckmäßig, daß die Reaction der Moral zuerst terroristisch verfährt.

Noch eine andere treffende Bemerkung über das Stück muß ich mittheilen. „Der Heroismus nimmt in entarteten Zeiten eine zweideutige Stellung ein: anstatt die höchste Erfüllung der Pflicht zu fordern, isolirt er sich; er verfehlt das Nothwendige, indem er nach dem Ueberflüssigen trachtet. Das mußte die ethische Grundlage dieser Entwickelung sein. Vielleicht hätte es aber auch genügt, uns Charlotte einfacher, natürlicher, jünger zu zeigen, bis zu dem Augenblick, wo ein schrecklicher Blitz sie erleuchtet, eine übermenschliche Macht sie vorwärts treibt, das Messer in der Hand, in Marat's Höhle. Der Dichter, nach seinem System des beständigen Vermittelns, hat aber nicht gewagt, einen entschiedenen Entschluß zu fassen: er hat in seiner Composition dieses Charakters verschiedene Elemente aufgenommen, die dem Ganzen schaden. Charlotte nimmt Theil an den Feldarbeiten, sie besorgt die Geschäfte des Hauses u. s. w.; zu gleicher Zeit aber liest sie Rousseau, citirt die römische Geschichte, ergeht sich in politischen Declamationen, und als der Augenblick kommt, der sie zur Heldin umformt, ist dieser Uebergang — in einer Sündfluth schöner Verse versteckt — weder hinlänglich vorbereitet, um darin die logische Entwickelung des Charakters wiederzuerkennen, noch plötzlich genug, um diese geheimnißvolle Inspiration zu empfinden, die gewissen Handlungen das Gepräge einer göttlichen Sendung aufdrückt." —

St. Rénè Taillandier gibt in der Revue de deux mondes (avril 15) eine ziemlich ausführliche Uebersicht der deutschen Literatur seit der Februarrevolution. Die Auswahl ist so reichhaltig, daß wir gestehen müssen, in einzelnen Punkten weniger belesen zu sein, als der französische Kritiker. So berichtet er über ein Werk von Heinrich Merz: „Armuth und Christenthum," welches in Deutschland großes Aufsehn gemacht haben soll, weil es dem herrschenden Atheismus mit großer Kühnheit entgegentritt. — Der Spiegel, den uns dieser Aufsatz vorhält, ist nicht schmeichelhaft. Wir haben in der That seit der großen Erhebung des Jahres 48 in der Literatur nicht viel Geschentes zu Tage gefördert. Taillandier ist geneigt, die Revolution geradezu als eine Störung in dem gesunden Lauf unserer literarischen Entwickelung anzusehn. Wir sind nicht dieser Ansicht. Die durch den März unterbrochene Literatur war eine in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung ungesunde, und wenn für den Augenblick dasjenige, was an ihre Stelle tritt, den Anschein nach größerer Verwilderung und Unklarheit an sich trägt, so ist das eben nur der Anschein. Wir haben in jenen Jahren den Stoff gewonnen, von welchem aus allein eine Erweiterung der Form gedacht werden kann. Um Menschen darzustellen, müssen wir sie erst gesehen haben; um Principien zu entwickeln, müssen wir sie in ihrer Anwendung verfolgt haben. Beides ist jetzt geschehn. Eine große Anzahl von Persönlichkeiten sind in das öffentliche Bewußtsein eingetreten, und wenn sie auch keineswegs den hochgespannten Idealismus unserer allzujugendlichen Begeisterung befriedigen, so ist das kein Unglück; wir müssen uns vielmehr daran gewöhnen, im Bedingten das Gute und Wahre zu erkennen. Ebenso ist es mit den Principien: die vielfachen Täuschungen, die wir erlebt, werden uns warnen, ins Blaue hineinzuträumen, eingebildete Bahnen zu ziehn mit vollständiger Nichtachtung des Gesetzes des Widerstandes. — Abgesehen von den einzelnen Irrthümern, die einem Ausländer wohl nachzusehen sind (daß er z. B. den Marburger Jordan zu einem Berliner Professor

macht, Haym zu einem Deputirten des alten Landtags, daß er in Bauernfeld's „Großjährig" eine Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen die Ausschweifungen der östreichischen Revolution sieht, obgleich „Großjährig" lange vor der Revolution geschrieben war u. s. w.), verfällt Taillandier in einen Grundirrthum, den wir Deutsche nicht genug rügen können. Er hat sich über die deutsche Literatur immer nur von Jungdeutschen und Junghegelianern berichten lassen; er haßt beide nach Herzenslust, aber er sieht in ihnen die vollständigen Repräsentanten der deutschen Literatur. Dazu kommt noch das französische Wesen, sich eine geistige Richtung nicht anders vorstellen zu können, als in der Form einer Partei, einer Clique, einer Coterie. So kommt es denn, daß er sich unter den Hegelianern eine Art geheimer, organisirter Gesellschaft vorstellt, zum Umsturz des Staats, der Religion, der Gesellschaft, der Sittlichkeit, daß er von ihren Chefs spricht, und sich wundert, warum diese in den letzten Jahren nicht offener hervorgetreten sind. „Warum schweigt Feuerbach, der Chef der Atheisten! Bereut er vielleicht seine frühern Sünden?" — Nicht doch! er ist zum Redner nicht gemacht, weil er stottert und in Gesellschaft blöde ist, und er weiß sehr wohl, daß ihm zur Erörterung derjenigen Fragen, auf die es jetzt vorzugsweise ankommt, die nöthigen Vorkenntnisse abgehn. — Die seltsamste Vorstellung hat er von Stirner. Er sieht in ihm den Vollender der deutschen Philosophie, obgleich in ganz Deutschland es keinen Einzigen gibt, der in dem wunderlichen Buch: „der Einzige und sein Eigenthum," etwas anderes gesehn hätte, als einen amüsanten Einfall, mit viel liebenswürdiger Frivolität hingeworfen, und mit etwas grauer Pedanterie zerfetzt. Stirner ist verschollen, weil er nach jenem Einfall sich nur noch wiederholen konnte. — Auch Strauß wird seinem Kritiker für das Lob, das er ihm spendet, keineswegs dankbar sein. Taillandier findet in seinen neuesten Schriften das bußfertige Bekenntniß einer besseren Natur, die nur durch den Rausch der hegelianischen Sophistik in die Irre geführt war, und hofft, der Tübinger Doctor werde auch noch die „letzte Lüge" bekennen, und den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele, an denen seine freche Hand zu rütteln gewagt, wieder herstellen, weil ohne diese doch keine Sittlichkeit denkbar sei. — Wir wagen daran zu zweifeln. — Der ganze Aufsatz sieht aus wie eine Kreuzpredigt gegen die verruchten Hegelianer, gegen die alle Parteien sich vereinigen müssen, wenn die Gesellschaft gerettet werden soll. Wüßte Taillandier, wie gering der Antheil ist, den die Schule an den letzten Bewegungen genommen hat, er würde ruhiger sein. — Auch von Griepenkerl's Robespierre sind die ersten lobhudelnden Anzeigen nach Paris gekommen. Taillandier tadelt ihn, ohne ihn zu kennen, weil Unparteilichkeit in solchen Dingen ein Verbrechen sei; solche Bösewichter dürfe man nur auf die Bühne bringen, um sie anzuspeien. — Am besten sind die Recensionen über Laube's Paulskirche, Rammer's Briefe aus Paris, Meißner's revolutionäre Studien und Michelet's Lösung der gesellschaftlichen Fragen.

In einem Aufsatz über das Verhältniß der executiven Gewalt zu den Repräsentativ-Versammlungen, mit specieller Rücksicht auf die bonapartistische Politik, deutet die Revue (April 15), wenn auch noch versteckt, ein Factum an, auf das wir unsere gespannte Aufmerksamkeit richten müssen: daß nämlich die Abneigung der conservativen Partei sich nicht bloß gegen den Socialismus, nicht bloß gegen die Republik, sondern gegen das Repräsentativsystem überhaupt sich richtet: daß sie entschlossen ist, sobald sie nur erst jene Macht gefunden haben wird, der die Krone mit einer gewissen Garantie längerer Dauer übertragen werden kann, zu ihren Gunsten den Einfluß der Volksvertretung so viel als irgend möglich zu beschränken. Das preußische Wort: Ein freies Volk, ein freier König! (d. h. gesetzlich organisirte Anarchie) möchte auch dann zur Kommen. Der Aufsatz gewinnt um so mehr Bedeutung, da er von Herrn J. G. Baude selbst unterzeichnet ist.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die Union und der Bundestag.

Preußischer Brief.

Bei dem Vertrage vom 26. Mai v. J. war die allgemeine, damals auch von dem größeren Theil der contrahirenden Fürsten getheilte Ansicht die, daß der in demselben enthaltene Verfassungsentwurf die sämmtlichen daran betheiligten Staaten binden sollte, unter der einzigen Bedingung, daß dieser Vertrag von dem, auf Grund eines bestimmten Wahlgesetzes einberufenen Parlament angenommen würde.

Unter diesen Umständen konnte man von dem neuen Parlament ein günstigeres Resultat erwarten, als von dem Frankfurter des Jahres 48. Denn das Grundübel dieser Versammlung, daß sie einen Staatencomplex vertrat, dessen einzelne Glieder sich noch keineswegs an die neuen staatlichen Gestaltungen gebunden, ja die sich noch gar nicht einmal die Frage vorgelegt hatten, ob sie sich ihrer eigenthümlichen Lage nach überhaupt irgend welcher politischen Neugestaltung würden fügen können, dieses πρῶτον ψευδος führte zu dem seltsamen Resultat, daß die Nationalversammlung mit scheinbar souveräner Machtvollkommenheit eine Verfassung octroirte, die nur für einen Theil der vertretenen Staaten gelten sollte, und daß folglich nicht nur die Fürsten, sondern selbst die Nation in Zweifel sein konnte, ob diese Versammlung durch einen solchen Schritt nicht aus ihrer eignen Natur, aus ihrer rechtlichen Basis herausgetreten war.

Ein solches Bedenken konnte bei dem Erfurter Parlament nicht obwalten. Das Mandat desselben war genau begrenzt: es konnte die Verfassung ablehnen, dann war sie null und nichtig; es konnte sie annehmen, dann war sie rechtsgiltig; über etwaige Veränderungen derselben mußte es mit den einzelnen Regierungen pacisciren. Der Entschluß der liberalen Partei, die Verfassung ohne Revision in Pausch und Bogen anzunehmen, um zunächst eine rechtliche Grundlage zu gewin-

nen, auf welcher man dann weiter bauen könne, war daher in der Natur der Sache begründet. Dieser Entschluß konnte aber nur dann von einer nachhaltigen Wirkung sein, wenn sich für das dadurch hervorgebrachte Rechtsverhältniß eine ausführende Macht fand. Von den nicht unirten Staaten wurde Preußen und seinen Verbündeten sogar das Recht der Union abgesprochen, die Demokratie ging mit ihnen Hand in Hand. Gegen die Renitenten Rechtszwang eintreten zu lassen, war nur dann möglich, wenn der mächtigste unter den Verbündeten, wenn Preußen sich zur Ausführung desselben hergab. Nur unter der Voraussetzung, daß dies geschehen würde, hatte die en-bloc Annahme der proponirten Verfassung einen Sinn. Es sprach so Manches für diese Voraussetzung.

Denn nur von diesem Standpunkt aus war es zu erklären, wenn der Verwaltungsrath, der provisorische Vertreter der deutschen Union, den Abfall Hannovers und Sachsens für rechtswidrig erklärte und gegen beide Staaten die Klage vor dem, durch das Maibündniß eingesetzten Bundesschiedsgericht anzustellen beschloß.

Vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit konnte man nur einwenden, daß es vielleicht genügt hätte, vorläufig jenem Rechtsbruch durch einen bloßen Protest zu begegnen, und mit Wahrung der Rechtsansprüche gegen Hannover und Sachsen die Union auf das Gebiet der treugebliebenen Staaten zu beschränken.

So viel war aber gewiß, daß diejenigen Staaten, welche das Parlament wirklich beschickten, sich dadurch von neuem banden. Denn sonst trat wieder der Fall ein, daß einzelne Staaten zu einem Beschluß mitwirkten, den sie nachher nicht anerkannten: ein Verhältniß, das ebenso sinnlos als rechtswidrig ist.

Freilich hatten die Januar-Propositionen, die Preußen seinen eigenen Ständen vorgelegt, ein sehr bedenkliches Präcedenz gestellt. Denn die Verfassung vom 5. December war ein Vertrag, durch welchen der eine Paciscent, die Krone, sich dem andern, dem preußischen Volk, gegenüber gebunden hatte. Durch die Annahme der Verfassung Seitens der Volksvertreter war die Verfassung sanctionirt, ja man hatte sogar freiwillig der Krone Zugeständnisse gemacht, die weit über ihre ursprünglichen Forderungen hinausgingen.

Nun trat aber die Krone auf und erklärte, an jenem Vertrage nicht weiter halten zu wollen, wenn ihr nicht noch weitere Zugeständnisse gemacht würden, weil sich gegenwärtig ihre Ansichten über die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit jenes Vertrages geändert hätten.

Wäre ein Vertrag nur unter der Bedingung giltig, daß beide Paciscenten fortdauernd von seiner Zweckmäßigkeit überzeugt blieben, *so wäre er überhaupt überflüssig*. Ein Vertrag hat nur dann einen Sinn, wenn er auch in dem Fall gehalten werden muß, daß der eine Betheiligte sich benachtheiligt glaubt.

Man wird den Einwurf nicht machen wollen, daß eine solche Ansicht nur auf Privatverhältnisse Beziehung habe, nicht aber auf Verträge zwischen Staaten,

auf Verträge zwischen Fürsten und ihren Unterthanen. Denn wenn der Fürst, weil er der Stärkere ist, durch einseitigen Beschluß ein Rechtsverhältniß aufhebt, so setzt er sich von der andern Seite derselben Einseitigkeit aus.

Ich sagte, die Propositionen seien ein bedenkliches Präcedenz für die Erfurter Versammlung gewesen. Sie waren eigentlich noch etwas Schlimmeres, oder wenigstens war die Stellung des Erfurter Parlaments eine viel mißlichere, als die der preußischen Stände. Denn die letzteren beruhen nicht bloß auf dem Rechtsboden der Verfassung vom 5. December, ihre Existenz ist eine innere Nothwendigkeit. Die Existenz des Erfurter Parlaments dagegen hatte keine andere Grundlage, als das Bündniß vom 26. Mai. Sobald die Fürsten in diesem Bündniß keine weitere Verpflichtung sahen, als die des einen Fürsten gegen den Andern, von welcher der eine den Andern lösen könnte, nicht eine gemeinsame Verpflichtung gegen einen Dritten — so war die ganze Thätigkeit des Parlaments eine Illusion.

Ich komme hier auf den Grundfehler, von dem sich die liberale Partei noch immer nicht losmachen kann. Weil ihr Interesse — das Zustandekommen eines mächtigen deutschen Bundesstaats — mit dem Interesse Preußens — sich zu arrondiren — und mit dem Interesse der kleinen Fürsten — einen Schutz gegen die Demokratie zu haben — bis auf einen gewissen Punkt zusammengeht, so überläßt sie sich allzugern der Fiction, es gehe überhaupt zusammen, und versetzt sich dadurch fortwährend in die unangenehme Lage, von ihren Gegnern verhöhnt zu werden. Sie wiederholt der preußischen Regierung beständig: „Du willst ja dasselbe wie wir, warum bedienst du dich nicht der Mittel, die wir dir empfehlen?“ und erhält jedesmal die Antwort: „wir wollen ganz und gar nicht dasselbe, und ihr werdet uns gefälligst die Wahl der Mittel zu unsern Zwecken überlassen.“

Die liberale Partei heftet sich zu ängstlich an jede letzte Form, in welcher die Wirklichkeit sich ihrem Ideal nähert, und glaubt jedesmal, nur in dieser Form sei es zu verwirklichen, und es sei in dieser Form nur zu verwirklichen, wenn sie sich daran betheiligte. Sie sollte vielmehr, da ihr die unmittelbare Macht genommen ist, da aber ihr Princip, weil es das vernünftige ist, sich durch das Zusammenwirken der verschiedenen Interessen dennoch durchsetzen muß, sich darauf beschränken, durch ihren passiven Beistand, und durch ihre Theilnahme, so weit diese gefordert wird, und soweit sie mit Ehre geleistet werden kann, den eigentlichen Acteurs die Sache zu erleichtern. Sie sollte vor Allem vermeiden, sich aufzudrängen, und sie sollte sich hüten, zu sanguinisch zu sein.

Bei dem Beginn des Reichstags mußte sie, gewarnt durch die Vorgänge im Januar, bevor sie sich auf irgend eine Thätigkeit einließ, den verbündeten Regierungen die Frage vorlegen: „seid ihr Willens, eurer rechtlichen Verpflichtung, im Fall der Annahme von Seiten des Parlaments, euern Verfassungsentwurf zu

realisiren, nachzukommen oder nicht?" — Auf diese nicht gestellte Frage hat wenigstens Preußen ziemlich deutlich geantwortet, so weit es den Herren v. Mantenffel und v. Radowitz möglich ist, deutlich zu sein. Es hat geantwortet: „wir sind nicht Willens, den Entwurf, wie wir ihn gestellt haben, durchzuführen, auch wenn ihr ihn annehmt;" und damit waren die Rechtsansprüche gegen die übrigen Regierungen, namentlich gegen Hannover und Sachsen, aufgegeben, die Abberufung des preußischen Gesandten aus Hannover und die Klage vor dem Schiedsgericht illusorisch gemacht.

Was nach jener Erklärung die en-bloc Annahme eigentlich sollte, ist mir wenigstens nicht deutlich. Vielleicht hat man geglaubt, ein von Herrn v. Bodelschwingh unterstützter Antrag werde der preußischen Regierung doch nicht zu fern liegen. Man war noch immer nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei der gegenwärtigen preußischen Regierung die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut; daß die subjective Ehrlichkeit, deren die preußischen Staatsmänner sich rühmen, zwei Seiten hat, und daß der eine Ehrenmann nach seinem subjectiven Ermessen dasselbe für verbindlich erachten kann, worin der andere Ehrenmann keine Verbindlichkeit sieht.

Den Rechtsanspruch durfte allerdings das Parlament nicht ohne Weiteres aufgeben. Aber ultra posse nemo obligatur. Es konnte seine Wahrung nur in der Form eines Protestes halten. Weiteres zu thun, stand nicht in seiner Macht, da das Rechtssubject, welches es vertrat — das Volk der uniirten Staaten — kein selbstständiges Dasein hat, sondern von dem eben in allen Beziehungen problematisch gewordenen Collectivbegriff der Union abhängig war.

Es konnte ferner, wenn es sich auf den Boden der Zweckmäßigkeit stellte, den verbündeten Regierungen die Frage vorlegen: „seid ihr, oder ist eine gewisse Zahl unter euch, übereingekommen, uns andere Propositionen zu machen, und an die Annahme derselben die Erfüllung eures Vertrages zu knüpfen?" — Von der Zahl der beitretenden Staaten und von der Natur der Vorlagen hätte man dann die Annahme abhängig gemacht.

Statt dessen hat man eine Reihe von Concessionen den Regierungen zur beliebigen Auswahl anheimgegeben, und sich dadurch in die Lage gesetzt, sich selber auf jede Weise zu binden, ohne den andern Theil zu binden.

Aber unter diesen Concessionen ist eine, für welche die liberale Partei noch schwerer zu büßen haben wird. Man hat der Union das Recht zugestanden, in Bezug auf die Verfassung, der einzelnen uniirten Staaten nicht nur eine formelle Recognition — wegen der rechtlichen Begründung derselben — sondern auch eine materielle eintreten zu lassen; zu untersuchen, ob eine Verfassung gut sei oder nicht, und demnach einzugreifen.

Ist diese Concession, die dem bisher von dem Bundesstaat angenommenen

Begriff, wie es Vincke ganz richtig auseinandergesetzt hat, vollkommen widerspricht, unter der Voraussetzung gemacht worden, daß die Union zu Stande käme, so war es wenigstens unklug, die Gehässigkeit dieser Maßregel, die im eintretenden Falle auf viel gelindere Weise durch die rechtlich constituirten Gewalten anzubahnen war, auf eine Versammlung zu nehmen, deren durch und durch problematische Natur so sehr einleuchtete. Aber die Männer von Gotha mußten auch den andern Fall ins Auge fassen, daß die Union nicht zu Stande käme. Wie nun, wenn der Bundestag wiederhergestellt wird? Wie nun, wenn der Bundestag sich auf dieses Präcedenz beruft, und neue Carlsbader Beschlüsse faßt, die nicht gegen die Demokraten, sondern gegen die Liberalen gerichtet sind? Was wird die liberale Partei dazu sagen, wenn man die Waffen, die sie geschärft, gegen sie selber kehrt?

Freilich wird übermüthige Gewalt nicht nach dem Rechte fragen. Herrscht der Bundestag einmal wieder, so wird er nach seinem Interesse handeln, mit oder ohne Präcedenz. Aber soweit ist das Rechtsgefühl in Deutschland doch wohl noch nicht erstorben, daß man es für einerlei halten sollte, ungerechte Gewalt zu erleiden, und der Gewalt freiwillig sein Recht zu opfern. —

Betrachten wir nun den Fürstentag. Er ist eröffnet worden mit der Frage: wollen wir noch an dem Bündniß vom Mai festhalten, oder ist es zweckmäßiger, es aufzugeben? Die Mehrzahl der Fürsten soll mit einem unbedingten, Einige mit einem bedingten Ja geantwortet haben. — Jedenfalls hat sich dadurch die Union ein neues Rechtsverhältniß geschaffen, über dessen Natur wir noch nicht zu urtheilen im Stande sind.

Die nächsten Resultate sind: Eine definitive Regierung der Union wird nicht constituirt. Der von Oestreich auf Grund der Bundesacte zusammenberufene Congreß, dem Oestreich, und wie es scheint auch die übrigen Königreiche, das Recht beimessen, eine Bundesvertretung zu bilden, und über die Bundesreform endgültig zu beschließen, wird beschickt. Er wird beschickt nicht von der Union als solcher, sondern von den einzelnen Fürsten, von denen die meisten auf Grund einer freiwilligen Uebereinkunft erklärt haben, gleichlautende Mandate zu erlassen. In diesen Mandaten wird nicht gegen die Erneuerung des Bundestages überhaupt, sondern nur gegen einzelne Eventualitäten protestirt.

Dies Resultat bedarf keines Commentars.

Wie die Sache steht, hoffe ich von der natürlichen Entwickelung der Verhältnisse mehr, als von der künstlichen Form der Union. Ein Unions-Parlament hat dem preußischen Parlament gegenüber eine ganz ungeschickte Stellung, so lange Staaten wie Hannover und Sachsen fehlen. Die eigentlich politischen Angelegenheiten wird ihm Preußen nicht überlassen, die innern Reformen werden besser durch Specialgesetzgebung und Specialverträge abgemacht, wie deren ja schon mehrere

im Werke sind*). Nicht einmal die Zoll- und Handelsgesetzgebung kann es sich vindiciren, so lange der Zollverein besteht. Kommt nun zu dieser doppelten Vertretung noch eine dritte, allgemein deutsche, in welcher Form auch immer, zu Stande, so wird die Verwirrung so groß, daß Argusaugen dazu gehören, sich zurecht zu finden.

Trotzdem halte ich es für vortheilhaft, wenn die Fiction einer Unionsverfassung bestehen bleibt, um einen Anknüpfungspunkt zu geben.

Denn die natürlichen Verhältnisse werden Deutschland doch in die Bahn zurücktreiben, die es jetzt zu verlassen scheint. Die kleinen Staaten werden sich durch die Militärconventionen, durch die kleindeutsche Partei und die fortwährende Verflechtung aller Interessen so in Preußen einleben, daß sie an ein isolirtes Dasein nicht mehr denken werden. In Preußen ferner wird die bewegende Kraft der letzten Jahre so entschieden nachwirken, daß es bei dem besten Willen auf eine Entente cordiale mit Oestreich nicht eingehen kann, daß es sich beständig in der Nothwendigkeit sehen wird, durch ein Heranziehen der kleinen Staaten sein Gewicht gegen Oestreich zu verstärken, um so mehr, da in Frankfurt von der definitiven Feststellung einer großdeutschen Verfassung noch weniger die Rede sein wird, als in Berlin oder in Erfurt.

Die allgemeinen Verhältnisse Europas sind von der Art, daß Preußen sehr bald, auch wider seinen Willen, eine europäische Rolle zu spielen genöthigt sein wird. In keiner Zeit war der Frieden Europa's in einer ernsteren Krisis. — Die griechische Frage hat zu einem Bruch zwischen Frankreich und England geführt, der, unerheblich in seiner Veranlassung, durch den unbestimmten Drang des französischen Volks nach einer äußerlichen Thätigkeit in eine bedenklichere Wendung getrieben werden kann. — Frankreich selbst steht am Vorabend einer neuen Revolution, die aufs Neue die bestehenden Zustände in Frage stellt. — In Italien ein fortwährender Conflict zwischen dem englischen und östreichischen Einfluß, der in den kleinen, unter östreichischer Hegemonie stehenden Staaten eigentlich schon jetzt zu Reibungen geführt hat, die über den gewöhnlichen Begriff eines friedlichen Verhältnisses hinausgehen, und die nur einen Ausbruch in Sardinien erwarten, um vollends an den Tag zu treten. — Endlich die dänische Frage.

Rußland hat den Bewegungen der letzten Jahre mit einer weniger lärmenden, als nachdrücklichen Theilnahme zugesehn. In dem ungarischen Kriege hat es zuerst thätig eingegriffen und dadurch Oestreich in ein Abhängigkeitsverhältniß gebracht, gegen welches der Stolz seiner Machthaber sich sträubt, so stark

*) Ueber das Verhältniß der Redactionsansicht zu dieser Auffassung des Verfassers der „Preußischen Briefe" möge die allgemeine Haltung der Grenzboten Auskunft geben.

ihre Sympathien für Rußland sein mögen. Die Haltung der Ungarn gegen die russischen Heerführer und umgekehrt hat Oestreich schwer beleidigt. In Beziehung auf die Donaufürstenthümer kann Oestreichs Nachgiebigkeit nicht über eine gewisse Grenze hinausgehen, um so weniger, da die nicht muirten Südslaven seit der Aufhebung des Placitum regium rechtlich zu dem Oberhaupt der griechischen Kirche ungefähr in dem nämlichen Verhältniß stehn, wie die römischen Katholiken zum Papst, und da die Apostel des Panslavismus grade auf östreichischem Gebiet einen hinreichenden Spielraum finden, um auf den großen Messias des slavischen Volks hinzuweisen. Oestreich möchte gern unabhängig sein von seinem übermächtigen Verbündeten, und Kaiser Nikolaus weiß das so gut als wir; darum liegt ihm daran, Oestreich in Deutschland nicht zu mächtig werden zu lassen. Andrerseits kann ihm an einem ernsthaften Zwist zwischen Oestreich und Preußen nicht liegen, weil er ihrer Allianz bedarf, um die von Frankreich her drohende Revolution zu bekämpfen. Es sieht also jetzt so aus, als wolle er in den deutschen Verwirrungen den Vermittler spielen, und zwar zu Gunsten Preußens. Leider haben wir Ursache zu glauben, daß Preußen diese Vermittelung durch eine Concession erkauft hat, eine Concession in der schleswig-holsteinischen Frage, über die wir nur zu bald ins Klare gesetzt werden möchten.

In allen diesen Fragen, von denen Preußens Politik in der nächsten Zukunft wesentlich bestimmt wird, kann die liberale Partei nichts fördern und nichts hindern. Dem Einfluß dieser Fragen gegenüber ist der Einfluß sämmtlicher Parlamente, die in den nächsten Jahren gehalten, und sämmtlicher Zeitungen, die geschrieben werden können, von geringem Gewicht.

Darum hat sie doch nicht zu feiern. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, sich zu organisiren, um bei einem neuen Umschwung der Dinge in sämmtlichen deutschen Staaten nach einem gemeinsamen Plan die Regierung übernehmen zu können. Daß sie das im März 48 nicht konnte, daß Camphausen, Stüve, Pfordten, Römer, Gagern u. s. w., ohne gemeinsamen Plan, zum Theil gegen einander handelten, und ihrer historischen Grundlage nach handeln mußten, ist der hauptsächlichste Grund für den Fall der liberalen Partei.

Durch das Programm von Gotha, d. h. durch den materiellen Inhalt desselben, ist der liberalen Partei diese Basis gegeben, auf der sie vorläufig in den einzelnen Kammern und in der Presse operiren kann, später, wenn es dazu kommt, — es ist das keine Prätention, jede Partei hat die Verpflichtung, sich diese Eventualität vor Augen zu stellen, — in den Regierungen.

Der Reichstag der Union, wenn er zu Stande kommt, kann auf die Parteibildung von vortheilhaftem Einfluß sein, vor Allem, weil er ein Gegengewicht bildet gegen den Einfluß Oestreichs auf Preußen; er kann aber auch schädlich wirken, weil er sie zu leicht in Schlingen verlockt, aus denen sich kein politisch ehrenvoller Ausgang

findet. — Die Partei soll sich also, wo sie berufen wird, das Gewicht ihres Verstandes in die Wagschale der herrschenden Diplomatie zu legen, sich diesem Recht und dieser Pflicht in keiner Weise entziehen; aber sie soll ihre Existenz und die Grundlage derselben, ihre politische Ehre, nicht an die voreilige Hoffnung einer augenblicklichen Erfüllung ihrer Ideale knüpfen. Sie soll sich nicht, wie die Demokraten, in zweckloſem Schmollen vom Staatsleben trennen, aber sie soll sich nicht täuschen über ihre wirkliche Stellung im gegenwärtigen Staatsleben, denn jede derartige Täuschung leitet zu einer Reihe von Fehlern. Vor Allem soll sie die Geduld nicht verlieren, denn sie besitzt dasjenige, was der Geduld Berechtigung gibt — die Siegesgewißheit, die in der Reife der Bildung und in der Reinheit des Wollens liegt.

Geschichten aus Siebenbürgen.

Eine Familie zu Nagy Enyed.

6.

In den folgenden Tagen bewiesen zahlreiche Truppendurchzüge von Thorda her, daß die Ungarn wirklich Klausenburg eingenommen hatten. General Wardener bezog mit der Hauptmacht seines Corps Quartiere in Enyed, so daß jetzt eine bedeutende Truppenmasse in der Stadt sich gesammelt hatte. Die Einwohnerschaft betrachtete sie frohlockend als die Vorboten der Ungarn, und wenn auch keine öffentlichen Manifestationen laut wurden, so konnte das Militär doch leicht die ungünstige Stimmung der Einwohner wahrnehmen, was auf die Behandlung derselben von seiner Seite nicht ohne Einfluß war.

Unterdeß war der Neujahrstag herangekommen. Gegen Mittag verließ das gesammte Militär die Stadt und trat seinen Marsch in die Festung Karlsburg an. Bem hatte nämlich sein Corps getheilt, und eine Brigade unter Oberst Czecz bis Thorda vorgeschoben, woraus der östreichische General den Schluß ziehen mochte, der alte Feldherr werde selbst mit der Hauptmacht nachrücken. Ich habe aber bereits erwähnt, daß Bem eine andere Direction einschlug. — Diese Schutzlosigkeit der Stadt führte ihr Verderben herbei. Hätten die Oestreicher eine Garnison in Enyed gelassen, so würde der Ort wahrscheinlich heute noch stehen; bald darauf — leider zu spät — erhielten einige Compagnien Honveds den Befehl, die Stadt zu besetzen. —

Die Einwohner sahen dem Abzuge der Kaiserlichen mit stillem Jubel zu. Kein Ruf der Freude ließ sich hören, es erhob sich keine Hand gegen einzelne Nachzügler. Wenig Menschen waren auf den Straßen, während die Truppen mit einförmigem Schritte, gesenkten Hauptes den Ort verließen. Den sächsischen Nationalgarden sah das Volk aus den Fenstern mit spöttischem Wort und Mienen nach. Die Armen froren entsetzlich. Waren sie doch nicht gewohnt, bei einer Kälte von 10—12 Graden mit Sack und Pack und Muskete meilenweit zu marschiren, sie hätten es vorgezogen, in ungarischen Städten sich behaglich zu wärmen, und zahlreiche Frachtwagen mit wohlfeil gewonnenen Gütern nach Hause zu senden. Protestirten doch später einmal diese Vaterlandsvertheidiger, als man ihnen zumuthete, den Krieg wirklich mitzumachen, nämlich wie das reguläre Militär in die Schlacht zu gehen. Auch ließen sich die sächsischen Nationalgarden — ich meine nicht die „Hurrahjäger" — gewöhnlich vom östreichischen Militär dazu benutzen, dem Feinde Verachtung zu beweisen, indem sie ihm ausdauernd den Rücken zukehrten. Jene „Hurrahjäger" zeigten mehr Lust am Pulvergeruche, und wenn es auch nicht wahr ist, was einmal der alte Siebenbürger Bote sagte, daß diese „heldenmüthigen Sachsenjünglinge" zur Elite der Puchner'schen Truppen gehörten, —

wogegen das kaiserliche Militär in Siebenbürgen protestiren müßte — so boten sie doch Aussicht, mit der Zeit ein tüchtiges Jägercorps zu werden. —

Wenn die sächsischen Nationalgarden jenem Freunde des Verklagten in der Parabel gleichten, welcher denselben bis an's Thor des Gerichtshofes begleitete, aber nicht mit hineingehen wollte — wie die Garden nicht in die Schlachten gingen — so war der walachische Landsturm vollends einer von jenen Freunden für das kaiserliche Militär, von denen der östreichische Oberoffizier sagen mußte: Meine Freunde schaden mir mehr, als meine Feinde. —

Als dieser Landsturm, dessen numerische Stärke sich nach dem Siebenbürger Boten auf 195,000 Mann belief, organisirt wurde, hatte man in den höhern Regionen gewiß nicht die Absicht, ihn als Schutzmittel gegen die Cholera zu gebrauchen, welche ja bekanntlich nach Dr. Rogers durch sehr große Feuer, wie z. B. durch Einäscherung ganzer Städte und Dörfer, und dadurch bewirkte Luftreinigung vertrieben werden kann. Ebenso wenig sollte der Landsturm den Zweck haben, dem ansteckenden Revolutionsfieber durch Ermordung der noch nicht angesteckten Weiber, Kinder, Greise ꝛc. Einhalt zu thun, wie man etwa bei einer Feuersbrunst vom Brande noch nicht ergriffene Häuser in dessen Nähe niederreißt, um das Weitergreifen der Flamme zu verhindern. Beide Functionen übernahm er aber mit Leidenschaft.

Die Freude der Enyeder sollte keine ungetrübte bleiben. Denn am Abend desselben Tages kamen Walachen und Soldaten in den Ort und schleppten plötzlich 19 der angesehensten Bürger, worunter sich auch Greise befanden, mit hinweg nach Karlsburg. Die Unglücklichen, die man als Geißeln behandelte, mußten in der bittern Kälte, kaum nothdürftig gegen dieselbe geschützt, zu Fuße ihre Häuser und Familien verlassen, und litten von dem rohen Volke, das sie wegführte, jede Mißhandlung. Wollte man sie als Geißeln für die gute Aufführung der Stadt ansehen — wozu nachher die Stadt ausplündern, in einen Schutthaufen verwandeln und die Einwohner ermorden lassen? Waren sie der Rebellion schuldig — warum nahm man sie nicht früher gefangen? Aber sie waren ja allgemein als friedliche, harmlose Bürger bekannt. Unmöglich kann man diese Maßregel dem General Wardener zuschreiben, welcher sich in Klausenburg das Zutrauen der Bürgerschaft in hohem Maße erworben hatte. Aber in diesem schrecklichen Drama des Bürgerkrieges spielten meist unsichtbare, aber um so gefährlichere Triebfedern die Hauptrolle, und nicht immer waren es die höchsten östreichischen Militärbehörden, welche regierten, sondern vielmehr ein schlechtes Saxo-Roman-Comité in Hermannstadt, und gewisse geheime, mächtige Affilirte desselben, im ganzen Lande zerstreut, deren Verbindungen aber noch viel weiter reichten, bis nach Jassy und Buckarest und nach Rußland herein.

Auch hatten sich unter dem kaiserlichen Militär, besonders im Offiziercorps, zwei Parteien gebildet, deren eine aus den Offizieren, höhern und niedern, der

alten Linienregimenter bestand, und an ihrer Spitze den General Wardener und noch einen andern hohen Stabsoffizier, der zum General-Commando in Hermannstadt gehörte, sahen. Diese Partei wollte einen gerechten, offenen Krieg mit Ungarn geführt wissen, und verabscheute die Mitwirkung des im eigentlichen Kriege durchaus unbrauchbaren walachisch-sächsischen Landsturms. Die Anhänger genannter Partei gehörten zu den trefflichsten, tapfersten Offizieren der östreichischen Armee in Siebenbürgen, und machten sich überall, wo sie mit den Bürgern der Städte, auch der ungarischen, in Berührung kamen, dieselben durch ihr humanes Benehmen zu Freunden. Viele unter ihnen gehörten bekannten altadeligen östreichischen und ausländischen Familien an.

Die andere Partei, zahlreicher und vielleicht auch energischer, zählte zu ihren Anhängern fast alle Offiziere der Grenzregimenter (Walachen) und viele jüngere Linienoffiziere — fast sämmtlich bürgerlicher Abstammung. Ihr Haß galt nicht nur Ungarn, sondern auch dem Adel, und ihr Haupt, ein bekannter Guerillaführer aus dem zweiten Walachenregimentsdistricte, sprach seinen Haß gegen den Adel offen aus. Sie waren diejenigen, die Ungarn um jeden Preis unterdrücken, seine Kraft und die Constitution des Landes vernichten wollten, und viele Mitglieder dieser Partei predigten unverholen von der Nothwendigkeit der gänzlichen Ausrottung der ungarischen Nation. —

Die Spaltung im Heere selbst erklärt es, warum das Generalcommando, selbst nachdem es sich von der strategischen Nutzlosigkeit des Landsturmes überzeugt haben mußte, denselben nicht auflöste, und ihr verdankt General Bem einen Theil seiner mächtigen Erfolge. —

Unglücklicherweise für die Enyeder starb eines der Häupter der ersten Partei, Baron Wardener, wenige Tage nach seinem Auszuge aus Enyed, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß die unter beiden Parteien herrschende Uneinigkeit in Karlsburg von dem walachischen Comité erspäht und zu einem Handstreiche auf die ganz wehrlose Stadt — alle Bürger waren gänzlich waffenlos — benutzt wurde.

Am 7. Januar erschien in später Abendstunde Micarescu im Hause der Witwe, und ward als ein alter Bekannter von Oedön und den Frauen, denen der Bergbeamte seine Rettung durch den Walachen und dessen entsetzliches Erlebniß in Zalathna mitgetheilt hatte, empfangen. —

Er brachte eine dringende Warnung, Enyed zu verlassen, da nach allen Anzeichen der Stadt schweres Unheil in den nächsten Tagen bevorstehe.

Die Frauen erschraken. Oedön mahnte sie, die besten Habseligkeiten einzupacken und auf den Wagen zu laden, die Zukunft des Hauses aber dem Schicksal zu überlassen.

Während die Mutter mit finsterer Miene nachdenkend über das Mitzunehmende auf- und abging, und Ilona betend mit gefalteten Händen da-

saß, nahm Micarescu den Bergmann auf die Seite und sagte: „Fürwahr, wenn Eure Braut nicht ein so frommes, schönes Fräulein wäre, so müßtet Ihr für eine Andere, die um Euretwillen viel Schmerzen gelitten hat, und nicht abgelassen hat mit Bitten, bis ich sie mitgenommen, etwas Mitleid empfinden. Sie hat — Ihr wißt, wen ich meine — Euch vor Eurer Abreise noch einmal sehen wollen, und nun weint das arme Kind draußen, weil sie es doch nicht wagt, Euer Antlitz wieder zu sehen, damit der Schmerz nicht größer werde und von Neuem ausbreche.

Gerührt und überrascht reichte Oedön dem Centurio die Hand zum Zeichen, daß er ihn verstanden, und eilte hinaus, Maria hereinzuführen, die auf der Steinbank vor dem Hause saß und die furchtbare, draußen herrschende Kälte nicht zu empfinden schien. Als er unter der Thür herauskam, blickte sie auf und stieß einen leisen Schrei aus; ihr Antlitz aber war von Purpur übergossen. „Aber Marie, gutes Kind," rief er, ihre Hand ergreifend, „warum thust Du mir das Unrecht an und wartest vor meinem Hause, nachdem Du selbst mich in das Deinige aufgenommen und wie einen Bruder gepflegt hast. Komm eilend, daß ich meiner Mutter das edelste, bravste Mädchen zeige."

„Ist Ihre Braut auch drinnen?" fragte mit stockender Stimme die Walachin.

„Ja, und sie wird Dich wie ihre Schwester empfangen." Nach einigem Zögern trat das arme, von Liebe und Eifersucht bitter gequälte Kind in das Haus. Oedön führte sie an der Hand in das Zimmer und sprach: „Liebe Mutter, Ilona, das ist das Mädchen, das den Feind seiner Nation bei sich aufnahm, als er verwundet und hülflos sich dem Tode nahe glaubte, und die Nacht und Tag unermüdet wachte, bis er genesen war." —

Als Ilona mit eindringendem warmem Tone zu Maria redete, bewegten sich mancherlei Gedanken in dem Herzen der Walachin. Rührung und heimliche Freude über einen so warmen Empfang kämpften mit Eifersucht und Schmerz. Das schlichte Mädchen meinte, wenn sie die gebildete, so städtisch gekleidete Ungarin anschaute, der Abstand zwischen ihnen Beiden sei so groß, daß Ilona sich der neuen Bekannten bald schämen werde, weil sie zu gering sei neben ihr. Sie hätte mit der ersten Regung ihres Gemüths Ilona hassen können, und empfand doch wieder, daß sie ihr gut sein müsse. Aber auch diese so menschliche Empfindung überwand sie mit Kraft, nahm lächelnd Ilona's Hand, schüttelte sie und sprach:

„Sie hätten dasselbe und noch mehr gethan, wenn Micarescu eure Hülfe bedurft hätte, denn Sie müssen ein mildes Herz haben, weil Sie so schön sind und freundlich aussehen, und weil der junge Herr Sie so lieb hat."

Diese naive Rede gewann Marien auch das ganze Herz der Wittwe, die ihr vorschlug, die Familie nach Klausenburg zu begleiten. Mit heftiger Geberde lehnte das Mädchen ab; fast hätte sie den Frauen ihr Geheimniß verrathen.

Bis zum Abend blieb Marie bei ihnen und half, immer dienstfertig, einpacken. Auch sie mahnte zur Eile, da zwei Tribunen, welche in ihrem Dorfe gewesen waren, aus dem Anschlage der Walachen auf Enyed kein Hehl machten.

Das Gerücht von einer Gefahr, die der Stadt drohte, hatte sich bald durch Enyed verbreitet, und man sah viele Familien eiligst das Nothwendigste von dem Wenigen, was nach der wochenlangen Plünderung geblieben war, aber auch Manches Unnütze, wie es in Augenblicken der Angst zu geschehen pflegt, zusammenlesen und die Stadt verlassen. Glücklich, wer noch am Nachmittage des achten Januar entfloh. —

Gegen Abend dieses schreckenvollen Tages ritt der walachische Präfect Prodán mit einigen Tribunen in die Stadt, ließ für 16000 Walachen Quartier machen und befahl die Herbeischaffung von ebensovielen Brodportionen; indem er zugleich dem Magistrate feierlich versprach, es solle keinem Einwohner das mindeste Leid angethan werden.

Auf seinen Wunsch gingen die Viertelshauptleute von Haus zu Haus und ermahnten die Leute zur Ruhe; — sie mußten unwissend dienen, ihre Mitbürger in Sicherheit zu wiegen. Ja, der heuchlerische Walache ging so weit, dem Stadtrichter zu sagen: „Gern möchte ich noch mehr für eine Stadt thun, die ich wie meinen Augapfel liebe!“ — Um acht Uhr Abends wurden, die Armen noch sicherer zu machen, die Quartiere abbestellt; die Walachen, wurde versichert, werden die Nacht im Freien zubringen. —

Ein sternenheller, tiefblauer Himmel hing über der Stadt. Die Sterne funkelten und blitzten mit wunderbarem seltenem Scheine, die Tritte der Wanderer in den Straßen klangen da, wo der Schnee weggeräumt war, wie die Schläge eines fleißigen Holzhauers im Walde, und der Schnee knisterte nur noch leise, — er war fast zu Gletscherhärte gefroren in der furchtbaren Kälte. Die Thermometer zeigten 22 Grad.

Hie und da blinkte noch in einem Hause ein Licht. Die Stadt schlief so fest, wie man in den ersten Stunden der kältesten Winternacht zu schlafen pflegt.

Im Hause der Wittwe war Alles zum Aufbruche gerüstet. Die beladenen Wagen standen, vom treuen Hunde bewacht, im Hofraume; Morgens in der Frühe wollte die Familie ihre Vaterstadt verlassen. Unerwartete Hindernisse hatten die Abfahrt verzögert, wie dringend auch Micaresen und Maria, die am Nachmittage noch bei dem Einpacken und Laden geholfen, zum Aufbruche gemahnt hatten. Der treue Walache ruhte nun im Hofe, aber ohne Schlaf, um die Familie zu schützen. Maria hatte sich zu einer im Orte wohnenden Verwandten begeben. —

„Es ist schon spät, Mutter — eilf Uhr“ — sagte Oedön zur Matrone, „und uns bleiben nur wenige Stunden bis zur Abreise. Benutzen wir sie zu einem letzten guten Schlafe in dem alten Hause, das bald der Erde gleich sein wird.

„Vor fünf und vierzig Jahren führte mich mein Mann herein, es war da-

mals noch ein neues Haus. Wir sind zusammen alt geworden und werden vielleicht mit einander untergehen. Es ist wohl die Trauer um den Abschied von Herd und Stadt, was mich so traurig macht; ich möchte weinen in meinen alten Tagen, habe lange nicht mehr geweint."

„Hörst Du nichts, Mutter?" rief Ilona. Es klang draußen wie Geschrei. Sie horchten. Das Geräusch war verstummt.

„Die armen Soldaten, die im Felde auf Vorposten stehen," sprach Oedön. „Man sagt, die Ungarn kommen nicht her. Sie sind oben im Gebirg bei Bistritz. Da mag manches junge Blut heute Nacht erstarren. Der Krieg kennt keine Jahreszeit, kein Wetter, und Hunger und Durst sind ihm gleichgültig, — ein erbarmungsloser Gesell! Er wirft Städte und Völker nieder, und schont nicht des Säuglings; er tödtet den Gerechten wie den Schurken, macht den Armen reich und den Millionär zum Bettler. Seine Münze ist das kalte Eisen, das Bild auf seiner Münze der Tod, und er zahlt wie ein Verschwender." —

„Mutter, Oedön — hört Ihr nicht? Die Sturmglocken heulen. — Seht Ihr den Feuerschein — Gott im Himmel! Sie sind in der Stadt!"

Sie waren in der Stadt. An sieben Orten hatten sie Feuer angelegt und brausten nun wie das Unglück durch die Gassen. Eine dunkle, dichte, unheilverkündende Masse wälzte sich durch die Stadt, überall waren sie, drohend, mordlustig, voll der bösesten Mordgedanken, die einen mit stiller That, die Andern schreiend. In den Häusern erwachten die Bürger, sahen entsetzt die Flammen und hörten die Mörder und die zum Letztenmal, fast mit menschlicher Angst Hülfe rufenden Kirchenglocken.

Ueberall in den Wohnungen Jammer und Verzweiflung, Entsetzen, Verwirrung, Rathlosigkeit, — keine Waffen, keine, und die Mörder vor der Thüre!

Zu dem Lärmen der Menschen und des Erzes gesellte sich nun auch das entsetzliche Knattern der immer wachsenden Feuersbrunst, die von allen Seiten heraufloderte. Wessen Haus von ihr ergriffen war, der hatte die Wahl zwischen zwei Todesarten: zu verbrennen, oder von Menschenhand zu sterben. — Weil man nun den Menschen doch mehr Erbarmen zutraute, oder die langsame Qual des Verbrennens fürchtete, eilte man hinaus und machte den Plünderern und Mordbrennern Platz, welche der Flamme ihren Raub in den Häusern streitig machten. In den Gassen, in den Häusern und Gärten, überall zog der Mord, die wilde Begier, die Raublust einher. Man sah bei der hellen Beleuchtung fliehende, halbnackte, barfüßige Männer, zarte Frauen und Kinder, hinter und vor ihnen speerwerfende, feuernde, fluchende Verfolger. In den Häusern und auf den Gassen wehrte sich die Schamhaftigkeit gegen brutale Lust, und der Geizhals bedeckte mit seinem Leibe den Mammon, bis ihn die Lanze oder die Kugel niederstreckte. Die Mutter lag auf den Knieen und bat um Barmherzigkeit für die hülflosen unschuldigen Würmer. „In's Feuer mit ihnen, die Nacht ist kalt!" —

Die Männer, die nicht sterben wollten ohne Vertheidigung, stürzten sich mit der Keckheit der Verzweiflung auf den Feind und erschlugen ihn mit seiner eignen Waffe, bis die Ueberzahl sie besiegte. —

Andre Männer sah man ihr Geld dem wilden Heere hinwerfen und damit ihr Leben erkaufen, oder mitten auf der Gasse das städtische Kleid gegen das walachische vertauschen. Nicht immer schlug das Geschick die Bürger allein, auch den Feind tödtete es mit herabfallenden Feuerbalken, oder erstickte den allzu Raubgierigen in den Häusern. Auch nicht lauter Erbarmungslose sah diese Schreckensnacht. Nicht wenige der zur Bewachung der Gärtenausgänge aufgestellten Bauern ließen Fliehende entlaufen und gaben ihnen wohl noch ein Kleidungsstück, weil jene halbnackt waren. Niemand fühlte den fürchterlichen Frost, als die, welche gebunden und regungslos auf den Straßen liegen mußten. Die Fliehenden, Raubenden und Mordenden vergaßen über dem Jammer und der Arbeit die Jahreszeit.

Da und dort drängten sich die Verfolgten in die vom Feuer noch verschonten Häuser zusammen; so suchten an 100 Menschen Zuflucht im sogenannten Kloster. Auch dorthin folgte das Gesindel. Da ging ihnen der Abt im vollen Ornate entgegen und erbat um des allmächtigen Gottes Willen Schonung für seine Schützlinge.

Azentje, einer der Räuberhauptleute, ein großer, starker Mann, schaute mit stiller Lust auf alle die entsetzten, resignirten, traurigen, erwartungsvollen Antlitze, und ein unbeschreibliches Lächeln innerer Befriedigung ging wie ein fallender Stern über seine Züge.

„Packt Euch hinaus!“ rief er dem eindringenden, spähenden Gesindel zu, und sein Machtwort schaffte Ruhe. Dem geistlichen Herrn sagte er Schutz der hier Befindlichen zu.

In diesem Augenblicke krachten Schüsse zu den Fenstern herein, und kreischende, getroffene Weiber und Kinder wälzten sich am Boden. Müttern wurden die Säuglinge an der Brust getödtet. Hohngelächter schallte von draußen.

„Ist das Euer Schutz, gottverfluchter Walache?“ rief ein junger Mann in Hemd und Beinkleidern. „So stirb wenigstens Du mit uns!“ Und er stürzte sich auf den Häuptling, entriß ihm eine der im Gürtel steckenden Pistolen und drückte los. Aber die Waffe versagte. Stumm und lächelnd hielt ihm jetzt Azentje die Pistole vor die Stirn, im nächsten Augenblicke lag eine Leiche zu seinen Füßen. — In dem Raume, wo dies geschah, waren an 50 Menschen, meist Frauen gegenwärtig. —

Als die Sturmglocken verkündeten, daß der Feind eingedrungen sei, hatte Oedön die Frauen mit sich in den Hofraum gerissen und traf hier auf Micarescu, der bereits die Pferde in die Wagen einspannte, von Andris dem Knechte unterstützt. Aber noch ehe sich das weite Hofthor öffnete, um die Wagen hinauszu-

lassen, drang eine wilde Rotte in das Haus, schleuderte die Pechfackel auf das Dach und durchtobte Gänge und Zimmer.

Dem Bergmanne waren zwei Pistolen geblieben. Als einige der Mordbrenner Hand an die zitternden Frauen legten, welche bereits auf dem Wagen saßen, schoß er zwei nieder, entriß dem einen der Fallenden die Lanze und stieß damit abermals unter sie. Da drängte sich Micarescu vor und befahl den Unholden, Haus und Hof zu verlassen, — es seien brave Leute, die den Rumainen nie etwas zu Leide gethan. Das Volk stutzte und schlich sich fort, mit mürrischer, drohender Miene auf die Leichname der gefallenen Bauern blickend. Jetzt, da der Raum frei war, schwang sich Micarescu auf den Sitz des einen Wagens, auf dem Oedön, der unterdessen seine Pistolen wieder lud, und die Frauen Platz genommen, und jagte im vollen Laufe der Pferde dem Thore von Thorda zu. Wohl geschahen Schüsse auf sie in den Straßen, aber sie trafen die Flüchtlinge nicht. Mitten durch Haufen der Fliehenden und Verfolger trieb der Walache die Pferde, schonungslos links und rechts seine Brüder mit der Peitsche auseinander treibend. Sie langten am Thore an.

Hier standen etwa zweihundert Walachen als Thorwache, mit dem Befehle, keinen Flüchtling hinauszulassen, sondern einen Jeden niederzustoßen. Vergebens erschöpfte Micarescu Bitten, Vorstellungen und Drohungen — vergebens legte er sein Gewehr auf die Nächststehenden, Tobenden, Drohenden, sich immer näher Drängenden an und trieb die Pferde zu einer verzweifelten Kraftanstrengung. Plötzlich gewahrte er eine wohlbekannte Gestalt, welche die furchtbarste Stunde in seinem Leben ihm vor die Pforten der Erinnerung rief. Der Walachenhäuptling aus Zalathna stand in der Mitte des dichten Knäuels, der den Wagen umringt hatte, und eiferte die Bauern, die sonst vielleicht die Fliehenden hätten entschlüpfen lassen, zu Gewaltthätigkeiten an. Micarescu erhob sich und, während Oedön die geladenen Pistolen auf die Menge richtete, zielte der Centurio auf jenen Mann und feuerte. Ein ungeheures Geschrei erhob sich unter dem Volke. Der Präfect war gefallen. Jetzt geschahen Schüsse auf Schüsse, Oedön stürzte vom Wagen herunter, tödtlich getroffen. Ein Mark und Bein durchdringender Schrei erscholl hinter ihm. — Ilona warf sich zu Boden auf den Leichnam ihres Bräutigams und klammerte sich mit Verzweiflung an dem Todten an. In dem nächsten Augenblicke war auch sie von unzähligen Lanzenstößen getroffen eine Leiche und ruhte neben der greisen Mutter. Der Centurio focht von seinem Sitze herab wie ein Löwe, schmetterte unermüdlich mit dem Kolben des Gewehres die Nächsten nieder. Endlich sank er herab, aus vielen Wunden blutend.

Da eilte, fliegenden Haares, schreiend ein Mädchen herbei. „Wo ist Pénteki Oedön, mein Herr?" frug sie athemlos.

„Wenn Du den Ungar meinst, Maria," antwortete ein Walache aus ihrem Dorfe, — „da liegt er."

Mit wilder, verzweifelter Geberde stürzte das treue Mädchen neben dem Leichname des Heißgeliebten und seiner Braut nieder, und eine Fluth von Verwünschungen ergoß sich über ihre Lippen. Ihr Schmerz war so wild, so groß und wahr, daß er die Wuth der Erbarmungslosen neben ihr für Augenblicke schmolz und ihnen Erstaunen, ja Thränen abzwang. Sie redete immer fort, wirr durch einander die heißesten Liebesworte dem todten Geliebten und entsetzliche Flüche den Mördern zurufend. Nacht fing an ihren Verstand zu umhüllen, sie sah immer nur den gegen Oedön erhobenen Speer und seinen Leib sich öffnen, und aus tausend Wunden Blut vergießen. Es war umsonst, daß menschlichere Walachen den Leichnam Oedöns ihr zu entreißen suchten, sie wehrte sich mit Händen, Füßen und Zähnen.

So blieb sie, Kälte und Umgebung vergessend, zwei Tage und Nächte dort liegen, streichelte sein Haupt und küßte seine Lippen und spielte mit seinem Haare, bis der furchtbare Frost sie tödtete.

Micaresen war besinnungslos durch einige Männer seiner Tribus der Wuth der Menge entzogen worden, er allein wurde gerettet. Acht Tage lang währte der Brand und die Plünderung. Da erschienen Honveds und etliche Reiter in der noch rauchenden, sterbenden Stadt, unter ihnen war der Freund Oedön's, welcher diese traurige Geschichte erzählt. Noch waren viele Hunderte der Mordbrenner in den Gassen und sammelten sich, als sie die Ungarn erblickten. Diese aber ließen ihnen keine Zeit, wie ein Sturm warfen sie sich auf die mehr als zwanzigfach überlegene Horde und tödteten und verwundeten viele derselben. Es waren 40 Kreßchevanzlegers unter ihrem tollkühnen Anführer Perenyi, und zwei Compganien Honveds. — Als sie die Stadt vom Feinde gereinigt und die Leichen so vieler ihrer Brüder an die Häuser gelegt, schritten sie durch alle Gassen und riefen mit lauter Stimme: „Magyarok kik elbujva vagytok, sertek elé!“ Ungarn, die ihr verborgen seid, kommt hervor!

Da krochen Jammergestalten aus vielen Kellern und Verstecken hervor. Es war ein herzbrechender Anblick, wie die Unglücklichen mit leichenblassen Antlitzen, in denen Hunger, Angst, Verzweiflung sich malten, scheu wie gehetztes Wild aus den Kellerluken hervorspähten, ob es nicht abermals Verrath sei, der sie gerufen, und wie sie dann, als sie die Attila's der Soldaten erblickten, weinend sich umarmten und sich an das Tageslicht hervorschleppten. Manche starben in dem Augenblicke, wo sie dem Leben und der Hoffnung wiedergegeben waren, Andere blickten mit dummem Lächeln um sich und brachen dann in ein wildes Geheul aus. Sie waren wahnsinnig geworden. Noch Andere sah man laut weinend neben Leichnamen, Opfern jener Mordnacht, knien; der eine hatte seinen Bruder, der die Mutter, die Schwester erkannt, Bräute fanden ihre Verlobten wieder, und Mütter ihre Kinder.

Die Honveds eilten nun in die benachbarten Wälder und Weingärten und suchten die dort Versteckten hervor. Dort war der Jammer und das Weh noch

größer. Die Soldaten sahen weinend viele Todte, die der Hunger und der Frost abgerufen; Hunderten waren von der schrecklichen Kälte Füße und Hände erfroren, sie konnten sich nicht vom Platze schleppen. Eine große Anzahl starb sogleich, weil sie allzu begierig die dargebotenen Lebensmittel verschlang. Sie hatten in den letzten Tagen von Baumrinden gelebt und den Durst mit Schnee gestillt. — Sechshundert Flüchtlinge kamen in Thorda an, ebensoviele in Klausenburg; blasse Jammergestalten mit dem Ausdrucke des Entsetzens in den Zügen. — Etwa achthundert Menschen mögen in jener Schreckensnacht in Enyed ermordet worden sein.

In denselben Tagen ward auch Jára, einem schönen Marktflecken in den Thorocyköer Gebirgen, das Schicksal Enyeds. Dort starben 68 Ungarn. —

Micaresen, den ich persönlich kannte, wurde von uns nach Thorda gebracht; sein starker Körper überstand auch diese rauhe Fahrt auf einem offenen Wagen unter Strohbündeln, er genaß; aus seinem Munde habe ich die Beschreibung der letzten Augenblicke eines braven, hochherzigen Freundes. S.

Ungarns Gegenwart*).

Ein Manifest der altconservativen Partei unter den Magyaren, von einem der Häupter derselben abgefaßt, und in seiner Art ebenso wichtig, als das Werk von Andrian, über welches wir vor einigen Wochen referirt haben.

Es geht aus dieser Schrift, die unter den höflichsten, bescheidensten, mitunter möchte man sagen, demüthigsten Formen einen großen Ernst und eine bittere Ironie versteckt, unwiderleglich hervor, daß die östreichische Regierung mit ihrem Centralisationsversuch in Ungarn scheitern muß, oder vielmehr schon gescheitert ist.

Von unserm Standpunkt aus müssen wir bekennen, daß diese Ueberzeugung für uns keine freudige ist. Wir müssen hier streng unterscheiden. Der Verfasser hat ganz richtig nachgewiesen, wie im Einzelnen das Ministerium eine Menge von Ungeschicklichkeiten begangen hat, die seiner Sache den größten Schaden gethan haben; wie es Brutalität in den Formen fortwährend mit einem unklaren Schwanken in dem Wesen der Sache verbunden hat. Er zeigt im Einzelnen, wie so Manches hätte besser gemacht werden können, und wir glauben ihm gern, daß er überall Recht hat; aber das ist nicht die Hauptsache.

Der Plan, welchen das Ministerium Stadion in sein Programm aufgenommen hat: Aufhebung des bisherigen bloß äußerlichen Staatenverbandes, der unter dem

*) Mai 1850. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Collectivnamen Oestreich begriffen wurde, und Ersetzung desselben durch einen Gesammtstaat — dieser Plan war ein vollkommen berechtigter, und wenn Oestreich ein bleibendes Moment in der Geschichte werden sollte, so mußte er durchgeführt werden. Der Krieg in Ungarn war nicht ein zufälliges Spiel verschiedener, in einander eingreifender Ursachen, es war der nothwendige Zusammenstoß zweier feindlicher Principien, der früher oder später erfolgen mußte, und von dem es ein Glück genannt werden kann, daß er in einer Zeit erfolgte, in welcher das östreichische Bewußtsein einen neuen Aufschwung genommen zu haben schien.

Von allen Nationalitäten, deren Zusammensetzung den Kaiserstaat ausmacht, mußte die ungarische am meisten verlieren, wenn die Idee der einheitlichen Staatsform durchgeführt werden sollte, gerade weil sie dem Umfang nach die bedeutendste war und das bestimmteste Gepräge an sich trug. Das Fortbestehen der ungarischen Nationalität in den bisherigen politischen Formen war unvereinbar mit der leitenden Idee des Ministeriums Schwarzenberg.

Die sogenannte slavische Nation ist es viel weniger, weil sie in ihren einzelnen Gliedern nicht groß genug ist, das östreichische Staatsgefüge auseinander zu treiben, und weil ihre Totalität nur in der Einbildung liegt.

Bei der allgemeinen Nationalitäts-Aufregung, die, so sehr sie auch divergirte, wenigstens feindlich gegen die Centralisation Oestreichs gerichtet war, schien der Slavismus vielmehr eine Waffe in den Händen der Regierung. Denn das specifische Deutschthum, mit Frankfurt im Bunde, arbeitete den ungarischen Sonderbestrebungen in die Hände; dagegen konnte sich die sogenannte slavische Nation als eine Totalität nicht anders darstellen, als wenn sie sich an den Kaiserstaat anklammerte.

Die Einheit des Kaiserstaats hatte sich bis dahin nur in den deutschen Beamten und in der Armee geltend gemacht, die großentheils von deutschen Offizieren befehligt war. Die Slaven boten sich nun als neues Werkzeug. Nun geschah aber das Unbegreifliche: die Armee mit sammt dem Beamtenthum und den slavischen und rumänischen Horden war nicht im Stande, Ungarn in den kaiserlichen Dienst zurückzuzwingen. Die Russen mußten kommen, den östreichischen Staat seinem Kaiser wieder zu unterwerfen.

Was darauf geschehen ist, bietet in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit der russischen Methode, die Völker dem herrschenden System zu assimiliren. Abgesehen von den verschiedenen Galgen und dgl., die wohl mehr dazu dienen sollten, der siegreichen Partei ein unmittelbares Genüge zu bereiten, als daß man gehofft hätte, durch sie etwas Wesentliches zu erreichen, und abgesehen von den „beschriebenen Blättern Papier", deren man zu Wien eine große Menge ausgehen ließ, um das Publikum zu unterhalten und den Zeitungen Stoff zu geben, wandte man zwei sehr einfache Mittel an: man vertheilte die Insurgenten unter verschiedene kaiserliche Regimenter, und man ersetzte die bisherigen, nationalen Obrigkeiten durch deutsche, schwarzgelbe Beamte.

Allein Rußland hat ganz andere Mittel in seiner Hand, die widerstrebenden Elemente allmälig zu absorbiren. Es ist nicht bloß die Allmacht des Cäsars, die den Thron erhält, nicht bloß sein Heer und seine Beamten: es ist zunächst eine große, mächtige, starke und in ihrem Wesen völlig einheitliche Nationalität, als deren Vertreter und in deren Sinn er seinen Unterthanen Gesetze gibt; es ist ferner eine sehr einseitige, sehr sinnliche, sehr wenig cultivirte und darum um so intensivere Religion, die dem heiligen Rußland die Waffen gegen die Heiden schärft.

In Oestreich fehlt beides. Auf welche Nationalität soll das Kaiserthum sich stützen? Auf die slavische? Das wird in diesem Augenblicke nicht dem ausschweifendsten Panslavisten mehr einfallen. Slovakische und serbische Obergespane in Ungarn! So bleibt nur die deutsche übrig, für die außer dem Umstand, daß der Kaiser selbst und die Beamten ihr angehören, auch noch die Rücksicht auf ihre höhere Bildung zu sprechen scheint. Aber so tüchtig die deutschen Bewohner der einzelnen östreichischen Provinzen auch unzweifelhaft sind, der munntere Wiener, der gemüthliche Oestreicher, der gleichfalls gemüthliche Tyroler, der fleißige Sachse u. s. w., als Nation betrachtet, in ihrer Gesammtheit, als autonome, treibende Kraft, sind sie nicht fähig, die andern Völker zu absorbiren, ja sie stehn an intensiver Energie den Czechen, den Magyaren, selbst den Serben nach. In Rußland ist es möglich, daß mit der Zeit alle Stämme russisirt werden; an eine Germanisirung der Ungarn, der Raizen u. s. w. ist aber nicht zu denken.

Es ist daher ein eitles Unternehmen, durch deutsche Beamte den Schein der Germanisirung hervorzubringen, der die Betheilgten nur erbittert, ohne eine wirkliche Frucht zu tragen. Der Belagerungszustand und die Militärherrschaft reicht hier nicht aus; nicht einmal unter der Herrschaft der Waffen finden die deutschen Beamten das Ansehen, das man der nationalen Obrigkeit bereitwillig zugestand. So lange man sie nicht offen herauswerfen kann, setzt man ihnen den passiven Widerstand entgegen, der vollkommen genügt, ihre Stellung unhaltbar zu machen. Der Verfasser schildert diesen Widerstand mit einer gewissen boshaften Gemüthlichkeit.

Am unglückseligsten aber wirkt der Einfall der Regierung, die sogenannte Staatsreligion zu Hilfe zu nehmen. Die Begünstigung des Katholicismus von Seiten der Deutschen hat die ungarischen Edelleute auf einmal wieder an ihren Protestantismus erinnert, und sie haben nun ein neues, legitimes Moment der Opposition. Nach welcher Seite hin auch die Regierung uniformiren will, das Volk in seiner Individualität tritt ihr überall als compacte Masse gegenüber.

Auf diese Weise geht es nicht, das will erkannt sein. Will Oestreich überhaupt in Ungarn regieren, so kann es das nur mit Hilfe desjenigen Theils der nationalen Partei, die überhaupt noch mit ihr in Verbindung steht. Die nationale Partei wird sie aber nur gegen sehr wesentliche Concessionen unterstützen, sie nur unter dieser Bedingung unterstützen *können*, und unter diesen Concessionen wird

die erste und unabweisbarste sein: Herstellung des Königreichs Ungarn in seiner Integrität, und Herstellung seiner Unabhängigkeit wenigstens in den vormärzlichen Grenzen, wenigstens in den Grenzen, wie sie das Andrian'sche Programm verlangt.

Damit ist denn freilich ein starker Riß in die Constitution vom 4. März gemacht. Denn *theoretisch* läßt sich ganz gut die Function der Verwaltung von der Function der Regierung sondern, wie es Andrian auf das Vortrefflichste angedeutet hat; ob es aber *praktisch* durchzuführen sein wird, daß ein großes ungarisches Parlament, auf eine compacte Nationalität gestützt, und von einer weit größeren Oeffentlichkeit getragen, als in der vormärzlichen Zeit, in der man die Landtagsverhandlungen erst aus den Grenzboten erfuhr — daß der Provinziallandtag der Magyaren sich auch in den allgemeinen Angelegenheiten der Entscheidung eines östreichischen Reichstags unterwerfen wird, der sich nicht auf eine substantielle Basis stützt, und dessen divergirende Interessen nicht einmal immer mit denen der Regierung Hand in Hand gehn werden — das können wir wenigstens vorläufig in Frage stellen. Ich wenigstens bin überzeugt, daß ein ungarisches Parlament, das in der auswärtigen Politik, den allgemeinen Zollgesetzen u. s. w., nicht mitzusprechen hat, nothwendig seinen Kossuth wieder hervorrufen wird.

Die östreichische Constitution, welche die Integrität Ungarns anerkennen muß, kann nur ein Flickwerk sein. Was hilft es! Besser ein Flickwerk, das wenigstens vorläufig haltbar ist, als eine Uniform aus Spinnewebe. — Ein aufrichtiges Entgegenkommen von beiden Seiten kann wenigstens manches Gute zu Tage fördern, und wie das officielle Oestreich jetzt beschaffen ist, kann es keinen Anspruch darauf machen, kraft einer culturhistorischen Mission den widerstrebenden Naturen Gewalt anzuthun. Schwarzenberg ist lange kein Joseph.

Möchte das Cabinet in Erwägung dieser Umstände sich daran gewöhnen, seine Ansprüche nach Außen hin nicht zu hoch zu spannen. Es ist zwar deutlich genug, was es mit seinen großdeutschen Intriguen bezweckt: es will in Deutschland einen Halt gewinnen, der es gegen die unheimliche Freundschaft des russischen Beschützers sicher stellt. Oestreich würde aber weiser handeln, wenn es redlicher handelte. Die Freundschaft Deutschlands wird ihm zu Theil werden, wenn es seine störenden Hände aus dem Spiele läßt, und die Freundschaft eines starken, einigen Deutschland wird ihm eine festere Stütze sein, als das unheilige Bündniß mit den Rheinbundkönigen, durch welches Deutschland in der alten Verwirrung und Abhängigkeit erhalten werden soll.

Das Schulwesen in Ungarn.

Die östreichische Regierung hat in ihrer Rückgangspolitik eine neue Phase durchgemacht; den Gemüthern der östreichischen Völker wurde eine neue, den Plänen des Hofes vielleicht nicht ungünstige Richtung gegeben. Die Leichenfeier des siebzigjährigen placetum regium hat den Tod der jungen lebenskräftigen ungarischen Helden, und die Agonie der noch jüngern östreichischen Constitution für eine Zeit vergessen gemacht, und die Presse in und außer dem Kaiserstaate füllet ihre Spalten mit Klageliedern über den plötzlichen Tod dieses greisen Schooßkindes des großen Joseph.

Ich nenne diese Aufregung der Gemüther eine für den Hof vielleicht günstige, weil ich als alleiniges Motiv der Regierung zu diesem übereilt scheinenden Schritt den wohlberechneten Plan annehme: die Agitation von dem Gebiete der Politik, wo sie trotz aller Repressivmaßregeln nicht gänzlich gebändigt werden konnte, auf das religiöse zu verpflanzen, sowie die Aerzte eine Congestion gegen den Kopf durch Blutentleerung auf das Herz reduziren. Doch dem sei wie immer, so viel bleibt unbezweifelt, daß durch die neue Kirchenverfassung kein Zweig des gesellschaftlichen Lebens so hart getroffen wird, als der des öffentlichen Unterrichts, das gesammte östreichische Schulwesen, welches in diesem Staate, wie in keinem andern der Erde theils mittelbar, theils unmittelbar unter dem Einfluß der Kuttenmänner steht, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, das große Deutschland mit dem vormärzlichen Zustande des östreichischen Schulwesens bekannt zu machen, da unter den jetzigen Umständen eine Umänderung desselben nicht so bald in Aussicht steht.

Ich hatte zwar nicht die Gelegenheit, mit den Schulen der einzelnen Länder näher bekannt zu werden, allein, da nach dem alten Systeme Alles so viel als möglich auf einen Leisten gezogen wurde, und ich hier den eigentlichen Volksunterricht in den untern Schulen, der eine besondre ausführliche Behandlung erfordert, und in welchem allein die deutschen Erbländer vor Ungarn und Galizien etwas bevorzugt waren, unbeachtet lasse, so glaube ich mit der Schilderung der höhern ungarischen Lehranstalten ein ziemlich ähnliches Bild von denen der Monarchie überhaupt zu entwerfen. Manche wesentliche Abweichung soll im Laufe der Behandlung ihre Beachtung finden.

In Ungarn bestand der sogenannte höhere Unterricht, durch welchen nämlich die künftigen Staats- und Municipalbeamten, Advocaten, Aerzte, Geistliche, Lehrer, Soldaten und Künstler herangebildet werden sollten, aus Gymnasien, sogenannten philosophischen Lehranstalten, wohin gehören: die Akademien, Liceen und Collegien und aus der Pesther Universität.

1. Die Gymnasien.

Diese waren zweierlei: kleine, die aus vier, und große, die aus sechs Classen

oder Jahrgängen bestanden. Die Namen der Classen waren den an deutschen Gymnasien gerade entgegengesetzt. Es fing nämlich bei der untersten mit prima an, und ging so bis zur höchsten, die sexta genannt wurde.

In den deutschen Erbländern mußte der angehende Gymnasiast mit Zeugnissen über drei zurückgelegte Normalclassen versehen sein. Diese Normalschulen waren zwar meist sehr traurig bestellt, aber sie gaben doch dem höher steigenden Musensohn die Fertigkeit im Lesen und Schreiben, einige trockene Regeln aus einer vor 50 Jahren sanctionirten Schulsprachlehre, und die vier Rechenspecies als Zehrpfennig auf die große Reise mit; auch war festgesetzt, daß keine Knaben unter 10 und keiner über 14 Jahren in einem Gymnasium aufgenommen werden darf, welche Maßregel zwar nicht immer die Befähigung der Zuhörer mit den vorzutragenden Gegenständen, aber um so mehr das Selbstbewußtsein der Schüler mit der Disciplin der Schule, oder besser gesagt, die posteriora der erstern mit der scutica und vinga der letztern in ein passendes Verhältniß setzen sollte. Ganz anders war es in Ungarn. Hier war der Gymnasialunterricht durchaus nicht an Jahren gebunden, und Normalschulen waren nur in einigen wohlhabenden Städten anzutreffen; der Primaner wurde also gleichsam aus den Händen der nackten Natur übernommen, und mit einiger Kenntniß im Lateinbuchstabiren, worüber er vor dem Rector des Gymnasiums Prüfung ablegen mußte, in das Reich der Cicerone und Horaze eingeführt; und da von Realschulen und andern zur Ausbildung der gewerbetreibenden Classen dienenden Anstalten keine Spur war, so schickte jeder Vater, der sein Kind nicht mit dem nackten Lesen und Schreiben aus der Elementarschule in die Welt stoßen wollte, dasselbe in's Gymnasium, und so kam es, daß der Besuch dieser Anstalten in Ungarn ein verhältnißmäßig bedeutender war, während die für den Bürger so nöthigen Sachwissenschaften nur den Reichern durch Privatunterricht zugänglich waren, und man fand auf den Bänken dieser Schulen das schmächtige siebenjährige Muttersöhnchen neben den zwanzigjährigen Jungen, den einstigen Handlungsdiener neben dem Vicegespannsembryo, den designirten Soldaten neben dem Bischof in spe u. s. w.

Hier angelangt, wurde dem Primaner ein dickes Buch von 400 Octavseiten unter den Arm gesteckt, das den Titel führte: „Pars prima grammaticae latinae", verfaßt „in usum delphini" mit einem an der Front paradirenden Privilegium, das mit „Nos Maria Theresia" anfing und mit dem Datum „Vindebonae ... die mensis ... anno 1775" endigte, und wurde auf 10 Monate zu seiner unzertrennlichen Lebensgefährtin gemacht. — Dieses zweite Ich des ungarischen Primaner enthielt die Etymologie der lateinischen Sprache in lateinischer Sprache, und nur den Declinations- und Conjugationstabellen war eine deutsche, magyarische und slawische Uebersetzung beigefügt. Wir sehen also, daß das Princip der Gleichberechtigung durchaus keine ganz originelle Erfindung Stadion's ist, und der Primaner in den Zeiten Maria Theresia's hat sich durch das unschuldige exa-

men e latine legendo dasselbe Recht erwerben können, für welches in neuester Zeit die Grenzmarken Ungarns entvölkert werden mußten.

Die erste Thesis dieses Grundbuches aller Weisheit lautete folgendermaßen: „Quid est grammatica latina? Est ars latine legendi, scribendi, intelligendi et loquendi", und so ging es fort: „Quid est nomen? Quid est declinatio? Conjugatio?" u. s. w., bis endlich die mater scientiarum im zehnten Monate einen ausgetragenen, bausbackigen, aber von sculicis et virgis etwas gebleichten Primaner mit einem: „Quid est interjectio?" in die Welt förderte, und dieser mit dem halb schmerzlich, halb freudigen Ausruf: „Eheu! Ho!" in das Paradiesesleben der Ferienzeit hineinsprang, um nach zwei Monaten in der secunda, dann in der tertia u. s. w. durch neue Metamorphosen zu wandern und sich endlich als Advocat, Arzt, Theolog oder Commis voyageur zu entpuppen.

Die pars secunda enthielt die Regeln über die genera der lateinischen nomina in 5—600 unverdauliche lateinischen Herametern, die man allgemein die „quae maribus" nannte, von dem Anfangvers:

„Quae maribus solum tribuuntur mascula sunto;"

Die pars tertia war die eigentliche Ekelkur des ungarischen Gymnasiasten, denn sie enthielt eine Unzahl von lateinischen radices (Wurzelwörter und deren Bildung), die auch in allen übrigen Schulen zu 10—30 Stück als Strafmittel ordinirt wurden, und eine Zugabe von syntaxischen Regeln; die quarta lehrte die Prosodie, die quinta die Poesie und die sexta die Rhetorik des Quinctilian.

Außerdem waren noch die Geographie der alten und neuen Welt in lateinischer, ein Compendium der vaterländischen Geschichte in ungarischer oder deutscher Sprache, und Rechnen bis zur Regel de tri in die sechs Classen vertheilt.

Um aber den Geist, in welchem diese Wissenschaften gelehrt wurden, genauer würdigen zu können, müssen wir früh von 7½—10 oder nach Mittag von 1½—9 Uhr in das Innere eines solchen sechsfächerigen Musentempels treten, und zwar vor unserem Eintritt auch einen Blick auf das Aeußere desselben werfen, um uns besser orientiren zu können.

Der aufmerksame Reisende wird in vielen Provinzialstädtchen oder Marktflecken Ungarns nebst dem mittelhohen, meist kahlen und schlafmützenförmig auslaufenden, bekreuzten, behahnten oder bewetterfahnten Thurm der Hauptkirche, noch einen kleinern mit einer hölzernen, meist wenig oder gar nicht verzierten Kuppel versehenen erblicken; dieser ist das Aushängeschild eines Klosters, welches in einer entlegenen Gasse, oder eben am Ende der Stadt eine kleinere oder größere Anzahl Mönche beherbergt. Folgt man der Richtung des Thurmes und gelangt zu dem Gebäude, auf welchem er fußt, so kann man von seinem Aeußern mit ziemlicher Sicherheit auf die Kutte und die Ordensregeln schließen, welche die Bewohner von den übrigen Menschenkindern unterscheiden und absperren. Die Klöster der Bettelmönche (Franziskaner und Kapuziner) zeigen ge-

wöhnlich in der Front nur eine Kirche und einen offenen Hof; das Wohngebäude der Brüder schließt sich an den Hintergrund der Kirche an und dehnt sich in ein Nebengäßchen oder in einen hochmmzäunten Garten; die Fenster der Zellen sind zum größten Theile oder sämmtlich nach dem innern Hof gerichtet. Die Bewohner tragen eine weite, schwarze oder dunkelbraune Kutte von grobem Tuch, die mit einer Kapuze versehen ist, eine weiße strickförmige Schnur um die Lenden, und Holzsohlen die mit einem Querriemen auf dem Rücken des nackten Fußes befestigt sind (Barfüßler). Ihre körperliche Beschäftigung besteht in Betteln, Essen, Trinken, Schlafen, und — Gähnen; ihre geistige Thätigkeit in Beten, Messen- und Legendenlesen, Heiligenfratzen malen, und nur selten in einem benachbarten Dorfe Elementar-, noch seltener in ihren eigenen Mauern Gymnasialunterricht ertheilen.

Hat das Kloster die Kirche in der Mitte, oder in einer Ecke, an der sich das ein bis zwei Stock hohe Wohngebäude, mit mittelgroßen, die Straße sich öffnenden Fenstern hinzieht, so gehören die Einwohner zum Orden des heiligen Benedictus oder der scholarum piarum, welche letztere, Piaristen genannt, den größten Theil des ungarischen Gymnasialunterrichts in Händen haben, und von denen viele, von einem besseren Geiste beseelt, manche wohlgemeinte Reform im Schulwesen an der Hartnäckigkeit des *Systems* scheitern sehen mußten. — Die Piaristen haben auch in der Revolutionszeit offen die Partei der Nation ergriffen. Die Benedictiner, ebenfalls unterrichtende Mönche, aber in kleinerer Anzahl vorhanden, stehen als erklärte Feinde der Jesuiten diesen um so näher, haben eine sehr bedächtige Politik und wissen immer zwischen zwei Felsen unversehrt durchzuschlüpfen. Die Bettelmönche sind ein sehr bornirtes, apathisches Völkchen, das sich bei den Siegen der Magyaren wie bei den östreichischen Blutgerichten mit gleicher Stupidität bekreuzigte, und auf das Volk so sehr ohne allen Einfluß ist, daß weder Kossuth noch Haynau von ihnen Notiz nahm.

Doch kehren wir zu unserem Piaristen- oder Benedictiner-Gymnasium zurück. — Es ist $7\frac{1}{2}$ Uhr Morgens; wir treten in einen länglichen, zu Anfang des Schuljahrs rein geschenerten und weißgetünchten, später aber an den Wänden mit allerlei bizarren Figuren und Dintenklexen bemalten Saal, welcher größtentheils mit Schulbänken ausgefüllt ist, die von der Thüre zur entgegengesetzten Wand einen offenen Gang zwischen sich lassen, wo sich dann ein kastenähnliches Gerüste erhebt, zu dem seitwärts 2 — 4 Treppen führen. Es ist der Thron des pater professor, der jetzt noch auf seiner Zelle weilt. Die Räume des Auditoriums sind mit mehreren kleinen Gruppen von Schülern ausgefüllt; jede derselben scheint einen Mittelpunkt zu haben, um den sich die tobende Menge wie die Trabanten um einen Planeten bewegt. — Diese Mittelpunkte heißen in der ungarischen Gymnasialsprache „schedatores," zu deutsch: „Statthalter des pater professor von $7\frac{1}{2}$—8 Uhr Morgens und von $1\frac{1}{2}$—2 Uhr nach

Mittags.“ Ein solcher Lommutenens, meist ein lebhafter, rothwangiger Junge von 10—12 Jahren, hat 8—10 seiner Mitschüler unter seiner Aufsicht, die sich jetzt unter einander streiten, welcher ihm erst die Lection von Gestern aufsagen soll. Der Leser wird hier fragen: „wie denn das möglich sei, daß ein Junge von 10 Jahren, der selbst in derselben Classe steht, seine Mitschüler über eine Aufgabe prüfe, die er, selbst als bester Schüler, doch erst gestern Abends oder heute Morgens gelernt hat?“ Doch diese und ähnliche Fragen fallen sogleich weg, wenn ich hinzufüge, daß in einem ungarischen Gymnasium die Worte des Schulbuches die Summa summarum des Unterrichts bilden, und daß man, um da selig zu werden, eben nur diese Worte herzusagen wissen muß. Betrachten wir aber den schedator genau in Ausübung seiner Amtspflicht, so sehen wir, daß er durch das examen c latine legendo sich zugleich das Facultätszeugniß zur Schedatorschaft erworben hat. Er hält nämlich das Schulbuch offen vor sich und läßt den Examinanden das „quid est verbum?“ oder „quid est tropus?“ mit der darauf bezüglichen Antwort hersagen; geschieht dies ohne Stottern oder sonstige Schwierigkeit, so schreibt er ihm ein „E“ (eminens) auf einen Zettel, welcher die Namen der Subordinirten enthält und in der Schulsprache „scheda“ genannt wird; muß er durch einige Worte aushelfen, so wird ein „I“ (classis prima) aufgezeichnet; treten mehr solche Stockungen ein, so lautet die Classification „II“ (classis secunda), und das ist das Cardinalunglück, welches einem magyarischen Gymnasiasten begegnen kann, denn die Scheden müssen täglich dem Professor übergeben werden, und eine zweite Classe ist eine sichere Anweisung auf Arrest, scutica oder virgae. Allein so weit läßt es der kluge Gymnasiast selten kommen; die Mutter hat ihm einige vortreffliche Aepfel in die Schultasche gesteckt, der Vater hat ihm vor einigen Tagen einen wunderschönen Spielball von Pesth gebracht, und der Schedator ist, obwohl streng in seinem Amte, doch nichts weniger als ein Tyrann, er vergißt manchmal aus bloßer Zerstreutheit ein Strichlein, und so wird aus dem verhängnißvollen „II“ ein unschuldiges „I“, und das ist immer eine retiende That. — Doch jetzt schlägts im Klosterthurm 8 Uhr, die Thüre öffnet sich, der pater professor, ein wohlbeleibter Vierziger, der Bauch pflegt mit der Gymnasialclasse zu wachsen, mit einem etwas matten, aber wohlgenährten und nach dem Centrum etwas gerötheten Gesichte, tritt ein und nähert sich mit langsamen Schritten der cathedra. In dem Saale entsteht eine allgemeine Bewegung, die Gruppen lösen sich auf, die Schüler eilen auf ihre zu Anfang des Schuljahres designirte Plätze und stimmen im Chorus den Morgengruß an dem pater professor an. — Darauf tritt eine Stille ein, der pater professor bekreuzigt sich, die Schüler ebenfalls, und es wird das „pater noster“ angestimmt, dem ein Gebet an den sanctus spiritus um Erleuchtung des Verstandes folgt, und dann beginnt der eigentliche Unterricht. Die Schedatoren hatten indessen ihre Scheden auf den Rand der cathe-

dra gelegt, und der pater professor nimmt jetzt dieselben in Augenschein. Indessen läßt sich auf mehrern Punkten des Saales ein deutliches Flüstern vernehmen, einige Nachbarn, gewöhnlich ein Schedator mit seinem subordinatus, sind über die Classification in Streit gerathen, es werden einige Rippenstöße gewechselt, pater professor blickt von seinen Scheden auf, läßt einen drohenden Blick, den er niemand Anderm als dem homerischen Jupiter abgelauscht haben kann, über die Bänke fahren, und ruft mit einer starken aber etwas kreischenden Baritonstimme: „silentium!“ Es entsteht wieder eine Pause, nun ruft pater professor einen Namen, ein Junge von 18—20 Jahren, dessen Kinn schon mehr als eine Andeutung zu einem Barte zeigt, bewegt sich langsam mit dem Ausdrucke der Verlegenheit auf dem Gesicht und eine Hand an jenem Theil des Körpers haltend, dem die ungarischen Stuhlrichter und patres professores ewige Feindschaft geschworen haben, und bleibt endlich vor dem Throne des Schulmonarchen stehen.

„Kerl,“ ruft dieser in dem Tone der höchsten Entrüstung, „Du hast hier eine II. stehen und gestern hat Dich der pedellus schleifen (Schlittschuhlaufen) gesehen, wirst Du denn immer den Schulgesetzen trotzen und Deine Zeit mit halsbrecherischen Spielen zubringen? he!“ Der Junge sammelt alle seine Geisteskräfte und sagt in weinerlichem Tone: „Rogo pater professor! ich habe meine Lection so gut gewußt als die Uebrigen, aber,“ und hier wirft er einen vorwurfsvollen Blick auf seinen Schedator, „ich habe gestern im Spiele zehn Nüsse von ihm gewonnen, und weil ich ihm diese nicht zurückgeben wollte, so hat er mir einen Zweier hingestellt.“ Hierauf erhebt sich ein fürchterlicher Sturm auf den Bänken, die Schedatoren protestiren in Corpore, die übrigen Schüler, die ihr „E“ oder „I“ nur der besondern Huld des Schedators zu danken haben, wollen den Rebellen nicht aufkommen lassen, ein allgemeines „non est verum“ ertönt durch den Saal, und der Professor muß wieder sein „silentium!“ in Anwendung bringen. Hierauf ruft er den ersten Schedator und sagt in verhängnißvollem Tone: „Für die II. bleibt er heute über Mittag hier eingesperrt, für das Schleifen, also Disciplinarverbrechen, bekommt er sogleich 10 virgas.“ Der Schedator geht hierauf zur Thüre, holt von dort eine kurze Bank und einige Ruthen herbei, und nachdem einige seiner Amtscollegen dem plärrenden Jungen die Jacke aus- und die Hosen abgezogen hatten, strecken sie ihn auf die Bank, ziehen ihm das Hemd über den Kopf und der erste Schedator applicirt ihm 10 Hiebe auf die ausdruckslosen Weichtheile, worauf sich der Delinquent schluchzend erhebt, zur Cathedra hinwankt, dem pater professor die Hand küßt und auf seinen Platz zurückkehrt*). Diese Execution hat eine halbe Stunde in Anspruch

*) Der verantwortliche Cultusminister Graf L. Thun hat in seiner Disciplinarverordnung vom September 1849 die körperliche Strafe in den Gymnasien beibehalten.

genommen, die Scheden werden bei Seite geschoben und die „exercitia domestica“ vorgenommen. Diese sind in den untern Classen Uebersetzungsaufgaben aus dem und ins Lateinische, in den höheren Classen Themata zu Reden und Gedichten, die in den Nachmittagsstunden aufgegeben und am Morgen ausgearbeitet mitgebracht werden müssen. Diese sind alle nach einem Leitfaden verfertigt, denn einige bessere Schüler arbeiten sie in einem Consilium aus, und die übrigen schreiben sie nach diesem sanctionirten Muster ab. Da giebts also für den pat. prof. wenig zu thun, er braucht nur eine derselben zu corrigiren und er hat alle beurtheilt. Indessen ist es 9 Uhr geworden, pat. prof. erhebt sich und schreibt einige magyarische, deutsche oder slavische Sätze auf eine hinter seinem Rücken hängende Tafel, die zur Uebersetzung für den Nachmittag mitgenommen werden müssen. Während die Schüler diese abschreiben, macht der pat. prof. eine kleine Promenade durch den Saal; auf allen Wänden erblickt er mit Kohle oder Bleistift gezeichnete Karikaturen und Namen in verschiedenen Schriftzügen, doch das ist ihm nicht mehr neu, und nur selten bleibt er vor einer derselben stehen, ruft: „silentium!“ deutet mit dem Stäbchen, das er in der Hand hält, auf den Knaben, dessen Namen er von der Wand herabliest und setzt in ironischem Tone hinzu:

„Nomina stultorum, jacentubicunque locorum.“

Darauf entsteht ein allgemeines Gelächter, pat. prof. erhebt drohend sein Stäbchen: „silentium!“ tönt es wieder, und:

„Vae tibi ridenti, quia mox post gaudia flebis.“

Die Promenade wird ruhig fortgesetzt. — Doch was kann dem guten pat. prof. begegnet sein? in dem Winkel hinter dem Ofen angelangt, bleibt er plötzlich stehen, sein Gesicht ist blaß, Entrüstung malt sich auf seinen Zügen, seine Fäuste ballen sich krampfhaft! — Es ist wieder eine Zeichnung, die einen Hiob zum Lästern bringen könnte. Sie zeigt nämlich die äußere Front des Klosters, in welchem wir uns befinden; aus einem der Fenster guckt ein Mönchskopf heraus, der dem des pat. prof. zum Sprechen ähnlich ist, das Auge ist mit einem Fernrohr bewaffnet und in den Zügen ist die gespannteste Neugierde ausgedrückt. Unten auf der Gasse gehen mehrere Personen, an deren Haltung, wie an den gebogenen, ihre Zweige und Blätter nach einer Seite hin neigenden Bäumen man sieht, daß ein Sturm braust. In der hintersten Reihe der vom Sturme getriebenen und ihrer Hüte, Hauben und Tücher beraubten Figuren erblickt man eine dickwangige Bauerndirne, die mit einem Korbe am Arme vom Küchenmarkt zu kommen scheint, und der der Wind die 4—5 fächerige Bekleidung in ein umgekehrtes Parapluie verwandelt hat, nur das Hemd bleibt fest gebannt an die gepolsterten Waden. Das Fernrohr des Mönchs scheint besonders nach dieser Partie gerichtet zu sein. Oder, derselbe Kopf sitzt auf einem wohlgenährten und mit einer Kutte bekleideten Körper in einer Zelle in Gesellschaft des gut ge-

troffenen pater guardian und frater pincerna; vor ihnen auf dem Tische stehen mehre geleerte und zu leerende Flaschen, auch an Braten ist kein Mangel, und die frommen Männer scheinen die Leiden Christi, die in mehreren Bildern an die Wand gemalt sind, gänzlich vergessen zu haben, obwohl der Wandkalender anzeigt, daß eben heute Charfreitag ist. Man kann sich denken, wie empört ein pater prof. über solch' frevelhafte Angriffe auf seine Ordensgelübde sein muß; er fängt an zu inquiriren, zu drohen, zu schimpfen, allein es will ihm nicht gelingen, dem Verbrecher auf die Spur zu kommen; indessen hat die Uhr 10 geschlagen, er entläßt also seine Schüler, gibt ihnen aber die feierliche Versicherung, nicht eher sein Haupt ruhig niederlegen zu wollen, bis er der Schlange auf den Kopf getreten hat. Nach Mittag beginnt mit einiger Abwechselung wieder das Spiel von heute Morgen; einige des Attentats Verdächtige werden provocirt und mit solcher Strenge über ihre Aufgabe geprüft, daß sie endlich erliegen müssen und mit scutica oder virgae regalirt werden.

Nachdem dieses Spiel neun Monate gedauert hat, wird ein Monat mit Correctaschreiben und den Prüfungen ausgefüllt. Zur Letztern erscheinen die Professoren, der pater guardian, der Rector, oft der Provincial des Klosters und einige Honoratioren der Stadt. Die Jungen werden nach dem Alphabet provocirt und müssen nun ihre durch 9 Monate aufgespeicherte Gelehrsamkeit auskramen. Das Ganze endigt gewöhnlich mit der höchsten Zufriedenheit der anwesenden Gäste, mit einer Belobungsrede des Rectors oder Provincials für Lehrer und Schüler, und der Gymnasiast steigt nach den Ferien um eine Classe höher, oder geht, wenn er in der sexta war, in den philosophischen Curs über. Rejectionen finden an den Gymnasien selten statt.

Bevor ich dies Kapitel schließe, habe ich noch eine Erscheinung zu erwähnen, die in Ungarn eine ziemlich karikirte und zur Beurtheilung der Nationalitätsverhältnisse nicht ohne Interesse ist. In Deutschland würde man sie mit den Worten „armer Studio" bezeichnen, in Ungarn heißt sie „tót deák" (slowakischer Student). Der tót deák ist immer ein Nordslave und nur ausschließlich auf katholischen Gymnasien anzutreffen*). Der Vater muß in den Sommermonaten seine Heimath verlassen, um sich auf den reichen Kornfeldern der Magyaren das Brod mit dem Schweiße seines Angesichts zu erarbeiten; hat er einen Sohn, der Neigung zum geistlichen Stande zeigt, was bei nordslavischen Bauern sehr häufig der Fall ist, den er aber in den heimathlichen Schulen nicht

*) Vor dem März durften katholische Knaben auf keiner protestantischen Schule studiren, während den Protestanten und Juden jede Schule erlaubt war. Seit dem März haben mehrere Katholiken dies Gesetz de facto aufgehoben, indem sie ihre Kinder in die besser bestellten protestantischen Schulen schickten. Die neue Kirchenordnung und die Jesuiten, die wir früher in Ungarn gar nicht kannten und die schon für Ofen angekündigt sind, werden diese Abtrünnigen in den Schooß der allein seligmachenden Lehrhallen zurückführen.

unterstützen kann, so schnürt er ihm den Bündel, gibt ihm zwei Hemden, einen Kamm und 12 Groschen auf die weite Reise mit, und empfiehlt ihn dem Schutz der heiligen Mutter Gottes und der Gastfreundschaft der Magyaren. Nachdem der junge Slave seine Reise mit Gottes Hilfe und der Leute Gaben durchgemacht, und in einer magyarischen Gymnasialstadt angelangt ist, sucht er sich um eine Bedientenstelle bei einem der patres professores zu bewerben, die eine fette Klosterkost und die Gunst des Professors in Aussicht stellt; sind aber diese feistesten Pfründen des tót deák schon besetzt, so bewirkt er sich bei dem Rector, daß ihm der Gulden Inscriptionsgebühr erlassen wird, kauft sich für die väterlichen zwölf Groschen und einige hinzugekommene Kreuzer wohlthätiger Mütterchen die Schulbücher von einem absolvirten Primaner, und beginnt nun seine Gelehrtenlaufbahn. Das Logis hat der tót deák gewöhnlich bei einem Bauer umsonst, doch macht er seinen Hausleuten wenig Ungelegenheit, denn im Sommer schläft er in der Scheune oder auf dem Heuboden, im Winter in dem Kuh- oder Pferdestall; des Tages über ist er in der Schule oder verrichtet seine Geschäfte, die darin bestehen, daß er jungen Handlungsdienern und höhern Studenten für ein monatliches Honórar von 6—8 Groschen die Kleider und Stiefeln putzt. In den Mittagsstunden pflegt er gewöhnlich der sentimentalen Köchin eines Edelmanns seine Aufwartung zu machen, aber nicht etwa aus unkeuschen Absichten, sondern weil diese Versüßerinnen des Lebens dem zu Allem, ja selbst zu einige Stückchen Kleinholzhacken brauchbaren tót deák besonders gewogen sind, und ihm von ihrem reichen Füllhorn gern etwas zukommen lassen. Dabei vernachlässigt aber der tót deák durchaus nicht sein Studium; er wiederholt die Conjugation des Verbum „amo, amas? etc.“, während er seiner Gönnerin die verlangte Kanne Wasser hinreicht, und oft trifft ihn diese, wenn sie ihm ein Stückchen Braten in das Gesindezimmer bringt, beim Recitiren des nomen „gracia“, und er fährt dann ununterbrochen fort: „plurale genus: graciae, graciarum, graciis, *gracias*;“ und obwohl der tót deák über keinen Tisch zu disponiren hat, so sind seine exercitia doch immer die sorgfältigst gearbeiteten, seine correcta in der Hauptprüfung die buntesten und verziertesten. Der tót deák hat überhaupt mit dem griechischen Hundsphilosophen sehr viel gemein, und keine Entbehrung bringt ihn in Verlegenheit. Am Abend, nachdem das Nachtmal gekocht ist, räumt ihm seine Gönnerin gerne den Feuerherd ein, da wird dann ein Nudelbret zurecht gelegt, das ihm den feinsten Mahagonipult ersetzt, und der an den Herd geschobene Hackblock ist für die posteriora des tót deák das genügendste Gefäßmenble. In den Sommerferien, August und September, nimmt der tót deák von den Musen Abschied, und arbeitet auf dem Felde eines reichen Bauers, oder in dessen Weingarten, und erwirbt sich einen Winteranzug und noch einige Sparpfennige; im October beginnt er in einer höhern Gymnasialclasse seinen frühern Lebenslauf, bis endlich einer der Professoren oder ein reicher Bürger, die

Gelegenheit hatten, von dem Fleiß und den Kämpfen des armen Studio Notiz zu nehmen, seinen Leiden ein Ende machen, indem sie ihn zu sich ins Haus nehmen und als Famulus oder Erzieher bei kleinen Kindern gebrauchen.

In seinem Aeußern ist der tót deák nichts weniger als eine elegante, aber auch keineswegs abschreckende Erscheinung. Das blonde Haar, dem die Mutter beim Abschied zum ersten Male mit der Scheere nahete, trägt der tót deák immer geglättet und ungelockt; das blaue Auge blickt zwar nicht ohne Scheu, aber immer mit Herzlichkeit auf seine Gönner; die mehr breite als hohe Stirn, die trotz aller Noth immer frischen, rosigen Wangen und die offenen etwas gestülpten Nüstern mit dem hervorstehenden Kinn, lassen die Energie und den Eifer ahnen, der einst den Berufsmann charakterisiren wird, und der starke, stämmige Bau seines Körpers sichert ihm den Sieg über alle Entbehrungen. Die Bekleidung ist meist armselig, aber reinlich, oft geflickt, aber nie zerrissen. Die Beine werden von einer engen Pantalon aus grobem Tuch oder ordinärem Sommerstoff bedeckt, kann nur mit Mühe über die breiten großen Stiefeln herabgezogen werden und endigt mit einem bedeutenden Mimus von 3—4 Zoll oberhalb der Knöchel. Die Brust ist in ein enges Gilet von buntem Kattun, ein Ueberrest des heimathlichen Journals, gesperrt, der Rock ist meist aus blauem Tuche, hat einen kurzen Leib und lange Schöße, der Kopf trägt eine nach den östreichischen Commodkappen geformte Mütze mit einem graden horizontal stehenden Schirm. Die Mangelhaftigkeit der Dimensionen in den Kleidungsstücken des tót deák hat meist in dem Mißverhältniß zwischen dem Wachsthum seines Körpers und dem seiner Kasse ihren Grund; indessen ist dieser eigenthümliche Anzug nur bei dem tót deák, der aus seiner Heimath kommt, anzutreffen, später, wenn sich seine Gönner vermehrt haben, wird sein Körper ein wahrer Trödlerkram, wo man die verschiedenen Moden und Suchansanzüge beisammen findet.

Der tót deák widmet sich, wie bereits erwähnt, meist dem geistlichen Stande, und der ungarische Clerus hat manchen großen Namen aufzuweisen, der ursprünglich einem tót deák gehörte. Aus ihnen werden später die meisten Gymnasiallehrer, die besten Dorf- und Städtepfarrer und nicht selten Bischöfe und hohe Würdenträger der Kirche. Ja, Kaiser Ferdinand wurde von einem ungarischen Reichsprimas gekrönt, der in seiner Jugend zu dieser armen Burschenschaft gehörte. Er hieß Rudnai, war aus Krizs bei Neustadtl an der Wag von armen Bauerneltern geboren, und lebt, wegen seiner hohen Geistesgaben und besonders wegen des prachtvollen Graner Doms, den er zu bauen anfing, in dem Andenken aller ungarischen Katholiken. Uebrigens geht der tót deák noch eine Methamorphose ein, die auf sein ganzes Leben einen bedeutenden Einfluß übt; er wird nämlich vollkommen magyarisirt, und obwohl er für immer das Magyarische etwas breit spricht, so ist er doch ein fleißiger Bearbeiter der magyarischen Literatur, und diese zählt manchen derselben zu ihren besten Vertretern, und selbst wenn er durch sein Amt in seine

heimathliche Gegend zurückgerufen wird, so bleibt er doch immer ein dankbarer treuer Anhänger des Magyarenthums, und ist meines Wissens noch kein einziger zum Panslavisten geworden.

Die protestantischen Gymnasien tragen zwar der Form nach denselben Typus, unterscheiden sich aber sehr vortheilhaft von den katholischen. Auch hier sind dieselben Classen, dieselben officiellen Gegenstände, aber es herrscht ein anderer, mit der Zeit mehr schritthaltender Geist in ihnen, und der Schüler hat hier wenig leere Worte einzubüffeln, da seine Schulbücher in der Landessprache abgefaßt sind und so viel als möglich für Realwissenschaften, als Physik, Geographie, Geometrie u. s. w. gesorgt ist. Nur findet hier ein anderer Uebelstand statt, daß nämlich die Schulen nicht wie die katholischen vom Staate, sondern von den Gemeinden oder Kirchensprengeln erhalten werden, und die Mittel gewöhnlich nicht hinreichen, ein genügendes Lehrerpersonal anständig zu besolden. Die ersten 4 Classen werden daher meist mit Studenten aus den Akademien und Collegien besetzt, und oft gewechselt, nur die Rhetorik und Poesie hat einen stabilen wirklichen Professor, der zugleich die Leitung des ganzen Instituts unter sich hat. Endlich unterscheiden sich die protestantischen Gymnasien von den katholischen noch darin, daß in erstern die griechische Sprache nach Muster der deutschen Institute mit Eifer gelehrt wird, während sie in letztern bisher ganz ausgeschlossen war; das Schulleben ist freier, die Disciplinarstrafen seltener, und durchaus keine körperlichen.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Aus Holstein.

Kiel, im Mai.

Mitte April kam ein Engländer nach Eckernförde und miethete ein Zimmer, im Angesicht des Hafens, auf drei Tage. Als diese Frist verstrichen war, miethete er es auf eine Woche, dann auf vierzehn Tage, endlich auf drei Monate. Seit seiner Ankunft hat man ihn keinen Fuß vor die Thüre setzen sehen, sodaß die seltsamsten Vermuthungen über die Mission des Fremdlings entstanden. Die mißtrauische Neugierde der guten Eckernförder entlud sich aber in Gelächter, als die Wirthsleute des Engländers erzählten, er sitze den lieben langen Tag mit dem Fernrohr am Fenster und rühre sich vom ersten Morgengrauen bis in die späte Nacht nicht vom Flecke; „denn, sagte er mit unverschämter Offenherzigkeit: Ich u-ollen sehen das Nehmen der Frigate bei die Danes.“ Sein Glas ist unabänderlich auf den Hauptmast der Fregatte „Gefion“ oder „Eckernförde“ gerichtet, deren Wegnahme durch die Dänen er mit unermüdlicher Geduld jeden Augenblick erwartet.

Diese wahre Anekdote bildet heute das Kieler Tagesgespräch. Die Einen wünschen, der Sonderling möge an seinem Lugfenster in Eckernförde hundert Jahre alt werden, die Andern wünschen ihm die — freilich nicht buchstäbliche — Erfüllung seiner

wohlwollenden Sehnsucht. Man nimmt nämlich an, daß, im Fall die Kopenhagener Unterhandlungen scheitern, der Krieg mit einem Angriff auf die schleswig-holsteinische Trophäe beginnen werde. Diesmal stünde kein Preußer und kein Jungmann bei den Strandbatterien, welche, Dank den Waffenstillstandsbedingungen, demontirt sind, doch lebt man der Zuversicht, daß die preußische Besatzung der Eckernförde nicht versäumen wird, das Schiff nöthigenfalls in die Luft zu sprengen; und so unerträglich gestalten sich die Zustände in Schleswig, so schwer lastet der bewaffnete Friede auf Holstein und so tief wurzelt das Mißtrauen gegen die vermittelnden Mächte*), daß man den Donner der auffliegenden Eckernförde, als das Signal zum entscheidenden Waffentanz, mit freudigem Hurrah begrüßen würde. Ungleichen Kampf gegen den Danebrog zieht man der Hinausschleppung des Provisoriums vor, denn mit einem Gemisch von Grauen und Ekel denkt man daran, daß die Zukunft der Herzogthümer auf ewig in den dunklen Schooß der Diplomatie fallen könnte: jene unersättliche, bodenlose Gruft, in deren Tiefe bereits so viele europäische Fragen bis zum jüngsten Gericht auf Antwort harren.

Ungleich wäre der Kampf zu Lande nur für die Dänen. Sämmtliche Offiziere, welche die Feldzüge von 48 und 49 mitgemacht haben, fällen das ungünstigste Urtheil über das feindliche Heer, obgleich sie gestehen, daß sie den Werth ihrer Lorbeeren dadurch bedeutend herabsetzen. So gebildet und tapfer die dänischen Marine-Offiziere, ebenso unfähig, altmodisch und schwunglos sollen die Offiziere der Landarmee sein; von der schlechten Führung und mangelhaften Organisation der feindlichen Truppen erzählt man sich fabelhafte Beispiele. Der gemeinen Mannschaft fehlte es an Vertrauen und, im nüchternen Zustande, an Kampflust; noch jetzt soll sie in ihren Reihen eine Mehrzahl ältlicher verheiratheter Ersatzleute haben, da die seit der Revolution eingeführte allgemeine Wehrpflicht auf den Inseln bis zum heutigen Tag ein todter Buchstabe geblieben ist. Kurz, das dänische Nationallied: „der tapfere Landsoldat," hat eine hübsche, muntere Melodie, aber der Text und Titel sind eine leere poetische Figur. Um so bitterer beklagt man die Halbheit der vorjährigen preußischen Strategik. Ich will die finsteren Sagen von Friedericia, Kolding u. s. w. nicht aufwärmen, welche die Leute hier mit erschreckender Ruhe als Thatsache erzählen, darüber jedoch herrscht ausnahmslose Uebereinstimmung, daß die Preußen den Krieg weniger als Feinde Dänemarks, wie als diplomatische Vermittler zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein führten. Sie mußten, sagt das Volk, im Gefecht immer mit einem Auge nach Petersburg hinfragen, ob sie nicht zu ernst ins Geschirr gingen. Sie begnügten sich damit, den Dänen zu seinem eigenen Heil aus den Herzogthümern hinauszuschieben, während es leichte Mühe gekostet hätte, ihn von der See abzuschneiden und großentheils aufzureiben oder gefangen zu nehmen; ein Erfolg, der nicht resultatlos geblieben wäre. Eine der letzten Proclamationen Willisen's hat dazu gedient, die öffentliche Meinung in dieser Ansicht zu bestärken; denn was ist Willisen's Versprechen, „den Krieg *ohne diplomatische Rücksichten* und mit dem der Sache gebührenden Ernst zu führen," An-

*) Mit Preußen schmollt man, Rußland haßt man, Oestreich haßt und verachtet man; den Dahlerup will man ihm nicht vergessen und nicht schenken. Neuerdings hat sich Oestreich wieder als *„erste deutsche Macht"* bewährt, indem es auf seinem großdeutschen Congreß zu Frankfurt a. M. den Holstein-Lauenburgern einen dänischen Diplomaten (Bülow) als Vertreter aufoctroyirte.

deres als eine schwach verschleierte Anklage seiner Vorgänger? Bezeichnend aber für den tüchtigen Charakter der Holsteiner ist es, daß sie, trotzdem und alledem, mit der aufrichtigsten Dankbarkeit die Verdienste Preußens um das Land anerkennen. Beim Erscheinen der erwähnten Proclamation befand ich mich in einer Gesellschaft schleswig-holsteinischer Offiziere, als die Rede auf General Bonin kam. — Um Vater Bonin ist doch Schade, bemerkte Einer; es war ein leutseliger, seelensguter Herr! — Ja, entgegnete ein Lieutenant spöttelnd: ein echter Christ, wie er im Buche steht. Mit aller Welt meint er's gut, selbst dem Feinde. — Halten Sie man Ihre Zunge, versetzte ihn ein älterer Offizier; wir wissen Jeder, woran's gelegen hat. Bonin war daran so unschuldig wie Sie; er hatte seine Instructionen. Davon abgesehen, auf welchen Füßen stände unsere Armee ohne ihn? Wenn er selbst nicht recht' dreinschlagen durfte, so hat er uns für die Zukunft schlagfertig gemacht. — Ah! in der Beziehung nehm ich meinen Hut vor ihm ab! räumte der Andere ein. Es ist merkwürdig, fuhr er fort, der Mann sah gar nicht wie ein Militär aus, eher wie ein gelehrter Berliner Professor. — Na, aber ein militärischer Professor, der sich gewaschen hat; für eine junge Armee, wie unsere, ist solch ein Hofmeister unbezahlbar. Er hat sie nicht bloß organisirt, er hat sie geschaffen; und es komme, was da wolle, wir werden doch immer gestehen müssen, daß wir Preußen unsere Erziehung verdanken! — Allerseits einverstanden! scholl es rings im Kreise. Und, wohlgemerkt, es befand sich kein Preuße unter den Anwesenden.

Von den preußischen Offizieren, die nach Hause berufen wurden, stehen viele im besten Angedenken; beim Abschied eines Majors, Schmidt namentlich, hat seine ganze Compagnie Thränen vergossen. Manche waren im Geruch unverhältnißmäßigen Hochmuths. Jene, welche definitiv in den Dienst des Herzogthums traten, erfreuen sich großer Auszeichnung und leben auf dem kameradschaftlichsten Fuß mit den Eingeborenen; sie haben es allmälig gelernt, mit den Holsteinern umzugehen. — Unsere Leute, sagte mir ein Offizier, vertragen die rücksichtsloseste Strenge im Dienst, und wollen nichts weniger als gehätschelt sein, nur wegwerfende Behandlung und einen gewissen schnarrenden Ton der Verachtung können sie nicht verdauen . . .

Der jetzige Oberfeldherr, Generallieutenant Willisen, wurde nicht gleich mit voreiligem Jubel empfangen, auch seine helmbuschschüttelnden Proclamationen machten keinen sichtlichen Eindruck auf das bedächtige Volk. Erst die Art und Weise seiner Thätigkeit gewann ihm Vertrauen. Willisen ist ein alter, schlanker Herr mit grauen Haaren und bartlosem, rothbraunem Gesicht von determinirten Zügen; ich hatte Gelegenheit, ihn bei ein Paar kleinen Musterungen zu beobachten. Er verbat sich Hurrahs und Lebehochs, musterte jeden einzelnen Mann und legte nur auf das Wesentliche Gewicht. Seit seiner Ankunft werden die Uebungen im Waffengebrauch doppelt lebhaft betrieben, die Truppen sind keine Stunde müßig, und selbst die Offiziere schießen täglich mit Spitzkugelmusketen nach der Scheibe. Es hat anfangs nicht an mißtrauischen Stimmen gefehlt, die Willisen's Verzichten auf seine preußische Pension eine Komödie und seine Mission eine diplomatische nannten. Seine angeblichen polnisch-italienischen Antecedenzien gaben dem Geflüster Bedeutung. Indeß haben die Zeitungen nachgewiesen, daß es nicht Generallieutenant v. Willisen, sondern sein Bruder, der Adjutant des Königs von Preußen war, der im J. 1849 die Taktlosigkeit beging, erst das Feldlager Karl

Albert's und darauf das Lager Radetzky's mit seiner beifälligen Anwesenheit zu beehren. Die Verdächtigung ist nun verstummt oder doch kleinlaut geworden.

Bei der Rückkehr von seiner ersten Inspections-Rundreise nach Kiel hat Willisen sein unbedingtes Vertrauen auf die Tüchtigkeit der holsteinischen Armee öffentlich ausgesprochen. Sie könne sich den besten Truppen Europas dreist zur Seite stellen, sagte er unter Anderem. Hoffentlich hat der alte Herr, der sonst so kurz angebunden auftritt, weder dem Lande schmeicheln noch sich selber täuschen wollen. Das Material zu einer trefflichen Armee war allerdings vorhanden: ein Menschenschlag vom besten norddeutschen Kern; geformt und geschult durch eine Offizierschaar, die theils aus patriotischen Motiven, theils aus ehrgeiziger Kriegslust der holsteinischen Sache mit Leidenschaft anhängt; beseelt und gehoben durch die Traditionen zwei rühmlich geführter Feldzüge. Junge Leute ohne Uniform sind nirgends zu sehen, die ganze Generation vom 18. bis zum 30. Jahr steht unter Waffen, darunter die Söhne der ersten Familien. Mit welcher Liebe die Leute ihrem Handwerk obliegen, kann man auf jedem Exercierplatz sehen; der Fuchs auf dem Fechtboden, der angehende Stutzer auf dem Tanzsalon ist nicht eifriger als der hiesige Rekrut in der Waffenübung *), und beim rauhesten Wetter ziehen die Soldaten unter fröhlichem Gesang zu ihrem täglichen Manöver aus. Die Manneszucht wird im Dienst so streng gehalten wie irgendwo; außer dem Dienst ist der Verkehr zwischen Soldaten und Offizieren so frei und ungezwungen wie in Frankreich. Excesse gehören zu den größten Seltenheiten, die Nüchternheit ist, trotz des guten Soldes, eine allgemeinere Tugend als bei irgend einer deutschen Truppe, die gemeine Mannschaft selbst verläugnet in Ton und Haltung einen gewissen aristokratischen Anstand nicht, denn die freie Bauernschaft, der sie großentheils entstammt, ist bekanntlich die stolzeste, aber zugleich anständigste Aristokratie, die es geben kann. In einer Beziehung darf der Laie das Urtheil des Feldherrn mit Sicherheit unterschreiben. Die holsteinische Armee ist die einzige in Deutschland, der kein polizeilicher Beigeschmack anklebt; sie hatte nie das Unglück, sich im Bürgerkriege traurige Lorbeeren zu erfechten, ihre scharfgeschliffenen Schwerter drohten und drohen Niemand als dem auswärtigen Feinde, gegen den, wie man weiß, die Pflichten der Humanität und Ehre gewissenhafter beobachtet werden, als gegen den rebellischen Landsmann. Wenn das „freie einige Deutschland" dereinst eine Armee besitzt, die so verdienter Volksthümlichkeit sich erfreut, wie die kleine holsteinische Armee, dann wird es Zeit sein, von einem herrlichen Kriegsheer zu reden.

Im Frühling 48 stellte Holstein nicht mehr als 2000 Freiwillige ins Feld. Jetzt zählt es über 30,000 Mann reguläre Truppen, deren Zahl mit Leichtigkeit auf 40,000 erhöht werden kann. Waffen, Monturen, Schießbedarf, Lazarethe u. s. w., Alles mußte in dieser kurzen Frist neu angeschafft werden. Die Unterhaltung der Armee kostet das kleine Land monatlich eine Million Mark Courant. Die Einquartierungslast ist enorm. Reiche Gutsherren pflegen 80 bis hundert Mann zu verpflegen und bloß auf die Anschaffung des nöthigen Bettzeugs einige tausend Mark jährlich zu verwenden; der Bürger, welcher 100 Mark Steuern zahlt, erhält zehn Mann ins Haus. Alle diese Opfer bringt das Volk mit heiterer Miene, aber umsonst will es sie nicht gebracht haben. Ehe es einen faulen Frieden annähme, würde es sich den schlimmsten Wechselfällen des Krieges aussetzen. Sämmtliche Häfen Holsteins, Kiel, Neustadt, Heiligenhafen, sind gegen

*) An das Bayonnetfechten ist, unerklärlicher Weise, hier noch nicht gedacht worden.

Ueberfall und Angriff gerüstet, die Küsten Schleswigs zu armiren, würde geringe Zeit kosten; blinden Schrecken also jagt der Danebrog nicht mehr ein. Schleswig-Holstein kann auf eigenen Füßen gegen Dänemark eine gute Weile feststehen; es ist gerecht genug, um von Preußen, dessen Ostseehandel in den letzten zwei Jahren so viel gelitten hat, Nichts als Neutralität zu verlangen. Diese Stimmung ist nicht von Uebermuth eingegeben; man weiß nur zu wohl, was die geschlitzte Flagge mit dem weißen Kreuz im blutrothen Felde zu bedeuten hat. Die Flotte ist ja noch immer die letzte Sorge der deutschen Fürsten geblieben; Nichts hindert daher den Danebrog, die holsteinischen Häfen zu blockiren und die Hauptquelle des hiesigen Erwerbs, die Kornausfuhr, zu verstopfen. Holstein kann es auch darauf ankommen lassen und braucht ein finanzielles Duell mit Dänemark nicht zu scheuen; denn die dänische Kasse hat mehr als ein Loch.

Eins erwartet und fordert man mit Recht von Preußen: daß es sein Veto gegen die gewaltsame Einmischung der Großmächte erhebe. Preußen unterschätzt seine Stärke, wenn es bei den Großmächten taube Ohren zu finden glaubt. Oestreich und Frankreich haben mit sich zu thun, russische Drohungen aber können nur bei den Jesuiten der Kreuzzeitung wirken, weil diese gern glauben (oder zu glauben heucheln) was sie wünschen. Der Czar wird für Dänemark nicht mehr thun, als er neulich für Griechenland that; denn Englands Interesse ist es wahrlich nicht, daß Sund und Kattegat unter die Herrschaft der moskowitischen Flagge kommen. Ich glaube, daß auch ein paar Dutzend Fürsten erschrecken würden, wollte Rußland in Holstein Truppen landen; wenn sie ihr Interesse verstehen, müßten Preußen, Sachsen, Hessen, Würtemberg und vielleicht auch Baiern den Czaren kniefällig anflehen, von solchem Vorhaben zu lassen, damit sie nicht in das Dilemma fallen, die tollkühnen Alliirten oder die unfreiwilligen Feinde Rußlands zu werden.

Die russische Intervention also ist ein Schreckschuß, der hier zu Lande mit Hohn aufgenommen wird. Man denkt vielmehr, daß die deutschen Regierungsblätter absichtlich gegen das Ausland feige thun, um eine Furcht anderer Art, die begründeter ist, dahinter zu verstecken: die Furcht vor der moralischen Rückwirkung, welche sowohl die Siege wie die Niederlagen einer auf eigene Faust kämpfenden schleswig-holsteinischen Armee auf die Stimmung Deutschlands äußern dürften. Wenn die deutschen Diplomaten daher mit denen des übrigen Europa vereinigt daran arbeiten, den Krieg der Herzogthümer gegen Dänemark zu hintertreiben, so ist das begreiflich, aber ein glücklicher Erfolg ist diesem löblichen Streben nur dann zu versprechen, wenn sie einen Frieden zu Stande bringen, der kein Verrath an den Rechten und Interessen der Herzogthümer ist. Möge die Diplomatie einmal zeigen, daß sie mehr als unhaltbare Provisorien zusammenflicken kann. Sonst wird sie an den Küsten der Ostsee eine eben so schmachvolle Niederlage erleben, wie im Herbst 1847 in den Schweizer Bergen.

Aus Meiningen.

Ich hoffe, daß Sie noch mit einiger Zerknirschung sich der Moralpredigt erinnern, die ich Ihnen vor etwa einem halben Jahre zu halten die Ehre hatte. Sie werden eingesehen haben, daß Sie Unrecht, ja was schlimmer ist, einen Fehler begingen, als Sie uns ignorirten. Ich war damals im Stande, in dem wohlberechtigten Gefühl gekränkter Würde zu schreiben: denn wir besaßen damals einiges Selbstgefühl. Das Reichs-

ministerium, die Centralgewalt hatte uns als ebenbürtigen Gegner betrachtet: wir besaßen eine Besatzung von Reichstruppen, sogar ein Reichscommissär war uns octroyirt worden: wir waren glücklich, denn wir waren gefürchtet. Kein Wunder, wenn der Hochmuthsteufel in uns fuhr: unsere demokratischen Blätter waren gleich unwissend und geistreich, als irgendwo: unsere Versammlungen so „entschieden freisinnig", als nur je der Dresdner Unverstandslandtag: unsere Demokraten gaben an Selbstbewußtsein dem Lindenmüller und an Verachtung aller Doctrin dem Minister Manteuffel nichts nach. Wir verwarfen das Maibündniß und die Dreikönigsverfassung: — unser Schicksal war erfüllt. Man wagte es, uns aufzulösen, und die neue Kammer nahm an, was wir verwarfen. Seitdem ist unser Land von der Stufe eines Großstaats, auf die mir es gehoben, zu seiner vormärzlichen Kleinheit herabgesunken. Die Bourgeois haben nach Erfurt gewählt, und trotz des großartigen passiven Widerstands, den wir bei dieser Gelegenheit entwickelt, haben unsere Abgeordneten „in der Festung" mitgetagt.

Was soll nun werden? Die Demokratie, welche alles weiß, sie weiß dies nicht, sie mag es auch nicht wissen. Die Reactionäre, Bourgeois und Doctrinäre, die sich als eine Art Weidenbuschpartei constituirt haben, haben den Staat und uns auf dem Gewissen. Wir sind es müde geworden, mit einer Partei zu kämpfen, die anmaßend genug ist, zu behaupten, man müsse etwas gelernt haben, um etwas zu verstehen. Dieses Geschlecht von Menschen setzt seine Hoffnung auf Erfurt und die Union. „Die kleinen Staaten, sagen sie, sind kein Hinderniß der Einheit, aber sie müssen sich an eine kräftige und einheitliche Reichsregierung anlehnen können: alle allgemeinen Gesetze müssen vom Reich und vom Parlament ausgehen, und den Einzellandtagen darf nur die Reglung der eignen Finanzen und Localgesetzgebung verbleiben." Undankbarkeit, dein Name ist Weidenbusch! Was hätten wir aus unserm Staate machen können, was hatten wir schon angefangen daraus zu machen, und was wollt ihr daraus machen! Wenn wir noch im Jahre 1848 lebten, würden wir diese Menschen, wie wir so oft gethan, „der öffentlichen Verachtung preisgeben:" im Jahre 1850 hüllen wir uns in stiller Größe in den Mantel unseres Bewußtseins. Es wird eine Zeit kommen, wo man uns in unserer Zurückgezogenheit aufsuchen und, wie den römischen Feldherrn vom Pflug, aus unserm Schmollwinkel zur Dictatur rufen wird. Möge es dann nicht zu spät sein: möge es uns dann noch vergönnt sein, den doctrinären Träumen von einer einheitlichen Reichsregierung in der Person des Hohenzollern gegenüber unsern naturwüchsigen Ideen von der Verfassung und Regierung eines Reichs Geltung zu verschaffen. Wenn wir aber den verblendeten Jubel betrachten, mit welchem erst vor Kurzem trotz unserer Warnungen der unglückselige Gagern bei uns empfangen wurde, dann vermögen wir keine Hoffnungen für unsere Zukunft zu fassen. Zu spät werden die Beruffomanen sich unserer Lehren erinnern, zu spät von ihren doctrinären Principien sich zu dem voraussetzungslosen Standpunkt der Principlosigkeit bekehren. Wir werden dann nicht mehr helfen können; denn es wird von uns heißen, wie der verwundete Mercutio von sich sagt: fragt morgen nach mir und ihr werdet einen stillen Mann an mir finden.

Literarische Neuigkeiten aus Frankreich.

Victor Hugo hat von der Aufführung des Toussaint Louverture von Lamartine Gelegenheit genommen, sich über das Verhältniß des Dichters zum Staatsmann aus-

zusprechen: eine Idee, die ihn unablässig verfolgt, seit seiner Aufnahme in die Akademie. „Herr von Lamartine, sagt er, hat am meisten zur Stärkung des absurden Vorurtheils beigetragen, daß der Dichter unfähig sei zur Leitung der Geschäfte. Nur darum, weil er ein lyrischer, und nicht ein dramatischer Dichter ist. Diese beständige Flucht der Action vor der Idee, der Idee vor der Action, welche man im Toussaint Louverture verfolgen kann, sie findet sich ebenso im Geschichtschreiber der Girondisten, im Staatsmann und im Denker wieder. Heute ist es die Idee, welche die Action beherrscht, unterdrückt, vernichtet; er giebt seinen Willen der Inspiration gefangen; er ruft aus: Alea jacta est! er fordert fünf Minuten Ueberlegung, um zu entscheiden, ob Frankreich eine Monarchie oder eine Republik sein soll; er steigt auf die Tribüne, ohne zu wissen, welchen Antrag er stellen will, ob er der Nationalversammlung oder dem Volke das Recht vindiciren wird, sein Oberhaupt zu wählen. — Morgen läßt sich sein Gedanke, ungewiß, leichtfertig und schwankend, auf der Woge der Ereignisse tragen. Eine Revolution gibt ihm die Macht in die Hände, eine Insurrection raubt sie ihm wieder; in der Zwischenzeit bietet sich ihm Frankreich ein Paar mal an, und findet ihn nie bereit." — So richtig diese Darstellung ist, so hat Victor Hugo darüber vergessen, daß sie ihn selber ebenso trifft, als seinen glücklicheren Nebenbuhler. Die lyrischen Ergießungen, die den eigentlichen Kern seiner wunderlichen Schicksalstragödien ausmachen, berechtigen Frankreich keineswegs zu der Hoffnung, in dem Dichter der Marion de Lorme den ersehnten Messias zu finden, der seine socialen und politischen Wirren durch einen Zauberspruch zu beschwören im Stande ist.

Victor Hugo beschäftigt sich mit einem neuen, großen Buch, das den Titel führen soll: les misères, und zu welchem seine neuesten Reden in der Kammer, namentlich die über das Deportationsgesetz, das Programm bilden sollen.

Lamartine: le Passé, le Présent et l'Avenir de la République. Eine neue Variation des beliebten Lyrikers auf das alte Thema: Die socialistischen Ausschweifungen seien gegen die Revolution, und die echte demokratische Republik sei eitel Tugend und Zufriedenheit. — Man merkt in den Formen, die noch immer glänzend sind, die allmälige Abschwächung eines Gedankens, der sich durch beständige Widerholung abnutzt, und seine Hohlheit durch heftige Declamationen nicht mehr verstecken kann.

Histoire des causes de la révolution française, 4 Bde. Von Granier de Cassagnac. Dieses neue Werk unterscheidet sich von den frühern über denselben Gegenstand u. A. dadurch, daß es den Einfluß der Philosophie des 18. J. auf die Ereignisse am Schluß desselben als unbedeutend darstellt, und die Initiative der liberalen Neuerungen der alten Monarchie zuschreibt.

Daniel Stern: Histoire de la Révolution de 1848. Ein interessantes Buch, auf das wir noch zurückkommen. Die Gräfin Agout wirft der alten Gesellschaft, die sie kennen muß, entschieden den Fehdehandschuh hin, und zeigt mit den Propheten der

neuen eine Bekanntschaft, die bei ihrem Stand und ihrem Geschlecht in Erstaunen setzt. Bunter, pikanter und drastischer als irgend eine der bisher erschienenen Denkschriften ist dieses Buch schon darum, weil es sich mehr in Persönlichkeiten, Anekdoten, Criminalgeschichten u. dgl. vertieft. Die socialistische Fiction macht es um so pikanter.

Von Louis de St. Aulaire, ehemaligem Deputirten, sind erschienen: Considérations sur la démocratie. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß die Demokratie in Frankreich uralt ist, daß sie bis auf das 12. Jahrhundert zurückgeht, und daß diese legitime, auf vernünftiger Organisation beruhende Demokratie sich in einzelnen Spuren (in den Ackerbauräthen) noch immer erhalten hat, und nur einer neuen Belebung bedarf, um der modernen, nivellirenden Demokratie siegreich entgegenzuarbeiten.

Ein neues Fragment über Aesthetik. Essai sur la théorie du beau pittoresque, von J. B. Laurens, eine Vervollständigung der Principles and practice of art (1845) von dem englischen Landschaftsmaler Harding, wird von den Journalen mit einiger Anerkennung besprochen. Zum Schluß der Abhandlung, die sich vorzüglich auf Landschaftsmalerei bezieht, folgt eine Analyse der Schönheit des Weibes.

La Foi nouvelle cherchée dans l'art, de Rembrandt à Beethoven. Die Kunst die Quelle des Glaubens, ein alter Satz, den die heitern Griechen anerkannten, indem sie dem Vater Homer für ihre Götterbilder Dank sagten, gegen den aber das ernste Christenthum sich sträubt, und mit Recht, denn der Kern seines Wesens, der Spiritualismus, hat mit der Kunst nichts zu schaffen. — Jenes Büchlein gewinnt an Interesse, wenn man es mit den entsprechenden Tendenzen in Deutschland (Richard Wagner) vergleicht.

Ein neues Werk von Don Serafin Calderon: Scenen aus Madrid, Andalusien u. s. w., „von einem Einsamen," wird wegen der anschaulichen Darstellungsweise, der gründlichen Kenntniß der Sitten, und des mit einer feinen Ironie zersetzten Patriotismus, der seinen Skizzen und Beschreibungen einen gewissen poetischen Anstrich gibt, von der französischen Kritik sehr gerühmt.

Unter den neuen Dramen, die in Paris Effect gemacht haben, zeichnen sich aus: Vivia's Martyrium, von Reboul aus Nimes, eine Nachahmung des Polyeucte. Vivia ist die heilige Frau und die zärtliche Mutter, und der Conflict ist zwischen dem Glauben, der sie treibt, den Himmel zu erwerben, und der mütterlichen Liebe, die sie durch irdische Bande an ihren Sohn fesselt. Sie ist die christliche Tochter, die der thörichte Vater mit seinem Fluch bis in die Marter verfolgt, in der sie stirbt, indem sie ihm verzeiht. Reboul hat die sonore Feierlichkeit der Tragödie von Corneille mit einigem Glück wiedergegeben. — Nächstdem hat ein phantastisches Lustspiel von Méry: Planètes et Satellites durch seine feine Charakteristik Glück gemacht.

Jeanne de Vaudreil. Neuer Roman einer unbekannten Verfasserin, in welcher die Kritik viel Geist, aber auch viel hohlen Dogmatismus findet. Eine zweite Lelia oder Vally, behandelt sie die Geschichte des Zweifels in edlen und ihrer Anlage nach religiösen Herzen bis zu einer gewissen spiritualistisch-allgemein gehaltenen Versöhnung, wie im Spiridion. — Man denkt dabei an unsere Faustine, welche den endlichen Zielpunkt ihres unruhigen Trachtens in einer engeren Klause, in einem bestimmteren Heiligthum gefunden hat: im Schooß der allein seligmachenden Kirche.

Sacs et Parchemins (Geldsäcke und Stammbäume), ein neuer Roman von Jules Sandeau, übertrifft die frühern Leistungen dieses Verfassers bei Weitem. Er spielt in der Zeit unmittelbar vor der Februarrevolution. Eine alte legitimistische Familie aus der Bretagne alliirt sich mit dem Hause eines steinreichen, eitlen Pariser Bourgeois, Herrn Levrault, der durch seinen Schwiegersohn bei Hofe angestellt zu werden hofft. Der junge Edelmann ist auch bereits im Begriff, mit Hintansetzung seiner Principien dem Moloch des Julikönigthums zu opfern, da bricht die Emeute aus. Um sich vor dem Volke zu sichern, zieht Herr Levrault die republikanische Fahne auf; er verliert aber doch in der eintretenden Finanzkrisis sein Vermögen, und die unsittlichen Verhältnisse einer Mesalliance treten nun nackt ans Tageslicht, bis sie durch die gute Natur der beiden Hauptbetheiligten beseitigt werden. — Noch schlechter als die Legitimisten und die eitlen Parvenus kommen die Demokraten weg, und von jeder Partei finden sich einzelne treffende Charakteristiken, obgleich die Darstellung oft genug das Aussehn einer bloßen Carricatur annimmt, wie es auch bei Louis Reybaud's Jerome Paturot fast immer der Fall ist.

Unter den reactionären Schriften, die in neuester Zeit erschienen sind, muß sich die Histoire du Sonderbund von Crétineau Joly durch die aufgetragenen Farben auszeichnen, wenn wir folgendes Fragment ins Auge fassen, welches die legitimistische Chronique de Paris mittheilt: Lamartine, vieux Narcisse qui se mire dans un bourbier révolutionaire, chevrotait une harmonie historique pour diviniser la guillotine.

Das Journal des économistes zeigt folgende neue Werke an, die in sein Gebiet fallen: Histoire des banques, von Ch. Coquelin. — Subsistances et populations, von L. Cador. Histoire de l'administration de la police de Paris depuis Philippe Auguste jusqu'aux états généraux de 1789, ou tableau moral et politique de la ville de Paris pendant cette période, considérée dans ses rapports avec l'action de la police, von Frégier. — Nouvelles études sur la législation charitable, von L. Delamothe. — Harmonies économiques, von dem Deputirten F. Bastiat. — Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaine, von Moriau Christophe. — Les soirées de la rue St. Lazare, entretiens sur les lois économiques et défense de la propriété, von G. de Molinari. — De la situation des classes ouvrières en France, von Ernest Merson.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Das Attentat auf den König von Preußen.

Als es in England vorkam, daß ein hirnverbranntes Individuum einen Mordanfall gegen die Königin unternahm, freute man sich über die Rettung der Fürstin und überlieferte den Elenden so schnell als möglich den Gerichten, resp. dem Irrenhaus, um sich den Gedanken an die widerliche Begebenheit so schnell als möglich aus dem Sinn zu schlagen. Dagegen verfehlte man in Frankreich nicht, bei jedem neuen Attentat auf Louis Philipp ein Zetergeschrei gegen die Verderbniß der Zeit zu erheben, und das Verbrechen eines Einzelnen zu Maßregeln gegen die Freiheit der Nation zu benutzen.

Unsere conservative Partei versichert, eine große Vorliebe für England und eine große Verachtung gegen Frankreich zu hegen. In der Praxis macht sich diese Stimmung nicht sonderlich geltend. Wir sind nur zu geneigt, die schlechten, jesuitischen Maßregeln der französischen Politik blindlings nachzuahmen, sobald sie nur den Anschein einer gewissen Energie haben. So haben bei dem neulichen Mordanfall auf den König unsere reactionären Blätter nicht verfehlt, mit wahrhaft französischen Declamationen das Verbrechen eines Einzelnen dem Zeitgeiste zu imputiren.

Bei einer abnormen That liegt es eigentlich in der Natur der Sache, in der abnormen Geistesrichtung des Thäters die Erklärung zu suchen. Es ist vorgekommen, daß ein Vater seine sämmtlichen Kinder umgebracht, daß der Sohn seinen Vater erstochen hat; in solchen Fällen hat sich Niemand einfallen lassen, den Zeitgeist des Vatermordes zu bezüchtigen.

Jetzt soll die Demokratie die Schuld des Königsmordes tragen. Als einziger Beweis wird angeführt, daß der Thäter ausgerufen haben soll: Es lebe die Freiheit! — Als ob die Idee der Freiheit eine Erfindung der Demokratie wäre!

Die demokratischen Blätter und die demokratischen Clubs haben allerdings viel schädliche Doctrinen verbreitet, namentlich in den Zeiten, wo sie eine Macht im Staate waren — im Sommer 1848. Die Septemberscenen in Frankfurt konnte man mit Recht der Demokratie imputiren, denn damals hatten die demo-

kratischen Blätter und die Demagogen das Volk direct aufgefordert, Fractur-schrift zu schreiben.

Es ist mir aber völlig unbekannt, daß damals, oder jetzt, oder zu irgend einer Zeit ein demokratisches Blatt die Lehre aufgestellt hätte, daß der Königs-mord etwas Erlaubtes sei, oder daß an das Leben des jetzigen Königs von Preußen der Sieg der conservativen Partei geknüpft sei, daß durch seinen Tod die Sache der Demokratie gefördert werden könne.

Etwas der Art müßte doch aber vorgekommen sein, wenn man jenes Ver-brechen mit der Demokratie in Verbindung bringen wollte. — Bei den Königs-mördern Jacques Clement und Ravaillac stand die Sache anders. Diese waren nicht nur durch Jesuiten unmittelbar zu ihrer Schandthat angereizt, mit all dem Mißbrauch kirchlicher Formen, durch welche dieser schändliche Orden, der jetzt wieder die Hauptstütze der Legitimität geworden ist, auf schwärmerische Gemüther eine so unheilige Wirkung ausübte; sondern der Orden hatte in seinen officiellen Schriften, die von seinen Obern sanctionirt waren, offen und ausführlich die Lehre vorgetragen, daß der Mord eines ketzerischen Königs erlaubt und unter Umständen geboten sei. — Wenn man also damals den Jesuiten den Mord beider Könige zuschrieb, so hatte man eine positive Grundlage für diese Be-hauptung.

Der Königsmord ist nicht eine Erfindung der Demokratie; er ist vorzugs-weise herrschend in despotischen Staaten: in Staaten, wo der Wille des Einzelnen über dem Gesetz steht, und das Leben dieses Einzelnen (eines Nero ꝛc.) schädlicher sein kann, als die Erschütterung, welche das göttliche und menschliche Recht durch seinen Tod erleidet. Im römischen Kaiserreich, in der jüdischen Theokratie, bei den Byzantinern, den Türken und den Russen sind die meisten Königsmorde vorgekommen.

Die Königsmorde der neuesten Zeit — ich erinnere an Gustav III., Peter II., Paul I. — gingen theils von ungeduldigen Erben aus, theils von der aristo-kratischen Reaction, welche sich des gekrönten liberalen Neuerers entledigen wollte.

Selbst der an einem Könige begangene Justizmord, den man in der Regel der Demokratie zuschreibt, ist die Nachahmung einer monarchischen Unthat. — Karl I. war der Enkel der Maria Stuart. Eine Königin ist es, welche die Welt darüber belehrt hat, daß die Majestät nicht vor dem Schaffot schützt. —

Wollte man sagen, die Demokratie trage darum die Mitschuld an dem Morde, weil sie den Haß der blinden Menge gegen die Person des Königs von Preußen gelenkt hat, so ist Folgendes darauf zu erwiedern. — Einmal fallen diese Aufreizungen meist in das Jahr 1848. Damals ist kein Attentat vorge-kommen, während lange vorher der abgesetzte Bürgermeister Tschech, von Privat-rache getrieben, sein Pistol auf den König abschoß. In der letzten Zeit sind die Angriffe gegen die Person des Königs viel seltener geworden, und wenn man

hinter den unbestimmten Phrasen der Demokratie eine Drohung suchen will, so ist es die einer neuen Insurrection. — Ferner sind die Angriffe gegen einzelne Personen in den letzten Jahren so stark und allgemein geworden, daß die Mörder viel zu thun hätten, wenn sie alle angeblichen Feinde des Volkes umbringen wollten. Gegen Windischgrätz, Haynau, Mantenffel u. s. w., die wenigstens mit demselben Haß verfolgt wurden, als König Friedrich Wilhelm, ist kein Mordversuch unternommen. —

Wenn ich also die Beschuldigung, die Demokratie sei der intellectuelle Urheber jenes Verbrechens, als völlig unbegründet zurückweisen muß, so fällt es mir doch nicht ein, jene That isoliren, sie von einer höchst verderblichen Richtung der Zeit trennen zu wollen. Das politische Verbrechen ist darum schlimmer, als das Privatverbrechen, weil es die Begriffe des Guten und Bösen vermischt, weil es im Namen Gottes den Teufel anruft. Es ist der Ausdruck einer Zeit, in deren sittlichen Begriffen eine Zersetzung vorgeht.

Diese verderbliche Richtung finde ich in zwei Umständen: einmal in der Unterdrückung des Rechtsgefühls durch Gründe politischer Zweckmäßigkeit; sodann in der grob materiellen Weise, wie man das Königthum auffaßt. — In beiden ist die Demokratie mitschuldig, aber um nichts mehr, als die Reaction.

Wer hat den jesuitischen Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel; in kritischen Zeiten hilft nur *eine rettende That*, die sich über das positive Recht hinwegsetzt, wer hat diesen Grundsatz lauter gepredigt und zur Anwendung gebracht? die Demokratie oder die Reaction? — Wer hat die Blutgier des fanatisirten, bewaffneten oder unbewaffneten Pöbels gegen den politischen Gegner boshafter geschürt? Die neue Rheinische oder die neue Preußische? — Wer hat die Rechtlosigkeit des politischen Gegners, und damit seine Nothwendigkeit, sich in der Sphäre des Unrechts, des Verbrechens zu bewegen, brutaler proclamirt? das Organ Robert Blum's oder das Organ des Herrn von Gerlach?

Allerdings gibt die deutsche Presse seit drei Jahren ein klägliches Bild sittlicher Deprovation. Aber in der ganzen Presse gibt es kein Blatt, das an qualificirter Gemeinheit mit der Verfechterin des christlichen Staats und der Legitimität wetteifern könnte. Aehnlich wie Eugen Sue, bewegt sich der Zuschauer der Kreuzeitung nur in Bordellen, Diebsherbergen, Spelunken nächtlicher Unthat, schlechte Kneipen; er redet ihre Sprache, denkt in ihrem Gesichtskreise, empfindet in ihren Vorstellungen; angeblich, um seine Gegner darin zu suchen, in der That aber aus innerer Neigung und Sympathie.

Die Aristokratie, deren Hauptlectüre dieses Blatt bildet, hat keinen Grund, sich über die Zoten, die Unflätigkeiten und die Verruchtheit der französischen Romantik zu beschweren. An dem schmutzigsten Ort von Paris würde man ihr Organ mit Ekel und Verachtung unter die Füße werfen.

So lange unsere sittliche Bildung nicht höher steht, darf uns auch das unter-

hörteste Verbrechen nicht in Erstaunen setzen. So lange wir nicht von der großen Wahrheit: daß Recht, Gewissen, Ehre hoch über allen Rücksichten politischer Zweckmäßigkeit erhaben sind, daß weder die Rettung der Monarchie noch die Herstellung eines absoluten Tugendstaats das Verbrechen rechtfertigt, so lange wir von dieser Wahrheit nicht innerlich erschüttert und durchdrungen sind, so lange wird unser politisches Leben ebenso haltlos, kleinlich und gemein bleiben, als unsere socialen Zustände. —

Ich gehe zum zweiten Punkt über. — Ich erkenne als den Mittelpunkt unserer gesellschaftlichen und politischen Ordnung die Heiligkeit der Majestät. — Abgesehen von allem göttlichen Recht, das man durch eine bloße Behauptung nicht beweisen kann, treibt uns die Selbsterhaltung, am Königthum festzuhalten. — Das Königthum ist selbst in England, wo seine Functionen dem Anschein nach so eng begrenzt sind, die feste Grundsäule alles politischen Lebens. — Ich glaube, daß in einem Lande des salischen Gesetzes, in einem Lande, das von einer übermächtigen Aristokratie nicht vollständig beherrscht wird, die Attribute des constitutionellen Königthums viel umfangreicher sein können, als in England, ohne dadurch an ihrer Heiligkeit einzubüßen.

Wenn aber eine extreme, fanatische Partei, eine Partei, die bei der großen Mehrzahl des Volks ebenso verhaßt als verachtet ist, in unablässiger Anstrengung bemüht ist, die Person des Königs in den Kampf zu ziehen, ihre eignen Ansichten, Leidenschaften, Zwecke mit dem Purpurmantel zu überdecken, ja den Monarchen als ihren persönlichen Leiter darzustellen — so tastet sie dadurch die Heiligkeit des Königthums auf eine viel gefährlichere Weise an, als die Demokratie mit ihrer Frechheit und ihren Verleumdungen.

Denn was kann das Königthum tiefer herabsetzen, als die Meinung, der Monarch sei der persönliche Führer einer Partei, deren Organe Ohm und Gödsche sind!

Mein Vorwurf reicht noch über Ohm und Gödsche hinaus. — Niemand wird den persönlichen Muth der Männer bezweifeln, welche gegenwärtig das Ruder des preußischen Staats führen. Aber in der Ungeschicklichkeit ihres Verfahrens liegt für die öffentliche Meinung, die zwar nicht der einzige, aber ein wesentlicher Factor des Staatslebens ist, nicht viel weniger Gefahr, als in der Bosheit der Feinde der Monarchie. — Brandenburg, Manteuffel u. s. w. mögen noch so fest von der Richtigkeit ihres Princips überzeugt sein, sie dürfen nicht vergessen, daß die Krone über ihrem Princip steht; sie müssen sich den Fall denken, daß ihr Princip gestürzt wird, und daß die Krone dennoch bleibt. In dieser Trennung sind sie nicht vorsichtig genug; sie identificiren ihr Princip mit dem monarchischen Princip, und damit die Opposition mit dem Republikanismus. Sie lassen die Persönlichkeit des Königs zu viel, die ihrige, die doch das Königthum decken soll, zu wenig hervortreten. Sie fordern im Einzelnen — das müssen auch ihre Gegner anerkennen — den Haß der bösen Leidenschaften gegen ihre Person heraus; aber sie motiviren

zu wenig diese Herausforderung; sie zeigen zu wenig, daß sie es sind, die dem Staat eine von der Demokratie angefeindete Richtung geben, und wenn sie es gelegentlich sagen, so glaubt man ihnen schwer.

Das Königthum soll aber zu heilig sein, um sich in jene Partei zu versenken, welche die Partei über das Vaterland stellt; denen, ähnlich wie den Rothen, ihre Parteigenossen in Rußland und Oestreich näher stehen, als ihre Mitbürger von anderer Färbung. Preußen kann nur dadurch groß werden, ja es kann nur dadurch existiren, wenn seine Bürger ohne Unterschied mehr Preußen sind, als Legitimisten, Liberale oder Demokraten. Das Vaterland steht über der Partei, so soll es auch das Königthum. — —

Noch eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken. Die Organe der Reaction fordern im Tone eines Inquisitors die gesammte Presse auf, die Art und Weise ihrer Empfindungen über jenen verbrecherischen Versuch auszusprechen, um nach dem Grade des darin enthaltenen Patriotismus die Duldung abzumessen, welche man ihr zu gewähren habe.

Wir halten dafür, daß kein Patriotismus dazu gehört, ein Verbrechen als Verbrechen zu empfinden. Um einen Mörder zu verabscheuen, braucht man nicht diese oder jene Cocarde am Hut zu tragen.

Wir wissen ferner, daß die unmittelbare Erschütterung über ein Verbrechen sich nach der Stärke des Bandes richtet, welches uns mit demjenigen verknüpft, gegen den das Verbrechen sich richtete. Die Verletzung eines Verwandten berührt uns näher, als die Verletzung eines Fremden; ein Attentat gegen unsern König, den Mittelpunkt unseres politischen Lebens, den Repräsentanten unserer Geschichte, näher, als ein Attentat gegen Louis Philipp oder gegen Königin Victoria.

Wenn aber der Rundschauer der Kreuzzeitung das gesammte preußische Volk auffordert, Buße zu thun in Sack und Asche für das Verbrechen eines Einzelnen, weil mit diesem die ganze Nation sich entehrt habe, so muß die Nation diese Ansicht, als ob sie es erst nöthig habe, zu erklären, daß sie einen Mord für ein Verbrechen halte, mit tiefer Verachtung zurückweisen. — Was wir von der Nacht des 18. März, was wir von dem Badischen Aufstand auf unsere Schultern zu nehmen haben, ist eine andere Sache. Es gibt Kreise im Volk — und es ist diese Richtung auf das Entschiedenste zu bekämpfen — die durch eine Insurrection unter Umständen der gesetzlichen Entwickelung vorgreifen zu müssen glauben; es gibt aber keine Sphäre im Volk, die im Meuchelmord das Werkzeug der Befreiung sucht. — Die Nation wird den Bußtag nicht halten, denn ihre Hand und ihr Herz ist rein von diesem Verbrechen.

Wir möchten eher der Reaction empfehlen, einen Bußtag auszuschreiben für die Schmach, die sie sich selber in Kassel zugefügt hat. Bei uns ist es nicht vorgekommen, daß wir einen, eines diffamirenden Verbrechens Bezüchtigten, in den Rath unsers Königs eingeführt hätten.

Die Wahlreform in Frankreich.

Sollte es dem Verfasser des ewigen Juden begegnen, daß seine Dichtungen seinen Namen nicht unsterblich machten, so ist das Schicksal darauf bedacht gewesen, ihn auf eine andere Weise zu entschädigen. Die Wahl Eugen Sue's zum Abgeordneten von Paris hat die Veranlassung zu einer der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der jungen Republik gegeben.

Woher kommt der gewaltige Eindruck, den die neuen Wahlen auf die gesammte conservative Partei gemacht haben? — Sie haben mit Schrecken gesehn, daß die gemäßigten „honetten" Republikaner für die socialistischen Candidaten gestimmt haben, gegen die sie im Juni auf den Barrikaden kämpften, und sie müssen sich nun die Möglichkeit vor Augen stellen, daß im J. 1852 eine socialistische Mehrheit aus der Coalition beider Parteien hervorgeht.

Was sie aber von einer socialistischen Mehrheit fürchten, hat Herr Thiers am deutlichsten ausgesprochen. Nicht ein agrarisches Gesetz im Sinne des Communismus, denn dieses ist unmöglich, sondern die Eröffnung eines allgemeinen Staatscredits für die Arbeiter, die unbegrenzte Ausgabe von Papiergeld und damit die Entwerthung und Unsicherheit alles Eigenthums.

Diesem vorzubeugen, wollen sie die Armee des Socialismus aus dem gesetzlichen Boden herausdrängen, sie halten die Gefahr, ihr auf ungesetzlichem Boden zu begegnen, für geringer.

Sie wollen es bei ihrer Reform des Wahlgesetzes vermeiden, den Buchstaben der Verfassung zu verletzen. Sie wollen es für jetzt, obgleich sie es durch das Organ ihrer beredtesten Führer erklärt haben, daß im Fall eines entschiedenen Widerspruchs zwischen der Verfassung und dem Heil Frankreichs sie keinen Anstand nehmen würden, für das Heil Frankreichs einzutreten.

Die Verfassung verbietet mit bestimmten Ausdrücken, bei der Bestimmung des activen Wahlrechts, folgende Punkte eintreten zu lassen: einen Census irgend welcher Art, Erhöhung des erforderlichen Alters von 21 Jahren, indirecte Wahl. Sie hat es vergessen, andere Beschränkungen zu untersagen. Die conservative Partei und ihre Siebzehner-Commission hat also nur eine geringe Auswahl von Bestimmungen gehabt, durch die sie das active Wahlrecht beschränken konnte, und sie hat die wirksamste gewählt: die Nothwendigkeit eines dreijährigen Aufenthalts in der Wahlgemeinde — entsprechend der dreijährigen Periode der Legislatur. Die Verfassung hatte nur einen halbjährigen Aufenthalt verlangt.

Niemand wird daran zweifeln, daß durch die Einführung dieser Beschränkung die Absicht der Constitution wesentlich verändert wird; denn sie schließt eine Zahl von beiläufig drei Millionen Urwählern aus; Urwählern, die meistens die Armee des Socialismus recrutiren. Aber der Buchstabe der Verfassung wird nicht verletzt.

Es bleibt noch die Frage übrig, warum man dieses Gesetz jetzt einbringt, da es seine Anwendung doch erst in zwei Jahren findet. — Die Conservativen erklären: um den Credit wieder zu heben, der durch die Furcht vor einer gesetzlichen Herrschaft des Socialismus vollkommen erschüttert ist. — Ihre Gegner meinen: um die Socialisten, deren Anzahl täglich im Wachsen ist, und die nach zwei Jahren einen gefährlichen Kampf erregen könnten, jetzt zu einem voreiligen Ausbruch zu verleiten, sie niederzuschlagen und dann die vollständige Militärdictatur einzuführen.

In Beidem ist etwas Wahres, und um die Hervorhebung des einen und des andern dieser Gesichtspunkte dreht sich die Debatte, die in Beziehung auf das Resultat ohne wesentliche Bedeutung ist, weil die aus zwei Dritteln der Versammlung bestehende Majorität fest entschlossen ist, das Gesetz durchzubringen.

Der parlamentarische Kampf wird vorzugsweise von den „Weißen" und den „Blauen" geführt; die „Rothen" haben nur insofern an der Debatte theilgenommen, als sie (Lagrange, de Flotte) erklärt haben: ihr wollt uns mit enerm Gesetz herausfordern, wir nehmen die Herausforderung nicht an. Wir werden keine Emeute machen, wenigstens für jetzt nicht. — Ich glaube an die Aufrichtigkeit dieser Versicherung, denn der Ausgang dieses Kampfes wäre im gegenwärtigen Augenblick sehr sicher. Ob die Socialisten sich aber nicht täuschen, wenn sie an ein constantes Wachsthum ihrer Partei glauben, wage ich nicht zu entscheiden, obgleich in der ersten Zeit ihre Armee sich gewiß aus allen denen recrutiren wird, die durch das neue Wahlgesetz von dem rechtlichen Boden verdrängt werden und etwa noch nicht dem Socialismus angehören. Bei den Franzosen kann man nie auf eine längere Zeit im Voraus rechnen; irgend eine neue Idee in diese leicht entzündliche Masse geworfen, und die Phalanstere sind vergessen.

Freilich muß diese Idee etwas handgreiflicher sein, als diejenige, welche die Regierung in ihrer englischen Fastnachtsposse durchzuführen gedenkt. Frankreich ist nicht gegen die Comödie überhaupt, aber gegen die schlechte Comödie. —

Die blauen oder honetten Republikaner — Cavaignac, Lamartine, Victor Hugo, Jules Favre u. s. w. — haben das Gesetz theils wegen seiner rechtlichen Bedenken, seines Widerspruchs gegen die Verfassung, theils wegen seiner Opportunität angegriffen. Cavaignac mit militärischer, und daher sehr eindringlicher Präcision, Lamartine, der eine schwierige Stellung hatte, weil er erst vor Kurzem in einer Denkschrift sich über die Unzweckmäßigkeit des allgemeinen Wahlrechts ausgesprochen hat, durch einen Witz: seine ganze Deduction kam nämlich darauf hinaus, daß er behauptete, die conservative Partei habe sich stets selber dadurch gestürzt, daß sie in ungeduldiger Hast vom Guten zum Bessern geeilt sei; eine Behauptung, die mehr durch ihre Paradoxie als durch ihre Wahrheit imponirt. Die Andern haben sich an Phrasen gehalten.

Die Absicht der Majorität in der Debatte ging darauf aus, diese Mittels-

partei moralisch zu vernichten; nur Cavaignac ist geschont worden. Sie hat die Absicht namentlich gegen Einzelne, z. B. Victor Hugo und Jules Favre, vollständig erreicht; ich möchte aber bezweifeln, ob zu ihrem Heil. Denn ihr Hauptvorwurf gegen die Blauen — auf den keiner von diesen geantwortet hat — ist der, daß sie in den letzten Wahlen für die Socialisten gestimmt haben. Durch ihr Verfahren treiben sie aber die Mittelspartei vollständig in die Arme des Socialismus.

Bei directen Wahlen wird ohnehin eine abstracte Parteistellung vorwalten. Zwei schroff pronoucirte Parteien, unter starker Leitung, lassen den zwischen ihnen Stehenden keine Wahl, als sich entweder der einen von ihnen anzuschließen, oder ihr Stimmrecht illusorisch zu machen. Bei indirecten Wahlen ist es eher möglich, daß Vertreter eines concreten Interesses, nicht eines abstracten Princips, gewählt werden.

Also auf der einen Seite Montalembert, auf der andern Ledru Rollin. Die Wahl wird schwer. Denn man studire die Reden jenes Führers der ultramontanen Partei, dessen glänzendes Talent ich übrigens auch in dieser neuesten Debatte nicht verkenne, so wird man als den rothen Faden derselben die einfache Negation finden: keine Concessionen den Feinden der Gesellschaft! vielmehr Offensive, ein römischer Kreuzzug gegen die Revolution. Er geht bei der Erörterung eines Gesetzes nie von der eigentlichen Natur desselben aus, sondern stets von der einfachen Frage: können wir dadurch der Demokratie eine neue Fessel anlegen? — Und es ist Montalembert, der die eigentliche Gesinnung der Majorität ausspricht. — Indem man sich seiner Partei anschließt, der Partei der sogenannten Ordnung, spricht man kein positives Princip aus, keine Idee für die neue Organisation des Staats, die doch auf die eine oder die andere Art erfolgen muß; man schließt sich nur einem Feldzuge an, dessen letztes Ziel man nicht übersieht.

Montelembert hat erklärt, er liebe die alte Gesellschaft, den alten Staat keineswegs. Beide seien ihm noch viel zu liberal, viel zu aufgeklärt. Aber sie seien doch noch immer besser, als die phantastischen Ideale der neuen Zeit, darum führe er einen Vertilgungskrieg gegen ihre Gegner.

Ein solcher Krieg ist ein Jahr, zwei Jahre zu führen; länger hält die Parole nicht an. So lange sich nicht ein Staatsmann findet, der über die abstract politischen Fragen — Königthum oder Republik, allgemeines oder beschränktes Wahlrecht u. s. w. hinaus, zu Ideen der wirklichen Organisation übergeht — und ich finde in keiner der drei Parteien einen solchen Staatsmann — so sehe ich für Frankreich kein Heil. Weder die Armee noch die von den Jesuiten geleitete Geistlichkeit ist im Stande, der Gesellschaft den Halt zu geben, der in der sittlichen Gesinnung, und in dem, was diese eigentlich hervorbringt, in der administrativen Selbstständigkeit der einzelnen Theile nicht vorhanden ist.

Pariser Briefe.

Von einem englischen Gentleman.

— Ich finde hier mehr Geschäftigthuerei, als wirkliche Thätigkeit. In diesem Augenblick ist in den Journalen, den Broschüren, den Unterhaltungen, von nichts Anderem die Rede, als von der Arbeit, dem Recht auf Arbeit, der Zukunft der Arbeit, dem Elend des Arbeiters, der Stellung des Producenten, dem Fluch, welcher den infamen Consummenten treffen muß. Mir scheint, daß der Franzose lieber von der Arbeit spricht, als wirklich arbeitet. Man beobachte nur die Physiognomie von Paris beim Anbruch des Abends. Wenn die Arbeit des Tages vollendet ist, und die Bande dieser ewigen Verpflichtung für einen Augenblick gelöst sind, so ist es ein wunderbarer Anblick, wie der Gefangene sich von seiner Kette befreit fühlt. Sobald die Arbeit in allen Formen geschlossen wird — die Werkstätte, die Rechnungsbücher, die Verpackung der Waaren, die Reden vor Gericht, die ärztlichen Besuche — dann bebt ein Zittern des Vergnügens durch die ganze Gesellschaft, es erhebt sich ein stummes Hurrah, das sich in jeder Bewegung, in jeder Gebärde, in jedem Auge ausspricht. Die Satyrn schwingen den Thyrsus; die Schenken füllen sich an, die Kaffeehäuser werden hell, die schlechten Orte öffnen sich, die Theater erheben ihre unzüchtige Stimme. Geleerte und zerbrochene Gläser, seltsame Vergnügungen an den Eckfteinen, schmutzige Tänze, wunderliche Phrasen in den Salons. Sobald die Pflicht aufhört, jagt der Mensch in fieberhafter Lust dem Glücke nach.

Man muß Paris in einem der ersten Winterabende sehen. Es hat dann zugleich etwas Verführerisches und Unheimliches, wie ein liebenswürdiger Wollüstling, der von einer Art Krampf ergriffen wird, oder der über einem bösen Gedanken brütet. Alles funkelt, leuchtet, blitzt; aber ohne Wärme. Es ist wie ein Feenpalast, der auf einem Sumpf gebaut ist; zierliche Wesen tänzeln auf dem Koth, Irrlichter schimmern in den Laternen, die Buden strahlen wie ein orientalischer Bazar. Mitten in diesem Glanz steigen unreine Ausdünstungen aus dem Wasser auf, welche man sorgfältig versteckt, um nicht die Symmetrie der andern zu stören. Dann athmet man eine Mischung von durchdringenden Parfüms und von Kohlendampf. Dort die Lust, hier der Selbstmord. — —

Der Socialismus recrutirt sich vorzugsweise aus zwei Ständen, den Advocaten und Literaten: zwei unterirdische Gesellschaften, die im Volke selbst wenig bekannt sind. Zwei Berufszweige, zu denen der Eintritt sehr leicht ist, bei denen es aber sehr schwer fällt, zu einer festen gesellschaftlichen Stellung zu gelangen; deren Grenze die unbestimmteste ist, und die das meiste Elend verbergen. Man glaubt nicht, wie viele sich mit diesen Titeln ausputzen, und das Pflaster treten, in Erwartung einer Revolution. Es gibt Advocaten, die von Privatstunden leben, und Literaten, die kein anderes Papier gebrauchen, als das Rechnungsbuch ihres

Wirthshauses. Ueberall Elend und Armuth, die mit unbegrenzter Eitelkeit verbunden ist, und sich nur halb versteckt. Diese halbe Enthüllung läßt selbst das Mitleid nicht aufkommen. Auch wir haben unsere Schmerzen, aber unser Stolz hebt uns darüber weg; wir suchen keinen heuchlerischen Schleier, wir verbergen sie entweder ganz, oder wir zeigen sie nackt.

Die sogenannten Literaten machen einen traurigen Eindruck. Eine verkümmerte Intelligenz, ein Gehirn, das müde ist, noch ehe es gedacht hat, Metier an Stelle des Talents. Auch die feine Beobachtung, die sich bei Vielen findet, hat eine verkehrte Richtung. Ihre angebliche Originalität ist nichts, als der wiederaufgefrischte Roman des vorigen Jahrhunderts. Sie studiren mit der Amtsmiene eines Laclos die ekelhaftesten Laster, sie schildern mit pedantischer Gewissenhaftigkeit den unflätigsten Schmutz; sie sind geschäftig in der Combination kleiner Niederträchtigkeiten, erfinderisch im Stacheln der Wollust. In allen andern Dingen unwissend, haben sie die Kunst der Perioden des Vorfalls, die Kunst der Suetonius und Petronius, der Rétif de la Bretonne und der Mercier, der de Sade und der Marat. Diese Kunst, die schon viele kleine Heliogabeln hervorgebracht hat, kann einmal auch kleine Nerone hervorbringen. — —

Die Franzosen haben keinen Sinn für die Wirklichkeit. Frankreich ist beständig das Land der Formeln gewesen, mit einer symmetrisch eingerichteten Gesellschaft, einer Hierarchie, die nach dem Muster der classischen Tragödie aufgebaut war, nach der Regel der drei Einheiten, ohne Veränderung, ohne Mannigfaltigkeit in den Combinationen, ohne Phantasie in der Gesetzgebung, ohne Kühnheit und Größe in der Erfindung. Früher lebten in Frankreich die drei Stände jeder in seiner Sphäre, ohne unmittelbare Beziehung zu einander, ohne gegenseitige Einwirkung. Seit 60 Jahren schmeicheln sich die Franzosen, das geändert zu haben. Aber eigentlich hat sich nichts geändert, als die Form der Regierung, und die Einheit der Sitten ist nirgend als in den Kleidern. Trotz des gleichen Costüms haben die verschiedenen Classen der französischen Gesellschaft heute noch so wenig Beziehung zu einander und kennen sich so wenig als vor 1789.

Die Gesellschaft besteht aus drei Ordnungen. Die erste ist die officielle Welt. Diese kennt nur eine Classe von Menschen, die Herren im schwarzen Frack, die sich zu Deputirten, zu Präfecten, zu Gesandtschaftssecretären qualificiren. Das ist die „gute Gesellschaft", höflich und zurückhaltend, wo der eine um den andern herumschleicht, um eine Blöße zu erspähen, an der er ihn ohne Gefahr angreifen kann. Mit den andern Classen der Gesellschaft ist diese officielle Welt vollständig unbekannt. In Frankreich ist die Vorliebe für die äußeren Formen so weit getrieben, daß nur die Abenteurer, die literarischen Zigeuner und die Industrieritter eine genaue Kenntniß von den verschiedenen Schichten der Gesellschaft haben. Nirgends scheut man sich so vor den Gewohnheiten, die man von den seinigen verschieden weiß, vor den Sitten, deren Abstand von den seinigen

man fühlt. Kein Europäer ist so fremd in Frankreich als ein Franzose. Das erklärt ihren Mangel an politischer Erfahrung, ihre Gewohnheit, mit dem Feuer zu spielen, Agitationen anzufangen, ohne die Natur der Bevölkerung zu kennen, die man gegen die Bastille treibt. Darum ist die französische Politik immer abstract, nie real. Es hilft nichts, wenn man der officiellen Welt sagt: unter euern Füßen, in unterirdischen Wölbungen, brütet das Elend, der Neid und der Haß; die Barbarei, die sich gegen eure glänzende Bildung empört. Die officielle Welt bleibt taub. Sie kennt noch heute nicht die geheimnißvolle Macht, die sie bedroht.

Zwischen beiden schwanken die Mittelclassen, ohne Richtung, ohne Disciplin, ohne Organisation. Blind von den Ereignissen getrieben, zucken sie heute die Achseln über die wüsten Predigten des Socialismus, morgen verwundern sie sich, übermorgen klatschen sie ihnen Beifall, endlich schlagen sie sich mit ihnen auf der Straße. In die Mitte der beiden Welten gestellt, mißtrauen sie der einen wie der andern, ohne eine von ihnen zu kennen.

In einem Lande, wo trotz aller Gesetze, Ideen und Systeme, ein so vollständiger Mangel gegenseitiger Beziehungen obwaltet, darf man sich darüber verwundern, daß die Revolution gleichsam Tagesordnung geworden ist? Ohne sich zu kennen, ohne den Wunsch, sich kennen zu lernen, fordern sich die verschiednen Classen auf der Straße heraus und machen dort Bekanntschaft, indem sie sich umbringen. — In der gesellschaftlichen Hierarchie herrscht der nämliche Haß gegen die Wirklichkeit, der das Wesen des französischen Geistes ausmacht. Jeder Gedanke wird angewendet, ein Gegengift gegen die Wirklichkeit zu finden. Was ist der Socialismus anders, als das Suchen nach einem Universalmittel, welches die Menschen in Stand setzen soll, sich der Wirklichkeit zu entschlagen? Sie begreifen nicht, daß der einzige Zweck des Lebens darin besteht, durch unablässige individuelle Anstrengung die Breschen auszufüllen, welche die Zeit, die Leidenschaften oder der Zufall in die Mauer der sittlichen Ordnung eingerissen haben; daß es hier keine Mission gibt, als die individuelle, die freilich hart und peinlich ist, und in deren Erfüllung der Mensch auf keinen Beistand zu rechnen hat. Es wäre ja so schön, durch irgend welche Formel die Nothwendigkeit dieses Kampfes zu ersetzen, durch ein allgemeines Gesetz die individuellen Anstrengungen unnöthig zu machen. In der Vorstellung der modernen Franzosen soll sich die Gesellschaft nach einem festen Gesetz wie die Planeten um ihre Sonne drehen. Wenn es nicht so ist, so taugt die Gesellschaft nichts, und man muß sie umformen.

Diese Lust, sich der Wirklichkeit zu entziehen, macht auch den praktischen Socialismus aus. Die Franzosen reden nur darum soviel von der socialen Ungerechtigkeit, von den Arbeitern und ihren Leiden, um sich der Pflicht zu überheben, thätig einzugreifen. Sie zahlen ihre Schuld in Worten. Bei ihnen gibt es keinen Lord Ashley, keine Elisabeth Fry, keinen John Howard, die mit den

Thatsachen kämpfen, um sie zu bessern, sie Glied für Glied angreifen und durch eigne Thätigkeit dem Unrecht ein Terrain nach dem andern abgewinnen. Schafft mir die Wirklichkeit aus den Augen! rufen sie. Stört mich nicht in meinen lieben Träumen, laßt mich in Ruhe mein System vollenden! Auch der unbedeutendste Socialist wird auf die Aufforderung, er solle doch selber etwas thun für die Abhilfe der Noth, mit bitterm Lächeln antworten: was würde das helfen? ich würde meine Zeit unnütz vergeuden, ich brauche sie, die Frage aufzuklären. — An Worten fehlt es den Franzosen nicht; Predigt und Propaganda haben sie im Ueberfluß, aber Zeugniß abzulegen, ist ihre Sache nicht. —

Man hat immer den Muth der Pariser gerühmt, ihren Eifer auf den Barrikaden und im Straßenkampf. Mißtraut diesem Muth; er weiß nicht, was der Tod ist. Der Pariser hat nie das Mitleid gekannt. Der Arme verhungert in seiner Dachstube, ohne daß sich jemand darum kümmert; aber fällt er auf der Straße nieder, so strömt ganz Paris zusammen. Wenn man dem Franzosen von irgend einem Leiden erzählt, so wird er gerührt, er geräth in eine dramatische Spannung, er vergißt, daß es sich um eine Realität handelt. So ist es mit dem Tode. Er vermeidet ihn zu sehn, an ihn zu denken, er hat keine Vorstellung davon. Er schlägt sich gut, trinkt Gift mit Anstand, hängt sich mit Bildung, erstickt sich durch Kohlendampf mit Grazie, und springt auf eine zierliche Weise in die Seine. Er macht keinen Ernst aus dem Tode. Er wirft sich, den Kopf voran, in die Gefahr; wenn nur seine Nerven in Aufregung sind, wenn die Leidenschaft ihn treibt; so wie man im hitzigen Fieber mit einem Eifer zum Fenster herausstürzt, dem kein Muth gleichkommt. —

Der Franzose ist zu gesellig. Er lebt mehr das Leben seiner Nachbarn als sein eigenes. Seine Demokratie entspringt aus seiner Geselligkeit. Es ist nicht der gemeine Neid, es ist der Wunsch zu leben, wie er diejenigen leben sieht, die auf einer höhern Stufe der Gesellschaft stehn. Ein Wettlauf auf einem Seil, das nach einem Thurm gespannt ist. Dieser fieberhafte Wetteifer im Suchen des Genusses, des Glückes und der Mittel, die dazu führen, hat seine Beziehungen mit Haß erfüllt, seine Sitten verbittert, sein Staatsleben aufgelöst.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Casimir Delavigne*).

Ich nehme Delavigne aus zwei Gründen in diese Reihe auf: einmal des Contrastes wegen, weil man das Wesen der Romantik auch an ihrem Gegensatz

*) Geb. zu Havre 1794, † 1843. Erhielt für ein Gedicht: Découverte de la vaccine schon 1815 ein Accessit, und wurde im Jahre 1825 in Folge seiner Messéniennes in die Akademie aufgenommen. Die Reihenfolge seiner dramatischen Werke ist diese: Les vêpres

ſtudiren muß, und dann, um zu zeigen, wie der Geiſt der neuen Schule allmälig ihre Gegner inficirt hat.

Seinen Ruf verdankt Delavigne ſeinen lyriſchen Gedichten. Die Meſſéniennes brachten ihn in die Akademie. Der wunderliche Name iſt eine Reminiscenz aus Barthelemy, der in ſeiner „Reiſe des jungen Anacharſis“ im Geiſt des Tyrtäus proſaiſche Freiheitslieder für Meſſene gedichtet hat. — Die beiden Lieder, die ſich vorzugsweiſe im Munde des Volkes erhalten und eine Art hiſtoriſcher Bedeutung erlangt haben, ſind die Pariſienne und die Varſovienne; beide Kinder der Julirevolution. Ich gebe die Anfangsſtrophen beider Lieder, weil ſich aus ihnen die Manier dieſer Poeſie beſſer beurtheilen läßt, als aus einer noch ſo ausführlichen Beſchreibung.

Die Varſovienne beginnt:

Il s'est levé! voici le jour sanglant:
Qu'il soit pour nous le jour de délivrance!
Dans son essor, voyez notre aigle blanc,
Les yeux fixés sur l'arc-en-ciel de France:
Au soleil de juillet, dont l'éclat fut si beau,
Il a repris son vol, il fend les airs, il crie:
Pour ma belle patrie,
Liberté! ton soleil, ou la nuit du tombeau!
Polonais! à la baïonnette!
C'est le cri par nous adopté, (!)
Qu'en roulant le tambour répète:
A la baïonnette!
Vive la liberté! u. ſ. w.

Die Pariſienne, die im Pulverdampf der Julirevolution geſchrieben wurde, deren Refrain und deren Melodie aber einem frühern, im Napoleoniſtiſchen Sinne geſchriebenen Kriegslied: le Passage du Mont St. Bernard angehört, beginnt:

Peuple français, peuple de braves,
La liberté rouvre ses bras;
On nous disait: soyez esclaves!
Nous avons dit: soyons soldats!
Soudain Paris dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:
En avant, marchons
Contre leurs canons;
A travers le fer, le feu de bataillons
Courons à la victoire!

Siciliennes, 1819; les comédiens (Liſtſp.) 1820; le Paria 1821; l'école des vieillards (Liſtſp.) 1823; la Princesse Aurélie 1828; Marino Falieri 1829; Louis XI. 1832; les enfans d'Edouard 1833; Don Juan d'Autriche 1836; la popularité (Liſtſp.) 1839; Außerdem hat er mit ſeinem Bruder Germain gemeinſchaftlich den Text zu Halevy's Charles VI. geſchrieben (1843). — Von Louis Philipp erhielt er, nachdem er während der Reſtauration eine königliche Penſion ausgeſchlagen hatte, eine einträgliche Anſtellung als Inſpector am Conſervatorium.

und schließt mit einem Compliment an den Herzog von Orleans, den Soldaten der dreifarbigen Fahne. — Man sieht, das sind einfache Gegensätze: „Sonne der Freiheit oder Nacht des Grabes!“ ein klares, fließendes Pathos, das sich in den Bayonnetten concentrirt, mehr ein ausgeführtes Hurrah! als eine künstliche Reflexion über die Natur der Begeisterung, in die man sich zu stürzen beabsichtigt; ganz wie es für ein nationales Lied sich paßt, welches den Inhalt des Nationalgefühls nicht hervorrufen, sondern ausdrücken soll; ein ungezwungener, natürlicher Rhythmus, wie bei Béranger oder Körner, eine verständliche Folge der Bilder und Stimmungen, die den Gesang trägt, nicht stört; von den zierlichen Arabesken der „Orientalen“ oder der süßen Schwärmerei der „Harmonien“ keine Spur. Freilich etwas Epigonenhaftes, wenn man es mit dem stolzen Schlachtruf der Marseillaise vergleicht, wie es bei der Julirevolution nicht anders sein konnte.

Die politische Poesie ist gerade in diesen Tagen stark in Mißcredit gekommen. Herr von Montalembert hat auf offener Tribune unserm Freunde Victor Hugo sein poetisch-politisches Sündenregister vorgehalten, und den Wechsel seiner Einfälle als politische Apostatie gebrandmarkt. Mit Unrecht, wenn man bloß an den Dichter denkt. Der lyrische Poet ist das Echo der öffentlichen Stimmung, sobald er aus seiner individuellen Empfindung heraustritt; er schafft nicht die Sehnsucht der Menge, er gibt ihr nur eine Stimme. Warum soll er nicht die Lilie lieben? sie ist so romantisch! Warum nicht die Trikolore? sie hat Helden geführt! Warum nicht die Sonne von Austerlitz! Die Loyalität des Thrones! Den Todesmuth der Republikaner! Das Alles hat seine poetischen Seiten. — Freilich wird der Dichter, wenn er seine Visionen für staatsmännische Belehrungen ausgeben will, sich der politischen Kritik nicht entziehen können, und wenn er namentlich, wie Victor Hugo, Lamartine, Eugen Sue, Felix Pyat u. s. w. Gelegenheit hat, unter den gesetzlichen Vertretern für diese oder jene Staatsform zu wirken, so muß er es sich gefallen lassen, wenn man seine Antecedentien in Erwägung zieht, um daraus auf seine sittliche und intellectuelle Fähigkeit zu einem Urtheil in politischen Dingen zu schließen.

Delavigne hat in seinen Meinungen nicht gewechselt. Er war immer gemäßigt liberal mit stark Napoleonistischem Anstrich. Die classische Schule ist darin schon durch ihre Natur begünstigt. Ihre Gesichtspunkte sind weniger complicirt, ihr Geschmack weniger durch die Reflexion verwirrt, ihre Farben weniger schillernd. Es ist bei uns ähnlich. Theodor Körner hätte noch lange fortdichten können, er hätte seinen Standpunkt nicht wesentlich geändert; Stollberg dagegen, der sich zuerst im Tyrannenblut baden wollte, konnte nachher kaum mehr Worte finden, seinen Haß gegen die Freiheit zu erschöpfen. Die romantische Phantasie ist hitziger als die classische.

Delavigne hat in seiner Jugend eine Ode auf die Geburt des Königs von Rom gedichtet, mit der Begeisterung, die der damalige Ton mit sich brachte.

Die Restauration hat er nicht gefeiert; er hat die Franzosen aller Parteien aufgefordert, sich nach Abzug der Fremden um das nationale Banner zu schaaren, weil das Vaterland doch immer die Hauptsache sei. Er hat den Hermannen der Waterlooschlacht mit einem neuen Germanicus gedroht, der die erbeuteten Trophäen ihnen wieder entreißen würde. Zuletzt hat ihn die Julirevolution begeistert. Kurz, er ist in dem Inhalt seiner Sympathien wie in seiner Form stets consequent geblieben; die Odenform von J. B. Rousseau mit der nationalen Chanson vereinigt, der regelrechte Vers mit volksthümlicher Melodie, Frankreich und Freiheit, und, wie es dem Classiker ziemt, Wein, Liebe und Horaz*). Er hat auch einige Verse gegen die Romantiker geschrieben, aber ohne erheblichen Haß; später hat er Lamartine in einer Ode aufgefordert, auf verschiedenen Wegen mit ihm dem gleichen Ziele nachzugehen. — Es ist über diese Gedichte nichts weiter zu sagen; trotz ihres geringen Inhalts und ihres conventionellen Ausdrucks ziehe ich sie der romantischen Lyrik vor, weil sie dem Geist des Volks entsprechen, für welches sie bestimmt sind.

Von den Lustspielen ist nur Eines zu erwähnen: Die Schule der Alten (1823). Es hält sich noch immer auf der Bühne, und mit Recht, denn es athmet jene altfranzösische Heiterkeit, die das neue Lustspiel mit seinen politischen und socialen Beziehungen immer mehr verliert. — Ein alter reicher Schiffseigner, der sich zur Ruhe gesetzt hat, läßt sich verleiten, eine junge, schöne, brillante Frau zu heirathen. Aus dieser unpassenden Verbindung ergeben sich eine Reihe komischer Scenen, die nichts Bedenkliches haben (wie es z. B. in Molière's George Dandin der Fall ist), denn Herr Danville findet sich höchst glücklich unter dem niedlichen Pantoffel seiner Frau, er freut sich, wenn sie sein Geld ausgibt, wenn sie eine Menge Anbeter um sich sammelt; er verliert selbst den Humor nicht, wenn sie ihn aufzieht; zuletzt ergibt sich vollends, daß sie eine rechtschaffene Person ist, und einen dreisten jungen Edelmann von sich wies; der alte Herr hat Gelegenheit, sich gegen diesen Edelmann tapfer zu erweisen, ohne Schaden davonzutragen, und so ist Alles zufrieden, und das Publikum muß es auch sein. — Das Stück ist durch Talma und die Mars den Parisern werth gemacht. —

Von den Trauerspielen ist das älteste die Sicilianische Vesper (1819). Hier haben wir ganz Corneille, in seiner schlechteren, den Spaniern nachgemachten Manier, wie er durch Voltaire noch weiter abgeschwächt ist. Die „Vertrauten"

*) Vivons heureux, la mort est sur nos pas,
Que du néant tout ici nous instruise,
Et la liqueur que notre soif épuise, (sehr classisch)
Et le cristal brisé dans nos ébats!
De ce flambeau la lueur passagère
Nous dit encor qu'il faut chasser l'ennui:
Buvons, amis, tandis qu'il nous éclaire,
Chacun de nous peut mourir avant lui.

des alten Theaters fehlen nicht, um Alles ins Klare zu setzen; die Mordthaten gehen hinter der Scene vor, der Ort wird nicht gewechselt, die scheinbare Zeit entspricht leidlich der wirklichen. — Die Gefühlsconflicte sind ausgeklügelt, abstract, calculirt wie bei Calderon, Corneille und Voltaire. Procida, der Befreier Siciliens, ist der abstract feste Charakter, der römische Brutus, der sein Gefühl und sein Gewissen zum Schweigen gebracht hat, und nur in der Idee seines Zwecks lebt. Sein Sohn Loredan ist der sentimentale Held, an dem von allen Seiten herumgearbeitet wird. Er hat mit dem Gouverneur Freundschaft geschlossen, diesen soll er nun ermorden, so will es der Vater. Also doppelter Conflict: Sohnespflicht und Freundespflicht; Patriotismus und persönliche Neigung. Die Entscheidung wird ihm dadurch erleichtert, daß er in dem Gouverneur seinen Nebenbuhler entdeckt, von demselben in einem Anfall von Jähzorn übel behandelt wird, und sich nun selbst zum Zorn anstacheln kann. Er schwört ihn zu tödten, aber nun ist der Gouverneur wieder großmüthig; neuer Conflict. Erst rettet er ihn, dann tödtet er ihn dennoch, stürzt ihm reuevoll zu Füßen und ersticht sich selbst, — Humbug! — Seine Geliebte, Amélie, ist des Hohenstaufen Conradin Schwester, eigentlich liebt sie den Gouverneur, aber die Blutrache und ihre ältere Verpflichtung gegen Loredan bringen wieder einen doppelten Conflict und eine Reihe sehr bedenklicher Schritte hervor, die man ihr mit wunderbarer Gefälligkeit verzeiht — wie überhaupt das classische Theater gegen Damen sehr galant ist — bis sie endlich mit einer Ohnmacht schließt. — Der beste Charakter ist der Gouverneur, ein tüchtiges Bild französischer Ritterlichkeit mit ihren Fehlern und Tugenden. — Die romantische Poesie würde aus diesem Sujet ein besseres Stück gemacht haben. Die Verschwörung ist ein alter Vorwurf der dramatischen Poesie, aber das classische Theater macht daraus eine Privatintrigue, während der historische Rahmen, den Schiller, V. Hugo u. s. w. eingeführt haben, dem Stoff erst seine Berechtigung gibt. —

Der Paria (1821) entspricht dem philanthropischen Geist der classischen Richtung. Conflict der menschlichen Freiheit mit den Vorurtheilen eines hierarchischen Systems, ganz allgemein gehalten, ohne historische oder locale Bestimmtheit. Diesmal ist Racine das Vorbild, die Handlung ist klarer, das Interesse einheitlicher. Der Schluß eines jeden Acts wird durch den Eintritt des Chors bezeichnet, der in lyrischer Sammlung die Stimmung reflectirt, die aus der vorhergehenden Handlung entspringt. — Ein junger Paria, Idamor, verläßt seinen Vater, mischt sich unerkannt unter die Kriegerschaaren seines Landes, und zeichnet sich durch seine Tapferkeit bald so aus, daß er zum Chef des Kriegerstammes gewählt wird. Er verliebt sich in die Tochter des Oberbraminen, Neala, und dieser ehrgeizige Mann bewilligt ihm endlich ihre Hand, um ihn besser zu beherrschen. Die Hochzeit soll gefeiert werden, da kommt Idamor's Vater dazwischen und verlangt von seinem Sohn, er solle mit ihm zurückkommen. Idamor zaudert:

Conflict zwischen Sohnespflicht und Liebe. Er gibt sich Neala zu erkennen: nachdem hier das erste Brahminen-Vorurtheil überwunden ist, was ziemlich schnell geschieht, fordert er sie auf, mit ihm zu entfliehen: auch hier Conflict zwischen Tochterpflicht und Liebe. Endlich gibt sich der alte Paria als Mitglied eines verfluchten Stammes zu erkennen; er soll getödtet werden, da ruft Idamor: es ist mein Vater! Nun wird über ihn Gericht gehalten, und er wird zum Tode verurtheilt, eigentlich nicht aus religiösen Gründen, sondern weil der ehrgeizige Priester sich eines gefährlichen Nebenbuhlers entledigen will. Er wird denn auch wirklich gesteinigt, aber die poetische Gerechtigkeit bleibt nicht aus: Neala erklärt vor allem Volk, daß sie, obgleich eine Brahminin, den Paria geliebt habe; sie verläßt ihren Vater und folgt dem Vater ihres Geliebten in die Wildniß. — Die Charaktere sind höchst rationalistisch gehalten; weder der Brahme noch der Paria hat ein specifisches Brahminen- oder Pariagefühl, der eine ist der ehrgeizige Heuchler, der Andere leidet unter einem lediglich äußern Conflict. Die ganze Trennung der Racen wird uns als fait accompli octroyirt; wir erleben sie nicht, wir empfinden sie nicht, es ist ein Rechenexempel mit gleichgiltiger Voraussetzung. Höchstens im Charakter der Neala ist der schwache Versuch gemacht, den äußerlichen Widerspruch auch im Innern nachzubilden. Im Uebrigen ist die ganze Handlung nur Ereigniß.

Die Prinzessin Aurelie (1828) ist eine Comedia de capa y espada, wie die spanischen. Eine junge Fürstin liebt einen jungen Cavalier, ihren Unterthan; um ihn zu heirathen, bedarf sie nach dem Testament ihres Vaters der Einwilligung ihrer drei Vormünder. Sie weiß diese dadurch zu erschleichen, daß sie sich stellt, sie wolle einen von ihnen mit ihrer Hand beglücken. — Die drei Vormünder sind drei altfranzösische Lustspielfiguren, Personificationen einer bestimmten lächerlichen Eigenschaft und ganz carricirt gehalten, dagegen würden die Prinzessin und ihr Liebhaber unter die besseren Figuren der Calderon'schen Intriguenstücke gezählt werden können, und in einigen Nebenpersonen, z. B. der Beatrix, weht sogar schon hin und wieder etwas von der neufranzösischen Frivolität. Es ist eine Salonfigur, die sich so wenig an die gewöhnlichen Regeln der Sentimentalität bindet, daß sie fast naiv zu nennen ist. —

Marino Falieri (1829) ist unter dem entschiednen Einfluß des Byron'schen Stückes geschrieben, er ist aber in jeder Beziehung eine Verschlechterung. Es gehörte alle Kraft und Intensivität des Byron'schen Empfindens dazu, um diesen bis zur Lächerlichkeit ekelhaften Stoff genießbar zu machen. Ein alter Fürst, der über eine Beleidigung so außer sich geräth, daß er sich mit dem Pöbel in eine Verschwörung einläßt, um den gesammten Adel umzubringen, ist kein Held für das Drama. Wäre er nicht ein so gefährlicher Staatsverbrecher, so gehörte er ins Irrenhaus. Bei Byron vergißt man das während der Lektüre, so wird man von der leidenschaftlichen Spannung hingerissen. — Delavigne hat mehrere Züge

(z. B. das aristokratische Zucken des Dogen, als einer seiner plebejischen Mitverschworenen ihn als Kammeraden begrüßt) u. s. w. geradezu entlehnt; aber er hat zu wenig aristokratischen Hochmuth und zu wenig Bosheit, um diese eigenthümliche Charakteranlage bis zu Ende festzuhalten. Zuletzt wird der alte Herr ganz sentimental, und verzeiht allen Sündern. — In seinen eignen Erfindungen ist er sehr unglücklich gewesen. So läßt er z. B. die Gemahlin des Dogen, die Steno durch sein Epigramm beschuldigt, wirklich schuldig sein, wodurch der lächerliche Anstrich des Ganzen bis ins Unerträgliche gesteigert wird. — Marino Falieri ist eigentlich schon der Uebertritt zur Romantik. Es ist ein Haschen nach Charakteristik, nach Darstellung von localen Bestimmtheiten und originellen Figuren, eine wechselnde Spannung, mehrere unnöthigen Episoden (z. B. das Duell Steno's mit dem Neffen des Dogen), und eine Sprache, die das officielle Pathos hin und wieder ganz verläßt, um ins Lustspiel überzugehen.

Ludwig der Elfte (1832) hat den sonderbarsten Vorwurf von sämmtlichen Stücken unsers Dichters. Es schildert den letzten Todeskampf des alten Tyrannen, der in dem Fieber einer feigen, krampfhaften Todesangst noch fortwährend Momente der Blutdurst hat, denen zu entgehen die Aufgabe der novellistischen Personen dieses Stückes ist. Eine Pille mehr oder weniger in seinem Magen, und das Schicksal wendet sich nach einer andern Seite. Dieses pathologische Schicksalsgeflecht läßt keine dramatische Spannung zu. Weil das physische Leben des Königs ein Paar Augenblicke später endet, geht die Handlung übel aus; eine innere Nothwendigkeit dazu ist nicht vorhanden. — Dagegen sind einzelne Situationen, namentlich was den Ausdruck der Stimmung betrifft, sehr glücklich angelegt, und besser als in irgend einem andern Stück unsers Dichters. —

Die Charaktere sind schwach gehalten; der König selbst ist theils aus Quentin Durward, theils aus den letzten Kapiteln des Comines genommen, aber ohne den Humor und die Feinheit, die Walter Scott auszeichnet, und mit so dick aufgetragenen Farben, daß die in Comines erschütternde Erzählung zu einer Fratze wird. — Die beiden humoristischen Figuren, der abstracte Hofname (Comines) und der Arzt (Coitier, polternder Alter) sind nach der Schablone gearbeitet, bei dem Heiligen kann man sich gar nichts denken, die beiden novellistischen Personen sind innerlich unmöglich, so leicht sie auch skizzirt sind. — Das Ganze ist so romantisch als möglich, es geht in Costüm und in lyrische Situationen auf. —

Johann von Oestreich (1836) ist ein weiterer Fortschritt zur Romantik, aber diesmal nach einer bessern Seite hin. Scribe und Dumas sind die Vorbilder. Der Alexandriner ist aufgegeben, wir haben eine frische, lebendige Sprache, eine etwas liederliche Oekonomie, viel celtische Erfindung, leidliche Frivolität und selbst einen Anflug von Humor. Karl V. in seinem Kloster ist aus dem sentimentalen lyrischen Gespenst in einen alten Intrignanten verwandelt, der in einem Augenblick des Ueberdrusses sich zu dem falschen Schritt hat verleiten

lassen, seine Krone niederzulegen, und der um die Intrigues seines politischen Lebens im Kleinen fortsetzt. Der Einfall ist originell und drollig genug, obgleich ihn der Dichter zu Tode hetzt. Ebenso glücklich ist der Gegensatz im Charakter der beiden Söhne, Philipp II. und Don Juan, der finstere Politiker und der leichtsinnige Cavalier, wenigstens der Anlage nach. Das Costüm tritt nicht übertrieben hervor, aber doch genug, um der Intrigue eine gewisse Folie zu geben; in der Intrigue selbst herrscht ein Uebermuth, der wohlthuend wirkt.

Ich bin weit davon entfernt, dieses Stück ein gutes zu nennen. Aber es ist französischer Geist darin. Delavigne ist durch die Romantik zu sich selber gebracht; er hat dem Geist Voltaire's, der doch der Geist Frankreichs bleibt — ich meine damit aber nicht das Voltaire'sche Drama — einen Ausdruck gegeben. Die Tyrannen und die Kapuzen im geistigen Kampf zu überwinden, dazu hat der Franzose nicht die Ausdauer; aber sich durch Spott, heitern, freien Lebensmuth und genialen Leichtsinn von ihnen zu befreien, das versteht er besser, als irgend ein anderes Volk. Ein munteres Lied gegen die Kutte, eine lustige Intrigue gegen den unmittelbaren Druck, das ist die Weisheit des alten Frankreich, die kein Jesuit und kein Socialist auf längere Zeit verscheuchen wird, sie mögen eine Amtsmiene aufziehn, so sauer sie wollen. Schafft mir die Morgue aus den Augen! wird der Franzose rufen, wenn ihn Montalembert und Prouthon zu sehr langweilen.

Ein Wort über Phrenologie.

Die Apostel der Phrenologie, einer Wissenschaft, die seit Gall's Zeiten gemeinschaftlich mit der Alchymie, Astrologie und Nekromantie in Vergessenheit gerathen war, fangen wieder an, mit großer Lebhaftigkeit ihre Rundreisen durch die Welt zu unternehmen. Da sie sich, wie alle Apostel, mehr an das allgemeine Publicum wenden, als an die Männer von wissenschaftlicher Competenz, so scheint es nicht unangemessen, dieses Publicum auf einige Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, auf die es wesentlich ankommt.

Um sich über die Phrenologie ein unbefangenes Urtheil zu bilden, muß man zweierlei sehr genau von einander unterscheiden: das Princip dieser angeblichen Wissenschaft und ihre Methode.

Das Princip beruht auf der an sich ganz richtigen Ansicht, daß jeder geistigen Thätigkeit eine materielle entsprechen muß, daß man sich den Geist nicht anders denken kann, als in der Materie. Derjenige Theil des animalischen Körpers, in welchem die geistige Thätigkeit wenigstens ihr Centrum findet, ist unstreitig das Gehirn. Der Thätigkeit des Denkens wird also unzweifelhaft eine Thätigkeit des Gehirns entsprechen, und die verschiedenen geistigen Anlagen werden ihren

Ausdruck finden in einer verschiedenen Beschaffenheit des Gehirns. — So weit läßt sich nichts dagegen einwenden.

Nun wird aber das Princip durch zwei Hypothesen erweitert. 1) Eine jede geistige Kraft nimmt eine verschiedene Localität des Gehirns ein, z. B. Gedächtniß, Kindesliebe, Formensinn, Zerstörungstrieb, Ehrerbietung u. s. w. 2) die Stärke dieser einzelnen Kräfte ist nach der Ausdehnung jener Localität abzumessen.

Zwei vollkommen willkührliche Hypothesen, mit denen aber die gesammte Phrenologie zusammenfällt. — Auf einen dritten Umstand, der vorzugsweise von den Anatomen urgirt wird, und der sich mehr gegen die Methode der Beobachtung, als gegen das Princip richtet, daß nämlich die äußere Form des Schädels keineswegs in allen Punkten der Form des Gehirns entspricht, will ich hier weniger Gewicht legen.

Die erste jener beiden Hypothesen zerlegt auf die brutalste Weise von der Welt das geistige Leben des Menschen in einzelne Abstractionen. Die obenerwähnte Nebeneinanderstellung gibt schon ein Bild für die Logik jener Leute, die sich vorzüglich mit jener im vollsten Sinne des Worts handgreiflichen Wissenschaft beschäftigen, mit Leuten von der Bildung des Hrn. v. Struve, zugleich Chef der Phrenologie und des deutschen Republikanismus. Die Eintheilung des Geistes ist nicht nach irgend einem Begriff erfolgt, sondern nach der sogenannten Erfahrung. Wir wollen diese „Erfahrung" verfolgen.

Bekanntlich hat keine Dummheit, die irgend zu einer Zeit Geltung gefunden hat, verfehlt, sich auf die Erfahrung zu berufen. Wenn ich Freitags abreise, passirt mir Unglück. Erfahrung! Wenn mir ein Hase über den Weg läuft, widerfährt mir ein Leid. Erfahrung! Kerner's Geisterseherei, die Astrologie, die sympathetischen Kuren u. s. w. beruhen auf Erfahrung.

Was wird nämlich erfahren? Nicht ein Gesetz, das sich in jedem Augenblick erproben läßt, nicht eine unmittelbare Thatsache, wie z. B. daß die Sonne leuchtet und wärmt, sondern die Wiederkehr einer gewissen Combination zweier, an sich gar nicht verwandter Erscheinungen, von denen man aus dieser Wiederkehr schließt, daß sie in einem Causalnexus stehen. Worauf dergleichen Erfahrungssätze sich stützen, ist also nicht eine Erfahrung, sondern ein gedankenloser Schluß.

Wenn ich sage, daß mich im Winter friert, daß der Magnet das Eisen anzieht, daß man ohne Augen nicht sehen kann u. s. w., so sind das Erfahrungssätze, gegen welche keine Philosophie etwas einwenden kann. Wenn ich aber sage, dieser oder jener Höcker des Schädels ist der Sitz des Gedächtnisses, so ist das kein Erfahrungssatz — denn wie will ich das beobachten? — sondern ein gedankenloser Schluß, den ich aus dem — wirklichen oder eingebildeten — Zusammentreffen eines solchen Höckers und eines starken Gedächtnisses ziehe.

Gall erzählt, wie er zuerst bei Affen, die bekanntlich eine große Kindesliebe haben, beobachtet hat, daß an einer Stelle des Hinterkopfs eine Protuberanz

vorkommt. Er hat nun bei Menschen gleichfalls beobachtet, und hat gefunden, daß diejenigen, die einen solchen Höcker haben, gleichfalls die Kinder lieben — bei welcher Erfahrung beiläufig der Höcker das Prius gewesen ist, denn das Vorhandensein des Höckers ist leichter zu constatiren, als der Grad der Liebe zu Kindern (übrigens eine schöne Categorie!). Sollte also Gall — nicht bei dreien, vieren, zwanzig u. s. w., sondern bei Hunderten von Millionen wirklich erfahren haben, daß überall, wo jener Höcker vorkommt, Liebe zu den Kindern stattfindet, wo er nicht vorkommt, nicht — es ist aber unmöglich, so ausgedehnte Beobachtungen anzustellen — so wäre auch das vorläufig immer noch nichts weiter, als eine Curiosität; von einem Gesetz wäre erst dann die Rede, wenn man physiologisch den Zusammenhang dieses Höckers mit der Kindesliebe — ich weiß freilich nicht wie — nachgewiesen hat. Die Physiologie thut das bekanntlich bei all ihren Gesetzen.

Um die geistige Capacität eines Menschen vollständig zu übersehen, muß man 1) Gelegenheit haben, ihn in allen Lagen des Lebens zu beobachten, 2) ihm geistig überlegen sein. Der Phrenolog dagegen begnügt sich damit, den Schädel zu befühlen, auf seinem Register die 20 bis 30 geistigen Functionen, aus denen seine „Erfahrung" den Geist zusammengesetzt hat, mit den gefundenen Höckern zu vergleichen, und nun zu erklären: N. N. hat 3 Procent Kindesliebe, ½ Procent Ehrerbietung, 2 Procent Gedächtniß, 4½ Procent Formensinn u. s. w. Ist der Befühlte damit zufrieden, was meist der Fall sein wird, wenn man von allen möglichen schönen Dingen eine tüchtige Masse Procente bei ihm entdeckt, so ist es gut, remonstrirt er, so sagt man ihm, du hast allerdings die und die Eigenschaft, sie ist nur nicht zum Vorschein gekommen. Eine zuversichtliche Behauptung — und nichts ist so stark im Positiven, als die Bornirtheit — imponirt stets.

Weit entfernt also, im Stadium einer gewissen Vollendung zu sein, ist zu einer Wissenschaft der Phrenologie noch nicht einmal der Anfang gemacht, denn der Weg, den man einschlägt, ist ein sinnloser.

Ich will noch eine Bemerkung hinzufügen. Man hat die Phrenologie häufig mit der Physiognomik verglichen. Sehr mit Unrecht. Es war zwar eine Thorheit von Lavater, aus einer Reihe zerstreuter Betrachtungen, für die man kein Gesetz auffinden kann, eben weil sie individueller Natur sind, eine Wissenschaft machen zu wollen. Aber die Physiognomik beruht auf wirklichen Thatsachen. Die Leidenschaften eines Menschen prägen sich, so lange er noch nicht Meister derselben geworden ist, wirklich in seinem Gesicht aus, und die häufige Wiederkehr eines bestimmten Ausdrucks gibt den Zügen ein bleibendes Gepräge, aus welchem der Kenner wenigstens auf einige Seiten des Charakters schließen kann, obgleich auch da ein Irrthum möglich ist. Aber hier haben wir doch eine Realität, wir sehen unmittelbar den Haß, die Wuth, die Entschlossenheit, den Stolz u. s. w.; die sogenannten Beobachtungen der Phrenologie beruhen auf reinen Flausen.

Zur griechischen Frage.

Die Conflicte Englands mit der griechischen Krone datiren von 1837. Bis dahin hatte der britische Einfluß unbedingt vorgewaltet. Die Erhebung des Prinzen Otto auf den griechischen Thron im Jahre 1832 war vorzugsweise Palmerston's Werk. Graf Armansperg regierte im engsten Einverständniß mit Sir E. Lyons, und regierte unumschränkter, als einer seiner Nachfolger, weil er über einen wohlgefüllten Beutel zu verfügen hatte. Die Anleihe von 2,400,000 Lst. diente ihm dazu, in einer absolutistischen Verwaltung die altgriechischen Institutionen zu untergraben.

Mit dem Fall Armansperg's im Jahre 1837 beginnen die Reibungen. Die Anhänger Englands wurden nicht mehr zu den höchsten Stellen befördert, in einem königlichen Privattheater wurde dem Gesandten Großbritanniens kein Stuhl angeboten, und man verhaftete einen Stallknecht der Gesandtschaft, der einen Polizeibeamten mit Wasser bespritzt hatte. Es entspann sich nun ein lebhafter diplomatischer Federkrieg darüber, ob die Jacke des Verhafteten eine officielle Stalljacke gewesen sei oder nicht. Wenig fehlte, daß man das corpus delicti beiden Häusern des Parlaments vorgelegt hätte. Endlich entschied die griechische Regierung dahin, daß sie zwar die fragliche Jacke nicht für eine officielle ansehen könne, daß sie aber in Rücksicht auf den britischen Bevollmächtigten, der sie für officiell erklärte, gern bereit sei, sich zu jeder Concession zu verstehen, welche die verwundete Ehre Großbritanniens heilen könne.

Schlimmer wurde die Sache, als 1839 im Morning Chronicle ein heftiger Angriff auf König Otto und seine Regierung erschien. Die Beziehungen nahmen eine so feindselige Natur an, daß die englischen Agenten offen die Revolution unterstützten, durch welche Griechenland im Jahre 1843 in eine constitutionelle Monarchie verwandelt wurde. Die im folgenden Jahr ausgearbeitete Verfassung enthielt u. a. allgemeines Stimmrecht für ein Volk, das in Waffen ging, und Abstimmung durch Wahlzettel für einen Haufen, von dem die wenigsten lesen konnten. Eine allgemein gehaltene Verfassung, ohne irgend eine Rücksicht auf die bestimmte Lage des Landes, wie man sie ebensogut den Russen oder Chinesen hätte geben können.

Bei der Einrichtung der griechischen Monarchie hatte Lord Palmerston versäumt, sich diejenigen Fragen vorzulegen, deren Entscheidung von größerer Wichtigkeit war, als die über das Ceremoniell des Hofes, die Besetzung der Professuren u. dgl. 1) Welches wären die thatsächlichen Mittel der Regierung und die Natur der administrativen Einrichtungen in den Gemeinden, Kreisen und Provinzen? Einrichtungen, welche die Griechen in Stand gesetzt hatten, der türkischen Macht sieben Jahre hindurch zu widerstehn. Der bloße Enthusiasmus reicht wohl für einen einzelnen Feldzug hin, ein dauernder Kampf so ernster Art setzt vorhandene Institutionen voraus. Diese zu pflegen, war die erste Aufgabe der neuen Regierung.

2) Was für Land- und Seemacht war nothwendig, um die Küsten zu decken und Ordnung im Lande zu erhalten, und wie konnte diese Macht disciplinirt werden? 3) Welche Maßregeln waren erforderlich, um die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf nützliche Unternehmungen zu lenken? 4) Welches waren die finanziellen Hilfsquellen des Landes?

Ueber keine dieser Fragen hatten sich die Schutzmächte ins Klare gesetzt, als sie die Garantie für den neuen Staat übernahmen.

Die Griechen in allen Parteien halten noch immer eine systematische Centralverwaltung für das Universalmittel zur Abhilfe aller Noth. Die Local-Einrichtungen, auf die sich fußen ließe, lassen sie gleichgültig fallen.

Durch die Verfassung von 1844 ist die alleinige Macht in die Hände der großen Grundeigenthümer gegeben, die ihre Ländereien nicht selbst bebauen, die schon unter den Türken ihre Thätigkeit auf die Einnahme ihrer Pacht beschränkten, und deren moralischer Charakter durch die Gewöhnung an Unthätigkeit vollständig corrumpirt ist. Diese Classe erkaufte Koletti vollständig durch eine unzählige Menge von Stellen, die er ihnen zuwieß. Durch dieselbe Verfassung wurden die aus den türkischen Provinzen Eingewanderten, die an Bildung ihren Landsleuten bedeutend nachstanden, die aber als Stellenjäger den Neid derselben erregt hatten, von allen politischen Rechten ausgeschlossen.

Indem die Vermögenden, von ihren Landsitzen entfernt, in den Städten leben, wird dem Lande das Mark entzogen. Der Landbau ist schlecht bestellt, weil den Bauern jede Cultur fehlt. Der Bauer zieht aus seiner Arbeit nichts, als den nothdürftigen Lebensunterhalt und seine Pacht. Er denkt an keine Verbesserungen und selbst wenn er daran dächte, würde er eher Widerstand als Unterstützung bei der herrschenden Classe finden. Diese hält Hofbälle, glänzende Vorlesungen, Debatten u. dgl. für wichtiger, als die Gründung eines Zustandes, in welchem das Capital vortheilhaft zur Vermehrung der Bodenproduction angewendet wird: ein Zustand, wie er schon unter den Byzantinern war, Barbarei auf dem Lande, Niedrigkeit mit anscheinender Cultur in den Städten.

Zur Zeit des Kriegs bildeten die Kaufleute und Schiffseigenthümer die Aristokratie der Nation, diese Classe ist jetzt von allem Einfluß ausgeschlossen. Die ansehnlichsten Kaufleute haben das Land verlassen und sich in Odessa, Triest, Marseille, London und Manchester angesiedelt, und der Fortschritt des türkischen Handels ist verhältnißmäßig größer gewesen als der des griechischen.

Unter diesen Umständen konnten dem eigentlichen Volk die abstract constitutionellen Formen ebenso gleichgültig sein, als die Gravitation des Mondes. Was ihnen fehlte, war die Ersetzung der bisherigen Willkührherrschaft durch eine systematische Verwaltung, Sicherheit des Eigenthums, Liquidation der Staatsschuld, Verbesserung der Communications-Mittel, Wege, Fähren, Brücken u. s. w. Von alle dem ist nichts geschehen. Keine einzige Straße ist eingerichtet, und

15,000 Militär- und Civilbeamten sind nicht im Stande, eine Bevölkerung von 920,000 Seelen in Ordnung zu halten.

Während in den öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Stimmrecht gewährt ist, bleibt das Volk von allem Einfluß auf die Gemeinden ausgeschlossen. Unter der türkischen Herrschaft gab es große Municipalfreiheiten, die vorzugsweise dazu beigetragen haben, die nationale Unabhängigkeit zu erhalten; unter der bairischen Regierung sind diese vernichtet. Die Wahl der gutbesoldeten Ortsobrigkeiten ist ausschließlich den Reichen überlassen; auch das nicht einmal, sie haben nur drei Candidaten der Regierung zu präsentiren, die jedesmal den abhängigsten auswählt. Die Kammerdeputirten erhalten monatlich 250 Drachmen, und da jetzt die Kammern ziemlich permanent geworden sind, gehört der Platz eines Abgeordneten zu den besten Stellen im Staat. Die Urwahlen werden bei der vollständigen Umbildung des Volkes durch eine systematische Bestechung zu Gunsten der localen Oligarchie ausgebeutet, und zwar wird zu dieser Bestechung von Seiten der Beamten das volle Einkommen der Provinz verwandt, welches z. B. in Attica, das vier Deputirte stellt, beiläufig 400,000 Drachmen beträgt. Die Beamten werden für ihre guten Dienste durch neue Stellen oder auch dadurch belohnt, daß man ihnen den Rest der öffentlichen Einkünfte überläßt. Die öffentlichen Unternehmungen bleiben liegen, ja wenn eine Provinz durch eigene Thätigkeit etwas dafür zu thun anfängt, mischen sich die Regierungsbeamten hinein und stecken die eingegangenen Beiträge in den eignen Beutel. Reicht übrigens die Bestechung nicht aus, so wendet man auch gradezu Gewalt und Betrug an.

Der Senat ist vollständig servil, wie es in jedem Zweikammersystem der Fall sein wird, dem nicht eine wirkliche Aristokratie zu Grunde liegt. Die Stelle eines Senators erfordert nur eine gewisse Dienstperiode, und wird häufig Menschen gegeben, die weder lesen noch schreiben können. Der Senat ist ein gefügiges Werkzeug in den Händen jeder Regierung.

Dies ist die völlig ungesunde Lage des griechischen Staates, die England nun ausbeutet, lediglich, um sein Müthchen an Rußland zu kühlen. Weil die schlechte griechische Regierung sich rücksichtslos gegen England beträgt — obgleich beiläufig in der letzten Frage, ob nämlich die Insel Cervi und Sapienza zur jonischen Republik oder zum Königreich Griechenland gehören, England entschieden im Unrecht ist — weil Hr. Thouvenel mit seinem Einfluß Hrn. Wyse, den Nachfolger E. Lyons, überwältigt hat, bemächtigt sich Lord Palmerston der griechischen Schiffe und zerstört die Reste des griechischen Handels. Das ist die britische Staatsweisheit im Foreign-office.

Parteistimmen aus Pesth.

Den 24. Mai 1850.

Man hat sich sehr bald daran gewöhnt, die Constitution vom 4. März als ein fait accompli, ja als eine europäische Nothwendigkeit zu betrachten, und selbst unsere Oppositionsmänner, wie Palacki, Andriani und Consorten, erschöpfen ihren Witz, um mehrere mit dieser großen Theorie übereinstimmende kleinere Theorien aufzustellen. Im Auslande betrachtet die kleindeutsche Partei die Charte vom 4. März als das sicherste Mittel, den Gott-sei-bei-uns aus Deutschland los zu werden, während die Großdeutschen ein hundertmillionarmiges Deutschland mit dem sehr anziehenden Attribut von allen Wallachen, Ruthenen, Raitzen und Szerezsanern dieser Erde erwachsen sehen, und die Equilibristen glauben noch immer an ein mächtiges Oestreich, das selbst nach der Katastrophe von Világos, wenn es durch die Centralisation seine Kräfte gesammelt hat, dem nordischen Freund in der Noth die Spitze bieten kann und wird. — Nur die Demokraten wollen kein lebensfähiges Oestreich anerkennen, obwohl sie noch selbst nicht wissen, was an die Stelle dieses ihres Todfeindes treten soll, und sie hier, wie überall, nur eine negative Ansicht aufstellen können; aber ich fürchte sehr, daß die „Wahler" hier eine richtige Prognose stellen, und daß die Diplomatie endlich zu der Ueberzeugung gezwungen wird, daß Oestreich ohne Metternich nichts andres sei, als eine große — Negation. Allein man mag wie immer von unserer Regierung denken, das Mitleid wird ihr Niemand verläugnen wollen; und ich glaube schwerlich, daß die Minister Ludwigs XVI. nach seiner vermglückten Flucht in einer mißlicheren Lage waren, als unser Schwarzenberg und Bach auf ihrer Huldigungsreise mit dem jugendlichen constitutionellen Kaiser vom 4. März 1849; denn jene hatten gegen das bis zum Wahnsinn gesteigerte Leben einer empörten Nation anzukämpfen, und konnten als gute Patrioten für den Bestand des Staates beruhigt sein, wenn es ihnen auch nicht gelingen sollte, die Monarchie zu retten, diese führen ihre Streiche gegen einen großen Leichnam, der ihnen keinen Widerstand leisten kann, aber die Gährung der zersetzten Elemente wirft von Zeit zu Zeit eine mephitische Blase auf, die mit ihrem pestartigen Geruch den stolzen Sieger zu tödten, und bei dem mindesten Hinzufluß äußerer Reagentien die Auflösung des ganzen Organismus herbeizuführen droht.

Unsere Presse, oder besser gesagt, unsere gedruckten Zeitungen können gewiß keiner revolutionären Schwärmerei bezüchtigt werden, und doch sind sie nach zehn Monaten der „unterthänigst-gehorsamsten" Anpreisungen der Regierungsmaßregeln endlich allesammt zu dem Resultate gelangt: „So kann's nicht bleiben!" —

Das bekannte Memorandum der Vierundzwanzig hat zwar zum ersten Male diesen Verzweiflungsruf in die Welt geschickt, aber in dem Volke hat die Ueber-

zeugung von dieser Unmöglichkeit vom ersten Augenblick an gelebt, und diese Ueberzeugung mag sehr viel dazu beigetragen haben, daß die Unmöglichkeit sich bewahrheitet hat.

Man hat es den Altconservativen zum Vorwurf gemacht, daß sie in ihrer Denkschrift nicht angeben: „was sie — wenn ihre Mitwirkung verlangt würde — in Ungarn vornehmen wollen." Wir, die wir den Verhältnissen und Menschen näher stehen, haben damals die negative Haltung des Memorandum ganz natürlich gefunden. „Die Conservativen," sagten wir, „betrachten sich noch heute als die Vermittler zwischen Volk und Regierung, oder wie ein preußischer Staatsmann sagen würde, als die Brücke, die vom Volke zum König führt; die Mitglieder der einstigen Magnatentafel, welche nie die Initiative hatte, wollen auch jetzt den ersten Schritt zur Reorganisation Ungarns von der Regierung gethan sehen, oder doch wenigstens zur Ausarbeitung eines neuen Organisationsplans von dieser berufen sein. Ferner fürchten sie denselben Vorwurf, welchen sie jetzt der Regierung machen, auf sich selbst zu laden, wenn sie diese ohne vorhergegangene Berathung, oder doch theilweise Einigung der Ansichten, ein fertiges Project vorlegen wollten," u. s. w. u. s. w. So sprachen wir früher zur Entschuldigung der Conservativen. Nun aber hat eine in Wien bei Jasper, Hügel et Manz erschienene Broschüre „Ungarns Gegenwart", die hier allgemein dem frühern Mitglied der Hofkanzlei Zsedényi zugeschrieben wird, unsere Entschuldigung zu nichte gemacht, und überall ertönt der Ruf: „Männer der Treue! Männer der rettenden Thaten! Gebt uns etwas Positives!

Von der Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes sind wir schon längst überzeugt; aber wie wollt ihr es anfangen, Hogy á kecske is jól lakjék, á káposzta is megmaradjon? *)

Die Broschüre ist nämlich nichts andres als ein populärer Commentar zu der im diplomatischen Styl abgefaßten Denkschrift der 24; aber wir erfahren daraus Thatsachen, die uns zu obiger Forderung vollkommen berechtigen. — Herr Zsedényi erzählt uns nämlich, daß zur Zeit, als die Charte vom 4. März von den Olmützer Cyclopen geschmiedet wurde, zugleich von Wulcan-Stadion eine Commission von ungarischen Vertrauensmännern niedergesetzt wurde, die in Uebereinstimmung mit jener Charte ein Statut für Ungarn ausarbeiten sollte. Die Männer dieser Commission waren: „Appongi, Jarka, Emil Desseöwfi, Urméngi, Barkóczi, Szentivángi und Josika, Repräsentanten das magyarischen; Vághy und Járy des deutschen; Hlavats, Hanrich, Kollar und Kuzmángi des slavischen Elements. Allein diese alten Säulen Habsburgs in dem Preßburger Landtagshause „hatten den Entwurf selbst noch nicht ausgearbeitet, als zu ihrer größten Ueberraschung am Morgen des 7. März 1849 die neue Verfassung

*) Ein magyarisches Sprichwort: „daß die Ziege sich satt weide, und das Krautfeld noch unbeschädigt bleibe."

vom 4. März an den Straßenecken Wiens angeheftet erschien" (Seite 4). „Indessen," sagt der Verfasser Seite 8 und 9: „der Schritt war gethan, die Krisis der ungarischen Zustände hieß die Vertrauensmänner ihre persönliche (?) Kränkung vergessen, um von den Elementen des ungarischen Staatslebens dasjenige zu retten, was mit der politischen Verfassung, zu welcher ganz Oestreich gelangt war, vereinbar und unumgänglich nothwendig war, um Ungarn mit der neuen Charte auszusöhnen." Auf Verlangen der Minister traten also die Vertrauensmänner wieder zusammen und „gingen rasch ans Werk, um auf den Trümmern ihrer getäuschten Hoffnungen eine wenigstens mögliche Zukunft für die Verfassung vom 4. März (?) zu begründen." Bei diesen Berathungen fanden die aufgestellten Principien selbst bei Minister Bach Anklang und man war gewillt „die historischen Institutionen Ungarns, insofern sie den Bestimmungen der Reichsverfassung nicht widersprechen, ihrem Wesen nach beizubehalten, und das Princip der Gleichberechtigung, ohne Theilung des Landes nach Nationalitäten, auf eine für Ungarn mögliche Weise und ohne Kränkung der nur auf ihr richtiges Maß zurückgeführten ungarisch-nationalen Wünsche durchzuführen." Allein auch jetzt wurden die Vertrauensmänner in ihrem Vertrauen getäuscht, denn „schon hatten sie den Entwurf eines Provisoriums ausgearbeitet und dem Ministerium vorgelegt, als Fürst Windischgrätz vom Armee-Commando zurückberufen, und einige Zeit darauf zu ihrer nicht geringen Ueberraschung nach dreimonatlicher Berathung im Juni 1849 Baron Gehringer zum bevollmächtigten Civil-Commissär für Ungarn ernannt und mit einer ohne Mitwirkung der ungarischen Vertrauensmänner ausgearbeiteten Instruction für die Civiladministration nach Pesth abgesendet wurde" u. s. w.

Aus diesen schon an und für sich sehr interessanten, und dem Publicum bis jetzt ganz unbekannten Thatsachen ersehen wir, daß die Viermdzwanzig des Memorandums und die Vertrauensmänner Stadion's und Bach's in gespanntestem Verhältniß zu einander stehen, ja wir finden Namen, wie: Georg Appongi, Emil Desseöwfy, Joseph Urménzi und Samuel Josika sowohl unter den „zweimal getäuschten" Vertrauensmännern, als unter den „der frendigen Zuversicht sich hingebenden" Denkschriftstellern; andere wieder, wie Ambrózy, Pécsy, Babarczy und Spirmag schmückten das Memorandum, nachdem sie ihre bereits übernommenen Aemter niedergelegt hatten; ferner daß der Verfasser von „Ungarns Gegenwart", als bekannter Altconservativer, die Klagen seiner Partei dem Volke mittheilen und das verkehrte Verfahren der Regierung dem Urtheil der Welt vorlegen will. Nun aber hätten wir mit Recht erwarten dürfen, daß Herr Zsedényi, nach den obenerwähnten Antecedentien, und in Rücksicht des „blinden Vertrauens, mit welchem", wie er nicht ganz mit Unrecht behauptet, „die Bevölkerung jedes Stammes in Ungarn sich in Fragen des öffentlichen Lebens an den besitzenden Adel wendet", uns die löblichen Absichten der conservativen Partei in

ihrer ganzen Größe vorführen, daß er uns nämlich in seiner Abhandlung die Resultate der ersten Berathung der Vertrauensmänner unter Stadion, die zwar zu keinem „ausgearbeiteten Entwurfe," aber doch immer bis zu einem gewissen Punkte gediehen waren, und die schon wegen der gemischt-nationalen Zusammensetzung der Commission von größtem Interesse sind, ferner den in der zweiten Berathung unter Bach „ausgearbeiteten Entwurf eines Provisoriums", in welchem die Ansichten und Wünsche der Conservativen am deutlichsten zu lesen wären, zur Einsicht vorlegen werde; aber von dem Allen ist in der benannten Broschüre keine Spur. Herr Zsedényi sagt zwar zur Vertheidigung der negativen Haltung des Memorandum (Seite 77): „Welch' lebendiges Kleid sie für Ungarn an die Stelle des abgetragenen oder abgerissenen wirken wollen, haben sie zwar nicht gesagt, aber sie scheinen zu glauben, daß wie der positive Entwurf für das Provisorium noch voriges Jahr durch sie dem Ministerium unterbreitet wurde, sie eben nur auf dessen Wunsch in Betreff der definitiven Reorganisirung Rede und Antwort stehen können," aber dieses etwas schmollende, den Stempel des passiven Widerstandes an der Stirne tragende Benehmen kann nur den Ministern gegenüber gerechtfertigt werden, welches nur in sein Archiv zu greifen braucht, um von dem „positiven Entwurf für das Provisorium" Einsicht zu nehmen, und durch Nichts gehindert ist, den Conservativen „seinen Wunsch in Betreff der definitiven Reorganisirung" mitzutheilen; aber das Volk „in allen seinen Abtheilungen und Stämmen," das heut zu Tage keine Organe hat, in welchen es seine „Wünsche" aussprechen könnte, und in dessen Namen sowohl die Unterzeichner des Memorandum, als der Verfasser der Broschüre zu sprechen behaupten, will wissen, was es in den „Männern seines Vertrauens" zu unterstützen, was es von ihnen zu hoffen hat? — Zwar würden heute sowohl das Memorandum als die Broschüre, wenn sie den Völkern in Ungarn zu Unterzeichnung vorgelegt würden, Millionen Signaturen zählen, und die Conservativen haben durch ihre Unerschrockenheit, und den Eifer, welchen sie für die jedem Ungar heilige Integrität des Vaterlandes an den Tag legten, sich jedenfalls eine Basis für die Zukunft gebaut; Aber können diese Männer, welche es ehrlich mit Oestreich halten wollen, die Regierung bei den Wahlen zum nächsten Landtage eine Majorität in Ungarn sichern, wenn sie dem Volke nicht ihr eigentliches positives Walten als Program vorlegen und seine Willensäußerung darüber vernehmen? Herr Zsedényi sucht zwar durch mehrere Argumente, und besonders (Seite 52) durch den Umstand, daß „die Namen der Verurtheilten und ihr angegebener Geburtsort zeigen, daß viele Ausländer und von gebornen Ungarn zwischen zwanzig Schuldigen kaum ein Magyar (?) die kaiserlichen Fahnen verlassen hatten" die dynastisch-monarchische Gesinnung dieses Volksstammes zu bezeugen; ja er glaubt sogar (Seite 49) für „die Treue der eingereihten Honveds," von denen er zwar selbst nicht glaubt (Seite 59),

„daß sie durch den Begriff der östreichischen Monarchie oder der Verfassung vom 4. März zur Treue und Tapferkeit begeistert werden könnten," keine Besorgnisse hegen zu dürfen, und meint, daß sie, „die in Ungarn zu verwenden freilich etwas gewagt wäre," sich gegen den äußern Feind *) oder eine Wiener Emeute wacker schlagen würden; aber „ez nem elég az üdvösségre!" **) sagt ein magyarisches Sprichwort; auch Frankreich liebte einst seine Bourbonen, auch die Soldaten des kleinen Corporals haben sich in Spanien unter dem Herzog von Angoulême tapfer geschlagen, und doch folgte der heiße Haß der Julitage und die kalte Verachtung des 24. Febr. Mit Sympathien kann man heute zu Tage weder Thronen noch Völker retten, das hat uns in neuester Zeit die Wiener Revolution und Ungarns Schicksal gezeigt. Beide wollen durch Thaten gesichert sein, und wenn die Conservativen Ungarns sich die Popularität sichern wollen, welche sie heute wirklich in unserm Vaterlande besitzen, so mögen sie hintreten vor dem jungen Monarchen und die Bewohner des alten Ungarns und sagen: „Hier ist der Weg, auf welchem wir Euch beide in den Hafen des Friedens und des staatlichen Gedeihens führen wollen! Nur so können wir die Sicherung der Zukunft garantiren! Qui non est cum nobis est contra nos!" Schmollen kann das Volk allein, und am besten.

Soviel über die Haltung der Altconservativen und der genannten Broschüre überhaupt. Was die einzelnen Facta betrifft, welche Herr Zsedényi anführt, um die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes zu bezeugen, können wir ihn durchaus nicht der Parteilichkeit beschuldigen, die übrigens ganz überflüssig wäre, wo die traurige Wirklichkeit so reichlichen Stoff bietet. Es soll daher hier nur eine derselben Erwähnung finden, die der deutsche Leser jener Broschüre vielleicht unwahrscheinlich finden dürfte, die aber nichts desto weniger vollkommen wahr ist. Ich meine die allgemeine Abneigung in Ungarn gegen deutsche Regierungsbeamten.

Im Vormärz war Ungarn allein ein constitutioneller Staat in dem großen Ländercomplex der östreichischen Monarchie; und obwohl die Constitution nur einem kleinen, privilegirten Theil der Bevölkerung ihre fetten Bissen zuwarf, so fielen doch unwillkührlich einzelne nicht zu verachtende Brocksamen auch den Nichtberechtigten in nicht geringem Maße zu. Der ungarische Bauer rauchte nämlich ungehindert sein Pfeifchen guten Tabaks, der ihn sehr wenig oder gar nichts kostete, während der östreichische Landmann täglich sein „schweres" Geld in die Trafik tragen und sich noch obendrein bei einer Anzahl von „Vertrauten," die

*) Unter den vielen Personen, welche in der Broschüre mit einem, dem Unterdrückten stets eigenen Sarkasmus gepeitscht, wird keiner so hart mitgenommen, als die Herren Radowitz und Manteuffel. Diese Männer der rettenden Thaten werden des heillosen Bündnisses mit Palmerston, Marast, Girardin, ja mit der ungarischen Emigration (†) und — den Demokraten (††) beschuldigt, die alle auf die Abtrünnigkeit der Honved harren.

**) Das ist nicht genug, um selig zu werden.

seinen Tabaksbeutel die Nasenprobe passiren ließen, über die Echtheit seiner Ausschußblätter legitimiren mußte; in Ungarn fiel in zehn Jahren nur einmal eine Rekrutirung, die von den 200 jungen Burschen eines Dorfes kaum 5 — 8 zum Opfer verlangte, während die unheilvolle Conscription jedes Jahr an der Thüre des östreichischen Bauers pochte, und einen, zwei, ja oft drei seiner Söhne an die verhaßten Weißröckler auslieferte; der Ungar aß weißes Brod, trank guten Wein und zahlte wenig Steuer, während die arbeitende Classe der übrigen Länder sich kaum an Kartoffeln satt essen und an Weißbier oder schlechten Branntwein betrinken durfte, und seine mühsam zusammengebrachte Ersparnisse aufs Kreisamt tragen mußte u. s. w. Diese Umstände haben ein gewisses stolzes Selbstgefühl bei dem ungarischen Bauer erweckt, und er blickte immer mit einem demüthigenden Mitleid auf seinen östreichischen Standesgefährten. Nun aber hatte er unter Joseph II. bei der anbefohlenen Numerirung der Häuser und Volkszählung, die er für nichts andres als Vorboten zur Conscription und Militäraushebung betrachtete, ferner bei dem angeordneten Schulzwang für seine Kinder und den eingeführten Kreisämtern, ebensoviele Vorgefühle jener verhaßten Maßregeln empfunden, welche ihm sein Leben zu verbittern drohten, und diese wurden allesammt von „deutschen Herren" bei ihm eingeschmuggelt, und da es nicht die Sache eines ungarischen Bauern ist, überhaupt zu distinguiren, so faßte die Meinung „vom Deutschen kommen alle Plagen" bald die tiefsten Wurzeln in seinem Gemüthe. Aber selbst nach der Rücknahme der Josephinischen Maßregeln fand er überall einen deutschen Amtsrock und ein schnurrbartloses Gesicht, wo es galt, seine innigsten Gefühle, oder seine ihm von dem Edelmanne *) gelassene Freiheit zu verletzen. So wurde die Recrutirung, welche vor dem Jahre 1840 in Ungarn mit dem Strick vollführt wurde **), durch deutsche Offiziere und deutsche Assentirungsärzte vollzogen, während der ungarische Stuhlrichter, der zugegen war, eine mehr vermittelnde Rolle spielte, und selbst manchen schönen Burschen, wenn die Umstände für ihn sprachen, zu seinen jammernden Eltern zurückführte. Wollte er Tabak oder Speck nach Oestreich schmuggeln, so war es ein deutscher Grenzaufseher, der ihm das Bayonnett entgegenstemmte; reiste er über die Grenze, so war es wieder ein Deutscher der ihm einen Paß abforderte, ein Ding, das er zu Hause vielleicht nie nennen hörte. Nur eines seiner Bedürfnisse mußte er in seinem „von Honig und Milch fließenden Lande" theuer bezahlen, nämlich das Salz, und dies wurde ihm von einem Deutschen

*) Der nach seinem gewöhnlichen Ausdruck „gewiß mehr ist als alle deutschen Grafen und Fürsten zusammengenommen."

**) Man hat nämlich, sobald ein zu stellendes Contingent von dem Landtage bewilligt war, in jedem Comitate einen Tag bestimmt, an dem die Militärcommissionen nächtlicherweise in die Dörfer einfiel, alle vorfindlichen jungen Leute zusammenfing und die tauglichsten unter ihnen bis zur bestimmten Zahl herausnahm.

zugewogen *); kurz überall, wo er aus seinem Alltagsleben heraustrat, kreuzte sich sein Weg mit einem Deutschen, wie sollte er also nicht in der Meinung befestigt werden: „vom Deutschen kommen alle Plagen?“ So bildete sich ein von den magyarischen verschiedener „ungarischer“ Patriotismus, besonders bei den Nordslaven und deutschen Einwohnern Ungarns, die, an der Nordgrenze Ungarns wohnend, mit dem „Kreisamtswesen“ öfter in Berührung kommen und die als zum großen Theil lutherische Protestanten auch noch andere Reminiscenzen haben, die für den einwandernden deutschen Beamten, und als solcher erscheint jeder, der von Wien geschickt wird, nichts weniger als Sympathien erregen können.

Schließlich noch einiges über die Person, die für den Verfasser von „Ungarns Zukunft“ gehalten wird, denn wie es scheint, wird er in der Zukunft noch manchmal in das Schicksalsrad Ungarns eingreifen, und es ist daher von Interesse, mit seiner Vergangenheit vertraut zu sein. Herr Zsedényi ist ein Mann von dreißig und einigen Jahren, einnehmendem Aeußern und bedeutendem Talent. In seiner Jugend war er, wie jeder ungarische Jüngling, liberal, schlug später um, und kämpfte in den Landtagen von 1843 und 184$\frac{7}{8}$ in den Reihen der Conservativen; doch hier waren in Ungarn die Lorbeeren nicht leicht zu erwerben, er suchte sich also im Bureau für die „Schwierigkeiten“ der Tribune zu entschädigen.

Als Hofrath bei der ungarischen Hofkanzlei in Wien angestellt, zog Herr Zsedényi durch seine Geschmeidigkeit und seine wirklichen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit der östreichischen Regierung auf sich, und ein seinem Talent entsprechender, höherer Wirkungskreis wäre ihm nicht entgangen, wenn die Revolution von 1848 nicht ihr mächtiges Veto dazwischen geschleudert hätte. Die Revolution traf ihn übrigens nicht in Wien, sondern in Preßburg als Deputirter der Zipser Gesp. bei der Ständetafel, wo er in den ersten Tagen der Revolution, mit dieser damals allein herrschenden Göttin, ein kühnes, halsbrecherisches Spiel wagte.

Nachdem nämlich das erste, unabhängige ungarische Ministerium am 23. März ernannt und sanctionirt worden war, glaubten sich die Volksvertreter in Preßburg ihren Arbeiten mit Muße wieder hingeben zu können, als am 31. desselben Monats der Landtag und die Bevölkerung Ungarns durch zwei königl. Rescripte in Furcht und Schrecken versetzt wurde. Das erste enthielt die Verordnung, der zufolge die bisherige „ungarische Hofkammer“ beizubehalten, und ihr die Verwaltung der Cameralgüter (ungarische Staatsdomainen), der Bergwerke und das Salzmonopol unterzuordnen und von dem Finanzministerium zu trennen sei. Ferner will der König durch diese Kammer, die in Wien verbleiben soll, sein Ernennungs- und Begnadigungsrecht ohne Einfluß der Minister

*) Obwohl seit Joseph's Tod in Ungarn alle Aemter in den Comitaten, Städten, bei den höhern Gerichtstafeln u. s. w. mit Ungarn besetzt waren, so blieben doch die Dreißigstämter, Grenzwacht und Salz- und Bergwerkämter in den Händen der „mit der Administration besser vertrauten“ Deutschen.

ausüben; endlich wird ganz offen erklärt, daß ein ungarisches Kriegsministerium durchaus nicht belassen werden kann. Das zweite Rescript wollte nicht zugeben, daß die Edellente ihren Bauern so viel schenken sollen. Und diese zwei Rescripte waren von einem Manne contrasignirt, der nicht auf der Ministerbank des Preßburger Unterhauses seinen Sitz hatte, sondern der als nur schwaches Mitglied dieses Hauses im Vaterlande wenig gekannt war, nämlich von Ladislaus Zsedényi, Hofrath der bereits aufgehobenen Hofkanzlei. Man kann sich leicht denken, welche Stürme diese zwei Fermans des constitutionellen Königs hervorbringen mußten! Bathyani wollte sogleich im Namen aller seiner Collegen abdanken; Kossuth erhob sich und sprach: „Ich sehe darin die letzte (?) Anstrengung der Reaction, das ihr entrissene Scepter wieder zu ergreifen! Ich kenne jene Partei, die den Erzherzog Ludwig zu ihrem Chef hat, und Männer in ihrer Mitte zählt, mit deren Namen ich meine Lippen nicht beflecken will; aber es soll ihnen nicht gelingen, mit einer Nation ihr frevelhaftes Spiel zu treiben." Madaráß, der spätere famose Polizeiminister, erhob sich und verlangte: „das Haus möge Zsedényi in den Anklagezustand des Landes-Verraths versetzen," welche Motion zwar keinen Anklang fand, aber sogleich leerten sich die Gallerien und die Massen stürmten nach Zsedényi's Wohnung und übten in seiner Abwesenheit an seinen Meublen Volksjustiz. Indessen begegnete ein anderer Schwarm Herrn Zsedényi selbst auf der Straße, und er wäre gewiß ein Opfer der Volkswuth geworden, wenn er sich nicht in die Wigandsche Buchhandlung geflüchtet hätte, die ihren geleisteten Schutz mit allen ihren Fensterscheiben bezahlen mußte. Herr Zsedényi wurde dann mit den zwei Rescripten auf der Promenade „in Effigie" verbrannt.

Wir sehen also, daß Herr Zsedényi der erste war, der die Axt an den jungen Baum der Märzerrungenschaften legte; nun, nachdem der Baum ganz gefällt ist, legt er wieder, der erste, seine Spaten an, um auf dem alten, fruchtbaren Boden eine neue Pflanzung zu schaffen; wir wollen ihm kein schlechtes Horoscop stellen, möge sein Werk gelingen, wenn er es mit seinem Vaterlande ehrlich meint.

Aus Wien.

Ueberraschend, für Manchen unerklärlich, war die offenbare Mißstimmung, mit welcher Männer der entschiedensten liberalen Richtung, Männer ganz unabhängiger Stellung, die heute wieder verschollene Kunde eines bevorstehenden totalen Cabinetswechsels aufnahmen. Die östreichische Presse, die sogenannte grundrechtlich freie, hat die Sache nicht besonders besprochen in dem angenehmen Damoklesbewußtsein, nach dem Belieben eines Ministers, eines Generals, eines kurz- oder langbeinigen Statthalters confiscirt, suspendirt und sonst noch maltraitirt werden zu können.

Ein halb amtliches Blatt widersprach alsbald per amboges jenem Gerüchte, und ließ sogar durchblicken, höchstens werde der Herr Unterrichtsminister der öffentlichen Meinung geopfert werden. Ueberdies waren die Namen der präsumtiven Amtsnachfolger so schreckhaft, um vorläufig wenigstens ganz unwahrscheinlich zu klingen. Wer kann heute an Hartig, an Josika und Consorten, trotz Genesis und sonstig anonymen Broschüren im Ernste denken, heute, wo man mit dem Opus der Ueberorganisation eben in medias res sich gestürzt hat, und pro forma vorwärts muß, weil man nicht rückwärts kann, so sehr man sich auch nach dem schönen Rückwärts sehnt, so bitter man auch diejenigen anfeindet, welche so weit vorwärts trieben. Ist erst Alles fertig, sind die Tressen überall festgenäht auf den Rockkragen der Beamtenarmada, sind die Kanzleitische nach dem neuen Plane aufgestellt, haben die Gensd'armessschnurrbärte alle das vorschriftsmäßig Haynau'sche Maaß, dann kommt vielleicht die Zeit für jene alten verblichenen Namen, ihnen wird dann die Mission, die neue Staatsmaschine im großen Ganzen nach Rükwärts zu leiten, unter neuen Namen und Formen, in alter Art zu gouverniren, die reichlichen Winkelzüge und Freiheitsfangeisen der Verfassung möglichst auszubeuten.

Die Ueberzeugung, es könne dem heutigen Ministerium, falls Europas Verhältnisse sich nicht bedeutend ändern, nur ein noch hoffenswertheres im Amte folgen, zwingt uns, die wir nicht Pessimisten sein wollen, diesem Ministerium von heute Bestand zu wünschen.

Manche trösten sich in dem Wahne, das Ministerium sei durch nichtverantwortliche mächtige Einflüsse gehemmt im freien Walten, und hoffen dann, diese Einflüsse würden allmählich zu überwinden sein, andere hoffen noch immer auf einen Reichstag, und laben sich in der Erwartung, dieser Reichstag werde alles in die Gleise des Fortschrittes zurückbringen; die Armen vergessen, daß das Wahlgesetz noch fehlt, durch welches man auf den skandalösesten Reichstag wird rekrutiren lassen können.

Während dieses Fürchtens, Hoffens und Sehnens benutzt das Ministerium die Furcht der Mehrheit vor einem noch rückschrittlicheren Ministerium, schreckt den Hochadel mit der Demokratie, und diese wieder mit dem Hochadel und regiert, organisirt, centralisirt unter dem Flügel des Belagerungszustandes in definitiven Provisorien weiter.

Ueberdies kommt es dem Ministerium wohl zu statten, daß manche Kronländer das Ministerium nicht in seiner Totalität verwerfen, indem einzelne Ministerpersönlichkeiten von einzelnen Kronländern gehalten, von andern wieder speciell gehaßt werden

Ungarn und Italien hassen allerdings den Ministerrath in seiner Totalität, und werden wohl überhaupt jedes östreichische Ministerium hassen, nicht so die übrigen Kronländer. Minister Thun ist den Böhmen als nationaler Renegat wie als Ultramontaner in der Seele verhaßt. Renegaten sind in der Regel die leiden-

schaftlichsten Feinde ihrer frühern Partei; dagegen hat wunderbarerweise Bach noch immer bedeutende Sympathien, in Böhmen ganz besonders, in der ältern Reichstagspartei, wenn auch durchaus nicht im grundbesitzenden Adel. Auch Schmerling ist, seiner Frankfurter Antecendenzien ungeachtet, bei den Böhmen in gutem Andenken. Die Croaten sind eitel auf ihren Kulmer im Ministerrath, — dagegen hassen sie Bach als centralisirenden Uniformer.

Wien hat sich von Bach ganz abgewendet, traut Schmerling mehr geraden Sinn, mehr Rechtlichkeit zu, terrorisirt den Handelsminister Bruck, und achtet Kraus, obwohl nicht als geschickten irgend fernsichtigen Finanzier, so doch als grundehrlichen Mann, als welchen ihn überdies ganz Oestreich anerkennt.

Mähren mit Brünn ist eine Null in solchen Fragen. Herr Generalprocurator D. Caplan Mayer und Herr Kaufmann Haring zu Brünn sind kopfüber ministeriell, ergo muß ganz Mähren ebenfalls ministeriell sein. Die oppositionelle Presse Zang's will als exotische Pflanze nicht gedeihen im mährischen Boden.

Triest vergöttert seinen Kaufmann Bruck und würde gern bei Papst Pius um seine Heiligsprechung petitioniren, Triest vergöttert überhaupt den ganzen Ministerrath, auch hat Bruck mit seinen Collegen dieses Triest wirklich auf Kosten der alten Venetia, ja auf Kosten aller, ausgestattet zur reichsten Braut der Zukunft.

Tyrol steckt geweihte Kerzen auf für Leo Thun.

Galizien, wo heute die Bauern, die Beamten und die zum Nationalitätsbewußtsein mühsam aufgerüttelten Ruthenen allein als berechtigt gelten, ist äußerlich ganz servil und ruhig; diese Ruthenen nehmen das Wenige, das ihnen geboten wird, mit dankbarer hungriger Sklavenhast wie ein Almosen hin. Alles, was Pole, oder gar adeliger Pole heißt, wird von vornherein als Rebell, als Hochverräther betrachtet und gelegentlich auch behandelt. Man muß die ruthenische Nationalitätsweckerei in der Nähe gesehen haben, um sie gehörig zu würdigen. Wären die Leute nicht zufällig griechischen Glaubens und eben deshalb aus Auftrag ihrer Priester den Polen gram, weil der polnisch-katholische Clerus sehr wohl dotirt, der ruthenisch-griechische auf den Hunger angewiesen ist, eben deshalb den ruthenischen Bauer gegen die Polen hetzet im Solde der Regierung, — niemals wären diese Ruthenen zu dem sogenannten ruthenischen Bewußtsein gekommen, in welchem das Gemachte, das Gezwungene, das geradezu Dumme, sich überall kundgibt, und politisch borniert endlich sind diese Leute in kaum glaublicher Weise.

Als Graf Stadion, damals Gouverneur Galiziens, das ruthenische Bewußtsein fabrizirte als ungeschärfte Waffe gegen die fatalen Polen, sah er freilich die Märztage nicht voraus, er sah nicht voraus, daß dieses Bewußtsein, sollte es einst erstarken und Wahrheit werden, Galizien dem weißen Czar in die Arme werfen muß, denn dorthin, zum Czar, zum griechisch-kirchlichen Oberhaupte sind die Sympathien der Ruthenen, wohl auch der Serben gerichtet, und nicht wenig hat die russische Intervention beigetragen, diese Sympathien zu nähren und anzufachen.

Ministerpräsident Schwarzenberg, in wie außer Oestreich von aller Welt gehaßt, scheint dennoch für jetzt eine bittere Nothwendigkeit, wie Schwefelleber in mancher Krankheit; Er allein, weil selbst Soldat, imponirt doch einigermaßen, wenn auch nicht ausreichend den Prätorianern, er allein hat Sitz und Stimme in jenem Rathe, welcher über dem Ministerium steht und dessen Mitglieder nicht durchaus nach dem salischen Gesetze gewählt sind, er allein vermochte es bisher, dem ganz nach dem Vormärz strebenden Hochadel Böhmens und Ungarns die Spitze zu bieten.

Fürst Felix Schwarzenberg beleidigt und verletzt, mit Ausnahme des hohen Clerus, alle Parteien und faßt eben in dieser Weise das Princip der Gleichberechtigung auf. Nach außen *scheint* ihm vorerst die Vereitelung des einigen Kleindeutschland, so wie die Restauration des alten Bundesunwesens annähernd gelingen zu wollen. Freilich hat Fürst Schwarzenberg in seinen Machinationen einen gewichtigen Alliirten gerade dort gefunden, wo man unter Voraussetzung wirklich deutscher und überhaupt ehrlicher Politik, den starrsten Gegner hätte vermuthen mögen.

Vorerst gibt es weder ein wirklich einiges Kleindeutschland, noch jenes utopische Großdeutschland, sondern es gibt *gar nichts*, nämlich den alten abgelebten deutschen Bund, und das eben wollte Fürst Felix erreichen, um sich aus der Klemme zu helfen, die er sich durch die Märzoctroyirung bezüglich Deutschlands selber bereitet. In Oestreich, welches im Jahre 1848 theilweise für schwarz-roth-gold geschwärmt, von dieser Schwärmerei aber zurückgekommen ist, sind die deutschen Lande durch das bloß negative Bundesverhältniß einigermaßen beruhigt, da sie darin einigen Schutz gegen die irrsam gefürchtete Slavisirung zu finden glauben, die nicht deutschen Stämme Oestreichs dagegen sind aus denselben Gründen, welche sie ein Kleindeutschland wünschenswerth erkennen ließen, vor der Hand durch jenen Mittelweg beruhigt, weil ihnen die verhaßte Beschickung eines Parlaments außer Oestreich nicht bevorsteht.

Wir wollen zwar dem Gerüchte von unbesonnen preußenfeindlichen Reden des östreichischen Präsidialgesandten, Hrn. Friedrich Thun, und von kürzlich provocirten Repressalien Preußens nicht zu viel Gewicht beilegen, doch würden solche Thatsachen theils beweisen, daß die staatsmännischen Debuts der Grafen Thun nach Innen wie nach Außen Oestreich keine Rosen bringen, und diese Herren wohl bald wieder in das stille Privatleben weisen werden.

Vom östreichisch-egoistischen Standpunkte betrachtet muß indeß jenes klägliche Bundesinterim, obwohl in diplomatischer Immoralität gutgeheißen werden, denn während die deutsche Frage gleichsam offen bleibt, consolidiren sich *vielleicht* Oestreichs Zustände, ein Reichstag wird *vielleicht* aus Nothgedrungenheit berufen und spricht dann ein unwiderstehlich entscheidendes Wort in der deutschen Frage, zerreißt die diplomatischen Gewebe und macht diesem Deutschland die Einigung möglich, welche heute Petersburg und Wien im brüderlichsten Einklange vereitelt zu haben glauben.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Studien über Shakespeare. Wenn wir Deutschen in frühern Zeiten uns mit Recht rühmen konnten, im Verständniß Shakespeare's weiter zu sein als seine eigenen Landsleute, wenn auch dieses Verständniß viel Romantisches, d. h. Verschrobenes an sich hatte, so hat jetzt die englische Gründlichkeit unsere phantastischen Auslegungen bei Weitem überholt. Die Engländer haben bei ihren Forschungen den großen Vorzug, daß sie gerade auf ein bestimmtes Ziel losgehn, und dazu bestimmte Mittel anwenden: ein Lob, welches eine sonst so vortreffliche Schrift, wie die von Gervinus, nicht in Anspruch nehmen kann. — Am meisten Aehnlichkeit mit Gervinus haben die **Studies of Shakespeare** von George Fletcher (1847), von denen in **Fraser's Magazine for town and country** (Mai 50) eine Fortsetzung erschienen ist. Sie enthalten, wie Gervinus, allerlei mehr oder minder Treffendes über Charaktere, Handlung u. dgl. — Dagegen ist eine Abhandlung, die sich unter dem albernen Titel dies boreales durch verschiedene Hefte in Blackwood hinzieht, trotz des abgeschmackten Tones, in dem sie gehalten ist, sehr lehrreich. Sie geht den Othello Scene für Scene durch, und erweist zuerst mit unumstößlicher Genauigkeit, daß von der Ankunft Othello's auf Cypern bis zur Ermordung Desdemona's nur zwei Tage verfließen, daß Desdemona in der zweiten Nacht ermordet wird: sie erweist nachher ebenso unumstößlich, daß nicht nur einzelne Umstände, sondern die ganze Haltung der Fabel einen wenigstens mehrmonatlichen Aufenthalt auf Cypern voraussetzen. Diese doppelte Zeitrechnung, die aus dem doppelten Bedürfniß entspringt, einmal in Bezug auf das Thatsächliche die Spannung in einem stetigen, die Einheit der Zeit bedingenden Zusammenhang zu erhalten, andererseits der psychologischen Entwickelung den Raum zu lassen, der in der wirklichen Zeit einen größern Umfang erfordert, und über der Gewalt der leidenschaftlichen Bewegung das bloß äußerliche Maaß der Zeit als gleichgültig in Vergessenheit bringt, dieser Dualismus führt zu einer Untersuchung über das Wesen der scheinbaren Zeit im dramatischen Gedicht, gegen welche die kleinen Aristotelischen Zänkereien als antiquirt erscheinen. Wir Deutschen mit unserer philosophischen Bildung wären berufen, dieser Untersuchung eine größere Tiefe zu geben, wenn wir nur auch, wie die Engländer, von den Einzelnen, Empirischen, Gegebenen ausgehn, und erst von da in das Gebiet des Allgemeinen und Ideellen eindringen wollten. — Der Verfasser hat übrigens seinen Schematismus so gut wie wir Deutschen. Othello soll ihm eine Darstellung des ehelichen Verhältnisses sein, wie Lear die Darstellung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn. Dort die Antithese zwischen Othello und Desdemona einerseits, Jago und Emilia andererseits, wozu noch Cassio und Bianca kommt; hier Lear und seine Töchter, Gloster und seine Söhne. Es ist mit dieser Zurückführung eines individuellen Kunstwerks auf ein allgemeines sittliches Problem immer etwas Mißliches, um wie viel mehr bei einem Dichter, dessen Individualismus so schroff hervortritt, wie der erste Genius der romantischen Poesie.

Neue historisch-politische Schriften.

M. O. d'Haussonville, Histoire de la politique extérieure du gouvernement français, 1830—48. Der Versuch einer Apologie der Juliregierung in ihrer auswärtigen Politik. Dem Verfasser standen officielle Quellen zu Gebote, und er ist

wenigstens offen und ausführlich in seinen Berichten. Die Hauptschuld an Allem, was in dieser Politik Verfehltes war, wird Lord Palmerston zugeschoben. —

J. Crétineau-Joly, Histoire du Sonderbund. Der Verfasser, ein Ultramontaner vom reinsten Wasser, der früher eine Geschichte der Jesuiten geschrieben hat, wirft vom Standpunkt des modernen französischen Conservatismus der Neuerung in all' ihren Formen den Fehdehandschuh hin. Für die Geschichte der geheimen Gesellschaften hat er reichliche Materialien gesammelt, und gibt eine Menge interessanter Details, auf Urkunden gestützt. Die Schweiz ist ihm das Laboratorium der europäischen Propaganda, deren geheimsten Fäden in Mazzini zusammenlaufen. Von einer objectiven Darstellung ist bei einem so bestimmten Partei-Standpunkt natürlich keine Rede. —

Ch. Mac-Farlane, Turkey and its desting (die Türkei und ihre Bestimmung). Mac Farlane kennt die Türkei seit längerer Zeit; schon 1824 veröffentlichte er ein Werk über Constantinopel. Er hatte damals kein großes Vertrauen zu den antinationalen Reformen. In dem vorliegenden Werke gibt er seine auf einer neuen Reise (August 1847 bis Juli 1848) gesammelten Beobachtungen. — Er wurde betroffen durch die vollständige Veränderung in der äußern Haltung der Türken. Das alte malerische Costüm ist verschwunden, der Turban hat dem Fez, das weite Gewand dem engzugeknöpften Rock, die weite Hose dem engen Pantalon Platz gemacht. Die Sitten haben sich wenigstens äußerlich gemildert, das stolze Betragen gegen die Franken hat aufgehört. Aber bei näherem Zusehn bemerkt man noch die alte Barbarei. — Vorzüglich im Paschalik von Brusa fand Mac Farlane den vollständigsten Verfall, Städte und Dörfer in Ruinen, weite Landstriche unangebaut, die Industrie durch die türkischen Erpressungen vollständig gelähmt, religiöse Verfolgung in der schönsten Blüthe, die Zölle durch Stockschläge eingetrieben, von Seiten der Behörden ein vollständiges System der Plünderung. Mac Farlane, wie es die Engländer gewöhnt sind, machte darüber dem türkischen Minister seine Vorstellungen; er erhielt eine höfliche, aber nichtssagende Antwort. Er betrachtet die Theilung der Türkei als unvermeidlich. Die Türken fühlen es selbst, sie resigniren, ohne irgend eine Anstrengung zu machen, dem Verhängniß zu widerstreben. „Der Säbel der Moslemim ist gebrochen, der Giaur wird die Osmanali aus Europa treiben. Es ist Kismet! Wir können dem Schicksal nicht entgehen." —

Mémoires de Jean Debrunner, major d'infanterie et ancien commandant de la compagnie suisse à Venise: Abenteuer der Schweizer-Compagnie während der Belagerung Venedigs durch die Oestreicher. Diese Compagnie bestand aus Freiwilligen, die sich der Sache der italienischen Nationalität angeschlossen hatten. Debrunner ist wenig zufrieden mit der Behandlung von Seiten der Venetianer, und wenig erbaut von ihrem Organisationstalent, obgleich er Manin volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. —

Washington Irving, Life of Mahomet. 1r Bd. Mit der glänzenden Darstellungskraft geschrieben, die dem Geschichtschreiber des Columbus eigenthümlich ist, und die durch die abenteuerlichen Gestalten des Orients einen noch größern Reiz erhält. Die Darstellung ist die Hauptsache, auf neue Forschungen wird kein Gewicht gelegt. —

Frégier, Histoire de l'administration de la police de Paris, depuis Philippe Auguste jusqu'aux États Généraux de 1749. — Eine Sittengeschichte der Zeit. — Jede Periode ist in folgende Abhandlungen getheilt: 1) Topographie der Stadt Paris und ihrer localen Behörden; 2) Sitten und Gebräuche der Bewohner, Feste und öffentliche Cere-

monien; 3) die Polizei in ihrer Beziehung zu den religiösen Doctrinen, der Schreibfreiheit, der Aufrechthaltung guter Sitten und des Landfriedens; 4) Sicherheits-Polizei, politische Polizei und Gefängnisse; 5) Lebensmittel, Gesundheitspflege, Fuhrwesen, Schifffahrt und Handel. —

Lettres de Beauséant. Das Buch ist in Genf erschienen. Es ist eines der wüthendsten Ergüsse unserer modernen Reaction, aber nicht ohne Geist geschrieben. Der Haß gegen den Liberalismus geht so weit, daß die frühern Bestrebungen des Pabst Pius IX. unbedingt verdammt, und daß Männer, wie Montalembert, geradezu unter die Jacobiner gezählt werden. — Daß in aufgeregten Zeiten die Extreme in all' ihrer Crassheit hervortreten, liegt in der Natur der Sache; daß aber auch ein „gemäßigter" Politiker, der dieses Buch in der Revue de deux monde beurtheilt, die Freiheit der Presse, der Tribüne und der Versammlung in Rom unter keinen Umständen dulden will, und höchstens in der Verwaltung einen gewissen Liberalismus zugesteht, spricht sehr deutlich für die Gesinnung, mit welcher die jetzt herrschende Partei in Frankreich die römische Expedition angesehen hat, und wie sie dieselbe auszubeuten gedenkt.

M. Elias Regnault hat eine Geschichte der provisorischen Regierung geschrieben, wie es scheint, ganz im Interesse und zu Ehren des Herrn von Lamartine.

Archibald Alison, Verfasser einer Geschichte Europas und einer der Hauptmitarbeiter an dem torystischen Blackwood's Magazin, hat durch die Sammlung seiner Essays: Political, Historical and Miscellaneous, einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der politischen Reformen Englands in der neuesten Zeit geliefert, wenn auch von einem sehr einseitigen Parteistandpunkt aus. Die modernen Tories fangen an, aus Doctrin consequent zu werden, wie ihre deutschen Vorbilder, wenn auch mit mehr Verstand, Geschick und Einsicht in der Natur der Dinge, die sie behandeln. Wir Liberalen sollten den torystischen Schriftstellern, namentlich den englischen, weil diese sich nie in ein leeres Gefasel verlieren, eine größere Aufmerksamkeit schenken, als wir in der Regel zu thun geneigt sind, wir können mehr aus ihnen lernen, als ihre eigenen Anhänger, denn wir erzänzen uns durch sie. „Der wahre Staatsmann," sagt Alison, „wird sich durch vorübergehendes Geschrei nicht verleiten lassen, die klaren Principien aufzugeben, oder eine große constitutionelle Maßregel als Abhülfe einer vorübergehenden Verlegenheit zu empfehlen. Zeitgemäßheit, das moderne Idol, findet wenig Gnade vor seinen Augen. Er prüft die Maßregeln nach ihrem innern Werth, ohne auf den Druck von Außen zu achten, und er legt auf parlamentarische Majoritäten ein geringeres Gewicht als auf das wirkliche Interesse seines Landes." Interessant ist, daß Alison bereits im J. 1831 als eine nothwendige Folge der Reformbill die Aufhebung der Kornzölle voraussagte, weil das Wesen der Reformbill darauf ausging, den Manufactur-Städten ein Uebergewicht über den Landbesitz zu geben.

Der Präsident der geologischen Gesellschaft in London, Sir Charles Lyell, Verfasser der Principles of Geology, hat soeben sein Reisetagebuch aus Nordamerika vom J. 1845 (Second visit to the United States of America) herausgegeben, in welchem er neben seinen wissenschaftlichen Forschungen sehr lehrreiche Bemerkungen über die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen dieses Landes niedergelegt hat. Leser, die sich noch an Dickens Reisebeschreibungen erinnern, werden mit Vergnügen das blinde und taubstumme Mädchen (Laura Bridgman) darin wiederfinden, welche durch die sinnige Behandlung des Blinden-Instituts zu New-York, wie uns Dickens sehr rührend

schildert, ohne Vermittelung der Sinne den vollständigsten Gebrauch ihres Geistes empfangen hat.

General-Lieutenant Fezensac hat als Beitrag zur Napoleonischen Kriegsgeschichte ein Journal de la Campagne en Russie de 1812 herausgegeben, welcher Ségur's Darstellung in vielen Punkten ergänzt und berichtigt.

Von einem amerikanischen Reisenden, G. L. Ditson, ist erschienen: Circassia or a tour to the Caucasus, das nach den mitgetheilten Auszügen sich durch eine sehr lebendige Schilderung auszeichnet.

Als ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte Londons hat C. Walcott, Pfarrer von St. Margaret, veröffentlicht: Memorials of the City, St. Peter's College, the Parish Churches, Palaces, Streets and Worthies.

Eine Biographie Torquato Tasso's, von R. Wilman, wirft durch fleißige Benutzung von Documenten, die bisher zum Theil unbekannt waren, auf die eigenthümlichen Zustände des Hofes von Ferrara ein neues Licht.

Ein Lied von Puschkin.

Das 19. Heft der Grenzboten brachte Puschkin's berüchtigte Ode an die Freiheit. Wir theilen heute ein anderes Gedicht desselben Dichters mit, welches in Rußland eine ebenso große Bedeutung erlangt hat, wie die Marseillaise in Frankreich. Fast jeder Russe weiß es auswendig; bei jeder Gelegenheit, wo es sich um eine Demonstration des rechtgläubigen Zaren gegen das ketzerische Ausland handelt, macht das Gedicht die Runde durch die russischen Zeitungen. In der hier folgenden Uebersetzung sind Versmaß und Wortstellung des Originals mit möglichster Treue wieder gegeben.

Was lärmt Ihr Volksredner, in schwindelnder Bethörung?
Was flucht und drohet Ihr dem heil'gen Russenland?
Was hat Euch so erregt — des Polenlands Empörung?
Schweigt! diese Frage löst nicht Euer Unverstand!
Es ist ein alter Hader im slavischen Geschlecht,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Recht.

Uralt und vielfach sind die Leiden
Die dieser blut'ge Zwist erzeugt —
Schon oft ward ein Volk von den Beiden
Durch des Gewitters Sturm gebeugt.

Wer wird im ungleichen Kampfe als Sieger erscheinen:
Neigt sich dem treulosen Polen — dem biedern Russen die Wage?
Werden die slavischen Ströme im russischen Meere sich einen?
Wird es austrocknen! Das ist die gewichtige Frage!

O, laßt uns! — Ihr habt nicht gelesen
All' jene Tafeln, blutgeschrieben;
Der Streit, der zwischen uns gewesen,
Ist Euch von jeher fremd geblieben;
Für Euch sind Kremlin, Praga, stumm,
Nach neuem Kampf seht Ihr Euch um,
Tollkühnes Wagen ist Euch Lust,
Haß gegen uns füllt Eure Brust . . .

Warum? antwortet: weil vielleicht
Wir uns im Flammenmeer, das Moskwa's Stadt erschüttert,
Dem frechen Willen nicht gebeugt,
Deß, unter dem Ihr einst gezittert?

Weil wir ihn in den Abgrund zwangen,
Ihn, der die Welt gedrückt mit seinem Heere,
Weil wir mit unserm Blut errangen
Europa's Freiheit, Frieden, Ehre?

Ihr drehet stolz mit Worten — versucht es durch die That!
Denkt Ihr, der Held, der alte Ismaïl'sche Soldat
Vermag nicht abermals sein gutes Schwert zu schwingen,
Und unsers Zaren Wort wird ungehört verklingen?
Ist's neu für uns, mit Europa zu kriegen?
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?

Sind unser wenig? Schaut von Perm bis Tauris-Land,
Schaut Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Kyrosstrand —
Von wo der Kremlin golden blinkt,
Bis wo sich Chinas Mauer schlingt,
Erhebt das Volk sich alsobald
Gleich wie ein Stahl- und Eisenwald.

Drum, Redner, tobt und lärmt nicht mehr,
Schickt Eurer Söhne Schaaren her:
Sie finden Platz im Russenland
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt.

Neue Romane.

Zwei Damenschriften: **Westminster.** Von **Amalie Struve**; und: **Aus der Schweiz.** Von **Ida von Düringsfeld.** (Bremen, F. Schlodtmann), charakterisiren ungefähr die beiden wesentlichen Seiten unserer Frauenliteratur. Das erste ist ein historischer Roman, der in den Zeiten der Hinrichtung Karl's I. spielt, jenem beliebten Thema für alle Romanciers. Die Verfasserin ist die Gattin des bekannten Freischaarenführers. Dieser Roman zeigt sowohl in der historischen Auffassung, als in der Anlage der Charaktere, als selbst im Stil eine Naivität, die in unserm Säculum wohl in Erstaunen setzen kann. Was bei derartigen novellistischen Versuchen unserer Demokraten zunächst auffällt, ist die ungemeine Gutmüthigkeit. Ich bin überzeugt, selbst ein großer Theil der Phantasien à la Robespierre beruht auf zersetzter Sentimentalität. Es ist also Hoffnung vorhanden, daß bei veränderten Zeitumständen aus diesen politischen Regionen viel gute Bürger, ich will sogar sagen, ehrsame Spießbürger, hervorgehen, die zwar Abends bei der Pfeife über den Weltlauf bedenklich den Kopf schütteln, sonst aber ihre Frauen hegen und pflegen, mit ihren Kindern spielen, und ihr Tagewerk mit Andacht und Schicklichkeit verrichten. —

Der zweite Roman ist von ganz entgegengesetzter Tendenz. Er gehört den aristokratisch-jungdeutschen, den fatigirt-romantischen Kreisen an, jenen Kreisen, die sich um die Göttin Hahn-Hahn gruppiren. Vermischte Reiseskizzen, Novelletten, Salougeschichten u. dergl., zum Theil nicht ohne Interesse, weil man merkt, daß die Verfasserin wirklich etwas von der großen Welt gesehen hat, und daß ihr Auge nicht schlecht ist, aber es fehlt jeder ernste Gedanke, und es fehlt auch wieder jene Liebenswürdigkeit im Lügen und Erfinden, welche die Franzosen auszeichnet. Unsre deutsche sogenannte große Welt ist nur ein schwächlicher Abklatsch der Pariser, und es nutzt nichts, sie darzustellen, man hat weder Freude noch Belehrung davon.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die Dresdner Ordonnanzen.

Wir sind in der letzten Zeit von unsern Regierungen mit so reichen Gaben überschüttet worden, daß uns eigentlich nichts mehr, was von daher kommt, in Erstaunen setzen sollte. Und doch ist das neueste Geschenk der sächsischen Regierung an ihr Volk von der Art, daß es auch das Phlegma außer Fassung setzen kann, denn „so etwas ist in der That noch nicht dagewesen!“

Die Regierung löst die Kammern auf, weil sie mit den Geldbewilligungen knausern. Gut, sie war dazu der Form nach, auch selbst materiell in ihrem Recht, denn die Opposition bestand aus zwei verschiedenen Parteien, die keineswegs gesonnen waren, sich in einer gemeinsamen, positiven Absicht zu verbinden, und deren keine stark genug war, allein die Regierung zu übernehmen. Gegen eine neue Appellation an das Volk war also nichts einzuwenden.

Aber die Regierung, die bereits in Betreff der Grundrechte ihre eigne Vergangenheit Lügen gestraft, in Betreff der Wiederherstellung des Bundestags der öffentlichen Meinung den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, benutzt diese Gelegenheit, um sich ein für allemal eines unbequemen Wahlgesetzes zu entledigen. Sie erklärt, das zwischen der Regierung und dem Landtag vereinbarte Wahlgesetz sei nur ein provisorisches gewesen, nur auf Probe gegeben, und da es sich nicht bewährt habe, hebe sie es auf; und beruft sich dabei auf einen Paragraphen der Verfassung, in welchem sonderbarer Weise der Regierung gerade verboten wird, auf eigne Hand an dem Wahlgesetz etwas zu ändern.

Diese Handlungsweise der sächsischen Regierung ist eigentlich viel auffallender, als irgend etwas, was in den letzten Jahren in Oestreich oder Preußen geschehen ist. Denn in diesen beiden Staaten hatte die Revolution gesiegt, hatte die revolutionäre Partei es zu keinem Rechtsverhältniß kommen lassen, und man konnte es daher der Regierung nicht verargen, wenn sie ihrerseits, sobald sie die Gewalt in die Hände bekam, ohne viel Rechtsbedenken nach ihrem Interesse verfuhr. Selbst für die eigenmächtige Abänderung des octroyirten Wahlgesetzes vom 5. December konnte man bei gutem Willen einiges sagen, denn es war wenigstens zweifelhaft, ob die Verfassung vom 5. December auf eine rechtsgültige Weise zu Stande gekommen war.

Bei uns in Sachsen ist es aber anders. Wir haben keine Revolution gehabt, sondern die Modificationen der Verfassung von 1831 sind auf vollkommen gesetzliche Weise durch die Uebereinstimmung sämmtlicher legislativer Factoren beschlossen worden. Der Staatsstreich des Ministeriums rüttelt also an den alten, historischen Grundvesten des Staats. Wollte die Regierung einwenden, daß jene Veränderung der Verfassung im Jahre 1848 unter dem Einfluß der damals herrschenden Stimmung zu Stande gekommen und darum ungültig sei, so wäre auf diese Weise jede Verfassung ungültig, denn jede kommt unter dem Einfluß irgend einer Stimmung zu Stande.

Das Ministerium hat wahrscheinlich geglaubt, durch das Zurückgehen auf den alten Landtag von 1831 die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens zu ergänzen. Es hofft, weil sie das Personal des im Jahre 1848 aufgelösten Landtags und seine conservative Richtung kennt, von demselben unterstützt zu werden. Sie wird sich darin irren, denn gerade dieser Landtag, dessen Mandat feierlich als erloschen erklärt war, kann am wenigsten die Veränderung eines Grundgesetzes sanctioniren, für das er mit seiner eignen Ehre einstehen muß. Ueberhaupt wird diesmal die Opposition von der conservativen Partei ausgehen, von der Partei, welche überzeugt ist, daß das materielle Gedeihen eines Staates von seiner sittlichen Integrität, von seinen Rechtsverhältnissen abhängt.

Der demokratischen Partei gegenüber war der Zeitpunkt der Ordonnanzen gut gewählt. Denn diese hat in ihrem Pessimismus so vollständig allen Halt und alle Richtung verloren, und ist außerdem so entmuthigt, daß mit Ausnahme eines unbestimmten Murrens von dieser Seite nichts geschehen wird.

Die conservative Partei ist mit der Regierung vollkommen darin einig, daß das Wahlgesetz von 1848 schlecht ist; sie hätte ihr gern die Hand dazu geboten, es auf gesetzlichem Wege zu verbessern. Wenn die Regierung die beiden letzten Kammern als Grund anführt, daß auf gesetzlichem Wege keine Verbesserung der Verfassung in conservativem Sinn zu erreichen war, so vergißt sie dabei, daß die letzte Kammer bereits um 50 Procent conservativer war, als die erste, und daß eine neue Wahl noch viel conservativer ausgefallen wäre, theils, weil die Abneigung gegen alles revolutionäre Wesen im Steigen ist, theils weil diejenige Frage, die den Apfel der Zwietracht ins conservative Lager warf — die Frage über das Maibündniß — durch die letzten Ereignisse an Bedeutung wenigstens unendlich verloren hat.

Die Regierung konnte also auf ganz gesetzlichem Wege das Ziel erreichen, welches sie nun durch ihre Ungeduld verscherzen wird. Denn selbst wenn sich wider Erwarten die in dem Landtag von 1848 versammelten Individuen dazu verstehn sollten, den Rechtsboten ebenso aufzugeben wie das Ministerium, so ist damit das Rechtsbewußtsein des Volks, welches in Sachsen, trotz aller demokratischen Wühlereien, größer war als in irgend einem deutschen Staat, auf immer

gebrochen, und das Land geht bei einer neuen Krisis einer unheilvollen Zukunft entgegen.

Wenn aber der Landtag, wie es seine Pflicht ist, sich für incompetent erklärt, irgend welche legislative Function auszuüben — was gedenkt die Regierung dann eigentlich zu thun? — Die Eventualität mußte sie sich doch vor Augen stellen.

Daß ein Unrecht das andere nach sich zieht, liegt in der Natur der Sache. Mit der Ordonnanz über die Aufhebung des Wahlgesetzes vom 15. November 1848 gleichzeitig sind drei andere erschienen: ein neues Preßgesetz, ein Gesetz über das Vereins- und Versammlungsrecht, und eine Erklärung über die Wiedereinführung der Todesstrafe, von denen wenigstens das erste der klaren Bestimmungen der Verfassung widerspricht, und außerdem der Polizei eine so willkührliche Gewalt in die Hände gibt, daß sie in diesem Umfang gar nicht einmal durchzuführen ist. §. 1 sagt nämlich: die Polizeibehörden haben Zeitschriften und andere Preßerzeugnisse, welche Uebertretungen der Strafgesetze . . . enthalten, überall, wo sie dieselben vorfinden, wegzunehmen und . . . . dem Staatsanwalt zu übergeben. §. 2. Die Kreisdirectionen werden ermächtigt, das weitere Erscheinen von Zeitschriften, welche zweimal zu der §. 1 erwähnten Maßregel Veranlassung gegeben haben (also noch ehe das Gericht die Ansicht der Polizei sanctionirt, ja selbst wenn es dieselbe wieder aufgehoben hat), bei wiederholten Uebertretungen der gedachten Art zu verbieten. §. 4. Recurse gegen die in §. 1 vorgeschriebene Maßregel haben keine Suspensivkraft. Gegen die nach §. 2 von den Kreisdirectionen ausgehenden Anordnungen ist nur ein Recurs mit Suspensivkraft an das Ministerium des Innern zulässig. (Also nicht an die Gerichte.) — Mit diesen Bestimmungen ist die Presse wieder in den Zustand der vollständigsten Rechtlosigkeit zurückversetzt. —.

Wir gehören nicht zu den Politikern von permanenter sittlicher Entrüstung, die bei jedem Unwetter in die Posaune stoßen und den Untergang der Welt verkündigen, auch nicht zu den Pessimisten, die über jede neue Verkehrtheit in einen bittern Jubel ausbrechen, weil nun das Maß der Sünde endlich voll und der Tag der Rache gekommen sein müsse. — Wir wollen selbst das gedrückte Gefühl, dessen sich Niemand erwehren kann, wenn sein Fahrzeug von berauschten Fuhrleuten an den Rand eines Abgrundes getrieben wird, für den Augenblick zurückdrängen, um nach dem Zusammenhang dieser im Einzelnen ganz unbegreiflichen Maßregeln zu forschen.

Die Ordonnanzen sind, wie die ministeriellen Blätter offen erklären, ebenso gegen die kleindeutsche Partei gerichtet, als gegen die Demokraten. Es ist zu erwarten, daß diese Maßregel nicht vereinzelt bleibt. Zunächst in Stuttgart und Kassel werden ähnliche Schritte folgen — in München und Hannover dürfte es kaum nöthig sein — dann wird der restaurirte Bundestag in Frankfurt in einem gemeinsamen System vorschreiten.

Die Partei muß sich jetzt klar machen, auf welchem Boden sie eigentlich steht. Auf Preußen kann sie sich nicht stützen. Wir theilen zwar nicht die von den Demokraten verbreitete Ansicht, daß die Cabinette im Stillen vollkommen einig sind, und die Ostentation ihrer Uneinigkeit nur darum treiben, um das Volk zu betrügen. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß es Preußen mit seinem Zorn gegen Oestreich und die Königreiche, daß es Oestreich und den Königreichen mit ihrem Zorn gegen Preußen bittrer Ernst ist. Thronreden, wie der König von Würtemberg, hält man nicht, wenn der innere Groll nicht überkocht.

Aber Preußen ist in der eignen Lage, von zwei sich absolut widersprechenden Wünschen bestimmt zu werden. Es möchte gern über die in seinen Rayon fallenden Kleinstaaten eine ungetheilte Hegemonie ausüben, ja es fühlt die innere Nothwendigkeit, dahin zu streben, und es weiß, daß es dazu nur durch eine Verbindung mit der kleindeutschen parlamentarischen Partei gelangen kann; es möchte aber andererseits auch gern das Princip der Neuerung mit der Wurzel ausrotten, und es fühlt, daß das wirksamste Mittel dazu die Herstellung des Bundestags ist. Es steht — sans comparaison — wie Buridan's Esel zwischen zwei Heubündeln und weiß nicht, zu welchem es sich entschließen soll. Es möchte die kleindeutsche, parlamentarische Partei gegen die Renitenz der Königreiche und den Uebermuth Oestreichs benutzen, aber bei jeder Maßregel der Regierungen gegen die kleindeutsche Partei wird es im Herzen auf Seite der Regierungen stehen und bei der vorherrschend reactionären Richtung der Zeit sich nicht erwehren können, auch factisch auf diese Seite zu treten.

Es ist also voraus zu sehen, daß Preußen, wenn es auch in Frankfurt mit den entschiedensten Unions-Tendenzen eintreten sollte — im Fall nämlich in Warschau noch nicht eine wesentliche Umkehr seiner Politik vorbereitet ist — daß es durch die natürliche Entwickelung der Verhältnisse dahin getrieben wird, mehr und mehr auf die Ideen seiner Gegner einzugehen. Zuerst werden die gemeinsamen Maßregeln gegen die Revolution getroffen werden, dann wird es sich überzeugen lassen, daß die parlamentarische Form seiner Union seinen eignen Zwecken widerspricht, dann, daß der Umfang derselben für die vollständige Ausübung seiner Hegemonie zu groß ist, dann wird man ihm Concessionen machen in Beziehung auf die ihm zunächst liegenden Kleinstaaten, wofür es wahrscheinlich in Beziehung auf Baden und Oldenburg Concessionen machen wird, und dann wird, selbst wenn der Rest der Union zusammenhält, der eigentliche Knotenpunkt der Regierungspolitik nach Frankfurt fallen.

Was soll unter diesen Umständen die Partei thun? — Das Programm von Gotha, wodurch die Partei sich verpflichtet, Preußen in seiner kleindeutschen Politik zu unterstützen, reicht nur auf so lange aus, als Preußen diese Politik hat. Unmöglich können wir Preußen zwingen, die Hegemonie in Deutschland zu erringen. Ultra posse nemo obligatur.

Es ist schon etwas gewonnen, wenn wir uns klar machen, was wir nicht thun sollen. — Wir sollen uns nicht mit der Demokratie verbinden. Unsere Partei hat sich im vorigen Jahr durch ein zu enges Bündniß mit den preußischen Altconservativen sehr geschadet, es wäre ein Unglück, wenn sie jetzt nach der andern Seite hin fehlen sollte. Wir stehen jetzt mit den Demokraten zusammen in der Opposition, aber wir haben nicht dasselbe Ziel, nicht dieselben Principien. Wir wollen die Kräftigung Oestreichs und Preußens, der beiden Pole des deutschen Lebens, und ihre Trennung von einander; wir wollen die Abhängigkeit der Kleinstaaten von Preußen und damit ihren Anschluß an ein reales politisches System. Die Demokraten wollen die Schwächung Oestreichs und Preußens, die Unabhängigkeit der Kleinstaaten, die politische Einheit des gesammten Bundesgebiets. Das sind doch wohl verschiedene Zwecke.

In Beziehung auf die deutsche Frage haben wir also nichts Anderes zu thun, als für unsere Ansicht Propaganda zu machen, auf allen den Wegen, die uns das Gesetz freistellt: in der Presse, in Vereinen, in den Kammern.

Auch in Beziehung auf den Umfang der Freiheiten weichen wir von den Demokraten ab. Wir wollen nicht die breiteste Grundlage, sondern eine Beschränkung der politischen Rechte auf diejenigen Kreise, die ein selbstständiges Leben haben; wir wollen nicht den Fortschritt durch Sprünge, durch Emeuten oder durch Octroyirung, sondern den Fortschritt durch Reform, die nur auf dem Wege des Vertrags zwischen den gesetzlich constituirten Gewalten zu erreichen ist; wir wollen nicht die Aufhebung der socialen und bürgerlichen Unterschiede, sondern die Herrschaft des Rechts über alle Unterschiede.

Wir haben daher in den einzelnen Staaten — nur in diesen wird es uns für die nächste Zeit vergönnt sein, eine unmittelbare Wirksamkeit auszuüben — jeden neuen Rechtsbruch, von welcher Seite er ausgehen mag, zu verhindern, und die vollführten Rechtsbrüche, wie die Dresdner Ordonnanzen, wieder aufzuheben. Gehen in dieser Bestrebung die Demokraten mit uns, so möge von unserer Seite wenigstens jeder Schein vermieden werden, als wollten wir uns zum Dank für ihre weiteren Zwecke solidarisch verbindlich machen.

Diejenigen Regierungen aber, die das Princip des Rechts einfach fallen lassen, wenn es ihnen unbequem wird, mögen sich daran erinnern, daß die Verantwortung, die wir von ihnen fordern werden, ebenso ernst ist, als wenn sie es mit der revolutionären Partei zu thun hätten. — —

Ich füge an dieser Stelle noch einige Bemerkungen hinzu, die bedrohte Lage der Presse betreffend. Die preußische Regierung scheint ein System der Cautionen einführen zu wollen. Ob der Staat das Recht hat, von der periodischen Presse eine derartige Garantie zu fordern, vorausgesetzt, daß sie auf dem verfassungsmäßigen Wege festgestellt wird, und ob eine solche Maßregel zweckmäßig ist, will ich hier nicht untersuchen. — Dagegen hat die Kreuz-

zeitung eine andere vorgeschlagen: die Herausgabe einer Zeitung nur gegen eine Concession von Seiten der Regierung oder nur dann zu erlauben, wenn sich ein Deputirter als Redacteur zeichnet. Was das Blatt für den Augenblick damit will — wo die ganze demokratische Partei sich von der Kammer ausgeschlossen hat — ist leicht zu übersehen; dagegen verdienen die allgemeinen Gründe, weil sie auf einem weit verbreiteten Vorurtheil beruhen, eine nähere Erwägung.

Es heißt nämlich, sowohl die Deputirten als die Presse sollen nur insoweit berechtigt sein, als sie Vertreter einer bestimmten, factischen Partei sind.

Ich halte vielmehr dafür, daß jeder Deputirte, der nur als Vertreter einer Partei eintritt, den wahren Beruf eines Volksvertreters verfehlt. Von der Presse gilt das noch in viel höherm Grade. — Freilich wird jeder Abgeordnete, wird jedes Blatt, sich über jede politische Frage eine bestimmte Meinung gebildet haben müssen und insofern einer Partei angehören. Aber das völlige Aufgehen in eine Partei — die doch immer nur nach einem ganz speciellen Gesichtspunkt constituirt ist, zeigt einen krankhaften Zustand der öffentlichen Verhältnisse an. — Sie bringt im Parlament dasjenige hervor, was man mit Recht am constitutionellen Leben tadelt, was aber keineswegs nothwendig dazu gehört: Tyrannei der Majorität über die Minorität. In der Presse unterdrückt sie jede freie Forschung und jede eigenthümliche Anschauung und gibt die geistige Fortbildung der Nation in die Hände der Massen. Parteiblätter, die nichts sind als das, thun nichts zur Förderung der Cultur und wirken schädlich, weil sie die Einseitigkeit fixiren.

Wir kommen auf diesen Punkt in Beziehung auf unser eignes Blatt noch einmal zurück.

Karl Gutzkow.

Vor- und Nachmärzliches*).

In dieser kleinen Sammlung ist Einiges erfreulich. Gutzkow hat die Ansprache, die er im März 1848 an die Berliner gehalten hat, wieder abdrucken lassen: ein sehr anerkennenswerther Muth, da ihm jene Rede, die entschieden demokratisch gehalten ist, jetzt nur zum Schaden gereichen kann. So ist es aber recht; man soll seine Vergangenheit nicht verläugnen; man soll sich eines Rausches nicht schämen, der trotz seiner Thorheiten manches Schöne hatte, nicht schämen eines Augenblicks erhöhter Stimmung in der grenzenlosen Nüchternheit, die unsere Seelen jetzt wieder befangen hält. — Ebenso erfreulich ist der Schlußaufsatz, in welchem er sehr ernst der Blasirtheit entgegentritt, die, weil sie selber erschöpft ist, auch in der Welt nichts sieht als abgelebte Greise. Wir freuen uns, daß Gutzkow so viel Jugend bewahrt hat, um den Kampf für die Freiheit fortzusetzen.

*) Vermischte Schriften. Bd. 4. Leipzig, Brockhaus.

Aber dieser Kampf ist kein bloß äußerlicher. Er muß vor Allem geführt werden gegen die eigene Unfreiheit, und Niemand hat so viel Veranlassung zu einer ernsthaften Selbstkritik, als das junge Deutschland. Um frei zu werden, muß man zuerst wahr und bestimmt sein. Wenn aber Gutzkow in jenem Aufsatz sagt: „Eine Reaction gibt es, die gerechtfertigt und natürlich ist. Es ist dies die Reaction der im Kreise, aber aufwärts gehenden Spirallinie. Jedes ausgetretene Wasser kehrt naturgemäß in sein Bett zurück" u. s. w.: so ist das eine echt jungdeutsche Phrase, bei der man sich so viel und so wenig denken kann, als man gerade Lust hat. — Das Streben, pikante Redensarten zu erfinden, ohne Rücksicht auf den Sinn, den man dadurch ausdrücken will, ein Streben, welches Gutzkow's sämmtliche poetische Werke für einen Gebildeten ungenießbar macht, besteht noch in der alten Stärke. Ein Freund von mir hatte eine Blumenlese aus Gutzkow angefertigt, eine zahlreiche Sammlung von Phrasen, die aus dem Streben, recht geistreich zu sein, in den vollständigsten Unsinn verfallen waren. Nun ist in dieser Sammlung ein kleines Drama: Esther, Geschichte einer geistreichen Frau, die sich durch das Uebermaß an Geist und Herz verleiten läßt, die Maitresse des Fürsten zu werden. Ich blättere darin, und finde p. 8, wie ein Premierminister zu einem Collegen sagt: „Ihr Schwiegervater, Banquier von Israel, wird die Lieferungen für die Armee behalten. Sagen Sie ihm, das Land erwarte dafür von ihm, daß er bessere Goldmünzen schlägt (??) als die er bisher in die Staatskasse lieferte. Auch Münzen*) müssen doch erst geboren werden, ehe man sie schon beschneidet." Was in aller Welt soll das heißen? Es ist wohl eine Anspielung auf die Beschneidung der Juden, aber was ist da für ein Zusammenhang? — Gleich darauf p. 10 der Minister zu einem Cabinetssecretär: „Hat Ihnen der Herzog auch erlaubt, seine Ehre zu zerzupfen, um sie als Charpie auf die Wunde seiner Leidenschaften zu legen?" Die Ehre zerzupfen, gut; — aber die zerzupfte, d. h. verlorne Ehre, als Trost für unbefriedigte Leidenschaft zu gebrauchen, da hört doch aller Menschenverstand auf. — p. 26. Ein Geheimrath zum Fürsten: „Daß meine Frau sterben würde, roch ich vierzehn Tage vorher in der Luft." Und der Fürst antwortet gleich darauf: „Mensch, du verstehst es, jene schwindelnden Brücken zu bauen, die Tugend und Verbrechen zusammenführen. Nimm dich in Acht, daß du die Leiter, mit der du heimlich in den Himmel steigen willst, an der rechten Stelle ansetzest, damit sie nicht fällt und dich zerschmettert! Was rathen Sie zunächst?" Gleich darauf der Fürst zu seinen versammelten Geheimräthen: „Löthet doch in die Ikarusflügel, die mich zu den Wolken tragen sollen, nicht das Blei eurer nüchternen Erwägungen, die mich wieder zur Erde herabziehen sollen!" — Soll diese Sprache schön sein, oder soll sie die Hofsprache abconterfeien? — Diesem

*) Der gesperrte Druck im Text.

verschrobenen Styl, der ungefähr in der nämlichen Art durch das ganze Stück fortgeht, entspricht auch der Inhalt. Von sämmtlichen Personen, die darin auftreten, ist keine einzige, die auch nur einen Augenblick wüßte, was sie eigentlich will. Maßlose Empfindsamkeit ohne alle Spur eines echten Gefühls.

Wenn man ein so bedeutendes Talent, einen so leichten, gewandten, nach allen Richtungen hin empfänglichen Geist, wie Gutzkow, betrachtet, so sollte man wohl die Hoffnung nicht aufgeben, daß er sich aus seinen Irrwegen noch einmal zurechtfinden und eine seinen Gaben angemessene Stellung in der Literatur einnehmen könnte. Andrerseits ist es aber schwer zu sagen, nach welcher Seite hin man diesen Fortschritt eigentlich erwarten soll. In der Poesie ist kaum noch etwas von ihm zu hoffen. Wenn man gegen zwanzig Theaterstücke geschrieben hat, und sich noch in den wüsten Bildern, den unklaren Empfindungen, den unbestimmten Charakteren des Werner, Savage u. s. w. bewegt, so kommt man auch nicht mehr heraus. — Der Politik hat sich Gutzkow zu sehr entfremdet, um darin etwas mehr zu leisten, als die vormärzliche, bloß formale Opposition. Von seiner letzten Thätigkeit, der dramaturgischen, geben die vorliegenden Blätter einige Proben. Zu einer praktischen Wirksamkeit scheint sich aber auch in dieser Sphäre seine Persönlichkeit nicht zu eignen.

Gutzkow ist von einem großen, im Ganzen doch schädlichen Einfluß auf die deutsche Literatur gewesen. Durch ihn hat die persönliche Eitelkeit, die nur sich selber zum Gegenstand nimmt, und auf das Objective gänzlich verzichtet, eine unerträgliche Ausdehnung gewonnen: jene abstracte Ruhmsucht, der es nicht um Erfüllung eines klaren Zweckes zu thun ist, sondern nur um Geltendmachung der Person. — Dieses Ziel hat Gutzkow erreicht, durch ein weitverzweigtes, organisirtes Cliquenwesen. Er ist ein berühmter Mann geworden, und er wird auch in der Literaturgeschichte als vorzüglichster Repräsentant einer vollkommen siechen und haltungslosen Zeit erscheinen. In dieser rein negativen Bedeutung ist er auch consequent geblieben, so consequent, daß man kaum einen Entwickelungsproceß bei ihm verfolgt; von der Wally an bis zu seinem Ottfried. Seine Metamorphosen sind ganz äußerlich, nach den wechselnden Bedürfnissen des Publicums eingerichtet. Er scheint jetzt auch wieder zu der alten Form zurückkehren zu wollen; das Theater hat seinen Reiz für ihn verloren, und Blasedow, Seraphine u. s. w., die Weltschmerz-Novellen tauchen in einer neuen Umhüllung wieder auf. Diesmal nach französischer Manier im Feuilleton einer Zeitung.

Ein Gesammtbild seiner Thätigkeit wäre ein nicht uninteressanter Beitrag zu unserer Culturgeschichte. Wir gedenken darauf zurückzukommen.

Das Mysterium des Christenthums *).

Die großen Erschütterungen des Jahres 48 haben die philosophischen Tendenzen, die vor dem März die Bewegung zu leiten schienen, in den Hintergrund gedrängt. Auch die Schule Hegel's ist vollständig zersprengt worden. Von den Notabilitäten der Schule haben nur Wenige an den letzten Kämpfen einen directen Antheil genommen, und diese — so Ruge, Vischer, Michelet — meist im Sinne des extremen Radicalismus. Nur David Strauß hat auch diese Feuerprobe überstanden.

Da wir in diesem Augenblick in der Lage sind, so viele vormärzliche Dinge wiederkehren zu sehn, deren fernere Existenz man allgemein für unmöglich gehalten hätte, so liegt es nahe, daß auch die Philosophie ihre alten Bestrebungen wieder aufnimmt. Zunächst in Beziehung auf die Religion.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift „hegt seit Jahren die Ueberzeugung, daß die Religionsphilosophie ... vor Allem auch wieder zur Apologetik werden müsse, um die Lebensfähigkeit des Christenthums auch für die Zukunft ... wissenschaftlich zu erweisen." — Die ewige Grundidee des Evangeliums wird folgendermaßen construirt.

„Nicht in dem vermeintlichen Gegensatze zwischen Himmel und Erde, der ja in der Anschauung des auf Erden zu verwirklichenden Himmelreichs überwunden und ausgeglichen ist, sondern in die Unterscheidung und den relativen Widerspruch zwischen dem Diesseits und Jenseits des wirklichen Menschenlebens und seiner Geschichte, in den Gegensatz von Gegenwart und Zukunft, von Wirklichkeit und Ideal, von Erscheinung und Begriff fällt im Sinn und Bewußtsein Jesu die eigenthümliche Entgegenstellung dieser und jener Welt. — — Die Grundidee der christlichen Religion ist die messianische Idee, und deren ewiger Inhalt ... kein anderer, als der Zug der Geschichte nach der Zukunft, die Perfectibilität und die fortschreitende Entwickelung der Menschheit selbst. Nicht auf das gegebene Sein, sondern auf ein höheres, das da sein soll, auf ein Werdendes, in Ewigkeit Fortschreitendes, also nach der Zukunft drängt Alles hin. — In der messianischen Idee und kraft derselben ist das Christenthum das Streben nach dem Ideale der Menschheit, das Aufopfern der Gegenwart für eine höhere, bessere Zukunft, der Zukunft dürstende Vollendungstrieb des Geistes der Menschheit; in der praktischen Energie der Messiasidee schließt das Christenthum Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Einheit der göttlichen Bestimmung des Menschengeschlechts zusammen, das Ideal der Menschheit als ewig ersehnt, und wenn auch in der Gegenwart momentan erreicht, doch erst in der Zukunft sich stets voll-

*) Oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Von Dr. Ludwig Noack. Leipzig, Brockhaus.

endend. — Darum ist das Christenthum wesentlich und im wahren Sinne des Worts romantisch. Die wahre Romantik ist nämlich der Zug des Herzens nach dem Jenseits; der Drang und Trieb des Geistes nach der Zukunft, nach dem Unendlichen des Ideals." —

Dieser Grundgedanke ist mit Geist durchgeführt und sowohl auf die Evangelien, insoweit sich in denselben die ursprünglichen Intentionen Jesu abspiegeln, wie auf die christliche Geschichte angewendet worden.

Von meinem Standpunkt aus muß ich gegen diesen voreiligen Versuch einer Versöhnung Protest einlegen. — Hegel und seine nächsten Schüler haben sich dadurch ein großes Verdienst erworben, daß sie in der großen welthistorischen Erscheinung des Christenthums, welche die einseitige Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit unreifem Spott abzufertigen glaubte, den ewig gegenwärtigen Geist des menschlichen Gedankens wiedergefunden, und so die geistige Continuität der Weltgeschichte wiederhergestellt haben. Aber darum ist das Verdienst der jüngeren Philosophen, namentlich Strauß und Feuerbach, nicht geringer, daß sie ausgehend von dem Gedanken der Einheit des Geistes, den Widerspruch in demselben, den Widerspruch zwischen seiner ältern, naiven, religiösen Form, und seiner neuen, autonomen, noch viel schärfer ans Licht gestellt haben, als die französischen Encyklopädisten; schärfer, weil sie sich nicht auf Einzelheiten einließen, sondern dem Princip zu Leibe gingen.

Wie die Sachen jetzt stehn, scheint es mir nöthiger, daß die Philosophie kritisch verfährt — d. h. daß sie den Widerspruch zwischen demjenigen Geist, der sich im Christenthum, und zwar in seinen sämmtlichen Metamorphosen, von Christus an bis auf die neueste Theologie, geltend gemacht hat, und ihrem eigenen Geist so scharf als möglich accentuirt, als daß sie sich auf Apologien einläßt.

Eine Apologie des Christenthums in dem Sinne, daß die christliche Idee der „Sauerteig" der neuen Geschichte gewesen ist — wobei man freilich nicht vergessen darf, daß die eigentlichen Stoffe der modernen Bildung, die germanischen Nationalitäten und das restaurirte heidnische Alterthum, nicht aus der Messias-Idee herzuleiten sind — eine solche Apologie ist nicht mehr nöthig. Die welthistorische Bedeutung des Christenthums kennt jetzt jedes Kind.

Eine Apologie aber des Christenthums in dem Sinne, daß wir in der christlichen Idee unsere eigene Idee wiederfinden sollen, so wiederfinden, wie sie in uns lebt, — für wen soll sie sein? oder um mich krasser und wahrer auszudrücken: wen wollen wir damit täuschen?

Allerdings ist das Wesen des Christenthums die Vorstellung eines unendlichen Ideals und der Glaube an dasselbe. Das ist in der vorliegenden Schrift sehr schön im Einzelnen durchgeführt. Aber mit der bloßen formalen Kategorie des Idealismus ist es nicht abgethan; es kommt darauf an, was man sich für ien Ideal vorstellt, und in welcher Art man daran glaubt.

Das christliche Ideal ist seinem Inhalt nach nicht bloß verschieden von dem unsrigen, sondern der directe Widerspruch desselben. Das Bild vom Reiche Gottes, wie es Christus, die Apostel, die byzantinische und römische Kirche, wie es Luther und Calvin, wie es die Männer der fünften Monarchie, wie es noch Herr von Lamenais und seine Gleichgesinnten sich vorgestellt haben, wie es die modernen Erneuerer des historischen Christenthums, wenigstens mit dem Rechte der Legitimität nachbilden. — Dieses Bild in allen seinen Formen, so sehr sie im Einzelnen von einander abweichen, ist der gerade Gegensatz zu unsern eigenen Wünschen und Hoffnungen.

Der christliche Glaube ist seiner Form nach dem unserigen ebenso entgegengesetzt. Denn jener beruht auf Autorität, dieser auf Autonomie. Das ist doch wohl ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erde. Wenn Kant diejenigen Glaubenssätze der christlichen Lehre, die er für wesentlich hielt (Existenz Gottes, Unsterblichkeit), nachdem er ihre Grundlage, die Autorität gebrochen, als Postulate der reinen Vernunft wiederherstellte, so war das eine sehr illusorische Wiederherstellung, denn sie dauerte nur so lange, als die „reine Vernunft" nöthig hatte, durch derartige „Postulate" ihr System zu ergänzen, und schon der nächste Philosoph, Fichte, kam zu der Ueberzeugung, daß es sich halten lasse auch ohne jene äußerlichen Stützen.

Diese beiden Punkte sind so klar, daß kaum nöthig ist, noch etwas hinzuzusetzen. — Aber ich gehe noch weiter.

Bekanntlich ist es gerade die jüngere Schule Hegels gewesen, namentlich Arnold Ruge, welche die Nothwendigkeit eines neuen (purificirten christlichen) Glaubens, einer neuen (humanen) Religion auf das lebhafteste vertheidigt hat. — Diese Ansicht ist einerseits in doppelter Beziehung richtig, — wenn man nur an dem Grundsatz festhält, daß der Glaube erst da anfangen darf, wo das Wissen aufhört, daß er sich also nie auf intellectuelle, speculative Wahrheiten, sondern nur auf sittliche beziehen kann: — richtig, insofern die ethischen Ueberzeugungen, wenn man sie auch mit Hilfe des Nachdenkens begründet, erweitert u. s. w., doch endlich zu einem Abschluß im Geist, zu einem Ruhepunkte kommen müssen, möge man diesen Gesinnung, oder Grundsatz, oder Religion nennen, wenn überhaupt von einem sittlichen Charakter, einem sittlichen Handeln die Rede sein soll; richtig ferner, insofern die erkannten sittlichen Ideen erst dann fruchtbar werden, wenn sie ins Herz, ins Gemüth aufgenommen werden, wenn wir mit Liebe hegen, was wir begriffen haben.

Aber dieser neue Glaube, diese neue Religion hat auch eine sehr mißliche Seite — und zwar gerade dieselbe, die wir bei der alten verdammen müssen.

Einmal stellt sich der Glaube an eine Idee, gerade in den Zeiten, wo er productiv ist, d. h. in Zeiten der geistigen Wiedergeburt, als Glaube an die Realisirung dieser Idee in einem bestimmten, empirischen Falle dar und macht

dadurch den Verstand blind gegen alles Wirkliche. Die subtile Unterscheidung zwischen dem empirischen Jesus und dem idealen Christus ist nicht für den Gläubigen. Auf die Nachricht von der Februarrevolution verlor Arnold Ruge, eigentlich ein Mann von nüchternem Verstand und weichem Gemüth, alle Besinnung; er erklärte zu wiederholten Malen: wer nicht daran glaubt, daß jetzt die Idee der Freiheit sich erfüllt, der glaubt überhaupt an die Freiheit nicht, der ist ein Verräther, und — il faut faire peur aux traitres. Auf meine einfache Frage, ob er meine, daß mit der etwaigen Besiegung Flocon's, Lamartine's, Ledru Rollin's u. s. w. auch die Idee der Freiheit widerlegt sei, wiederholte er lediglich seine Phrase, denn der Fanatismus erträgt kein Raisonnement, ob er aus der alten oder der neuen Religion entspringt.

Der Fanatismus verblendet aber nicht nur den Verstand, er corrumpirt auch das Herz. Wie das Ideal beschaffen ist, darauf kommt es gar nicht an. Niemand hat sich sein „Reich Gottes" liebenswürdiger, heiterer, milder, sanfter, unschuldiger, englischer, kindlicher, rosenfarbener ausgemalt, als — St. Just und Robespierre. Die Naivität, mit der St. Just das Reich der Tugend schildert, ist wahrhaft rührend. Diese Kindlichkeit wird aber sehr böse, wenn sie nicht befriedigt wird. Wer sollte an dieses schöne Reich nicht glauben, als nur die Gottlosen! Weg mit ihnen, und wir haben den Himmel auf Erden. — Und nun rasch die Guillotine aufgezogen, und so lange damit gespielt, bis die Wirklichkeit wieder Glauben an sich selbst gewinnt, sich empört und den ungeduldigen Idealisten mit sammt seinem Spielzeuge zerbricht. — Die Ideale unserer „Humanisten" sehen auch sehr rosenfarben aus, aber es fehlte nicht viel, daß sie eine etwas dunklere, blutrothe Färbung annahmen. — Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß eine schlechte Sache auch nicht vor dem Fanatismus schützt. Blätter, wie „die Fackel", „die Geißel" u. s. w. lechzen ebenso nach Blut im Namen der Ruhe und Ordnung, wie die rothrepublikanische Presse im Namen der Freiheit und Gleichheit. — Ruhe! Freiheit! Ordnung! Gleichheit! — — Worte! Worte! —

Ich komme darauf zurück, wovon ich ausgegangen war. Die Philosophie hat nach meiner Ueberzeugung in diesem Augenblicke keine productive, sondern eine kritische Stellung. Stoff wird ihr von allen Seiten im Uebermaß zugeführt, sie hat nicht Noth, zu dichten und zu trachten, wie Spinoza, Fichte oder Schelling. Aber der Stoff ist chaotisch, dunkel, ohne Zusammenhang; die Philosophie hat die Aufgabe, ihm durch Scheidung eine Gestalt zu geben. Sociale und politische Systeme schaukeln sich in unabsehbarer Zahl auf der Fluth, die der Vollmond hervorruft, bunt, glänzend und romantisch. Noch ist es nicht Zeit für die Philosophie, sich dem angenehmen Spiel dieser Romantik zu überlassen, sich zu betrinken an der Fluth des Geistes. Sie muß sich wach und nüchtern erhalten, wenn sie nicht ihren Pfad verlieren soll.

Wach und nüchtern dem Christenthum gegenüber, wie vor jeder andern histo-

rischen Erscheinung. Vor Allem nicht selber den Schleier über das ernste, versteinernde Medusenhaupt werfen, um die Gefahr nicht zu sehen, die ihr droht. Sonst könnte ihr der Ausruf Julian's des Apostaten: Du hast gesiegt, Galiläer! in anderer Weise wahr werden, als sie meint. J. S.

Don Juan Tenorio.

Religiös-phantastisches Drama von Don José Zorrilla. Aus dem Spanischen von H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus.

Ehe wir an das Werk selbst gehen, eine Bemerkung über die Uebersetzung spanischer Dramen. Herr de Wilde hat sich größere Freiheiten genommen, als unsere Musterübersetzer Schlegel, Gries u. s. w., namentlich in Beziehung auf den Reim und die Assonanz. Mit Recht, nur ist er noch nicht weit genug gegangen. Nimmt man dem vierfüßigen Trochäus die Assonanz, so verliert er vollends alle Haltung. — Die Assonanzen selbst sind aber darum im Deutschen nicht anzuwenden, weil sie, namentlich die zweisylbigen, unsers abgeschwächten Vocalismus wegen, affectirt klingen, wenn man sie überhaupt hören soll. Dieses Versmaß ist einmal für uns Deutsche nicht gemacht, namentlich nicht im Dialog. Der Trochäus herrscht bei unsern Wortfüßen vor, darum eben muß ihn der Vers verbannen. Wenn man sich nicht entschließen will, was ich für das Beste halte, die wechselnden Rhythmen der spanischen Tragödie in unsern fünffüßigen Jambus zu übertragen, so sollte man wenigstens die Lustspielsprache der eingelegten Trochäen in Prosa geben. — Wir gehn zu unserm Drama über.

Es ist interessant, zu beobachten, wie wenig sich im Wesen der Sache der Geist der spanischen Poesie seit Calderon geändert hat, trotz des äußerlichen Einflusses, den die französische Romantik und mittelbar die deutsche darauf ausgeübt haben. Die nächste Quelle des vorliegenden Stückes ist der Don Juan de Marana von Alexander Dumas und dieser ist ebenso von E. T. A. Hoffmann inspirirt worden, wie z. B. unser Grabbe. In einem Aufsatz über die modernen Charaktermasken (Grenzboten 1849. Heft 46) habe ich mich über diese romantische Verbindung der zügellosen Genußsucht und des überspannten Idealismus näher ausgelassen. Doch muß ich dabei bemerken, daß die romanischen Dichter, ihrer sinnlichen Natur wegen, nie den Idealismus so ins Unbestimmte, Universelle und Mystische treiben, wie wir es zu thun gewohnt sind.

In dem Don Juan des Alexander Dumas wird der liebenswürdige Wüstling durch eine Reihe schrecklicher, übersinnlicher Erscheinungen zu der Ueberzeugung geführt, daß es eine Ewigkeit gebe, und daß er daher auf sein Seelenheil Bedacht nehmen müsse. Er will Buße thun, wird Trappist, und erleidet voll Demuth

eine ganze Reihe von Beschimpfungen, bis ihm diese endlich zu arg werden, seine alte Natur erwacht und er in der alten Liederlichkeit zum Teufel geht.

Das spanische Drama endet erfreulicher, und zwar durch ein Coup de main, wie es nur in einem spanischen Vorbild sich wieder findet. Wenn nämlich der äußere Zuschnitt des Stücks dem Französischen entlehnt ist, so ist die Quelle seiner sittlich-religiösen Principien eine berühmte Tragödie von Calderon: die Andacht zum Kreuz (la devocion de la cruz).

Wir wollen kurz den Inhalt angeben.

Don Juan und ein Nebenbuhler von ihm, Don Luis Mejia, gehen eine Wette ein, wer von ihnen im Laufe eines Jahres die meisten Greuelthaten verübt haben wird. Also Greuel aus Eitelkeit, nicht aus einem innern Drange. Die Aufzählung ihrer ziemlich einförmigen Verbrechen macht die erste Scene aus. Don Juan hat eine größere Zahl auf seinem Register, er hat gesiegt. Aber sein Vater und der Vater seiner Braut haben ihn belauscht, und erklären ihm nun, von einem solchen Bösewicht nichts wissen zu wollen. Ohne erheblich dadurch erschüttert zu werden, geht Don Juan sogleich zwei neue Wetten ein, er wolle seine eigne Braut aus ihrem Kloster entführen, und dazu die Braut des Don Luis. Beides wird durch allerlei Intriguen durchgesetzt, aber bei der Entführung seiner bestimmten Braut, Donna Ines, widerfährt Don Juan etwas Unerhörtes, er verliebt sich wirklich in sie, und hat allerlei Anwandlungen von Sehnsucht, sich zu bessern. In diesen Anwandlungen stört ihn das rohe Betragen seines Schwiegervaters und des Don Luis; er bringt Beide um, Ines, die ihn gleichfalls liebt, stirbt vor Gram.

Don Juan's Vater ist gestorben und hat die Statuen der sämmtlichen Opfer seines Sohnes in einem prächtigen Kirchhof aufstellen lassen. Don Juan geht darin herum, Ines Tod thut ihm leid, er liebt sie noch immer; Ines Geist erscheint ihm, sie hat bei Gott so lange gebeten, bis dieser ihr erklärt hat, sie solle den Geliebten an ihrem Grabe erwarten, und beide sollen entweder gemeinsam selig, oder gemeinsam verdammt werden. Jon Juan ist sehr erschüttert, aber ein Paar gute Freunde stören ihn in seinen Betrachtungen, er wird wieder der alte, und ladet aus Hohn die Statue seines Schwiegervaters zu Gaste.

Gastmahl; Ankunft der Statue, wie in der Oper. Aber auch Ines erscheint wieder und ermahnt ihn. Nach dem Abgange der Geister hat er einen Zank mit seinen Freunden und in Folge dessen ein Duell.

Im letzten Act ist Don Juan wieder auf dem Kirchhofe. Nach einzelnen Andeutungen scheint er todt zu sein, im Duell erschlagen; wenigstens wird er oben begraben. Doch genau wird man über diesen Umstand nicht unterrichtet. Genug, der Comthur sagt ihm, er sei verdammt, er habe den letzten Augenblick der Reue versäumt, die Gerippe steigen aus ihren Gräbern, ihn zu zerreißen, da ruft Don Juan Gott um Erbarmen an, das Grabmal der Ines öffnet sich, sie steigt heraus, und eine Engelschaar senkt sich herab, die beiden Liebenden zu

bekränzen und mit bengalischer Beleuchtung in den Himmel, die ewige Seligkeit aufzunehmen. Zum Schluß gibt der Held die Moral:

Aller Welt
Liege hier das Zeugniß offen:
Weil ein Augenblick der Reue
Doch noch darf Erlösung hoffen
Und uns führt zum Himmelspfade,
Daß auch Juan Tenorio's Gott
Ist der Gott der höchsten Gnade.

Lassen wir hier das phantastische, neufranzösische Beiwerk bei Seite, welches übrigens nicht einmal mit besonderem Geschick in den Gang der Handlung verflochten ist, so verhält sich, seiner Charakteranlage wie seinem sittlichen Princip nach, dieses neuspanische Drama zu Calderon ungefähr wie der moderne, restaurirte, künstliche Jesuitismus zu dem Jesuitismus der Zeit, in welcher er eine wesentliche, durch die Entwickelung der Ideen nothwendig bedingte welthistorische Erscheinung war.

In der Andacht zum Kreuz (man vergleiche meine Geschichte der Romantik I. p. 282) wüthen die beiden Helden Eusebio und Julia (ebenso Ludovico im Fegefeuer des heiligen Patricius) auf eine ebenso sinnlose Weise mit Mord und Ausschweifungen gegen die Gesellschaft; auf eine ebenso äußerliche Weise durch das Anrufen des Kreuzes im letzten Augenblicke, und durch das Wunder der Gnade Gottes, welche das Geschehene ungeschehen macht, werden sie erlöst. Es liegt das im Wesen der katholischen Kirche, die Sünde wie die Versöhnung als etwas Aeußerliches, Thatsächliches, Magisches, nicht als eine innere Wiedergeburt zu betrachten. Im alten Drama ist aber doch ein tieferer Zusammenhang. Eusebio und Julia sündigen nicht aus eitler Renommage, sondern aus Trotz gegen Gott, der ihnen die Gelegenheit, gut zu werden, versagt hat; und ihre Versöhnung ist durch die Stimmung des ganzen Stückes motivirt. Eusebio hat immer eine specielle Andacht zum Kreuz gehegt, Julia hat ihre Verbrechen wenigstens mit Schaudern begangen, und die Umkehr wird dadurch einigermaßen vorbereitet, daß Beide trotz ihrer Frevel mit Ueberraschung entdecken, wie ihnen doch noch eine Spur der Gnade Gottes geblieben ist: Eusebio wird vor dem Vatermord, Julia vor der Blutschande bewahrt. Eben seiner größern Tiefe wegen ist Calderon's Drama viel abscheulicher, denn nirgend ist die vollständige Verkehrung des sittlichen Geistes, wie sie durch die jesuitische Restauration der katholischen Kirche, durch die neue, absolute Scheidung des Himmels von der Erde, der Religion von der Sittlichkeit, vorbereitet wurde, in so erschreckender Anschaulichkeit dargestellt worden, und es ist ein schlimmes Zeichen von der sittlichen Verwirrung unsers Jahrhunderts, daß man mit diesen Lehren und ihrer poetischen Darstellung coquettirt hat.

Aber die Frivolität ist in dem neuen Stücke größer. Eine Reihe Verbrechen

aus bloßer Eitelkeit; eine Umkehr aus bloßer Furcht vor der Hölle, von deren Existenz man handgreiflich überzeugt worden ist; und in diese Eitelkeit und Feigheit fortwährend eine sentimentale Stimmung gemischt, die über die nackte Sünde einen dünnen, lüsternen Schleier wirft — das alles ist eine sehr unangenehme Erscheinung, aber lehrreich für diejenigen unserer protestantischen Reactionärs, die wieder im Begriff sind, jede positive Religion, und die älteste, legitimste am liebsten gelten zu lassen; lehrreich, so lange noch nicht die letzte Spur eines sittlichen Princips in ihrem Gemüth verwischt ist.

Schulwesen in Ungarn.

II. Die philosophischen Lehranstalten.

Die Mangelhaftigkeit des östreichischen Gymnasialunterrichts hat die Nothwendigkeit erzeugt, den Jüngling, welcher sich einem Hochstudium auf der Universität widmen wollte, durch ein Medium wandern zu lassen, das ihm die Befähigung zum Empfang eines höhern Unterrichts geben sollte. Dieses Medium bildete einen Lehrkurs in zwei Jahrgängen, welcher allgemein „der philosophische" genannt wurde, aber vielmehr den Namen „Maturitätskurs" verdient hätte. Die Anstalten, in welchen dieser Kurs gelehrt wurde, waren unter drei Namen bekannt: 1) Akademien, welche nur bei den Katholiken in Preßburg, Nab, Kassan und andern Orten anzutreffen waren. 2) Collegien, ausschließlich bei den Protestanten helvetischer Confession*) in Debrezin, Patak (Zemplényer Gespannsch.), Papa (Veßprimer Gespannschaft), Keeskemél und Nagy Körös (Pesther Gesp.). 3) Lyceen bei allen drei Confessionen, wie das katholische in Erlau, Temesvár, Szegedin u. a. O., das lutherisch-protestantische zu Preßburg, Oedenburg, Käsmars u. s. w., das calvinische zu Szigeth, Losonz, Miskolz u. a. O.

Doch stehen diese Namen durchaus in keinem Verhältnisse mit der Rangordnung oder dem innern Gehalt dieser Anstalten, und scheinen sie meist der Laune des ersten Fundators ihr Entstehen zu verdanken.

Der „Hörer der Philosophie" wurde bei den Katholiken, von den Hauptlehrgegenständen, im ersten Jahre „logicus", im zweiten „physicus" genannt; bei den Reformirten „novitius" und „bienis". Officielle Lehrgegenstände waren: 1) die eigentlich philosophischen, und zwar: Logik, Psychologie und metaphysica pura für das erste, metaphysica applicata und philosophia moralis für das zweite Jahr. 2) Die mathematischen, als: Arithmetik, Geometrie im ersten, mathesis applicata und Physik im zweiten Jahre. 3) Die historischen,

*) Zwar finden wir auch bei den Katholiken sogenannte Piaristencollegien zu Rosenberg (Liptau), Dotis, Güns, Veßprim und Temesvár, doch sind diese eigentliche Seminarien und bloß für geistliche Zöglinge eingerichtet.

nämlich: allgemeine Geschichte im ersten und vaterländische im zweiten Jahre. Unterrichtssprache war bei den Katholiken durchaus die lateinische, und nur in neuerer Zeit wurde die Geschichte magyarisch vorgetragen. Hingegen war bei den Reformirten in dem letzten Decennium die lateinische Sprache von der magyarischen gänzlich verdrängt worden. Diese Sprachverschiedenheit war der getreueste Ausdruck der heterogenen Geistesrichtung in den Schulen der verschiedenen Confessionen; und hier war der Scheideweg, wo sich der Lebenspfad des katholischen Jünglings von dem des Protestanten trennte, um sich in diesem Leben vielleicht nie wieder, oder doch nur auf dem gemeinsamen Kampfplatz für das bedrohte Vaterland zusammen zu finden.

Der katholische „Philosoph" hatte eine lateinische Bibliothek von 10—15 Bänden durchzumachen, und nur wenn er wenigstens den größten Theil derselben auswendig wußte, konnte er auf eine gute Classification und eine „recommandatio ad promavendam futuram suam prosperitatem" rechnen. Die Logik von 300, Metaphysik von 250, Psychologie von 200 und philosophia moralis von 400 Seiten waren sämmtlich von dem in Ungarn wohlbekannten Obscurantisten „Werner", Professor der Philosophie an der Pesther Universität, verfaßt und für alle katholische Lehranstalten als obligate Studien sanctionirt. Es ist hier nicht der Ort, diese geistlosen Compilatorien einer genauern Kritik zu würdigen; man denke sich nur ein buntes Gemisch von mittelalterlicher Scholastik, modernem Mysticismus und der verkehrtesten Weltanschauung, mit einer Herrn Werner ganz eignen frivolen Weltverachtung, und man hat jedenfalls etwas dem ungarisch-katholisch-obligaten philosophischen System (?) ganz Aehnliches zu Stande gebracht. Dann folgen die sehr voluminöse, von trockenen Regeln und unfruchtbaren Problemen strotzende Arithmetik und Geometrie von Wolfstein (in Pesth), eine in ultramontanem und noch mehr in altösterreichischem Geiste verfaßte Weltgeschichte von Bolla (ein Mönch), früher in lateinischem Original, später in wortgetreuer ungarischer Uebersetzung, und der „Cursus philosophicus" steht da, wie er leibte und lebte.

In Hinsicht seiner Individualität stand der katholische „Philosoph" im Verhältniß zu dem Gymnasiasten, wie der Liberiin der alten Völker zu dem eigentlichen Sclaven. Die körperlichen Strafen waren zwar aus den Akademien und Liceen verbannt, ja der „Philosoph" mußte von dem Professor, dem Reglement zufolge, mit „Dominus" betitelt werden, aber diese Herren wußten sich für den Verlust der scutica und des kategorischen „Du" reichlich zu entschädigen, denn die vielen Privatcensuren, welche der Scholarch an jedem beliebigen Tage vornehmen konnte, erhielten die Zuhörer in einem immerwährenden Zustande der Angst und zerknirschten Unterthänigkeit, und bei dem mindesten Disciplinarvergehen regneten die Ausdrücke: „nebulones, hundsvutones, nixnutziani u. s. w. in Strömen auf sie herab. Disciplinarvergehen wurden aber genannt: Billard-

spiel, der Besuch von Schauspielen und Tanzunterhaltungen, ohne vorher eingeholte Erlaubniß des Dekans*), das Tragen von Stöcken (nicht etwa mit Dolchen, sondern ganz unschuldigen Spazierstäben), das Wegbleiben von der Vorlesung ohne eingesendetes Krankenzeugniß, und das Räuspern oder gar Sprechen während des Vortrags. Hat sich Einer eines mehrmaligen Disciplinarvergehens schuldig gemacht, oder gar dem Herrn Professor zu widersprechen oder seinem Nachbar bei der Privatcensur hilfreich zuzuflüstern gewagt, so bekam er in dem Schuldbuche des Herrn Professor eine „nota", und dann mußte er der besondere Schützling irgend eines großen Heiligen oder eines reichen „Armen Sünders" sein, wenn er beim Hauptexamen zu Ende des Semesters nicht rejicirt wurde. Diese Hauptexamina, die jährlich zweimal, Ende Februar und Ende Juli, abgehalten wurden, waren die eigentlichen Erndten in der Pfründe der Herren Professoren. Hier konnten sie ihr Müthchen an dem „Unverbesserlichen" kühlen, denn die labyrinthischen Gänge des: „omnis homo est mortalis: ergo. . .", des officium perfectum et imperfectum und der imputatio directa et indirecta waren ein siegführendes Terrain für den beleidigten Scharfsinn eines professor logicae seu philosophiae moralis, und wollte ein solcher Frevler in der Geschichte keine Blößen geben, so mußten verschollene Namen und längst vergessene Daten herhalten. So wurde einst in R. . . ein benoteter Hörer der Philosophie rejicirt, weil er nicht wußte, in welchem Jahre Peter von Amiens gestorben, ein anderer in K., weil er die unglückliche Tochter des Felician Zách anstatt „Klara" „Julia" nannte u. s. w.

Aber auch der Seckel des Herrn Professors wurde bei den Semestralprüfungen reichlich bedacht. Schon die kleinen Douceurs in Silbergeld, kleinen Banknoten, Meerschaumpfeifen, Porzellanvasen u. s. w. von den besondern Verehrern des Herrn Professor machten im Zusammenfluß ein nicht zu verachtendes Sümmchen, und doch waren dies nur meist aufgedrungene, zufällige und den strengen Schulmann zu nichts verpflichtenden Geschenke, aber viel fruchtbringender und durch den „usus" sanctionirt waren die sogenannten „defensiones", ein Wort, welches dem deutschen Publicum nur aus der Rechts- und Kriegssprache bekannt sein dürfte, wo es so viel als „Vertheidigung" bedeutet, in einer ungarischen philosophischen Lehranstalt aber ein ganz besonderes Ding repräsentirte, und in der gewöhnlichen Menschensprache nicht besser übersetzt werden könnte als: „zwei bis

*) Die Pedelle hatten an allen öffentlichen Unterhaltungsplätzen unentgeldliche Entrée, und fahndeten hier mit einer Schreibtafel und einem Bleistift in der Hand auf einen Braten für die Herren Professoren. Die Studenten waren sehr erfinderisch in Mitteln, den Verfolgungen dieser Häscher zu entgehen. Da wurden auf den Galerien des Theaters Wachen ausgestellt, und sobald ein Pedell an der einen Thüre erschien, verließen sämmtliche anwesende Schüler das Haus durch die andere, und kehrten, sobald sich der Bullenbeißer entfernt hatte, wieder zurück. Viele gingen verkleidet ins Schauspiel, und mancher Roné mußte nach einem zweistündigen Tändeln und Girren erfahren, daß er einem bildschönen — jungen Studio die Kur gemacht habe.

vier Ducaten und ein besäbelter Studio". Doch ich will suchen, mich verständlicher zu machen.

Unter den vielen Rechten, welcher der ungarische Edelmann genoß, war gewiß das „jus brachii" eines der bedeutendsten und eigenthümlichsten. Dies bestand darin, daß in einem Rechtsfalle zwischen zwei Edelleuten, wo die Verwickelung der Verhältnisse und die Mangelhaftigkeit des Landescodex die Fällung eines definitiven Urtheils erschwerten oder gar unmöglich machten, die streitenden Parteien, oder vielmehr deren Anwälte vor dem streitigen Hause, Ackerfeld oder Weingarten erschienen, und sich ihr Recht mit der Faust zu erkämpfen suchten. Der Anwalt des inactus erschien in Nationalcostüm, mit dem Säbel an der Seite, und einer Anzahl Unterthanen des bisherigen Besitzers und stellte sich mit denselben vor dem in Frage stehenden Gute in Schlachtordnung auf. Der Anwalt des Actors erschien ebenfalls in Begleitung einer Anzahl Bauern und forderte den erstern feierlich auf, ihm das in Frage stehende Gut für N. N. wegen angeführter Gründe zu überlassen. Dies wurde natürlich verweigert, und nun entstand ein Stoßen und Drängen von beiden Seiten, die Anwälte zogen ihre Säbel und begannen zur Belustigung der zahlreichen Zuschauer ein Scheingefecht, das nie zu blutigen Auftritten führte und immer damit endigte, daß der Anwalt des Klägers weichen und dem alten Besitzer das Gut überlassen mußte; nur soviel hatte er gewonnen, daß er durch diesen Scheinangriff das Recht erlangte, den Prozeß mit neuen Documenten wieder erneuern und seinem Clienten neue — Gebühren abnehmen zu können.

Dieses famose jus brachii hat sich von dem Rechtsgebiete auch auf die Schule verpflanzt. Der junge Edelmann sah hier nämlich sein Recht als Mitglied des alleinigen „populus verböczianus" schrecklich bedroht; denn es konnte dem Sohne eines bürgerlichen Schustermeisters oder gar eines Handelsjuden einfallen, die Schulbibliothek recht fleißig einzubüffeln, und sich dadurch die ersten Classen in der Schule zu vindiciren; dem mußte also vorgebeugt werden, und der „usus" trat auch hier zum Schutz der verbrieften Rechte seiner Lieblinge in die Schranken. Er leitete nämlich folgendes Verfahren ein. Einige Tage vor der Prüfung erschien der Vater oder Vormund des jungen nemes (Edelmann), der ganz andere Dinge als mathematische Probleme und Syllogismen im Kopfe hatte, beim Herrn Professor, erlegte die Taxe von zwei bis vier Ducaten (sie war in den verschiedenen Lehranstalten verschieden) mit der Erklärung, sein Sohn, Neffe oder Mündel wünsche zu „defendiren"; der Herr Professor zog aus dem reichen Füllhorn seines Wissens einen Zettel, worauf eine Thesis aus den vorgetragenen Wissenschaften mit beigefügten Anmerkungen und Argumentationen geschrieben waren, und welche dann von dem gebornen Gesetzgeber einstudirt wurden. Am Tage des Gerichts erschien der junge Arpadide in Nationalcostüm, mit dem Säbel an der Seite, besport und befranst, betrat die Cathedra und declamirte von da aus in

geläufigem Küchenlatein seine Thesis und die dazu gehörigen Adhaerentia mit der Grazie und eingeschulten Mimik eines „goldenen Jungen". Seine Argumente wurden zwar von einem aufgestellten Gegner heftig angegriffen, aber von dem wohlgewaffneten Defendenten mit noch größerer Heftigkeit vertheidigt, und auch hier, wie dem jus brachii, bewährte sich das alte „beati possidentes" vollkommen, denn der „Defendent" ging immer siegreich aus dem Kampfe hervor und wurde in der Classification unter die „eminentes e primis" gesetzt. Merkwürdig ist noch bei dieser Affaire die Divinationsgabe der Herren Professoren, die schon zu Anfang des Semesters den künftigen Defendenten von den übrigen Studenten wie die Perle aus dem Sande herauszufinden und mit ihrer besondern Huld zu beschenken wußten.

Werfen wir einen Blick auf die philosophischen Lehranstalten der Protestanten in Ungarn, so finden wir zwar keinen befriedigenden, aber im Vergleich zu dem obenbeschriebenen einen höchst erfreulichen Zustand; und sind es hauptsächlich diese Lehranstalten, welche den größten Einfluß auf die Geistesrichtung der ungarischen Protestanten überhaupt üben und den Hauptmaßstab zur Beurtheilung jener Ideen und Leidenschaften geben, welche in neuerer Zeit sich so stürmisch manifestirten, und trotz des unglücklichen Ausganges dieser Manifestation und der seither angewandten Ertödtungsversuche noch lange in diesem Lande herrschen dürften.

Die Protestanten Ungarns genossen bisher einer von Oestreich in blutigen Kämpfen abgerungenen, und durch zahlreiche Tractate und Reichsgesetze garantirten vollkommenen Unabhängigkeit ihrer Kirche und Schule vom Staate. — In der Revolutionszeit, wo man glaubte, daß die Nothwendigkeit dieser Sonderstellung mit der Errungenschaft einer nationalen, von den Einflüssen des Metternich'schen Systems befreiten Regierung aufgehört habe, und man es sogar mit dem Princip eines verantwortlichen Ministeriums für unverträglich erachtete, daß ein Theil der Bevölkerung sein Schulwesen nach eigenem Gefallen einrichte und leite, wollte die radicale Partei dieses alte Privilegium der Protestanten aufgehoben und für den ganzen Staat ein gleiches auf liberale Principien gegründetes Schulwesen eingeführt wissen; allein die Protestanten betrachteten die Unabhängigkeit ihrer Schule selbst dem Ministerium Bathyani-Kossuth gegenüber als das noli me tangere ihres staatsbürgerlichen Lebens, und Baron Eötvös, der vielleicht schon damals an einer glücklichen Lösung der ungarischen Verhältnisse verzweifelte, war nicht abgeneigt, den Protestanten diese Concession zu machen, und in dem Unterrichtsgesetz, welches im Herbst 1848 in der Nationalversammlung berathen wurde, wußte er, trotz dem heftigen Widerstande der Linken, von dem historischen Rechte der Protestanten soviel als möglich zu retten. Dieser Umstand dürfte auch für die Zukunft sehr maßgebend sein, denn was die Protestanten in ihrer höchsten Begeisterung dem Vaterlande verweigerten, dürfte selbst einem Haynau schwer werden, ihnen zu entreißen. —

In der Form finden wir in den philosophischen Lehranstalten der Protestanten, so wenig als in den Gymnasien, etwas von den katholischen besonders Abweichendes. Auch hier treffen wir zwei Jahrgänge, auch hier dieselben obligaten Studien und gebotenen Semestralprüfungen; das „Was" ist also dasselbe, nur macht das „Wie" einen bedeutenden Unterschied. Während bei den Katholiken sanctionirte, vor einem halben Seculum oder doch vor mehreren Decennien verfertigte, und von dem jeweiligen Stand der Wissenschaft immer mehr zurückbleibende Handbücher geboten sind, und der Professor ein horribles Gesicht schneidet, wenn einer der Schüler in der Privatcensur oder öffentlichen Semestralprüfung seine von exotischen Pflanzen gesammelten Früchte der Wissenschaft auftischt, haben die Protestanten nur wenige, in neuester Zeit bearbeitete und aus den besten Quellen geschöpfte Hilfsbücher, oder, wie es meistens der Fall ist, der Professor dictirt, nach dem Muster der deutschen Schulen, jedes Jahr ein neues mit den neuesten Producten des menschlichen Geistes bereichertes Compendium, und in seinem Studium ist der Hörer an gar kein Buch gebunden, sondern kann unter den Ansichten über einen wissenschaftlichen Gegenstand diejenige wählen, welche seiner individuellen Meinung am meisten zusagt, und diese sogar in der öffentlichen Prüfung gegen seinen Docenten vertheidigen. — Diese Ungebundenheit findet schon in dem Umstande einen Grund, daß die verschiedenen Schulen der Protestanten, selbst einer und derselben Confession, unter sich kein privilegirtes philosophisches System oder nur eine angenommene Lehrmethode anerkennen, und wie, nach der alten Landesverfassung, der Unterthan sich nur von dem Ackerfelde seines Grundherrn auf das benachbarte, einem andern Herrn gehörige, zu flüchten brauchte, um allen Verfolgungen zu entgehen, so brauchte der protestantische Philosoph nur die Reise von einigen Meilen zu unternehmen, um sich den Teufelsklauen Hegel's oder Feuerbach's zu entreißen, und in dem friedlichen Schatten Krug's oder gar des alten Vater Leibnitz auszuruhen.

Die Disciplinargesetze sind ganz dem Alter und der Würde eines Zöglings des höhern Unterrichts angemessen, das Betragen der Lehrer gegen ihre Schüler ein höchst würdiges, aber auch stets freundschaftliches; von „Defensionen" und andern dergleichen edelmännischen Unarten ist hier keine Spur, und die Naturwissenschaften, welche in den philosophischen als propedeutischen Schulen für die Universität die größte Beachtung finden sollten, und welche bei den Katholiken eine terra incognita bleiben, werden von den Protestanten mit Fleiß und Eifer gelehrt. So erfreute sich die Botanik, Zoologie und Physik einer warmen Theilnahme in Preßburg unter dem vor drei Jahren verstorbenen und allgemein betrauerten Martin, in Papa unter Tarery und in Ketschkemet unter Tatai, welche letztere auf dem Gebiete der Physik und Mathematik durch ihre populäre, in magyarischer Sprache verfaßte Werke auch für den Volksunterricht Bedeutendes geleistet haben.

Die Weltgeschichte, so wie die vaterländische, werden hier mit einer freien Kritik, und, selbst vom protestantischen Gesichtspunkte aus betrachtet, mit ziemlicher Unparteilichkeit vorgetragen, und obwohl in neuerer Zeit der spätere Cultusminister unter der revolutionären Regierung, Michael Horvath, Bischof von Csanád *), mit seiner Geschichte von Ungarn alle frühern Leistungen auf diesem Gebiete übertraf, so haben doch die protestantischen Professoren Schröer (bekannt unter dem literarischen Namen Oeser) in Preßburg, Pécreli in Debrezin, Karika in Ketschkemet und Vajda in Szarvas durch den lebendigen, von den Fesseln der Censur unbeengten Vortrag und kleinere Werke bedeutend mehr geleistet; und haben diese Vorträge, die immer viele Zuhörer und emsige Nachschreiber fanden, das Meiste beigetragen, um die Ideen der Neuzeit bei den Magyaren zu assimiliren.

Die magyarische Sprache fand in den protestantischen Lehrern ihre sorgsamsten Pfleger, die Literatur ihre eifrigsten Förderer.

Aber trotz dieser Symptome von Gesundheit und Lebenskraft siechten doch die protestantischen Collegien und Lyceen an einem schwer heilbaren Nervenübel und zwar des nervus rerum gerendarum. Die katholischen Schulen wurden von dem Staat erhalten, und zwar von den Steuern, welche der Protestant und der Jude mit dem Katholiken in gleicher Repartition zahlte, aber ihre eigenen Schulen mußten erstere aus eigenen Mitteln versorgen. Ja die östreichische Regierung ging so weit, den Protestanten an der Universität zu Pesth nicht nur den Zutritt zu den außerconfessionellen Lehrstühlen, als Medizin, Jus und Philosophie, zu verweigern, sondern verhinderte auch noch, daß an dieser Hochschule für die mehr als vier Millionen Protestanten, welche in Ungarn wohnen, eine theologische Facultät errichtet werde. Die Lyceen und Collegien waren also nicht bloß Schulen des sogenannten philosophischen Cursus, sondern es wurde auch Jus **) und protestantische Theologie in ihnen gelehrt, und da die schwachen Hilfsmittel der ohnehin für den allgemeinen Staats- (das heißt katholischen) Unterricht bestenerten Gläubigen nicht hinreichten, ein größeres Lehrerpersonal anständig zu besolden, und außerdem die nöthigen Utensilien einer jeden höhern Lehranstalt, als Leihbibliotheken, Natur- und Kunstsammlungen, chemische und physikalische Laboratorien, in gutem Stande zu erhalten, so mußten immer das eine oder das andere, oder beide zugleich, leiden, und ein Professor mußte 2—4 ganz heterogene Wissenschaften vortragen, während in der Physik und Chemie jedes Experiment an der Unbrauchbarkeit einer alten, aus der Sammlung irgend eines Gönners herbeigeschafften, fehlerhaften Maschine scheiterte.

12

*) Ich bin in den Stand gesetzt, Diejenigen, welche sich für die Ereignisse in Ungarn während der letzten Jahre näher interessiren, zu versichern, daß wir in Bälde einem größern, durch die Persönlichkeit des Verfassers wichtigen und einen wahrhaft historischen Ueberblick gewährenden Werke des gelehrten Exministers über die ungarische Revolution entgegen sehen dürfen. Anm. des Einf.

**) Die protestantischen mußten sämmtlich Jura absolvirt haben.

Dieser Pauperismus der protestantischen Lehranstalten brachte ferner auch zwei Erscheinungen hervor, die, wie der arme tót deák und der stolze „Defendent" bei den Katholiken, auch hier die zwei großen Classen der Gesellschaft, nämlich die besitzende und besitzlose, repräsentirten. Wir treffen hier den „togatus" und den „rátz deák" (raitzischer Student).

Der „togatus" ist der protestantische tót deák in Folioformat und Saffianeinband, denn beide sind von Gottes Gnaden arme Teufel, nur daß der katholische tót deák sein testimonium paupertatis mit einer gewissen philosophischen Gleichgültigkeit offen zur Schau trägt, während der protestantische togatus in seiner äußern Erscheinung nur selten eine Blöße blicken läßt.

Zur Unterstützung armer Studirenden sind zwar an den protestantischen Lehranstalten manche Stiftungen und Institute, als: Stipendien von 20—100 Gulden Münze per annum, Alumnien, nach Art der deutschen Convictorien u. dergl. ins Leben gerufen, aber in einem so geldarmen Lande, wie Ungarn, wo es sehr viele Väter gibt, die in ihrem Hause den Segen ihres Bodens ihren Angehörigen wohl angedeihen lassen können, aber dennoch noch nicht die Mittel besitzen, den Sohn in einer fremden Stadt mit den nöthigen Bedürfnissen des Lebens zu versehen, und der Andrang zu den Schulen, besonders bei den Protestanten, ein sehr bedeutender ist, können die gewöhnlichen Schulbeneficien durchaus nicht ausreichen, es mußten daher noch andere Hilfsquellen eröffnet werden, und diese fand man in manchen kirchlich-religiösen Functionen, welche den Studirenden zugetheilt und stets mit einem kleinen Sümmchen gratificirt wurden. Zu diesen Functionen gehören: Chorsingen in den größern Kirchen der Schulstadt, der Aufzug mit oder ohne Gesang bei Leichenbegängnissen und die sogenannte „legatio". Diese Verrichtungen mußten aber stets in geistlichem Ornate ausgeführt werden, und jeder auf solche aspirirende studiosus philosophiae, juris seu theologiae mußte sich eine Kutte (toga), ein breites seidenes Band und einen Kegelhut, ganz nach Art der katholischen Kleriken, anschaffen. Daher der Name „togatus". Wir wollen hier den durchaus originellen togatus nicht auf allen seinen amtlichen Wanderungen begleiten, nur der „legatio", welche die höchste Function desselben bildet, wollen wir unsere nähere Aufmerksamkeit widmen.

An den drei großen Feiertagen des Jahres, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, werden aus jedem Collegium eine Anzahl Studirender in die kleineren Städte- und Dorfgemeinden derselben Confession und desselben Superintendentiat abgesendet, um dort den Ortsgeistlichen in seinen Functionen, besonders durch Uebernahme einer oder mehrerer der vielen Vor- und Nachmittagspredigten, zu unterstützen, wofür ihm von der betreffenden Gemeinde ein nach Verhältniß festgesetztes Honorar ausgezahlt wird. Dieser wandernde Caplan hieß „legatus", und in den letzten Tagen vor jedem der obgenannten Feste der Christenheit kann man auf jedem protestantischen Collegium eine gewisse Rührigkeit wahrnehmen.

Die Wohnung des jeweiligen Rectors wird von den Studirenden der Theologie förmlich belagert, und in derselben werden die „litterae credentiales“ ausgefertigt, durch welche sich der legatus bei der betreffenden Gemeinde legitimiren muß. Versteht sich wurde die Größe der zuzutheilenden Gemeinde mit dem Schulgrad des dahin zu sendenden legatus, mit seiner moralischen Aufführung und wissenschaftlichen Befähigung so viel als möglich in passende Uebereinstimmung gebracht. Aber nicht immer ist es das fixe Honorar, was den legatus bestimmte, um die Absendung in eine oder die andere Gemeinde anzuhalten, sondern es kommen noch viele Nebenumstände hinzu, welche denselben in seinen Wünschen bestimmen und im Verweigerungsfalle oft zur Verzweiflung bringen können. In vielen Gemeinden sind es nämlich die zahlreichen Edelleute derselben Confession, welche im Rayon derselben wohnen, und die oft an und für sich magere Pfründe durch ihre Privatgeschenke zu einer der feistesten machen. Oder der legatus war am verflossenen Feiertage in einer Gemeinde gewesen, und hat nebst den vielen herzlichen Ermahnungen an die Gläubigen auch einige Herzensseufzer an eine Ungläubige zurückgelassen. Oder aber die Predigt hat ihm das vorige Mal nicht recht vom Stapel laufen wollen, und er wünschte zu seiner Ehrenrettung dieselbe Gemeinde von seinen Fortschritten in der Kunst des Demosthenes zu überzeugen ꝛc. Immerhin aber sind die legationes die schönsten Lichtpunkte in dem Leben eines protestantischen Studio, und mancher hat noch in seinem hohen Alter die Abenteuer zu erzählen, an welchen die legationes so reich sind. In der bestimmten Gemeinde angelangt, wird der legatus beim Richter oder Dorfnotar einquartirt, legt hier seine credentiales vor, und nachdem er seinen besten Anzug angelegt, geht er zu dem Grundherrn des Dorfes oder zu dem Vornehmsten des Compossessoratsadels, um seine ergebenste Aufwartung zu machen. Die einzelnen Stücke seines Anzuges sind zwar selten nach den Anforderungen der eleganten Welt an einander gereiht, und der seine moderne Frack, den er von einem reichen Collegen borgte, will nicht ganz mit der geblümten Piqueweste und den weißen engen Kosakenhosen mit ledernen Steigriemen, und noch weniger mit den zwar geglänzten aber ursprünglich kuhledernen Stiefeln harmoniren, aber er hatte doch immerhin seinen elegantesten Anzug angelegt, und der protestantische Edelmann ist immer ein wohlwollender Gönner, und der legatus wird stets mit echt magyarischer Gastfreundschaft empfangen. Während der Feiertage wird der legatus bei dem Grundherrn oder den übrigen Notabilitäten des Ortes zur Tafel geladen, und das ist die eigentliche Bildungsschule, wo der bei Schulstaub und Convictsuppe herangewachsene Studio mit seinem Sitten und seinem Bissen bekannt wird, und man kann es dem savoir vivre eines solchen Musensohnes ansehen, wie viele und welche legationes er beiläufig durchgemacht haben mag. Daß die mannigfachen Verhältnisse, in welchem der legatus zu dem Ortsrichter, Notar, Geistlichen und adeligen Gutsbesitzer steht, ebenso viele Ausgangspunkte zu den inter-

essantesten, ja oft pikanten Abentenern bilden, braucht kaum erwähnt zu werden. Der Herr Richter hat ein blutjunges rosenwangiges Töchterchen, der Notar ein etwas blasses, aber sehr gefühlvolles und dem legatus wegen seiner Bescheidenheit besonders gewogenes Weibchen; auch die Schwester der Frau Pastorin, ein sehr beleseues, schlankes Mädchen von 25 Jahren, wird von den Nationalmelodien, die der junge Candidat besonders in der Gartenlaube mit einer gewissen Herzlichkeit vorzutragen und mit der Guitarre vortrefflich zu accompagniren weiß, oft bis zu Seufzern hingerissen, und die Base der gnädigen Frau, ein sehr tugendhaftes, den Leidenschaften der tosenden Jugend durchaus fremdes Fräulein aus einem altadeligen, aber durch viele Unglücksfälle herabgekommenen Geschlechte, hat bei der Tafel, wo sie dem artigen Jüngling vis à vis zu sitzen kam, die Bemerkungen desselben stets mit einem zustimmenden Kopfnicken und ermunternden Lächeln begleitet u. s. w. Mit einem Wort, der legatus ist ein überall gern gesehener und oft sehr in Anspruch genommener Gast, und es darf uns nicht wundern, wenn seine Predigt nicht so glänzend ausfällt, als wir bei den Proben vor seinen Collegen auf der Schule zu hoffen berechtigt waren, und wenn manchmal bei dem Gebete der seelenvolle Blick nach oben durch einen nach einer andern Seite der Kirche gerichteten unterbrochen wird.

Der leibhafte Antipode des „togatus" ist der rátz deák. Die Raitzen hatten bis jetzt, einige sehr schwache Gymnasien zu Neusatz und Versetz ausgenommen, gar keine Schulen für den höhern Unterricht. Die zahlreichen wohlhabenden raitzischen Kaufleute schickten also ihre Söhne auf magyarische, und weil sie dem römischen Katholicismus am meisten abgeneigt waren, meist protestantische Lehranstalten, und man traf in Debrezin, Szaovas, Körös und Kecskemét immer eine bedeutende Anzahl derselben. Diese jungen Slaven zeichneten sich durch ihr wildes, oft sehr ausschweifendes Leben, durch völlige Vernachlässigung der Studien, durch Schulden- und Excessemachen von allen übrigen Studenten aus. Der junge Raitze kam immer zu Anfang des Semesters in einem eleganten Anzug, mit einer reichen Garderobe und einer wohlgefüllten Börse in der Schulstadt an, und bildete den Elegant in den Kaffee- und Schauspielhäusern. Besuchte man ihn nach einem Monate in seiner Wohnung, so fand man ihn um 11 Uhr Morgens in den Kleidern über dem Bette hingeworfen schnarchend, in dem ursprünglich schön meublirten Zimmer herrscht die größte Unordnung, die Meubles sind zerrissen und mit Koth und Staub bedeckt, der Koffer ist leer, auf einem Nagel an der Wand hängt eine zerrissene, kothige Hose, auf die der Jude nichts borgen wollte; der Anzug des Schnarchenden ist ein verlumpter, sein Gesicht verstört, und hat man ihn durch langes Rütteln zum Erwachen gebracht, so ist sein erstes Wort: „Fremd, hast Du keinen Zwanziger? Die verfluchten Kerle haben mich heute Nacht fürchterlich gerupft, mein ganzes Geld, meine Uhr und mein Ring, Alles ist dahin, ich habe keinen Groschen heute ein Mittagsbrod zu

bezahlen, und der verfluchte Wirth, dem ich zwar 50 Gulden Münze schulde, der aber schon zweimal so viel von mir gewonnen hat, will nichts mehr hergeben.“ So darbt denn der an Geist und Körper ruinirte Jüngling bis wieder die Geldsendung, welche immer eine bedeutende ist, anlangt, und nun beginnt das frühere Leben von Neuem, bis das Ende des Semesters und die Prüfung herankommt. Der rátz deák ist aber selten wegen des Examens in Verlegenheit, denn da werden Krankenzeugnisse angeschafft, wird subducirt und amendirt, und die magyarischen Professoren verfahren mit dem rátz deák viel gelinder, als mancher rátz deák mit seinem magyarischen Kriegsgefangenen; denn die Hauptrevenuen dieser Lehranstalten bilden immer die Schulgelder, welche von den Schülern gezahlt werden, und zu große Strenge würde die 50—60 gut zahlenden Gamios auf eine andere Schule locken und die Anstalt um einige hundert Gulden jährlichen Einkommens berauben.

Die Raitzen bildeten zwar auf der Schule unter einander eine abgeschlossene, durch ihre Conversation in ihrer Nationalsprache fast unzugängliche Genossenschaft, dennoch aber zeigte der rátz deák gegen die magyarischen Einwohner der Stadt oder gegen seine magyarischen Collegen durchaus keine feindselige Gesinnung, und es dürfte in dem letzten Racenkriege mancher von ihnen seinem frühern gutmüthigen Wirth oder gar dem Vater seines einstigen Liebchens, dem er so oft ewige Treue geschworen, den Dolch in die Brust gebohrt haben. Am wenigsten aber zeigte sich in diesen Schulen vor dem März irgend eine Spur von Nationalitätshaß. Die bessern unter den Raitzenstudenten, die sich überhaupt mit Studiren befaßten, waren sehr bemüht, sich die ungarische Sprache eigen zu machen, obwohl es ihnen erlaubt war, bei den Prüfungen deutsch oder lateinisch zu antworten, und ich hörte von mehreren ihrer Väter die Aeußerung: „Ich weiß es wohl, daß mein Sohn hier gar nichts lernt, aber wenn er nur durch den Umgang mit den Einwohnern die schöne magyarische Sprache erlernt, so gebe ich das viele Geld mit Freuden her.“ Uebrigens waren die jungen Raitzen meist schöne robuste Gestalten, und wenn ihr sehr reizbares Gemüth nicht aufgeregt wurde, wahrhaft gute Jungen; die fleißigern unter ihnen, die sich aber zu den Bummlern wie 2 : 10 verhielten, zeigten in Auffassung und Urtheil schöne Fähigkeiten.

Die Universität zu Pesth ist jetzt ein corpus morbosum, der überall nur wunde Stellen zeigt; übrigens erfordert diese Anstalt, ihrer höhern Bedeutung nach, eine genaue, ganz eigene Behandlung, und die will ich für eine bessere Zeit und größere Muße aufbewahren.

Aus Holstein.

Neustadt a. d. Ostsee.

Täglich in aller Früh donnert vor meinem Fenster ein hundertstimmiges Chorgeschrei: „Guten Morgen, Hauptmann!“ Es ist der übliche Gruß, mit dem die Soldaten beim Beginn der Waffenübung den Commandirenden empfangen. Ueberall, wo es einen zwanzig Fuß breiten Raum gibt, dauert dann das Exerciren bis in die späte Dämmerung, und es versteht sich von selbst, daß die drei- bis achtjährigen Holsteiner, die in weiß-roth-blauen Strümpfen über den Markt laufen, lustig nachexerciren; auch singen und stammeln sie selten was Anderes als: „Schleh-wig Hohl-tain-tahmwerwandt!“ Ein paar Commis aus Lübeck und Hamburg sind die einzigen jungen Leute, die Civil tragen, überschwenglich aber ist hier der Kindersegen, vor manchen Thüren liegt er wie Fischroggen in Klumpen beisammen; wohl gemerkt, lauter gut eheliche legitime Erdenbürger. Der nationale Aufschwung des Landes freilich droht mit einer socialen Revolution. Vor dem März wucherten Tugend und Familiensinn selbst unter der niedern Classe so unmäßig, daß schwächliche Mütter aus feinen Häusern diesen Mißbrauch bitter beklagten, denn es hielt schwer eine Amme im Lande zu bekommen; die Milchmutter mußte gewöhnlich aus dem liberalen Hamburg verschrieben werden. Der Patriotismus des Volkes und die Liebenswürdigkeit des jungen Heeres haben endlich die lang ersehnte Errungenschaft „zu Stande gebracht:“ es gibt jetzt auch schleswig-holsteinische Ammen, und mein Nachbar Klaas meint immer, ein schiefes Maul ziehend, die Erhaltung der „freiwilligen Kinder“, wie er sie nennt, auf Gemeindeunkosten, werde ihm jährlich einen Steuerzuschlag von zehn Mark „auffatteln.“ Im Sprachgebrauch übrigens leben Tugend und Anstand der patriarchalischen Zeit ungekränkt fort; das „Mädchen“ („Dientmädchen“ läßt sich keine freie Holsteinerin schelten) hat nie einen Liebhaber, sondern stets einen „Bräutigam;“ eine andere Benennung des jungen Helden, mit dem sie Arm in Arm die Lichteffekte von Mondschein und Seespiegel studiren geht, würde ihren jungfräulichen Stolz tief verletzen. Gar zu verlockend schön sind aber auch an warmen Sommerabenden die Spaziergänge am Strande, zwischen den jungen, üppig schattenden Alleen, mit der Aussicht über die weite, bläulich schillernde Rhede nach dem weißen Gestein der lüb'schen und mecklenburgischen Küsten, namentlich wenn rückwärts, an der schmalsten Stelle des Meerbusens, der Mond über dem rothen Kirchthurmdach aufgeht und sechs, sieben schlanke Masten versilbert, die, von Raaen gekreuzt, eine Art Gartenzaun vor dem Eingang des früh schlummernden Städtchens bilden; dazu das Seufzen der Wind' im Gezweige, das leise Plätschern der Wellen über die Strandkiesel, dann die heimkehrenden Fischerboote, mit den scharf umrissenen Schatten in der klaren Fluth und der sehnsüchtig vorgeschwellten Brust des Seitensegels, geisterhaft still hingleitend, während weit draußen, durch dünnen Nebelflor, halb sichtbar, wie ein gespenstisches Gerippe,

ein Vollschiff mit drei Masten lagert ... selbst ein plattdeutsches Gemüth muß da sentimental werden. Man kann sich aber denken, wie selten diese Spazierpfade einsam bleiben, wenn man weiß, daß hier eine Besatzung von 900 kriegslustigen Jägern auf eine Bevölkerung von 3000 Seelen kommt.

Neustadt, der größte Ort im östlichen, mit Rittergütern übersäeten Theil des Herzogthums, war in uralten Zeiten ein Seeräubernest. Auf der buschigen Insel inmitten der ovalen Bucht, die zwischen der Stadt und den Außenhäusern sich einwärts ins Land gießt und durch eine überbrückte Wasserenge mit der Rhede in Verbindung steht, zeigt man die Trümmer einer Burg, wo die Piraten ihre Beute bargen. Die Stadt lag damals hinter der innern Bucht und hieß Krempe: war aber eine reiche und blühende Residenz, denn ihre Herren, die Seeräuber, sollen nicht nur gut schleswig-holsteinisch gesinnt, sondern auch kühn und mächtig gewesen sein, und die skandinavischen Flaggen zitterten vor ihren Enterhaken. Da beging irgend ein heil. römischer Reichskaiser die Dummheit — wie deren jeder schockweise beging — und zerstörte mit großem Geld- und Blutaufwand das Seeräubernest, welches den Grund zu einer deutschen Flottte hätte legen können. Krempe gerieth in Verfall — wie seiner Zeit Tyrus, Carthago, Venedig, oder wie einst Kopenhagen verfallen wird, wenn es sich nicht zu Deutschland bekehret — und ist heute ein armseliges, von „Insten" (Frohnbauern) bewohntes Dorf mit einer rührend hübschen alterthümlichen Kirche, die sich das Unglück ihrer Gründer so zu Herzen nahm, daß der viereckige Thurm mit dem byzantinisch-geformten Portal wenigstens klaftertief im Rasen eingesunken ist; und geht das so fort, wird man in ein paar hundert Jahren wie ein Dieb durchs Fenster in die Kirche einsteigen müssen, bis zuletzt der Thurm selbst den Schwalben und Störchen die Herberge kündigen wird und die im Kreis herumstehenden Linden ihr Laub aufs Dach streuen werden. Die Einwohner der verfallenen Residenz wurden allmählich zahme Fischer und Seefuhrleute und bauten, der Bequemlichkeit wegen, ihre Häuser an die Rhede, und nannten den neuen Aufenthalt Neustadt. Aber Neustadt war im vorigen Jahrhundert — die Chronik hat hier eine kleine Lücke, da sich in der Zwischenzeit nichts Großes begab — schon sehr alt und ehrwürdig, mit vielstöckigen erker- und laubenreichen reichsstädtisch ausgeschnörkelten hölzernen Gebäuden; den adeligen Emigranten aus Frankreich, die in den neunziger Jahren zu Tausenden herströmten, um ein verborgenes Asyl zu suchen, gefiel es auch ungemein gut; und sie verführten hier, bis zum Einmarsch der Jacobiner in Hamburg, ein mehr lustiges als gottgefälliges Leben. Jedennoch, die Gäste brachten der Gegend keinen Schaden, sie ließen viel Gold im Lande, aber die Einwohner hüteten sich weislich, etwas Anderes von ihnen anzunehmen: weder Tanz-, Parlir- und Complimentir-, noch sonstige galante Künste. Nur an den holsteinischen Rittern, die mit dieser Gattung Franzosen aufrichtig sympathisirten, soll etwas von der Gesinnung, wenn auch nicht vom Geist, des alten Frankreichs hangen geblieben sein. Endlich kam

1818 eine gewaltige Feuersbrunst und legte Neustadt bis auf den letzten Balken in Asche. Dies Ereigniß bildet den Wendepunkt, mit welchem in Neustadt die Fabel aufhört und die Geschichte beginnt.

Man sieht der jetzigen Stadt ihre Jugend an; die moderne Schmucklosigkeit ihrer einstöckigen Steinhäuser aber läßt den allgemeinen Wohlstand kaum errathen. Wie überall in Holstein, so fließt auch die hiesige Wohlhabenheit nicht lediglich aus dem Mangel an Uebervölkerung, sondern ist eben so sehr dem wirthlichen und nüchternen Charakter des Volkes zuzuschreiben. Die meisten Bürger haben Haus und Hof sich auf der See erobert; mancher schwimmt seine zehn, zwölf Jahre zwischen Norwegen und Schottland, Dänemark und Finnland herum und legt nach jeder Fahrt, was er von seiner „Heier" (Löhnung) als Capitän, Steuermann oder selbst als gemeiner Matrose erspart, so lange zurück, bis er den Südwester an den Nagel hängen und das Tau und Ruder mit Pflug und Spaten vertauschen kann. Seine Jungen aber schickt er, sobald sie confirmirt sind, ohne viel Rücksicht auf Wind und Wetter zur Probe aufs Meer, und ich habe bemerkt, daß die Mütter bei solchen Gelegenheiten um ihre Küchlein nicht besorgter sind als die Väter. So hat Nachbar Klaas unlängst seinen „unfreiwilligen" dreizehnjährigen Jungen zum ersten Mal gleich bis Königsberg fahren lassen, und ich hatte Gelegenheit, dem Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn beizuwohnen. Die Klaasin, eine hochknochige, breitfüßige Holstin, schmatzte den Sohn einmal pflichtgemäß ab und fragte: „Gond Wedder gehebt?" — „Ei ja!" — „Hast viel 'kotzt?" fragte darauf die spartanische Mutter, — „Gaiht!" (geht an!) erwiederte der Blondkopf mit dem breiten Phlegma eines alten Salzwasserfuhrmanns, und weiter ward von der Sache nicht gesprochen. Zur kaltblütigen Zähigkeit dieses Menschenschlages gesellt sich übrigens eine gehörige Portion Verwegenheit und Unternehmungslust. Interessante Beispiele liefert jede Familienchronik. Da ist der Rheder B., ein altes, spindeldürres Männchen, der zur Zeit der Continentalsperre in einer kleinen Yolle, einer wahren Nußschale, den gefährlichen Schmuggelhandel zwischen England und Hamburg trieb. Er baut jetzt weit und breit die besten Schnellsegler, und von seiner Seekunde erzählt man sich märchenhafte Dinge, denn er riecht am Tauwerk und am Leckwasser des heimkehrenden Schiffes, in welche Gewässer es verschlagen gewesen, und sagt den Wind 48 Stunden voraus. Da ist Capitän **, „Seewolf" mit Beinamen, dessen tollkühne Abenteuer einen zehnbändigen Roman füllen würden. Im vorigen Jahr, am 3. April, Morgens Punkt 9 Uhr brachte ein dänisches Kriegsschiff mit einem Kanonenschuß die Kriegserklärung und legte sich blockirend vor den Neustädter Hafen. Am andern Abend hatten bereits zwei junge Schiffer in aller Stille einen Brander angefertigt, den sie vor Mondaufgang dem Feind in die Sternluken zu treiben entschlossen waren. Das Brandboot soll mit großem Geschick gebaut und der Erfolg, bei der Enge des Fahrwassers, höchst wahrscheinlich gewesen sein; die garnisonslose Stadt besaß aber keine zehn Gewehre

und nicht einen Pöller zur Vertheidigung im Fall des Mißlingens, und diese Rücksicht zwang die Behörde, die beiden Wagehälse von ihrem Vorhaben abzubringen, was nicht geringe Mühe kostete. Bekannt ist, daß die holsteinischen und schleswigschen Theerjacken auf englischen und amerikanischen Schiffen sehr geschätzt sind, nur gelten sie dort für „dänische Matrosen." Was für tüchtiges Material läßt Deutschland an allen Ecken unbenutzt liegen, bis das Ausland daraus Waffen gegen Deutschland schmiedet!

Neustadt besitzt auch seine Patrizier, an ihrer Spitze steht ein Herr L., der durch praktische Intelligenz aus Nichts ein paar Millionen schuf und sechs gute Schooner, meist selbstgebaute, in See hat. Schade, daß Mr. Disraely oder einer seiner protectionistischen Apostel diesen klugen Holsteiner nicht über die englische Navigationsacte kann reden hören. Das gerühmte Bollwerk des englischen Handels hatte tausend Schlupflöcher für Jeden, der es zu umgehen verstand, und es wurde auch regelmäßig mit der größten Sicherheit umgangen. Also nicht einmal das Interesse der englischen Rheder schützte es; die Einzigen, die über die Modificirung der Navigationsacte mit Recht klagen können, sind die holsteinischen Kornhändler, denen dadurch eine, den englischen Consumenten vortheilhafte Concurrenz erwachsen ist.

Wie natürlich, hegen die Patrizier sehr heiße conservative Sympathien im Herzen, das heißt deutsch-conservative Sympathien, und es wird ihnen schwer, die Hoffnungen auf die Union und deren Schirmherrschaft über die Herzogthümer aufzugeben, während das große Publicum ein entschiedenes Mißtrauen gegen das preußische Cabinet an den Tag legt. Nur in der Stimmung gegen Dänemark herrscht Oben und Unten vollkommene Harmonie, und diese Feindschaft ist doppelt zähe, weil sie mehr noch in der Sorge für die materiellen Interessen des Landes, als im Nationalgefühl wurzelt. Die dänische Aussaugungspolitik griff zu den kleinlichsten Mitteln, und sie ging so weit, daß sie bald die Herzogthümer gezwungen hätte, deutsche Schulbücher in Kopenhagen zu kaufen; eine Pharmacopöe wenigstens, den verpfuschten Abklatsch einer veralteten Berliner Pharmacopöe, die in Kopenhagen herauskam, versuchte man wirklich den Schleswig-Holsteinern zu octroyiren, grade wie Altona seine Colonialwaaren, statt aus dem anstoßenden Hamburg, aus Kopenhagen, welches viele davon selbst von Hamburg kaufte, hätte beziehen müssen, wenn der Schmuggel dort zu hindern gewesen wäre. Um jedoch der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich das Geständniß eines intelligenten und unparteiischen Holsteiners anführen: daß nämlich der Servilismus und die Corruption der holsteinischen Bureaukratie großentheils Schuld trug an den dänischen Bedrückungen. Die hiesigen Beamten waren nicht, wie man auswärts verbreitet hat, in der Mehrzahl Dänen, wohl aber durchaus dänisch gesinnt. Sie schweifwedelten vor Allem, was von Kopenhagen kam, und der Einzige, der gegen Friedrich VI. im Interesse der Herzogthümer ein offenes Wort wagte, war

ein hier naturalisirter Norweger. Wer sollte es glauben, daß selbst unter solchem Kernvolk eine Beamtenkaste möglich war, die das Laster der „falschen deutschen Treue" am hellen Tageslicht trieb: jener Treue, die den Staat mit der Person des Staatsoberhaupts verwechselt; die statt Diener des Staats, Bediente des Fürsten erzeugt.

Erst als mit dem Erscheinen des offenen Briefes das Maß voll geworden war, verschwand vor dem lauten Unwillen des Volkes diese Clique wie Spreu vor dem Winde, und in den Herzogthümern ereigneten sich Demonstrationen, wie sie in keinem deutschen Lande erhört worden sind. Damals gingen Packete voll dänischer Orden nach Kopenhagen zurück; nicht ein Danebrog blieb in Holstein. Der hiesige Maler Munck sandte sogar den dreijährigen Betrag seines zum Aufenthalt in Rom erhaltenen Stipendiums an den König zurück, mit der Erklärung, er könne Nichts von einer Regierung annehmen, die sich „in offener Revolution gegen ihr eigenes Land und dessen verfassungsmäßige Rechte befinde." Schwerlich auch würde irgend ein deutscher Geldaristokrat seinem Fürsten die Antwort zu geben wagen, mit der Herr L. Christian VIII. bei seiner Anwesenheit in Neustadt beehrte. Der Kriegsdampfer Sr. dänischen Majestät, welche die Revolution gegen Schleswig-Holstein begonnen, lag im Hafen, zur Heimreise bereit; nicht weit davon lagen L's Schiffe, doch keine Festflagge wehte von ihren Masten. Die dänischen Offiziere kamen entrüstet an Bord der Kornschiffe und fragten, warum sie nicht flaggten? Herr L., lautete die Antwort der Capitäns, hat es uns verboten. — Dann werden wir unsere Festflaggen aufhissen lassen. — Sie sind nicht da, Herr L. hat sie in seiner Wohnung eingeschlossen. — Die Offiziere begaben sich zu Herrn L., und ersuchten ihn, die Flaggen herauszugeben. Er wies sie jedoch ab, mit den Worten: Sagen Sie Seiner Majestät, daß ich meine gesetzmäßigen Pflichten als Unterthan stets erfüllt habe. Mehr thue ich nicht. Es gibt kein Gesetz, das mir befiehlt, Huldigungen zu bringen, die mir nicht vom Herzen kommen. — Und dabei blieb es. — Die Art der dänischen Kriegführung in den zwei letzten Jahren war nicht geeignet, einer Bewegung, die mit solchen Symptomen begann, die Spitze abzubrechen. Doch davon das nächste Mal.

Zehn Jahre (1840—1850).

Geschichte der neuesten Zeit. Von Robert Prutz. 1. Bd. (548 S.) Leipzig, J. J. Weber.

Ist unsere Zeit so weit mit sich selber im Reinen, um die Rechnung abschließen zu können? — Ich denke nicht. Nach der kurzen Episode der Revolution, die über uns hingezogen ist, wie ein wüster Traum, haben wir unsere alten Bestrebungen wieder aufgenommen, ungefähr mit derselben Perspective, als vor dem

März. Wir stehen noch mitten in den Ereignissen, die damals unser Gemüth bewegten, und jeder Versuch, uns darüber zu erheben, wird illusorisch sein.

Einen historischen Rückblick auf unsere jüngste Vergangenheit kann ich mir vorläufig nur unter der Form einer Parteischrift denken. Wer in dieser Zeit nicht zu irgend einer Partei gestanden, hat kein Recht, ihre Geschichte zu schreiben, denn er hat, was die Hauptsache ist, die Empfindungen nicht mit durchgemacht, aus denen jene Ereignisse hervorgingen, und mit denen wir sie begleiteten. Wie Wallensteins Offiziere zu Questenberg, werden wir zu ihm sagen können: Ersparen Sie sichs, uns aus Zeitungsnachrichten zu erzählen, was wir schaudernd selbst erlebt.

Prutz hat sich einer solchen gesinnungslosen Neutralität nicht schuldig gemacht. Er hat in Versen und in Prosa, so lange er überhaupt schreibt, stets für die gute Sache der Freiheit gestritten. Sein Standpunkt ist der liberale, mit gemäßigt demokratischem Anstrich; ein klein wenig rechts von der Nationalzeitung. — Allein es fehlt dieser Parteifarbe die bestimmtere Nüance. Vor dem März war es schwer, zwischen Liberalen und Radicalen genau zu unterscheiden. Einmal hat sich Prutz gegen seinen bisherigen Freund Arnold Ruge des concreten Patriotismus gegen die abstracten Freiheitstendenzen angenommen; er hat ein sehr vernünftiges Princip mit sehr schlechten Gründen vertheidigt, und Ruge ist für sein schlechtes Princip mit erträglichen Witzen eingetreten. Nach dem März war Prutz Mitglied, ich glaube sogar eine Zeitlang Präsident des constitutionellen Clubs in Berlin, eines Instituts, welches sich wie fast alle der Art, einer sehr bedenklichen Halbheit erfreute, und statt die Regierung energisch zu unterstützen, eine neutrale Stellung zwischen der Regierung und den Demokraten behauptete. Mit Ausnahme dieser nicht sehr bedeutenden Thätigkeit hat Prutz zu einer unmittelbaren Theilnahme an der Politik der letzten Jahre keine Gelegenheit gehabt.

So ist es zu erklären, daß seine Schrift kein Ausdruck einer Partei geworden ist. Sie hat das offenbare Bestreben, objectiv und gerecht gegen alle Parteien zu sein: eine Unparteilichkeit, der man das Gezwungene ansieht. Prutz bemüht sich gerade bei Persönlichkeiten, deren Richtung ihm über Alles verhaßt sein muß, die guten Seiten herauszufinden, und es begegnet ihm zuweilen, daß er aus Gerechtigkeitsliebe etwas Unrechtes an ihnen lobt. Als Beispiel führe ich den gegenwärtigen König von Preußen an, der überhaupt wohl den Mittelpunkt der ganzen Darstellung bilden wird. Die Geschichte wird einmal die Bestrebungen dieses Königs würdigen, sobald die Zeit kommen wird, daß die politische Richtung, aus welcher dieselben hervorgegangen sind, keine Gefahr mehr hat. Es wird eine Zeit kommen, wo die principielle Reaction gegen den Geist des 18. Jahrhunderts im Staat und in der Kirche, eine Reaction, die wir nach einer einzelnen Seite derselben gewöhnlich als die romantische bezeichnen, als ein wesentliches Moment in dem dialektischen Proceß unserer modernen Entwicklung begriffen werden wird.

Diese Zeit ist noch nicht gekommen. Wenn wir jetzt Napoleon's welthistorische Bedeutung, auch in seinem Einfluß auf Deutschland, zu würdigen verstehn, so wäre eine solche Philosophie in den Jahren 12 und 13 geradezu Verrath gewesen. Wir werden den Geist der Reaction künftig um so vollständiger in seiner relativen Berechtigung anerkennen, je gründlicher wir ihn jetzt bekämpfen. Mit einem Epitheton ornans, wie geistvoll, genüthvoll, phantasiereich u. s. w., den Träger dieser Richtung abzufertigen, ist eine Ungerechtigkeit gegen uns und gegen ihn selber. Das Princip wird besser gewürdigt, wenn man ihm ernstlich zu Leibe geht; wobei man durchaus nicht nöthig hat, die schuldige Rücksicht gegen die Heiligkeit der Majestät aus den Augen zu setzen.

Dies bei Seite gesetzt, läßt sich an dem Buche Vieles loben. Prutz ist in all seinen Arbeiten fleißig, gründlich und gewissenhaft. Er hat nichts bei Seite gelassen, was auf seinen Gegenstand ein neues Licht werfen kann. Auch wer sich tief eingelebt hat in unser politisches Treiben, wird aus dieser Arbeit Viel lernen können.

Dies allgemein gehaltene Lob soll nur ein vorläufiges sein. Ich komme auf den Inhalt dieses Bandes — der nur anderthalb Jahre umfaßt — noch einmal zurück. Die Zeit verdient, daß man sie von verschiedenen Punkten sehr genau in Erwägung zieht. — Ich stelle das Lob hier nur darum voran, um den Tadel, den ich aussprechen muß, zu modificiren.

Der Tadel bezieht sich auf die Form. Prutz ist bereits von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß er sich nachgerade in einen Styl hineinschreibt, der nicht mehr der Literatur angehört. Sein Fleiß ist rühmlich im Sammeln des Materials, in der Ausbreitung; aber zum Zusammenpressen des Stoffes, ohne welches sich aus der Wissenschaft wie aus der Kunst jeder Ernst und jede Tiefe verliert, hat er keine Energie. Prutz muß von seinen Freunden um so mehr darauf aufmerksam gemacht werden, da sein Fehler nicht ein Fehler der Anlage, sondern ein Fehler der Methode ist. Die Breite seiner Darstellung ist eine bewußte Reaction gegen eine schlechte Richtung unserer Literatur, aber nach einer falschen Seite hin.

Bekanntlich schreiben wir Deutschen unter allen Völkern am schlechtesten. Unser Styl schmeckt nach unserer Kleinstaaterei, wie unsere Politik, wie unser geselliges Leben. Nur bei uns Flachsenfingern war es möglich, daß ein wüster Jargon, wie der Jean Paul's, als ein Muster schöner Darstellung aufgestellt werden konnte. Bei uns hat jeder Schriftsteller seinen eignen Horizont, jeder schreibt nur für Eingeweihte.

Durch die Romantiker, die philosophischen Schulen und die Jungdeutschen ist in diese babylonische Sprachverwirrung eine gewisse Methode gebracht worden. Aus der naiven Barbarei ward eine reflectirte. Um als geistreich zu gelten, mußte man sich barock geberden; um Tiefe zu zeigen, sich unklar ausdrücken.

Gegen diese falsche und nicht streng genug zu verdammende Richtung hat sich eine Reihe „populärer" Schriftsteller erhoben, unter denen Prutz vielleicht der fruchtbarste ist. Sie gehen von dem ganz richtigen Grundsatz aus, daß, was verdient gesagt zu werden, auch so gesagt werden kann, daß man es versteht. Aber sie suchen die Verständlichkeit und die Popularität auf einem unrichtigen Wege.

Es gibt eine doppelte Art der Popularität: Popularität für das Volk und Popularität für den Pöbel. Diese letztere, demagogische Popularität besteht darin, daß man sich zu der Gemeinheit herabläßt, und ihr dadurch imponirt, daß man sie noch überbietet; die Popularität eines Kleon, eines Krakehlers, einer Kreuzzeitung. Um mit Erfolg darauf auszugehen, muß man von Natur gemein sein, denn der Pöbel merkt es sehr bald heraus, wenn man sich verstellt.

Beim Volk dagegen wird man nur dadurch populär, daß man es erhebt. Dies geschieht durch Ernst und durch Energie. Ein saloppes Wesen, wo man trotz der schlechten Form eine tüchtige Natur herausfühlt, verstimmt mit Recht. Die Grenzboten haben einmal im Scherz den liberalen Ministern angerathen, wenn sie eine Deputation annehmen, sich erst rasch in einen schmutzigen Schlafrock zu werfen, und eine Pfeife in den Mund zu stecken. Prutz macht es in der That so — freilich nicht immer, und dadurch wird der unangenehme Eindruck nur noch verschärft. Man liest eine Reihe von Seiten, die aus einem ernsten, gründlichen Denken hervorgegangen sind, und dann kommt wieder eine Reihe, wo er hinplaudert, was ihm gerade in den Sinn kommt.

Möge er bei der Fortsetzung seines Werkes strenger sein gegen sich selbst. Wer durch seine Bildung und den Ernst seines Studiums befähigt ist, ein Werk zu schaffen, welches über den Augenblick hinausgeht, soll nicht bloß an den Augenblick denken. Kein Werk aber ist von Dauer, in welchem die Form dem Inhalt nicht entspricht.

Ein anderes Wort über Phrenologie.

Von Dr. Scheve.

Unter allen Naturwissenschaften gewährt wohl die Phrenologie ihres höchst interessanten Gegenstandes wegen für das Studium das größte Vergnügen; doch dieses wird ihren Vertretern mit dadurch verbittert, daß die Lehre von so Vielen als irrig bekämpft wird, die nicht einmal ihre Literatur kennen, wodurch es geschieht, daß dieselben Angriffe, die schon hundertmal gründlich abgewiesen sind, auch zum hundert und erstenmale wieder vorgebracht werden. Der Verf. des kleinen Aufsatzes gegen die Phrenologie im vorigen Hefte glaubt ohne Zweifel etwas Neues gegeben zu haben: und doch sind seine Widerlegungsgründe schon zur Ermüdung oft besprochen und als nichtig nachgewiesen.

Zwei Haupteinwürfe sind es, die der Verfasser gegen die Phrenologie geltend macht, erstens, daß diese, „auf die brutalste Weise von der Welt, das geistige Leben des Menschen in einzelne Abstractionen zerlege." (Das Wort brutal, bei diesem Einwurfe gebraucht, ist neu.) Daß überhaupt die Phrenologie den Geist „zerlegt," wird ihr der Verf. wohl nicht zum Vorwurf machen, denn das Wesen aller Wissenschaft ist ja das Zerlegen. Die Wissenschaft zerlegt, was im Leben ein Ganzes ist, in seine einzelnen Theile, oder, wie den menschlichen Geist, in seine einzelnen Kräfte. Es fragt sich also nur, wie man den Geist zerlegt. Sind z. B. der Verstand und das Gemüth zwei verschiedene Kräfte, oder ist beides nur eins und dasselbe? Manche Philosophen glauben das letztere, die Phrenologie behauptet das erstere, und zwar nicht weil sie so vermuthet (als Hypothese), sondern — und dies ist das Fundament oder die Quintessenz der ganzen Lehre — weil sie auf dem Wege der Naturforschung gefunden hat, daß beide unter sich getrennt sind. Denn oft hat ein Mensch viel Verstand und wenig Gemüth, ein andrer wenig Verstand und viel Gemüth; wodurch gleichsam mathematisch die Nichtidentität beider nachgewiesen ist. Nun bleibt freilich die Phrenologie hierbei nicht stehen, sondern sie geht im Zerlegen viel weiter, aber dieses nur darum, weil sie durch Beobachtung gefunden hat, daß die Natur selbst weiter geht. Denn wenn wir z. B. wieder in den Verstandeskräften eine so große Verschiedenheit unter den Menschen finden, was ist diese anders, als eine von der Natur gegebene Nachweisung der Trennung dieser Kräfte? Wenn z. B. ein Mensch von übrigens geringem Verstande ein Genie im Rechnen ist, oder wenn ein übrigens hochbegabter Mensch auffallend schwach im Rechnen ist, so ist durch diese Thatsache die Trennung des Zahlensinns von den übrigen Verstandeskräften bewiesen. Und dieselben Thatsachen wiederholen sich bei allen einzelnen Verstandeskräften. Der Maler, der Musiker, der Feldherr, der Dichter, der Mechaniker, der Schauspieler, der Philosoph u. s. w. werden als solche geboren. Kurz, alle die zahlreichen Fälle theilweisen Genies und theilweisen Blödsinns sind eben soviele von der Natur gegebene Nachweisungen der Trennung der menschlichen Verstandeskräfte. Man muß die Phrenologie kennen, um den Fleiß und die Wissenschaftlichkeit zu würdigen, womit eine unendlich große Zahl solcher Fälle gesammelt sind. Freilich ging die frühere Seelenforschung einen ganz andern Weg. Wie der Verf. es verlangt, ging man von einem „Begriffe" des Geistes aus: aber man kam auch nur zu Begriffen — zum abstracten Menschen. Die Charakterverschiedenheit der Individuen, die Widersprüche des menschlichen Gemüths, das theilweise Genie, der theilweise Blödsinn und Wahnsinn u. s. w., alles dieses war der früheren Seelenlehre ein stets unaufgelöstes Räthsel. Verdient es daher wohl einen Tadel, oder nicht vielmehr die höchste Anerkennung, daß die Phrenologie endlich, endlich in diese Hauptfragen der Seelenlehre durch ihre Forschungen das Licht der erklärenden Erkenntniß gebracht, mit einem Worte

die Seelenlehre aus einer bloßen Begriffswissenschaft zur Naturwissenschaft umgewandelt hat?

Der zweite Haupteinwurf des Verf. ist, daß es unmöglich sei, die Organe der Geistesvermögen im Gehirn nachzuweisen. Aber woher weiß man überhaupt, daß das Gehirn das Organ des Geistes ist? Daher hauptsächlich, weil das Gehirn von den niederen Thieren zu den höheren und zum Menschen übereinstimmend mit den geistigen Fähigkeiten an Größe zunimmt. Derselbe Schluß wird daher auch im Einzelnen gelten, wenn z. B. die Größe des vordern Gehirnlappens mit dem Maß der Verstandeskräfte in stetiger Uebereinstimmung gefunden wird. Und auch dann, wenn sich die Beobachtung noch weiter erstreckt, wenn z. B. die stetige Uebereinstimmung der Größe eines bestimmten Theils des vordern Gehirnlappens mit der Stärke eines einzelnen Verstandesvermögens nachgewiesen werden kann, auch dann wird gegen die Logik desselben Schlusses nichts einzuwenden sein. Es fragt sich also nur, ob diese Nachweisung, die eine schwierige sein mag, wirklich gegeben wird. Gegen ihre Möglichkeit streiten, wie der Verf. thut, läßt sich nicht. Jedoch die Beweise für die einzelnen Gehirnorgane sind überdies in den Fällen der Verwundung oder Verletzung und der Krankheit der einzelnen Organe gegeben, Fälle, die in sehr großer Zahl in den Werken Gall's und der Phrenologen niedergelegt sind.

Der Aufsatz enthält keine weiteren directen Angriffe auf die Phrenologie; ich könnte daher dessen Widerlegung hier für geschlossen halten, füge aber noch wenige Worte hinzu. Der Aufsatz ist viel zu allgemein und zu unbestimmt gehalten. Wer jetzt gegen die Phrenologie, die sich nun einmal faktisch einigen Boden gewonnen, ankämpfen will, der muß besser ins Zeug gehen, er darf vor Allem nicht bloß negiren. Wenn nach dem Verf. die Phrenologie nichts von den Verrichtungen des Gehirns weiß, was weiß denn er davon? Es ist ihm z. B. bekannt, wie sehr viele Gelehrte die Dreitheilung des Gehirns in die Organe der thierischen Triebe, der Gemüths- und der Verstandeskräfte — eine gute Hälfte der Phrenologie — als wohlbegründet annehmen; auch er mußte bestimmt seine Ansicht hierüber aussprechen und begründen. Das bloße Negiren ist so schwach. Der Verf. hat dies gefühlt und sucht seinem Aufsatz durch einige Nebenbemerkungen, welche die Wissenschaft nicht berühren, einiges Relief zu geben. Er nennt z. B. Struve Chef der Phrenologie. Warum das, da er wußte, daß es nicht so ist? Oder er sagt, die Phrenologie sei seit Gall's Zeiten in Vergessenheit gerathen. Nachdem Gall Deutschland verlassen, kam natürlich hier die Phrenologie in Vergessenheit, weil Niemand da war, der sie vertrat; aber in Frankreich und in England, wohin sich Gall und Spurzheim wendeten, fand die Lehre die beste und nachhaltigste Aufnahme. Oder er sagt, die Apostel der Phrenologie — womit unter Andern meine Wenigkeit gemeint ist — „wendeten sich mehr an das allgemeine Publicum, als an die Männer von wissenschaftlicher Competenz."

Dies ist unwahr. Ich wenigstens habe mich in meinen Vorträgen immer vorzugsweise an die Männer der Wissenschaft gewendet und sie ausdrücklich aufgefordert, etwaige Einwürfe gegen das Vorgetragene mir mitzutheilen. Der Verf. vergleicht ferner die Phrenologie mit der Physiognomik, wobei er die letztere weit über die erstere stellt. Allein die Physiognomik ist eine Zeichenlehre: eine so oder so geformte Nase, ein so oder so gebildeter Mund ist das Zeichen dieses oder jenes Charakterzugs. Zeichen aber können trügen, darum wird die Physiognomik schwerlich je zur Wissenschaft erhoben werden können. Die Phrenologie dagegen hat es mit der Sache selbst, mit den Organen des Gehirns zu thun. Denn der Schädelknochen und dessen Höcker kommen hier nur insofern in Betracht, als durch sie oder trotz ihnen die Gehirngestalt erkannt werden kann. Der Verf. sagt hier wieder unentschieden, er wolle darauf, daß die äußere Form des Schädels keineswegs in allen Punkten der Form des Gehirns entspreche, weniger Gewicht legen. Warum aber nicht, da doch der Punkt ein so wichtiger ist? Schließlich erlaube ich mir zu bemerken, daß nach meinem Gefühl der Verf. einen Aufsatz in dem Tone, wie der seinige geschrieben, nur mit seinem Namen hätte geben sollen.

Anm. der Red. Die Grenzboten können diesem Gegenstand keinen weitern Raum geben. Sie schließen also die Verhandlung mit der Aufforderung an das Publicum, die beiden Aufsätze mit einander zu vergleichen. Nur Eins scheint ihnen in dem letzten unbillig: daß man von dem Gegner der Phrenologie verlangt, er solle seine Ansicht über die Organik des Gehirns abgeben. Er hatte ja gerade behauptet, daß eine wissenschaftliche, systematische Beobachtung der Thätigkeit des Gehirns noch gar nicht stattgefunden habe, und daß es wenigstens höchst übereilt sei, aus der brutalen (d. h. rohen, unwissenschaftlichen) sogenannten Erfahrung ein System der Organik des Gehirns aufzustellen. — Ueber die Art und Weise, wie die Phrenologen beobachten, setzt uns leider der vorstehende Aufsatz nicht ins Klare.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Aus Pesth (30. Mai 1850).

Wenn ich ein designirter preußischer Pair wäre, möchte ich mein Stimmrecht in spe von drei Reichstagen dafür hingeben, wenn ich unsern jungen Kaiser nach der Festreise von Triest auf einige Tage in Pesth haben und ihn incognito in den Straßen der belagerten Hauptstadt Ungarns herumführen könnte. In den ersten Monaten der Occupation, als die Altäre der Rache noch von feisten Opfern rauchten, feierte das Volk sein stummes Fest der Trauer und zehrte an dem stolzen Gefühle, das jedem Unglücklichen eigen ist; nun hat die Regierung dem Schlachten ein Ende gemacht, und müh sich ab, in unserm Lande einen normalen Zustand möglich zu machen, aber das Volk

hat wieder einen Stolz bereit, den Stolz der bewußten Kraft, den Stolz des passiven Widerstandes.

Unsere Conservativen haben mit ihrem Memorandum dasselbe erreicht, was die französische Regierung mit ihrer englischen Differenz, ein momentanes Zulächeln der Menge. Gegen die östreichische Regierung ist diese Partei stark genug, um ihr die größten Schwierigkeiten zu bereiten, denn im passiven Widerstande besteht ihre Partei aus der ganzen Nation, aber ich glaube nicht, daß sie im Stande wären, eine Regierung aus ihrem Schooße zu organisiren. Denn schon in der Revolution ist ihr Phalanx durch zahlreiche Desertionen bedeutend gelichtet worden, und was ihnen die Umsturzpartei übrig ließ, wird jetzt durch Schwarzenberg und Bach decimirt.

Bei uns will Niemand von einer Reorganisation im Sinne einer östreichischen Verfassung, und wäre sie die liberalste der Erde, etwas hören; Alles blickt nach der großen Nation im Westen, die jetzt am Vorabend einer großen Metamorphose steht, und wie immer die Würfel fallen mögen, einen Krieg, so schließt man, gibt es jedenfalls, und dann — Kossuth lebt noch, und von Pesth nach Kleinasien ist gar nicht so weit für die Phantasie eines geknechteten Magyaren.

Wie fest dieser Glaube in unserm Volke wurzelt, zeigte der hiesige Aufenthalt und die Abreise der drei Kinder des großen Dictators. In den letzten Paar Wochen circulirte jeden Tag schon im Voraus die Nachricht unter der Einwohnerschaft, wo heute die „kleinen lieben Engelchen" promoniren werden, und dahin strömte die Menge, dahin rollten die glänzenden Equipagen, dahin schlenderten selbst die säbelklirrenden k. k. Offiziere; und erschienen die Heißersehnten an der Hand ihrer Großmutter oder ihrer Tante Ratkay, so erscholl ein einstimmiges „Eljen Kossuth!" und jeder kehrte beglückt nach Hause, denn er hat sie gesehen, er ist ihnen nahe gestanden, oder gar von ihnen gegrüßt worden. Auf den 26. dieses war ihre Abreise nach Kleinasien festgesetzt, und dieser Tag war ein eigentlicher Festtag für die Bewohner Budapesths. Die Quais waren förmlich belagert von einer unübersehbaren Menge; die Kinder erschienen an der Hand ihrer Tante unter starker Escorte, der Weg war von beiden Seiten mit einem vier Mann hohen Militär- und Gensd'armenspalier geschlossen, aber bald mußten die gestemmten Bajonette dem großen Andrang weichen, und die Kinder wurden förmlich beworfen mit Geschenken und herzlichen Wünschen. Unter den vielen und reichen Gaben glänzte besonders ein reicher, künstlich gearbeiteter Frauenschmuck hervor, welcher der 7jährigen kleinen Kossuth von einem hiesigen Juwelier im Namen „der Patrioten" überreicht wurde. Als die Kinder endlich das Schiff bestiegen, erdröhnte die Luft von einem donnernden „Eljen Kossuth! Eljen magyarország! Eljen a számüzetlek!" Hoch Kassuth! Hoch Ungarn! Hoch die Emigranten!) und als der Sturm sich legen wollte, schrien Mehrere aus der Menge: „Bringt Eurem großen Vater den Gruß des ungarischen Volkes, und sagt ihm, er möge bald zurückkehren, denn wir erwarten ihn mit Sehnsucht!" Diesen Worten folgte ein neuer Sturm von Eljen's, bis das Schiff aus dem Gesichtskreis verschwand. Tags darauf wurden mehrere der „Ruhestörer" eingezogen.

Ueberhaupt hat bei uns das Demonstrationmachen in neuerer Zeit wieder einen großen Aufschwung genommen; und es sollte mich wundern, wenn Herr Haynau uns nicht bald wieder nach seiner Art zur Ordnung weisen sollte. Die Männer in ihren Kossuthhüten, die Frauen in ihren nationalfarbenen und geschnürten Kleidern, beide mit

Bracelets und Brustnadeln von Kossuthkreuzern und Kossuthzwanzigern, deren Preis hier ein wahrhaft enormer geworden, machen täglich tausend und abermal tausend kleine Demonstrationönchen, die in Summa eine kolossale Demonstration ausmachen, und was das Schlimmste ist, die Raitzen, Slaven und Walachen, die sich noch vor einigen Wochen in unserer Stadt sehr breit machten, und sich in Tracht und Lebensweise an antimagyarischen, panslavistischen, ja sogar russischen Demonstrationen überboten, scheinen jetzt zum großen Theil sich bekehrt zu haben und dem Gott der Magyaren, dem sie so viele Tempel zerstörten, wieder huldigen zu wollen. So sieht man manchen panslavistischen oder woiwedinischen Dandy, der noch vor wenigen Wochen mit seiner Wurstmütze und der slavischen Cocarde einherstolzirte, jetzt mit derselben Coquetterie seinen radicalen Atilla und seinen noch radicalern Kossuthhut zur Schau tragen. Der ungarische Rakoczi, der Kossuth- und Klapkamarsch, die bis jetzt an allen öffentlichen Orten mit kroatischen, raitzischen, walachorumänischen und selbst ruthenischen Musikweisen concurriren mußten, haben sich jetzt wieder ihre alte Suprematie errungen, und wenn ein gegenwärtiger Offizier sein „Gott erhalte" ausoctroyirt, so braucht sich dieser nur zu entfernen, und alle Anwesenden rufen wie aus einer Kehle „Rakoczi!"

Selbst die Kaffeehäuser, diese Sprechsäle des souveränen Volkes, zeigen jetzt eine ganz andere Physiognomie, als vor noch wenigen Wochen; die Tische sind hier nicht mehr nach Nationalitäten getheilt, und die Zeitungsorgane verschiedener Sprachen liegen wieder in der friedlichsten Nachlässigkeit durcheinander geworfen; der junge Slave verschmäht es nicht mehr, mit dem jungen Magyaren eine Partie Kegel zu versuchen, und ich habe erst vor einigen Tagen von einem bekannten Panslavisten die Aeußerung gehört: „Es ist wahr, Ihr habt uns unterdrücken wollen in Hinsicht der Nationalität, aber wir haben Euch zu hart gestraft, und dies wird uns jetzt wieder vergolten, denn die magyarische Partei war die Partei der Freiheit, und wir haben dem Gott der Knechtschaft gedient" u. s. w.

Aber nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande zeigt sich diese Umwandlung bei allen Schichten des Volkes, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn die Regierung bei der jetzigen Volkszählung nicht wenigstens 8 Millionen Magyaren zu Stande bringt. —

Einen großen Theil zu dieser Ausgleichung der Nationalitäten hat gewiß die Gensdarmerie beigetragen, welche bei allen Stämmen unseres Vaterlandes die größten Antipathien erregt.

Der Zustand unseres Vaterlandes hat nach der Katastrophe von Vilagos eine strenge Polizei nöthig gemacht, denn die zerstreuten Honvedabtheilungen, die an Raub und Plünderung gewöhnten Walachen- und Raitzenhorden hätten das unglückliche Land zur völligen Auflösung gebracht, oder einen eigenen kleinen Krieg erfordert, wenn sie durch das Militär bekriegt werden sollten; allein in einem Lande, wo das Volk so wenig mit dem Wesen der Polizei überhaupt bekannt ist, hatte die Regierung ganz andere Maßregeln treffen müssen, um dieses nöthige Institut für das Land wahrhaft nützlich und bei den friedlichen Einwohnern mehr beliebt zu machen. Die ungarische Gensdarmerie besteht aber meist aus dem verworfensten, rohesten und raubsüchtigsten Gesindel der ganzen großen Monarchie, und nur ein sehr kleiner Theil derselben aus gedienten, mit der Disciplin und dem Beruf eines Wächters des Eigenthums und der Ruhe vertrauten alten Soldaten. Die Folgen dieses Uebelstandes sind Schlägereien und blutige Feind-

seligkeiten zwischen den Einwohnern und der Sicherheitspolizei. So geriethen dieser Tage zwei Gensdarmen mit einem Fleischer in einem Wirthshause in Zank, und als der athletische Ochsenbändiger die zwei bewaffneten Männer zu Boden schleuderte, riefen diese mehrere Cameraden von der Straße herein und der Fleischer fiel endlich von mehreren Bajonettstichen getroffen todt nieder. Gestern wurde hier ein berüchtigter Brave gehenkt, welcher der kaiserlichen Polizei bereits drei Mann getödtet hat, und zwar nicht beim Ergriffenwerden auf einer communistischen Praxis, sondern im Wirthshause beim Streit über ein „Eljen Kossuth!“ und dies geschah in der Stadt, wo Haynau als unumschränkter Herr gebietet.

Dieser Tage fuhr ich auf einem Dampfschiff, und da hatte ich auch Gelegenheit, mich von der Charakterfestigkeit unserer Gensdarmen zu überzeugen. Eine Dame von hohem Adel trug ein Bracelet aus Kossuthsechsern; ein Gensdarm nahete sich ihr mit wüthender Gebärde und forderte sie in den gemeinsten Ausdrücken auf, diesen „anstößigen und rebellischen“ Schmuck sogleich zu entfernen; mehrere Herren eilten sogleich herbei, der Bedrängten beizustehen und suchten den uniformirten Grobian zu überzeugen, daß in Pesth tausend Damen solchen Schmuck vor den Augen des Obercommandanten tragen, und daß kein Befehl gegen dergleichen Luxusartikel ergangen sei, aber der Gensdarm wurde immer heftiger, und als er endlich sah, daß er auf dem Schiffe, wo Alles sich gegen ihn vereinigt hatte, nicht viel ausmachen würde, entfernte er sich mit der ihn sehr charakterisirenden Bemerkung: „Der Plunder ist so nicht viel werth; wäre er von Gold gewesen, so hätte mir ihn kein Teufel streitig gemacht.“ Und diese sind bei uns die Wächter des Eigenthums.

Literarisches.

Gnomen. Drei Bücher poetischer Sprüche aus dem Leben und der Schule, von Ludwig Pape (Harburg, Danckwerts). — Das Büchlein ist Friedrich Rückert und Justinus Kerner gewidmet. Spruchweisheit ist ein altes deutsches Erbtheil, wir haben es zu allen Zeiten mit Liebe gehegt, und die Schätze unseres Gemüths und selbst unserer Phantasie an diesem kleinen, zierlichen Schnitzwerk erschöpft. Durch Göthe ist das Epigramm in feineren Formen unserer modernen Literatur wiedergegeben. Ich muß doch gestehen, daß sich die Weisheit am Ende erschöpft. Wenn das Epigramm eine satyrische Bestimmung hat, gegen bestimmte Personen und Zustände gerichtet, so wird es immer wenigstens eine gewisse Abwechselung finden, obgleich auch in der Satyre eine gewisse behagliche Breite in der Form nothwendig ist, wenn sie uns nicht ermüden soll. Wenn sich aber das Epigramm ganz an allgemeine Wahrheiten hält, so ist es in Gefahr, sich einander in Trivialitäten oder in unverständlichen Mysticismus zu verlieren. Beides ist dem Verfasser hin und wieder begegnet, obgleich noch eine ganze Zahl artiger und sinnvoller Reime übrig bleibt, wie z. B. folgende:

Auf festem Grunde hat Kopernikus gebaut,
Weil tausende vor ihm zum Himmel aufgeschaut.
Laßt nur zuvor den Schein die Augen treulich sehen,
So kommt auch wohl der Geist, und lehrt den Schein verstehen. —

Wißt Vieles, aber wißt es nicht zu jeder Stunde,
Sonst macht die Erd' umsonst durch Tag und Nacht die Runde.
Wen labt das Abendlied: es ruht die ganze Welt!
Wenn er des Negers denkt auf schwülem Zuckerfeld?

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Die preußischen Hochtories.

Das Ereigniß der Woche ist das neue preußische Preßgesetz. Diese Improvisation des preußischen Ministeriums ist schlimmer, als die des sächsischen, denn sie ist praktischer, ausführbarer, und kann ein übles Beispiel werden. Gegen die Verfassungsmäßigkeit der Maßregel ist nichts Erhebliches einzuwenden, oder vielmehr, man kann nicht wissen, ob etwas dagegen einzuwenden sein wird, denn die preußische Verfassung erfreut sich so vieler widersprechender Bestimmungen, daß die herrschende Partei sehr ungeschickt sein müßte, wenn sie nicht die eine oder die andere für sich anführen könnte. Wir enthalten uns also einer Opposition, die im Augenblick zu nichts führen könnte, und nehmen das neue Geschenk der Regierung vorläufig als ein Uebel hin, dem wir nicht entgehen können. Seitdem die Reaction über das Attentat und dessen moralischen Zusammenhang mit der Demokratie in die Posaune stieß, konnten wir uns ungefähr denken, was kommen würde. Jetzt, da der Zweck erreicht ist, legt man auf die Motivirung desselben kein großes Gewicht mehr.

Allein das Preßgesetz hat zu einem Curiosum Veranlassung gegeben, welches zwar an sich ohne Bedeutung ist, an das sich aber eine allgemeine Betrachtung knüpfen läßt. Dasjenige Blatt, welches damals am lautesten in die Posaune gestoßen und einen neuen Kreuzzug gegen die liberale Presse gepredigt hatte, fängt jetzt schon an, über die Bureaukratie und den Geheimraths-Liberalismus laut zu murren. Freilich entspringt dieses Murren vor der Hand aus ganz speciellen, journalistischen Gründen, die mit dem Princip nichts zu thun haben, und es ist vorauszusehen, daß vorläufig, da die Fluth der Reaction im Steigen ist, die beiden Schattirungen der Reaction sich noch mehr nähern werden. Aber es ist die erste Andeutung, daß die Vollblut-Reaction gegen die Partei des gemäßigten Rückschritts, die sie bisher nur ihrer zu liberalen Sympathie wegen bekämpft, einmal auch im Namen der Freiheit und Gleichheit zu Felde ziehen könnte.

Um dies zu begreifen, werfen wir einen Blick auf die Elemente, aus denen unsere äußerste Rechte zusammengesetzt ist. Ein solcher Blick überzeugt uns bald, daß die Verbindung zwischen den beiden Fractionen, welche heutzutage die conservative Partei ausmachen, eine bloß äußerliche ist, und daß sie leicht in Feindschaft übergehen kann, sobald nur einigermaßen die Furcht vor dem gemeinsamen Feinde überwunden sein wird.

Die aristokratische Partei gab das erste Lebenszeichen von sich zur Zeit der Stein-Hartenberg'schen Gesetzgebung. Es war eine heftige Opposition gegen die Verwaltung, deren Eingriffe in die ständischen Rechte und selbst in die Eigenthums-Verhältnisse den großen Grundbesitz aufs heftigste erbittern mußten. Diese Bestrebungen der Staatsverwaltung ließen zwar an Ausdauer nach, als die gemeinsame Furcht vor den Demagogen die bisherigen Gegner zusammenführte, aber sie bestehen fort und treten jedesmal wieder hervor, sobald diese Furcht einen Augenblick nachläßt, denn sie sind im Wesen des preußischen Staats begründet. Die Verwaltung, die ein selbstständiges, auf den Universitäten und an den großen Staatsverhältnissen geschultes Leben behauptet, ist der natürliche Gegner der eigentlichen Aristokratie, der jede Einmischung des Staats unbequem sein muß. Der Eintritt der Aristokratie in die Verwaltung ist verhältnißmäßig selten, weil der große Grundbesitzer sich nicht gerne abhängig macht, und nicht gerne übertrieben viel studirt; so kommt noch ein zweiter Grund der Abneigung zu jenem ersten: das Bürgerthum und der kleine Adel, woraus die Mehrzahl der Beamten zusammengesetzt ist, verfallen zugleich in Geringschätzung, indem sie lästig werden. — So sehr also der Adel, theils aus alten Traditionen, theils aus Abneigung vor den Fortschritten des dritten Standes seinen Royalismus zur Schau tragen mag, so wird er doch die Aeußerungen der Regierung stets mit Mißtrauen begleiten, und wenn ihn nicht die Scheu vor Neuerungen zurückhält, so kann ihm eine Form der Staatsverfassung, die es ihm vergönnt, sich unabhängig von der Regierung und zum Theil im Gegensatz zu derselben zu constituiren, nur erwünscht sein. In der preußischen Verfassung vom Februar d. J. ist ihm diese Gelegenheit geboten; die erste Kammer ist ganz, die zweite zu einem großen Theil in seinen Händen. Nun wird er zwar der Regierung überall zur Seite stehen, wo es eine Abwehr gegen die Demokratie gilt; aber bei jeder Maßregel, die in seine eigenen Rechte eingreift — und die Nothwendigkeit der Dinge wird solche Maßregeln nach sich ziehn, wie es schon im vorigen Jahr geschehen ist — wird er gegen die Regierung Opposition machen, und in der Consequenz dieser Opposition sich als Vertreter der parlamentarischen Freiheit gegen die Uebergriffe des bureaukratischen Absolutismus geriren. — Er wird ferner bald sein specifisches Preußenthum, bald seine deutsche Gesinnung herauskehren, je nachdem die Regierung nach der einen oder der andern Seite hin dem Liberalismus Concessionen macht, und er wird stets geneigter sein — so lange nicht das seinem Stande eigenthümliche militärische Ehrgefühl geweckt wird, denn zu einem wirklichen Verrath in der Stunde der Gefahr halte ich auch die wildesten Fanatiker in der Adelspartei für unfähig — mit seinen Standesgenossen in Wien Hand in Hand zu gehen, als mit der neuerungssüchtigen Bureaucratie seines eignen Staats.

Das zweite Moment der äußersten Rechten ist die kirchliche Partei. Die katholische Kirche hat nicht nur ihren Mittelpunkt außerhalb des Staats, sie ist

ihrer Natur nach gegen den preußischen Staat gerichtet. Sobald der Staat nur irgend in die Lage kommt, der augenblicklichen äußern Noth überhoben zu sein, wird er seinen Einfluß gegen die katholische Kirche anwenden, deren Macht, ja deren Existenz seinem Wesen widerspricht. Die Kirche weiß das sehr wohl, und wird unter Umständen, wie sie es zu allen Zeiten und in allen Ländern gethan hat, die blutrothe Demokratie gegen den Staat aufbieten. Sie wird niemals aufrichtig auf Seiten der constitutionellen Partei stehn, denn die Oeffentlichkeit, die von der parlamentarischen Regierung unzertrennlich ist, droht ihr größere Gefahr, als die Herrschsucht der Verwaltung: aber sie wird, je nach der Sachlage, die eine gegen die andere benutzen: um so leichter, da sie die schöne Phrase „Freiheit" in der närrischen Zusammensetzung „Freiheit der Kirche" ihren demokratischen Freunden als Köder hinhalten kann.

In einer eigenen Lage befindet sich die protestantisch-kirchliche Partei. Im Protestantismus kreuzen sich, abgesehen von seinem theologischen Inhalt, auf den es hier weniger ankommt, zwei verschiedene Richtungen: die Neigung, sich mit dem Staat zu identificiren, im Landesherrn auch das kirchliche Oberhaupt anzuerkennen, und die Neigung zur Autonomie der Gemeinden, oder eigentlich zur Decentralisation. Gegen die lichtfreundlichen Unruhen wird die Staatskirche aufgeboten, gegen die rationalistische Verwaltung die Freiheit der Kirche. Man hat beides auf die Weise zu combiniren versucht, daß man der lediglich auf den Staat basirten evangelischen Kirche eine vom Staat unabhängige Organisation geben wollte. Die Synoden sind gescheitert, und werden stets scheitern, sobald sie sich nicht zu einer vom Staat abhängigen Function herabsetzen lassen wollen. Damit würden sie aber ihren Zweck aufgeben. — Die Vorkämpfer der Kirche können also den Verdruß nicht verhehlen, daß dieselbe nicht auf einen festeren Fels gegründet ist, als der Staat, mit andern Worten, daß sie nicht katholisch sind; sie kommen auch wohl von Zeit zu Zeit auf den Gedanken, ob es nicht thunlich sei, die beiden Kirchen, die jetzt schon in dem gemeinsamen Kampf gegen die Aufklärung und deren Consequenzen sich genähert haben, wiederum zu verschmelzen, und sie begrüßen mit großer Freude einzelne Erscheinungen, in denen etwas Aehnliches angestrebt wird, z. B. das Auftreten der Irvingianer in England; aber einerseits ist der protestantische Geist, den sie nicht verleugnen können, denn doch zu stark, als daß dergleichen Tendenzen über eine augenblickliche Coquetterie hinausreichen könnten, andererseits sind die vornehmsten Träger der Richtung — einzelne Generale, Geheimeräthe, Professoren, Grafen und Barone, die eigentlich die christliche Gesinnung wie ein Prärogativ ihres Standes der vulgären Aufklärung gegenüber betrachten, zu sehr an das Königthum gebunden, zu treu den Traditionen ihrer Ahnen, als daß sie sich in ihrer Nachgiebigkeit zu weit nach Rom verirren sollten.

Die beiden Richtungen haben sich schon zur Zeit der Demagogenriecherei mit

der specifisch conservativen Partei, mit den Fanatikern der Ruhe um jeden Preis verbunden, um gemeinsam gegen den Jacobinismus zu reagiren; die neueste Revolution und die Bildung der conservativen Partei in Paris hat sie darin bestärkt. Aber sie haben in diese conservative Partei ein eigenthümliches Moment hineingetragen, das nach Unabhängigkeit strebt, das Moment der Doctrin. Sie wollen von einer Idee ausgehen, nicht von einem augenblicklichen Bedürfniß; sie wollen nicht bloß conserviren, sondern organisiren.

Die Doctrin hat die schwierige Aufgabe, widersprechende Momente zu versöhnen. Wie sie das anfängt, lehrt am Besten ein Beispiel: ihr religiöses Compromiß. Sie lassen jede Religion gelten, welche eine historische, legitime Form hat, ohne auf ihren Inhalt Rücksicht zu nehmen; jede Religion, welche sich auf Autorität gründet, und verwerfen jede religiöse Ansicht, die sich der Autorität entziehen will und nach einer loseren Form strebt. Sie machen nicht nur die Apologeten der römischen Kirche, der Hochkirche, der Puritaner, der Altlutheraner, der Mennoniten u. s. w., sondern auch die Apologeten des specifischen Judenthums. Allerdings wollen sie die Juden ins Ghetto werfen, sie gelegentlich anspeien und mit Füßen treten, wie Antonio den Shylock; aber sie wollen auch alle Mittel des Staats aufbieten, um diesen legitimen Juden das Recht zu verschaffen, ihre eigenen Ketzer anzuspeien und mit Füßen zu treten, wie der Sanhedrin von Amsterdam den Ketzer Uriel Akosta.

Ich darf wohl kaum daran erinnern, daß diese Doctrin einer alten literarischen Richtung angehört, der Reaction gegen den Geist der Aufklärung, der Alles nivelliren und uniformiren wollte, und dem zum Trotz man alles Besondere und Irrationelle in Spiritus aufbewahrte. Sehr aufgeklärte Männer, wie Lessing (im Nathan), Herder, Jacobi, Schleiermacher, gehörten dieser Richtung an, obgleich ihre Humanität und Bildung zu groß war, um die absurden Consequenzen zu ziehen, welche die spätern Romantiker mit großem Behagen ausgebeutet haben, wie z. B. noch neuerdings Hr. v. Florencourt, der ganz ernsthaft versicherte, er hätte mit den Mexikanern und ihren historischen, legitimen Menschenopfern sympathisiren und sich daran erbauen können, aber nicht mit den formlosen, unhistorischen Lichtfreunden.

Aehnlich verfährt die Doctrin mit dem Unterschied der Stände. Sie will, wenigstens in ihren besseren Organen, keineswegs die übrigen Stände zu Gunsten des Adels und der Geistlichkeit ausrotten, nicht einmal sie zu Sklaven machen; im Gegentheil, sie will sie erst in ihr altes historischen Recht wieder einsetzen. Sie will den Pariser Frack abschaffen, und dem Adel seinen spanischen Mantel, dem in Zünften eingepferchten Handwerker seine Aufzüge, dem Professor und Richter seinen Talar, dem Bauer seine Jacke wieder octroyiren. Bunt soll es sein im Staatsleben, wie in der Natur.

In einem Punkt nur ist sie in einem gefährlichen Widerspruch mit sich selbst.

Auf der einen Seite verwirft sie mit großer Verachtung die Theorie von der Entstehung der Staaten durch Vertrag, sie beruft sich auf die Autorität, d. h. auf die Gewalt, wenn sie dieselbe auch von der Gnade Gottes ableitet. Haller hat nachgewiesen, daß kein Staat auf einem Vertrag, sondern alle auf Usurpation basiren. Stahl hat in Erfurt den Liberalen die Autorität vorgehalten, und jede Art des Vertrags von sich gewiesen. — Andererseits wollen sie der „Autorität" auf keine Weise zugestehn, „wohlerworbene Rechte" anders abzuschaffen, als durch einen Vertrag. Sie sind also in diesem Punkt entschiedene Gegner des politischen Absolutismus.

Es kommt nicht darauf an, auf den Inhalt der Doctrin näher einzugehen. Genug, sie ist da. Sie hat unter dem vorigen König in dem Berliner politischen Wochenblatt gegen den rationalistischen Staat Opposition gemacht, sie hat in Schlegel, Haller, Jarcke, Philipps, Adam Müller, Görres u. s. w., so sehr diese im Einzelnen von einander abweichen, ihre Geschichtschreiber gefunden, sie hat auch ihre Philosophen. Sie hat sich in den letzten Jahren in der Presse und in den Parlamenten, wie früher auf den Kathedern und Kanzeln, sehr thätige Organe zu verschaffen gewußt; sie rühmt mit einer gewissen Selbstgefälligkeit ihre Partei als eine junge, muthige, lebensfrische. Und in der That, wenigstens Talent und Energie ist Männern wie Stahl, Gerlach, Bismark-Schönhausen, Huber, Leo u. s. w. nicht abzusprechen.

Es sind umgekehrte Idealisten, aber es sind Idealisten. Sie wollen ihre Principien nicht nur zur Geltung bringen, sie wollen ihnen auch einen Ausdruck geben. Sie haben vom Apfel der Erkenntniß gekostet, sie werden die Rednerbühne nicht mehr schließen wollen, trotz ihres Princips. Sie buhlen um Popularität, trotz ihrer Verachtung des Volks; sie sind unverdrossen mit der Feder, trotz der geringen Meinung, die sie von den Literaten hegen.

Schon aus diesem Grunde könnte es wohl einmal kommen, daß die ultraroyalistische Partei, die mit ihrem Lärm und ihren Herausforderungen der eigentlich ministeriellen, conservativen sehr zuwider sein muß, im Ernst für die Freiheit der Presse und der Parlamente eintritt. Vorläufig ist es nur ein Einfall.

Herr Stahl wird lieber vor der Nation, als vor seinen Studenten sein Rednertalent in Anwendung bringen wollen. Die großen Grundbesitzer werden lieber im Oberhaus, als in den Bureaus, wo sie doch immer abhängig sind, ihren Einfluß auf den Staat ausüben. Sie werden, wenn sie Talent haben, lieber in der Eigenschaft parlamentarischer Capacitäten, als auf dem langweiligen Wege der Examina und der Ancienmität nach dem Portefeuille streben.

Es kommt noch dazu, daß die Partei als solche nicht daran denkt, die Regierung in die Hände zu nehmen. Sie kann als äußerste Rechte die Regierung viel energischer drängen und treiben; und sie weiß sehr wohl, daß sie an der Spitze der Geschäfte von der Strenge ihres Princips abgehn, daß sie bedingte

Politik machen müßte. Dadurch würde sie sich compromittiren, wie alle extremen Parteien. Was der Communist de Flotte in Paris sehr zum Aerger seiner Meinungsgenossen mit naiver Offenheit ausgesprochen hat, gilt auch von der rothen Reaction. Es ist viel bequemer und vornehmer, die Minister als seine Werkzeuge zu behandeln, als selber ins Geschirr zu gehen. Es könnte aber kommen, daß die Regierung selbst einmal dieser Stellung überdrüssig würde, und gegen die Ultra's der Rechten die Offensive ergriffe, wie sie es gegen die Liberalen gethan. Dann werden wir das angenehme Schauspiel erleben, Herrn v. Gerlach für die Freiheit auftreten zu sehen, wie seine Partei es bereits für die Freiheit der Kirche gethan hat. Und es wird uns das viel Vergnügen machen.

Die Bewegung in Baden

von Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Juni 1849. Von J. B. Bekk, damal. Vorstand des großh. bad. Ministeriums des Innern. Zweite unveränderte Auflage. Mannheim, Bassermann, 1850.

Wenn die Franzosen Revolution machen, so brauchen sie es nur einmal zu thun, weil Paris Frankreich ist und eine in der Hauptstadt siegreiche Bewegung alsbald auch in den Provinzen zur Anerkennung und Herrschaft gelangt. Wir Deutsche müssen uns die Sache sauer werden lassen; wir müssen 38 Revolutionen und Revolutiönchen machen, ehe wir etwas durchsetzen, und am Ende ists denn doch nichts Ganzes, sondern nur eine dreißigfach getheilte und nüancirte, einheit- und planlose, und folglich auch schwache Freiheit. Jedes Land und Ländchen, ja beinahe jede größere Stadt macht die Bewegung auf ihre Hand nach ihrer Facon, und jede bildet sich ein, die andern Theile des großen, vielzersplitterten Vaterlandes müßten sich nach ihr richten. Ist aber auch einmal ein gemeinsamer Mittelpunkt gewonnen, wie im Jahr 1848, so vermag er doch nicht lange die Bewegung an sich zu fesseln und zu beherrschen, weil die vielen Gegensätze der politischen Bildung, der Stammes- und Staateninteressen sie sogleich wieder theilen und ablenken, hier in Ueberstürzung sie fortreißend, dort in Beschränktheit und Einseitigkeit sie fesselnd. Daher möchte auch eine Geschichte der deutschen Revolution im Ganzen und Allgemeinen, wie die Franzosen deren bereits mehrere von der ihrigen besitzen, eine der schwierigsten Aufgaben sein; wir müssen uns bescheiden, vor der Hand Geschichten der einzelnen Bewegungen in den verschiedenen deutschen Staaten zu erhalten, vielleicht, daß später einmal ein Geschichtschreiber sich findet, der die zerstreuten Stücke zu einem Ganzen zusammenfaßt und ordnet.

Unter den Bewegungen, von denen wir solche selbstständige Beschreibungen besitzen, nimmt die badische eine der wichtigsten Stellen ein. Baden als Grenzland gegen Frankreich und die Schweiz hin mußte am stärksten den Gegensatz der dortigen Ereignisse empfinden, mußte den lebhaftesten Anreiz und die leichteste

Gelegenheit darbieten zur Verwirklichung der Ideen, die als Theorien längst schon aus jenen beiden Ländern eingewandert waren, jetzt aber im verlockenden Glanze praktischer Experimente, vollendeter Thatsachen von dort herüberschimmerten. Desgleichen gewährte die Nähe der Schweiz und Frankreichs jeder ausbrechenden Bewegung eine stets bereite Unterstützung in den Zuzügen von jenseits der Grenze, jeder mißglückenden leichte und sichere Rückzugspunkte nebst der Möglichkeit, zur passenden Stunde aufs Neue das alte Spiel zu versuchen. Rechnet man dazu endlich noch die größere Erregtheit des badischen Charakters — eine Folge des im Ganzen wohlhäbigen Lebens und der ziemlich allgemeinen Bildung der Bevölkerung — und die fast dreißigjährige Uebung eines constitutionellen Lebens, welches eben so sehr von oben auf jede Weise, zum Theil mit den schlechtesten Mitteln, verkümmert, als von Seiten der parlamentarischen Parteiführer zum idealsten Schwunge gesteigert worden war, — so begreift man, wie die Bewegung gerade dort die Intensität und den gewaltsamen Charakter annehmen mußte, den sie in den wiederholten Schilderhebungen Hecker's und Struve's und in der endlichen Republikanisirung des ganzen Ländchens im Mai vor. J. erreichte. Man begreift es, auch ohne noch andere, nicht minder vorhandene Momente der Fermentation in Anrechnung zu bringen — die Verderbniß gewisser hoher und höchster Kreise, die den moralischen Sinn des Volkes tief verletzt hatten (man denke nur an die famose Haber'sche Geschichte und an die mysteriösen Fäden, welche die geschäftige Sage zwischen des unglücklichen Hansers Schicksal und dem Karlsruher Fürstenschloß gewoben hatte), — den brüsken Ton, durch den ein Theil des badischen Offiziercorps sich auszeichnete, die Corruption und den Schreibstubendespotismus, der unter den reactionären Regierungssystemen eines Böckh, Blittersdorff u. A. in der Beamtenwelt um sich gegriffen hatte. Gewiß waren auch diese letztern Ursachen einer tiefen Unzufriedenheit und Demoralisation des Volks nicht in geringem Maße von Einfluß auf die Ausschweifungen des Freiheitsgeistes in Baden, wenn auch Bekk hierüber schweigt, jedenfalls aus Rücksichten, die der gewesene Minister dem Geschichtschreiber auferlegte. Allgemeinere Ursachen, namentlich für die Meuterei im Heere, welche Bekk anführt (z. B. die plötzliche Vermehrung des Heeres auf 2% und der Wegfall des Einstellungssystems, welches beides die Armee mit jungen Exaltirten, besonders auch der gebildeten Stände, angefüllt, den Stamm der alten gedienten Leute aber vermindert habe), erklären diese fast beispiellose Erscheinung nicht genugsam, weil sie, eben als allgemeine, beinahe alle deutsche Länder treffen würde, und also immer nicht erklären warum bei den gleichen Ursachen nur in Baden die Wirkung eine so ganz abnorme gewesen sei. Hier liegt die Vermuthung fast auf der Hand, daß der Geist der Führer und ihr Verhältniß zu ihren Untergebenen, wenigstens zum großen Theil, nicht von der Art gewesen sei, um gleichzeitig Vertrauen und Autorität bei den letzteren hervorzurufen, die beiden nothwendigen und, in ihrer Verbindung mit einander, allein sichern

Stützen einer nachhaltigen Disciplin im Heere. Diese Vermuthung wird auch durch ein anderes Schriftchen und derselben Geschichtsperiode Badens: „die Militärmeuterei in Baden, von einem badischen Offizier," nicht entkräftet, obgleich diese Absicht demselben theilweise zu Grunde zu liegen scheint.

Abgesehen von dieser Lücke, ist das Bekk'sche Buch höchst interessant durch die unbefangene, parteilose und klare Schilderung des ganzen Verlaufs der Entwicklung jener demokratischen Bewegung, die sich zuletzt zum offnen Aufruhr und Bürgerkrieg steigerte, so wie der vielen wohlgemeinten und umsichtigen, dennoch erfolglosen Bestrebungen der Verwaltung und Gesetzgebung, durch Befriedigung der begründeten Volkswünsche, den vernünftigen Elementen der Bewegung gerecht zu werden und dadurch die unvernünftigen niederzuhalten. Man muß dem Ministerium Bekk die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es in dieser Richtung das Mögliche gethan und, ohne Schwäche, aber mit Hingebung, in zeitgemäßen Reformen so rasch und entschieden vorgegangen ist, wie nur wenige andere deutsche Regierungen. — Was aber dem Bekk'schen Buche einen ganz besondern Werth verleiht und für seinen Verfasser im höchsten Grade einnehmen muß, ist dies, daß er, der das wüste Treiben einer sich selber überstürzenden Freiheitsbewegung in seiner ganzen Trostlosigkeit kennen gelernt, der darunter persönlich gelitten hat, der seine besten Absichten, ihr das rechte Maß anzuweisen, vereitelt und von beiden Seiten, von der einen als Schwäche, von der andern als reactionäre Beschränktheit angefeindet und geschmäht sehen mußte, daß dieser Mann, der ohnehin seinem Lebensalter und seiner frühern politischen Stellung nach zu einer mehr strengen als ängstlichen Beurtheilung politischer Zustände prädisponirt schien, dennoch mit einer wahrhaft bewundernswerthen Unbefangenheit, Selbstverleugnung und echt staatsmännischen Weise des Blicks das Nothwendige und Gesunde jener Freiheitsbewegung von dem hinzugekommenen Krankhaften überall zu sondern, Letzteres auszuscheiden, Ersteres aber gegen die Verdächtigungen und Angriffe einer, in blinder Angst und Leidenschaft nunmehr jeden Fortschritt verdummenden Partei nachdrücklich in Schutz zu nehmen weiß. Wir wüßten unseren Staatsmännern und allen Jenen, denen es ernstlich darum zu thun ist, sich ein unbefangenes Urtheil mitten in dem wilden Gegeneinanderstürmen der politischen Extreme zu bewahren oder zu verschaffen, keine bessere und fruchbarere Lectüre zu empfehlen, als die ersten Capitel des Bekk'schen Buches, welche des Verf. „politische Ansichten" enthalten.

— a —

Oestreichische Finanzen.

Aus Wien.

Einer der Bankdirectoren ist mit Tode abgegangen, der Freiherr von Schleißnigg, einer der Männer, welche die Mitschuld belastet, daß der Aufwand von 2 bis 300 Millionen den Vermögensstand eines ganzen Staates, wie Oestreich, in seinen festen Stützen zerrüttet und unterwühlt; einer der Männer, welche, um einige Procente für ihre Bankactien zu gewinnen, das Capital der Nation angriffen.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß das Gebahren der Bankdirection, ihre Willfährigkeit und Servilität gegen die Finanzverwaltung, die Geldverhältnisse der Monarchie corrumpirten; man muß es wiederholen, da nur die Regelung der Bank, ihre Abtrennung von den Staatsfinanzen und eine öffentliche Controle ihrer Verwaltung das Uebel heben können. Der Minister Krauß, der an den Bankdirectoren stets bereitwillige Knechte fand, selbst zu den verderblichsten finanziellen Maßnahmen, legte in den Mund Sr. Majestät des Kaisers eine Belobung derselben, und für den Ruin des Landes wurde ein Mann wie Schleißnigg mit kaiserlichem Wohlwollen beehrt!

Baron Schleißnigg stand während seines Lebens nichts weniger als in gutem Rufe bei der Geschäftswelt; mit einem großen Reichthum verband er den knickerigsten Geldgeiz, der es nicht scheute, auch etwas unsaubere Mittel zur Erlangung eines Gewinnes zu gebrauchen. Als die Märzrevolution ausbrach und die Katzenmusiken in die Mode kamen, entging er und sein Bruder diesem Spectakel nicht, da sie allgemein gehaßt wurden; Letzterer bedrückte die Einwohner seiner Häuser derart, daß er wenige Freunde darunter fand, die ihn beschützt hätten. Aus Furcht, daß sein Besitzthum beschädigt oder demolirt werden könnte, verkaufte er es schnell, da kein Käufer gegen baar zu finden war, für eine jährliche Leibrente, starb aber schon im ersten Jahre.

Der jetzt Gestorbene benutzte seine Stellung als Bankdirector, indem er das Silber Wageuweise aus der Bank holen ließ, und Kundige behaupten, daß er auf diese Weise über eine Million Gulden geprägter Münze aus den Bankkellern nahm, die er dann wieder gegen Agio an den Geldmarkt brachte. Minister Krauß aber zahlte für Herbeischaffung von Silber, um es in die Bank zu hinterlegen, an 3 Mill. Agio!

Baron Schleißnigg, der Sohn eines Mannes, welcher in naher Beziehung zum Kaiser Franz stand, und sich dadurch ein großes Vermögen, Titel und Orden erwarb, wurde vom Schlage gerührt, als er eben Ducaten zählte und abwog; seine Hinterlassenschaft soll an 6 Millionen Gulden betragen. Die Heldenthaten, wodurch er diese Lorbeeren erwarb, sind in der chronique scandaleuse der Wiener Börse und der Bankdirection verzeichnet.

Nicht etwa um eine Rancune auszuführen, nicht um eine Persönlichkeit in die Oeffentlichkeit zu bringen, schrieben wir die vorstehende Notiz, sondern um darzustellen, in welche Hände das Geschick des Nationalvermögens gelegt war und zum Theil noch gelegt ist. Das verrottete Metternich'sche Polizeiregiment begünstigte das Emporkriechen der anrüchigsten Leute, denen Staat und Volk zur Ausbeute preisgegeben blieb; das jetzige Finanzministerium hat nicht den Muth, das ererbte Uebel radical zu heilen, da es sich sogar in seinen Militärprojecten darauf stützte. In solcher Weise wurde Baron Krauß ein unfreiwilliger Complice des Baron Schleißnigg und Consorten.

Es gehörte schon eine muthige Opposition dazu, daß der Minister es wagte, eine Finanzcommission zu berufen, deren Mitglieder nicht aus den Satelliten der Wiener Banquiers gewählt wurden; aber eben darum konnte man im Vornherein versichert sein, daß die Beschlüsse dieser Commission auf den Widerstand der Bankpartei stoßen würden. Von unserem Standpunkte aus können die Ansichten einer solchen Commission, ihre Berathungen und Schlußfassungen nur als Vorarbeiten für den künftigen Reichstag betrachtet werden; selbst wenn die Commissionsmitglieder wirklich durch eine Wahl vom Volke und nicht bloß durch das Belieben des Ministers berufen worden wären, ist im constitutionellen Staate ihnen das Befugniß jeder gesetzmäßigen Thätigkeit abzusprechen. Die Ordonnanzregierung hat es dahin gebracht, daß solche Private es wagen, ein Zwangsanlehen von 150 Mill. fl. ohne Zustimmung des Reichstags zur Ausführung anzuempfehlen.

Der Minister scheint bei Einberufung der finanziellen Vertrauensmänner das Unstatthafte dieses Verfahrens gefühlt zu haben, denn die Einladung erging bloß, „um Vorschläge über Maßregeln und organische Einrichtungen in Betreff des Bankinstitutes ins Leben zu rufen". Das Bankinstitut ist aber so verwachsen mit den Staatsfinanzen, daß eine Sonderung unmöglich ist. Die Commission mußte also hinübergreifen in ein Gebiet, wozu ihr jede Competenz mangelte. Gouvernementale Organe bemühten sich nachträglich, glauben zu machen, daß die Commissionsmitglieder durch das Volksvertrauen bezeichnet worden seien, allein jene sind den Nachweis dafür schuldig geblieben; die Commission hat aber trotz der angemaßten Thätigkeit sich dadurch Vertrauen gewonnen, weil ihr abgegebener Bericht eine vollständige Mißbilligung der bisherigen Finanzleitung enthält.

Was ist es anders, als ein Mißtrauensvotum, wenn die Commission dem Minister sagt: „Unberechenbare nachtheilige Folgen erzeugt die Form eines Schuldzuwachses (Papiergeld mit Zwangscours), welche consolidirt, den Staatshaushalt ungefährdet lassen würde."

Um den Minister außer allem Zweifel zu lassen, daß seine Finanzwirthschaft allein, nicht die Revolutionen und die Kriege, das Land ruinirt, hatte die Commission die Ehrlichkeit und den Muth Folgendes hinzuzufügen:

„Die Ueberfüllung des Umlaufs mit Papier, das Verschwinden des Metall-

geldes aus demselben, die Entwerthung der Landeswährung, das verderbliche Schwanken dieses Werthmessers, die Unsicherheit der Eigenthumsverhältnisse, die Verletzung der Gerechtigkeit in vielfachen Beziehungen, und zwar auch besonders in solchen, die am meisten Anspruch auf den Schutz des Staates haben, die Vertheurung der Lebensbedürfnisse, die aus diesen Ursachen entstehende Demoralisation, die nachtheilvolle Lage, in welche unser Handel mit dem Auslande versetzt ist, die Bedrohung der einheimischen Gewerbe mit steigender Vertheurung der Rohstoffe, endlich die bedeutende Erhöhung der Staatsausgaben durch die Entwerthung der Landeswährung, — dies Alles sind Nachtheile jener Form des Schuldenzuwachses, der an und für sich durch das große Reich leicht getragen werden kann."

Man sollte glauben, den wühlerischen Berichterstatter eines rothen Blattes zu hören; aber so sprechen Fürst Salm und Graf Harrach als Präsidenten im Namen der vom Ministerium berufenen Commission.

In diesen wenigen Worten ist Alles bestätigt, was die Opposition gegen den Finanzminister seit 2 Jahren vorbrachte. Der Commissionsbericht erkennt zugleich den noch nachtheiligern Zustand durch die Mannigfaltigkeit des Papiergeldes.

Der Silbervorrath der Bank verhält sich zu den emittirten Noten, wie $12^1/_2 : 100$.

Die emittirten Noten verhalten sich zum Gesammtvermögen der Bank wie 100 : 15.

Da der Staat der größte Schuldner der Bank ist, so bedarf es weiter keines Beweises, daß die Zahlungsunfähigkeit des Ersteren den Bankerott der Letztern nach sich ziehen müßte.

Der Commissionsbericht erkennt offen, daß weder die sardinische Kriegsentschädigung, noch das Anlehen von 1849 (für welches Staatspapier nur Staatspapiergeld eingezahlt wird) der Entwerthung der Banknoten kräftig entgegenwirken könne; er verwirft das Project der Herausgabe verzinslicher Reichsschatzscheine zu niedern Kategorien; sie dringt auf Einlösung der Kreuzerpapiere durch Scheidemünze ꝛc.

All diese Vorschläge sind eigentlich offener Tadel und gänzliches Verwerfen der Manipulationen des Finanzministers, denn er hat die Bank zur 7fachen Ueberschreitung ihres Vermögens veranlaßt; er hat die verschiedenen Geldpapiere ausgegeben; er hat selbst zur günstigsten Zeit die Vermehrung des Baarfonds unterlassen und durch Ersparniß von ein paar Millionen für den Staat die Entwerthung des Nationalvermögens um 25 Procent zu constanter Basis des ganzen Verkehrs erhoben; er hat das neue Anlehen zu einem bloßen Umtausch von Papier gegen Papier gemacht, das den Stand der Valuta nicht verbesserte, sondern verschlimmerte; er hat in optimistischer Ansicht versäumt, Kupfermünze nach Bedarf zu

prägen, so daß selbst die Kreuzerpapiere ein Agio von 5 Procent erlangten; und „die Uebel sind so groß, daß die Commission sich genöthigt sieht, mit dem edlen Drange innerster Ueberzeugung einstimmig auf die schnellste Anwendung weiterer und durchgreifenderer Maßregeln zu deren Abhilfe ehrerbietigst anzutragen.“

Daß die Finanzcommission, nach solcher Darlegung und solchem Berichte, welche man dem Publicum nicht vorenthalten konnte, sich keiner besondern Gunst beim Ministerium zu erfreuen haben würde, war leicht einzusehen; und während ihr vorne eine offizielle Anerkennung für ihren Rath ertheilt wurde, kratzte man sie rückwärts mit journalistischen Verdächtigungen und Herabwürdigungen, und eines der unterthänigen Blätter war so tactlos, der Commission nachzuzanken, es habe ihr an finanziellen Capacitäten gefehlt.

Während die ganze constitutionelle Fraction die Arbeit der Commission im Vornherein nur als Vorarbeit gelten lassen konnte, wird sie von der ministeriellen Partei nachträglich als unbrauchbar verworfen, und das Reich befindet sich wieder auf dem Punkte, die Finanzen einzig und allein durch die Hand eines Mannes geleitet zu sehen, deren Unfähigkeit das jetzige Uebel herbeiführte. Die Vertrauensmänner ernten die Verunglimpfung der Regierungsorgane, die Liberalen machen ihnen den gerechten Vorwurf, daß sie die Befugniß des Reichstags sich anmaßten und nicht einmal auf dessen unumgängliche Consentirung hinwiesen, und das Land hat keinen andern Vortheil, als ihre Bestätigung des Uebels. Die finanziellen Capacitäten der practischen Geldwelt haben jedoch die Ueberzeugung gewonnen, daß kein Mittel zur Abhilfe des Geldübels innerhalb des materiellen Gebietes zu finden ist. Weder directe Steuern noch indirecte Abgaben, noch so hoch, können die Ausgaben decken, so lange der Militäraufwand fortdauert, und selbst wenn eine Reduction des Heeres vorgenommen würde, bleibt das Deficit ein erdrückendes, da es nur durch Hinausgabe unbedeckten Papiergeldes, also durch noch größere Entwerthung der Geldzeichen, ersetzt werden kann. Ein Anlehen von 150 Mill. Gulden, allein durch Zeichnungen in Oestreich aufgebracht, gehört, selbst wenn es effectuirt werden kann, zu jenen herrischen Curen, welche die Krankheit zwar heilen, aber den Patienten derart schwächen, daß er weder gehen, noch stehen noch liegen kann. Der Geldumlauf in Oestreich besteht nicht in Geld, nicht in Silber, nicht in Scheidemünze, nicht in vollgiltigen Papieren für das Ausland, denn alles dies ist zur Waare geworden; der Geldumlauf besteht aus circa 500 Millionen Gulden in Papierzeichen. Werden diese Papierzeichen um 150 Millionen vermindert, so fehlt dem Verkehr $^1/_3$, und das Land wird noch mehr Noth leiden an Tauschmitteln. Ein Irrthum ist es, zu glauben, daß die Verminderung des Papiergeldes die baare Münze hervorlocken würde; der Mangel an papiernen Kreuzern hat nicht die Kupferkreuzer in Verkehr gebracht, sondern ein Agio für die übriggebliebenen Papierkreuzer erzeugt. Ein

Herausziehen von 150 Millionen würde eine sehr große Zahl der Mühlräder, welche der Geldstrom umtreibt, zum Stillstand bringen.

Die nachtheiligen Wirkungen einer solchen Anleihe würden sich verdoppeln und verdreifachen, wenn sie gar zwangsweise zu Stande gebracht werden müßte; nichts ist gehässiger, nichts schwieriger als eine solche executive Eintreibung, wie sie so eben in östreich. Italien stattfinden sollte. Von den ausgeschriebenen 120 Mill. Lire wurden achtzehn subscribirt, und ironisch schreibt die Mailänder Commun ans Ministerium, sie wolle den Rest von 102 Mill. Lire mit den andern Communen des lombard.-venetian. Königreichs nach eigener Vermittlung herbeischaffen. Die Wirkung eines solchen Zwangsanlehens wäre, daß das Pfund Fleisch, das in diesem Monate den nie erlebten Preis von 35 Kr. Wien. Währ. limitirt erhielt, noch um 50% theurer würde. Der durch die Robotablösung geldbare Gutsbesitzer, der fast um das doppelte besteuerte Grundeigenthümer, der durch die entwerthete Bankvoluta gedrückte Handelsmann, die creditlose Industrie, der capitalbedürftige Producent, sie alle würden durch eine solche Anleihe noch mit der Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestenert, wie sie bereits jetzt als Revange für den Zwangscours des Papiergeldes alle Märkte beherrscht.

Nur Eins kann die Geldverhältnisse Oestreichs bessern und endlich regeln; nur Eins, was der Finanzminister selbst in mehren Ordonnanzen mit Nachdruck hervorhob, nemlich: Vertrauen in die Regierung.

Der größte Tadel, welcher die Finanzcommission trifft, ist das Auslassen dieser Stütze; freilich mußte es ihr schwer werden, dies einem Ministerium zu sagen, das niemals das Vertrauen des Landes erringen kann. Der Finanzausweis für 184⁸/₉, den der Minister erst 7 Monate nach Ablauf des Jahres veröffentlicht, ist nicht geeignet, irgendwie Vertrauen in die Geldzustände einzuflößen.

Darüber nächstens.

Aus Pesth.

Den 7. Juni.

In Zedlitz's „Soldatenbüchlein" habe ich unter der vielen Markatender-Poesie auch Ein wirklich schönes Gedicht gefunden. Es ist ein heiterer Moment in dem finstern Gewühle des Schlachtenlebens, mit Geist erfaßt und mit den schönsten Farben einer dichterischen Phantasie ausgemalt. — In einem der hitzigsten Gefechte zwischen den Oestreichern und Piemontesen erscheint, als der Kampf am heftigsten wüthet, ein Priester im heiligen Gewande, den Leib des Herrn hoch vor sich her tragend, zwischen den Kämpfern. Wie die Meereswogen von dem Dreizack des Neptun, werden die Krieger von diesem Anblick gebannt, sie weichen von beiden Seiten zurück, senken ihre Waffen und fallen anbetend nieder vor dem Bilde des Ge-

kreuzigten. — Der Priester nähert sich einem mit dem Tode ringenden Krieger, gibt ihm die letzte Oelung, verrichtet im Angesicht der beiden feindlichen Heere sein Gebet und entfernt sich mit langsamen Schritten wieder. Die Krieger blicken dem frommen Hirten mit verklärter Verwunderung nach; doch kaum ist seine geisterhafte Gestalt am Horizonte verschwunden, so beginnt der Kampf von Neuem wieder, und die von einem Symbol gebannten Leidenschaften wüthen wie die entfesselten Elemente mit neuer Schnellkraft gegen einander. — Dieses erquickende Bild eines poetischen Gemüths findet in unserer unerquicklichen Prosa seinen leibhaften Doppelgänger. Die um die Suprematie in Deutschland ringenden Mächte lassen ihre halbgezogenen Schwerter in die Scheide zurückfallen, denn am Horizonte zeigt sich der heilige Vater der monarchischen Religion in dem vollen Glanze seiner Größe und seiner rettenden Allmacht. Dahin wallfahrten die Priester von Gottes Gnaden und lauschen der salbungsreichen Worte des großen Meisters, der der sterbenden Europa die letzte Oelung geben soll. Die Blicke aller Gläubigen sind wie die der betenden Juden nach Osten gerichtet, denn von dort kommt das Heil der rettenden Thaten und die Erlösung in Ewigkeit. Amen!

Doch nicht nur die Jünger des alleinseligmachenden Alleinherrschers, sondern auch die ketzerischen Radicalen blicken in banger Erwartung nach der Hauptstadt des alten Polen, denn das Unglück macht gläubig, und unsere Radicalen waren doch so oft genöthigt ihren Glauben zu wechseln. Erst das Ministerium Batthyani, dann, als dies zu den Táblabiró's geworfen wurde, folgte der Landesvertheidigungsausschuß, diesem folgte Kossuth, Görgei, die Altconservativen, und endlich kommt auch an Zar Nikolaus die Reihe. Und logisch haben die Radicalen vollkommen Recht. „War denn Zar Nikolaus," so folgern sie, „je ein Freund Oestreichs?" und doch hat er zwanzigtausend Menschen und vielleicht eben so viele Millionen Rubel geopfert, um dessen Thron zu retten! Warum? Weil die Rettung dieses Thrones in seinem eigenen Interesse lag. Könnte es aber nun, nachdem man in Ungarn so viele Sympathien hat, nicht auch im Interesse des Zaren liegen, Ungarn vor ein Aufgehen in Oestreich zu schützen? Ferner ist es allbekannt, daß Schwarzenberg nicht sehr angenehm ist in Petersburg, und was kann ein Zar aller Reußen nicht Alles unternehmen, um einem mißliebigen Premier Schwierigkeiten zu machen? u. s. w. Allein „man darf nicht immer Recht haben," sagt ein altes Sprichwort, und dies war und ist das größte Unrecht unserer Radicalen. Aber auch dieser Glaube an den weißen Zaren ist kein alleinherrschender, es gibt noch eine Fraction unserer unverwüstlichen Hoffer, und diese hat sich einen andern Genius, und zwar in der Person — doch lachen müssen Sie nicht! — Haynau's aufgestellt. Haynau, heißt es, hätte sich während seines hiesigen Aufenthaltes von der Tüchtigkeit des magyarischen Stammes, so wie von der totalen Depravation der Serben und Walachen überzeugt; auch habe eine hochgestellte Dame endlich eingesehen, daß man dem russischen Einfluß auf die Slaven der

Monarchie nur mit Hilfe des wirklich pacifirten und für die Dynastie gewonnenen magyarischen Stammes die Spitze bieten könne, und Herr Haynau, der am meisten geneigt wäre, den Russen, die ihm den Braten Görgei vor der Nase wegschnappten, einst ein Pröbchen seiner alleinigen Taktik zu liefern, hätte also die Mission übernommen, die Magyaren durch bedeutende Concessionen aus dem Schmollwinkel zu locken u. s. w. Die Abreise des Civilcommissärs Gehringer, und die Gerüchte von der Abdankung Nadezki's werden in diese Combination mit aufgenommen.

Außer Warschau sind es noch unsere Finanzen und unsere neue Posteinrichtung, welche die Einwohner Badapesths beschäftigen. Die Rathlosigkeit im Finanzrathe hat auch die kleinsten Spuren von Metall aus unserem Verkehr verschwinden gemacht, und obwohl das Agio in seinem Course nicht gestiegen, so ist doch die Schwierigkeit viel größer, sich Gold oder Silbermünzen einzuwechseln. So erzählte mir dieser Tage ein Geschäftsmann, der bedeutende Summen nach den Donauländern zu schicken pflegt, daß er 2000 Ducaten, die er an einen moldanischen Bojaren zu übermachen hatte, in den zwei Schwesterstädten nicht aufbringen konnte, denn alle Mäkler versicherten ihm, daß sie nicht zu haben sind. Besonders aber haben die zwei Gulden-Noten einen großen Schwindel in unserer Handelswelt hervorgebracht. Diese Papiere, welche voriges Jahr ausgestellt wurden, sollten nämlich bis Ende Mai dieses Jahres eingelöst sein, und die hiesigen Kaufleute wurden in der letzten Zeit förmlich mit den Noten überschwemmt. Die Bank hatte nicht Hände genug, um die anstürmenden Massen abzufertigen, und die Kaufleute sahen sich genöthigt, um Verlängerung des Termins einzukommen, was ihnen auch für Monat Juni bewilligt wurde. Manche haben ein ganz probates Mittel gegen die Sündfluth der Zweier in Bereitschaft gehabt. Wenn nämlich Jemand etwas einkaufte, und, wie es in diesen Tagen meist der Fall war, einen Zweier hingab, so drehte der Kaufmann den Zettel nach allen Seiten, machte ein halb verlegenes, halb mitleidiges Gesicht, und sagte: „Fremd, dieser Zweier ist falsch, wenigstens ist er mir sehr verdächtig. Doch, Sie thnen am besten, wenn Sie ihn in die Bank tragen, dort wird man das Ihnen am besten sagen können.“ Der Käufer trug die Note zu einem andern Kaufmann, und wenn dieser und ein dritter eben so feine Banknotenkenner waren, endlich in die Bank, die aber besser cernirt war, als die Komorner Festung es je von dem austro-russischen Heere gewesen, und er mußte sich endlich entschließen, seinen Zweier mit einem starken Rabat an einen Mäkler zu verkaufen.

Von der neuen Briefsrankaturverordnung werden Sie vermuthlich schon gehört haben. Es muß nämlich, weil früher viele Briefe auf den Postämtern liegen blieben, ohne von den Adressaten eingelöst zu werden, jetzt jeder Brief bei der Aufgabe frankirt werden. Die Schwierigkeiten, welche der Handelswelt, und das Deficit, welches der Regierung durch diese Maßregel erwachsen müssen, wer-

den Sie selbst in östreichischen Zeitungsblättern zur Genüge angedeutet finden. Hier, in dem „schwierigen" Ungarn, wollen argwöhnische Augen auch in dieser Maßregel einen verkappten Polizeistreich erblicken. Briefe mit erbrochenem Siegel, und die sind in unsern Tagen keine Seltenheit, lassen sich nicht wohl mit Anstand an die Adressaten abgeben, das gänzliche Unterschlagen solcher Briefe würde aber einen bedeutenden Portoverlust erzeugen; ist aber der Brief vorher frankirt, so kann die Polizei ihre unschuldigen Experimente anstellen, ohne mit der Staatsökonomie in Collision zu gerathen.

Ich habe Ihnen in meinem vorigen Schreiben von einigen Gensdarmenexcessen berichtet; wir haben seit dieser Zeit Fortschritte gemacht. So haben dieser Tage mehrere Honved in der Borschoder Gespannschaft, die assentirt werden sollten, den Wächtern der Ordnung ein förmliches Treffen geliefert, und sie konnten erst dann bewältigt werden, nachdem vier von ihnen todt und die Mehrheit der übrigen verwundet auf dem Kampfplatz lagen. Nach Angabe der amtlichen Blätter haben die Gensdarmen in diesem Gefechte 17 Mann verloren; von den übrig gebliebenen Honved wurden einige standrechtlich erschossen. Glücklicher war eine Honvedabtheilung am Plattensee, die ebenfalls mit den Gensdarmen handgemein wurde; — ein Dutzend der gehaßten Häscher wurde niedergemacht, und die siegreichen Insurgenten flohen in den nahe gelegenen wohlberüchtigten Bakanger Wald. Bei den im Lande garnisonirenden eingereihten Honved kommen übrigens täglich zahlreiche Desertionen vor, und die unglücklichen Flüchtlinge finden bei dem Landvolke aller Nationalitäten eine sichere Zufluchtsstätte.

Unter den Tagesbegebenheiten machte die am 2. dieses Monats erfolgte Einziehung des Dr. Saphir, Redacteur des „Spiegel", und die Beschlagnahme aller seiner und seines Mitarbeiters Lewitschnik (Verfasser der famosen hyperlogalen „Silhouetten") großes Aufsehen. Ihre Leser mögen hier Einiges über die „Irrfahrten" des Herrn Saphir vernehmen. Derselbe ist der ungetaufte Neffe des Wiener M. G. Saphir. Vor dem März war er Mitarbeiter des Klein'schen „Ungar," eines in magyarisch-liberalem Sinne gehaltenen belletristischen Journals. Nach dem März fuhr der „Ungar" fort, im Interesse seiner siegreichen Partei zu wirken, allein theils durch die Anfeindungen der Pesther Spießbürger (Klein ist Jude, und in der berüchtigten judenfeindlichen Petition, welche diese beim Ministerium Batthyani einreichten, war einer der drei Hauptpunkte, Herrn Klein die Herausgabe seines Journals zu verbieten; dies geschah im April achtzehnhundert und acht und vierzig), theils von dem herannahenden Sturm zurückschreckend, verkaufte Klein sein Blatt an den Buchdruckereiinhaber Lukatsch, welcher dasselbe in ein rein politisches verwandelte, und Gustav Zerffi und J. Dangya als Redacteure anstellte. Allein Saphir meinte, nach dem Sinne der Errungenschaften könne niemand ein Journal als sein Eigenthum betrachten (?) und es an einen

Andern veräußern, und gab auch ein Blatt heraus unter dem Namen: „Der wahre Ungar.“ Da nun die Aufgabe des „Wahren Ungar“ war, mit dem „Ungar“ zu concurriren, und der letztere eines der radicalsten Blätter der Hauptstadt wurde, so mußte der erstere noch radicaler sein, und Herr Saphir ließ in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. So traf ihn die Occupation Pesths durch Windischgrätz, und die Einwohner der Hauptstadt glaubten ganz sicher, unter den vielen nach Debreczin geflüchteten Patrioten auch den Redacteur des „Wahren Ungar“ beklagen zu müssen; aber Herr Saphir hatte schon gezeigt, daß er von dem Eigenthümer eines Journals seine ganz eigenen Begriffe habe, und am Morgen nach dem Einzuge der Oestreicher erschien der „Wahre Ungar“ mit seinem bisherigen Redacteur an der Spitze, nur ein ganz kleiner Unterschied war daran wahrzunehmen, denn gestern waren noch alle seine Adern von Wuth gegen die Tyrannen und Haß gegen Habsburg angeschwellt, und heute war sein Löschpapiergesicht in geschmeidige Doppelfalten gelegt, aus dem sich einerseits Ironie und spottende Witze (?) über die „davongelaufenen Maulhelden“, andrerseits freundliche Grüße und hohe Verwunderung an die „Bezwinger der Rebellion“ ergossen. Zum höchsten Staunen der Hauptstadt wurde Herrn Saphir nur die Herausgabe seiner Zeitschrift verboten, während ein junger Mann, Namens Hofmann, der in sein Blatt nur die Uebersetzung eines ungarischen revolutionären Gedichtes lieferte, zu zwei Jahren Festungsarrest verurtheilt wurde. Als die Ungarn im April in Pesth einzogen, ging Herr Saphir nach Wien, kehrte mit Haynau wieder zurück, und gab seinen „Spiegel“ heraus, bis am 2. d. seine Begriffe von dem Eigenthümer eines Journals mit denen des Obercommandanten in Collision geriethen, und Herr Saphir sitzt jetzt in Gesellschaft mehrer der im Januar 1849 „davongelaufenen Maulhelden“ im Neugebäude. Tempora mutantur.

Uebrigens ist unsere Militärherrschaft auch bemüht, von Zeit zu Zeit unser Zwerchfell in Bewegung zu setzen. So hat ein in diesen Tagen an den Vorstand der Judengemeinde erlassener Befehl derselben in unserm Vaterlande manch guten und schlechten Witz in die Welt gefördert. In diesem Erlaß heißt es unter Anderm: „Der Vorstand soll darauf Acht haben, und wird dafür verantwortlich gemacht, daß die Juden die rebellischen Kossuthhüte ablegen, und sich die anstößigen Kossuthbärte abnehmen lassen sollen.“ Ich erinnere mich, im October vorigen Jahres in Bäuerle's „Oestreichischem Courier“ einen Aufsatz gelesen zu haben, wo mit der Gründlichkeit eines Göttinger „Historices professor“ nachgewiesen wurde, daß alle Rebellen, von dem ersten Brudermörder Kain bis auf Hecker, Ledru-Rollin und Kossuth, Bärte getragen haben, und es sich alle loyalen Oestreicher zur Aufgabe machen sollten, dies giftige Gewächs auszurotten. Dem guten Bäuerle müssen die Thränen der Freude aus den alten Augen geflossen sein, als er diese Verordnung gelesen hat; nur leidet das Princip in seiner diesfälligen Anwendung an einem großen Uebelstand. Es ist nämlich welt-

bekannt, daß der Bart ein heiliges Symbol der orthodoxen und also eben der loyalsten Juden ist; man müßte also erst eine Commission niedersetzen, die die Qualitäten eines revolutionären Bartes genauer angeben müßte, was bei den starken Conturen derselben, durch welche sie mit den eigentlichen Judenbärten fast identisch sind, sehr schwer fallen dürfte.

Schließlich will ich Sie noch auf ein kleines Werkchen aufmerksam machen, welches in London in eleganter Ausstattung unter dem Titel: „Ungarns gutes Recht, von einem Diplomaten" bei W. M. Watts 1850 erschienen ist, und welches ich dieser Tage durchzulesen Gelegenheit hatte. Hier wollen viele Pulski als den Verfasser desselben nennen, allein, obwohl das Werkchen im Ganzen gut gehalten ist, und in zwei dünnen Heften eine ziemlich deutliche und wahre Darstellung des ungarischen Staatslebens in den letzten drei Jahrhunderten liefert, so glaube ich doch mit Sicherheit behaupten zu können, daß es weder von Pulski, noch von irgend einem „Diplomaten" verfaßt sei. Darauf deuten manche ganz undiplomatische Ausdrücke, wie: „der Bastard einer Jüdin von einem deutschen Fürsten", „die Raubritter von Aargau" (Habsburg) u. s. w., und die noch weniger diplomatische Behauptung des Verfassers, daß ein unverantwortliches Königthum ein Unsinn sei. Diese wenigen Schnitzer ausgenommen, ist das Büchlein mit Geist und Wahrheitsliebe geschrieben, wovon die leitende Idee des Verfassers ein genügendes Zeugniß gibt.

Es ist eine sehr wichtige und für die folgenden Schicksale Ungarns höchstbedeutende Thatsache, daß die Reformation mit dem Antritt der habsburgischen Regierung in Ungarn in eine Periode, nämlich erstere 1517, letzter nach der unglücklichen Schlacht bei Mahatsch 1526 fällt. Man sollte glauben, daß die Reformation, die sich in Ungarn mit fast unglaublicher Schnelligkeit verbreitete, dem neuen, mit dem Katholicismus identificirten Herrscherhause große Schwierigkeiten bereiten sollte, allein die Folge zeigte eben das Gegentheil. Durch die Kämpfe, welche die ungarischen Protestanten mit dem katholischen Clerus zu bestehen hatten, wurde die Agitation von dem Felde der Politik auf das religiöse Gebiet verpflanzt.

Die Regierung wußte bei jedem Landtag, diese Agitation im Gang zu erhalten, und die protestantischen Deputirten vergaßen ihre Landesbeschwerden, wenn sie dem Clerus, wie es immer hieß mit Hilfe der Regierung, etwas abgerungen hatten. Dieser Zustand dauerte bis Joseph II. Nach dem Tode dieses Monarchen, der sowohl mit den Interessen seines Hauses als den seiner Völker in Widerspruch stand, wollte das alte Mittel nicht mehr wirken; denn das Toleranzedict hatte die Protestanten so ziemlich sicher gestellt, Leopold war nicht weniger duldsam als sein Vorgänger, und die Ereignisse in Frankreich stellten die politische Agitation wieder in den Vordergrund. Man mußte also zu einem andern Mittel greifen, und dies fand Franz, nachdem er sich von den französischen Streichen erholt hatte, in der Verschiedenheit der Nationalitäten. Dem Gesetze zur Hebung

der ungarischen Sprache wurde die volle Zustimmung der Regierung gewährt, dafür konnte man die Anforderungen der Liberalen hinausschieben, und zugleich Elemente in dem Lande wecken, die einst diesen Liberalen entgegengestellt werden konnten u. s. w.

Sehr treffend ist in diesem Werkchen das Verhältniß der ungarischen Aristokratie zu der der übrigen Länder der Monarchie geschildert, und bei dem jetzigen Stande der ungarischen Altconservativen in Ungarn dürfte diese Schilderung im Auszuge nicht ohne Interesse sein.

Im zweiten Heft, Seite 39, sagt der Verfasser: „Die Aristokratie in diesen Ländern (Oestreichs) ist dieselbe, wie in allen andern Europas. Derselbe Ursprung, dieselben Laster, dieselben Anmaßungen u. s. w. Der Freiherr von Habenichts, Lernenichts oder Thunichtgut tritt mit 16 Jahren als Lieutenant ein, mißhandelt den Soldaten, avancirt und wird, wenn er lange genug lebt und sich durch Liederlichkeit nicht zu Grunde gerichtet, mit der Zeit General. Dies jedoch erleidet Modificationen. Hat er Geld, so kauft er dem vor ihm dienenden Offizier die Charge ab, und dieser läßt sich pensioniren; diese Pension bezahlt natürlich der Staat. Der größte Theil aber hat nicht die Mittel, dient daher bis zum Rittmeister und läßt sich im besten Mannesalter pensioniren.

Zu den eigentlich hohen militärischen Chargen befördert man aber auch die einheimischen Aristokraten nur sparsam. Da stammen noch aus dem seligen deutschen Reiche die Nachkommen der edlen Wegelagerer, deren Söhne man recrutirt, oder fürstliche Bastarde, die man versorgt. Diese Leute werden zu den höchsten Graden verwendet, und aus ihnen die Aristokratie restaurirt. Dies sind alsdann die Männer, die zu Allem zu gebrauchen sind; die alten einheimischen, reichen Geschlechter macht man zu Höflingen. So stammen die meisten hohen Geschlechter, mit welchen man die ursprünglichen alten Geschlechter, die noch mit der Nation einige Sympathie hatten, ersetzt, von den Abenteurern des dreißigjährigen Krieges ab, wie Clam, Gallas, Buttler, Thun, Buquoi, Montecuculi, Heißer, Mac, Waldstein u. s. w. Die Welden, Haynau, Heß u. s. w. werden nun eine neue Lieferung bilden, da die alten endlich doch zu patriotisch sind. Es liegt System in der Sache! Man sieht, nicht einmal ein Gyulai ist genügend den Anforderungen Habsburgs, er scheidet aus u. s. w. Diejenigen, welche durch Reichthum mächtig sind, werden als Höflinge geduldet und in Liederlichkeit und Verschwendung der Hauptstadt zu Grunde gerichtet.

Der ungarische Adel, reich, mächtig, stolz, an Freiheit gewöhnt u. s. w., hat sich von jeher weder zum Hofadel noch zum Schergendienste recht schicken wollen u. s. w.; daher entstand aber auch in der Gesammtmonarchie ein Zwiespalt in der Aristokratie, der bis in den bittersten Haß ausartete. Die ungarische Aristokratie ward von der östreichischen, worunter sich besonders die böhmische und steierische hervorthat, niemals als rechtes Vollblut betrachtet. Längst hatten

die Aristokraten der Erblande ihre Rechte mit der Freiheit ihres Vaterlandes verloren. Dabei verarmt, waren die Hochmüthigsten oft genöthigt, sich mit der Bureaukratie zu encanailliren, und man sah die ganze Menagerie der Greifen, Löwen, Adler, Rinder u. s. w. in den Kanzleien jahrelang Schreiberdienste verrichtern, um endlich an der Tafel, wo das Mark des Landes verprasst wird, Platz nehmen zu können.

Der ungarische Adel lebte dagegen frei auf seinen Gütern, und kam in die Hauptstadt nur, um seine Renten in Pferden, Maitressen und Spielen zu verprassen, während der böhmische, steierische u. s. w. mitunter sogar etwas lernen musste, um sich nur in anständiger Kleidung unter den Leuten zeigen zu können. Dabei zahlte selbst der hohe, reiche Adel Oestreichs Abgaben, musste sich Polizei-, Stempel- und Bureaukrateuschikane gefallen lassen, worüber er vom Ungar geneckt wurde. Da entbrannte denn ein Haß auf Tod und Leben zwischen der Aristokratie der kuirschenden Erblande und derjenigen Ungarns u. s. w. △

Aus Galizien.

Die neuen Verordnungen über die Stellung der Kirche zum Staate haben hier bei fast allen Parteien große Unzufriedenheit erregt.

Unsere Conservativen, fast insgesammt getreue Anhänger des alten Polizeistaates, die da glauben, daß das abstracte Ding, Staat genannt, ausschließlich im Besitze aller Weisheit sei, und daß alle anderen Corporationen und Einzelpersonen mit ihrem beschränkten Unterthausverstande durchaus nicht im Stande sind einzusehen, was ihnen zuträglich ist, und nur großes Unheil anrichten, wenn man sie frei gewähren läßt, sind natürlich sehr übellaunig darüber, daß man da ein schönes Stück Regierungsgewalt so mir nichts dir nichts aus den Händen gegeben, und vollkommen überzeugt, daß die üblen Folgen nicht ausbleiben können, wenn künftig auf dem ganzen weiten Gebiete der Kirche nicht mehr gebührend beaufsichtigt, controlirt und gemaßregelt werden wird.

Aber selbst unsere Liberalen und Radicalen, die doch sonst nie genug Freiheit und Freiheiten haben konnten, finden, daß man ihnen da etwas mehr davon beschеert, als ihnen eigentlich lieb ist, und blicken mit besorgten Mienen auf die jüngsten Errungenschaften.

Die guten Leute fürchten die Kirche, den Fanatismus und die Herrschsucht der Priester, den Einfluß Roms, die Ränke der Jesuiten, die päpstlichen Bullen, Breven, Allocutionen, Hirtenbriefe u. dgl. Nun, meinen sie, werde sich die Geistlichkeit des öffentlichen Unterrichts bemächtigen, um das Volk im Aberglauben und Dumnheit zu erhalten. Aengstliche Gewissen werden durch Auflegung von

Kirchenbußen und Verweigerung der Absolution beherrscht werden, und gegen freche Ketzer und Aufklärer wird man das schwere Geschütz spielen lassen, Excommunication und Kirchenbann, und wir wären da auf dem besten Wege ins Mittelalter zurück. Bald wird man wieder Ablaß verkaufen, Schauspielern ein ehrliches Begräbniß verweigern, Hexen werden wieder auferstehen, Besessene exorcirt werden, die armen Heiligen wieder Wunder thun müssen, und am Ende wird vielleicht noch die Erde stille zu stehen und die Sonne sich um dieselbe zu drehen gezwungen werden, wie zu den Zeiten Gallilei's.

Eitle Furcht. Das Mittelalter ist vorbei und kommt nimmermehr wieder. Fragt nur die Romantiker, sie werden Euch eine lange und klägliche Geschichte erzählen von diesem verlornen Paradiese, wie wir keine schönen gothischen Dome mehr bauen und keine Madonnen auf Goldgrund malen können, seitdem Bruder Martin aus Eisleben die Indiscretion begangen, die Bibel in profane Hände zu geben, und der Mainzer Schwarzkünstler metallene Lettern gegossen. Eins aber hängt nothwendig mit dem andern zusammen. Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait, sagt das Sprichwort. Die Menschheit ist nun gerade wie ein Individuum. Im Mittelalter war sie jung, feurig und kräftig, poetisch und enthusiastisch gestimmt, darum konnte sie die schönen Kunstwerke schaffen; aber auch unbesonnen, leichtgläubig und unerfahren, und darum konnten die klugen Herren von der Kirche mit ihr machen, was sie wollten. Jetzt sind wir älter, kälter und prosaischer, aber auch ernster, praktischer, gesetzter und klüger geworden. Es ist wahr, wir malen, bauen und schnitzen nicht mehr so gut, wie unsre Vorfahren, aber dafür haben wir Erfahrungen gemacht und sind bessere Rechner und Oekonomen wie sie.

Denken Sie nur z. B., wenn heutzutage so ein Pater von Amiens käme, und in den „Münchner historisch-politischen Blättern" einen Kreuzzug nach Palästina predigte. Jetzt, wo wir Eisenbahnen und Dampfschiffe haben, wäre die Sache fast ein Kinderspiel, und Admiral Parker, oder Sir Charles Napier, könnten jedenfalls schneller vor St. Jean d'Acre erscheinen, als ehemals Richard Löwenherz, aber dennoch, wie viel heilige Freischärler würden sich wohl jetzt in ganz Europa zu einem solchen Zuge finden? Herr von Radowitz? Kann nicht abkommen, er ist mit der Union beschäftigt. Herr von Montalembert? Muß die Wahlreform unterstützen. Und nun vollends die andern Weltkinder, die gehen, wenn sie Abenteuer aufsuchen wollen, lieber nach Californien.

Das aber weiß die Kirche recht gut, sie fühlt es, ihre alte Herrlichkeit ist vorbei und kehrt nicht wieder. Es wird sich nicht sobald ein Kaiser finden, der dem Papste den Steigbügel hält.

Die Kirche, denke ich, wird sich jetzt zufrieden geben, wenn es ihr nur gelingt, ein Bischen Frömmigkeit und Gottesfurcht im Volke zu erhalten. Will sie aber das Unmögliche versuchen, so fürchten wir uns auch nicht. Unsre Waffen

sind so scharf wie die ihrigen. Wir nehmen den Kampf an, ohne den Staat zu Hülfe zu rufen. Vertheilt die Sonne und den Wind. Die Kirche hat ihre Kanzeln und Beichtstühle, wir haben (???) den Katheder und die Presse. Wir wollen sehen, wer am Ende das Feld behauptet.

Aber die Kirchenstrafen, die Excommunication? Nun, das Episkopat hat bereits darauf geantwortet und zwar sehr triftig. Die Frommen treffen die Kirchenstrafen nicht, für die Andern aber sind sie nicht sehr empfindlich. Dies Dilemma ist richtig. Ist man ein frommer Katholik, ein treuer und gehorsamer Sohn der Kirche, und glaubt an ihre Unfehlbarkeit, so muß man auch darnach leben, sich ihren Aussprüchen demüthig unterwerfen, und dann treffen Einen die Kirchenstrafen nicht. Ist man aber Ketzer, wenn auch nur ein Kleinwenig, so muß man auch den Muth haben, für seine Ueberzeugung einzustehen, und darf sich durch kirchliche Schreckschüsse nicht beirren lassen. Also wie gesagt, entweder man braucht den Schutz des Staates gegen die Kirche nicht, oder er kann Einem nichts helfen. Denn das wäre doch eine erbärmliche Feigheit, sich vor seinem eignen Gewissen hinter den Staat zu verstecken, und sich dabei zu beruhigen, daß dieser die Kirche die Rüge auszusprechen hindert, die man verdient zu haben, sich doch wohl bewußt ist.

Es genügt also vollkommen, wenn der Staat nur neutral bleibt und der Kirche nicht seinen weltlichen Arm leiht gegen die Ketzer. Ihre geistlichen Waffen machen uns die wenigste Sorge. Möge sie die Absolution verweigern, excommuniciren, soviel sie Lust hat, was thut das? Die Ketzer werden doch nicht mehr verbrannt, und das ist die Hauptsache. Wäre der Scheiterhaufen nicht gewesen, an der Excommunication wäre Huß gewiß nicht gestorben, und seinem Landsmanne, Dr. Smetana, wird sie hoffentlich auch nicht schaden.

Aber diese thörichte Furchtsamkeit ist charakteristisch für unsere Liberalen, und die hat uns der Polizeistaat anerzogen. Man hat sich da so viel um uns gekümmert und sich so viele Mühe gegeben, uns vor allem möglichen Schaden zu bewahren, daß wir am Ende alles Vertrauen zu uns selbst verloren haben und uns vor jedem Schatten fürchten.

Diese Furcht hat uns im Jahre 1848 zum Radicalismus getrieben. Wir witterten von allen Seiten Gefahren für unsere Freiheit und konnten nie genug Garantien für sie haben. Um die Gleichheit vor dem Gesetze zu sichern, genügte es uns nicht, die Vorrechte des Adels abzuschaffen, sondern wir fürchteten noch die bloßen Titel, und sogar die armseligen Orden machten uns Angst. Wir haben Alles abgeschafft, wo wir Grundrechte machten, aber dadurch eine zahlreiche und einflußreiche Classe zu Feinden der neuen Ordnung gemacht, und so der Reaction in die Hände gearbeitet. Hätte man lieber den Leuten ihr Spielzeug gelassen, daran wäre die Freiheit gewiß nicht zu Grunde gegangen.

Jetzt ist wieder die Kirche der Popanz, der uns schreckt. Aber ist es nicht eine Schmach für erwachsene Männer, sich vor ein Paar schwarzen Kutten zu fürchten?

Emilia Galotti.

Das Leipziger Theater hat sein Contingent zum Lessing-Denkmal gestellt. Nach einem Prolog von Berthold Auerbach, der die Bedeutung Lessing's für die Befreiung des deutschen Geistes auf eine sinnige Weise entwickelte, wurde die Emilia Galotti aufgeführt. Drei Hauptrollen waren in guten Händen: Orsina (Frl. Berg aus Dresden), Odoardo (Hr. Winger) und Emilia (Frl. Schäfer). Wunderlicher Weise wurde das Stück in modernem Costüm aufgeführt, obgleich, abgesehen von der sittlichen Tendenz des Ganzen, auf die wir noch zurückkommen, schon die äußeren Formen des Umgangs das Publicum in jedem Augenblick daran erinnern, daß es sich in eine andere Zeit zurückversetzen muß. Emilia muß ebenso im Rococo-Costüm dargestellt werden, als Minna von Barnhelm, Clavigo, Cabale und Liebe, Figaro u. s. w.

Emilia ist der ersten Anlage nach beinahe ein Jahrhundert alt. 1759 wurde es entworfen, 1771 vollendet, den 13. März 1772 zum erstenmal in Braunschweig aufgeführt. — Seit dieser Zeit hat die deutsche Poesie kein einziges Drama geschaffen, welches einen wesentlichen Fortschritt im eigentlich künstlerischen Sinn ausdrückte. Die beiden glänzendsten Dichter haben die Bühne auf Abwege verleitet: Göthe durch maßlose Vertiefung in die innerliche Welt des Gemüths, Schiller durch ein ebenso maßloses Ausbreiten in das Stoffliche. Die übrigen Dichter sind bei Tendenzen geblieben.

Man suche in diesem Urtheil nicht mehr, als unmittelbar darin ausgesprochen ist. Daß z. B. in Iphigenie, in Tasso eine reinere Form der Humanität und eine reichere Welt der Poesie eröffnet ist, werde ich keinen Augenblick bezweifeln; im Gegentheil ist der Zweck dieses Aufsatzes, das Unvollkommene in der sittlichen Grundidee nachzuweisen, von der Lessing ausging. Aber als Kunstwerk — nicht bloß in Beziehung auf die Technik, sondern auch was die Harmonie der Formen, der Farben, der Stimmungen u. s. w. betrifft — weiß ich ihm kein anderes an die Seite zu stellen.

Woltmann, dessen „Memoiren des Freiherrn von S—a" in den romantischen Theecirkeln, die zu Anfang dieses Jahrhunderts das große Wort in der Literatur führten, eine Autorität waren, findet in dem Verfasser der Emilia einen großen Schachspieler; da sei jeder Zug berechnet, die kleinste Bewegung führe mit strenger Nothwendigkeit auf das Eine Ziel hin, und als er an die Worte gekommen sei: Eine Rose gebrochen, ehe sie der Sturm entblätterte! habe er unwillkührlich ausrufen müssen: Schach dem Könige!

Einerseits ist das schon ein großes Lob. Ein Stück, in welchem sich ein von allen Seiten vorbereiteter ergreifender Moment nicht vorfindet, in welchem man ausrufen muß: Schach dem Könige! Ein solches Stück wird als Kunstwerk nicht viel werth sein.

Aber der Tadel, der mittelbar in jenem Urtheil enthalten sein soll, trifft auch nicht einmal. Wenn es auch möglich wäre, daß der bloß kritische Verstand allein ausreicht, eine Handlung zu erfinden, in welcher ein Rad in das andere mit strenger Nothwendigkeit eingreift, und jedes einem allgemeinen Zwecke dienen muß; Charaktere zu erfinden, die eine logische Entwickelung nicht nur andeuten, sondern auch ausdrücken — eine Möglichkeit, die ich bestreite, denn es ist das bereits ein wesentlicher Theil der schöpferischen, wenn man nicht sagen will, poetischen Kraft, bei welchem Ausdruck sich überhaupt soviel und so wenig denken läßt, als man gerade Lust hat; wenn aber alles das möglich wäre, so ist damit Lessing's Verdienst noch lange nicht erschöpft. Denn nicht allein die Zeichnung dieses Gemäldes in der Strenge ihrer anatomischen Verhältnisse ist bewundernswerth, sondern vor Allem die Farbe. Die Logik der Entwickelung, die Steigerung, die Spannung, liegt nicht bloß in den Thatsachen, sondern in der künstlerischen Composition der verschiedenen Stimmungen und Empfindungen; eine Composition, die eine höhere Seelenkraft in Anwendung bringt, als den scheidenden Verstand.

Außerdem sind die Charaktere keineswegs bloße Productionen des Verstandes. Um nur ein Beispiel anzuführen, die Leidenschaft der Orsina in ihrer Willkühr, in ihren Sprüngen, in ihrem halben Wahnsinn wäre eines Shakespeare nicht unwürdig, und wer nicht als reines Kind in dem ersten ABC des romantischen Katechismus stecken geblieben ist, muß heraus fühlen, daß wenn man diese einzige Scene der Orsina in die eine Wagschale legt, und die sämmtlichen Werke der Berliner romantischen Schule, nebst sämmtlichen Bibliotheken, die ihre Epigonen vollgeschrieben haben, in die andere, um den poetischen Gehalt abzuwägen, die zweite Schale hoch in die Luft fliegen wird.

Der Grundfehler des Stückes liegt nicht in der poetischen Darstellung. Ich bemerke beiläufig, daß man durch einzelne auffallende Wendungen — die Definitionen, die mehrmals in dem Dialog angebracht sind — sich nicht darf verleiten lassen, dem Dichter ein unwillkührliches Verfallen in die Prosa der Reflexion aufzubürden. Wo sie vorkommen, ist es jedesmal die Absicht, entweder einen Contrast hervorzubringen — wie in dem Gespräch Orsina's mit Marinelli, des Malers mit dem Prinzen u. s. w. — oder es gehört zur Charakterzeichnung. Marinelli, dem Prinzen, Claudia fällt es nicht ein, in Definitionen zu reden.

Der Fehler liegt tiefer; er liegt in der sittlichen Basis des Stücks, in der sittlichen Bildung des Dichters und der Zeit, mit deren Geist er zu kämpfen hatte.

Um dies deutlicher zu machen, sondern wir die im Stück beschäftigten Personen in zwei Gruppen: die Gruppe der Weltleute, die ein positives Verhältniß

zur herrschenden Gesellschaft suchen, Marinelli, der Prinz, die Banditen, Orsina, auch der Rath, auch der Maler, auch Claudia; und die Gruppe der isolirten Tugendhaften, der Idealisten, die sich aus dem Leben der Gesellschaft zurückziehn, weil diese ihren Idealen widerspricht: Odoardo, Emilia, Appiani.

Die erste Gruppe ist durch und durch meisterhaft dargestellt; die zweite, soviel Kunst und poetische Kraft auf ihre Darstellung gewendet ist, ist verfehlt.

Ich gehe gleich aufs Einzelne ein.

Wer noch irgend ein gesundes Gefühl in sich trägt, muß über die That, welche den Knoten des Stücks zerhaut, schaudern; nicht mit jenem tragischen Schauder, der uns erhebt und erhöht, indem er uns erschüttert, sondern mit jenem kalten Schauder, der uns verwirrt, uns in Furcht setzt, weil er aus etwas Fremdem, Unheimlichem, Gespenstischem entspringt. Die Ermordung der Emilia ist weder durch das sittliche Gefühl noch durch die Leidenschaft motivirt.

Man muß dabei nur Zweierlei im Auge behalten. Odoardo ist keineswegs ein Calderonscher Vater, der sämmtliche Stichwörter im Katechismus der Ehre auswendig kann, und vollkommen beruhigt ist, wenn er auf das jedesmalige Stichwort mit seiner Rolle einfällt. Ein Calderonscher, katholischer Vater würde schon durch den Schein die Ehre seines Hauses verletzt fühlen. Emilia kommt in ein schlechtes Haus, was dort mit ihr geschieht, ist gleichgiltig, ihren guten Ruf verliert sie unbedingt; diesen Makel der Ehre kann nur Blut abwaschen, also frisch ihr den Dolch in das Herz gestoßen, abgewischt und dann ruhig frühstücken gegangen, als ob nichts erhebliches vorgefallen wäre. So würde der Spanier, unter Umständen auch der Franzose, empfinden; der Germane, der Protestant empfindet anders. — Odoardo's Zweck ist nicht einmal Rache, wenigstens nicht direct; den Mörder Appiani's überläßt er einem „höhern Rächer", er will nur künftigem Unheil vorbeugen.

Ferner. Die Gesellschaft, gegen welche der Tugendhafte zu kämpfen hat, ist keineswegs in einem solchen Zustande der Fäulniß, daß innerhalb ihrer Formen dem Recht nicht Geltung zu schaffen wäre. Unter einem Nero, in einem Reich der absoluten Willkühr, das mit dem Guten auch im Princip gebrochen, das den Unterschied zwischen Recht und Unrecht vollkommen verloren hat — in einem solchen Reiche kann der Tugendhafte seinerseits sich nur durch absolute Willkühr, durch unbedingte Autonomie geltend machen. Selbstmord, Meuchelmord ꝛc. sind an der Tagesordnung; eine allgemeine Maxime des Handelns kann es nicht geben. Ein solches Reich — das übrigens als Grundlage eines Dramas vollkommen unbrauchbar wäre, weil nur in dem Conflict sittlicher Pflichten eine dramatische Handlung sich entwickeln kann — ist das Guastalla unsers Dichters keineswegs. Die Willkühr des Mächtigen wagt noch nicht, den Schein zu verletzen, Räthe, wie Camillo Rota, haben noch Einfluß, die Liederlichkeit des Prinzen und seiner Rathgeber befleckt zwar das Privatleben durch böses Beispiel, aber sie zerstört nicht

das Gesetz. Als Marinelli in Gegenwart des Prinzen auf die Trennung Emilia's von ihrem Vater aus dem Grunde drängt, weil das Gericht sie über die Ermordung ihres Bräutigams vernehmen muß, weil es einen Nebenbuhler in Verdacht hat — da war die natürliche Antwort Odoardo's: Allerdings ist dieser Verdacht gegründet; meine Tochter ist heute früh von einem Wüstling angefallen worden, und die und die Umstände sprechen dafür, daß die That von seinen Helfershelfern ausgegangen ist. — Dies Verhalten hätte nicht allein dem Zweck besser entsprochen, denn der feige Fürst mußte zittern und nachgeben, er konnte wenigstens seine wollüstige Absicht nicht mehr frei verfolgen, es wäre auch würdiger gewesen. Odoardo beugt sich vor dem Mörder, er bittet um die Gnade, sein Kind noch einmal zu sprechen, um ihn dadurch zu überlisten. — Warum? Der isolirte Tugendhafte ist eigentlich feige, der schlechten Realität gegenüber, der er bisher nur durch die Flucht zu begegnen gewohnt war. In dieser beständigen Flucht hat er ein gedrücktes Wesen angenommen, er wagt nicht, mit seinem Zorn frei hervorzutreten, er ruft sich beständig zu: Ruhig, alter Knabe! und doch muß er sich erst in eine künstliche Exaltation versetzen, um frei und offen zu reden; — er stichelt.

Zuletzt kommt seine That doch wieder auf eine Rache heraus. Er will durch das Gespenst Emiliens die Nächte des Tyrannen heimsuchen lassen, er will auch diese Blutschuld ihm aufladen, auch noch die zweite Schuld, für sein eignes Verbrechen den Thäter verurtheilen zu müssen, um droben ihn vor einem strengeren Richter zu erwarten.

Ein christlicher Ausweg, aber kein dramatischer. Wenn wir die sittliche Ergänzung unserer Thaten, die poetische Gerechtigkeit, die Aufhebung des Deficit im Jenseits suchen, so hat es der Dichter freilich bequem; er kann geschehen lassen, was er Lust hat, die Rechnung stimmt stets.

Aber auch wieder unchristlich, stoisch, heidnisch. Der Christ hat kein Recht zu einer autonomen That, zu einem Verbrechen. Aber selbst der Römer hat bei seiner That doch einen Zweck vor Augen. Virginius tödtet seine Tochter auf dem Forum, vor allem Volk, und das blutige Messer ist das Signal zur Empörung, zum Sturz der Tyrannen, deren Maß voll ist. Odoardo's That ist eine Cabinetsjustiz.

Man vergesse nicht, daß sich der Dichter mit dem Thäter identificirt. Odoardo's That wird nicht wie die Othello's als ein Verbrechen aufgefaßt, als eine Verirrung der Leidenschaft; sie wird von Emilien selbst, und im Grunde auch von dem Prinzen gebilligt. Die Unvollkommenheit der sittlichen Motive trifft also nicht bloß den Charakter Odoardo's, sondern den Dichter.

Noch schlimmer wird die Sache, wenn man die Wendung in Betracht zieht, die ihr Emilie zu geben weiß. Hier kommt es geradezu auf eine Präventivmaßregel heraus, die physische Unschuld zu bewahren. Erwürgt den Säugling, denn wenn er Mann wird, verfällt er in Sünde!

Die Furcht Emiliens vor der Verführung ist so krankhaft, daß sie eine sehr zweideutige Empfehlung ist für die Tugend, die in der Flucht besteht. Emilie erzählt, daß sie mit ihrer Mutter nur eine Stunde im Hause des Kanzlers Grimaldi gewesen, und daß dort ihr Blut so in Wallung gerathen sei, daß sie für nichts stehen könne. Ich muß gestehen, daß mir das absolut unverständlich ist. Emilie ist aus einem adligen Hause, die Tochter eines strengen, sittlichen Vaters; was kann sie im Gesellschaftssaal der Grimaldi's gesehen haben, das ihr Blut so in Wallung gesetzt hat? Vor dem absolut Gemeinen müßte sie schon ihre ästhetische Erziehung bewahrt haben, die moralische kommt dabei gar nicht in Betracht. Die feinere Verführung sieht man aber doch nicht gleich in der ersten Stunde im Gesellschaftssaal. — Wenn man aber bedenkt, daß sie in dem Augenblick, wo ihr Bräutigam ermordet, ihr Haus beschimpft, sie selbst durch schmutzige Gewaltthat besudelt ist; daß sie in diesem Augenblick von dem Mörder *verführt* zu werden fürchtet; daß ihr Stolz, ihr Unwille vor der Furcht verstummt; daß sie sich dazu hergibt, mit dem Wüstling ein anderes Wort zu wechseln, als das grenzenloser Verachtung, unergründlichen Hasses; so weiß man in der That nicht, was man dazu denken soll.

Es ist nicht anders, Emilia bringt die Verführung, die sie fürchtet, in der eignen Seele mit. Der Einsiedler mag sich kasteien, soviel er will, er empfindet doch Brunst, er empfindet sie als ein unfreiwilliges Verbrechen.

Die Tugend, die Pflicht ist ein äußerliches Gespenst; sie ist nicht die Erfüllung, die Heiligung des eignen Wesens; sie ist nur in der Furcht und dem Zittern. — Eine Trennung des Idealen und Realen, wie sie die Grundlage des subjectiven Idealismus ausmacht, wie sie aber in dieser Schärfe nur in der Emilie dargestellt ist. — Diese klösterliche, stoische Tugend, welche die Welt fliehen muß, um ihre Ansteckung zu vermeiden, ist unproductiv für die Geschichte, unproductiv für die wahre Sittlichkeit. Sie traut sich selber nicht; sie klügelt und kommt auf den gewaltsamsten Ausweg. Emilia läßt sich durch die Berechnung feiger Klugheit, hinter die sich die Scham über eine geheime Schuld versteckt, verleiten, das Attentat des Prinzen ihrem Bräutigam zu verschweigen; sie verleitet ihren Vater, den Knoten zu zerhauen, zu dessen Lösung ihr die Sicherheit des Selbstgefühls fehlt.

Ich erinnere beiläufig daran, daß eine ähnliche Verschrobenheit des sittlichen Selbstgefühls der Minna Barnhelm zu Grunde liegt. Auch Tellheim ist ein Knecht der äußerlichen Ehre, er weiß diese Knechtschaft nicht zu überwinden. Aber in einer Lustspielfigur ist dieses Moment der zeitlichen Bestimmtheit in den sittlichen Ansichten zu erlangen, wenn es nur nicht ins Sentimentale gezogen wird, was freilich in der Minna von Barnhelm hin und wieder geschieht.

Unklare sittliche Begriffe setzen unfertige sittliche Zustände voraus. Die Zustände des 18. Jahrhunderts waren es mehr als irgend eine andere Periode der

Geschichte. Man hatte mit den alten Gesetzen der Religion und des Staats gebrochen, man hatte es aber auf eine sehr oberflächliche Weise gethan. Das aufgekärte Christenthum und der aufgeklärte Absolutismus mußten einen tieferen Geist mehr noch verletzen, als die alte Orthodoxie und der naive Despotismus, denn sie beleidigten ihrer Zusammenhangslosigkeit wegen nicht nur das moralische, sondern auch das ästhetische Gefühl. Lessing ist in seinen religiösen Streitschriften mehr scharfsinnig als ehrlich, ungefähr wie Odoardo dem Prinzen, wie Nathan dem Saladin gegenüber. Er widerlegte mit einer gewissen innern Lust die Sophistereien des aufgeklärten Christenthums, aber er sprach nicht aus, was er über das eigentliche Christenthum dachte. Wir müssen in seinen Briefen nachlesen, um uns darüber Aufklärung zu verschaffen. Es war das nicht äußerlicher Schein, sondern innere Unsicherheit; er fühlte, daß der Boden unter seinen Füßen nicht fest war, und wagte nicht, darin tiefer nachzugraben.

Diese Vereinzelung war in dem politischen Leben Deutschlands noch viel empfindlicher. Das gesetzliche Wesen der Reichskammergerichte u. s. w. war in allgemeinen Mißcredit gekommen, man ließ also der subjectiven Willkühr freien Spielraum. Die liberalen Absolutisten, die über der Zweckmäßigkeit das Recht vergaßen, die Freimaurer, die sich im phantastischen Traume über die Noth des Wirklichen erhoben, Werther, der sich aus der schaalen Außenwelt in die unergründlichen Tiefen des Gemüths zurückzog, um darin unterzugehen, und Odoardo, der ein Verbrechen begeht, um es als logische Folge der schlechten gesellschaftlichen Zustände darzustellen und diese dadurch ad absurdum zu führen, sie alle sind Ausdrücke eines und desselben Princips: des subjectiven Idealismus, der das Gesetz der Welt nicht versteht, weil er sich selber nicht versteht. J. S.

Kleine Correspondenz und Notizen.

William Wordsworth.

Der berühmte „philosophische" Dichter ist im April d. J. zu Rydal Mount in seinem 81. Lebensjahre gestorben. — Er war 1770 geboren und eigentlich für die Kirche bestimmt. Aber die Neigung zur Poesie brachte ihn davon ab. Von seinen Gönnern in der Regierung erhielt er die Stelle eines Stempel-Einnehmers, die 1835 durch eine Pension von 300 L. ersetzt wurde.

Sein erstes Werk war eine poetische Epistel an eine junge Dame von den Seen im Norden Englands: „Ein Abendspaziergang" (1793), die den zwei Jahre jüngeren Coleridge auf ihn aufmerksam machte, und seit 1796 zu jener innigen Verbindung führte, aus der die sogenannte „Schule der Seen" hervorging — ein Spottname, hergeleitet aus der Vorliebe der beiden Dichter zu den Seen bei Rydal Mount, wo Wordsworth seit seiner Verheirathung mit Mary Hutchinson 1803 seinen Aufenthalt fand. Der Dritte von den Dichtern, der sich an diese Schule „des Weinens und der Hypochondrie" anschloß, war Robert Southey.

Das zweite Werk, die „lyrischen Balladen" (1798), fand keinen Anklang, und er schwieg längere Zeit. Erst 1807 erschienen 2 Bde. vermischter Gedichte. Größeres Aufsehen machten 1814 „der Ausflug" und „Peter Bell." Namentlich das letzte Gedicht wurde von der Kritik sehr heftig angegriffen, aber es war wenigstens eine neue, beachtenswerthe Richtung. — Eine Sammlung von Sonetten, unter dem Titel: „der Fluß Dudon", 1820, hatte unter all seinen Werken den besten Erfolg. — Nach Southey's Tode wurde Wordsworth zum Poet Laureat ernannt. — Ueber die eigenthümliche Richtung seiner Lyrik ein andermal.

Musikalische Neuigkeiten.

Wir berichteten vor einiger Zeit von einer neuen Form der Pariser Musik, der dramatischen Symphonie; in den letzten Wochen hat die Salle Ventadour wieder eine neue Gattung gesehn: das Mysterium, welches zwischen Oper und Oratorium in der Mitte stehen sollen. Der Stoff ist „die Erlösung," die Composition von Giulio Alary, einem Anhänger der italienischen Schule; das Textbuch von Emile Deschamps und Emilien Paciui. Es besteht aus fünf Acten, mit einem Prolog und Epilog. Der Prolog enthält das Abendmahl, Gesang der zwölf Apostel. Der erste Act spielt auf dem Oelberg: das Gebet Jesu, Arie mit Horn, Erscheinung der Engel, Ankunft des Verräthers mit Soldaten und Volk, Schaudern des Volks bei dem Anblick Jesu, Zorn des Petrus, endlich Abführung des Erlösers. Zweiter Act: Jesus vor dem Sanhedrin, Petri Verläugnung und Reue in einer Romanze, Selbstmord des Judas. Dritter Act: Das Gericht, die Geißelung. Mystisches Trio von Glaube, Liebe und Hoffnung mit Chor. Vierter Act: Die Nationen auf dem Wege nach Golgatha, Klagen der Weiber, cynischer Chor des Volkes, Romanze der Jungfrau Maria, eine sanfte Episode der Hirten, die ihr Vieh zur Weide treiben; der ewige Jude und Simon von Cyrene. Fünfter Act: Die sieben Worte Jesu am Kreuz, der gute und böse Schächer, Anbetung der drei Marien nebst Johannes, Arie der reuigen Magdalena, Soldaten, die um den heiligen Rock würfeln, mystischer Chor der Seelen, Erdbeben und die übrigen Wunder beim Tode des Heilands. — Im Epilog zeigt eine Stimme vom Himmel die Auferstehung an, ein allgemeines Hosiannah schließt das Stück. — Die Kritik findet, bei manchem Lobe, zu viel leichte Melodie und zu wenig Ernst im Styl. —

Von Ambroise Thomas, Componist der beiden komischen Opern: La double échelle und Caïd, ist eine neue Oper erschienen: der Sommernachtstraum (le songe d'une nuit d'été), die Shakespeare in einem Liebesverhältniß mit der Königin Elisabeth darstellt. Das Textbuch ist von Leuven und Roster.

Im ersten Act finden wir Shakespeare in einer Orgie, in welcher der leibhaftige Fallstaff der Cermonienmeister ist. Es treten zwei maskirte Damen auf: die eine ist die Königin. Sie will den Mann, in welchem sie den großen Genius erkannt hat, seinem wüsten Leben entreißen. Shakespeare, der im Rausch eingeschlafen ist, wird auf ihren Befehl heimlich nach Richmond gebracht. Im zweiten Act erwacht er in einem Park von feenhafter Schönheit, im Mondschein, der sich phantastisch in einem See spiegelt. Ein unsichtbarer Chor begrüßt ihn. Eine Stimme, die er schon einmal gehört, verkündet ihm seinen künftigen Ruhm und erklärt, sie sei sein guter Genius. Der entzückte Dichter will sich versichern, ob es Traum oder Wahrheit ist; er faßt eine weib-

liche Hand. Aber es ist nicht mehr die Königin, es ist ihr Ehrenfräulein Olivia. Ihr Bräutigam, Lord Latimer, kommt dazu; er glaubt sich verrathen, und schlägt sich mit Shakespeare. Die Waldhüter von Richmond, unter Falstaff's Anführung, eilen mit Fackeln herbei; Latimer ist verwundet, Olivia fällt in Ohnmacht. Im dritten Act weiß die Königin Alle zu überreden, es sei nur ein Sommernachtstraum gewesen; aber der glückliche Dichter ist zu einem neuen Dasein erwacht. —

Von Scudo ist erschienen: Critique et litterature musicales, das in der Geschichte der Musik bei aller Anerkennung der nationalen Differenzen eine idealistische Richtung zu verfolgen strebt.

Romantische Uebertreibungen.

Wir haben in Heft 21. einen Abriß von dem wunderlichen allegorischen Gedicht: „Festus" von Philipp Bailey gegeben. Wir fügen noch Einiges über das neuere Gedicht desselben Verfassers: the angel world hinzu, welches genau in demselben Charakter gehalten ist. — Die Scene beginnt mit der Sphärenmusik, die in das Herz der Natur eindringt, wie „eine silberne Stickerei am Gewand eines Mädchens, Alles umgrenzend und verschönernd." — In einem der reinsten und glücklichsten Sterne ist eine Versammlung der auserlesensten Engel, die in Festkleidern um einen goldenen Tisch versammelt sind, Brod essen, welches von goldenem Weizen gemacht ist, den Wein des Lebens trinken, und sich mit andern himmlischen Vergnügungen der sphärischen Ordnung beschäftigen. Zu ihnen gesellt sich ein strahlender Jüngling, „unsterblich wie der Morgen", aber bestaubt vom Wege, den er zurückgelegt hat; nach den ersten Begrüßungen erhebt er sich, und erzählt mit einer sanften Aussprache, „gleich der Stimme nachdenklichen Schweigens", die Geschichte von der Schöpfung der Erde und ihrem Falle. Leider erzählt er sie incorrect, was um so mehr zu bedauern ist, da er Niemand Geringeres vorstellt, als den Erlöser selbst. „Unbekannt den Engeln, in der Mitte eines strahlenden Ringes von Welten, ist, oder war vielmehr, ein lichter Kreis, der einst ganz mir gehörte. Im Himmel wohnte mein Engelvater, und regierte ruhmvoll manchen auserlesenen Stamm edler Tugenden, er selbst Souverän und Haupt aller Cherubthrone; sein Name Abiel, der meine Beniel, sein einziger Sohn — ihr seid ja alle Gottes Söhne. Diesen Kreis begabte ich mit Leben und liebenden Wesen. — Darunter waren zwei Engelschwestern, göttliche Nymphen, die Töchter des Herrn über die Götter und Menschen, Stern-ausgestattet, Licht-begabt (star-dowered, light portioned), die völlige Realisirung des himmlischen Ideals." Die eine ist weise, die andere fällt in ziemlich schwülstigen und unverständlichen Bildern. Die weise Schönheit wird von bösen Menschen einem fürchterlichen Drachen vorgeworfen, der sich von Seelen nährt, und in grausenhaften Zügen geschildert wird. Da kommt der Erlöser, wie ein zweiter Perseus, ergreift sie schnell, führt sie zu einer einsamen Klippe im Meer, und schwört, sie zu befreien. „Das Blitz-Roß, welches von der Luft lebt und das Zeichen der göttlichen Zerstörung aller Welten ist, von dessen Huf die Funken, in fallenden Sternen, von dem diamantnen Wege des Raumes abgeschlagen, über das Firmament strömen, kam in behender und feierlicher Freude zitternd auf meinen Ruf. Ich nahm eine Lanze aus Licht, einen Sonnenstrahl in ewiges Feuer getaucht, in meine Hand, und fort eilten wir." U. s. w. Wir wollen die „selbstlosen Geister", „die Sternländer", „dreifältigen Essenzen", „ruhe-

vollen Sterne" u. dgl. nicht weiter verfolgen. — O England! wenn auch du den Verstand verlierst, was soll aus der Welt werden! —

In dieselbe Classe gehören von Robert Howard: Enthüllungen der ägyptischen Mysterien, und: Geschichte der Schöpfung; Schriften, die Alles hinter sich lassen, was unser Creuzer, Görres und die Schellingschen Naturphilosophen in dieser Branche geleistet haben. —

Ich knüpfe an diese unbritischen Extravaganzen ein drittes Werk, ein allegorisches Gedicht von Robert Browning: Christmas-Eve and Easter-Day (Weihnacht und Ostern). — Es ist in phantastischen Knittelversen geschrieben; die Sprache von einer affectirten, burlesken Nachlässigkeit. Es beginnt:

Out of the little chapel I burst
Into the fresh night air again.
I had waited a good five minutes first
In the doorway, to escape the rain u. s. w.*)

Eine Masse närrischen Volks drängt sich in die Capelle, die einer Dissenter-Versammlung angehört. Darunter „ein fettes Frauenzimmer, das, ganz außer Athem, einen triefenden Regenschirm, ein Wrack aus Fischbein, neben mich stellte, und mich beschmutzte." „Ich hatte bald genug davon. Der heiße Durst, meiner Nachbarin fettiger Rock, waren ein Kieselstein, verglichen mit dem bleiernen Gewicht, welches des Predigers unermeßliche Dummheit auf mich warf, als er seine Doctrinen hervorbrüllte." Er entflieht ins Freie; draußen findet er einen Mondregenbogen, der sehr poetisch beschrieben wird, und schwingt sich auf demselben mit Hilfe eines Mantels in die Lüfte, bis er an einen gothischen Thurm kommt.

It may be — though *which*, I can't affirm — any
Of the famous middle-age towns of Germany;
And this flight of stairs where I sit down,
Is it Halle, Weimar, Cassel, or Frankfort,
Or Gottingen, that I have to thank for 't?
It may be Gottingen, most likely.**)

Dort belauscht er ein Collegium. „Mit bedächtigem Schritt, weil ihm sein Schädel zu schwer wird, steigt ein Professor mit einer Habichtsnase und knöchernen Wangen auf das Katheder: zu drei Theilen erhaben, zu einem groteskk. Ein Strom der Liebe drang in mein Herz: dieser blasse, jungfräulich gesinnte, arbeitsame Märtyrer einer milden Begeisterung, als er mit Husten und einem bedenklichen Speien präludirte, worauf ich sympathetisch antwortete, und dann dastand, sein Auditorium übersehend, mit einem ätherisch reinen, beinahe himmlischen blauen Auge. Er ordnete seine Noten, bis die Studenten sich geräuspert hatten, jeder bärtige Mund in aufmerksamer Spannung, so still, daß man das Fallen eines Apfels eine halbe Meile weit hätte hören können; er schob seine Brille zurecht, die Augen funkelten wie Lampen aus einer Zelle, schüttelte

*) Ich eilte aus der kleinen Capelle in die frische Nachtluft zurück. Ich hatte vorher in dem Thorweg gute fünf Minuten gewartet, um dem Regen zu entgehen.

**) Es war wohl eine von den mittelalterlichen Städten Deutschlands; welche, kann ich nicht sagen! sollte ich für diese Treppen, auf denen ich sitze, mich bei Halle, Weimar, Cassel oder Frankfurt bedanken? Wahrscheinlich Göttingen.

sein Haupthaar, wie unser Jung-England, wenn es nach vollendeter Verdauung eine brillante Ansicht über die Kleiderfrage von sich geben will, und begann mit einer ernsten, wohlthuenden, obgleich heisern Stimme seine Weihnachtsrede." U. s. w.

Soviel Heinesche Romantik, als man von einem Engländer nur immer verlangen kann. Es geht nämlich nicht immer in diesem humoristischen Cynismus der Gassenliteratur fort, es kommen dann auch wieder hyperpoetische Stellen, deren mystische Bildersprache so geschraubt ist, daß dem Leser im buchstäblichen Sinn Hören und Sehen vergeht; der Unterschied der Sinne schwindet, Farben, Töne, Gestalten, Licht, Nacht, Ewigkeit, Zeit u. s. w. verschwimmt in einem unendlichen Chaos, aus dem keine Brücke zum Verständniß führt, und in einem Weltgerichts-Gewitter schwindet die Natur wie das Selbstbewußtsein. Aber immer in Knittelversen und in wunderlichen Reimen, wie see equipt yours — holy scriptures u. s. w. Aus einem Gedicht von Heine: die Götterdämmerung, kann man sich ungefähr ein Bild dieser wüsten Phantasie machen. Viele Stellen könnten geradezu von Shelley oder Bailey geschrieben sein. Einmal tritt Gott persönlich auf, die Bilder thürmen sich titanisch auf einander, um seinem Wesen gerecht zu werden, die Apokalypse erscheint im Vergleich zu diesen Offenbarungen wie ein solides und nüchternes Buch. Dann folgt wieder eine lange Reihe trockner, metaphysischer und sehr undeutlicher Speculationen, über die Heiligkeit der katholischen Kirche, verschiedener Geheimnisse der Theologie, mit dem Cynismus des absoluten Zweifels und einer Art fulminanter Sentimentalität zerfetzt. Zuletzt kommt der Dichter nach vielen Irrfahrten darauf heraus, daß Liebe die Hauptsache sei; aber auch das scheint ihn nicht völlig zu besänftigen, und es stellt sich nicht völlig klar heraus, ob er in Folge dieser Erkenntniß selig wird oder unmittelbar zur Hölle fährt. —

Von einer neuen Schrift von Thomas Carlyle: The occupants of Downing-Street (der dritten Folge seiner Latter-Day-Pamphlets), welche die auswärtige Politik Englands behandelt, ist für den Kenner Carlyle's nichts weiter zu sagen, als daß sie sich dem Inhalt wie der Form nach vollkommen seinen frühern Werken anschließt, d. h. völlig in unser Register „romantischer Uebertreibungen" gehört. —

Von David Urquhart, dem unermüdlichen Gegner Lord Palmerstons: The pillars of Hercules, a narrative of travels in Spain and Morocco. Das Buch ist in jenem schnurrigen Styl geschrieben, der dem Verfasser eigen ist, und der zuweilen an Carlyle erinnert, und in jener eigenthümlichen Anschauung, der schwarz erscheint, was alle übrigen Menschen für weiß ansehen. Die zur fixen Idee gewordene Begeisterung für die orientalische Lebensweise und die gründliche Verachtung gegen alles europäische Treiben spricht sich in jeder Zeile aus. Das Leben der Wüste und in den Zelten, der Werth primitiver Traditionen und Sitten im Gegensatz zu unsern künstlichen Gesetzen, die „wilde Gerechtigkeit" der Selbsthilfe, werden ihrer malerischen Reize, ihres ehrwürdigen Alters, ihrer veränderungslosen Dauer wegen bewundert, und dem schaalen, wandelbaren, unnatürlichen Conglomerat, welches man nordische Civilisation nennt, als Muster aufgestellt. Wenn Europa nicht überall türkische Badeanstalten einführt, so ist keine Rettung zu hoffen. —

Theater.

Im Gymnase (Paris) ist auf die verschiedenen Monk's wieder eine Episode aus der englischen Revolution gefolgt: Prinzessin und Köhlerin. Henriette, von

Cromwell als Geißel zurückgehalten, entflieht aus dem Gefängniß und erwartet in der Nähe des Meeres, in einem Walde, einen Vertrauten, der sie nach Frankreich führen soll. Aber dieser läßt sie im Stich, und sie ist in der größten Noth, bis eine mitleidige Köhlertochter ankömmt, die Kleider mit ihr tauscht, und sich an ihrer Stelle verhaften läßt. Vor dem Parlament erledigt sich die Sache, und Alles endet erwünscht für ein loyales Gemüth. —

Eine eigenthümliche Erscheinung ist ein so eben herausgekommenes dramatisches Gedicht von Sydney Yendys (offenbar ein Pseudonym: der zweite Name ist der umgekehrte erste): der Römer (the Roman). — Es spielt in unsern Tagen: der Held desselben, Vittorio Santo, ist ein Apostel der Freiheit, der in der Verkleidung eines Mönchs die Einheit Italiens, den Sturz der östreichischen Herrschaft und die Wiederherstellung der römischen Republik predigt. Zuerst kommt er zu einer Gruppe von Tänzern und tadelt sie, daß sie auf ihrer Mutter Grab tanzen. Die Mutter ist Rom. — Dann in eine friedliche Hütte, deren idyllische Zustände in einer völlig lyrischen Form geschildert werden. Die Eltern spielen mit ihrem Kinde; sie bitten den Mönch, ihm seinen Segen zu geben. Er ertheilt ihn: „Du Kind, Freude deiner Mutter, Hoffnung deines Vaters; du reiner Wohnplatz, an den zwei zärtliche Herzen ihr Glück knüpfen, du kleiner Liebestyrann, der du mit süßer Gewalt zu den Alten kommst, die in deinen heitern Einfällen die ernste Erinnerung einer theuern Vergangenheit sehen, wo sie Kinder waren gleich dir — du lebendiges Zeugniß Gottes gegen alle Menschen, die Kinder gewesen sind — du ewiges Versprechen, das Niemand hält — du Abbild unserer Natur, die in Verzweiflung und Stolz wir verachten und anbeten — — kennte ich eines Vaters Freuden, wäre ich von Stolz und Ehrgeiz besessen, hätte ich mächtige Glieder, die sich gegen ihre Kette empören, fühlte ich, daß man Rache als Erbtheil hinterlassen kann, so wollte ich Gott bitten, mir solch einen Sohn zu geben. Schlafe sanft diese Nacht, mein Kleiner! Und dein Erwachen möge sein, wo es weder Könige noch Sklaven gibt. Von all deinen Spielgenossen mögest du der Erste sein, welcher stirbt.“ — Die Wendung ist überraschend, und der sich daraus entwickelnde Dithyrambus des Hasses gegen die Unterdrücker der Freiheit energisch genug. Er erzählt darauf sein eignes Schicksal: ein geliebter Bruder ist ihm von den Oestreichern erschossen. Auf diese Weise regt er überall das Gemüth des Volks auf. In einer Versammlung von Sängern gibt er eine begeisterte Schilderung von der Größe Roms, selbst seiner Ruinen. — Zuletzt fällt er als ein Märtyrer seiner Sache, aber er bewahrt den Glauben an ihren Triumph. — Von einer eigentlich dramatischen Entwickelung ist nicht die Rede, es ist eine Reihe lyrischer Momente, aber in edlem Styl gehalten, und von einer Energie des Gefühls, die zuweilen an Byron erinnert und von dem jungen Dichter gute Erwartungen erregt. —

Neue Romane.

Aus England. The Forest and the Fortress (der Forst und die Festung), ein Roman aus dem 19. Jahrhundert, von Laura Jewry, schildert den Aufstand in Serbien unter Czerny Georg. — Arthur Montague, von einem Flaggen-Offizier; ein Seeroman in der Manier Marryat's. — The Scottish Cavalier, von James Grant: eine Darstellung der Revolution von 1689, mit sichtbarer Nachahmung W. Scott's. — Kingsconnell, von Mrs. Gordon, eine schottische Familiengeschichte, die sich über

drei Generationen ausdehnt, und die religiösen Gegensätze aus den Zeiten Irving's zeichnet. — Raymond Revilloyd, von Grace Webster, Schilderung von Greueln, die in einer sogenannten religiösen Gesundheits-Anstalt, von englischen Abenteurern in Italien gegründet und durch englische Unterstützung erhalten, begangen werden sollen. Der Name der Anstalt ist: Wallenbach or the Royal British Sanctuary. —

Jules Janin, la Religieuse de Toulouse. Halb Roman, halb historische Monographie. Der Inhalt ist die Geschichte der Jeanne de Julliard, Gräfin von Mondonville, welche theils aus Thätigkeitsdrang und Herrschsucht, theils aus einer gewissen Anlage zur religiösen Schwärmerei, zu der Zeit Ludwigs XIV. den Orden der Filles de l'enfance gründete, denselben mit den Jansenistischen Anstalten in Verbindung setzte, mit denselben gemeinsam verfolgt wurde, und endlich den Conflict mit ihren bischöflichen Vorgesetzten so weit trieb, daß man sie in ein strenges Kloster einsperrte. — Es sind nicht die bunten Abenteuer, von denen dieses Buch wimmelt, und deren Erfindung jedem der modernen Romantiker Ehre machte, was die Aufmerksamkeit der Franzosen erregt hat; es ist seine religiöse Tendenz. Früher war man gewöhnt, die theologischen Plänkeleien der verschiedenen religiösen Richtungen zur Zeit der Maintenon als eine Absurdität von beiden Seiten zu betrachten, wenn auch an den sinnlosen Gegenstand viel Geist, Gemüth und Phantasie verschwendet war; und wenn man für eine Seite Partei nahm, so war es für die Jansenisten gegen die Jesuiten, theils weil sie die Verfolgten waren, und sie zu einem Symbol der Glaubensfreiheit gemacht werden können, während sich an die Jesuiten alle die schlechten Vorstellungen knüpfen, die man mit der katholischen Kirche überhaupt zu verbinden geneigt ist, theils wegen ihrer strengeren sittlichen Lehren. Bei Jules Janin ist es in beiden Stücken umgekehrt. Er spricht mit der tiefsten Ehrfurcht und Andacht von jenem theologischen Schulgefecht, weil Gott doch der erhabenste Gegenstand sei, an dem der menschliche Scharfsinn sich versuchen könne; und er nimmt entschieden Partei für die Kirche gegen deren streng religiösen Gegner; er zeigt, daß Ludwig XIV., als er die Jansenisten verfolgte, von einem sehr gerechtfertigten Instinct ausging, von dem Vorgefühl, daß auch die kleinste Nachgiebigkeit gegen die menschliche Freiheit im religiösen Denken und Empfinden, selbst wenn dieses einen tief sittlichen Inhalt hatte, die Kirche gefährden müsse. Der große König habe in Arnauld den Vorläufer Voltaire's und Robespierre's empfunden. — Daß ein literarischer Charlatan, wie Janin, ein gedankenloser Scepticer, der gleich seinen übrigen romantischen Collegen mit einer gewissen Wollust im Schmutz des Lebens gewühlt hatte, angeblich um darüber zu weinen, eigentlich aber aus einem sympathetischen Gelüst zuletzt dahin kommt, mit einer großen Salbung für den Himmel und dessen Stellvertreter Propaganda zu machen, liegt ganz in der Natur der Sache, denn in diesen Sprüngen besteht eben das Wesen der Poesie des Contrastes. Daß aber die französische Kritik, welche die Socialisten bekämpft, sich für den Dichter des todten Esels und der guillotinirten Frau begeistert, bloß weil seine neue Wendung zu ihrer gegenwärtigen Stimmung paßt, obgleich sie in ihm die volle Ebenbürtigkeit mit Victor Hugo, Eugen Sue und Alfred de Musset erkennen muß, die er sogar an Capricen und wüsten Neigungen noch übertrifft — das spricht mehr für die völlige Depravation des französischen Geistes, als selbst die blutigen Phantasien der modernen Jakobiner.

Reginald Hastings. Von Eliot Warburton. Eine Episode aus der ersten englischen Revolution. Von demselben Verfasser sind die sehr populären Bücher: Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers, und: The Crescent and the Cross (Der Halbmond und das Kreuz). Warburton ist Tory und Royalist; die Puritaner werden, wie in dem berühmten Old mortality von Walter Scott, in abschreckenden Farben gezeichnet; sein Ideal ist der English gentleman of the good old time, der treu den Sitten und Gefühlen seiner Vorfahren an seinem Heerde lebt, und ebensoviel Haß gegen die psalmsingenden Rundköpfe, als Abneigung gegen die geputzten Höflinge hegt; ein angenehmes idyllisches Bild, von dem wir seiner Zeit nach Macaulay's Anleitung eine Skizze gaben. — Der Roman, der in Bezug auf Erfindung und Darstellung eine sehr ehrenwerthe Stellung einnimmt, spielt nach dem Tode des Königs in den Niederlanden, der Schweiz und Italien. Von den bedeutenden historischen Persönlichkeiten, die in jener Zeit eine Hauptrolle spielten, Cromwell u. s. w., sind interessante Portraits gegeben. — Im Uebrigen ist der Einfluß von W. Scott, und selbst von Ainsworth und dem Verfasser von Whitefriars, in den dunkeln Irrwegen der Intrigue nicht zu verkennen.

Ein neuer Romam von Fenimore Cooper: the ways of the Kour, der Anzeige nach das letzte derartige Werk des Verfassers, ist eine bittere Satyre auf die gesammte Demokratie Nordamerikas, von der Presse an bis zu den Geschwornen. Den Faden zu diesen Reflexionen bildet eine höchst verwickelte und mysteriöse Criminalgeschichte, in welcher eine Unwahrscheinlichkeit die andere ablöst. — Seitdem sich Cooper aus der Sentimentalität der Urwälder, der Rothhäute und der Squatter in das reale Leben zurückgezogen hat, ist er dem Publicum fremd geworden; mit jenen Ossianischen Idyllen hat er, und das ist immer ein bleibendes Verdienst, der Einbildungskraft eine neue Welt erobert. — Man fängt jetzt an, die Urgeschichte der Amerikaner von einem ernsteren, weniger sentimentalen Standpunkt zu betrachten. Eine Reihe lehrreicher Schriften ist neuerdings darüber erschienen. Ich führe an: The Western World, von A. Mackay; Anecdotes of the first settlers, von Alex. Roß; History of the United States, von Hildreth; Travels in the West, von Mstrs. Houstoun. Man wird durch diese Geschichten darauf aufmerksam gemacht, daß die Basis der amerikanischen Sittlichkeit keineswegs eine tabula rasa war, auf der jedes beliebige Experiment aufgeführt werden konnte; daß vielmehr der Geist der Puritaner das ganz bestimmte sittliche Gesetz gebildet hat, aus dem die spätere organische Entwickelung der Demokratie verfolgt werden kann. — Man vergleiche darüber einen geistreichen Aufsatz von Philarète Chasles in der Revue de deux mondes (15. Mai). — Da Cooper mit jenem Roman vom Publicum Abschied zu nehmen erklärt, so wollen wir hier einen kurzen Blick auf seine literarische Thätigkeit werfen. — Er ist geboren 1789, ging in seinem sechszehnten Jahre zur See, schrieb seinen „Spion" 1821, „die Ansiedler oder die Quellen des Susquehannah" 1822, „der Lootse" 1823 (Geschichte des Paul Jones), „der letzte der Mohikaner" 1826. In dieser Zeit machte er seine große Tour durch Europa, war 1826—29 Consul in Lyon, reiste darauf nach Dresden, wo er sich bis zum Frühjahr 1830 aufhielt, und zwei seiner bekanntesten Romane: „Die Beweinte von Wish-ton-Wish" und den „rothen Freibeuter" herausgab, ging nach der Schweiz und Italien, und kehrte 1831 nach Amerika zurück. Von seinen spätern Romanen, die im Auslande spielen, hat eigentlich nur noch der „Bravo" (1831) seiner Curiosität wegen

Aufsehn erregt. — Die spätere Belletristik hat ihn überflügelt. — Ob eine Miß. F. Cooper, von der so eben: Rural hours in the United States erschienen sind, seine Verwandte ist, weiß ich nicht zu sagen. —

Neue historisch-politische Schriften.

Ein Beitrag zur Geschichte des neuesten englischen Krieges in Indien vom Major Herbert Edwards: Narrative of service and adventure on the Punjaub frontier during 1848 and 1849. —

Zur Geschichte des 16. Jahrhunderts: The emperor Charles V. and his ministers, a series of lettres now first published from the originals in the imperial family archives at Vienna, together with the itinerary of the Emperor from 1519—1551. By his secretary Vandernesse. With a connecting narrative and characteristic notices of the Emperor and his distinguished contemporaires. By William Bradford. (Originalbriefe Karls V., aus den Familienarchiven zu Wien zuerst publicirt. Mit den Portraits des Kaisers, des Marquis Pescara und des Herzogs von Alba.) —

Das Werk unsers Schlesinger über Ungarn ist von Franz Pulsky ins Englische übersetzt, und mit einer Einleitung und Noten versehen. —

The history of the Sicilian Vespers, by Amari. Edited, with introduction and notes, by the Earl of Ellesmere.

Von Erskine Neale: the life of the Duke of Kent. (Vater der Königin Victoria.) — Vom Lieutenant Frederik Walpole: four years (1844—48) in the Pacific (Vier Jahre im stillen Meere). — Vom Capitain Lynch: the expedition to the dead sea and the Jordan. — Von Dr. Cooke Taylor: Memoirs of he house of Orleans to the present time. (Von demselben Verfasser war erschienen eine Biographie der Königin Elisabeth und ein Handbuch der alten und neuen Geschichte.) —

Von M. de Chastelus: Soixante ans de l'histoire de France, ou les oscillations de l'esprit humain. Der Verfasser findet trotz aller Anstrengung keinen Weg zur Ordnung aus der gegenwärtigen Anarchie. — Von John Lemoinne: Affaires de Rome; gesammelte Aufsätze, die zu Ende des vorigen Jahres im Journal des Débats erschienen waren. Wie die meisten französischen Publicisten, ist der Verfasser zu der Ueberzeugung gekommen, daß an ernsthafte, durchgreifende politische Reformen im Kirchenstaat nicht zu denken sei. —

Eine Broschüre: Zur Rechtfertigung Nordschleswigs. Votum eines nordschleswigschen Predigers (Fr. Petersen in Ulderup), Kiel, Schwers, sucht die Gewaltthätigkeiten der dänischen Propaganda ans Licht zu stellen, und die Deutschen in Nordschleswig gegen die Anklage zu rechtfertigen, daß sie lau seien in der Sache des Vaterlandes. —

Wir haben die neu erschienenen Bände der Geschichte Griechenlands von Grote bereits erwähnt. Wir knüpfen noch eine nachträgliche Bemerkung daran. — Der Verfasser, der überhaupt die demokratischen Einrichtungen Athens mit vielem Geschick gegen alle Vorwürfe, die mit Recht oder Unrecht dagegen angeregt sind, zu vertheidigen sucht, hat auch den Tod des Sokrates vom Standpunkt des positiven Gesetzes zu rechtfertigen

unternommen. Uns Deutschen ist das nichts neues mehr; seitdem Hegel, und zwar mit vollem Recht, die Bezeichnung der „Unschuld" als eine beleidigende und unwürdige für den Träger einer neuen geschichtlichen Idee zurückgewiesen hat, ist es Mode geworden, in diesen Begriff der Schuld, mit welchem Hegel nichts anderes verknüpfte, als das Zugeständniß eines Factums, das moralische Urtheil des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, wieder hineinzulegen. Namentlich Forchhammer hat in Sokrates das Haupt einer aristokratischen Verschwörung gefunden, gegen den sich die Republik eigentlich noch nachsichtig benommen habe. — Nichts ist mißlicher, als auf die alte Geschichte den Maßstab des positiven Criminalrechts anzuwenden, an den wir gewöhnt sind, und in der Uebereinstimmung einer positiven Strafbestimmung mit der erfolgten Strafe die Rechtmäßigkeit dieser Strafe zu sehen. Den Griechen war ein solcher Formalismus der Gesetzlichkeit unbekannt; ein Problem, wie es Shakespeare in seinem Kaufmann von Venedig aufgestellt hat, wäre ihnen völlig unverständlich gewesen. In allen ihren Urtheilen muß man auf die Totalität der Sache eingehen. — Das Urtheil der Alten über den Tod des Sokrates ist ein einstimmiges gewesen, und es ist ein eitles Unternehmen, die Thucydides, Xenophon, Platon u. s. w., kurz sämmtliche Schriftsteller von Ansehen in ihrer Verurtheilung der Demagogie als parteiische Reactionärs zu verdächtigen. Für die Rechtfertigung jenes Justizmordes hat sich darum kein Anwalt gefunden, weil er, in seiner Totalität genommen, nicht zu rechtfertigen war; die einzelnen Gesichtspunkte, welche die Demokratie für sich anführen konnte, haben auch unsere Quellen anzugeben nicht vergessen. —

Washington Irving hat als Fortsetzung zu seinem Leben Mahomed's die Geschichte seiner Nachfolger bis zu dem Einfall in Spanien herausgegeben. Das reiche Colorit des berühmten Schriftstellers und die Anschaulichkeit seiner Darstellung gibt dieser Schrift, die streng historisch gehalten ist, und zum Theil auf weniger bekannten Quellen beruht, alle Reize eines historischen Romans, ohne den Ernst der Wissenschaft zu beeinträchtigen. Er versteht mehr als ein anderer Geschichtschreiber die Kunst, die kleinen Züge des Volkslebens, seine Sagen und Anekdoten, die oft so charakteristisch für die Anschauung seiner Culturverhältnisse sind, in den breiten epischen Rahmen der Geschichte zu verweben. —

Herr Ledru-Rollin ist als Schriftsteller aufgetreten; er hat in einer Schrift: De la décadence de l'Angleterre in jener selbstgefälligen Declamation, die den alten Chef der Jakobiner auszeichnet, die ganze Cultur Großbritanniens, seine Politik und seine Sittlichkeit, vor den Richterstuhl der uneingeschränkten Vernunft gezogen und das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen. Mit ein wenig Phrasen hat er Altengland umgebracht. — Derartige Bücher sind lehrreich, weil sie Jeden, der noch irgend einen Zweifel darüber hegte, über die geistige Nullität unserer Weltverbesserer aufklären. —

Captain Thamier, der bekannte Novellendichter, hat eine Geschichte der letzten Pariser Revolution geschrieben, die er als aufmerksamer Augenzeuge mit erlebt hat. —

Die Topographie des heutigen Paris und Berlin. Von Karl Rosenkranz. (Königsberg, Bornträger.) — Man hat es dem Königsberger Philosophen öfters übel ausgelegt, daß er zuweilen vom Katheder herabsteigt, sich in die Gassen begibt, und dem Publicum wiedererzählt, was er dort mit klugen Augen gesehen hat. Einem Metaphysiker, der sich in die Abgründe des Seins und Nichtseins vertieft hat, will man es nicht erlauben, „Königsberger Skizzen" und Aehnliches zu schreiben. — Mir geht es

umgekehrt. Ich finde in Rosenkranz eine scharfe und feine Beobachtung, einen empfänglichen Sinn für das Concrete und Mannigfaltige, eine große Kunst der Darstellung. Rosenkranz hat diese Detail-Anschauungen nur benutzt, um dem Gewebe seiner Schlüsse und Deductionen mehr Colorit zu geben. Es scheint mir, als hätte sein Talent ihn eigentlich auf den entgegengesetzten Weg gewiesen; als Geschichtschreiber hätte er seinen Sinn für das Positive verwerthen, und dabei doch seiner philosophischen Bildung gerecht werden können. In einer seiner spätern Studien kritisirt er sich selbst, und findet, daß er eigentlich zum Systematiker geboren sei; bestimmter ausgedrückt, zum methodischen Polyhistor. Ich denke es nicht. Einmal war die Gelehrsamkeit eines Leibnitz denn doch eine andere, als die empirischen Kenntnisse, mit denen die heutige Speculation dilettirt; ich meine das nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ. Die Speculation nascht überall den feinen, ätherischen Schaum von den vollen Kelchen; die alte Gelehrsamkeit dagegen hat in dem Schweiß ihres Angesichts in den Weinbergen gearbeitet. Sie hat trotz den Philologen in den vermoderten Handschriften herumgestöbert, um eine neue Lesart zu finden; trotz den Mathematikern eine neue Curve berechnet. Die Speculation begnügt sich mit dem „Geist". Das ist für die allgemeine Bildung sehr förderlich, für einen Polyhistor aber reicht es nicht aus. — Dann hat sich auch in dem letzten Jahrhundert die Wissenschaft nach allen Seiten hin auf eine Weise ausgebreitet, daß die eisernen Eingeweide eines Leibnitz nicht mehr aushalten würden, sie alle zu umfassen. Die Zeit der Polyhistoren ist vorüber. — Rosenkranz würde vielmehr, wenn er sich auf ein bestimmtes Feld einschränkte, ein Feld, auf welchem ihm seine sinnige Beobachtung und seine universelle Bildung zu Hilfe kommt, Glänzendes leisten. — Die beiden Skizzen, die hier vorliegen, sind allerliebst, und geben mehr, als der bescheidene Titel verspricht; sie zeigen, wie man mit Geist sehen und beobachten muß.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Von Fr. Bülau. 1r Bd. (Leipzig, Brockhaus.) — Man thut unrecht, den Sinn für Curiositäten als nachtheilig dem wahren Verständniß der Geschichte darzustellen. Freilich hat der Geschichtschreiber einen andern Zweck, als Anekdoten zu sammeln; pragmatischer Verstand und speculative Combination werden immer in ihrem Recht bleiben. Aber ohne das Studium des Sonderbaren bleibt die historische Einsicht nüchtern und leer, so wie das Studium der Krankheit für die Kenntniß der Natur wesentlich ist. Der andere Abweg, auf den man auch gerathen ist, durch Combinationen des Sonderbaren, des Anomalen, den speculativen und pragmatischen Zusammenhang zu ersetzen — ein Abweg, auf den namentlich die romantische Geschichtschreibung gerathen ist — wird am besten dadurch vermieden, daß man Beides scharf von einander sondert. Bücher, wie das vorliegende, die sich einfach mit dem Erdlichen, dem Curiosen in der Geschichte beschäftigen, ohne einen voreiligen Zusammenhang hineinlegen zu wollen, sind daher von bleibendem Werth. Das große Publicum liest sie aus naiver Neugierde; der Kenner gewinnt Material für weiter gehende Reflexionen. — Der 1. Band, den man auch als eine Art Ergänzung zum neuen Pitaval betrachten kann, denn jede „verborgene Merkwürdigkeit" hat etwas von der Art einer Criminalgeschichte, spielt meist im vorigen Jahrhundert; wir finden manche bekannte Personen wieder: Cagliostro, St. Germain, Schrepfer, Bonneval, Alberoni, d'Eon u. s. w., in zweckmäßigen Skizzen, zum Theil durch neue Beiträge beleuchtet; dann auch Namen von

dunklerer Färbung; in bunter Reihe, wie es die Notizen des Herausgebers gerade mit sich brachten. — Der zweite Band, für den das Material schon gesammelt ist, wird bald nachfolgen.

Die Besoldung der großbritannischen Gesandten.

Der englische Botschafter in Paris erhält 10,000 Lst. jährlich, ebensoviel der Botschafter in St. Petersburg; der Botschafter in Wien 9000, in Constantinopel 6500; der Gesandte in Madrid 6000, in Berlin 5000; in Washington 4500, die Gesandten in Neapel und Rio Janeiro jeder 4000; die Gesandten in Amsterdam, Brüssel, München, Turin, Mexico jeder 3600; in Stockholm, Copenhagen, Columbia, Buenos Ayres jeder 3000; der bevollmächtigte Minister beim deutschen Bund 2600; die übrigen durchschnittlich 2000. Dazu kommt noch ein Zuschlag von beiläufig 10 pc. für die Wohnung, und die Gehalte für die Gesandtschaftssecretäre von 500 bis 1000 Lst., für den ersten Attaché von 200 bis 400 Lst. Im Ganzen kosten die Gesandtschaften Englands 141,000 Lst. jährlich (beiläufig eine Million Thlr.).

Gegenwärtig fungiren in diesen Posten: in St. Petersburg Ld. Bloomfield, in Paris Mq. von Normanby, in Wien Visc. Ponsonby, in Constantinopel Sir Strafford Canning; in Madrid ist wegen der obwaltenden Differenzen der Posten vorläufig unbesetzt; in Berlin Graf Westmoreland, in Washington Sir Henry Lytton Bulwer (der Bruder des Dichters), in München Milbanke, in Brüssel Ld. Howard de Walden, in Copenhagen Wynn, in Frankfurt Ld. Cowley, in Athen Thomas Wyse, in Hannover Bligh, im Haag Sir E. Disbrowe, in Lissabon Sir Georg Seymour, in Turin Ralph Abercromby, in Dresden Forbes, in Neapel W. Temple, in Stockholm Sir Thomas Cartwright, in Bern Sir Edmund Lyons, in Florenz Sir G. Hamilton, in Stuttgart Sir A. Malet; bei der argentinischen Republik H. Southern, in Brasilien Ld. Howden, in Chili Sullivan, in Alexandria Murray, in Marokko Drummond Hay, in Mexico Bankhead, in den Hansestädten Hodges, in Persien J. Shiel, in Peru Pitt Adams.

Journal des Savans.

Der Präsident der Bureaus, von welchem dieses bedeutendste aller wissenschaftlichen Journale Frankreichs ausgeht, ist der Großsiegelbewahrer und Justizminister Rouher; neben ihm stehn: Lebrun, Quatremère, Naudet und Giraud. Von den Mitarbeitern ist Eduard Biot am 13. März d. J. gestorben. Die übrigen Mitarbeiter sind: Raoul-Rochette, Cousin, Chevreul, Eugène Bournouf, Flourens, Villemain, Patin, Libri, Magnin, Mignet und Hase. Mit dem Märzheft beginnt eine Abhandlung Hase's, über die Ausgabe des Platonikers Theon Smyrnäus von Henri Martin (1849), die erste, die überhaupt von diesem mystischen Astronomen erschienen ist, und die zur Kunde der griechischen Astronomie einen wesentlichen Beitrag liefert. Außerdem sind fortgesetzt die Berichte über Hoefer's Histoire de la chimie depuis les temps les plus reculés jusqu'à notre époque von Chevreul), über Caussin de Perceval's Essai sur l'histoire des Arabes, avant l'islamisme, pendant l'époque de Mahomet, et jusqu'à la réduction de toutes

les tribus sous la loi musulmane (1847 ff.; von Quatremère), und über die von Fürst Alex. Labanoff herausgegebenen lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart (von Mignet).

Vermischtes.

Die Wahrsagungen des Klosters Lehnin. Es nimmt sich sonderbar genug aus, dieses närrische Machwerk im Auslande mit großem Ernst besprechen zu sehn. Blackwood's Edinburgh Magazine bringt darüber eine ausführliche Recension (Mai 50), in der eine Art prophetischer Vision bei den Urhebern jener Orakel als ausgemacht angesehen wird.

Ein gründlicher Kenner der englischen Literatur, M. Dyce, hat die Werke Christopher Marlow's herausgegeben, mit biographischen Notizen, die über das ziemlich unbekannte Leben dieses Zeitgenossen und Nebenbuhlers Shakespeare's einiges Licht zu werfen suchen. — Marlow, der Sohn eines Schuhmachers, war zu Canterbury in demselben Jahre mit Shakespeare geboren (1564), und wurde schon in seinem 29. Jahre (1593) ermordet. Sein erstes Stück, der große Tamerlan, datirt von 1587.

Die bei Lorck (Leipzig) herauskommende historische Hausbibliothek, die schon manche vortreffliche Geschichtswerke des In- und Auslandes gebracht hat, gibt jetzt auch eine Uebersetzung von Guizot's Geschichte der englischen Revolution und der einleitenden Abhandlung, warum dieselbe geglückt sei. Neben den andern Gründen — die conservative Gesinnung und die Mäßigung der liberalen Partei, die eigentlich nur ablehnend gegen die Uebergriffe der Krone verfuhr, ist der Hauptpunkt der Umstand: daß vor dem Ausbruch der Revolution von 1689 die Parteien schon vollständig organisirt waren, die nachher das Ruder in die Hand nehmen konnten. Möchte uns das ein Fingerzeig sein. Unsre Revolution ist gescheitert, weil keine Partei organisirt war, sie sofort in die rechte Richtung zu leiten. Der Radicalismus kann eine solche nicht bilden, weil er bloß negativ ist. Niemand kann bei uns für die nächste Zeit stehn, und die Constituirung des Liberalismus als Partei ist heute so nothwendig, wie vor drei Jahren.

Die „Grenzboten" beginnen am 1. Juli das **II. Semester** des **IX. Jahrgangs.** Wir erlauben uns zur Pränumeration derselben einzuladen und bemerken, daß alle **Buchhandlungen** und **Postämter** Bestellungen darauf annehmen. Da diese Wochenschrift nur **halbjährig** abgegeben wird, so kann ein Abonnement **vom October** an **nicht** stattfinden. Preis des Semesters ist 5 Thlr.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von E. E. Elbert.

Die Revolution in Glacéhandschuhen.

Herr von der Pfordten hat in seiner neuesten, gegen uns gerichteten Philippika seinen „offenen" Gegnern, den Helden der Barrikade versprochen, er wolle gegen sie die größte Mäßigung anwenden; gegen die liberalen Heuchler dagegen, die „Wölfe in Schafskleidern", die „Revolutionärs in Glacéhandschuhen" — der Freund Sr. Excellenz, Herr Marbach, Censor a. D., hat zu diesen Indicien noch den „Fuchsschwanz" hinzugefügt — gegen diese werde er unerbittlich sein, er werde sie mit Feuer und Schwert vertilgen.

Wir könnten nun zunächst sagen, daß es nicht schön ist von Herrn v. d. Pfordten, mit alten Freunden, denen er seine Excellenz verdankt, so übel umzugehen. Denn es waren doch wohl die Revolutionärs in Glacéhandschuhen, die ihn vom Leipziger Professor zum sächsischen Minister gemacht haben. Wir könnten ferner sagen, daß es hart ist, eine Partei nach einer äußerlichen Eigenschaft einzelner ihrer Anhänger zu charakterisiren, und sie dadurch bei dem Volk, welches keine Handschuhe trägt, in Mißcredit zu bringen — denn das Wolfsgesicht, der Fuchsschwanz und der Schafpelz sind doch wohl nur allegorische Bezeichnungen. Ja, wenn wir Repressalien anwenden wollten, so könnten wir weiter gehen, und z. B. die immerhin einflußreiche Classe der Seifensieder für uns gewinnen, indem wir sie auf einzelne der hervorragendsten großdeutschen Agenten aufmerksam machten, und ihnen vorstellten, daß sie bei einem Sieg der großdeutschen Partei brodlos werden müßten.

Wir wollen das nicht thun; wir wollen uns damit begnügen, den k. bayrischen Staatsminister zu fragen, was er eigentlich mit uns vorhat? auf welche Weise er gegen uns „unmäßig" und „terroristisch" zu verfahren gedenkt? — Daß er gegen die Emente Mäßigung anzuwenden verspricht, läßt sich begreifen. In Folge richterlicher Entscheidung sitzen viele Demokraten in den Gefängnissen. Diese kann er freilassen. Die demokratische Presse überschreitet mitunter die Bestimmungen des Strafcodex. Diese Ueberschreitungen kann er ignoriren. Das Alles ist verständlich; aber wie will er gegen uns „unmäßig" sein? da er sich doch

ſelber bitter darüber beklagt, daß wir keine Barrikaden aufbauen, daß wir unſere Oppoſition mit heuchleriſcher Bosheit in den Schranken des Geſetzes zu halten verſtehen. Will er uns ins Gefängniß werfen ohne Urtheil? will er Dragonaden in unſer Haus legen, um unſerer Geſinnung zu Leibe zu gehen? Ueberall, wo er uns faſſen will, bindet ihn die Kette des Geſetzes, und er muß ſich damit begnügen — ich will einen naheliegenden Vergleich unterdrücken — uns „unmäßig" zu ſchelten.

Es iſt doch eigentlich eine ſonderbare Zumuthung, die uns von den Vorkämpfern für Thron und Altar mit ſo großer Leidenſchaftlichkeit geſtellt wird. Wir ſollen eine Emeute machen! Barrikaden bauen! uns Preßvergehen zu Schulden kommen laſſen! — Es iſt geradeſo, als wenn Freund Haynau die Komorner Beſatzung aufgefordert hätte, ſich auf freiem Felde mit ihm zu ſchlagen.

Wozu ſollen wir Barrikaden aufrichten! Aus einem rein künſtleriſchen Zweck? — Uns ſcheint das Pflaſter eine angemeſſenere Beſtimmung zu haben, und Equipagen, Mehlſäcke, Tiſche, Stühle, Schulbänke u. ſ. w. in reizender Verwirrung durcheinanderzuwerfen, ſcheint uns mehr romantiſch als zweckmäßig. — Warum ſollen wir ſchreiend auf der Straße herumlaufen? So lange uns noch Locale geöffnet ſind, wo nicht die Kraft der Lunge, ſondern die Gewalt der Gründe entſcheidet. Warum ſollen wir Emeuten anzetteln? da wir mit den Individuen, die von dieſer Beſchäftigung Profeſſion machen, nichts gemein haben, und da wir die erſten ſind, die von anarchiſchen Zuſtänden zu leiden haben.

Wir brauchen keine Barrikaden und keinen Straßentumult, um für unſere Zwecke thätig zu ſein. Wir glauben zwar nicht mit Arnold Ruge, daß man Kanonen mit Ideen laden ſoll, aber wir glauben, daß eine Idee auch ohne Kanonen Propaganda macht; wir glauben es, weil wir es wiſſen. Wenn Hr. v. d. Pfordten ſich davon überzeugen will, ſo möge er ſich einmal in Sachſen umſehen. Noch vor drei Jahren hätte man einen Jeden, der für einen engen Anſchluß an Preußen agitirt hätte, für toll erklärt. Heute ſind drei Viertel der Gebildeten davon überzeugt, daß auf andere Weiſe für Sachſen kein Heil zu finden ſei. Zuerſt waren es nur die „Profeſſoren", die man anklagte, dann die „Bourgeoiſie", jetzt haben die Koryphäen der Legitimität, die Herren Häpe und Marbach, entdeckt, daß auch der größere Theil der „Bureaukratie" inficirt ſei. Aber es fangen auch ſchon die gebildeten Demokraten an, ſich dieſer Ueberzeugung zuzuwenden, obgleich ſie noch immer nicht unterlaſſen können, auf Diejenigen zu ſchelten, die vor ihnen zu Verſtande gekommen ſind. — Wie aber die Sache in Sachſen ſteht, wird dieſe öffentliche Meinung auch auf die Regierung zuletzt einwirken; denn die öffentliche Meinung leitet die Wahlen, und die Wahlen entſcheiden über den Geldbeutel des Staats. — Oder der Miniſter kann auch in dem hartköpfigſten aller deutſchen Stämme, dem ſchwäbiſchen, nachfühlen, wie die Ideen ſich fortpflanzen.

Noch einen zweiten Vorwurf hat uns der Miniſter gemacht. Die Demokraten

hätten gegen die Throne agitirt ohne einen bestimmten Zweck; wir agitirten zu Gunsten eines bestimmten Thrones. Wir haben eine Absicht bei unserer Agitation! — Das ist allerdings sehr unhöflich von uns, aber es ist in der That so.

Ja wir agitiren zu Gunsten einer Macht, die uns desavouirt, die uns im Stillen ebenso haßt, als uns die Großdeutschen hassen — die Großdeutschen mit und ohne Handschuhen. Wir thun es auch nicht zu Gefallen dieses oder jenes Königs, dieses oder jenes Ministers und es ist daher sehr verkehrt, von Undank, Täuschung u. dgl. zu reden. Wir thun es lediglich für uns. Wir glauben, daß Freiheit, Gesetz, Wohlstand und die höhern Güter des sittlichen Lebens nur in einem souveränen und mächtigen Staat zu erreichen sind, und diesen Staat wollen wir wenigstens unsern Kindern hinterlassen, wenn wir selbst uns seiner nicht mehr erfreuen sollten. — Zur Bildung eines solchen Staats führt aber nur Ein Weg: Absorption der Kleinstaaten durch denjenigen Staat, in welchem die Grundlagen künftiger Größe und Freiheit vorhanden sind, oder anders ausgedrückt, Ausdehnung der Union über ganz Deutschland und allmälige Fortbildung derselben zu einem wirklichen Staat — möge dieser Staat Preußen oder Deutschland heißen, zwei oder drei Farben, oder auch sämmtliche Farben des Regenbogens in seinem Wappen führen.

In dieser Ueberzeugung und in diesem Bestreben sind wir fest und unerschütterlich. In unserer Ansicht über die Weisheit oder Thorheit der Herren v. Mantenffel, Radowitz u. s. w. und von der Zweckmäßigkeit Dessen, was sie augenblicklich vorhaben, können wir uns freilich einer solchen Consequenz nicht erfreuen, aus sehr begreiflichen Gründen. Aber wenn wir auch schwanken in unsern einzelnen Bewegungen, wie der Reiter eines unsteten Rosses, so stört dieses Schwanken die gerade Richtung des Ganzen keineswegs. Wir wissen, daß Preußen, trotz des übeln Willens und der schiefen Einsicht, die seine Staatsmänner verwirrt, durch eine ebenso unvermeidliche Nothwendigkeit getrieben wird, nach der Trennung von Oestreich und der Hegemonie des übrigen Deutschlands zu streben, als dieses nach der Hegemonie Preußens streben muß. Ja auch Oestreich, trotz seiner Eroberungsgelüste, muß zuletzt dieses Verhältniß für sich selbst als das zweckmäßigste anerkennen. Da die Sache so steht, haben wir nicht Noth, ungeduldig zu werden und dem Laufe der Geschichte vorzugreifen; wir sind nicht pressirt. In Beziehung auf diesen Punkt reicht die stille Propaganda vollkommen aus, und wir thun am besten, uns direct in die nächsten Schritte gar nicht zu mischen. Preußen ist doch zuletzt zu dem *ersten* Schritte gekommen, der auf die richtige Bahn lenkt; es hat die Unionsbehörde constituirt; der Bruch mit Frankfurt muß und wird darauf folgen, darauf die parlamentarische Ergänzung jener ersten Unions-Anlage, und dann wird es sich seinerseits veranlaßt sehen, mit uns in irgend ein Verhältniß zu treten.

Allein ein anderer Umstand erfordert unsere ganze Wachsamkeit. Weil die

Reaction über das stille, allmälige aber sichere Wachsthum der Idee, die sie vernichten muß, erbittert ist, läßt sie sich zu Schritten verleiten, die jene Pfordtensche „Unmäßigkeit" möglich machen sollen; sie fängt an, ihrerseits zu revolutioniren. Daß wir diesen Versuchen die ganze Zähigkeit der conservativen Gesinnung, des Rechts und Gesetzes entgegensetzen, versteht sich von selbst, die Mittel dazu sind so einfach, klar und bestimmt, daß wir dabei mit aller Ruhe und Gelassenheit verfahren können. Von dem festen Boden des Rechts ist keine Gewalt im Stande, uns hinwegzudrängen. — Darauf aber haben wir unsere Aufmerksamkeit zu richten, daß in dem Augenblick, wo die Contrerevolution in sich selbst zusammenbricht, die Partei, welche das erschütterte Staatswesen wieder in seine Fugen zu rücken haben wird, vor Allem die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands berücksichtigt; daß sie ein vorübergehendes Opfer einzelner Freiheiten dann nicht zu hoch anschlägt, wenn es gilt, jene Einigung möglich zu machen, auf welcher allein die wahre Freiheit des Ganzen gedeihen kann.

Denn wenn es uns gelingt, die Widersprüche, an denen Deutschland krankt, mit Schonung und Besonnenheit zu lösen, so wird später ein gewaltsamer Schnitt nothwendig, und dieser führt zwar auch vielleicht zum Ziel, aber wie alle gewaltsamen Maßregeln, langsamer und schmerzhafter.

Auch in dieser Frage wollen wir also, nach Herrn v. Pfordten's Ausdruck, mit Glacéhandschuhen operiren, und uns nicht mit den tölpelhaften Gesellen verbinden, die zum zweitenmal in ihrem Uebermuth eine gute Sache und ein gutes Spiel verderben würden, wie sie es im Jahre der Versuchung gethan.

Römische Zustände.*)

Die Darstellung der römischen Zustände, verbunden mit einer Geschichte der letzten Jahre, von einem unbefangenen Beobachter, macht einen sehr peinlichen Eindruck. Sie überzeugt uns praktisch von einer Wahrheit, die wir uns theoretisch schon lange festgestellt hatten: daß nämlich die Verwirrung der römischen Angelegenheiten nicht eine Sache des Zufalls ist, deren Schuld wir den Leidenschaften oder dem Irrthum in die Schuhe schieben könnten, daß sie vielmehr in einer bösen Nothwendigkeit beruht.

Die gewaltsame Revolution wird nur durch eine zeitgemäße Reform vermieden. Eine Reform ist in Rom darum unvermeidlich, weil, ganz abgesehen von allen Verfassungsfragen, die Verwaltung unbeschreiblich elend ist, und weil die Kräfte des Volks auf eine sinnlose Weise vergeudet werden.

*) Briefe aus Italien. Von Adolph Helfferich. II., Leipzig, Hinrichs.

Eine durchgreifende Reform ist aber unmöglich, so lange die weltliche Herrschaft des Papstes fortbesteht. Auch der beste Wille eines liberalen Papstes scheitert an dem Widerstande des Instituts, dessen Träger er ist, und an der innern Unmöglichkeit.

Die Säcularisation des Kirchenstaats hängt aber so sehr von den Conjuncturen der allgemeinen europäischen Politik ab, daß auch sie unmöglich ist, so lange das bisherige System des Gleichgewichts in Kraft bleibt. — Aus diesem Kreise können wir nicht heraus.

Die Staaten von Oberitalien, Toskana mitgerechnet, konnten eine Partei der Reform in sich hervorbringen, die ähnlich der kleindeutschen, nach der Selbstregierung und Freiheit des Volks, wie nach der Einheit Italiens auf dem Wege des allmäligen Fortschritts streben konnte. Ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß constitutioneller Staaten, an ihrer Spitze der am meisten kriegerisch gestimmte; allmälige Abschüttelung des östreichischen Einflusses, so wie Entfernung der schwarzen Kutten, und allmälige Verwandlung des Föderativstaates in einen Einheitsstaat, das waren Ideen, an deren Durchführung besonnene Männer wie Azeglio und Gioberti den unverdrossenen Eifer einer unmittelbaren Thätigkeit setzen konnten. Aber auch für sie ist Rom der nicht zu überwindende Stein des Anstoßes; von Rom aus verbreitet sich zu Zeiten einer gewaltigen Bewegung augenblicklich die republikanische Partei über ganz Italien, wie in Zeiten der Reaction die Jesuiten, denn in Rom gibt es keine Mittelpartei, kann es keine geben. Wohlgesinnte und geistvolle Männer, wie Pellegrino Rossi, stehen vereinzelt, und haben von Glück zu sagen, wenn der Dolch eines Meuchelmörders sie trifft, denn er enthebt sie einer unmöglichen Aufgabe.

In Rom muß man Jakobiner sein, wenn man überhaupt liberal ist. Die Cicernacchio, die Pater Ventura, die Mazzini u. s. w. sind nicht nur populäre Figuren, sie haben nicht nur ein historisches Relief durch die Traditionen von Brutus, Cassius, den Gracchen, Cola Rienzi, und durch die lebendigen Monumente, welche von der Größe und Herrlichkeit der römischen Republik zeugen: ihre Richtung ist durch das Wesen der Sache bedingt.

Und nun steift sich die sogenannte conservative Partei in Frankreich, in Oestreich, in Spanien, selbst in den italienischen Staaten, dieses Centrum der fortdauernden fieberhaften Agitation zu verstärken, und dadurch die Revolution für Italien und für Europa permanent zu machen. Auf den Fels Petri wollen sie aufs Neue ihre wankenden Staaten bauen. Aber der Fels ist ein Vulkan geworden, der sie und ihre Schöpfungen mit glühender Lava überschütten wird.

Wir müssen uns diese Lage der Dinge wiederholt vor die Seele führen, wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß ohne eine radicale Umgestaltung des Papstthums der politische Fortschritt Italiens, und ohne die politische Wieder-

herſtellung Italiens eine geſunde, friedliche, organiſche Entwickelung der europäiſchen Verhältniſſe unmöglich iſt.

Möge dieſes Buch — welches keineswegs in der Abſicht geſchrieben iſt — durch ſeine objective Darſtellung ein Beitrag zu dieſer Ueberzeugung ſein. Für die gewöhnlichen Leſer enthält es eine Reihe anmuthiger Schilderungen, eine bunte Mannigfaltigkeit populärer Bilder, die ebenſo ein novelliſtiſches, wie hiſtoriſches Intereſſe haben; für einen ernſten Geiſt eine dringende Mahnung, mit einer Gluth nicht leichtſinnig zu ſpielen, die ganz Europa in Brand ſetzen kann.

Die modernen Flibuſtier.

Vor ein paar Jahren hatten wir zu Hauſe ſo viel Stoff zu anmuthigen Ritter- und Räuberromanen, daß es nicht der Mühe werth war, uns im Auslande umzuſehn, um dem Trieb zum Wunderbaren zu genügen, der jedem Menſchen angeboren iſt. Von der Fracturſchrift auf der Pfingſtwieſe an bis zu den Begnadigungen in der Brigittenau, wie viel tragiſcher Stoff mit wie viel Humor zerſetzt! Am Ende die Kaiſerbotſchaft, der allgemeine Belagerungszuſtand und die Wiedereinſetzung der allein ſeligmachenden Diplomatie. — Und wenn auch das eigentliche Schlachtgewühl ſich vom deutſchen Boden entfernte, nach Ungarn hin, nach Italien, nach Dänemark, ſo blieb es doch durch tauſend Beziehungen mit unſern eigenen Wünſchen und Beſtrebungen verflochten. Es war kein äußerliches Intereſſe, das uns an dieſe Begebenheit zog, es war die Ausdehnung unſers eignen Kampfes über ganz Europa.

Seitdem iſt es ſtille geworden in Deutſchland, und wir vertiefen uns wieder in Nachrichten aus der Fremde. — Vor zwei Jahren hätten wir die Expedition nach Cuba höchſtens mit flüchtiger Neugierde angeſehn, jetzt nimmt ſie unſre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Daß durch dieſe Expedition die gewöhnlichen Regeln des Völkerrechts auf das Gröblichſte verletzt ſind, daß wir einen Raubzug ganz nach Art der alten Flibuſtier vor uns ſehen, nur in größerm Stil, daß man es daher dem ſpaniſchen Gouverneur kaum verdenken kann, wenn er mit den gefangenen Abenteurern verfährt, wie es gegen Seeräuber Brauch iſt — daran zweifelt Niemand. Aber die zweite Betrachtung liegt eben ſo nahe, daß es ſelbſt mit dem Scheitern des diesmaligen Verſuchs nicht zu Ende ſei; daß Züge ähnlicher Art ſich erneuern werden, von Jahr zu Jahr, bis über der Havannah die Sternenflagge der vereinigten Staaten weht.

Der glückliche Krieg gegen Mexico hat die nordamerikaniſche Demokratie, das bewegende Element der vereinigten Staaten, erſt recht eigentlich in's Leben

gerufen. Zwar hat noch in der letzten Präsidentenwahl der conservative Geist gesiegt, aber schon sind die Behörden nicht mehr im Stande, einen Kriegszug zu hindern, der ebenso dem Geist der jetzigen Regierung als den alten Sitten Amerika's widerspricht. Nachdem die Squatters der rohen Natur ein Terrain nach dem andern abgenommen haben, wirft sich der altgermanische Wandertrieb auf die Gegenden, die schon einer halben Cultur theilhaftig sind, und das Schwert und die Büchse ergänzt, was die Axt und die Pflugschaar begonnen. Und dieser fieberhafte Drang wird nicht eher aufhören, als bis das gesammte Nordamerika mit dem größern Theil der Westindischen Inseln in den Händen der Republik ist.

Dann wird der eigentliche Proceß der Staatenbildung erst angehen. Die formlose Masse, von ihrem eignen Gewicht erdrückt, wird sich die verschiedenen Schwerpunkte suchen, um welche sie sich krystallisirt. So wie Europa nach der Völkerwanderung. Ich glaube nicht, daß irgendwo eine monarchische Tendenz sich hervorwagen wird, selbst zu der Scheidung eigentlicher Nationalitäten ist weder die Bodenvertheilung des Continents geeignet noch die geschichtliche Voraussetzung der Bevölkerung, die eine gemeinsame auf Europa gegründete Bildung nicht mehr verleugnen kann. Aber eine Gruppirung nach den Interessen wird stattfinden. Dann wird sich die neue Welt auf die alte werfen, und von zwei Seiten influencirt, von Europa und Amerika, wird die noch immer dunkle Natur des Orients dem Geist der allgemeinen Cultur, dem eigentlich europäischen Geist, nicht widerstehn können. Um diese Wirkung auszuüben, müssen die Yankees erst vollständig Herren in ihrem eignen Lande sein, und von dieser Seite liegt in dem Zug der wüsten Seeräuber ein culturhistorisches Moment.

Currer Bell.

Der erste Roman von Currer Bell, Jane Eyre, erschien im Jahre 1848; das Werk machte ein seltenes Aufsehn, auch im Ausland, was um so mehr für seinen Werth sprach, da es die raffinirten Gewürze, mit welchen die moderne Romantik die erschlafften Nerven unsers überreizten Publikums zu kitzeln pflegt, nur mit großer Behutsamkeit anwendet. In diesem Jahre ist der zweite Roman erschienen: Shirley.

Daß beide Romane von einer Frau herrühren, mußte ein geübtes Auge auf der Stelle erkennen. Es gibt dafür ein untrügliches Kennzeichen. Die eigentlichen Helden der Frauenromane sind Männer, wo möglich mit einem großen Schnurrbart, blassem Gesicht und bedeutender Stirn. Der Säbel ist aus der Mode gekommen. Aber ihre Schilderung ist nur episch, sie sind nur Gegenstand; die Empfindungen, die den Leitton des Ganzen bilden, gehn von den weiblichen Charakteren aus.

Die Empfindungsweise Currer Bell's ist so wenig sentimental, daß sie aus Furcht vor Sentimentalität zuweilen barok wird. Die Männer, d. h. diejenigen unter ihnen, von denen Notiz genommen wird, sind hart, rauh, schwer zu behandeln, und hegen ihren Vorrath von Gefühlen tief im Herzen verborgen. Currer Bell hat ein gutes Auge für Originale; namentlich in Shirley, dem ich darin den Vorzug gebe, ist eine Reihe tüchtiger Bursche, voll ursprünglicher Natur. Sie zeichnen sich vor den gewöhnlichen Helden der Frauenromane dadurch aus, daß jeder von ihnen eine bestimmte Beschäftigung, eine productive Stellung in der Gesellschaft hat, daß sie nicht in Tapferkeit, Liebe, Mondschein und Schnurrbart aufgehn. In dieser Beziehung stechen Currer Bell's Figuren nicht nur vor den jungen Edelleuten unserer Hahn, sondern auch vor den Weltschmerz-Philosophen Georg Sand's sehr vortheilhaft ab.

Die Frauen gehen mit ihrer Liebe, ihrem Empfinden freier heraus; sie öffnen sich sogar viel leichter, als es die Sitte in England sonst mit sich bringt. Aber es ist in dieser Hingebung eine tiefe Innigkeit, ein gesundes und lebhaftes Gefühl, das sich nie in Spielereien verflüchtigt. Sie haben alle eine gewisse Tendenz auf Emancipation, aber in anderem Sinn, als die sentimentalen Titaniden von Jean Paul's Seraphen herüber bis zu den Faustinen und Lelia's; sie wollen in der Welt eine nützliche Stellung ausfüllen; wo möglich, wollen sie lieben und geliebt werden, wenn das ihnen aber vom Schicksale versagt wird, so springen sie nicht ins Wasser, gehen nicht ins Kloster, werden nicht verrückt, sondern sie suchen eine Beschäftigung, die ihr Leben wenigstens theilweise auszufüllen im Stande ist, und wenn sie darüber sterben, so geschieht es wenigstens nicht ohne Kampf und Widerstand. — In der Regel sterben sie aber nicht, denn Currer Bell ist nicht unnöthig grausam, eine Eigenschaft, die in unserer Zeit, wo ein Abenteuer ohne ein paar herumwandelnde Vampyre gar nichts mehr sagen will, sehr anerkennenswerth ist.

Currer Bell hat ihre Werke Thackeray gewidmet, den sie einen Propheten der Zukunft nennt. Warum, ist mir nicht klar geworden. Thackeray gibt uns die Auflösung des Lebens in die nackte Prosa, sein Skepticismus zerreißt die Empfindungen und Handlungen der Menschen mit einer so unerbittlichen Virtuosität, daß alles Ideal zu Grunde geht, nicht mit dem Leichtsinn eines Voltaire, der sich über die Tollheiten der Welt amusirt, sondern mit dem bittern Schmerz eines gefühlvollen Menschen, der an seinen eignen Gefühlen irre geworden ist. Eine solche Weltanschauung ist unfruchtbar für die Zukunft, und unsere Dichterin selbst steht auf einem höhern Standpunkt. Sie hat noch Freude am Leben, Glauben an das Gute, Kraft, mit den Widerwärtigkeiten wie mit den Schwächen und Irrthümern zu ringen, ohne darin unterzugehn. Es ist eine Freude, sich in ihrer kleinen, engen aber heimlichen Welt umzuschaun.

Jeremias Gotthelf.*)

Unsere gesammte moderne Literatur, wenn man sie im Ganzen betrachtet, setzt eine Trennung der realen Welt von der Welt der Gedanken, Empfindungen, Ideale voraus. Auf der einen Seite stehen die Dichter, Denker und Propheten, welche die göttlichen Keime des Schönen, Großen und Guten voller Werdelust in ihrem Herzen tragen, auf der andern die Masse, die mit Staunen den Visionen einer ihr vollkommen fremden Welt zusieht. Die Romantiker schrieben geradezu nur für Seelen, in denen sie eine gleichgestimmte Seite voraussetzen konnten, Seelen, die sich für einen ästhetischen Thee qualificirten; aber auch ihre Gegner, die Aufklärer, setzten sich lediglich auf das Catheder, nahmen den Rohrstock in die Hand, und ließen sich nur dazu herab, dem „dummen Volk" Verstand einzubläuen, wie der Schulmeister seinen dickköpfigen Jungen.

In beiden Fällen kam es zu dem ganz natürlichen Resultat, daß die Inspiration aus Mangel an Stoff verkümmerte. Die Aufklärer, deren Weisheit auf ein paar ziemlich leicht zu erkennende Recepte zurückzuführen war, wurden zuletzt langweilig, weil sie sich beständig wiederholten; sie gaben sich so unendliche Mühe, sich herabzulassen, sich dem vorausgesetzten kindlichen Verstand derer, die sie erleuchten wollen, anzubequemen, daß es am Ende aussah, als ob die ganze Welt nur aus blöden, stammelnden Kindern zusammengesetzt sei, unter denen sich die einen nur durch ein angenommenes, altklinges Wesen vor den andern auszeichneten.

Die Romantiker, die an das Wirkliche nicht glaubten, und die daher für den weiten Athem ihrer Sehnsucht keine Grenze, für die Unendlichkeit ihrer ahnungsvollen Perspectiven keinen Horizont fanden, verflüchtigten sich zuletzt in jenen conventionellen Seufzer ohne Anfang und Ende, den man Weltschmerz nannte, oder in jene Welt-Ironie, die auf ein fest gewordenes, blödsinniges Lächeln über den allgemeinen Blödsinn der Welt herauskam.

Es war ein wüstes Wesen mit diesen Empfindungen ohne Gegenstand, diesen Phantasien ohne Gestalt, diesem Denken ohne Beziehung. Die Romantik empfand das selbst und verfiel von Zeit zu Zeit auf den Gedanken, sich durch das Positive, Endliche, Irrationelle zu ergänzen. Sie sprang aus den Gemälden der „Verklärung" ins Genre über, aus der Mystik des Universums in die Mystik des Details. Sie octroyirte dem Volk das Conterfey eines idealen Volks, das ganz Aberglaube, ganz Volkslied, ganz Spinnstube mit obligaten Mährchen, ganz Zunft, ganz Bethaus sein sollte; ein Volk, das sie nicht auf dem Markt aufsuchten,

*) Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. 1. Bd. Berlin, Springer.

sondern in alten Pergamenten, wie das Recht, das die Juristen der historischen Schule verkündeten.

Es war natürlich, daß diese Visionen eines geträumten Volks dem wirklichen Volk noch viel unverständlicher sein mußten, als die Verschrobenheiten einer überfeinen Bildung. Hoffmann fand noch immer Serapionsbrüder, die sich für die tiefe, mystische Idee eines über die Grenzen der wirklichen Welt hinausragenden Don Juan begeisterten; aber Arnim wandelte in seinem mittelalterlichen Gespensterkostüm in unheimlicher Einsamkeit unter den Lebendigen herum, ein Spuk für nervenschwache Seelen, eine Fratze für die Gesunden, die das Lachen noch nicht verlernt hatten.

Und deren gab es noch immer genug im deutschen Volke. Im Ausland, wo man unser Wesen aus unsern Belletristen studirte, war man fest überzeugt, jeder Deutsche müsse entweder beim Theetisch Sonette auf Calderon, Dante und Jacob Böhme vorlesen, oder in einer Spinnstube den süßen Schauer einer Gespenstergeschichte empfinden; er müsse entweder nächtlich an dem Grabe irgend einer zu früh verstorbenen Geliebten weinen, und sich gelegentlich erschießen; oder er müsse auf den Dächern mit geschlossenen Augen im blassen Mondlicht umherspazieren; er müsse sich entweder in ewigen Seufzern um den lieben Herrgott und die Jungfrau Maria in dunkeler Kammer verzehren, oder mit titanischer Hast auf den Trümmern von Sein, Nichtsein, Dasein, Werden, Welt, Idee u. s. w. zum leeren Himmel emporklimmen, um dort in schwindelnder Leere mit gespenstigem, wahnsinnigem Lachen das eigne Herz zu zerfleischen, die letzte Realität, die seine Speculation übrig gelassen hatte.

So stellten sich die Ausländer das deutsche Volk vor. Das Bild war so einseitig, wie die Belletristik, aus der es geschöpft war, und die eigentlich nichts anders darstellte, als sich selber.

Es ist noch nicht lange her, daß die schöne Literatur dieser beständigen Kreisbewegungen müde geworden ist und angefangen hat, aus sich herauszugehn, sich mit der ihr bisher ganz fremd gebliebenen Wirklichkeit zu beschäftigen. Das regere Leben in der Politik machte der visionären Traumwirthschaft ein Ende, und wer sich nicht mit dem Fallen und Steigen der Course, mit der rationellen Staatswirthschaft, der Auseinandersetzung der Gemeindegüter, dem Erbfolgegesetz und der deutschen Einheit beschäftigen mochte, schnallte sein Tornister und nahm den Wanderstab in die Hand, um die von dem zersetzenden Hauch der Romantik noch nicht berührten Naturformen aufzusuchen, an deren ursprünglichem Leben er die Wärme des eignen Herzens wieder anfachen konnte.

So wurde die Darstellung des Originellen, Naturwüchsigen, das Idyll, ein wesentliches Moment der modernen Dichtung, die sich selbst zu kennen strebte.

Das erste Gemälde, welches als eine Erholung von den bisherigen Abspannungen von dem gesammten deutschen Lesepublikum mit großer Freude begrüßt

wurde, war der Hofschulze in Immermann's Münchhausen. Hier treffen sich die absterbende Literatur und die neu aufgehende in unmittelbarer Berührung. Im Münchhausen selbst ist die glaubenlose Einöde der Restaurations-Literatur, dieses lügenhafte Wesen, das seine eigne Unwahrheit nicht einmal mehr empfindet, weil es gelernt hat, sich durch ein einfaches Raisonnement des Gedankens der Wirklichkeit zu entledigen, in einer Figur dargestellt, die als Sammlung satyrischer Ausfälle vortrefflich ist, als Ganzes aber ebenso verzerrt, leer und sinnlos als ihr Gegenstand. Als Gegenbild nun ist dieser Figur die derbe, handfeste Gestalt eines westphälischen Bauern an die Seite gestellt, der in seinem beschränkten Kreise so vollständig zu Hause ist, daß er nicht im Stande ist, darüber hinaus zu empfinden. Hier die harte, knöcherne Empirie, die der Cultur unfähig ist; dort die wesenlose Abstraction einer zersetzenden Uebercultur.

Der Gegensatz ist artig erdacht, er leidet nur an dem Uebelstand seines Ursprungs, er gehört der Reflexion und dem Witz an, nicht der Empfindung, nicht der Natur.

Seitdem hat die Literatur eine naturwüchsige Gestalt nach der andern auf die Bühne gebracht, in der Regel aus dem Bauernstande, weil hier die Einheit mit der Natur am wenigsten gelöst ist. Berthold Auerbach, der in seinen früheren Dorfgeschichten beim einfachen Idyll stehen blieb, hat sich in der „Frau Professorin" eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie Immermann in seinem Münchhausen: auf der einen Seite die Träger einer überreifen Bildung, die sich aus sich selbst heraus und nach der Natur zurücksehnen, Reinhold und der Kohlebrater; auf der andern das Lorle, die reine, in sich selbst sichere Natur, die mit jenen in eine schmerzhafte Berührung gebracht wird. Die Lösung ist Flucht, die beiden fremden Welten verstehen sich nicht, sie müssen wieder aus einander. Frau Birch hat diesen Gegensatz in der rohen Form von „Stadt und Land" beim deutschen Publikum populärisirt.

In all diesen Dichtungen ist die Natur, wie in der Zeit unserer Sturm- und Drangperiode, das Ideal, nach welchem sich die erschöpfte Cultur, das durch labyrinthische Reflexionen bedrängte Herz zurücksehnt. — Jeremias Gotthelf, in der Reihe dieser Genremaler einer der vorzüglichsten, faßt die Natur von einem andern Gesichtspunkt.

Der Schweizer hat nicht nöthig, den Somnambulismus unserer Mondscheindichtung und die grauen Spinnweben unserer Dialektik von sich abzuschütteln; der überreizten Empfindsamkeit und der glaubenlosen Sophistik gegenüber ist er noch naiv. Vor der Blasirtheit hat ihn die freie Luft seiner Alpen bewahrt. Der Feind, gegen den er seine Natur bewaffnet, erscheint ihm in einer andern Form, in der Form des politischen und religiösen Radicalismus.

Diesem Feinde gegenüber nimmt er die Natur, nicht wie sie ist, in Schutz; sie ist ihm kein Götze, vor dessen fertigem Bilde er sich in den Staub wirft; er

tritt ihr vielmehr mit einem Anspruch entgegengesetzter Bildung entgegen. Seine Schilderungen des Volks sind nicht für die blasirte Gesellschaft bestimmt, die sich durch die Anschauung einer naiven Harmonie von ihrer eigenen Zerrissenheit erholen soll, sondern für das Volk selbst, um es über seine Tugenden und seine Schwächen aufzuklären. Seine Schriften haben durchweg einen pädagogischen Zweck.

Sie unterscheiden sich von den pädagogischen Werken der Aufklärungsperiode dadurch, daß sie das Volk, welches sie zu bilden unternehmen, erst studiren; daß sie ihre Bildungsversuche nicht auf eine Uniform berechnen, in welche die Gesellschaft zu bringen sei, sondern auf eine Pflege des Besondern, Concreten. Sie haben in ihrer Richtung auf behutsame, schonende Reform viel Aehnlichkeit mit den patriotischen Phantasien von Justus Möser.

An dem pädagogischen Zweck soll man aber nicht mäkeln. Die Kunst der Darstellung, die wir bei unseren verschrobenen ästhetischen Begriffen für unvereinbar hielten mit einer ernsten sittlichen Richtung, wird vielmehr durch sie gestützt und gekräftigt. Schulmeisterliche Ermahnungen, die ins Allgemeine gehn, sind allerdings sehr unästhetisch, aber die Menschenkenntniß führt erst dann zu einer wahrhaft heitern Darstellung, wenn sie mit dem Glauben Hand in Hand geht, daß es mit dem Menschen vom Schlechtern zum Bessern fortgehen könne und müsse, und mit dem Willen, diesem Fortschritt durch Aufsuchen und Pflege des rein Menschlichen auch in den Verirrungen des Geistes in die Arme zu greifen.

Der Beruf unsers Dichters weist ihm diese doppelte Stellung an. Durch das Predigeramt ist seine Richtung auf den ethischen Zweck, so wie seine genaue Kenntniß von den Sitten des Volks, mit welchem er in steter, unmittelbarer Berührung bleibt, bedingt. Auch seine Polemik gegen den Radicalismus: gegen diesen fieberhaften Drang, alles Besondere ins Allgemeine aufzulösen.

Jeremias Gotthelf ist orthodox, oder wenigstens ereifert er sich eben so stark gegen den Radicalismus in religiösen als in politischen Dingen. Aber es ist bei ihm weder von dem süßlichen Pietismus noch von dem finstern Zelotenthum unserer modernen Orthodoxie eine Spur. „Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich führen," dieses Gebot beobachtet er in voller Strenge.

Es ist dies eine Art der Rechtgläubigkeit, mit der wir uns von unserm philosophischen Standpunkt gar wohl befreunden können, obgleich wir in ihren Augen als Ketzer der schlimmsten Art gelten müssen. Ja sie steht uns näher, als jene „Lichtfreunde", die ihre Laterne mit einer solchen Geschicklichkeit nach allen Seiten hin und herwenden, daß sie am Ende an der Existenz ihres eignen Rückens zweifeln, weil sie ihn nicht sehen können. — Die Sache verhält sich nämlich so.

Der Glaube an eine jenseitige Welt, zu der das Hienieden nur eine Vorbereitung sei, führt in seiner Consequenz zu einer Verachtung alles Irdischen, weil dem Unendlichen gegenüber das Endliche als vollkommen nichtig

und unberechtigt erscheinen muß. Eine weiche Natur wird über diesen Gedanken schwermüthig werden und das ganze Leben in Thränen, Seufzen, Heulen und Zähnklappern auflösen; sie wird die irdische Weisheit und die irdische Thätigkeit verachten, weil man doch nicht wissen kann, wie sich das zur göttlichen Weisheit und zur göttlichen Thätigkeit verhalte; eine despotische Natur wird diese Einsicht in die Nichtigkeit des menschlichen Wesens weniger auf sich, als auf andere anwenden; er wird jenes Heulen und Zähnklappern bei Andern hervorzurufen suchen.

Aber es gibt auch gesunde Naturen, denen der Himmel nur die Angel ist, an welcher sie die Erde und ihr Gesetz befestigen. Sie glauben an diese Welt, an das Rechte, Gute und Schöne, das sich in ihr offenbart, und weil sie diesen Glauben aus einer jenseitigen Welt herleiten, so ist es ganz natürlich, daß sie derselben eine so concrete, positive, bestimmte, historische Form als möglich zu geben suchen. Sie werden die kräftigen Geschichten, Sprüche, Lieder des rechtgläubigen Christenthums den verwässerten Phrasen des rationalistischen Christenthums vorziehen.

Wir glauben auch an diese Welt und an das Rechte, Gute und Schöne, das sich in ihr offenbart, obgleich für uns das Fundament, auf dem sie ruht, nicht der Himmel ist. Für uns steht sie auf eigenen Füßen. — Aber wir werden uns mit jenen Orthodoxen viel eher verständigen, als mit den blasirten Atheisten, die mit dem Glauben an Gott auch den Glauben an das Göttliche (das Gute), mit dem Glauben an den Himmel auch den Glauben an die Erde verloren haben; die in jedem Augenblick erst einen Beweis verlangen, warum man nicht stehlen, morden u. s. w. soll; die am Ende in ihrem Skepticismus so weit gehen, daß sie die Ohrfeige in Frage stellen, die man ihnen ertheilt.

Jeremias Gotthelf genießt diese Erde und ihr Recht mit vielem Behagen, ja mit Humor. Er ist auch in sittlichen Dingen kein Zelot. Er weiß, daß eine gesunde Natur nicht nöthig hat, erst den Katechismus zu befragen, bevor sie sich zu Tisch setzt. Er predigt nicht die Flucht vor der Versuchung, sondern den tapfern Kampf.

Er hat ein schönes Auge für die menschliche Natur, ein warmes Herz für ihre Leiden und Freuden. Er will ihre natürliche Entwickelung und haßt die Quacksalber, die sie stören. Darum haßt er den Radicalismus.

Aber sein warmes Herz ist nicht weich, er übt keine feige Schonung gegen die Schwachen. Seine Grundsätze sind streng, seine Liebe weit. Sein Horizont ist enge umgrenzt, wie die Thäler, in denen er predigt, aber in diesem kleinen Kreise leuchtet ein heller und warmer Sonnenschein.

Er ist ganz Schweizer — für uns zu sehr Schweizer: er hat freilich seine Schriften selber deutsch zurecht geschnitten, aber etwas Ganzes kommt dabei doch nicht heraus. Es ist doch immer eine Mischung schweizerischer Naivität und

deutscher Bildung, die nicht recht zusammenstimmen will. Für uns sind es nur Idyllen, in deren Welt wir uns erst versetzen müssen; darum werden sie für Deutschland auch keine Volksbücher werden.

Aber eine solche Arzenei ist auch gerade unsern sogenannten Gebildeten nothwendig. Das weiche, süßliche, zerfahrene, skeptische Wesen unserer jungen Literatur soll sich an dieser starken, vollen, sichern Natur wieder kräftigen. Wir sollen aus ihr lernen, das Volk, ehe wir es glücklich zu machen streben, erst zu studiren; das Leben, ehe wir mit ihm grollen, erst zu begreifen.

J. S.

Henriette Herz.*)

Henriette Herz, geb. 1764, † 1848, gehörte zu jenem Berliner Kreise geistreicher Frauen, die im Anfang dieses Jahrhunderts in der Gesellschaft wie in der Literatur den Ton angaben. Schleiermacher, später Börne, standen in der genauesten Beziehung zu ihr; die Schlegel, Gentz, Prinz Louis, die Humboldt Elise v. d. Recke, Arndt, selbst Göthe und Schiller, und wer sonst durch Geist und Bildung sich auszeichnete, war mit der liebenswürdigen Frau wenigstens auf eine Zeit in Berührung gekommen.

Das vorstehende Buch, welches ihr Leben und ihre Erinnerungen behandelt, ist mit Liebe geschrieben und voller Interesse. Man lernt die bedeutenden Männer jener Zeit von einer Seite kennen, die sich der gewöhnlichen Betrachtung entzieht, und man gewinnt dabei noch ein Stückchen intimes Leben. — Ueber das Einzelne haben sich die Berliner Zeitungen schon mit hinlänglicher Ausführlichkeit verbreitet, wir knüpfen einige allgemeine Betrachtungen an.

Jene Zeit der Staël, der Dorothee Schlegel, der jungen Bettine, der Rahel Levin, und der vielen andern Frauen, die mit der romantischen Literatur und dem romantischen Leben einer aufstrebenden, aber verworrenen Periode, einer Gesellschaft, die reich an Liebe und Sehnsucht war, aber arm an sittlicher Bildung, in nächster Berührung standen, und für dieselbe gewissermaßen den geistigen Mittelpunkt hergaben, denn sie waren das ideale Publikum, für das die jungen Dichter ihre Sonette erdachten, dem zu Gefallen die jungen Ritter ihre Lanze brachen — jene Zeit war die erste Phase der Emancipation der Weiber, die sich später vom Thee auf das Bier, vom Patschuli auf den Cigarrendampf, von den Sonetten über Waldeinsamkeit, duftende Vöglein und singende Blümlein auf den heroischen Dithyrambus des befreiten Menschengeschlechts warf. In

*) Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Berlin, W. Hertz.

ästhetischer Beziehung unendlich der lärmenden Demokratie jener spätern Emancipationsversuche vorzuziehn, gibt sie sittlich ein wenigstens für mein Gefühl ebenso widerwärtiges Bild.

In Berlin gehörten jene berühmten Frauen in der Regel den reichen Judenfamilien an; sie hatten, eben ihres Reichthums wegen, eine höhere und vielseitigere Bildung genossen, als die Meisten ihres Geschlechts, und zogen die strebsame Dichter-Generation abgesehen von ihrer persönlichen Schönheit, Liebenswürdigkeit u. s. w. noch durch den Reiz des Fremdartigen, Orientalischen an. In der Regel mit einem reichen, braven, aber prosaischen Mann verheirathet, der gute Weine führte, einen eleganten Garten bewohnte, aber für die Finessen eines launenhaften Herzens keine übertriebene Empfänglichkeit zeigte, coquettirten sie mit den Schöngeistern, die in der Empfindung um so größere Virtuosen waren, je weniger gemeine Seelen dafür ein Verständniß hatten: sahen mit einem gewissen Mitleid auf die spießbürgerliche Natur herab, an die das Schicksal sie gekettet hatte, und gewöhnten sich daran, in ihrem eignen Bilde das Ideal der femme incomprise anzubeten. Eine geistige Coquetterie, die der sittlichen Grundlage des Lebens ebenso gefährlich wird, als die sinnliche, und die, was noch schlimmer ist, auf die Literatur zurückwirkt. Was damals empfunden, gedichtet, geschrieben wurde, schmeckt alles nach Thee, nach raffinirten Empfindungen, nach unreifer Bildung, nach unklarem Denken, nach einem unwahren Gefühl. Es ist gut, daß die Zeit vorüber ist. Alle Ehrfurcht vor dem schönen Geschlecht, aber die Befreiung des Geistes kann nur von Männern ausgehen. — Und das vorliegende Buch kann nur dadurch gewinnen, daß es uns als eine historische Denkschrift, nicht mehr als Evangelium gilt.

Die Walachen in Mähren.

Kein europäischer Staat stellt sich als eine so bunte Musterkarte der verschiedensten Völkerstämme und kleiner Nationalitäten dar, wie das östreichische Kaiserthum. Und welch eine seltsame Verästung von Stämmen und Sprachen zeigt sich wieder in jeder einzelnen östreichischen Provinz. Nur Kroatien und das lombardisch-venetianische Königreich haben einzig eine nationell einheitliche, unvermischte Bevölkerung; gibt es doch selbst im Erzherzogthum Oestreich fünf oder sechs Dörfer, die slavisch sprechen!

Ein eigenthümliches Gemisch verschiedener kleiner Völkerschaften bietet die Markgrafschaft Mähren, jede von der andern scharf verschieden durch Charakter, Tracht, Sitten und Gewohnheiten; wenn auch im Lande nur zwei Hauptsprachen

klingen, slavisch und deutsch, so unterscheiden sich diese auch hier in einer Masse seltsamer Dialekte. Unter den deutschen Bewohnern Mährens, welch' eine Verschiedenheit in Sitte, Kleidung und Mundart! Die sogenannten Tajaner Deutschen werden sich nur schwer mit ihren Stammverwandten im Kuhländchen verständigen können, welche letztere interessante Landschaft in dem verstorbenen prager Professor H. Meinert einen gewandten ethnographischen Schilderer gefunden hat. Weiter wohnen in Mähren, durch augenfällige charakteristische Kennzeichen präcis abgegrenzt: Horaken an Böhmens Grenze, Hanaken im gesegneten Herzen des Landes, Krobaten oder Podluzaken, Slowaken und Walachen; diese alle sprechen czechisch, freilich in differirenden Dialekten. Um das völkerschaftliche Babel vollkommener zu machen, mußte auch noch Maria Theresia's Gemahl Kaiser Franz I. i. J. 1763 Colonisten aus Lotharingen nach Mähren berufen, welche sich um Czeic und Theresienfeld angesiedelt haben, wo sich noch bis jetzt ein französisches Patois behauptet.

In unserer heutigen Skizze wollen wir uns mit den Walachen beschäftigen, über welche bis jetzt auch noch nicht einmal ein kleines mageres Compendium existirt. Die Walachen wohnen in Mähren ziemlich dicht bei Roznau, Frankstadt und an den Quellen der Beczwa im Prerauer Kreise, dann in den östlichen Gebirgsgegenden des Hradischer Kreises, um Jablunkau und Hruschka und am Gebirgspaß Wlar, wo sie bis nach Ungarn hineinragen, im Ganzen 214,428 Köpfe*) stark. Sie sind offenbar keltischen Ursprungs, doch ganz und gar slavisirt. Sie sprechen ein reineres Czechisch als die Hanaken und die slavischen Bewohner des Brünner Kreises, nicht so schleppend, breit und plump wie jene, noch so präcipitirend und corrupt wie diese, ihr Czechisch klingt schlicht und volltönend, nur einige altslavische Formen und cyrillische Archaismen geben ihrer Redeweise etwas Fremdartiges, was jedoch dem Verständniß der gewöhnlichen czechischen Schriftsprache durchaus nicht hindernd entgegentritt. Daß die Walachen eben keine leidenschaftlichen Bücherleser und Förderer der czechisch-slavischen Literatur sind, liegt in ihrer Lebensweise und Bildung.

Das Gesicht des Walachen in Mähren ist gewöhnlich stark gebräunt und von ziemlich edlen Zügen, das tiefblaue Auge feurig und von energischem Ausdruck, nicht selten mit einer Beimischung von Schwermuth, das nicht stereotyp gefärbte Haupthaar wird lang und wallend getragen, sorgfältig glatt gekämmt, auch wohl gar mit Speck fettglänzend gemacht. Die scharf gezeichnete, etwas breite Oberlippe deckt auch bei dem Gemeinsten ein starker Schnurrbart, Kinn und Backen werden rasirt. Die körperliche Beschaffenheit des Mannes ist stark und kräftig, knochig und mehr sehnig als fleischig. Der Wuchs der walachischen Weiber ist schlank und üppig; ihr Gang hat etwas eigenthümlich Elastisches, während die

*) Nach Prof. Sembera's Zählung.

Männer stolz und besonnen einher zu schreiten pflegen. In der Kleidung sind die Walachen eitel und putzsüchtig. Das Hemd, von weitem, faltigen Schnitt, erscheint mit kunstreicher Nadel verziert und wird öfter gewechselt und sieht zugleich reiner und weißer, als bei den benachbarten Slowaken. Die übrige Tracht macht sich ganz malerisch: bei dem Manne enge Beinkleider von weißer Farbe, tricotartig prall anliegend und durch einen ledernen Leibgurt, welcher durch die Hosenklappe geschlungen wird, über den Hüften fest zusammengehalten. Hals und Brust bleiben frei, die Füße werden gewöhnlich mit dem Krbce (einfachen Ledersandalen von der Art kroatischer Opanken) bedeckt oder bei Vermögenderen mit verzierten, tschischmenähnlichen Halbstiefeln von Tuch. Die meiste Sorgfalt verwendet der Walache auf sein Oberkleid, ein weites Wamms von weißer, brauner, lieber noch grüner, am liebsten aber blauer Farbe, an den Nähten und Rändern wird dasselbe roth eingefasst, und auf der Brust mit blanken Knöpfen und zierlicher Stickerei überladen, der Rockkragen hat gewöhnlich einen schmalen rothen Aufschlag. Die Kopfbedeckung besteht in einem eigenthümlichen Hut von schwarzer Farbe, der einen kleinen runden Deckel, aber riesig große Krämpen hat, welche auf allen Seiten gleichmäßig aufgestaut getragen werden, so daß sie den Deckel um viele Zolle überragen. Bei den Weibern findet sich die eigenthümliche Erscheinung, daß sie zwei Hemden tragen, die jedoch beide zusammen weniger verhüllen, als bei uns eins. Ein Unterhemd, Rubae genannt, das unter dem Busen anfängt und etwa bis auf den halben Schenkel herabreicht; knapp unter der Brust wird es fest zusammengezogen, daß es eine Taille erzeugt fast wie ein modisches Schnürleibchen. Das Oberhemd heißt Rukawce (etwa soviel wie Aermelhemd) und besteht, so zu sagen, nur aus ein paar langen sehr feinen Leinwandärmeln und einem kleinen, feinen Linnenstreif, der von oben herab den Busen leicht bedeckt, ohne jedoch allemal bis dahin zu reichen, wo das Unterhemd erst anfängt. Der Rock (Kazanka) ist bunt, bauschig und voll Falten. Die Walachinnen weben und färben dies Kleidungsstück selbst. Ihren Flachs spinnen sie häufig im Gehen, beim Viehhüten; der Rocken wird an der schmucken, haubenartigen Kopfbedeckung, die sie mit einigen Ungarinnen gleich haben, festgemacht und von da in sehr langen Fäden auf eine zwischen den Fingern gekreiselte Kunkel gesponnen. Die Walachinnen sind fleißiger und arbeitsamer als ihre Männer und besorgen den ganzen Hausstand und die Feldarbeit größtentheils selbst.

Der Charakter des Walachen ist im Allgemeinen ein guter, sanfter und gelassener. Stark zum Zorn gereizt, geberdet er sich wild und unbändig und weiß sich wacker zu schlagen. Im Zustande der Zorneswuth macht ihn der Widerstand zähe und wilder, wogegen er sich durch gütliches Entgegenkommen nicht eben schwer besänftigen läßt. Eigenthümlich ist des Walachen Stolz auf seinen walachischen Namen, an den er doch fast gar keine historischen Erinnerungen zu knüpfen

weiß. *) Die Volksführer Roman und Kowár sind die einzigen historischen Namen, welche sich im walachischen Volksmund erhalten haben und ein paar Rebellionen gegen Oestreich, in denen sie einen wild kriegerischen Ruf erhielten, machen die ganze bekannte Geschichte dieses isolirten Völklein's aus. Nationallieder — versteht sich nun mehr in czechischer Sprache, haben sich viele und recht interessante erhalten, welche sich bei aller Weichheit und klagenden Melancholie doch sehr wesentlich von denen der übrigen slavisch sprechenden Nachbarn unterscheiden. Im Gesange selbst steht der Walache allen benachbarten Originalslaven ziemlich weit nach.

Ihre Lebensweise ist eine bescheidene und sehr mäßige, ihr Tisch ein frugaler, ihr Trunk meistens Milch und Brunnenwasser; Branntwein kennen und brauchen sie seltener als die Slowaken. Kartoffeln, Roggenbrot, Käse und gekochtes Schöpsenfleisch dient zur gewöhnlichen Nahrung, ganz im Einklang mit ihrer Hauptbeschäftigung, der Viehzucht, welche sie auf ihren Bergen in Mähren am eifrigsten betreiben. Ihre Wohnungen gleichen den Sennerhütten und heißen „Salasse".

Eine ausführlichere beschreibende Würdigung verdienen die ein hohes Alter verratheuden charakteristischen Gebräuche und Ceremonien bei Hochzeitsfesten, Kirchtagen u. dgl., in deren einigen sich altchristlicher Mythus mit dem heidnischen gepaart hat und die den Walachen inwohnende starke Religiosität und Abergläubigkeit sich deutlich genug ausprägt. Während die umwohnenden Slaven am Palmsonntag und Charfreitag ein eigenthümliches Puppenspiel treiben, das noch der Rest einer alten Mysterie scheint, die Verbrennung oder Ersäufung des „Erzschelms Judas Ischarioth", begehen an diesem Tage die Walachen ein Fest, das ganz an das Heidenthum mahnt und einen Maßstab gibt für die uralte Zeit der Ansiedelung der Walachen in Mähren, die wir für den ältesten der jetzt Mähren noch bewohnenden Stämme halten. Ein Strohmann, mit rothen und blauen Lappen behängt, wird von Mädchen auf einer Stange getragen, die männliche Jugend folgt singend und mit Erdschollen nach dem Hampelmann werfend und so geht der Zug ziemlich tumultuarisch fort bis zum nächsten Bach oder Teich, in welchen die Strohpuppe kopfüber gestürzt wird. Der Gesangstext ist uralt, ein wichtiger Rest eines heidnisch-slavischen Opferliedes und beginnt:

„He uch heloh
Ma milá Morano!"

Morana war die Todesgöttin der alten Slaven und diese ganze Ceremonie dient als ein Beweis, daß die Walachen lange vor Mojmir und der Dynastie der Swatopluke, schon in der Urzeit in Mährens Bergen gesessen sind und sehr früh von den eingewanderten heidnischen Slaven viel von deren religiösem Cultus über-

*) Bei den Rumunen in den Donaufürstenthümern und in Siebenbürgen gilt der Name „Walach" als feindselig und spottend.

nommen haben. Eine ähnliche Ceremonie von dem Götzendienst der slavischen Morana erhielt sich außer bei den Walachen nur noch in einzelnen Dörfern des mittleren Böhmen bis auf den heutigen Tag im Schwunge. Vor dreihundert Jahren fand derlei noch in viel mehren Orten alljährlich statt; berichtet uns doch selbst die sächsische Chronik etwas Aehnliches von einem solchen Fastnachtspiel im 14. Jahrhundert, aufgeführt von Dirnen am halleschen Thore zu Leipzig, der alten Lindenstadt der Elbslaven: Lipsko.

Der Name Wlach oder Walach bedeutete bei allen slavischen Völkerschaften ursprünglich jedes Volk celtischen Stammes (vergleiche die verwandten: Walch, wälsch, gaul, Galli und dergl.). Bei den Nordslaven hat sich diese Bedeutung noch erhalten, die Südslaven hingegen dehnen dieselbe sehr weit aus, auf alle anders sprechenden, oder auch nur anders glaubenden. Außerdem führen die mährischen Walachen noch verschiedene Benennungen, die theils von ihrer Beschäftigung und Lebensweise, theils von ihren Wohnplätzen hergekommen sind, als z. B. Sallasäken, Zalezäken, Pasekaren, Jawornicer, Kapanicaren u. a. m. In der mährischen Landesgeschichte werden die Walachen selten genannt. Wir wissen, daß die Lehren des Huß durch Martin Loquis in Mähren propagirt, sehr leicht und früh bei diesem vereinzelten Völkchen Anklang fanden. Die Walachen wurden sehr eifrige Hussiten und standen beharrlich und unerschütterlich fest bei der neuen Lehre des Kelchs. Als nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag der Herr gewordene Kaiser Böhmen und Mähren mit allen Gräueln des Fanatismus erfüllend durch seine Schergen Dietrichstein, Karl von Lichtenstein, Harrach u. A. in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen bemüht war, weigerten sich unsere Walachen am hartnäckigsten die Lehren des Huß abzuschwören und zum Katholicismus zu treten, so viel sie auch Cardinal Dietrichstein's Inquisitoren drängten. Tiefer Groll gegen die neuen Machthaber erfüllte ihr Inneres. Als die Schweden im Jahre 1643 unter Torstensohn in der Mark Mähren einfielen, wurden sie von den Walachen als Glaubensfreunde und Erretter freudig begrüßt. Die Walachen erhoben sich in hellen Haufen gegen das kaiserliche Regiment und wollten zu den Schweden stoßen. Zu ihrem Führer erhoben sie den Capitän Roman, der den Ruf des tapfersten und weisesten unter ihnen besaß und im Kampf gegen Ferdinand II. vor dreißig Jahren am weißen Berge eine walachische Schaar tapfer geführt hatte. Roman aber war nicht einverstanden mit dem Vorhaben seines Volkes, er mahnte ab von dem Bündniß mit Schweden und ermahnte zur Ruhe mit allen Mitteln der Rede. Vergebens! Ein kühner Bauer, Kowár, trat an die Spitze der Empörten und organisirte sie in Kriegeshaufen. Unterfeldherr ward dessen ältester Sohn. Auf dem Banner des Kowár stand die Devise: „Za bozi slovo a vlast“ (Für Gottes Wort und das Vaterland). Eben damals lagerten die Schweden vor Olmütz und die Walachen führten ihnen Proviant in Menge auf Wägen und Saumthieren zu. Am 13. Febr. 1643, als die Schweden schon in Olmütz einge-

zogen waren, erschien eine walachische Deputation mit Ehrengeschenken und neuem Proviant, die Schweden erwiederten dieselben aus der gemachten Beute und 200 schwedische Reiter gaben der walachischen Deputation das Ehrengeleite bis in ihre Berge. Bald darauf erschien Kowár selbst an der Spitze eines wohlgerüsteten walachischen Haufens zu Olmütz, und verlangte, mitkämpfen zu dürfen im schwedischen Heere. General Patkul antwortete, die Walachen müßten erst durch eine wackere Kriegsthat beweisen, daß sie würdig seien, unter Schwedens Löwenbanner zu fechten. Zwei Meilen von Olmütz lag das alte, feste Schloß Hluboka, wohl bewehrt und mit guten Truppen besetzt, eine stattliche Zufluchtsstätte der vermöglichern Umwohner, welche ihre bestes Habe vor dem Feinde dahin gerettet hatten. Dies Schloß sollten die Walachen einnehmen, um sich die Aufnahme in das schwedische Heer zu verdienen. Kowár und sein Volk erstiegen Hluboka in einer Nacht, plünderten und zerstörten es. Auf ihrem siegestrunkenen Rückzug überfiel sie ein übermächtiger östreichischer Heereshaufen unter Puchheim's Commando. Die Walachen wurden nach wüthender Gegenwehr überwunden und zusammengehauen, und nur 30 Reiter entkamen mit Kowár nach Olmütz. Kowár warb neue Leute in seinen Bergen und nahm Theil an mehren Waffenthaten der Schweden in Mähren, z. B. bei der Belagerung von Kremsier. Die Kaiserlichen waren äußerst erbittert gegen die Walachen; keinem derselben gaben sie Pardon, ein gefangener Walach mußte den andern selbst aufhängen. Schlimmer noch ging es den Walachen nach der Schweden Abzug. Graf Rotal führte eine Executionsarmee gegen sie und bezwang sie nach langer Gegenwehr. Alle Walachen, die Waffen führen konnten, wurden hingerichtet durch Rad, Pfahl und Scheiterhaufen. Kowár und sein Sohn starben zu Brünn auf dem Rad. Ein polnischer Priester, Paul Kempa, machte die Walachen später, unterstützt von ein paar kaiserlichen Dragonerregimentern, gut katholisch. Roman, der Greis, überlebte seines Volkes Fall, den viele Nationallieder gar kläglich beweinen. Eines beginnt:

„Pásli kozy Walassi, ein Anderes: O Romane, o Romane,
W Romanove salassi, Ty walassky kapetane.

In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts empörten sich die Walachen wieder und wurden blutig niedergedrückt.

* * *

Oestreichische Finanzen.

Das Verwaltungsjahr wird in Oestreich vom 1. November bis letzten October gerechnet. Der Finanzminister hat zu wiederholtenmalen die Erklärung abgegeben, daß nach dem Schlusse eines jeden Monates regelmäßig der Ausweis über den Stand der Staats-Ausgaben und -Einnahmen veröffentlicht werden soll. Diese,

selbst mit der Unterschrift des Kaisers erfolgte Zusicherung wurde seit Auflösung des Reichstags in Kremsier nicht erfüllt, sondern es verstrichen Monate, Viertel- und halbe Jahre, ohne daß der Minister den Stand der Finanzen offenbarte. Am 18. Mai 1850 erschien endlich ein „allerunterthänigster Vortrag über die Ergebnisse der finanziellen Gebahrung im Verwaltungsjahre 1849". — Also erst 7 Monate nach Ablauf des Verwaltungsjahres erschien der Ausweis für das ganze Jahr, während die Ausweise für einzelne Monate desselben Jahres, für August, September und October 1849, noch immer fehlen; jene Monate müßten die Sustentationskosten der russischen Hülfsarmee detailliren! Es ist dies nicht die einzige Finte in diesem Ausweise, sondern man hat mehre angewandt, um ein Deficit von nur 140 Millionen Gulden Conv.-M. herauszurechnen. Der ministerielle Vortrag gibt an, daß die Rechnungsergebnisse für Ungarn nur vom Mai 1849 angefangen, für Siebenbürgen vom August an, und für Croatien, Slavonien und die Woiwodschaft gar nicht in diesem Ausweise enthalten sind; all die genannten Kronländer hatten aber in den nichtausgewiesenen Monaten eine sehr bedeutende Mehrausgabe, ein Deficit, das im Minimum 60 Millionen Fl. betragen mag.

Wir wollen einzelne Posten des Ausweises mit dem dem Reichstage vom Ministerium vorgelegten Staatsvoranschlag vergleichen.

1) Der Staatsvoranschlag berechnete als Erforderniß für die Staatsschuld 52 Millionen Gulden.
   Der Finanzausweis notirt für die Staatsschuld eine Ausgabe von 55 Millionen.
2) Der Staatsvoranschlag gibt die Kosten für den Hofstaat auf 4 Mill. an.
   Der Finanzausweis berechnet für den Hofstaat 4¾ Mill.
3) Der Staatsvoranschlag notirt für das Ministerium des Innern 10½ Mill.
   Der Finanzausweis berechnet dafür 14¼ Millionen.
4) Der Staatsvoranschlag beziffert die laufenden und außerordentlichen Erfordernisse für das Ministerium des Krieges 59 Mill.
   Der Finanzausweis rechnet für das Ministerium des Krieges nahe an 158 Millionen.
5) Der Staatsvoranschlag veranschlagt für das Ministerium der Finanzen 10 Millionen.
   Der Finanzausweis notirt 18½ Millionen.
6) Das Ministerum der Justiz ist im Staatsvoranschlag bemerkt mit 2½ Millionen.
   Im Finanzausweis finden sich dafür 5 Millionen.
7) Der Staatsvoranschlag fordert für des Ministerium des Unterrichts 1⅓ Million.
   Der Finanzausweis verrechnet 2½ Millionen.

8) Der Staatsvoranschlag begehrt für die übrigen Ministerien 21½ Mill.
Der Finanzausweis gibt dafür an 24 Millionen.
Der Staatsvoranschlag berechnete das Gesammterforderniß auf 163 Millionen.
Der Finanzausweis weist eine Ausgabe nach von 284 Millionen.

In ganz gleicher Weise differirt der Staatsvoranschlag Betreff der Einnahmen von den wirklich erzielten.

1) Der Staatsvoranschlag berechnet die directen Steuern auf 27 Mill.
Der Finanzausweis gibt ihr Erträgniß an mit 55 Millionen.
2) Der Staatsvoranschlag berechnet die indirecten Abgaben mit 60 Mill.
Der Finanzausweis gibt ihr Erträgniß an mit 71½ Millionen.
3) Der Staatsvoranschlag berechnete die Einnahmen vom Staatseigenthum, Münz- und Bergwesen mit 3⅓ Millionen.
Der Finanzausweis bringt aber in der That nur eine Einnahme von ½ Million.
4) Der Staatsvoranschlag beziffert die verschiedenen Einnahmen mit 1½ Mill.
Der Finanzausweis berechnet dafür 5⅓ Millionen.
Die Gesammteinnahme wurde im Staatsvoranschlag mit 101 Millionen angegeben,
im Finanzausweis wird 144 Millionen angerechnet.

Diese Zusammenstellung ist keine willkührliche, sondern sie basirt auf die officiellen Documente des Finanzministers selbst. Der Einwand, welcher erhoben werden kann, daß der Staatsvoranschlag blos für die auf dem östr. Reichstag vertretenen Länder bemessen worden sei, während der Finanzausweis für das ganze Reich die Rechnung gibt, ist deßwegen gar nicht stichhaltig, weil die Hauptrubrik, nämlich das Heerwesen, dort wie hier als ein Einziges, Gesammtes einberechnet wurde, und zwar ein Armeestand von 626,000 Mann mit 80,000 Pferden. Die Kosten der Hülfsarmee, deren Herbeirufung Minister Krans so stricte in Abrede stellte, konnten freilich im Staatsvoranschlage nicht berechnet werden; sie finden sich aber auch nicht im Finanzausweis detaillirt, sondern es findet sich blos die allgemein gehaltene Phrase: „daß die Nothwendigkeit eintrat, sehr bedeutende russische Heermassen auf östreichischem Boden zu erhalten.“ Was unter „erhalten“ verstanden ist, wird nicht enträthselt.

Minister Krans dachte, handelte, sprach und rechnete zu Ende des Jahres 1848 ganz anders, als er jetzt denkt, handelt, spricht und rechnet. Damals sagte er den Reichsvertretern und dem Kaiser: „An eine Steuererhöhung wäre nicht zu denken.“ (Vortrag des Finanzministers pag. 28 Zeile 3 von unten.) Und doch hat derselbe Minister die directen Steuern bereits um 100 % erhöht, von 27 auf 55 Mill., und nebenbei die Stempel- und Registrirgebühr gesteigert, die Einkommensteuer repartirt u. dgl. m.

Der Finanzminister, welcher die Druckmaschinen mit Erzeugung von Papiergeld fortwährend beschäftigt, und die Lumpensammler zu kaiserlichen Bergknappen erhob, ist so naiv, im Finanzausweise zu schreiben, daß nur 17. Mill. des Staatsaufwandes *unbedeckt* geblieben wären. Wenige Zeilen vorher mußte er selbst herzählen, daß das Deficit durch unbedeckte Banknoten im Belaufe von 54 Mill., durch unbedeckte Cassenanweisungen im Betrage von 38 Mill., durch unbedeckte Tresorscheine im Betrage von 10 Millionen, durch unbedeckte ungarische Noten im Betrage von 25 Mill., durch unbedeckte Kreuzerzettel im Betrage von 3½ Mill., durch Abschlagszahlung eines Zwangsanlehns im Betrage von 12 Millionen, und durch ähnliche Maßnahmen im Wege des Zwangscourses bedeckt wurden, und dennoch genirt sich der Minister nicht, zu schreiben, nur 17 Millionen seien unbedeckt geblieben. Das ganze im Kaiserstaat courirende Geld ist ein unbedecktes, da selbst die Bank kaum den 8. Theil der ausgegebenen Noten bedeckt hat.

Der optimistische Minister versteigt sich aber noch weiter, und meint, daß „die ausgewiesenen Zahlen für die Zukunft Beruhigung gewähren"; er begründet diese Beruhigung auf die *Vervollständigung des Abgabensystems* und auf die Verminderung der außerordentlichen Ausgaben.

Die Nachtheile so enormer Steuererhöhungen in einer Periode, wo die Länder durch Kriegslasten ausgepreßt sind und eben so Capitalien, wie Hände zum Betriebe fehlen, bedürfen keiner Auseinandersetzung; der Blutumlauf des ganzen Verkehrs muß durch diese Abzapfung leiden, die nicht nach dem Maße seiner Kraft, sondern nach beliebigem Bedarf stattfindet. Die Erhöhung einer Steuer oder die Einführung einer neuen ist schon eine Last; allein mehre Steuern gleichzeitig „beträchtlich" erhöhen, wie der Minister einen Zuschlag von 50% nennt, und in demselben Momente neue Steuern auflegen, ist eine erdrückende Last.

Die Verminderung der Ausgaben ist jedoch eine grobe Unwahrheit, eine absichtliche Täuschung. Das Deficit des Verwaltungsjahres 1850 wird kein geringeres sein, als jenes des verflossenen Jahres. Der Minister hat in die Rechnung für 1849 *nicht* einbezogen jene Ausgaben, welche in Ungarn für Armeebedürfnisse durch Requisitionen stattfanden, die aber jetzt erst zur Zahlung kamen; erst dieser Tage mußte das Kriegsministerium eine scharfe Mahnung an seine Rechnungsbeamten erlassen, die noch für das Militärjahr 1849 rückständigen Ausweise endlich einzuliefern. Der Minister verschweigt absichtlich die ungeheuern Auslagen, welche zur Herstellung von Fortificationswerken ihm abgefordert werden. Der Minister wußte vielleicht am 6. Mai noch nicht, daß im Militärbureau des Kaisers eine neue Adjustirung des ganzen Heeres beschlossen war, und bereits einzelne Truppenabtheilungen mit Pickelhauben einhermarschiren, die bis auf eine Klappe dem preußischen Muster nachgeahmt sind. Der Minister glaubt vielleicht, daß die Einrichtung und Erhaltung von 17 Regimentern Gensdarmerie die Ausgaben vermindern u. s. w.

In den Wintermonaten hat der Finanzminister die Reduction der Armee als „im Werk begriffen" angezeigt; aber es wurde damals nicht ein Mann entlassen, und wir stehen jetzt am Vorabend einer neu beginnenden Recrutirung. Die Ausgaben für militärische Zwecke sind nicht in der Verminderung, sondern in der Vermehrung, wenn man bedenkt, daß die eigentliche Kriegsgage aufgehört habe. Die zahlreichen Avancements und Pensionirungen mit höhern Chargen sind ein Danaidenfaß der Kriegskasse.

Der Minister, welcher sich bei dem Voranschlage für 1849 blos in der Rubrik für das Militär in 100 Millionen irrte, irrt sich auch in der Angabe, daß eine Verminderung der außerordentlichen Ausgaben in Aussicht stehe. Es hätte nicht der militärischen Zurüstungen Preußens bedurft, um den jetzigen Stand blos als einen bewaffneten Frieden erkennen zu lassen; das Schwarzenberg'sche Ministerium kann sich nach Außen wie nach Innen blos durch das Militär erhalten, und Kraus muß die Geldmittel dafür herbeischaffen. Die enorme Steuerquote wird im laufenden Jahre einen Theil des Deficits decken, aber sie wird nicht die Ueberschwemmung durch das bereits angefertigte Papiergeld verhindern, sondern noch neue Bäche hinzufluthen.

Der Minister deutet im Finanzausweis darauf hin, daß in den ersten 3 Monaten des neuen Verwaltungsjahres das Deficit **blos** 8½, 4½ und 5 Mill. betragen habe; er rechnet es also als eine große Verbesserung, daß ein vierteljähriges Deficit von nur 18 Millionen sich ergab.

Die erste Frage hierbei ist, warum der Finanzminister, wenn er die Rechnung für die Monate November und December 1849, so wie Januar 1850 so genau kennt, dieselben nicht seiner Pflicht gemäß der Oeffentlichkeit übergibt? um so mehr, da dieser Ausweis, wie er ihn angibt, eine günstige Wirkung auf die Geldzustände ausüben und manche Besorgnisse verscheuchen würde?

Die zweite Frage ist: wie tief zerrüttet müssen die Finanzen sein, wenn der Minister einen Ausfall von 18 Mill. für 3 Monate als einen günstigen Standpunkt anrühmt?!

Der Finanzausweis hat nicht blos wegen der Bestätigung des großen Deficits, wegen Bekenntnisses, daß das russische Heer „erhalten" werden mußte und wegen der trüben Aspecten die alten Befürchtungen erneuert, sondern neuerdings das kleinliche winkelmäklerische Gebahren des Finanzministeriums aufgedeckt.

Um nur Eines zu erwähnen, heben wir den unter der Rubrik „besondere Zuflüsse" gestellten Posten: durch Wechselgeschäfte 5,175,000 Fl. hervor. Der Finanzminister machte also Wechselgeschäfte! Wir wußten dies, aber wir glaubten nicht, daß ein solches Bekenntniß werde abgelegt werden. Welcher Art diese Wechselgeschäfte waren, ob blos eine Verwerthung der sardinischen Entschädigung oder Börsenmanoeuvres, ist nicht angedeutet.

Die Capitalisirung der Zinsencoupons ist der Beginn einer neuen Art von

Schuldtilgung, die ins Unendliche fortgesponnen werden kann; statt der fälligen Interessen werden neue Metalliques ausgefertigt.

Welche Mühe sich auch die gouvernementalen Organe und ausgesandte Börsenmäkler geben, die Löcher des finanziellen Ueberwurfs zu verdecken, und wie auch die sogenannten liberalen Journale militärisch eingeschüchtert sind, die Blößen dieses Ausweises zu zeigen, so mußte doch die frühere Ueberzeugung fest gehalten werden, daß der eingehaltene Weg des Finanzministeriums nur tiefer in den Wald führt. Die Bankdirection repartirt so eben eine halbjährige Dividende von 58 Fl.; — ein Journal bemerkt hierzu, die 20 % welche das Volk an den Banknoten verliert, streichen die Baukactionäre als Gewinn ein. Die Bank, dieser Vampyr am Staate und am Nationalvermögen, wird weiteren Gewinn ziehen aus dem anwachsenden Deficit des Budgets; alle andern Institute, Grund und Boden, Industrie und Handel sind fortgesetzten unberechenbaren Verlusten Preis gegeben. Ein ministerielles Blatt stellte schon den Satz auf, daß die geringere Consumtion, also das Hungern ein durch die Papierzettel erreichter Vortheil sei, eine Ersparniß; es wird aber bald dahin kommen, daß auch der Soldat wird hungern müssen, da er mit dem fixirten, in Papier ausbezahlten Sold die gesteigerten Preise der Lebensmittel nicht bestreiten kann. Eine hungernde Armee von 600,000 Mann ist die Aussicht, die Oestreich bei Fortbestand der Finanzwirren bedroht.

Aus Pesth.

Den 13. Juni.

Wenn man so von einem Archimedes'schen Punkte aus das Treiben dieser Welt theilnahmslos betrachten könnte, wäre gewiß das Verhältniß unserer Kriegsgötter zu dem Schwarzenberg-Bach'schen Olympos einer der amüsantesten Anblicke. Die Civilregierung muß streben, doch einmal der Soldatenherrschaft ein Ende zu machen, und diese will überzeugt sein, daß die Völker Oestreichs nur mit dem Säbel regiert werden können. Ein offener Bruch mit dem Militair erscheint der Regierung selbst als sehr gefährlich, man sucht also dem allmächtigen Adjutanten des jungen militairfreundlichen Monarchen manchmal ein versäumtes Stündlein abzulauschen, um dann eine Spanne groß Terrain zu gewinnen; aber nicht lange darauf ermannt sich die Soldateska wieder, und wirft den sich sicher glaubenden Regierungsmännern offen den Fehdehandschuh hin.

So hat Haynau diese Tage wieder ein Zeichen seiner gebietenden Allmacht von sich gegeben, und zwar durch ein Decret gegen die — Juden. Die Strafcontribution und die Purificationsverordnung für die emancipirten und gleichberechtigten Israeliten Ungarns hat schon oft in diesem Jahre die Runde durch die deutsche und ausländische Presse gemacht, und man glaubte, daß dieser Will-

kürzet nach der letzten Ministerialverordnung für immer aufgehoben sei, als neulich ein Hayuauischer Ferman erschien und die Juden aufforderte, die auf keinen Fall zu erlassende Contribution ohne Widerrede sogleich einzubringen*), und daß die des Hochverraths verdächtigen Judengemeinden und Individuen vor der militairischen Purificationscommission zu erscheinen haben, welche dieselben nur dann freisprechen kann, wenn die „Purificationsbewerber" mit Zeugen beweisen können, „daß sie sich weder durch Worte, noch durch Thaten, weder mit geistigen, noch materiellen Mitteln, überhaupt an der Revolution selbstthätig gar nicht betheiligt haben". Ich führe Ihnen die Worte des Decrets ganz ohne Commentar an und füge nur die Bemerkung hinzu, daß die deutsche Sprache mit einem ganz neuen — zwar halb-romanischen — Worte bereichert wurde, nämlich: „Purificationsbewerber". — Ein unter Welden's Oberredaction in Wien erscheinendes Blatt „überläßt es seinen Lesern zu urtheilen, nicht, ob diese Maßregel billig, sondern ob sie irgend ausführbar sei".

Eine zweite Verordnung Hayuan's ist rein militairischer Natur und publicirt das Standrecht gegen jeden Honved, der nach der Desertion ergriffen wird, so wie das Kriegsrecht gegen die Einwohner, welche solchen Deserteurs Vorschub leisten. In diesem Decret beklagt sich der Obercommandant über den schlechten Geist, der unter den eingereihten Honved herrscht, und dieß bestätigen auch die Spalten der hiesigen officiellen Blätter, welche täglich von Signalements solcher Deserteure angefüllt sind. Der Magyar schüttelt mit wichtiger Miene das Haupt und sagt: Látszik, kutya van a' kertben!" **)

Außer diesen zwei Decreten ist hier die allgemeine Aufmerksamkeit nach auf vier Gegenstände gerichtet. Diese sind Rußland, die Aufhebung der Zwischenzölle, die Universität, und das deutsche Theater.

Das undurchdringliche Dunkel, welches noch immer über die Verhandlungen in Warschau verbreitet ist, hat in der Presse überhaupt zu den verschiedensten Muthmaßungen und den entgegengesetztesten, von beiden Seiten „aus zuverläßigster Quelle" geschöpften Berichten Anlaß gegeben. Der Ungar ist noch immer zu wenig Kosmopolit, um riesenhafte Coalitionen gegen Frankreich, Continentalkriege gegen England und andre dergl. hochdiplomatische Combinationen auszubrüten, wie sie in Ihren Journalen täglich zu Dutzenden in die Welt gefördert werden; ihm ist noch immer Ungarn der Mittelpunkt der Erde, und wenn diese Kaiser und Könige da draußen sich herumbalgen, so ist gewiß die Ultima ratio das schöne

*) Es scheint, daß der Angriff auf die Judenbärte, von dem ich Ihnen in meinem letzten Briefe gemeldet, auf einem „Mißverständniß" beruhte. Es sollte heißen anstatt: „die Juden sollen sich ihre Bärte": „die Juden sollen sich ihre Börsen abnehmen lassen".

**) Ein magyarisches Sprichwort: „Man sieht's, es ist ihnen ein Hund in den Garten gelaufen."

große und reiche Land der Arpadiden; und wird auch manchmal Oestreich mit in die Berechnung genommen, so geschieht dieß nur, weil wir in letzterer Zeit mit den Oestreichern so handgemein wurden, und wir noch hoffen einst mit den unlieben Gästen wieder fertig zu werden.

So ist man hier fest überzeugt, daß ein Hauptpunkt der Warschauer Verhandlungen sich um die an Rußland zu leistende Vergütung für den ungarischen Feldzug drehte. Schwarzenberg sei nur darum so schnell zurückgekommen, um seinem Monarchen die Forderungen des Czars zu überbringen, und man soll wirklich schon mit den Hauptzügen einer ganz neuen Ländereintheilung fertig sein, welcher zu Folge Oestreich Galizien, die Bukowina und das Großherzogthum Krakau an Rußland abtreten, und dafür mit Toskana, Parma und Modena entschädigt werden soll. Die Anwesenheit aller Mitglieder der italienischen Linie des Habsburgischen Hauses in Wien, und die Auszeichnung, mit welcher ihnen dort begegnet wird, so wie die Pause, welche in der Militairconventions- und Zollverbindungsangelegenheit eingetreten ist, sind eben so viele Umstände, welche dieser Combination zur Folie dienen müssen. 1600 □ Meilen und 4 ½ Mill. so trefflich gedrillte galizische Bauern für 600 □ Meilen und 2 Mill. rebellische Italiener hinzugeben, ist zwar kein glänzendes Geschäft; aber man glaubt damit die Theilung Polens einigermaßen gut zu machen, und Ungarn, welches man wieder in seine Integrität herstellen will, wird gegen das schwierige Italien genügende Macht bieten; auch wird das bereits gefürchtete slavische Element dadurch geschwächt, ja es ließe sich vielleicht bei einer möglichen Eventualität in Italien die Rolle Sardiniens übernehmen u. s. w. Relata refero. —

Die in Aussicht gestellte Aufhebung der Zwischenzölle hat bei den verschiedenen Klassen und Parteien einen sehr verschiedenen Eindruck gemacht. Die nationale Partei sieht darin eine neue Lockspeise, um der Germanisirung des Landes alle Thore zu öffnen, und merkwürdigerweise ist diese Meinung bei den Slaven viel lauter als bei den Magyaren; die Industriellen klagen, daß ihre Unfähigkeit mit der östreichischen Industrie zu concurriren gar nicht in Betracht gezogen wurde; die Grundbesitzer meinen, Kossuth hätte, wenn es ihm gelungen wäre, Ungarn unabhängig zu machen, dem Handel des Landes ganz andere Wege zu öffnen gewußt, als nach dem banknoteureichen und creditarmen Kaiserstaat, und die Aussicht auf ein Tabakmonopol wird von Allen zugleich als die größte Calamität für das Land bezeichnet. Die östreichische Regierung hat gewiß bei der Aufhebung der Zwischenzölle einer gebieterischen Nothwendigkeit gefolgt, und für Ungarn müssen neben den unläugbaren Verlusten einzelner Klassen im Ganzen große Vortheile daraus erwachsen; aber das ist das Schicksal aller Ordonnanzen, sie erregen Haß wenn sie schlecht, und Mißdeutung wenn sie gut sind. Unser jugendlicher Monarch sollte doch manchmal in der Geschichte seines Großoheims, Kaiser Joseph II. blättern. —

Noch größer aber dürfte die Opposition sein, mit der die Regierung bei der Reorganisirung der hiesigen Universität zu kämpfen haben wird. In den Regierungsblättern wird mit ziemlicher Gewißheit darauf vorbereitet, daß diese Hochschule in ihrem ganzen Wesen eine deutsche werden wird; doch sollen für die magyarische Philologie und die vaterländische Geschichte eigene, magyarische Lehrkanzeln errichtet werden. Ich kann Sie versichern, daß diese Maßregel den heftigsten und gerechtesten Widerstand hervorrufen wird. Ich gehöre nicht zu denen, welche mit der alten Suprematie des magyarischen Idioms die alten Mißbräuche und Uebergriffe herbeiwünschen, und diese Partei ist überhaupt durch die letzten Ereignisse sehr gelichtet worden; aber ich kann den Wunsch von 5½ Millionen der gebildetsten Einwohner des Landes, die Entwickelung ihrer schönen Sprache durch die einzige Hochschule in ihrem Vaterlande, mangefochten zu sehen nicht anders, als billigen. Die 1½ Million Deutschen, welche den Magyaren in Ungarn in Hinsicht der Cultur einzig und allein ebenbürtig sind, finden in den Hochschulen zu Wien, Prag, Olmütz, Gratz, Inspruck u. s. w. Gelegenheit genug, ihren Söhnen eine deutsche Erziehung geben zu lassen; die Slaven haben schon in Prag bedeutenden Boden gewonnen, und wenn es der Regierung mit der Gleichberechtigung ernst ist, so möge sie die Akademie zu Agram in eine rein slavische Universität umwandeln, die mit Kunstschätzen und Büchern reichlich versehene Akademie wird wenig Schwierigkeiten darbieten, und die Slaven haben nicht an Schwierigkeiten gedacht, als sie dem größten Versprecher unserer Zeit in den Krieg gegen das tapferste Volk dieser Erde folgten. Auch den Walachen könnte zur Erweiterung des alten Arader Seminars Rechnung getragen werden; aber was soll der Magyar machen, wenn die einzige Hochschule, wo er bis jetzt sich einen Grad von Bildung aneignen konnte, ihm für immer verschlossen wird. Der Magyar steht vereinzelt da mit seiner Sprache in Europa, und muß schon eine höhere Bildungsstufe erreicht haben, wenn er eine auswärtige Schule besuchen will. Die Pesther Universität germanisiren hieße also den Magyaren die Thore der Wissenschaft verschließen, dies wünschen aber selbst unsere deutschen Brüder nicht, und die Slaven, welche nichts dabei gewinnen, noch weniger.

Wäre unsere Regierung nicht blind für gewisse Winke der Zeit, so könnte sie in dem Schicksale des hiesigen deutschen Theaters das Prognostikon für ihre Germanisirungspläne lesen.

Dieser letzte Vorposten der deutschen Muse im Osten hat während der letzten Jahre sehr mannigfaltige Veränderungen erlitten, und der Sieg des deutschen Kaiserhauses in Ungarn droht ihm vollends den Todesstoß zu geben. Noch vor der Revolution hatte das hiesige städtische Theater, welches einst zu den größten und vorzüglichsten Deutschlands gehörte, sehr viel von seinem frühern Glanze verloren. Forst, der damalige Director des Instituts, ein von Niemandem geachteter und von

seinem Personal wegen seiner Knauserei und Gemeinheit gehaßter Patron, hat dem ungarischen Nationaltheater die Concurrenz sehr erleichtert, und die Direction stand am Vorabend eines Bankerotts, als im Januar 1847 das Theater mit fast allen Adhärentibus nach einer Vorstellung der Oper Zampa in Flammen gerieth und bis auf den Grund niederbrannte. Forst war jetzt nicht nur seine Gläubiger los, sondern wußte noch eine Actiengesellschaft zusammenzubringen, die für ihn und seine Gesellschaft ein Interimstheater auf dem neuen Markte erbaute. Aber Forst konnte jetzt unter der Controlle der Actionäre nicht nach seinem Willen schalten und war genöthigt auszutreten, das Institut wurde dann von einem Schauspielerausschuß unter Kalis's Regie geleitet.

Die Revolution war, wie alle Revolution, den Bretern, welche die Welt vorstellen, nicht günstig, aber das Interimstheater zeigte sich durch und durch patriotisch, der Enthusiasmus für die magyarische Sprache hatte mit neugeweckten Leidenschaften abgenommen, und der Zusammenfluß der gebildeten Gesellschaft in Pesth durch den Sitz der Regierung, durch die Nationalversammlung u. s. w., blieb auch für die Casse des deutschen Theaters nicht ohne Vortheil. Die schönen Bestrebungen des Instituts fanden in Anbetracht seiner geringen Kräfte gerechte Anerkennung. Mit dem Einzuge Windischgrätz's in Pesth glaubte man, würden sich die Verhältnisse der deutschen Thalia besser gestalten, allein von dem trat eben das Gegentheil ein. Die Stadt war von ihren gebildetsten und reichsten Einwohnern verlassen; das östreichische Offiziercorps ist wohl im Stande, volle Häuser, aber nicht volle Cassen zu machen*); übrigens hatten die Oestreicher nur wenig Zeit, Schauspielhäuser zu besuchen, da sie selbst die Helden einer großen Tragödie waren, und als Windischgrätz abzog, und sich die Ansichten für die deutschen Histrionen besser gestalteten, schlenderte ihnen Henzi einige Bomben in ihre hölzerne Bude, und machte dem Spiel ein Ende. Nach dem Einzuge Haynau's wurde zwar das Interimstheater wieder aufgebaut, aber jetzt concentrirte sich der von allen Seiten in die Enge getriebene Patriotismus in den Hallen des reich dotirten und von Patrioten geleiteten Nationaltheaters, und die siegreiche deutsche Thalia steht verlassen da, während ihre geknechtete magyarische Schwester von Anbetern umschwärmt ist. Daß aber die Intendantur unseres Nationaltheaters ihre Hilfsmittel gut anzuwenden weiß, beweist das Engagement der Lagrange und die gestern zur Aufführung gebrachte Oper „der Prophet" von Meyerbeer. Diese vielgetadelte Composition des französisch-deutschen Musikdichters mußte auf unsere gedrückte politische Stimmung den besten Eindruck machen; denn unsere Presse wird von Tambouren commandirt, und unlängst wurde eine Redaction mit Suspension bedroht, weil sie es wagte zu sagen, daß die Götter-

*) Es ist ein altes Vorrecht der östreichischen Offiziere, in jedem Theater nur 4 Kreuzer Münze für Entré parterre zu zahlen. Herrscht bei Ihnen auch dieser Brauch?

gasse (wo zufällig mehrere k. k. Offiziere wohnen) sehr schmutzig sei (wörtlich wahr); der Buchhandel darf uns vom Auslande nur das einführen, was von der Gensd'armerie für unschädlich erklärt wird, als da sind: „Kochbücher", „die Kunst, in zwölf Stunden vollkommen gut italienisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen" u. s. w.; der Prophet bringt uns „Flüche über die Tyrannen", „Freiheit für alle Völker" und andere dergl. verbotene Früchte mit dem Gurgelcandis einer Lagrange und eines Steger überzuckert, wer wird also mit 10 Groschen im Sacke, diesen göttlichen Schmaus verschmähen? — Daß die Geschichte der Völkerbefreier so miserabel endigt, das ist nur die Folge unseres Belagerungszustandes; in dem republikanischen (?) Paris endigt die Oper gewiß ganz anders, und der gemüthliche Johann von Leyden gründet gewiß einen cisatlantischen Republikenbund, in dem auch unser Ungarn sein gebührendes Plätzchen hat, und wo die Haynau, Welden, Windischgrätz, Schwarzenberg und Consorten verdammt sind, täglich einen socialistischen Artikel für die „Wiener Reichszeitung", die „Gazette" oder „Preußische Kreuzzeitung" zu schreiben, und sie dann alle — selbst zu lesen. Uebrigens war die Ausstattung des „Propheten" eine wahrhaft brillante, und ist die Leistung der Mme. Lagrange (Fides) und des Herrn Steger (Johann) eine höchst gelungene zu nennen.

Saphir ist bereits seiner Haft entlassen, und sein Mitarbeiter Lewitschnik, als Verfasser des anstößigen Artikels vom 31. Mai und 1. Juni d. J., zu sechs Wochen Profoßenarrest verurtheilt. Lewitschnik ist also Märtyrer! Ein Witzbold äußerte dieser Tage in einem Kaffeehause: „Wenn doch der Obercommandant einmal seine Norm umkehren und von Profoßenarrest zum Strang begnadigen wollte!" △

Memoiren des Generals Wysocki,

Anführers der polnischen Legion in Ungarn während des Feldzuges im Jahre 1848 u. 1849.

Aus dem Polnischen.

(Auszugweise mitgetheilt.)

I.

Nach den unglücklichen Ereignissen des Posener Aufstandes wurden die Emigranten aus Krakau verwiesen, und es blieb uns nur die Hoffnung der ungarischen Wirren. Da wir das Ziel der Magyaren nicht kannten, war uns anfangs die ganze Bewegung nicht klar, doch warfen sich alle diejenigen, die sich auf die nationale Frage nicht einließen, in den Krieg gegen einen unsrer schlausten Bedrücker, und ich war in der Zahl derselben. Als sich noch eine große Anzahl der Krakauer polnischen Emigranten in Breslau aufhielt, bemühete ich mich ihnen

den Uebertritt nach Ungarn zu ermöglichen, ehe ich aber selbst noch ging, wollte ich unsern Bemühungen den Stempel der Allgemeinheit und Nationalität geben, theilte demnach den vorzüglichern Patrioten Krakaus meine Absichten mit, die mit feuriger Erregung aufgenommen wurden. Hierauf ging ich nach Lemberg, wo ein bedeutender Theil der patriotischen jungen Leute schon denselben Gedanken gefaßt, sogar schon eine Deputation nach Ungarn geschickt hatte. Hier traf ich den Obristen Bulharyn, der in Ungarn früher sich aufhaltend, sich die Mission erbeten hatte mit den galizischen Patrioten im magyarischen Interesse zu unterhandeln. Die Deputation kehrte bald zurück mit den schriftlichen Bedingungen der magyarischen Regierung, nach welcher den Polen nur erlaubt sein sollte ein Corps von 1200 Mann zu bilden, was offenbar das Mistrauen der Regierung bekundete, und durch die Ereignisse in Prag und Wien wohl begründet worden war. Aus diesem Motiv wünschte ich sobald als möglich nach Ungarn zu kommen, um dieses Mistrauen zu beseitigen, mußte aber eine gültige Vollmacht besitzen, um mich als Deputirter zu legitimiren. Mit zweien meiner Landsleute, deren Namen ich verschweigen muß, da sie vielleicht noch im Lande sind, erhielt ich die Vollmacht mit der magyarischen Regierung zu verhandeln. Wir fuhren über Krakau, wo wir uns auch eine Vollmacht ausstellen ließen, nach Pesth, wo wir in den letzten Tagen des Octobers anlangten. Unterwegs trafen wir schon viele Abtheilungen polnischer Zuzügler, namentlich in Preszow den Capitain Matczynski mit etwa 100 Mann und in Pesth den Hauptmann Czernik mit einer eben so großen Abtheilung. Wir ersuchten diese Zuzügler nicht eher mit der Regierung Verpflichtungen abzuschließen, bis wir nicht für sie eine vielleicht günstigere Convention würden abgemacht haben. In Preßburg baten wir beim Präsidenten Kossuth um Audienz, welche wir den andern Tag erhielten. Schon hatten wir nach einer zweimaligen Conferenz das Zugeständniß erhalten eine Legion von 15 — 20,000 Mann zu bilden, der Sorge für das künftige Loos der Legionisten und unbestreitbarer Vortheile für unser Vaterland; es ging nur noch um unbedeutende Abänderungen, da zeigte sich unerwartet Bem in Preßburg und nun ging alles so den Krebsgang, daß Kossuth erklärte, nur mit Uebereinstimmung der übrigen Regierungsmitglieder die Convention unterzeichnen zu können. Der Präsident behandelte uns sehr kalt und vermied uns, erklärte endlich, daß der General Bem sich jeder Convention mit uns widersetze, da unsere Vollmacht von keiner wirklichen Behörde unterzeichnet sei. Die Wuth unsrer jungen Leute über dieses Verfahren Bems war so groß, daß ein junger Mann Kolodziejski den General anfiel, auf ihn schoß und am Kopf leicht verwundete. Bem trat hierauf in einem von ihm selbst unterschriebenen Pasquil gegen die Demokratie auf, nannte sie die von den Russen bezahlte Partei, mich einen moscovitischen Agenten und Anstifter des Mordanfalls. Ich würde mich selbst beschimpft haben, auf solche Schmähungen zu antworten, und schwieg, und es scheint, daß die Regierung dieses Schwei-

gen anerkannte, indem sie mir die Bildung der ersten beiden Compagnien Infanterie übertrug und mich zum Major ernannte. Diese beiden, etwa 300 Mann starken Compagnien erhielten den Namen Wysockisches Bataillon und eine polnische Fahne (den 25 November). So war der Beginn der polnischen Legion.

Nach mir kamen nach Pesth der Obrist Bulharyn, der Obristlieutenant Tchórznicki und mehrere andere, welche jeder für sich besondere Corps organisiren wollten, und zum Theil die Erlaubniß dazu erhielten, obschon man mir den Oberbefehl zugesichert hatte.

In Arad, wo wir standen, nahmen wir am unglücklichen Sturm auf die Festung Theil. Der commandirende Obrist Maryassy war tapfer, aber ganz unerfahren, die Ungarn aber gaben kein gutes Beispiel des Muths; unsere jungen Soldaten dagegen fochten mit kalter Unerschrockenheit.

Tchórznicki bildete 8 Escadrons Ulahnen, Rembowski Jäger, Piotrowski ein Freicorps in Siebenbürgen, der Fürst Joseph Woroniecki sollte ein ähnliches Freicorps bilden.

Als östreichischer Entsatz nach Arad kam, mußten wir nach einer durch die große Ungeschicklichkeit des Anführers Obrist Maryassy verlorenen Schlacht, in der sich die Polen, namentlich der Rittmeister Poninski (jetzt Obristlieutenant) mit einigen polnischen neu gestifteten Ulahnen auszeichnete, nach Alt-Arad uns zurückziehen. Der Ruf der polnischen Tapferkeit war bei den Ungarn selbst sehr groß und wir wurden überall als Helden vortrefflich aufgenommen.

Auf meine wiederholte Bitte alle polnischen Corps zu einem Hauptcorps zu vereinigen, erhielt ich folgenden Bescheid:

An das polnische Legions-Commando zu Arad.

Die polnische Legion ist im Drange des Augenblicks zertheilt worden, und ward dorthin verfügt, wo die Gefahr am größten war; auch hat sie ritterlich bewiesen, daß das für sie der rechte Ort ist. Es wird ihr jedoch die Zusicherung ertheilt, daß der erste Augenblick von Ruhe benutzt werden wird, sie zu vereinigen und auf einen ihrer ausgezeichneten Haltung würdigen Punkt zu stellen. Indessen wird jeder von Polens Heldensöhnen den Boden behaupten, den er durch seine Tapferkeit bereits geweiht hat: ist dieser frei, wird er zu seinen Brüder eilen und die so schön begonnene Laufbahn ruhmvoll verfolgen.

Pesth, d. 20. December 1848. Kossuth,

Präsident des Landes-Vertheidigungs-Ausschusses.

Bei den Gefechten bei Tarcal und Keresztur den 22. Januar herrschte ein Nebel, der den Freund vom Feinde nicht unterscheiden ließ, so nahe auch beide an einander standen. Plötzlich entsteht im polnischen Bataillon das Gerücht, ein östreichisches ihnen gegenüberstehendes Bataillon wolle sich ergeben. Fredro, Adjutant Tchórznicki's, sprengt hinüber, sieht ein Bataillon Ungarn, Gewehr zu Fuß, und einen östreichischen Offizier vor demselben es haranguirend, ein östrei-

chisches Bataillon in derselben Stellung einige Schritt gegenüber. Fredro sprengt an den Offizier heran, der ihn freundlich grüßt, die Hand reicht, zugleich fragt, warum er noch den Degen an der Seite behalten? Fredro sieht den Offizier groß an, gibt aber, indem der östreichische Offizier gerade einem ungarischen Husaren, der angeritten kommt, den Degen abnimmt, seinem Pferde die Sporen und sprengt zu seinem Bataillon Polen zurück, während dem aber sprengt sein Chef Tchórznicki an ihm vorbei zu den Oestreichern, ohne sich durch sein Nachrufen aufhalten zu lassen. Die Polen unter Bulharyn waren indessen voransmarschirt, und in kurzem sahe man die Oestreicher und vor der Front den Tchórznicki mit dem östreichischen General Fiedler, umgeben vom Stabe des letztern. Einige Minuten der Ungewißheit verflossen, als Tchórznicki den Polen zurief „„Gewehr zu Fuß"". Die Polen aber gaben statt dessen Feuer, die Oestreicher geben nun auch eine Salve und verschwinden im Nebel. Tchórznicki behauptet, daß sich die Oestreicher hatten ergeben wollen, und schickt seinen Adjutant Fredro noch einmal an sie ab; dieser wird aber mit Flintenschüssen, so wie er sich zeigt, zurückgewiesen. Einige Tage hierauf sagt das Bataillon insgesammt seinem Chef Tchórznicki den Gehorsam auf, der nun zum Stabe Klapka's commandirt wird. Idzikowski übernimmt das Commando.

Die unter meinem Befehle stehende polnische Abtheilung blieb bis zum 4. Febr. in Arad stehen. Einige magyarische Offiziere wollten mich zum Commandanten des Corps an Mariassy's Stelle ausrufen, aber dem widersetzte ich mich ausdrücklich. Hierauf kam der Ingenieuroberst Gall, der, zum General ernannt, den Oberbefehl bei Arad übernahm. Die Polen, welche ununterbrochen den Vorpostendienst versehen und sich an den Krieg gewöhnt hatten, standen im größten Ansehen, und Gall that nichts ohne meinen Rath. Alle Anordnungen gingen von mir aus, unser Lozcki commandirte die Artillerie, Grochowalski die Ingenieure, und ich wurde zum Oberstlieutenant ernannt. Indem ich sah, daß die magyarische Sache schlecht stand, stellte ich der Regierung vor, daß man nothwendig alle Truppen vereinigen und einen Hauptschlag gegen die östreichische Armee unternehmen müsse, auch wären streng kriegsgerichtliche Beispiele gegen die Corpsführer nothwendig, die ohne alle Rücksicht auf die Befehle der Regierung nach eigenem Gutdünken verführen, außerdem bemühete ich mich ununterbrochen, alle polnischen Abtheilungen zu vereinen, was auch alle wünschten, außer Tchórznicki und Rembowski, wobei Letzterer die nichtswürdigsten Intriguen sich erlaubte. Zur Belagerung Arads fehlte in den letzten Tagen die Munition. Endlich kam der General Damianicz; im Kriegsrathe, den er anordnete, war ich gegen den Sturm der wohlbefestigten Festung, da wir weder Bresche geschossen hatten, noch Ammunition vorhanden war, trug überhaupt energisch darauf an, daß die von mir geführten Polen einen Theil des Damianicz'schen Corps bilden und Arad verlassen möchten, um im freien Felde kämpfen zu können, was alle sehnlichst wünsch-

ten. Das Hauptmotiv meines Antrags, was ich jedoch verschwieg, war, daß ich gegen die Serben, unsere slavischen Brüder, nicht kämpfen wollte, einen Kampf, in welchem Vertilgung ganzer Stämme das gegenseitige Ziel war. Meine Meinung siegte. Einige Tage hierauf ließ mich Damianicz rufen und erklärte mir, daß er mit seinem Corps nach Szolnok marschire, und ich zum Anführer aller Truppen bei Arad und im Banat ernannt sei. Mit Festigkeit erklärte ich, diese Ernennung nicht annehmen zu können; als Pole müßte ich auf meinem Vorschlag bestehen, mit meinem Bataillon zu seinem Corps zu gehören und Arad zu verlassen, widrigenfalls würde ich die Entlassung nehmen und die polnische Legion auflösen. Nach dieser Erklärung berathschlagte Damianicz mit dem Regierungscommissair und genehmigte meinen Antrag. Ich erhielt noch zu meinem Bataillon eine ungarische Brigade, und marschirte mit dem Hauptcorps nach Szentes, wo wir einige Tage unthätig standen. Damianicz gab mir den Befehl, nach Debreczyn zu gehen und die Regierung zu bewegen, wenigstens das Corps des Vecsay mit dem seinigen zu verbinden.

Als ich nach Debreczyn kam, sprach ich zuerst mit dem Kriegsminister Meszaros, der mir sogleich von vornherein erklärte, Vecsay wolle dem Damianicz und dieser dem Vecsay sich nicht unterordnen, ich möchte mit dem Chef des Generalstabs, dem Obristen Stein, sprechen. Dieser, ein Mann von großen Fähigkeiten, aber ein scharfer Kritiker, beschrieb mir beide Generale sehr kurz, doch nicht schmeichelhaft, und verwies mich auf den Erfolg der Operation des zum Obergeneral in Oberungarn ernannten Dembinski, mit dem ich dann unterhandeln müsse. Kossuth nahm mich sehr artig auf und dankte mir für meine bisher bewiesene Aufopferung, machte mir auch die gewisse Aussicht, in Kurzem die polnischen Truppen alle (unter meinem Befehl zu vereinigen. Vom General Dembinski sprach er mit dem größten Lobe und rühmte seinen Rückzug nach Litthauen. Gegen Bem schien er etwas zu haben, sprach jedoch von ihm mit der größten Rücksicht. In der That sahen alle Ungarn damals in Dembinski den von der Vorsehung Gesandten, um die Uneinigkeit unter den Generalen, von denen sich keiner dem andern unterordnen wollte, zu beenden. Schon jetzt jedoch äußerte Kossuth die Besorgniß, ob Görgey sich dem Dembinski unterordnen werde. Schließlich theilte er mir mit, daß mich Damianicz zum Obersten vorgeschlagen hätte, und bat mich um diesen Rang nicht des Ranges wegen, wie er sich ausdrückte, sondern, da ich zu einem größern Commando bestimmt wäre, der Militairhierarchie wegen, anzunehmen. Eine Offizierdeputation des Rembowski'schen Corps suchte mich hier auf, mir das Commando desselben anbietend, mit der Bedingung jedoch, daß die Wahl der Offiziere so wie bisher den Gemeinen verbleibe. Ich erklärte ihnen, daß ich keine Bedingungen eingehen, am wenigsten diese Einrichtungen einführen würde, die nur Anarchie und Unordnung her-

vorgebracht hätte. Nach meiner Rückkehr marschirte ich den 23. Februar mit dem Damianicz'schen Corps nach Cibakhaza, wo wir längere Zeit unthätig standen.

Indessen fanden die Schlachten bei Kapolna Verpelet und Mezö-Kövesd statt, in welchen sich Dembinski, mit großem Muth jeder Gefahr sich selbst aussetzend, geschlagen hatte und vielleicht gesiegt haben würde, wenn Görgey zu rechter Zeit gekommen wäre. Die magyarischen Generale lohnten ihm mit dem empfindlichsten Undank, man warf ihm Verrath vor und umstellte seine Wohnung mit Wachen. Es kann wohl sein, daß Dembinski die Anführer verletzend behandelte, was ich um so leichter annehmen kann, nachdem ich ihn selbst genauer kennen gelernt hatte, aber unwürdig war es, ihm Verrath anzudichten.

Erst den 2. März gingen wir über die Theis und griffen den 5. März Solnok an. Ich commandirte die 1. Linie. Damianicz gab drei mal Befehl zum Angriff und eben so oft Gegenbefehl; eine östreichische Batterie brachte schon Wanken in unsern linken Flügel, es kam alles auf die Einnahme Solnoks an, um auch dem Vecsayschen Corps auf der andern Seite des Flusses den Uebergang zu eröffnen, und nicht geschlagen zu werden. Ich stürmte daher an der Spitze eines Bataillons Solnok, und so entschied sich die Schlacht. Der Rittmeister Poninski schlug mit 120 Mann Ulahnen zwei östreichische Divisionen Reiterei (?) in die Flucht und nahm 5 Kanonen, hinter ihm kamen erst die ungarischen Husaren, der tapfere Lieutenant Rzepecki fand hier den Tod. Da bei Solnok keine günstige Stellung war, gingen wir bis Törck-Sent-Mikles zurück, und hier traten unter mein Commando noch eine Compagnie des Zollowski und zwei des Rembowski. Das Hauptcommando über beide Armeeabtheilungen erhielt hier der General Vetter, was uns nichts Gutes brachte. Damianicz konnte sich mit Vetter nicht einigen, und trennte sich von ihm. In der größten Unordnung, ohne Lebensmittel und ohne Feuer in sehr kalter Zeit, zogen wir uns wieder nach Cibakhaza zurück und verloren mehr Leute als durch eine Schlacht. Kossuth bemühte sich auf alle Weise die Eintracht zu erhalten, Vetter behielt den Oberbefehl, wurde jedoch gleich krank und trat ab, als Görgey mit seinem Corps ankam und nun den Oberbefehl übernahm.

Im Ganzen war die Lage Ungarns vom 1. Januar bis Ende April verzweiflungsvoll, man kann sagen Kossuth war der Einzige, der nicht den Muth verlor, und dessen Energie mit der Gefahr wuchs. Die Polen leisteten den Ungarn große Dienste in dieser Zeit; obgleich die Zahl nur klein war — die ganze Legion nur 800 Mann Infanterie und Cavallerie, so waren sie doch überall die ersten beim Angriff, die letzten bei der Retirade, so daß es in allen Zeitblättern hieß, die polnische Legion betrage 10 bis 20,000 Mann. Von der andern Seite muß man gestehen, daß, so tapfer die Polen waren, es ihnen an Ordnungsliebe und Subordination mangelte. Da die Regierung immer neue Führer und Organisatoren mit großen Vollmachten ernannte, wollte jeder regieren, Niemand

gehorchen — man ging aus einer Compagnie nach Belieben in eine andere. Wer am meisten schrie und sich wichtig machte, avancirte am meisten; viele gingen in ungarische Regimenter, wo sie gleich Offiziere wurden.

Ein anderes Motiv der Krankheit der polnischen Legion war die häusliche und geistige Bildung unserer polnischen Jugend, die zum Militair ganz und gar nicht eignete. Die merkwürdige Verwirrung der Ideen bei Anwendung erhabener socialer Grundsätze auf den abnormen Kriegszustand und die unglückliche Lage des Polen, als besiegter Unterthan fremder Regierungen, macht, daß er jedes Widersetzen gegen die Befehle der Obrigkeit als Tugend und Heroismus, und immerwährende Verschwörungen zum Umsturz der bestehenden Gewalt als das tägliche Brod des wahren Patrioten betrachtet, und den Umsturz der bestehenden Gewalt als das erhabene Ziel aller Gedanken, Wünsche und Bestrebungen.

Seit der Solnoker Schlacht schien ein neuer Geist die Ungarn zu beseelen, besonders die Infanterie und Artillerie zeichneten sich aus und wetteiferten mit uns. Ich hatte das Commando einer Infanteriedivision des Damianicz, an welche sich immer die polnische Legion anschloß, und wir concentrirten uns unter Görgey nach schweren Märschen durch tiefen Koth bei Gyöngyös, den 2. April kam ich bei Halwan dem General Gaspari, den Schlik angriff, zu Hilfe und wir drängten die Oestreicher zurück. Wir erhielten den Befehl nach Joss-Bereny zu marschiren und nachdem wir im großen Regen und fürchterlichen Koth 5 Meilen marschirt und einige Ordres und Contreordres erhalten hatten, ertheilte uns ein junger Stabsoffizier den Befehl, noch bis zum nächsten Dorfe zu gehen, ohne dessen Namen oder Entfernung anzugeben. Der zum Tode ermüdete Soldat wollte nicht weiter gehen, einige warfen die Gewehre weg und gingen in die Bauerhäuser. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Görgey, der sichs im Gasthause mit den andern Führern gut schmecken ließ, bittere Vorwürfe zu machen.

Als wir von hier nach Tapio Biczko marschirten, trafen wir das Corps des Klapka, welches in der größten Unordnung retirirte. Es war nicht möglich sie aufzuhalten, wir machten also Front gegen den verfolgenden Jellachich; Görgey gab mir das Commando des linken Flügels, er selbst ließ am rechten Flügel ein Bataillon mit dem Bayonnet eine Brücke erstürmen, die uns von den Oestreichern trennte, und meine Division entschied nun das Gefecht. Bei Isaszeg holten wir den retirirenden Feind ein, hier kam es auf dem Wege nach Gödöllö zwischen einer Abtheilung des Schlik'schen Corps und meiner Brigade, d. i. zwei Bataillon vom Regiment Waza und der polnischen Legion, zu einem blutigen Kampfe, in welchem uns der Feind sehr überlegen war, der sich aber, nachdem uns die Brigade Leiningen zu Hilfe kam, endlich auch das Aulich'sche Armeecorps, für uns günstig entschied. Auf dem linken Flügel siegte Klapka durch wiederholte energische Angriffe. Der Feind zog sich über Gödöllö nach Pesth zurück, und wir

defilirten in Gödöllö vor Kossuth. Als meine Division, die polnische Legion und die Ulahnen bei ihm vorüberzogen, zog er den Hut ab und stand baarhaupt und sich tief bengend die ganze Zeit des Vorübermarsches. Meine Division und die polnische Legion galten auch wirklich überall für die tapfersten Truppen und hatten alle Ehrenzeichen an ihren Fahnen.

Von hier ging es nach Waitzen, welches wir den 10. April, und zwar meine Division, mit dem Bayonnet nahmen, trotz der tapfern Gegenwehr des östreichischen Generals Jablonowski. Hier muß ich eines sonderbaren Ereignisses erwähnen. Beim Einzuge nach Waitzen empfingen uns die östreichischen Tirailleure mit heftigem Feuer, die polnische Legion wurde an der Brücke dadurch etwas aufgehalten, da stürzte der ungarische Major Feldwary, ein tollkühner Soldat, auf unsern Fahnenträger Derezynski und will ihm die Fahne entreißen; dieser stößt ihn entrüstet zurück und erstürmt nun an der Spitze der Legion die Brücke. Feldwary verbreitete hierauf die Lüge, den Polen hätte der Muth gefehlt. Bei dieser Gelegenheit machte ich die traurige Erfahrung, daß auch in der Umgebung Görgeys, der die Polen selbst nicht liebte, eine Partei war, die uns verleumdete. Die feindliche Gesinnung Görgeys gegen Dembinski und die Zeitungsartikel, welche so viel von den Polen und ihren Thaten erzählten, erregten und mehrten den Neid und Haß der Ungarn, welche sich sonst tapfer schlugen, gegen uns Polen.

Unsere rücksichtlosen jungen Polen vergrößerten die Zwietracht; stolz auf die polnische Tapferkeit sahen sie mit Verachtung auf die magyarischen Offiziere, denen sie nie die ihrem Range gebührenden Honneurs erwiesen; sie prahlten, daß sie allein Ungarns Aufstand aufrecht erhalten hätten, klagten über der Ungarn Gleichgiltigkeit gegen sie und die polnische Sache und ertrugen, verweichlicht in Arad, nur mit Widerwillen das viele Ungemach des Kriegs. In dieser traurigen Lage suchte ich so viel ich konnte zu vermitteln, schlug deshalb keinen meiner Leute zu Belohnungen vor und war verlegen, wenn meine Ungarn in Gegenwart magyarischer Generale ihr Eljen Wysocki schrien — ich machte auf magyarische Dankbarkeit keinen Anspruch, denn ich hatte nur mein Vaterland vor Augen.

Von Waitzen aus ging ich mit Klapka's Corps nach Szarlo zu, wo der Feind mit 35,000 Mann stand, ich erhielt das Commando des linken Flügels, wir griffen mit etwa 18,000 Mann an, ehe mir Gaspari zu Hilfe kam. Nach tapferer Gegenwehr schlugen wir sie aus der Stadt, hinter der sie sich nochmals aufstellten. Klapka schlug die Oestreicher und verfolgte sie lebhaft, ich erhielt von Damianicz den Befehl nicht vorzurücken, und der Obrist Kassoni, dem ich befahl, die in Unordnung fliehenden Feinde zu verfolgen, ließ mir antworten, die Cavallerie wäre dazu zu ermüdet; so entgingen die Oestreicher ihrem völligen Untergange. Damianicz dankte der polnischen Legion für ihre Tapferkeit, und des Abends am Bivouakfeuer sagte Görgey scherzend zu mir: „Herr Wysocki, was werden wir nun machen?“ — Ich antwortete in demselben Tone: „Komorn entsetzen und

dann geradezu nach Wien gehen.“ Görgey dachte hierauf etwas nach und antwortete: nein, das würde unpolitisch sein.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Correspondenz und Notizen.

Alexander Dumas hat eine neue literarische Speculation unternommen; er hat die Memoiren Talma's herausgegeben, „écrits par lui-même, recueillis et mis en ordre par les papiers de sa famille.“ Das Buch ist augenscheinlich — wenigstens zum großen Theil — eine Windbeutelei. Der Stil unseres Romancier, und seine celtische Erfindungsgabe, wo er sich nicht auf Wiederholung bekannter Anekdoten beschränkt, leuchtet zu sehr hervor, als daß man sich über den Ursprung dieser angeblichen Memoiren täuschen sollte. Ob einzelne Notizen von Talma's Hand denselben zu Grunde liegen, ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. —

Von Lamartine erscheint im Feuilleton des Constitutionell ein neuer Roman: Génévieve, dessen Einleitung wieder so viel süßliche Selbstgefälligkeit verräth, wie sie nur in irgend einer der frühern Schriften dieses eitlen Dichters gesucht werden kann. —

Karl Gutzkow hat einen neunbändigen Roman geschrieben: der Ritter vom Geist, der vom 1. Juli ab im Beiblatt der Deutschen Allgemeinen Zeitung zu erscheinen bestimmt ist. —

Meyerbeer's Prophet als Kunstwerk hat in Dr. E. A. Lindner (Berlin, Gärtner) einen Kritiker gefunden, der das ernstliche Bestreben hat wissenschaftlich zu sein. Das Resultat dieser Kritik ist: „das Werk ist als Kunstwerk in jeder Beziehung verfehlt, giebt aber den besten Beweis, daß der Componist, wenn er will, vorzugsweise befähigt ist, die musicalisch-dramatische Form neu zu gestalten und zwar nicht nur annäherungsweise anbahnend, sondern in wahrer Vollendung. —

Begum Sumro (Wien, Lechner) heißt ein neues Trauerspiel von E. Paul (Dr. Faust Prachtler), welches eine Episode der englischen Kriege in Indien im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts behandelt, und bei allen Schwächen eine gewisse Erfindungsgabe verräth. —

Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, pendant les années 1844, 1845 et 1846, par M. Huc, prêtre missionaire de la congrégation de St. Lazare. — Zwei französische Priester, Huc und Gabet, haben die ziemlich unbekannten Gegenden der Tartarei und Thibet in christlichen Zwecken durchreist. Sie haben vorher in einem längern Aufenthalt in China die Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes studirt und sind dann in Begleitung eines bekehrten Lama unter die Tartaren gegangen, mit zwei Kameelen, im Lamacostüm, das ihnen überall Eingang beim Volk verschaffte. Sie haben ihr Zelt gleich den Nomaden in der Wildniß aufgeschlagen und nach dem Vorbild der alten Jesuiten das Christenthum, das sie

predigten, der Vorstellung der mongolischen Religion anbequemt. Nach vielen interessanten Irrfahrten sind sie endlich in Lasso angekommen, der Residenz des Dalai-Lama, dort haben sie ihre Maske abgeworfen und sind offen als christliche Apostel aufgetreten. Im Anfang mit Wohlwollen aufgenommen, sind sie zuletzt doch ausgewiesen und mit einem Zwangspaß über die Grenze geschickt worden. Ueber Micao sind sie dann nach Europa zurückgekehrt.

Amédée Hennequin, Etudes sur l'anarchie contemporaine, le communisme et la Jeune-Allemagne en Suisse; eine sehr vollständige Darstellung der geheimen Gesellschaften in der Schweiz vom Standpunkt des äußersten Conservatismus.

Robert Schumann's neue Oper Genoveva kommt in der nächsten Woche in Leipzig zur Aufführung.

Theater.

Wir theilen aus Lamartine's Drama: Toussaint Louverture, über das wir Heft 21 berichtet haben, zwei charakteristische Stellen mit. Zuerst die schwarze Marseillaise.

Enfans des noirs, proscrits du monde,
Pauvre chair changée en troupeau,
Qui de vous-même race immonde
Portez le deuil sur votre peau!
Relevez du sol votre tête,
Osez retrouver en tout lieu
Des femmes, des enfans, un Dieu,
Le nom d'homme est votre conquête!

Ferner den Hauptmonolog des Helden.

Dans un pauvre vieux noir cependant quelle audace!
De prendre seul en main la cause de sa race;
De se dire: Selon que j'aurai resolu,
Il en sera d'eux tous ce que j'aurai voulu!
Dans mes reflexions du mot fatal suivies,
Je pèse avec la mienne un million de vies,
Si j'ai mal entendu, si j'ai mal répété,
Le sens de Dieu — malheur à ma postérité!
Dieu ne sonne qu'une heure à notre délivrance,
Opprobre à qui la perd! mort à qui la devance!

(Er beugt sich, berührt mit der Stirn den Boden, zieht einen Rosenkranz mit einem Crucifix aus seinem Busen und weint.)

Ah combien j'ai besoin d'intercéder celui
Dont l'inspiration sur tous mes pas a lui. (Er betet.)
Crucifié pour tous! symbole d'agonie,
Et de rédemption! (bitter.) — Quelle amère ironie!
Où se heurte mon coeur lorsque je veux prier?
Quoi! c'est le Dieu des blancs qu'il nous faut supplier!
Ces féroces tyrans, dont le joug nous insulte,
Nous ont donné le Dieu que profane leur culte,
En sorte qu'il nous faut, en tombant à genoux,
Effacer leur image entre le ciel et nous!
Eh bien! leur propre Dieu contre eux est mon refuge!
Il fut leur redempteur, mais il sera leur juge,
La justice à ses yeux n'aura plus de couleur,
Puisqu'il choisit la croix il aima le malheur!

Rechtfertigung.

Pag. 471 in Nr. 12 der Grenzboten vom laufenden Jahre wird mir das schimpfliche Beiwort „Spion" gegeben. In dem mich freisprechenden Protocoll des Pesther Stadtgerichts von 22. December 1848 heißt es dagegen: „Es ist bewiesen, daß Beklagter in dem ehemaligen Siebenbürgen, bevor es noch gesetzlich mit Ungarn vereinigt war, die Volksklassen, namentlich aber die dortigen Sachsen, gegen Ungarn und die Union durch die Schriften ..... aufreizte." — Ich habe demnach in einem nicht zu Ungarn gehörigen Lande meine Ansichten über Ungarn ꝛc. in den Zeitungen ausgesprochen; — ob man in Deutschland seit 1848 einen Zeitungsschreiber auch Spion nennt, weiß ich nicht, da ich erst 1849 zurückgekommen bin, und in dem Neuen manche unausfüllbare Lücke fühle.

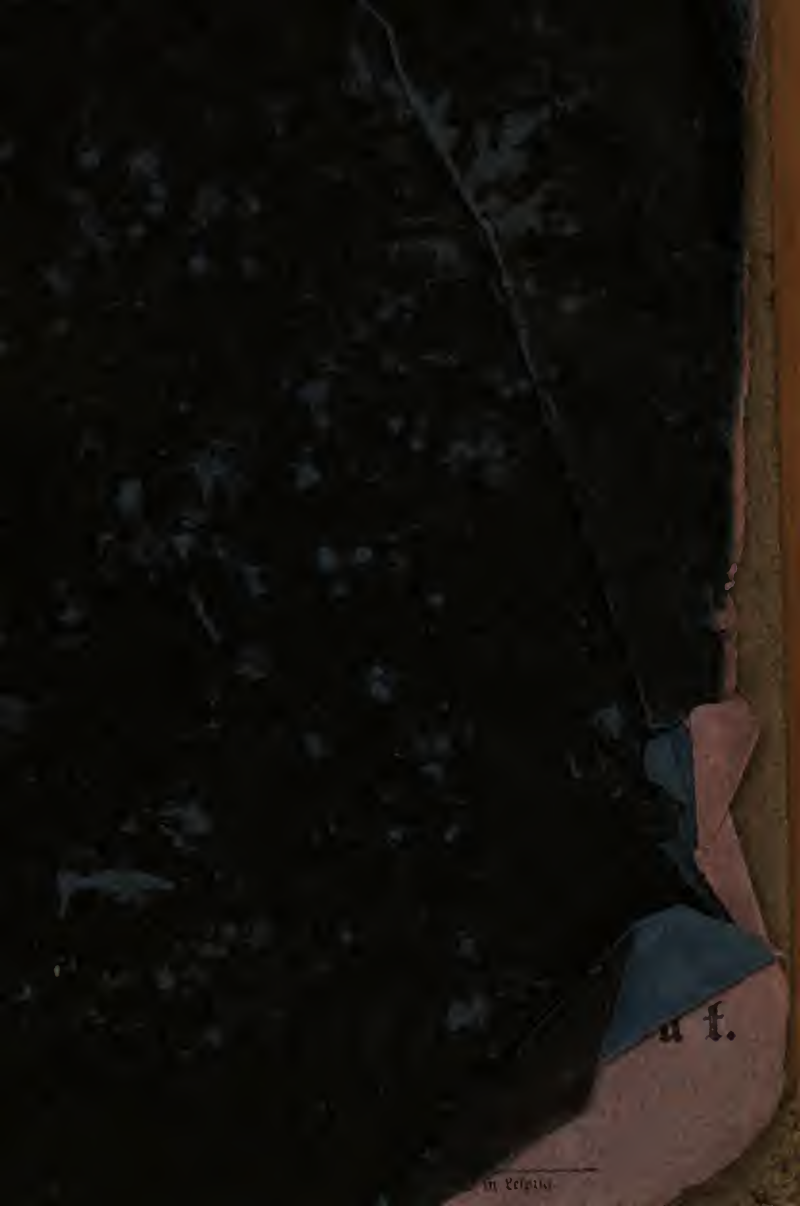
Jenem Artikel nach soll ich auch bereits zum Tode verurtheilt gewesen, dann begnadigt und ganz frei gelassen worden sein.

Dem ist aber nicht so. — Ganz widerrechtlich hat die Pesther Ministerial-Polizei, in deren Hände ich am 21. Juli 1848 gerieth, am Abende des 22. Juli. das Statarium über mich verhängt. — Volle 17 Stunden habe ich in Ketten dem Hauptverhör und dem Endurtheil über Tod oder Leben entgegengeharrt, indem ich im Hofe des Stadthauses saß. — Am 23. Juli Vormittags 11 Uhr war das Hauptverhör, welches damit endigte, daß sich die aus 7 Richtern (Juristen) bestehende Commission für incompetent erklärte, worauf meine Sache dem Pesther Stadtgerichte übergeben ward, welches mich, nach 24wöchentlicher Haft, am 5. Januar 1849 frei gab.

Der Verfasser jenes mich beleidigenden Artikels ist eben so schlecht instruirt, wenn er behauptet, mein Fall sei 1848 der einzige gewesen. — Ist nicht im September 1848 in Czegled ein Militär-Arzt aufgehängt worden, der bei Kossuth's Anwesenheit von dessen Reden ein Wort als unwahr bezeichnet hatte? Weiß der Verfasser jenes Artikels nicht, was 1848 in der Bacsha geschehen? Oder gehört diese nicht zu Ungarn? — Fand man nicht am 10. Decbr. 1848 an einem Galgen bei Klausenberg 32 Walachen von den Ungarn aufgehängt?

C. Unverricht,
Privatlehrer zu Wilhelminenhütte bei Myslowitz in Ober-Schlesien.

Die „Grenzboten" beginnen am 1. Juli das **II. Semester** des **IX. Jahrgangs.** Wir erlauben uns zur Pränumeration derselben einzuladen und bemerken, daß alle **Buchhandlungen** und **Postämter** Bestellungen darauf annehmen. Da diese Wochenschrift nur **halbjährig** abgegeben wird, so kann ein Abonnement **vom October** an **nicht** stattfinden. Preis des Semesters ist 5 Thlr.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.